



*Konservative Monatsschrift  
für Politik, Literatur und Kunst*

BERKELEY  
LIBRARY  
UNIVERSITY OF  
CALIFORNIA

*Q von Fa*





Con 7<sup>a</sup>

Q

Allgemeine

Con<sup>12</sup> 70

# Konservative Monatschrift

für das

christliche Deutschland

Jahrgang XLVII.



Begründet 1843 als „Volkblatt für Stadt und Land“. Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber

D. v. Verzen, Schwerin i./M. u. Prof. Dr. M. v. Nathusius, Greifswald.

1890. Januar—Juni.

Leipzig,

Verlag von Georg Böhme Nachf.

G. Angelf.

# Inhalt.

	Seite
Philippus. Eine Studie von Pontus Wikner . . . . .	1
Skizzen aus Portugal. Von L. E. . . . .	21
Von den Eltern Zinzendorf's. Von G. E. v. Rahmer . . . . .	30
v. Clauswitz. Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe von Bald . . . . .	38. 155
Freiherr von Stein. Weiland loburg.-gothaischer Staatsminister. Von Gust. Schloffer . . . . .	44
Deutsche Lieder aus Tirol. Im Anschluß an die Walthersfeier zu Vozen am 15. Sept. 1889. Von Dr. Freybe . . . . .	63
Berliner Brief. Von Johannes Sieghalt . . . . .	71. 185. 302. 407
Der Klausner von Stappensfeld. Von Gustav u. Ina v. Buchwald . . . . .	113
Das bürgerliche Gesetzbuch . . . . .	139
Zinzendorf im Verhältnis zu seiner Mutter in den Jahren 1739 bis 1742. Von G. E. v. Rahmer . . . . .	142
Archipoeta. Ein Dichter des 12. Jahrhunderts. Von Dr. Eberhard Schalben . . . . .	161
Die Bjaschin Wiese. Russische Skizze, bearbeitet von Dr. jur. Vertes-Gittau . . . . .	171
Reichen der Zeit. „Fremdwörter“ von Otto Kraus . . . . .	206
Gustav Jahn. (Mit Porträt) . . . . .	225
Eine deutsche Dichterin vor 100 Jahren. Von Martin von Nathusius . . . . .	238. 382
Aus der Jugendzeit Zinzendorf's. Von G. E. v. Rahmer . . . . .	249. 482. 610
Inner-Afrika . . . . .	264
Eine wohlthätige Frau (Herzogin Galliera). Von E. M. Serres . . . . .	268
Sankt Wendel zum Stein. Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Von Julius Hartmann . . . . .	276. 347
Eine Litteraturgeschichte mit neuen Gesichtspunkten . . . . .	297
Gustav Schloffer. (Mit Porträt) . . . . .	337
Dörlinger . . . . .	370
Zum Gedächtnis Karl Gerold's. Von Immanuel Weitbrecht . . . . .	392
Kaiser Wilhelm's Unterrichts-Erlass und Verwandtes. Von Th. H. Brachmann . . . . .	403
Zeitgedichte. Die Halben — Opportunismus . . . . .	432
Die hundert besten Bücher. Von Otto Kraus . . . . .	449
Zehn Jahre deutscher Geschichte und Heinrich von Treitschke. Von H. B. . . . .	458. 569
Vor sechzig Jahren . . . . .	473
Die heilige Barbara. Novelle von L. von Kade . . . . .	490
Skizze a. d. Leben einer dienenden Schwester. Von Anastasia, Gräfin von Pappenheim . . . . .	520
Ein Briefwechsel . . . . .	582. 640
Das Fräulein. Erinnerungen von B. Leporin . . . . .	545
Theater und Kirche. Ein Beitrag zur grundsätzlichen Beurteilung ihrer Stellung zu einander. Von Heinrich Steinhäusen . . . . .	561
Der Mann seiner Frau. Novelle von Max Eisenträger . . . . .	587
Apollo Stroganoff. Zum neuesten Stand der Frage nach der Ergänzung des Apollo von Selvedere. Von Dr. Otto Adalbert Hoffmann-Meh . . . . .	617
Berliner Kirchennot. Im Zusammenhange dargestellt von Eduard Anders . . . . .	627
Bismarck-Litteratur. Von H. B. . . . .	635
Monatsschau . . . . .	83. 193. 307. 415. 537. 647
Neue Schriften . . . . .	95. 209. 321. 433. 548. 657

## Neue Schriften.

- Adelshof, Legiton d. Lebens-  
glücks 447.  
Abgren, Geld 108.  
Andreas, 20 Predigten 434.  
Appellius, Bedingte Verur-  
teilung 672.  
Arbussow, Riv-, Eth- u. Kur-  
land 553.  
Ausbreitung, d. kathol. Bewegung  
560.  
Bamberger, D. wunde Punkt  
559.  
Bauer, Schloßfrau v. Tilsenau  
220.  
Baum, Kirchengeschichte 658.  
Baumgart, Christentum 549.  
Bed, Antiköbel 559.  
Bellaum, Alles verstaatlicht  
334.  
— Sozialist. Roman 210.  
Bergmann, Dies u. das 329.  
Bibelfrage, Zur 211.  
Biederemann, v., Goethes Ge-  
spräche 105.  
Bildungsfragen, Soziale 657.  
Blischoff, Joh. Balth. Schupp  
327.  
Blücken, Erwerbs- und Wirt-  
schafts-Genossenschaften 672.  
Böhner, Im Lande d. Fe-  
stlichkeiten 554.  
Bolanden, v., Bamboel 665.  
Böldt, Ländl. Gemeinwesen  
560.  
Böthmer, v., Organisationen  
657.  
Bratte, Wegweiser 559.  
Buchwald, Erinnerungsblätter  
671.  
Burf, Spiegel edler Pfarr-  
frauen 672.  
Burdhardt, Th. Platterß  
Briefe 326.  
Büttner, Reisen im Kongo-  
lande 441.  
Camerer, Luftkutschstätten 560.  
Cassari, Die evangel. Konfir-  
mation 322.  
Chamotz, Joh. Val. Andrea  
redivivus 329.  
Clasen, Erlebtes u. Verwebtes  
670.  
Conrad, v., Graf August v.  
Werder 661.  
Cronmeyer, Friedrich-Wil-  
helmsdorf 433.  
Cunz, Bibl. Kind 325.  
Curtius, Unter 3 Kaisern 324.  
Dalton, Kampf gegen Unzucht  
672.  
— Urkundenbuch 214.  
— Evgl. Sonntagsschule 99.  
Dechent, Aus d. Leben einer  
Pfarrfrau 441.  
Dedekind, Achten-Lini 557.  
Deser, Soziale Fragen 672.  
Dennert, Moses oder Darwin  
559.  
Dieffenbach, Passionale 500.  
Dieterli, Mirjam 667.  
Dilthey, Der wirtschaftl. Wert  
v. Deutsch-Ostafrika 321.  
Dorneth, Martin Luther 551.  
Ebeling, Blide in vergessene  
Winkel 111.  
Ebers, Josua 100.  
Edkein, Initium Fideitatis  
662.  
Egger, Rauch u. Goethe 439.  
Ehrenberg, Festzugs-Erinner-  
ungen 441.  
Einjam, Weltlieber 350.  
Eisenlohr, Mein Reich ist nicht  
von dieser Welt 560.  
Eise, v. d., Apollonia v. Celle 335.  
— Graf Floris 667.  
Das Empfängnisprinzip 559.  
Entwurf eines bürgerl. Geset-  
buches 672.  
Ernst, Offenes Bistum 444.  
Eckstruth, v., Hossult 557.  
Evers, Wilde Wogen 668.  
Felsen, Buch d. deutschen Ar-  
beiters 560.  
Fisch, v., Geschichte d. S. Johan-  
nis-Ordens 560.  
Frische, Kinder- und Wieder-  
taufe 560.  
Freudenthal, Hierabendstück  
558.  
Funde, Wandel vor Gott 658.  
Gast, Bibl. Geschichten 559.  
— u. Köhlich, Bibl. Ge-  
schichten 560.  
Gayette-Georgens, v., Was  
duthun u. nicht thun sollst 330.  
Geißler, Phäntom 663.  
Gerol, Vor Feierabend 550.  
— Jugenderinnerungen 558.  
Gloel, Kritik d. Galaterbriefes  
213.  
Gniffel, Das Kuipow-Unges-  
tüm 443.  
Epir. Gobrevic, Makedonien  
672.  
Godin, Kleine Geschichten 557.  
Göler, v., Ethl. u. soziale Zu-  
stände 433.  
Grans, Wunder d. Bühne 448.  
Großmann, Rechtsverhältnisse  
560.  
Gruher, Statist. Beiträge 560.  
Guilla, Konservat. Elemente  
Frankreichs 560.  
Halbe, E. Emporkömmling 220.  
Havaeette, Reisen d. Christof  
Kolumbus 441.  
Heilwahrheiten u. Heilsleben  
322.  
Heine, Lehr- u. Lesestücke 672.  
Henningsen, Kirchbüch. Ar-  
beitsstag 672.  
Herbst, Hilfsbuch f. d. deutsche  
Litteraturgeschichte 332.  
Herb, Deutsche Litteraturge-  
schichte 107.  
Herzog, Abriß der Kirchenges-  
chichte 98.  
Hobrecht, Neue Romellen 445.  
Holten, Joachim oder Neue  
Zeiten 331.  
Hörstelmann, Halte was du  
hast 660.  
Hunzinger, Bilderbuch 322.  
Jacobschagen, Licht von Oben  
560.  
Jäger, Humanist. Gymnasium  
99. 551.  
Janßen, Zeit- u. Lebensbilder  
438.  
Johannsen, Die heil. Schrift  
u. d. negat. Kritik 212.  
Jofai, Das Herz auf d. Stein  
668.  
Jordan, Jeli Dora 446.  
Junder's Reisen 553.  
Kaiserworte 324.  
Kampfmeyer, Hausindustrie  
in Deutschland 210.  
Karte d. deutschen Reichstags-  
wahlen 559.  
Kahfel, Anatron 330.  
Kaiser, Aegypten einst u. jetzt  
101.  
Ked, E. v. Rantouffel 552.  
Kierlegard's, Psychologie d.  
Sünde 435.  
Kice, Deutsche Heldensagen 215.  
— Deutsche Geschichte 660.  
Kuduhun, Bibelkunde 660.  
Koblinki, Pflicht der Kirche  
gegen Gesangene 99.  
Köhler, Stimulantkränze 98.  
Kraft, Saul 216.  
Kruze, Siegesgeschichten 442.  
Kübel, Wejen u. Aufgabe einer  
bibelgläub. Theologie 211.  
Kulemann, Sozialdemokratie  
548.  
Lamartin, Gottesminne 329.  
Leben, Das, des siebenten Gra-  
fen v. Shaftesbury 216.  
Liebrecht, Jugendgabe 560.  
Liebrecht, Lebenswege 669.  
Lienhard, Weltrevolution 105.  
Lieber, Henriette Wislizen 662.

- Luthardt, Erinnerungen a. ver-  
 gangene Tage 102.  
 Mantegazza, Das heutige-  
 rische Jahrhundert 336.  
 Mandel, Kephos d. Evangelist  
 212.  
 Marbach, Mysterium der Kunst  
 662.  
 Martensen, Freundes-Grüße  
 559.  
 Maurer, Gott mit uns 323.  
 Mejer, Wolf. Goethe 101.  
 Merz, Die Welt in ihrer Ver-  
 kommenheit 336.  
 Neumann, Vorabend d. franz.  
 Revolution 433.  
 Meyer, Psalterium 660.  
 Niastovski, v., Agrarpolit.  
 Reit- u. Streitfragen 209.  
 Missionslesesäle f. Kinder  
 550.  
 Morapp, Karl Gerol 661.  
 Mücke, Atraja 222.  
 Müller, Die 4 wichtigsten Fra-  
 gen 322.  
 — Segen des Gebets 322.  
 Müller-Guttenbrunn, Wie-  
 ner Theaterleben 559.  
 Münsterberg, Landarmenwe-  
 sen 560.  
 Riemann, Kampf gegen d. Un-  
 sittlichkeit 672.  
 Offenbarung, Die, des Jo-  
 hannis d. Theolog 212.  
 Oester, Stille Leute 672.  
 Oetli, Oberst Otto v. Büren 326.  
 Pelleton, Jarrowseau, d. Phar-  
 ser i. d. Wüste 325.  
 Perfall, Dämon Ruhm 220.  
 Perthes' Handlexikon 659.  
 — Wischud uns. höh. Schul-  
 wesens 100.  
 Pirson, Otto u. Kitty 560.  
 Preis, du, D. hypnotische Ver-  
 brechen 222.  
 Pro memoria 560.  
 Rabe, Guter Rat für Haus-  
 frauen 336.  
 Rathmann, Ehecheidung 433.  
 Nebenbacher, Weltgeschichte  
 323.  
 Redwig, v., Glück 556.  
 Reinecke, Einjährig. d. Christen-  
 thums im Harzgau 101.  
 Rehorn, Der deutsche Roman  
 664.  
 Reich, Nach Bethlehem 560.  
 Reichard, Christl. Lebensbilder  
 325.  
 Reischhandbuch f. die Christl.  
 Familie 671.  
 Rembe, Christus d. Mensch 97.  
 Rembrandt als Erzieher 670.  
 Reithwisch, Bischof Lothar 556.  
 — Gläubiger 556.  
 — Jugendlicher 329.  
 Richter, Deutsche Redensarten  
 558.  
 Rieger, Bibelbekenntnis 95.  
 Rippenhausen-Orangen, Jam-  
 milienheimstätten 560.  
 Roehrich, Mme. Ernest, le  
 Bon de la Roche 324.  
 Rosegger, Martin d. Mann 333.  
 Rosmund, Kaiserl. Erlasse 560.  
 Rundle-Charles, Wegen den  
 Strom 669.  
 — Bilder d. Lebens 110.  
 Scheurl, v., Lehranweisung 323.  
 Schuppel, Die Gewerkschaften  
 210.  
 Schlatte, Am Wege gepflücht  
 560.  
 — Das Weislein 560.  
 — Einleitung i. d. Bibel 213.  
 Schneiden, Schleswig-Holstein  
 661.  
 Schlenker, Bogud. Värm 445.  
 Schloffer, Erziehung d. Kinder  
 324.  
 Schmid, Dr. A., Die deutsche  
 Litteratur 665.  
 — Weltanschauung 223.  
 — Wesen d. Burschenschaft 559.  
 Schmidt, Reich Gottes 560.  
 — Der Rusikant von Tegernsee  
 446.  
 Schmittknecht, Erlebnisse  
 441.  
 Schott, Verfassungsrevision 672.  
 Schwedel, Die Schweden vor  
 Berlin 334.  
 Schynse, 2 Jahre am Kongo  
 328.  
 Seeburg, Kampf ums jenseit.  
 Leben 336.  
 Seuffert, Deutsche Litteratur-  
 deutmale Bd. 32. 332.  
 Sievers, Der Christ i. Trüb-  
 sal 672.  
 Stubovius, Kaiser Wilhelm I.  
 554.  
 Smiles, D. Weg zum Erfolg 95.  
 Specht, Zur Erinnerung an 326.  
 Sperl, Bomhard 326.  
 Spuren des Herrn 560.  
 Steen, Familiengeheimnis 557.  
 — Fast im Hafen 670.  
 Stodmeyer, D. Christen wäh-  
 rend d. franz. Revolution 660.  
 Stuger, Deutsches Leben 215.  
 Im Süden Indiens 328.  
 Suttner, v., Die Adjanten 335.  
 Tade, Das Verschwinden 559.  
 Taube, Predigten 550.  
 Tenger, Die Frau aus d. Beil-  
 schenke 445.  
 Thiersch, Gebet d. Herrn 434.  
 Thom, Gegen-Rüchen d. Littera-  
 tur 443.  
 Turgeniew, Briefe von 102.  
 Uhlhorn, Beruf. Christen 672.  
 — Christl. Liebeshätigkeit 436.  
 Ulrich, Dichtungen 555.  
 Verbesserungen der Luther.  
 Bibelübersetzung 672.  
 Vogt, Entstehen und Vergehen  
 der Welt 559.  
 Völkler, Wittenberger Konfordia  
 323.  
 — Konfordia Jubelbüchlein 323.  
 W., W. v., Osefa 108.  
 Wader, Laienpredigt u. d. Pie-  
 tismus i. d. luth. Kirche 213.  
 Wagner-Groben, Jacobs  
 Pilgerleben 672.  
 Ward, Robert Elsmere 335.  
 Wed, Unsere Taten 664.  
 Weich, Reform d. Presse 434.  
 Weibrecht, Jugendblätter 112.  
 Wendland, Lampta 219.  
 Wengen, v. d., Karl Graf zu  
 Wied 661.  
 Wenger, Gottes Brunnlein 323.  
 Whittmann, Das kaiserliche  
 Deutschland 559.  
 Wichern, Innere Mission der  
 deutschen engl. Kirche 321.  
 Wiese, Euprosine 447.  
 Wilbrandt, Gespräche u. No-  
 velle 224.  
 — Neue Gedichte 442.  
 Willigen, Nordlandschar 331.  
 Wolff, Die Pappenhäuser 218.  
 Wolterstorff, Bild i. d. ewige  
 Leben 322.  
 Zahn, Abriss einer Geschichte d.  
 engl. Kirche i. Amerika 215.  
 Zeitfragen des Christl. Volks-  
 lebens 433.  
 Zeller, Götter Kirchenlexikon  
 659.  
 — Frühe, täglich, heute 322.  
 — Das neue Reichsgesetz üb. d.  
 Erwerbs- u. Wirtschaftsges-  
 nossenschaften 209.  
 Zetkin, G. L. Arbeiterinnen- u.  
 Frauenfrage 210.  
 — Charakterzüge 210.  
 Zöckler, Handbuch der theolog.  
 Wissenschaften 96.  
 Zölling, Frau Minne 221.  
 Zoogmann, In Ato's u. Era-  
 to's Bänden 217.



## Philippos.

Eine Skizze

von

Pontus Wikner, † Professor in Christiania.

(Ins Deutsche übertragen von F. E.)

„Nein, Glaukon, um diese Zeit wäre ich längst tot gewesen. Bedenke, es sind drei Stunden her, daß er mich verließ, und drei Stunden länger in einer solchen Stellung — das wäre unmöglich gewesen!“

„Wer war er wohl? Vielleicht ein Bote der olympischen Götter, vielleicht Hermes in Person?“

„Ach, Glaukon, die unsterblichen Götter sind tot, wie alles Schöne heutzutage. Ob schon es beinahe undankbar ist, von dem Verschwinden der Schönheit zu reden, wenn man auf den galiläischen Bergen wandelt und das Land um sich her erblickt, einem Garten gleich, ober den Gefilden Elysiums.“

„Ich gebe zu, Philippos, daß es hier schön ist, zumal in diesem zauberischen Mondschein. Wenn ich hier stehe und hinausblicke über die Ebene — wie nennen sie die schwarzen Juden eigentlich?“

„Die Ebene Jesraël.“

„Ja, die Ebene Jesraël. Wenn ich hier stehe und die Ebene überblicke, bis hinans zum Meer, seitwärts von jenem Berge in der Ferne — Karmel nanntest du ihn — so muß ich an die Aussicht von unserer Akropolis denken. Aber, gütige Götter, das sind freilich andere Erinnerungen, als dieses Sklavenland sie aufweisen kann.“

„Still, Glaukon, damit beschimpfst du ja auch mich.“

„Nein, Philippos, es mag sein, daß deine Mutter eine Jüdin gewesen ist; du bist jedenfalls ein ganzer Hellene; denn was hat es zu bedeuten, daß deine Haut etwas dunkler gefärbt ist? Wenigstens wird niemand behaupten können, du habest eine jüdische Nase, sie reicht nicht einmal hin für einen scythischen Sklaven. — Aber, bei allen Schatten der Unterwelt, du bist so bleich, wie diese selbst; bist du krank?“

„Im Mondschein ist alles bleich. Wenn man überdies ein paar Stunden in Todesgefahr geschwebt hat, so — —“

„Ja, du hast recht. Wählen wir diesen Weg hier. Solche Bergpfade sind für Gensgen gemacht und nicht für edelgeborene Atheniensier. Welch ein Land und welch eine Jagd! Nicht ein einziges Wildpret und ein Menschenleben dabei auf dem Spiel!



Du vortrefflicher Philippos, wenn du gestorben wärest, hätte ich dir ein Mausoleum errichten lassen — aber was ist's mit deinen Weinen? Du gehst ja, als wären sie aus Talg gegossen. Ich werde dich stützen, unglücklicher Kamerad. Ja, ich hätte dir ein Mausoleum errichtet, dort, auf jenem Gipfel, aus all den vielen Marmorblöcken, die in Tiberias umherliegen. König Antipas selbst hätte dürfen der Amphion sein, dessen Töne sie hätten hinaustanzen lassen, d. h. mit Hülfe seiner krummbeinigen Juden. Aber du siehst entschuldig ernst aus; du bist bestimmt krank."

"Ich kann den Blick nicht los werden, Glaukon."

"Welchen Blick?"

"Den meines Retters. Weißt du noch, Glaukon, wie wir zusammen Platos Phädon studierten und von der Herrlichkeit des überhimmlischen Ortes lasen; wie das Licht derselben hereinsalle in das Auge der schauenden Menschenseele, so lange diese noch nicht in den Banden der Materie gefangen sei. Wäre ich nicht längst gefallen und von irdischen, erniedrigenden Banden gefesselt —"

"Was sagst du, Philippos, du bist verhebt."

"Ja, ich sage es frei heraus, erniedrigend. Lache mich aus, wenn du willst; allein wenn ich nicht in die Knechtschaft solcher Bande gefallen wäre, so würde ich glauben, daß solche Augen —"

"Beim Zeus, ein verkleidetes Weib!"

"Mache keinen Scherz aus dem, was ich sage. Ich würde geglaubt haben, eine platonische Idee schaue mir gerade ins Herz hinein. — Setzen wir uns hier einen Augenblick, Glaukon, auf diesen Felsvorsprung, bis der Mond wieder hinter jener Wolke vorkommt und den Weg erhellt. Höre, Glaukon, wenn die platonischen Ideen eine Farbe haben sollten, wie würdest du sie malen, im Mondlicht oder im Sonnenschein?"

"Nein, hör einmal, Philippos, mein kühner Jägermann, wegn auch diesmal ohne Jagdbeute; Sprechen wir vernünftig wie zuvor. Ich bin nicht Färber, sondern mit deiner gütigen Erlaubnis Kammerherr bei Seiner Hoheit Antipas, dem Tetrarchen von Galiläa und Peträa. Hätte mir aber das Schicksal ein so plebejisches Gewerbe beschert, so wären entschieden grün, rot und braun meine Lieblingsfarben geworden, zum Andenken an die Olivenhaine und die feurigen Trauben unseres Heimatlandes, sowie an ein Paar der allerpfiffigsten Judenaugen, du weißt schon, welche; sie haben auch dich neulich, glaube ich, ein bißchen gebrannt."

"Ich wollte sagen, daß ich mir die platonische Ideenwelt in der Silberfarbe des Mondlichtes denke, und darin liegt etwas Reines, Ahnungs- und Stimmungsvolles, aber auch etwas Kaltes. In dem Blick jedoch, von welchem ich rede, schimmerte etwas von dem Morgenrot, das einen sonnenwarmen Tag verheißt. Ach, daß ein solcher Tag käme!"

"Ich meine, daran fehle es am wenigsten in diesem Land der vertrockneten Lehm-bäche. Nein, da lobe ich mir die frischen Winde unseres Archipels. Sie flüstern mir überdies etwas ins Ohr von Salamis und Mykale und anderen ruhmreichen Erinnerungen; das schwellt mir die Brust und macht mir das Herz warm, ohne daß ich mich abzuquälen brauche."

"Wie meine Seele gefroren hat, sowohl in Athen als in Judäa, das weiß niemand, als die Götter. Ihr guten Götter, welche Augen!"

"Sind wir schon wieder daran? Sag' denn, ich beschwöre dich, alles, was du auf dem Herzen hast, und zwar auf einmal, und dann laß uns von anderen Dingen reden, von den Festlichkeiten der nächsten Woche zum Beispiel. Siehst du die bucklichte Gestalt in dem am hellsten erleuchteten Teil des Grundes. Es erscheint mir wahrscheinlich, daß sie beabsichtigt, den Bergpfad heraufzukommen, und nach der gebeugten Figur zu urteilen, dürfte es damit nicht allzu schnell gehen. Ehe sie hier oben ankommt, mußt du zu Ende sein. So, jetzt rede!"

"Ich habe nicht viel zu sagen, Glaukon. Wie ich um das Bildpret gekommen

bin, habe ich dir bereits gesagt. Gut, ich hatte mich bis in die Nähe eines Städtchens oder Dorfes verirrt, das dort oben wie in einen Bergfessel eingebettet liegt und Nazareth heißt. Ich beschloß nun, über die Berge in die Ebene zurückzufahren, geriet aber an eine jener steilen Stellen, wie sie auf dieser Seite häufig vorkommen. Anstatt dieselbe zu umgehen, beschloß ich, hinunterzuklettern; allein mein Fuß glitt aus und ich fiel. Ich sah und fühlte, daß ich keinen Halt mehr besaß, und daß unter mir ein schwindelnder Abgrund gähnte. Ich schloß die Augen in dem Gedanken, im nächsten Augenblick zerschmettert in der Tiefe zu liegen. Allein halb unbewußt hatte ich im Fallen eine aus einer Felspalte hervorragende Kiefer umklammert. Nun öffnete ich die Augen wieder und sah mich um, nachdem ich mich auf den auswärtig gebogenen Stamm wie auf einen Sattel niedergelassen hatte. Unter mir fiel der Fels in ungefähr fünfzehnjährigen Manneshöhe senkrecht ab; seitwärts keinerlei Halt für Hand noch Fuß; allerdings befand sich in dem Felsen eine Spalte, aus welcher der Baum, der mich hielt, herausgewachsen war, und diese Spalte ging ein Stück weit schräg aufwärts; allein dieselbe würde kaum einer Klage oder einem Eichhörchens Raum gewährt haben, viel weniger einem Menschen. Ueber mir war der Felsen nicht vollständig senkrecht und meinem Dastehen nach nur ein kleines Stück über meinem Scheitel winkte mir der herabhängende Ast einer anderen Kiefer, die am Rande jenes Bergpfades wuchs, von dem ich herabgestürzt war. Die Bergwand war naß und schlüpfrig von einer von der anderen Wand des Bergpfades niederrieselnden Wasserader; konnte ich aber nur den winkenden Ast erfassen, der mir stark genug schien, um eine doppelt so große Last zu tragen, so wollte ich mich schon emporzuschwingen. Ich beschloß, zu diesem Zweck mit den Füßen auf den Baumstamm zu treten, auf dem ich bislang gesessen hatte. Dies war gewagt und mißglückte insofern, als es sich herausstellte, daß der ersuchte Ast ungefähr eine Elle weit von meinen Fingerspitzen entfernt war. Nun wurde mirs buchstäblich schwarz vor den Augen, und wie ich wieder in meine frühere Stellung zurückkam, weiß ich nicht; aber ich erinnere mich, daß ich jetzt mit beiden Händen den Kiefernstamm, der mich bisher getragen, umklammerte, als wäre er mein einziger Freund auf der Welt und als hätte ich ihn dadurch beleidigt, daß ich versucht hatte, mit den Füßen darauf zu treten. Was war jetzt zu thun? Zu warten. Es konnte ja geschehen, daß ein Mensch nahe genug kam, um meine Lage zu entdecken und mir Hülfe zu bringen; aber gewiß war dies keineswegs. Ich stieß einen Schrei aus, so laut ich vermochte, allein es erfolgte keine Antwort; nur meinem eigenen Ohr erklang er entsetzlich höhl. Ich wiederholte den Schrei einmal über das andere, aber niemand hörte mich. Minuten vergingen und jede schloß für mich eine Ewigkeit in sich; aus den Minuten wurden Stunden, und ich hing da zwischen Himmel und Erde. In meinem Kopf brannte und kochte es und die Abendsonne schonte mich nicht. Ich sah, wie sie in der Ferne sich gegen die Spitze des Karmels herabsenkte, um ins Meer zu tauchen, und ich freute mich darauf, etwas Kühlung zu bekommen; aber mit dem Verschwinden der Sonne würde die Nacht anbrechen, und was für eine Nacht? Ich hörte das Geschrei der Raubvögel; sie begannen mich zu umfliegen, als sähen sie bereits einen dem Untergang Geweihten in mir; ein Rabe setzte sich trübsend auf den Baum über meinem Haupte. Bald begann ich eine Art Erstarrung in meinen Armen und Beinen zu fühlen; wie lange würde ich noch im stunde fein, mich festzuhalten? Würde es schwer sein, zu sterben? Und wenn ich jetzt stürbe, was dann? War es die Nacht des ewigen Nichts, die mir entgegengrinste? Und wenn nicht, was dann? Mein ganzes vergangenes Leben drängte sich vor meinem geistigen Auge in ein einziges Gemälde zusammen, aber die Figuren auf diesem Gemälde wurden immer finsterner und drohender. Von meinen Kinderjahren an hatte ich dem Schönsten nachgejagt: dem Schönsten im Leben, dem Schönsten im Genuß, dem Schönsten im Handeln. Hatte ich es gefunden? Mein Leben war vergeudet und auf keinem Punkt des großen Gemäldes befand sich ein Ruheplatz für meine Gedanken. Ja doch, auf einem einzigen. Wertwürdigerweise, denn die Begebenheit war an sich

unbedeutend. Ich muß sie dir gegenüber doch erwähnen. Als ich eines Tages mit meinem Vater von hier nach Athen reiste, verweilten wir einige Tage in Jerusalem. Ich war dazumal zwölf Jahre alt. Es war um die Zeit des jüdischen Osterfestes, wenn ich nicht irre, zur Zeit des Procurators Coponius. Jerusalem war überfüllt von Menschen. In Begleitung eines unserer Sklaven durchwanderte ich eines Tages den äußeren Vorhof des Tempels und betrachtete den herrlichen Bau, der sogar in seinem unvollendeten Zustand geeignet war, meine Bewunderung wachzurufen. Wir hatten uns dem großen Portal an der Ostseite des Tempels genähert. Männer und Frauen strömten durch dasselbe aus und ein. Andere standen in Gruppen zu beiden Seiten und beobachteten gleich mir die Vorübergehenden. Unter diesen fiel mir besonders eine zusammengeschrumpfte Alte auf, deren Augen einem Paar feuriger Kohlen glichen und die sich auf eine Art Krummstab stützte. Ueber dem linken Auge hatte sie einen großen feuerroten Fleck in Gestalt eines Dreiecks. Ihr zur Seite stand ein rothaariger Knabe von hinterlistigem Aussehen. Nach der Krücke zu schließen, die er unter dem linken Arm trug, war er gebrechlich. Er schien ein paar Jahre älter zu sein, als ich. Diese beiden Personen schloß mir einen unwillkürlichen Abscheu ein und derselbe mußte sich auf meinem Angesicht in unzweideutiger Weise ausgedrückt haben, denn als der rothaarige Knabe meiner ansichtig wurde, blickte es in seinen Augen auf wie glühender Haß. Als ich mich einen Augenblick später der Marmortreppe näherte, die zum Portal hinaufführte und dabei in die Nähe der beiden Personen kam, hörte ich den Rothaarigen zwischen den Zähnen murmeln: „Dieser Weg ist nicht für dich, unbeschnittener Hund.“ Ich spürte, wie die Röte des Zorns mir ins Gesicht stieg und fühlte mich versucht, ihn ins Gesicht zu schlagen. Darin kam mir jedoch der Sklave Syrus zuvor, welcher, ärgerlich über die Unverschämtheit des Zungen, ihm einen Schlag versetzte, so daß ihm die Krücke entfiel und er am Fuß der Steintreppe niederfiel. Zum guten Glück trat in diesem Augenblick einer der Hohenpriester aus dem Portal. In seinem bis zu den Füßen reichenden Gewand und silberweißem Barte zog derselbe die allgemeine Aufmerksamkeit so gänzlich auf sich, daß niemand die Kühnheit des griechischen Sklaven beachtete, sonst wären wir wahrscheinlich nicht so leichten Kaufs davon gekommen. Als ich aber den an der Erde liegenden Krüppel sah, verwandelte sich mein Zorn augenblicklich in Mitleid; ich eilte hinzu, reichte ihm die Krücke und wollte ihm die Hand geben, um ihm aufzuhelfen. Er nahm sie aber nicht, sondern murmelte statt dessen einen Fluch, in den ich die alte Hege mit hohler Stimme einstimmen hörte. „Hast du dir Schaden gethan, Zehuda,“ hörte ich sie sagen, „so möge der Fluch der Mutter deiner Mutter dich siebenfältig rächen.“ Was der Knabe darauf erwiderte, hörte ich nicht; denn als ich mich wieder umwandte, bemerkte ich, daß ich von zwei Gesichtern, die ich nie vergessen werde, beobachtet wurde. Das eine gehörte einem Mädchen an, allem Anschein nach etwas jünger als ich, mit blühenden Augen und rabenschwarzen Locken, die der verhüllende Trauerschleier nicht ganz zu verbergen mochte. In diesen Blicken las ich Bewunderung und daneben noch etwas anderes, das in eigentümlicher, unerklärlicher Weise mein Herz bewegte. Diese Bewegung stockte aber sofort, als ich einen Augenblick später ein Stück weiter hinten das andere Antlitz gewahr wurde. Es gehörte einem Knaben meines Alters an, der zwischen einer ungefähr dreißigjährigen Frau und einem älteren Manne, von edlem, aber ärmlichem Aussehen, stand. Er sah nicht aus wie ein Judenknabe, denn sein Haar war blond, seine Nase gerade, seine Augen dunkelblau; ebenso wenig aber glich er einem römischen oder hellenischen Knaben. Ich würde sagen, der Blick, den er auf mich richtete, habe eine grenzenlose Liebe ausgedrückt, hätte nicht zu gleicher Zeit eine so strenge und hohe Reinheit daraus hervorgehimmert, daß jede irdische Farbenbrechung sich dadurch zu verwischen schien. Hatte der Blick des jüdischen Mädchens mir vorhin das Blut in die Wangen getrieben, so fühlte ich jetzt, daß es mir plötzlich zum Herzen zurückströmte, und ein Spiegel würde mir ohne Zweifel gesagt haben, daß ich todesbleich war. Als der fremde Knabe dies

bemerkte, sah ich einen Zug milder Weichheit auf seinem Antlitz, und auf seinen Lippen schimmerte eine Minute lang etwas, das einem Lächeln glich, obgleich es eigentlich keines war. Die Frau, die ich für seine Mutter hielt, ergriff ihn im selben Augenblick bei der Hand und der Knabe ging der südlichen Mauer zu. Ich winkte dem Sklaven Syrus und wir hielten uns dicht hinter ihnen. Die Frau redete verschiedene Gruppen vorwurfsvoll an. Ich verstand so viel, daß er sich von seinen Begleitern getrennt hatte und nun nach langem Suchen wiedergefunden worden war. Seine Antwort erreichte mein Ohr, und in dem Ton, mit dem er sie aussprach, war etwas, das einen tiefen Eindruck auf mich machte, obgleich ich den Sinn der Worte nicht verstand. „Wisset ihr nicht,“ sagte er, „daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“

„Es lag etwas königliches in Ton und Stimme, als er die Worte sprach; und diese Stimme weckte sympathetisch in meiner eigenen Brust etwas königliches. Der fremde Knabe schien mir jetzt ein verkleideter Prinz zu sein und ich ein Anverwandter von ihm. Ich wollte auf ihn zueilen und seine Hand ergreifen, allein im selben Augenblick nahe eine Schar Leviten, denen ich Platz machen mußte; hinter diesen war das Gedränge in der Nähe der Stufen, die von dem Tempelhof abwärts führten, größer geworden, und sowohl der Knabe als seine Begleiter waren verschwunden.

„Wie gesagt, bildete diese kleine Begebenheit eine Art von Ruhepunkt für meine Gedanken, als ich auf dem Baumstamm hing. Mir war für einen Augenblick, als fühle ich noch einmal in mir jenes Gefühl der Königlichkeit, das der Zwölfjährige in mir erweckt hatte, und als müsse in der Tiefe meiner Seele etwas Großes schlummern, das selbst dem Tode zu trotz vermöchte. Vielleicht war der Tod nur eine Pforte, welche das Schönste barg, nach dem ich mein Leben lang gesehnt hatte; vielleicht würde diese Pforte sich jetzt für mich öffnen. Dieser Gedanke jedoch machte bald genug einem anderen Platz; würde wohl jedes Leben, auch das elendeste, in Herrlichkeit anmünden? Und diese Frage zog wie ein Echo das Wort des rothaarigen Jehudah nach sich: „Dieser Weg ist nicht für dich, unbeschmittener Hund!“ — Wieder wurde mirs schwarz vor den Augen; wieder fühlte ich meine Glieder erstarren und ein Mark und Bein zerreißen der Schrei entrang sich meiner Brust: „Errette mich vom Tode!“

„Hatte ich recht gehört? War es in der That eine menschliche Stimme, welche antwortete? Waren es menschliche Tritte, die gleich darauf den Felsen über meinem Haupte berührten? Ja, es war keine Täuschung. Ich sah einen jungen Mann in jüdischer Tracht sich über den Abgrund herniederbeugen. Er zog sich rasch zurück und ein paar Minuten später hatte er aus seinem in Streifen gerissenen Mantel ein mehr als ellenbreites Band zusammengebunden, dessen oberes Ende er an dem Baum befestigte, der mir zu Hüften wuchs. Das andere Ende wurde zu mir herabgelassen. Einen Augenblick später stand ich wieder auf dem schmalen Gebirgspfad und bald darauf auf dem sichern Felsplateau (Hochebene). Erst hier konnte ich das Gesicht des Fremdlinges betrachten. War es nicht dasselbe Antlitz, das ich in Jerusalem gesehen hatte, bloß verwandelt in das eines Jünglings oder Mannes. Ja, und war so. Ich wollte seine Hand ergreifen, um ihm zu danken. Dies ließ er geschehen, führte mich aber dann schweigend an einem kegelförmigen Felsen vorbei, hinter welchem er mir mit der anderen Hand einen Pfad zeigte, der sich in vielen Krümmungen am Rande des Berges ins Thal hinunter schlängelte. Sollte ich von ihm scheiden, ohne ein Wort gesagt zu haben? „Edler Fremdling,“ stammelte ich, „du hast meine Seele von der Nacht des Hades errettet, und ich fühle, daß du dadurch ein Anrecht an mein Leben hast. Wir müssen von heute an Brüder sein, auch wenn wir uns nie wieder begegnen sollten.“ Da warf er mir jenen Blick zu, der sich mir mit Wiberhaken in meine Seele eingebohrt hat, und sagte: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder.“ Einen Augenblick darauf hatte er mich verlassen, und während ich einen unwiderstehlichen Zug in mir verspürte, ihm nachzufolgen, fühlte ich zugleich, daß mein Fuß wie gelähmt war, und mit jedem Schritt, den er machte, schien sich die Kluft zu vergrößern,

die mich von ihm trennte. Ein paar Minuten später begegnete ihm ein anderer Mann, der rotes Haar hatte und hinkte. Dieser schien ihn gesucht zu haben, denn er lehrte mit ihm auf demselben Wege zurück, auf dem er gekommen war, und beide verschwanden in der Richtung gen Nazareth. Als ich mich umwandte, war die Sonne soeben untergegangen, nur der Hermon und der ferne Libanon erglühten noch im Feuer ihres verglimmenden Goldes. Ich sank ermattet am Berg nieder und als ich mich wieder erhob, war der Mond aufgegangen und die nächtliche Kühle durchschauerte meine Glieder. So schnell ich konnte, eilte ich den Berg hinunter."

"Was ist dein Begehrt, Weib?"

Diese letztere Frage kam von Glauton. Die gebückte menschliche Gestalt, die er vor einer Weile im Thal unten bemerkt hatte, war inzwischen zu den beiden Freunden getreten und hatte schon geraume Zeit neben ihnen gestanden, ohne von ihnen beachtet worden zu sein, denn Glauton hatte, den Kopf in die Hand gestützt, zu Boden geblickt, und Philippos war mit ganzer Seele bei seiner Erzählung gewesen.

"Ein Almosen, Herr; ein Almosen für die Tochter Ismaels," antwortete eine halb dumpfe, halb schrille und kreischende Stimme, und die Alte streckte ihre magere weisse Hand hin.

"Bei allem, was heilig ist," rief in diesem Augenblick Philippos aus, "siehst du, Glauton?"

"Ich sehe."

Der Mond schien wieder völlig hell und bei dem Schein desselben konnte man über dem linken Auge der Alten ein dreieckiges, feuerrotes Mal bemerken.

"Ich glaube," versetzte Philippos, "daß ich am Rande des Totenreiches stehe, da alle Schatten der Vergangenheit heute an mir vorüberziehen. Sage mir, Alte, bist du in Jerusalem gewesen?"

"In Jerusalem? — Ja, Herr, und in Rom und in Athen und in Alexandria und in der ganzen Welt. In Jerusalem — sollte die alte Hagar nicht in Jerusalem gewesen sein?"

"Natürlich, eine alte, fromme Jüdin."

"Fluch über Juda, Fluch über Israel, Fluch, ihr Söhne Javans, über allen Samen Isaaks, des Gelächtermannes!"

"Bist du denn keine Jüdin?"

"Ich bin ein altes Weib aus Kerieth, Herr; dort wohnen Judea und Jüdinnen und ich fluche ihnen. Wenn die Sonne über dem Gebirge Moab aufgeht, fluche ich ihnen, und wenn ich des Nachts um das Bett herumstreife, so schaudert der Mond und erblickt, wenn er meine Flüche hört. Sie gelten den Söhnen und Töchtern Judas und ich habe sie im Lande der Weisen gelernt."

"Wo ist das Land der Weisen?"

"Die Verfluchten nennen es Mizraim, ihr aber nennt es Aegypten; denn du bist kein Sohn dieses Landes, wenn du auch die Sprache desselben nachäffst."

"Es ist wahr; du bist also in Aegypten gewesen?"

"Sollte die alte Hagar nicht in Aegypten gewesen sein? Steht es nicht sogar in den Schriften der Verfluchten, daß die Hagar eine ägyptische Dienstmagd gewesen ist? Die Hagar hatte einen Sohn, Abrahams Erstgeborenen; er hieß Ismael. Abraham verfließ mich, weil Sarah, die Eingeshrumpfte, die Bertrodnete — verflucht sei ihr Name — es verlangte, und so wanderte ich in der Irre zwischen Kades und Bared und mein Sohn schrie nach Wasser, aber das Wasser in der Flasche war zu Ende und die brennende Wüste gab nichts, um seine lechzende Zunge zu kühlen. Es sind jetzt 20 Jahrhundert her, aber ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen. Eine Mutter vergißt nie das Jammergehrschrei ihres Kindes. Du verstehst es nicht, Herr; aber ich verstehe es, denn ich bin nicht verrückt, obgleich die Leute in Kerieth es behaupten, und

du mußt ihnen nicht glauben. Sollte ich eine Mutter sein und das Wehegeschrei meiner Tochter vergessen?"

„Du hattest demnach auch eine Tochter?"

„Ich hatte keine Söhne, nur zwei Töchter. Hannah heiratete Simon den Juden und ich habe es ihr verziehen; aber Milka war mein Auzapfel und schön wie der Tag. Siebzehn Jahre alt war sie, als es geschah. Und ihr Wehegeschrei sitzt fest hier — die Alte presste die Hand krampfhaft gegen ihre Brust.

„Was für ein Unglück ist ihr denn zugestoßen?"

„Ein Unglück? Du verstehst nicht, Sohn des Javan. Ist es nicht ein ungeheures Glück, das Kebsweib eines Fürsten in Juda zu werden? Sie liebte Hadar, ihren Verlobten, Hadar, mit dem nimmerkehrenden Bogen, Hadar, den Löwenbändiger, Hadar, die Bierde Ismaels; allein Hadar war dazumal nicht zu Hause, als die Abgesandten Zadoks sie fortführten."

„Hast du sie nie mehr wiedergesehen?"

„Sie starb, als Jehudah geboren wurde. Und ich habe ihn aus dem Hause Zadoks gestohlen und habe ihn dem Gatten Hannahs als Pflege Sohn gegeben. Er war das rothaarige Ebenbild seines abscheulichen Vaters. Aber ich habe ihn gestohlen und er soll mir ein Werkzeug der Rache werden gegen die Söhne Isaaks, so wahr ich eine Tochter Ismaels bin, des Erstgeborenen Abrahams."

„Du hast ja vorhin gesagt, du seiest Ismaels Mutter?"

„Das verstehst du nicht. Aber ich verstehe es. Der Kummer über die Erniedrigung meines Kindes hat mir meinen alten Verstand genommen und mir einen neuen gegeben, aber der versteht mehr als andere Menschen. Mit dem kann ich sehen, wie ich es vor tausend Jahren hatte und wie ich es in tausend Jahren haben werde, so gut als ich jetzt den Ring sehe, der an deinem kleinen Finger steckt."

„Wie wirst du es in tausend Jahren haben?"

„Reiche mir deinen Ring her."

„Nein."

„Gieb ihn."

Philippos reichte ihr zögernd den Ring. Die Alte untersuchte denselben genau. „Siehst du, Javansohn," sagte sie nach einer Weile, „daß der Ring rund ist, bedeutet etwas für den, der Verstand hat."

„Ich habe gehört, es sei ein Symbol der Ewigkeit."

„Es bedeutet das Vollkommenste und Schönste von allem, denn wie die Rundung des Ringes an jedem beliebigen Punkt aufhört, so ist auch das Vollkommene überall abgeschlossen und fertig. Aber du hast recht, der Kreis bedeutet auch die Ewigkeit und somit das menschliche Leben."

„Sollte also ein Menschenleben das Schönste von allem in sich schließen? Höre Weib, ich bin jetzt gerade fünfundzwanzig Jahre alt und ich habe nach dem Schönsten gesucht, wie der Geizige nach einem verlorenen Goldstück sucht, und habe es nicht gefunden. Werde ich das Schönste jemals finden?"

„Ja, das wirst du. Siehst du diese vier Einschnitte an deinem Ring, die ihn in gleiche Teile teilen? Sie bedeuten das Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter in deinem Leben."

„Wie weißt du das?"

„Hier sind drei Triangel eingraviert, auf jedem Feld einer, nur das vierte ist leer. Der Triangel ist ein Bild des Vollkommenen für diesen oder jenen: er drückt das Höchste aus im Leben des Leibes, der Seele und des Geistes, deshalb hat er drei Seiten."

„Wo hast du das gelernt?"

„Sagte ich dir nicht, Hagar sei in Aegypten gewesen, im Lande der Weisen? Man kann viel lernen in zweitausend Jahren. Stecke den Ring wieder an deinen Finger."

Philippus gehorchte.

„Ich sehe,“ fuhr die Alte fort, „ich sehe. Zwei Triangel sind zu sehen, der dritte nicht. Zweimal, Jüngling, hast du schon das Schönste gesehen, das drittemal steht noch aus und dann gehst du in den Tod.“

„Wie weißt du das?“

„Gieb mir die Rehrseite deiner Hand. Sieh her. Nun siehst du, daß der vorhin versteckte Triangel mit der einen Seite hier vorkommt. Die Rehrseite des Lebens ist der Tod. Verstehst du?“

„Ja, das verstehe ich. Aber daß ich zweimal das Schönste gesehen haben soll, das verstehe ich nicht.“

„Das Schönste in der Kindheit, das Schönste in der Jugend — das hast du gesehen. Und das Schönste im Mannesalter wirst du noch sehen. Darin gleichst du mir.“

„Dir? Hast du denn das Schönste gesehen?“

„Jeder sieht einmal, was für ihn das Schönste ist. Ich habe gesehen, was für mich das Schönste ist und werde es noch einmal sehen.“

„Du scheinst mir alt genug zu sein, um es auch in seinem Alter gesehen zu haben.“

„Das Schönste wird niemals alt. Hier in meiner Brust wohnt es, jung und frisch, wie vor tausend Jahren.“

„Was ist denn das Schönste für dich?“

„Die Rache. Rache über Hadofs Haus, Rache über Israel, Rache über alle Kinder Naaks, des Gelächtermannes. Ihr guten Herren, was ist das ganze Leben Israels anderes gewesen, als ein Gelächter, ein Hohngelächter; ein Hohngelächter dessen, der betrügt, raubt, mordet, schändet, und sich bewußt ist, daß er das alles ruhig thun kann, weil er ein vom höchsten Gott erwähltes Volk ist. Aber es ist eine Lüge, ihr Herren; es ist eine Lüge, sage ich, Ismaels Tochter. Ismael ist der Erstgeborene, er ist die erste Kraft Abrahams, des von Gott gesegneten. Diese Kraft, ihr Herren, glüht in meinen Adern wie Feuer und wird sich an Rache sättigen. Zehudah, die Judenbrut, der Bastard einer gesegneten Mutter und eines verfluchten Vaters, soll mein Werkzeug sein. Er soll es thun. Er soll die Hand sein, die zuschlägt. Und die alte Hagar wird sich noch einmal satt trinken an dem Wein der Rache und sich freuen, wie an ihrem Hochzeitstage. Dann werde ich das Schönste in seinem Mannesalter sehen, bisher habe ich es nur in seiner Kindheit und seiner kaum ausgewachsenen Jugend gesehen.“

„Was hast du gesehen, Entsetzliche?“

„Was ich sah? Schön war es, sage ich. Es sind viele hundert Jahre her. Es war im Lande der Weisen, im Lande meiner Väter. Hier siehst du den großen Fluß. Nicht ein kleiner Regenbach, wie der Jordan oder der Kison, sondern ein wirklicher Fluß. Hier herum, oerstehest du, so und so. Du brauchst dich nicht vor den Krokodilen zu fürchten. Sie fressen kein Heidenfleisch, so lange sie sich an dem Samen Jakobs laben können. Hier stehe ich am Ufer, hinter der steinernen Bale versteckt. Da wird ein kleines Anäblein ins Wasser geworfen, eine Schönheit, es ist wahr, aber eine Teufelsbrut. Sein Geschrei klingt in meinen Ohren wie Musik. Ist es nicht mein Ismael, der in der Wüste Bersabas nach Wasser schreit? Er soll nicht um Sarabs willen verschmachten. Hinunter ins Wasser mit ihm, daß er sich satt trinke. So soll es sein; nun weint er nicht mehr. Und — da ist einer, und noch einer, und alle trinken sie Milwasser. Du gesegneter Fluß, deine Wogen sind Ismaels Nachgetrunk. Aber was ist das? Es ist Nacht geworden und dort schleicht ein israelitisches Weib am Ufer umher. Was macht sie dort im Schilf? Ich will warten, bis du gegangen bist. Soll ich euch sagen, ihr guten Herren, was ich that? Aber ihr müßt schweigen, wie der Tod. Wißet ihr, was diese Dose birgt? Einen kleinen Spiegel; einen solchen, wie ihn die Aegyptier auf der Brust zu tragen pflegen. Wer sich im Morgengrauen in diesem Spiegel sieht, der erkennt sich hernach selbst nicht mehr, sondern hält sich für jemand anders, für den letzten, dessen Bild der Spiegel zurückgestrahlt hat, bis er sich

das nächstmal im selben Spiegel bei Sonnenuntergang sieht. In der Nähe wohnte ein Weib aus dem Geschlecht Judas — ja, ich habe es nicht geträumt. Sie hatte ein kleines Krüblein, das noch kein Milwasser getrunken hatte. Beim Morgengrauen ging ich in ihr Haus, wo sie mit dem Kinde schlief. Ich hielt ihr den Spiegel vors Gesicht und sie schlief weiter; dann stahl ich das Kind, watete hinaus in den Schilf und legte es in das Rohrstüchlein und warf das andere hinein ins Wasser, und als die Mutter dieses Kindes mir bald darauf begegnete, hielt ich ihr den Spiegel vors Gesicht, und als sie gleich darauf das Rohrstüchlein untersuchte, hielt sie das Kind für ihr eigenes, weil sie selbst eine andere war. Das Kind, das ich fortwarf, war aus dem Stamm Levi; das Kind, das ich hineinlegte, war ein Reis von dem Stamm Juda des Blutschänders, und das habe ich nicht geträumt. Und deshalb, Sohn des Javan, wird der Stamm Levi seine geraubte Ehre wieder erhalten, wosern sich an diesem Stamm ein einziges Reiskein von Reinheit und Vollkommenheit findet; andernfalls ist es aus mit dem mosaischen Bund und Ismaels Rache wird vollendet sein. Aber nicht einmal der Reine wird von seiner Mutter, d. i. von seinem Volk, erkannt werden; denn als über dem großen Strom der Tag anbrach, da hat eine israelitische Mutter ihr Angesicht in dem ägyptischen Spiegel gesehen und sich selbst vergessen. Deshalb wird sie das Schönste verwerfen und das Kind der Lüge und der Befleckung an ihrem Busen nähren. Dies, ihr Herren, war der erste Tag der Rache für mich; das war das Schönste in seinem Kindesalter. Wollet ihr es im Jünglingsalter sehen?"

„Deine Worte, Seherin, fallen wie Eis auf mein Herz; aber rede,“ versetzte Philippos.

„Ich verstehe zwar,“ fiel Glaukon ein, „nicht das zwanzigste Wort von deinem Kauderwelsch, aber das Abgrundsfeuer in deinen Augen ist beredter als die Zunge des Demosthenes. Fahre fort, alte Hecate.“

Die Augen der Alten funkelten, als sie sich zu Glaukon wandte.

„Glaubst du,“ versetzte sie, „deine Gedanken seien vor mir durch die hellenische Sprache verhüllt? Was habt ihr Hellenen, das ihr nicht gestohlen habt? Und was wäre eure Weisheit, wenn ihr nicht im Lande meiner Väter das Wort gefunden hättet zu dem Rätsel der Sphinx. Aber wir werden das Ansehen zurückfordern. Die Söhne Ismaels werden es einfordern mit blutigen Finken. Das giebt einen der großen Rachetage. Dann ist die alte Hagar tot, aber dann wird Hagar's Geist umgehen und einem Schatten gleich über dem Bosporus schweben. Aber der Tag ist noch fern.“

„Wie fern?“ fragte Philippos.

„Siehst du die weiße Göttin,“ fuhr die Alte fort, auf die glänzende Mondscheibe deutend, „die dort über Gilead thronet? Jetzt kann sie noch jeden Monat ihren vollen Silber Schmuck anlegen. Jetzt trägt sie ihre runde Krone. Dann wird sie beständig das Diadem des Halbmonds tragen; sie wird genüdigt sein, das Silber ihrer Krone zu verfehlen, um sich Nächte zu kaufen, in denen sie leben kann. So rar wird dann die Zeit sein. Und weißt du, wie die kleine Stadt hieß, die ehemals dort lag, gerade unter dem Angesicht der Mondgöttin, zwischen Tabor und dem kleinen Hermon?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Sie hieß Eudor. Dort hat es sich ereignet.“

„Was hat sich dort ereignet?“

„Sagte ich dir nicht, daß ich dir das Schönste im Jünglingsalter zeigen würde? Ich wohnte damals in Eudor, eine Seherin wie heut. Tausend Jahre sind es her und vielleicht noch ein Jahrhundert darüber. Sollte ich den Tag vergessen haben, wo der erste König des verfluchten Volkes demütig und gebückt wie ein Sklave vor der Tochter Ismaels stand? An dem Tage war ich es, die die Krone Israels verſchenkte. Nein, Saul, sieh mich nicht mit diesem Blick an. Ich kann deinen Sohn nicht schonen. Er



ist die reinste Seele in deinem Reich. Und wenn du suchst von Dan bis Bersaba, und von Gilead bis zu dem großen Meer, findest du keinen Schöneren als Jonathan. Neben ihm, siehst du, ist Absalom ein Ungeheuer. Absalom wollte seinem Vater die Krone rauben; Jonathan liebte denjenigen mehr als sein Leben, der ihm die Krone nahm. Das ist der Unterschied, siehst du, und ich denke, er genügt. Mit einer solchen Jugend würde der Fluch von Israel weichen. Das schönste Reis des Stammes Benjamin, das Lieblingssohnes. Glaubst du, ich sei wahnsinnig? Dürftet er nach dem Leben? Um so besser. Warst du es nicht, sein Vater, der ihm den Tod schwur, weil er im Walde bei Michmas an einem glühend heißen Tage seine Zunge kühlen wollte mit dem Trank der wilden Biene? Heiße ich nicht Hagar und sollte Ismaels Durst und Qual vergessen haben? Bei dem Gott Abrahams, er soll sterben. Auf dem Gebirge Gilboa soll er fallen mit dir, und auf dem Gebirge Gilboa soll kein Tau noch Regen fallen, daß es nicht heißen soll, der Himmel habe die Zunge des Toten gekühlt, und in Zabes soll seine Zunge im Feuer verbrannt werden. Siebenfach tieblicher Tag der Rache über die Schmach Ismaels! Was thut es, daß der Geist Samuels, ehe er verschwindet, mit dem dreieckigen, glimmenden Einschnitt an seinem Stab meine Stirne berührt, so daß es brennt wie Feuer und die Leute sagen, ich habe den Verstand verloren? Ich habe jedensfalls die Krone David gegeben, David, dem Mörder, David, dem Ehebrecher, David, dem Sohne Judas des Blutschänders, und es gibt nichts Reines auf dem Throne Israels; wenn aber der Reine einmal kommt, und Hagar es nicht hindern kann, dann wird er den Thron in allen Fugen erschüttert finden und dem Zusammenbrechen nahe, so daß, wenn er versucht, ihn zu besteigen, die Nägel desselben ihm Hände und Füße durchbohren werden. Du, Gott Ismaels, habe ich nicht wahr geredet, oder warum schlägest du mich? Wehe, wehe, wehe über Israel!"

Die Alte stürzte rücklings gegen die Felswand in heftigen Konvulsionen. Die beiden Freunde hatten die größte Mühe, zu verhindern, daß sie sich stieß oder den Abgrund hinunterrollte. Allmählich hörten die Zuckungen auf und eine Betäubung trat ein. Glaston und Philippos wollten sie nicht in diesem Zustand verlassen, sondern ihr Erwachen abwarten. Dasselbe erfolgte ungefähr nach einer Stunde. Unterdessen hatte sich die Gesellschaft um eine Person vermehrt. Es war der Hinkende, Rothhaarige, der zurückgekehrt war.

„Bist du es, Jehudah,“ sagte die Alte, als sie die Augen wieder aufschlug; „hilf mir auf, ich habe wieder geträumt!“

Jehudah half ihr auf.

„Komm, mein Sohn, wir wollen jetzt nach Nazareth gehen. Es war fromm von dir, daß du der Alten entgegenkamst. Friede sei nun mit eurer nächtlichen Wanderung, ihr guten Herren, die ihr so geduldig dem Gewäsch der Alten zugehört habt.“

Die Frau und der Rothhaarige wanderten den Berg hinauf; die beiden Freunde schlugen die entgegengesetzte Richtung ein, um noch vor Tag Tiberias zu erreichen. Allein ehe die Entfernung zwischen beiden Paaren ein Gespräch ganz unhörbar machte, war es Philippos gelungen, aus dem Munde des Rothhaarigen die folgenden an die Frau gerichteten Worte aufzufchnappen: „Ich habe ihn gefunden Mutter; er ist vom Stamme Juda, wie ich glaubte. Er wird es thun.“

Ungefähr einen Monat nach der eben geschilderten nächtlichen Begegnung in der gebirgigen Umgegend von Nazareth begab es sich, daß der Tetrarch von Galiläa, Antipas, einen Besuch in Jerusalem machte, bei seinem Halbbruder Herodes, einem Sohn Herodes des Großen und Mariamnes, der Tochter des Hohenpriesters Simon. Das eigentliche Ziel seiner Reise war Rom, die Weltstadt, wovon selbst der halbjüdische „Fuchs“ vermutlich dem römischen Leoparden, der zur Zeit den Thron des Augustus inne hatte und bei welchem Antipas sehr in Gunst stand, etwas ins Ohr zu flüstern hatte.

Der galiläische Tetrarch hatte sich zu dieser Reise mit allem fürstlichen Pomp umgeben. Ein glänzendes Gefolge, aus allen Nationalitäten zusammengesetzt, begleitete ihn und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Unbeschnittenen die Majorität bildeten.

Es war ein prachtvoller Tag in dem jüdischen Monat Sivan. Die Zinnen des herodianischen Tempels erglänzten im Golde der Abendsonne und die gewaltigen Mauern desselben warfen einen breiten Schlagschatten über das Thal Josaphat hin nach dem olivengekrönten Delberge. Wir finden an diesem Abend die fürstliche Gesellschaft auf einer Fußwanderung durch die Schattentäler dieses Thales begriffen. In das blasierte Wesen des Tetrarchen hatte sich in neuester Zeit ein weiches Gefühl gemischt, das man längst in ihm erstorben glaubte; es war das Gefühl einer auskeimenden Liebe. Allerdings war diese Liebe unrein und verdammlich — sie galt der Herodias, der Gemahlin seines Bruders — allein bis jetzt hatte sie für ihn noch nicht die bewußte Form angenommen, unter welcher sie entweder einer pflichtmäßigen Zurückweisung, oder einem strafbaren Weisfall des Willens begegnen mußte; noch bewegte sie sich in dem Unbestimmten, in den verborgenen Winkeln des Herzens; aber gerade deshalb hatte sie noch etwas von jener anziehenden Mystik, die sich bei der reinen Liebe findet, besonders bei der ersten. Der Fürst träumte sich sogar in jene Tage zurück, wo er als Knabe in der Umgegend der jüdischen Hauptstadt umhergestreift war, und jetzt war er auf die Idee verfallen, er möchte, um alte Erinnerungen zu wecken, die Gräber im Kidronthal besuchen.

Wir wissen nicht, was für eine Erinnerung ihn dahin zog. Aber auch vertrocknete und verkümmerte Seelen haben ihren Frühling gehabt; und welche gelblichen Pflanzen des Herbstes hätten nicht in jenen Tagen grüne, saftige Blätter getrieben, sogar wenn sie am Rande von Totengräften emporsproßten?

Indessen ist es nicht Herodes Antipas, dem wir heute unser Interesse zuwenden. Dasselbe gilt zwei Personen aus dem fürstlichen Gefolge. Der eine ist Philippus, der Halbbrüder, die andere Mirjam, die Tochter Ahasers, des Schloßvogts auf Makärus. Wir finden sie, von dem fürstlichen Gefolge zurückgelassen, in dem von vier Säulen getragenen Vorfaal zu dem sogenannten Grab Natans, das zu jener Zeit noch dem Tempelberge gegenüber in der Nähe der Gräber Josaphats, Absaloms und Zacharia zu sehen war. Belauschen wir einen Augenblick die Unterhaltung der jungen Leute.

„Es ist ein eigentümlicher Ort zu solchen Erklärungen, ich gebe es zu; aber wo hätte ich dich sonst allein treffen können? Und die Liebe, Mirjam, ladet lieber fünfzig Tote zu Zeugen ein, als einen einzigen Lebenden.“

„Aber jetzt laß uns gehen; wir möchten vermißt werden.“

„Zuvor mußt du mir dasselbe sagen, was ich dir gesagt habe.“

„Mein Kopf ist verwirrt, Philippus; ich weiß nicht, was du mir gesagt hast.“

„Du weißt es nicht? Du Undankbarste unter allen schwarzäugigen Töchtern der Sarah! So höre es denn noch einmal und zehnmal und tausendmal: ich liebe dich.“

„Es ist nicht wahr.“

„Nicht wahr. Und das sagt Mirjam!“

„Mirjams Zunge wenigstens. Wenn zwischen uns ein gegenseitiges Liebesband bestände, wie ist es möglich, daß du erst jetzt Mirjam gefunden hast, Mirjam, die dreizehn Jahre lang — ich sage nicht mehr!“

„Rede, Mirjam! Deine Worte sind ein Flüstern aus der Welt der Seligen. Dreizehn Jahre!“

„Ja, Philippus; ich will einmal schwach sein. Dreizehn Jahre lang hat Mirjam das Bild des heidnischen Jünglings im Herzen getragen; von der Stunde an, wo sie ihn im Tempelhof dem gestürzten Jüngling, der ihn kurz zuvor gehöhnt hatte, die Krücke reichen sah. Das Bild griff Platz in Mirjams Seele; und als Mirjam wuchs, da ist es mit gewachsen, so daß, als Mirjam zur Jungfrau herangereift war und die

Söhne Judas sich um ihre Hand bewarben, es keinen Winkel in ihrer Seele gab, auf welchen nicht der Schatten dieses Bildes gefallen wäre."

"Der Schatten? Warum nicht das Licht?"

"Weil das Bild kein selbstleuchtendes war, Philippos, sondern nur in der Purpurglut beglänzt, die von dem Feuer in Mirjams Herzen über dasselbe sich ergoß."

"Wie schön du bist."

"Aber ein Bild warst du, Philippos. Ich empfand es, als ich dich das nächstmal sah."

"Wie du schön bist, Mirjam!"

"Du warst als zwanzigjähriger Jüngling von Athen nach Jerusalem zurückgekehrt. Du machtest mit einigen anderen hellenischen Jünglingen einen Besuch in der Synagoge. Da sah ich dich von der Galerie aus. Unsere Augen haben sich, wie ich glaube, einmal begegnet, trotz des Schleiers, den ich trug."

"Rein, Mirjam, ich hätte den süßen Schmerz empfinden müssen, den die Pfeile deiner Augen verursachten. — Diese Augen, sollte ich sie nicht unter tausenden herauskennen? Ich sah dich nicht."

"Eben deshalb warst du für mich ein Bild und tot. Die Sonnenblume küßt es, wenn der glühende Strahl sie trifft, und dann wendet sie ihr offenes Antlitz dahin, um ihn recht aufzufangen. Den nenne ich keinen Lebendigen, der nicht einmal so viel Beweglichkeit besitzt, wie die Sonnenblume."

"Darin hast du ganz recht, du Sonne meiner Augen. Und deshalb bin ich die Sonnenblume, die den ganzen Tag den Kopf dreht, um den rosigen Strahl aufzufangen. Beim Zeus! Ich könnte mir den Kopf verdrehen um deinetwillen, du Tochter Abrahams! Du bist schön, Mirjam, schön wie die Sonne des Himmels, schön wie Aphrodité, als sie dem Mutterschoße des Meeres entstieg, von Kupidonen umspätschert. O, ich fühle den Staubregen von Perlen auf meiner Brust, wie die dürstende Erde den himmlischen Tau."

"Rein, ihr Hellenen; eure Götterwelt ist eine kühle, und ebenso kühl ist die Gefühlswelt, in deren Tiefe sie sich spiegelt. Bei einer Tochter Abrahams ist die Liebe nicht aus dem kühlen Meer geboren und spritzt keinen Schaum um sich her. Sie ist eine Himmelstochter und ist feurig. Wie der Blitz vom Himmel fällt sie in die Seele und zündet ein Feuer an, das unauslöschbar ist, wie die Flamme auf dem Altar dort oben im Tempel. Ihre Feuernatur kann sie nicht verändern; aber ihre Form kann sie verändern; sie kann den Namen vertauschen und Haß heißen."

"Du bist schön, Mirjam, schön, wie die speerbewaffnete Jungfrau, die dem Haupte des Donnergottes entspringt."

"Darin ist es wahr, was in den heiligen Schriften meiner Väter geschrieben steht: Liebe ist stark wie der Tod; und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Stut ist feurig und eine Flamme des Herrn."

"Deine Lippen, du Tochter Abrahams, glühen vor Feuer; aber Philippos, der Heide, will Feuer trinken wie Moloch; so will er Feuer trinken."

Und das Feuer der Liebe des jungen Paares wurde in diesem Augenblick zum Blizstrahl, der, gleichwie die Erde den Blitz einsaugt, von vier vereinigten Lippen aufgefangen wurde.

"Mirjam," sagte Philippos, als er die Sprache wiedergewann, „mein Leben war ein Suchen nach dem Schönsten, dem Schönsten im Himmel und auf Erden; ich habe es gefunden und darum bist du mein Leben."

"Und du das meine. Verliere ich dich, so verliere ich mich selbst."

"Das wird nicht geschehen und kann nicht geschehen. Sieh, Mirjam, diesen Ring stecke ich an deinen Finger; er ist das Symbol der Ewigkeit unserer Liebe. In dem Augenblick, wo ein anderer Mensch dem Philippos schöner und werter erscheint, als Mirjam, möge dieser Fels auf mein Haupt fallen und es zerschmettern."

„Gut, Philippus, Mirjam glaubt dir so sehr, als ob deine Worte aus Adonais Munde gegangen wären. — Und gleichwohl,“ fügte sie lächelnd hinzu, indem sie sich zurückzog, um den Ort zu verlassen, „dieser Fels, auf den du dich beruffst, ist nicht so ganz unerschütterlich; siehst du die Spalte? Dieses Stück ist mit seinem Rande unter das andere hinuntergesunken.“

„Ich sehe es, Mirjam; aber die vier Säulen besitzen eine Tragkraft auf vier Jahraufende, wenn es nötig wäre. Oder glaubst du es nicht auch, Glaukon?“ setzte Philippus mit rasch erkämpfter Unbefangtheit hinzu, sich seinem soeben eintretenden Zugenfreund zuwendend.

„Ohne Zweifel,“ antwortete dieser lächelnd, „allein dies hier ist jedenfalls ein Grab und solche sind gewissermaßen immer ein Bild der Vergänglichkeit. Vielleicht weißt du, Philippus, der du in der jüdischen Geschichte so gut bewandert bist, wessen Grab es ist?“

„Nicht gut, Glaukon; es ist das Grab des Propheten Nathan, der zur Zeit des Königs David lebte. Er war es, der dem David jene Strafrede hielt, die du neulich auf mich anwandtest und von der ich sagte, sie sei jüdisch-prophetisch: ‚du bist der Mann!‘“

„Ja, ich erinnere mich wohl; aber jetzt, Philippus, bist du gewiß der Mann, nach dem der Tetrarch fragt.“

„Ja, laßt uns gehen.“

Zehn oder elf Jahre sind verflossen seit der eben geschilderten Begegnung. Wir befinden uns im einunddreißigsten Jahre der christlichen Zeitrechnung. Es ist der vierzehnte Tag in dem jüdischen Monat Abib oder Nisan, die Zeit des Spatregens und des Fruchtansatzes. Jerusalem wimmelt von Fremden, denn es ist Ostern; Juden und Proselyten von den verschiedensten Nationalitäten und Zungen sind versammelt, um in den Thoren Sions das Andenken an die großen Thaten Jehovahs zu feiern.

Es war eine kalte Nacht, die dem genannten Tage vorherging, oder nach jüdischer Berechnung zu demselben gehörte. Der Vollmond stand noch hoch am Himmel, als zwei Wanderer, dicht in ihre Mäntel gehüllt, anscheinend von dem südlichen Teil der Stadt herkommend, das Bethlehemitthor passierten. Der eine war ein Mann in reicher griechischer Tracht, die andere eine alte jüdische Frau, sichtlich in äußerst dürftigen Umständen. Nachdem sie eine Zeitlang auf dem Wege dahingeschritten waren, der nach Emmaus und Toppe führt, bogen sie zur Rechten ab, wo ein Fuhrpfad zu einer auf dem Abhah des Berges gelegenen und hinter Olivenbäumen halb versteckten Hütte führte. Es war die Wohnung der Witwe Deborah, und sie war es, die jetzt den Fremdling dahin geleitet hatte.

Dieser Fremdling hieß Philippus. Der Tetrarch von Galiläa war zur Zeit in Jerusalem aufwendend und Philippus gehörte wieder zu seinem Gefolge. Er hatte, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, seinen Herrn nach Rom begleitet und war fünf Jahre lang daselbst geblieben. Dann hatten Erbschaftsangelegenheiten ihn nach Athen gerufen, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte. Zum reichen Mann geworden, hatte er nachher eine Irrfahrt durch fast alle Länder des römischen Reichs angetreten und war erst vor wenigen Monaten in das galiläische Land zurückgekehrt, wo er an den Ufern des Sees Genesareth seine Jugend verlebt hatte und wo die Dienste, die sein längst verstorbener Vater dem Tetrarchen erwiesen hatte, einen Schimmer fürstlicher Gnade auf sein in jeder Hinsicht behagliches Leben warf.

Die alte Deborah hatte sich schon Tags zuvor einen Weg zu dem galiläischen Hofmann zu bahnen gewußt und ihm einen Ring gezeigt, den dieser sofort erkannte und ihr versprochen hatte, am folgenden Morgen, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, am Fuß der Treppe, die unweit des Palastes des Hohenpriesters Hannas zur Sionsburg emporführte, mit ihr zusammenzutreffen.

Die vorhergehende Nacht hatte er unruhig, fast schlaflos zugebracht. Der Ring, den die Alte vorgewiesen hatte, hatte nagende Erinnerungen in seiner Seele wachgerufen. Wie würde er die Eigentümerin des Ringes wiederfinden und was sollte er ihr antworten? Ein Jahr lang ungefähr hatte ihr Bild als das Schönste auf der Welt in seiner Seele gewohnt, bald genug aber war in seiner genußsüchtigen Seele der Wunsch erwacht, das Schönste in erreichbarer Nähe zu finden. In Rom war er hineingezogen worden in die sittlich vergiftete Atmosphäre der vertraulichen Umgebung der Kaiserin Julia. Schon nach zweijährigem Aufenthalt hatte er den Becher mit dem verführerischen Freudentrauf, den die Weltstadt mit dämonischer Freiheit einschenkte, bis auf die Gefe geleert. Seinen Jugendtraum, das für Götter und Menschen Schönste zu finden, hatte er bald ausgegeben. Die skeptische Philosophie seiner Zeit und die eigene, teuer erkaufte Erfahrung hatte ihn bald gelehrt, daß es keine feste und für alle geltende Wahrheit giebt, und so viel angeborenen Instinkt für das Rechte hatte er noch übrig, daß er einseh, wie es auf dem Boden, von dem die unumstößliche Wahrheit verwiesen worden war, einen Tempel für die Schönheit nicht mehr geben konnte. Er war somit schon lange davon abgekommen, das Schönste zu fordern, wie die gebildete Mittwelt ihre Ansprüche an Wahrheit ausgegeben hatte. Alles ist relativ in der Welt; alles wird mit hineingezogen in den Strudel jenes Stromes, dessen ewig wechselnde Wogen an unserm spähenden Auge vorüberrauschen; Wahrheit, Schönheit, Glück und Herzensfreude sind geflügelte Kinder des Augenblicks; sie lassen sich nicht mit Gewalt in unserer eigenen Brust festhalten, es sei denn, man beschneide ihnen die Flügel, und dann sterben sie jedenfalls, ehe es einem gelungen ist, das Rätsel ihres inneren Lebens zu ergründen. Das Beste ist, man läßt sich selbst mit fortreißen und läßt den Augenblick dafür sorgen, den Durst unserer Seele nach Genuß zu befriedigen, bis die Fähigkeit zu dürsten zuletzt verbrocknet und die eigene Lebensquelle versiegt.

Dies war nach und nach Philippos Lebensphilosophie geworden, wie diejenige von vielen anderen in jener unglücklichen Zeit. Im allgemeinen hatte er sich, seiner Meinung nach, wenigstens im Vergleich zu anderen, bei diesem Grundsatz gut befunden, mit Ausnahme gewisser einsamer Stunden, besonders des Nachts, wo er in der Tiefe seines Bewußens eine unruhige, qualende Bewegung verspürte, wie von einer fremden dämonischen Macht. Manchmal nahm diese innere Unruhe die Gestalt bestimmter Gewissensbisse über begangenes Unrecht, gebrochene Schwüre und zerstörtes Lebensglück an. Es war nicht zu leugnen, daß sein Lebensbild durch einen blutigen Fleck entstellt war; zwar hatte seine eigene Hand kein Blut vergossen, allein er hatte thätigen Anteil genommen an jenem nächtlichen Austritt, der ein so trauriges Ende genommen, und dieser Umstand war mit die Veranlassung gewesen, daß er diesmal Athen verlassen hatte. Derartige Erinnerungen waren nicht geeignet, die Süßigkeit seiner nächtlichen Ruhe zu erhöhen, und besonders war die letzte Nacht schwer gewesen. Er hätte gern alles darum gegeben, was er befaß, wenn er die letzten neun oder zehn Jahre aus seinem Leben hätte austreichen können. Ueberdies war sein Halbschlummer noch gestört worden durch einen mitten in der Nacht ausgebrochenen Lärm im Hof des Palastes. Er hatte Fußtritte und Stimmen einer größeren Anzahl von Menschen gehört und hatte spöttische Schimpfreden unterscheiden können, die gegen jemand gerichtet waren, den man zum Hohn „den König der Juden“ nannte; er hatte aber der Sache keine Bedeutung beigelegt, da es möglicherweise ein saturnalischer Scherz der heidnischen Diener des Palastes sein konnte, als Ausdruck ihrer wohlbekannten Judenfeindschaft.

Als Philippos mit seiner Begleiterin bei der oben genannten Hütte auf einem der Abhänge des Bergplateaus, das die jüdische Hauptstadt im Norden und Nordwesten umgiebt, angekommen war, wurde er eine alte steinerne Treppe hinaufgeführt in ein oberes Zimmer, das ziemlich groß, aber äußerst dürftig eingerichtet war. Hier sollte er die Eigentümerin des Ringes treffen, der ihm am Tag zuvor übergeben worden war, sie, die einst auch die Eigentümerin seines Herzens gewesen. Er fühlte, wie seine

Schritte schwerer und schwerer wurden, je näher er besagtem Zimmer kam; und als die Alte ihm die Thür desselben öffnete, mußte er einen Augenblick stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Wer war wohl jene Gestalt, die dort in einer Ecke des Zimmers auf einem Bette lag, in bunte, verblichene Lappen gehüllt, allem Anschein nach Ueberreste von dem prunkvollen Lugs vergangener Tage. Die Lampe, die auf einem Tisch mit zersprungener Steinplatte in der Nähe des Fensters stand und die bei jedem die Hütte streifenden Hauch eines sorben erwachten Morgenwindes flackerte, gab keine besonders gute Beleuchtung ab für das bleiche und magere Antlitz, das noch von reichen, rabenschwarzen Locken umwallt war; aber Philippos konnte sich nicht verbergen, daß die Mirjam von ehedem so aussehen konnte, angenommen, alle Qualen eines Menschenlebens hätten sich eine nach der andern eingefunden, um sich an Schönheit und Jugend zu sättigen, und hätten diese Mahlzeit länger ausgebehnt, als der Mensch für gewöhnlich zu brauchen pflegt, um sich zu grunde zu richten. Und dennoch machte, merkwürdigerweise, dieses Gesicht keinen schrecklichen Eindruck, nicht einmal auf ihn, der sich doch bewußt war, daß die meisten der Qualen, die ihren Hunger an dieser Mahlzeit gestillt hatten, seine Boten gewesen waren, ausgesandt um zu verdolmetzchen, was es in seinem Munde heißen wollte, ewig zu lieben. Die Ursache war darin zu suchen, daß eine unsichtbare Hand auf das ganze, einst so schöne Antlitz, auf Stirne, Augen, Mund und Wangen mit einer Art sichter, glänzender Ewigkeitsschrift die Worte geschrieben hatte: „das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.“ Worte, die damals noch nicht vom Apostel Paulus niedergeschrieben waren, die aber Gott selber von Anbeginn der Welt je und je auf ein Menschenantlitz geschrieben hat.

Mit Hülfe der alten Deborah hatte die Kranke eine sitzende Stellung eingenommen, als Philippos sich dem Lager näherte. Deborah stellte dem Gast einen Schemel oder eine Art Stuhl hin und verließ das Zimmer.

„Ich habe es gewagt, dich rufen zu lassen,“ begann Mirjam mit schwacher und von einem heiseren Husten oft unterdrückter Stimme, „weil ich nicht aus dieser Welt scheiden wollte, ohne dir gegenüber meine letzte Pflicht erfüllt zu haben. Willst du mich hören, Philippos?“

„Rede, Mirjam. Ich weiß nicht, was du mir sagen wirst, aber ich weiß, was du zu sagen ein Recht hast. Ich würde sagen, es sei mir alles einerlei, da meine Seele ausgetrocknet sei, wenn ich nicht eben jetzt bei deiner Rede etwas Bitteres und Süßes zugleich empfinde, und wenn nicht die Schrecken dieser Nacht mir gesagt hätten, daß ich noch lebe!“

„Ich glaube, ich verstehe dich, du Geliebter meiner Jugend,“ versetzte die Kranke; „so ist es dir also gegangen? Ja, so muß es gehen. Alle irdischen Freudenquellen versiegen. Nur eine einzige trocknet nie aus.“

„Und diese eine, sie entspringt nicht dem Schoß der Erde, auf der wir wandeln.“

„Nein, Philippos, sie ist himmlischen Ursprungs.“

„Weider liegt ihre Ader tiefer. Sie entspringt aus der Unterwelt, aus dem Reich der Schatten, und ist wie jenes eine Mythe.“

„O nein, nein, Philippos, aus einer tieferen Welt als der unterirdischen ist sie hervorgegangen, aus der Liebe Gottes, des Barmherzigen, der nicht den Tod des Sünders will, und ich, Mirjam, habe aus ihren Fluten getrunken, ich, Mirjam, die Sünderin.“

„Du, die Sünderin? Was soll da ich sagen? Wer bin ich da, ich, der siebenfältig Verfluchte?“

„Du bist ein Sünder, Philippos, aber dein Erlöser ist gekommen und er wird auch dich retten können.“

„Dieser schöne Zug in eurer Religion ist mir bekannt, sie war ja auch diejenige meiner Mutter. Es ist ein schöner Traum, ja, wahrhaft schön, und falls ich noch die Lust besäße, etwas für meine Seele zu wünschen, so würde ich wünschen, daß dieser Traum wahr wäre.“

„Es ist kein Traum, Philippos. Höre mich. Es hat eine Zeit gegeben, wo du mein Leben warst, der einzige Gedanke meiner Seele. Es wurde so finster und kalt um mich, als du abreifest! Meine Füße wandelten auf dem Boden Judäas, aber meine Seele war in Rom. Vier Briefe erhielt ich von dir und der letzte war, wie ich wohl bemerkte, ein Gewebe von schönen Worten und Gedanken; aber es waren blutige Totenerscheinungen aus dem Paradies meines Lebens. Ich merkte, daß die Pforte desselben geschlossen und ich ausgetrieben war. Bereits empfand mein Herz die Blut von dem Flammenschwert des Wache haltenden Cherubs. Ich bedurste des Zeugnißes des heimkehrenden Glaukon nicht, um dies zu fühlen. Da aber seine Erzählungen von deinem Leben in Rom mir die völlige Bestätigung gaben, da verwandelte sich meine Liebe zu dir in glühenden Haß; ich glaube, diese Hand hätte dir den Dolch in die Brust stoßen können, wenn sich Gelegenheit geboten hätte. Und trotzdem warst du wie zuvor mein einziger Gedanke. Aber rächen wollte ich meine gekränkte Ehre. Jetzt, Philippos,“ fuhr Mirjam mit gebrochener Stimme fort und über die bleichen Wangen ergoß sich für einen Augenblick eine dunkle Röte, „habe ich ein schweres Bekenntnis abzulegen. Ich war stolz, ja, so stolz, daß ich mich nicht herablassen wollte, das zu schätzen, was Philippos verschmäht hatte. Ja, Philippos, Mirjam fand eine Freude daran, sich selbst zu grunde zu richten. Mein erster Plan war, mich dadurch zu rächen, daß ich mich einem andern gab. Dies that ich. Der alte Elieser erhielt mit der Einwilligung meines Vaters meine Hand. Die Ehe ward unglücklich; ich floh, ja Philippos, ich floh mit einem andern Manne, welcher nun seinerseits mich verließ. Von meinem Vater verflucht und von mir selbst verachtet, hatte ich nichts mehr, was mich aufrecht erhielt; ich sank, sank so tief, wie ein Weib sinken kann. O, Philippos, in jenen Tagen habe ich dir gesucht als dem Urheber meiner Erniedrigung. Vergieb es mir!“

„Ich dir vergeben? Nein, Mirjam, das kann ich nicht. Du bist nicht diejenige, die Vergebung braucht. Du hast dich selbst gemordet, aber ich habe dir die Waffe in die Hand gedrückt. Ich höre bereits den dumpfen Flügelschlag der Machegeister, die meine Seele umflattern. Wehe mir!“

„Nein, Philippos, über dich wie über mich soll der Segen der Versöhnung kommen. Höre mich. Es war vor zwei Jahren. Es war, wie jetzt, Festzeit in Jerusalem, und ich war dort, ein gefallenes, elendes Weib. Man hatte mich ergriffen und mich einigen Pharisäern übergeben, die mich in den Vorhof des Tempels führten vor den Propheten von Nazareth, der sich dort befand, und es ihm anheimstellten, ob ich zu Tode gesteinigt werden sollte. Ich verstand nicht, warum dies geschah; auch weiß ich nicht, was sich weiter begab, denn Scham und Verwirrung raubten mir fast die Besinnung; aber schließlich stand ich allein vor dem Propheten. „Hat dich niemand verdammt?“ hörte ich ihn sagen, mit einer Milde in der Stimme, die mir Mut gab, aufzusehen. Welches Antlitz, o Philippos, welches Antlitz! Als ich diesem reinen, überirdischen Blick begegnete, fühlte ich mich siebenmal schuldiger als zuvor; gleichwohl lag darin eine Kraft, die mich aufrichtete. „Ich verdamme dich auch nicht,“ hörte ich ihn sagen, „gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.“ Weißt du, Philippos, dieser Augenblick wurde der Wendepunkt in meinem Leben. Ich verstand jetzt, daß auch die ewige Gerechtigkeit lieben konnte, und daß die Blut dieser Liebe alles Böse und Unreine auch bei den am tiefsten Gefallenen wegdrennen konnte. Mehr als einmal hörte ich das Wort vom Reiche Gottes aus dem Munde des gottgesandten Propheten; es fiel wie himmlischer Tau in meine dürstende Seele. Ich bin gerettet, Philippos, die Fessel der Sünde ist gesprengt, und meine Seele jubelt vor dem Herrn. Bald werde ich vor Seinem Angesicht stehen in weißen, unbefleckten Kleidern. Dies, Philippos, habe ich dir sagen wollen, ehe ich sterbe, — es wird nicht mehr lange anstehen, und nun habe ich nur noch eine Bitte: du mußt den Propheten auffuchen, mußt ihm sagen, wie glücklich das arme Weib ist, das einst im Vorhof des Tempels vor ihn hingestellt worden, und du mußt ihn bitten, daß er auch dich glücklich mache. Ich will dich wiedersehen, Philippos, ich will dich drüben wiedersehen!“

Die Kranke hatte mit zunehmendem Eifer gesprochen; ihre Stimme war stark geworden und eine frische Röthe hatte ihre Wangen gefärbt. Jetzt aber war ihre Kraft erschöpft; mit geschlossenen Lidern sank sie auf ihr Lager zurück und auf ihrem Angesicht lag die Blässe des Todes.

Philippos betrachtete sie schweigend. In seiner Seele brauste und wogte es, als sei ein Sturm aus anderen Welten über die erstarrte Tiefe derselben hereingebrochen. War es seine Jugend, die in dieser Weise ihre Wiederkehr verhieß? War es der Wind vom Meere her, der nach Frostnächten und kalten Tagen das Herannahen eines ersehnten Spatregens verkündigte? War vielleicht sein Jugendtraum von dem Schönsten vor Göttern und Menschen doch kein bloßer Traum? Wäre es möglich, daß es doch noch etwas gäbe, was ein Menschenherz lieben konnte, ohne getäuscht zu werden und ohne zu täuschen?

War das nicht Mirjam, die Braut seiner Jugend? War sie nicht jetzt schöner als je? Gleich sie nicht der Abendwolke, die, wenn die Sonne bereits ins Meer gesunken ist, glänzt, wie von dem Lichte einer anderen Welt, wo es jetzt Morgen ist? Philippos fühlte, daß er unendlich gefehlt, aber daß Mirjam vergeben hatte. Leise berührten seine Lippen ihre Stirn. Konnte sie am Ende gar tot sein?

Sie war es nicht. Philippos rief die alte Deborah herein, legte eine gefüllte Gelbbörse in ihre Hand, warf noch einen Blick auf die im Schummer der Bewußtlosigkeit daliegende Mirjam und verließ das Zimmer. Er wollte morgen wiederkommen; jetzt aber mußte er hinaus unter das hochgewölbte Firmament; der Qualm in der niederen Kammer drohte ihn zu erstickeln.

Er wußte nicht, wohin, noch wie er ging. Es war mittlerweile Tag geworden und von diesem Tag waren ungefähr zwei Stunden verfloßen, als er sich der Bethlehems-  
spforte wieder näherte. Er hörte das Getümmel des Volks in der überfüllten Stadt. Es war nichts Auffälliges. Am Morgen des Rüsttages hatte jeder zu thun; er überließ sich ganz seinen Gedanken. Da besand er sich auf einmal mitten im Gedränge. Er mäsigte seine Schritte, sah sich aber nicht um, weder zur Rechten, noch zur Linken. Auf einmal konnte er nicht mehr weiter; die Menge stand still wie eine Mauer. Was war das? Ein Zug von lärmenden Menschen soll hier vorüber. Es sind Juden und Jüdinnen, Junge und Alte, Priester und Leviten, und zum Schluß eine Abtheilung römischer Kriegsknechte. Philippos sah auf. Dort ging Sadok, einer der Besitzenden im Synedrium, in seinem würdigen, graumelierten Varte; ihn erkannte Philippos sofort. Aber wo war heute seine feierliche Würde? Er wüthet und tobt und gestikuliert mit den Armen und ruft der ihn umgebenden Menge zu: „Es ist gerecht, ihr Männer und Brüder, vollkommen gerecht: sein Blut komme über uns und über unsere Kinder.“ — Wessen Blut? Philippos sah sich um. Dort kamen zwei Missethäter, die ihre Kreuze schleppten. Also eine Hinrichtung. Nehuliches hatte Philippos schon öfter gesehen. Es machte einen unangenehmen Eindruck, weiter nichts. Er wollte sich zurückziehen, aber das Volk hinderte ihn. Da sieht er wieder ein Kreuz heranschleppen und hört einige Weiber an seiner Seite hervorrschluchzen: „Der Prophet von Nazareth, mächtig von Thaten und Worten.“ Barmherziger Gott, konnte er es sein? Gleich und mit blutender Schläfe geht er vor dem Marterwerkzeug her, das ihm ein anderer nachträgt; aber das Haupt trägt er hoch und sein Blick ist ruhig. Ja, er ist es, Philippos hat ihn schon früher gesehen in den galiläischen Bergen. Philippos hat in seiner Jugend diesen Blick geliebt. Sollte er jetzt nicht etwas für ihn thun können, der ihm einst das Leben gerettet? Er will sich vorstürzen, unbewaffnet, wie er ist; aber ein Kriegsknecht setzt ihm den Speer vor die Brust. Der nazarenische Prophet sieht ihn an, und vor diesem Blick legen sich mit einemmal alle Wogen des Jorus in seiner Seele. Zugleich hört er ihn zu den weinenden Weibern sagen: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!“ — Philippos fühlt, daß er die Wahrheit spricht; hier bei diesem Mann giebt es nichts, worüber



man weinen mußte. Er ist ein König, der den Fuß auf seinen Thron setzt. Heil dir, König meines Herzens, ich beuge meine Kniee vor dir: es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen und ich sehe, sehe mitten durch die Hülle der zermarterten Gestalt ein Bild unvergänglicher Herrlichkeit. Ich fange an, dich zu verstehen, Mirjam. So wie Er in den Tod gehen, das heißt mit einem Schlag den Vorhang zu einer ewigen, unvergänglichen Schönheit zerreißen, zu jener Welt, von der Plato träumte, und deren Herrlichkeit die Seher in Israel in prophetischer Begeisterung wie einen paradiesischen Schimmer um den Thron des verheißenen Messias woben.

Der Tag des 14. Nisam wurde in einem für diese Jahreszeit ungewöhnlichen Grade heiß und schwül. Die Sonne stand bereits im Zenith, als Philippus von seiner Vormittagswanderung zurückkehrte, die er bis zu den Olivenhainen des Delberges ausgedehnt hatte. Dort hatte er die nach den erschütternden Ereignissen des Vormittags hochnotwendige Stille und Einsamkeit gefunden. Sein erster Gedanke war allerdings der gewesen, dem traurigen Zuge zu folgen, der ihm beim Bethlehemssthor begegnet war, allein bei einer Biegung des Weges hatte ihn der Volksstrom in eine Seitengasse gedrängt, und als die Entfernung einmal das Geschrei der blutdürstigen Menge für seine Ohren etwas gedämpft hatte, hatte er auch die Lust völlig verloren, es noch einmal zu hören.

Dieser Vormittag war inhaltreich gewesen für seine Seele. Seit Jahren hatten seine Augen keine Thränen mehr vergossen, weder aus Freude, noch aus Schmerz. Jetzt hatte er über sich selbst geweint, aber nicht bloß aus Betrübniß. Eine neue Ansicht hatte sich ihm eröffnet, und sein vergangenes Leben, das nicht wert war, Leben zu heißen, hatte er begraben; er fühlte, daß es nie wieder auferstehen würde.

Wie schon erwähnt, war es unterdessen Mittag geworden. Die Lust war schwül und drückend und die bisher hell leuchtende Sonne fing an, sich in einen gelblichen Nebelschleier zu hüllen. Philippus ging weiter. Bald lag die heilige Stadt zu seinen Füßen ausgebreitet, mit ihren Mauern und Palästen und Thürmen und Zümen. Aber was war das? Hatten die Thronen seine Augen dunkel gemacht? Der Marmor des herodianischen Tempels, der noch vorhin gegläntzt hatte wie der Schnee auf dem Libanon, hatte eine aschgraue Farbe angenommen; die entfernteren Stadtteile vermochte er kaum zu unterscheiden und auf den westlichen Bergen lag das Dunkel einer Sommernacht. Er wandte das Auge gen Himmel. Die Sonne hatte ihren Schein verloren. Einmal glaubte er zu fühlen, wie die Erde unter ihm erbebt. Dies wiederholte sich und Philippus begann zu verstehen, daß ein Erdbeben im Anzug sei. Er beschleunigte seine Schritte in der Richtung des Stephansthors. Der Weg war völlig menschenleer, es wurde immer dunkler, und er glaubte in einer Einöde zu wandern. Alles war still geworden wie im Grabe; das einzige, was er vernahm, war das leise Gemurmel des Baches Kidron, der, während der vorhergehenden Regenzeit angeschwollen, jetzt so reichlich floß als je.

Der Weg führte an den Gräbern Zachariä, Aboloms und Josaphats vorbei. In der Nähe derselben stieß Philippus auf eine weibliche Gestalt, die mit großer Anstrengung etwas auf dem Boden schleppte.

„Wer du auch seiest,“ hörte er die Frau sagen, als er vorübergehen wollte, „so hilf mir mit meiner Last. Hilf mir in jene Grotte hinein. Es ist eine kostbare Last, mußt du wissen.“

„Gehst du auch auf erlaubten Wegen?“ fragte Philippus.

„Auf erlaubten Wegen?“ fragte die fremde Gestalt und Philippus sah im Dunkeln ein Paar Augen funkeln wie feurige Kohlen; „wenn alles, was du vorgenommen hast, o Fremdling, so berechtigt gewesen wäre, wie dies, so hätte die Sonne sich nie zu schämen gebraucht, deine Wege zu beleuchten.“

„Du hast recht, Weib, ich will dir helfen.“

Mit vereinter Kraft gelang es ihnen, die auf dem Boden liegende Last durch den Eingang eines der in den Felsen gehauenen Graftgewölbe hindurchzuschleppen.

Aber Philippos hatte dabei nicht umhin gekonnt, zu bemerken, daß der zusammengewickelte Mantel einen toten menschlichen Körper barg.

„Weib, wer bist du und was hast du gethan?“ rief er aus, von einem leicht begreiflichen Verdacht ergriffen.

„Das wird sich bald herausstellen, Fremdling,“ lautete ihre Antwort, und Philippos merkte, daß er diese Stimme schon früher gehört hatte.

Die Gestalt entfernte sich und verschwand in einem der Seitenräume der Grotte. Einige Minuten später kehrte sie zurück und trug eine Fadel in der Hand, die sie in eine Spalte der Felswand steckte. Philippos hatte sich nicht geirrt. Er sah vor sich eine sehr alte Frau mit einem dreieckigen, feuerroten Mal über dem linken Auge.

„Ich erkenne dich, Sohn des Javan,“ begann die Alte; „es war eine mondhelle Nacht, als wir uns das letztemal trafen, jetzt ist es ein sonnenloser Tag. Willkommen, Fremdling, in meinen Hallen; in einem der Seitengewölbe hier pflegt die alte Hagar immer zu wohnen, wenn sie Jerusalem besucht. Die Toten sind gastfreundlicher gegen die Töchter Ismaels, als die Lebenden.“ Philippos sah sich um. Er stand in der Vorhalle zu Nathans Grab. Da waren die vier Säulen; da in der Decke die Spalte, die Mirjam prophetisch bezeichnet hatte, als er die Beständigkeit seiner Liebe mit derjenigen dieses in den Fels gehauenen Bauwerks verglichen hatte; gerade an dieser Säule hatte er gestanden, als er schwur, daß dieser Felsen über ihn fallen möge an dem Tage, wo ein anderes Wesen ihm teurer werde, als das Weib, von dessen Lippen er soeben das Zeugnis einer glühenden Liebe eingezogen hatte.

Inzwischen hatte die Alte ihn scharf fixiert, während die Erde von einem erneuten Erdstoß erschüttert wurde.

„Ich sehe auf deinem Angesicht,“ versetzte die Alte, „daß du seit unserem letzten Zusammentreffen viel gesehen hast. Damals trugst du einen Ring am kleinen Finger. Er ist jetzt weg; gut, so ist die Erfüllung nahe.“

„Er ist schon lange weg, Hagar.“

„Um so näher. Hast du vielleicht bereits gefunden, Sohn des Javan? Hast du das Schönste schon gesehen, wie ich dir versprochen habe?“

„Ja, jetzt glaube ich, daß ich es gesehen und gefunden habe.“

„Gut, ich finde, daß unsere Schicksale in einander verwickelt sind. Auch ich habe es gesehen; eben heute habe ichs gesehen und ich glaube, daß das Werk meines Lebens beendet ist.“

„Was hast du denn gesehen?“

„Die Krone des Werks der Rache. Ich habe Hadof sehen die Hände aufheben zum Himmel und auf sich und seine Kinder das Blut des Gerechten herabrufen; ich habe gehört, wie das ganze Volk seinen Ruf wiederholt hat. Dieses Blut wird auch über sie kommen, denn es war rein, reiner als Ionathans, reiner als das der Kindlein, die aus dem ägyptischen Strom getrunken haben. Höre mich, Fremdling; dort oben in der königlichen Stadt sind tausende von glücklichen Müttern versammelt; ihre Söhne werden nicht verstoßen, sie hungern nicht, sie dürsten nicht, sie sind Isaaks Samen, und Ismael, der Sohn der Hagar, soll verstoßen werden, soll hungern und dürsten. Aber ich weiß etwas, das darfst du ihnen nicht sagen. Als ich eines Tages durch einen Wald ging, sah ich eine Hyäne, die ihr Zunge zerriß und das Blut desselben trank, ja — es hat mir nicht geträumt — und ich dachte, dies sei ein Bild, das mir nützen könnte, darum fing ich es auf in dem Spiegel, den ich in meiner ägyptischen Dose trug, und gab ihn einem schwangeren Weib, damit sie ihrer Tochter, falls eine solche bekommt (und das wird sie, ich weiß es), eine Freude damit mache. Vielleicht wird diese Tochter eines Morgens ihr liebliches Antlitz im Spiegel beschauen, wie die

Frauen zu thun pflegen, und dann wird sie vergessen, daß sie ein Weib ist, und wird die Gemüthsart der Hyäne annehmen. Das geht nicht auf einmal, verstehtst du, denn die Mutterliebe ist stark auch gegen Zauberei; aber es geht dennoch und binnen vierzig Jahren muß es fertig sein. Wer um diese Zeit lebt, wird eine israelitische Mutter in diesem heiligen Jerusalem ihr Kind zerreißen und das Blut desselben trinken sehen. Dann ist Hagar nicht hier, denn ihre Tage sind gezählt; aber wenn man in jenen Tagen einen Schrei über Jerusalem hört wie von jagenden Adlern, so ist es Hagar's Geist, der sich freut; und wenn man an heiliger Stätte ein Funkeln sieht, wie von blanken Schilden, dann sind es Hagar's Augen, die vor Freude blitzen, daß jetzt endlich die Schmach Ismaels gerächt ist. Aber siehst du, Sohn des Javan, alles dies wäre unmöglich, hätte sich Israel nicht zuvor an dem vergriffen, der größer ist als Ismael, reiner als Jonathan, unschuldiger als die Kindlein, die vor Zeiten im Nil ertränkt wurden. Ich will dir ein Geheimnis sagen. Aber sei still und sieh nicht so bleich aus, Mann von Hellas, wenn auch die Erde bebte. Meinst du, Hagar wisse nicht, daß es um seinetwillen ist, denn gefunden ist er; Hagar hat ihn aufgespürt; sie konnte nicht sterben, ehe das Werk gethan war. Nun, mein Ismael, mein einziger, bist du gerächt. Hätte ich jemals dein Wimmern vergessen sollen, als du in der Wüste mich anriefst: „mich dürstet“? Du allmächtiger Gott der Rache, höre ich nicht wie von den Bergen da oben einen Angstschrei, der deine Worte, mein Ismael, wiederholt? Horch, Sohn des Javan, wenn du ein Ohr besitzest, so höre jetzt, was du nie mehr hören wirst im Leben. — Ja, so war es, gerade so. Und jetzt, Fremdling, sieh mein Werkzeug. Willst du?“

Die Alte zog den Mantel weg, der das Antlitz des Toten verhüllte. Es war Jehuda, der Rothhaarige. Sein Angesicht war bläulich, die Augen blutunterlaufen, und um seinen Hals konnte man einen roten Streifen bemerken, wie von einem Strick.

„Es wurde ihm zu stark, verstehst du,“ versetzte Hagar, „denn er hatte Judenblut in seinen Adern; deshalb erhängte er sich selbst. Es mußte so geschehen, Hagar wußte es, aber es mußte geschehen. Und doch warst du mir teuer, du Kind meiner Tochter.“

Die Alte beugte sich nieder und küßte die Stirn des Toten, worauf sie ihn wieder zudeckte. Als sie sich wieder aufrichtete, glaubte Philippus in ihrem Auge eine Thräne schimmern zu sehen. Sie trocknete dieselbe mit ihrer mageren Hand ab und ihr Angesicht nahm den vorigen starren Ausdruck an. Philippus näherte sich der Alten:

„Lebe wohl, arme Frau,“ sagte er, „vielleicht giebt es auch für dich eine Wieder-aufrichtung!“

„Ich bin aufgerichtet: ich war eine Mutter und hatte die Aufgabe einer Mutter. Sie ist erfüllt. Jetzt, jetzt geht der Fluch über Israel. Sieh dort das Zeichen! Es ist vollbracht.“

Die Fackel erlosch plötzlich durch einen brausenden Windstoß. Man hörte ein dumpfes Geräusch, als ob dem Innern des Fessens ein Seufzer ausgepreßt würde. Ein Blitz erhellte auf einen Augenblick die Oeffnung der Grotte und die vier Säulen warfen phantastische Schatten in die Grustkammern. Die alte Seherin stand mit ausgebreiteten Armen und stierem Feuerblick da; Philippus hatte den Kopf auf die Brust geneckt, sein Blick war nach innen gerichtet, wie derjenige eines Mannes, der in dem innersten Gemach seines Geistes etwas gesucht und gefunden hat.

In diesem Augenblick hörte man Trompetenstöße von dem gegenüberliegenden Tempelhof. Es war das Zeichen, daß jetzt das Schlachten des Osterlammes beginnen sollte. Aber der Klang der Trompeten verstummte plötzlich vor einem schmetternden, erschütternden Getöse, das jeden anderen Laut in dem festfeiernden Jerusalem übertönte. Das Erdbeben war zum Ausbruch gekommen.

Wer am späten Abend, als die Sonne ihren Schein wieder bekommen hatte, an den Gräften im Thal Josaphat vorüberging, konnte sehen, daß das Grab des Zacharias wie dasjenige Abfaloms bedeutend beschädigt waren, und daß Nathans Grab ganz eingestürzt war.



## Skizzen aus Portugal.

Von K. C.

### III.

Gestern war großer Kaffee bei einer deutschen Gräfin, 96 Personen waren geladen; der Garten höchst geschmackvoll angelegt, die Damen alle in eleganter Toilette, unsere Wirtin sehr aufmerksam. Die Unterhaltung war für die hiesigen deutschen Verhältnisse sehr anregend, abfolnt betrachtet aber höchst langweilig. Die deutsche Kolonie ist wie ein stagnierendes Wasser, sie besteht fast ganz aus einer großen Familie nebst allen denen, die durch Heirat mit ihr verwandt geworden, und da kommt nicht leicht ein fremdes Element auf. Der Höhepunkt des Vergnügens war ein serpent volant der jungen Mädchen; sie faßten sich an die Hand, bildeten eine lange Kette, rasten im Geschwindschritt durch den Garten und schlossen die jungen Herren plötzlich in einen Kreis ein. Mehreren gelang es, auszubrechen, die meisten machten gute Miene zum bösen Spiel und ließen sich in dem Genuß ihres Eises, Weins oder dergleichen nicht stören. Nachher rächten sie sich aber, indem sie die jungen Mädchen ihrerseits in eine schnell gebildete Schlange einschürten. Was an esprit veranlagte wurde, davon ein Beispiel. Graviätisch gegen einen Baum gelehnt, mit erhobener Hand, wie zur größeren Bekräftigung, dozierte eine korpusculente Dame dem sie umgebenden, in stiller Andacht zuhörenden Kreise: „Wissen Sie, meine Damen, was ich für das Wertwürdigste halte und worüber ich schon unendlich viel nachgedacht habe? Daß es doch so viele, viele Menschen giebt, und daß keiner aussieht, wie der andere!“ Ich hatte Lust, diese noch nicht dagewesene Betrachtung zu applandieren. —

Heute nahm ich meine erste portugiesische Stunde. Meine professora wohnt in einem Hanse in der Travessa do Carmo, eine vollständig trichterförmige Gasse, indem sie oben breit anfängt, dann aber spitz zuläuft und auf eine Länge von etwa 60 Schritt nur einen Ausgang für eine Person läßt. Von den dicht gegenüber gerückten Häusern münden große Röhren wie Trompeten von den Dächern in die Gasse, die dazu dienen, das Regenwasser in vermehrter und verbesserter Auflage auf die Vorübergehenden herabzugießen. Gegenüber wohnt ein Barbier, — das einzige frequente Geschäft hier in Portugal, — der sich dem Publikum durch grell rot und grün gemalte Rasierbecken empfiehlt. Ihm macht jedoch sein Nachbar, der Schmied, Konkurrenz. Wüstschreiende Knaben zogen meine Aufmerksamkeit dahin und ich sah, wie der Schmied einen schon alten Mann, auf einem Dreibein sitzend, unter den Händen, oder vielmehr unter dem

Eisen hatte, denn er schnitt ihm mit einem Instrument, das er sonst gebraucht, um die Pferde zu beschneiden, die Haare herunter. Wie ich nachher von Donna Laura, meiner Lehrerin, hörte, thut er das umsonst, zur großen Belustigung der Jugend. — Donna Laura ist nun nicht, was wir nennen würden aus einer famigliar distincta, aber das schadet nichts. Im Salon herrscht ein schönerlicher Geschmack; über den Rohrresseln liegen Decken, aus Tuchstücken zusammengesetzt, menschliche Figuren darstellend. Auf dem Rohrkanapee liegt gar eine Decke, die aus verschiedenen bunten Karten, meist Kellamearten, besteht, die durch Häkerei verbunden sind; eine ähnliche Decke liegt auf dem Tisch; man kann die seltsamsten Studien weiblicher Handarbeit in diesem „Salon“ machen. — Auf dem Rückwege begegnete mir eine Frau, die einen Angelo (Engel, so nennt man die gestorbenen Kinder) auf einer Art Kuchenbrett auf dem Kopfe balancierte. Ich hielt es auch erst für einen Kuchen, der mit einer Serviette zugedeckt und mit Blumen verziert sei, sah dann aber ein wachsbleiches Gesicht, von einer Haube eingefaßt, unter der Decke hervorschauen; darunter ein nur wenige Zoll hoher, flacher, gelber Kasten. Ich glaubte erst, das Gesicht gehöre einer Wachsfigur und das Kind liege im Sarge, aber letzterer war viel zu niedrig und wie ich höre, werden die Kinder armer Eltern so frei zu Grabe getragen und wahrscheinlich auch so bestattet. Die Frau ging übrigens im Geschwindschritt, wie das hier Sitte, oder vielmehr Unsitte ist. Sieht man abends sich fortbewegende Fackeln, was stets mit Sicherheit auf einen Leichenzug schließen läßt, so wundert man sich, wie dieselben im Sturmschritt, in ganz unnötiger Eile dahinflasen. Neulich begegnete ich einem Zuge, der gerade im Begriff war, auf dem Kirchhof zu verschwinden; in ziemlicher Entfernung folgte der Priester in einer von sechs Pferden gezogenen Equipage, im weißen Chorhemd, die Mönchstranz in Händen, den Reiter zur Seite. An den Seiten des Wagens gingen je vier Männer mit Wachsackeln, auf dem vordersten Pferde saß ein Vorreiter in scharlachroter, goldbetreffter Livree. Das Ganze hinterließ einen intensiven Wachsduft und glich allem andern eher, als einem Leichenbegängnis. — Ueber Kinder wird hier gar nicht getrauert, weder äußerlich, noch, fürchte ich, innerlich. Man freut sich vielmehr, einen Angelo im Himmel zu haben, der für die Seinen betet. —

Heute erfuhr ich, daß das einzige Töchterchen der jungen Condessa C. gestorben, ein reizendes Kind von acht Jahren. Die Mutter soll ganz gebrochen sein, und da sie die Glückwunschbesuche der Freunde und Bekannten nicht ertragen konnte, ebenso wenig, wie ihren Schmerz unter einer lächelnden Miene verbergen, so ist die ganze Familie plötzlich abgereist. —

Ich machte heute mit den Kindern einen langen Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe. Von der Rua da Lapa an bildete ein Knabenkollege unser Gefolge, was die Gemüther in nicht geringe Aufregung versetzte. Auch als ich die Kinder im Schneckenposttempo gehen ließ, um Marokkas zu erwarten, die in ihr Haus gegangen war, paßte sich der Zug der Fidalgos dem unsern an. Endlich aber schlug ich einen andern Weg ein, der uns ins freie Feld führte. Hier begegnete uns eine Bäuerin, die fragte, ob das alles meine Kinder seien. „Gewiß,“ versicherten wir alle. „Minda nao sao todos,“ sagte ich, „estao outras meninas a casa.“ (Das sind noch nicht alle, es sind noch welche zu Hause.) Das schien denn ihre ganze Bewunderung zu erregen, so daß sie sich gar nicht wieder von uns trennen mochte. Durchs freie Feld kamen wir dann wieder auf eine Art Straße, wo uns ein Haus mit gasflich geöffneter Thür durch seine große Sauberkeit angenehm auffiel. Vergebens hatte ich auf unserm Wege durch die Stadt in jeden Kolonialladen hineingesehen, um Citronen zu erspähen, von denen ich den Kindern Limonade machen wollte. So fragte Maria Valbina eine der vor der Thür sitzenden Frauen, ob sie Citronen habe. Während dieselbe in den Garten ging, um nachzuforschen, hatten wir Ruhe, das wirklich sehr einladend aussehende Häuschen zu betrachten. In der Mitte des Zimmers, dessen beide nach der Straße führende Thüren offen standen, sahen wir einen sauber gedeckten Tisch mit den Resten der Mahl-

zeit, Weingläsern und Servietten; trotzdem waren es nur sehr einfache Leute. Die Frau kam mit einer Handvoll Citronen zurück, wofür sie durchaus nichts annehmen wollte. — Bei dem riesengroßen Irrenhause und Sr. E. veristos Quinta (Weingut) vorbei kamen wir dann am Ende der Rua da Casta Cabral ins Freie, suchten uns einen erhöhten Platz, wo wir, im Schatten einer Strohmiete sitzend, versperten und zugleich die schöne Aussicht auf das im Thal liegende Dorf genossen. Eine Frau, die mit ihrem Manne auf einer unter freiem Himmel hergerichteten Drehschnecke Roggen aufmaß, brachte uns Wasser, doch ließ dasselbe aus dem gesprungenen Gefäß — ohne Zweifel das einzige im Haushalt — so schnell aus, daß wir auf Tod und Leben trinken mußten. Wir waren alle sehr zufrieden mit unserm Ausflug und geru gab ich der Frau ein kleines Silberstück für das Wasser im zerbrochenen Krug.

Neulich sagt Frau B. zu mir: „Morgen fahren wir nach Bussaco; wenn Sie sich frei machen können, so kommen Sie mit!“ Ja, und hätte ich auch wer weiß was darum geben müssen, so hätte ich mich frei gemacht, denn Bussaco zu sehen war längst mein Wunsch gewesen. Nach Hause stürzen, das Notwendigste in ein Bündel schnüren und mich frei bitten, war das Werk des größten Entschlusses. Ich fühlte mich mal wieder wie ein fröhlicher Student auf der Ferientreise, und Frau B. und ihre Schwester trugen sehr zur Erhöhung der allgemeinen Stimmung bei. Bei herrlichem Wetter fuhrten wir gen Süden, denn Bussaco liegt nahe bei Coimbra, und mit Entzücken betrachtete ich die Gegend, die ich von Granja aus nur einmal gesehen hatte. Hinter Granja fängt „portugiesisch Holland“ an; dort ist die ganze Gegend tief vom Meere eingerissen, Millionen von Gräben, Meeresarmen und Canälen durchschneiden meilenweit die Ebene, sodaß der Verkehr mit dem Meere und selbst mit den Ortshäusern unter sich nur durch das Labyrinth von Gewässern ausführbar ist. Nahe bei Coimbra folgt dann die Gegend der Olivenhaine, die dem Lande ein ganz eigentümliches Gepräge geben. Graugrün, wie dürr und trocken, mit laugen Flechtenbärten behaftet, heben sich die vielverzweigten, knorrigen Zweige von dem blauen Ton der Berge und dem Rot des Lehmbodens ab. In einiger Entfernung sieht die ganze Landschaft wie in violett getaucht aus. In Pompeihosa mußten wir umsteigen und fuhrten dann bis Luso, das am Fuße des Berges liegt, der den Bussaco trägt. Der Bussaco ist ein altes Carmeliterkloster, das vor etwa 50 Jahren aufgehoben wurde, aber noch erhalten wird. Im Hotel Serra, wo Frau B. bekannt war, denn sie bringt schon mehrere Jahre ihren Sommer in Bussaco zu, nahmen wir Zimmer und bestellten Mittagbrot, warauf wir, um ja keine Zeit zu verlieren, noch zu einem Abendspaziergang ausgingen, damit die Leute Zeit hatten, das Essen zu bereiten. Um 9 Uhr aßen wir dann „zu Mittag“, was uns, da wir sehr hungrig waren, vortrefflich schmeckte. Den Thee hingegen erklärten wir für unmöglich, die eine stimmte dafür, es sei ein Quassia, die andere Schnupftabak, vielleicht war's eine Mischung von beiden, kurz positiv unmöglich. Nach herrlich durchschlafener Nacht gab's eine Tasse Kaffee, auf deren Wiederholung am anderen Tage wir jedoch verzichteten, darauf ein Spaziergang in die Berge. Um halb neun gab's Frühstück und um neun ging's zu Fuß nach dem Bussaco. Da führt der Weg zuerst vorbei an dem reizend gelegenen Badehaus, inmitten eines schattigen Haines, wo warme Quellen hervorpringen, dann bei dem Hause des Ministers der öffentlichen Bauten, Herrn Navarro, dem die öffentlichen Bauten auch einen kleinen, sehr kostbaren Privatbau abgeworfen haben, eben jene Villa mit Wintergarten, Park u. s. w. Als im Januar die Volksunruhen wegen der erhöhten Steuern, ist diese Villa nur durch schleuniges Hinkommaudieren eines Bataillons Soldaten vor dem Zerstoren gerettet; das Haus des Ministerpräsidenten trägt noch die Spuren der Volkswut, denn „leergebrannt“ mit „öden Fensterhöhlen“ steht es da, „und des Himmels Wolken schauen“ u. Und dabei hat jener arme Mann als einfacher Advokat schon seit zwanzig Jahren dort bescheiden seine Sommerferien zugebracht, — mit Navarro ist das anders. Wir ritten auf den nicht allzu ehrgeizig vorwärts strebenden Eseln durch den Wald,

bis wir vor ein großes Gitterthor kamen: wir sind am Bussaco. Da scheint sich das Paradies zu erschließen: ein Urwald, eine Wildnis voll üppig wuchernden Grüns, drängender Blumen, eruster Bäume. Tausend Wege schlängeln sich nach allen Seiten, drängen sich durch das Gebüsch, an murmelnden Quellen entlang, durch riesige Eichen, unter hohen Lorbeern und unbeweglichen, wie aus dem Altertum stammenden Cedern. Tief im Walde liegt das Kloster; das Portal, in Mosaik aus weißen Tuff- und schwarzen Basaltsteinen gebaut, kann kaum primitiver und der Wildnis angemessener, poetischer sein. Sämtliche Bauten, das Kloster, die zahlreichen in den Wald führenden Thore, die zahllosen Kapellen und Einsiedeleien im Walde sind alle aus dieser schwarz-weißen Mosaik gebaut. Innen giebt's eine Menge kleiner enger Zellen, deren Thür und Wände mit der Borke der Korleiche beschlagen sind. Ein großer, gemeinschaftlicher Saal war früher auch so ausgestattet, jetzt ist er geweißt, enthält aber noch Stühle und Tische aus Korleiche, und im Sommer vergnügen sich hier die Sommergäste, denen man einige größere Gelasse im Kloster eingeräumt. In der Klosterkirche sah ich einige Meisterwerke der Holzsnigerei: eine Magdalena, wie sie rührender und durchgeistigter nicht gedacht werden kann, einen Petrus, beim Hahnenschrei verzweifelnd, und eine zwar etwas süßliche, aber vortrefflich geschnitzte Mutter Gottes. Während wir das Kloster und den sehr interessanten Baumgarten besichtigten, warteten unsere Felle vor dem Thore. Man führte sie uns dann an die Quelle der heil. Thereza, die ein wunderbar frisches, köstliches Wasser hervorsprudelt und neben der man unter prachtvollen Cedern große Tische errichtet hat, an denen die Gäste oft speisen. Dort sahen wir wieder auf und ritten, sehr gegen die bessere Einsicht unserer Graichen, die Treppen hinauf — nicht ohne Gefahr und Gelächter — und setzten dann unseren Ritt durch den Wald fort bis zum „großen Kreuz“, dem höchsten Punkte, von wo man weit ins Land hinausschauet. Dort ward eine Erfrischung genommen, nämlich Marmelade aus „Mönchshorn“, wie uns Frau B., eine bedeutende Botanikerin, die fleischigen, lappigen Blätter vorstellte, die wir zu Tellern benutzt hatten. — Aus dem Waldboden, ja aus allen Mauerritzen, man möchte sagen, aus dem todtten Stein sprangen Hyazinthen, Leberblümchen, Weichhen, Krokus hervor. Millionen von Blumen bedeckten den Boden. Welche Fülle unbekannter Pflanzen könnte man dort studieren! Ein paar Wochen in Bussaco leben und dann sterben!

Am Sonntag machten wir Fuß- und Klettertouren; ohne Frühstück vom Hotel den Berg hinauf, den Wald durchstreift. Wir hatten das Frühstück auf 10 Uhr bestellt, aber um 9 Uhr war ich schon ganz flau vor Hunger, sagte aber nichts. Um halb zehn sagte Frau B., wenn uns zu Mute wäre, wie ihr, so wäre uns flau, also suchten wir was zu essen. Das Frühstück zu erwarten, schien uns unmöglich. Mitgenommen hatten wir nur Sardinen in Del, also allein unsehbar, Brot vom Vater erbitten, dem einzig übrig gebliebenen im Kloster, ging nicht, da er uns mit seiner Köchin im Walde begegnete, also nicht zuhause war. Das Hotel im Bussaco war noch nicht eröffnet, also blieben uns nur die Soldaten. Frau B. bat denn also einen Soldaten um ein Brot, der sagte es seinem Offizier und dieser verkaufte uns eins für ein paar Groschen. Ei, wie schmeckte das Brot mit einer Sardine und dem klaren Wasser der Sta. Thereza! Kaum hatten wir gendelt, als das Frühstück erschien, das Frau B. dort an die Quelle bestellt hatte: Beef, Eier, Omelette, Brot, Biscuits und ich weiß nicht, was alles noch, genug für acht Tage, auch Wein und Kaffee fehlte nicht. Ich aß nicht viel mehr davon, das Sardinenbrot hatte mir zu gut geschmeckt.

Wir fahren dann fort, die vielen Quellen und Einsiedeleien zu inspizieren, die oft so tief versteckt im Dickicht liegen und so verwachsen sind mit Ephen und anderen Kletterpflanzen, daß man sie kaum findet. Auf den Dächern wuchern Hyazinthen und Primeln, Moos und Zwergsarn füllen alle Fugen in den Mauern und darüber verhängen sich oft sechs bis acht Bäume in unlösbarer Umarmung. Es ist ein ganz zauberisches Stückchen Erde.

Sonntag war ich im Konzert des Kristallpalastes, neu ist dort die Einrichtung, daß man noch etwas dazu bekommt, wenn man nur kommt. Der Eintritt kostet 300 reis und man bekommt für 800 reis Noten geschenkt. Neulich gabs auch Blumensträuße und gar ein goldenes Armband, das mußte aber aus dem „elektrischen See“ gefischt werden, d. h. einer Schale, deren Inhalt man elektrifiziert hatte, sodas die Damen, welche das Armband fischen wollten, alsbald darauf verzichteten. Am Ende hats aber doch seinen Herrn gefunden.

Gestern machte ich mit Maria Virginia, meiner Schülerin, und deren Eltern einen Ausflug nach Villa de Conde, wo ein neues Hôtel eingeweiht wurde. Tausende von Menschen strömten dahin und durchwanderten die Räume des sehr nett und sauber eingerichteten Hôtels und bewunderten besonders die langgedeckte table d'hôte, wie die meisten wohl Ähnliches nie gesehen hatten. Vor Tisch waren wir nach Tavva gefahren, einem großen Fischerdorf, wo viele Tausende von mächtigen Fischerbooten am Ufer lagen. Ein Rudel tollkühner Burische umringten gleich den Herrn Miranda und erboten sich, uns aufs Meer zu rudern. Da das abgelehnt wurde, baten sie, ob er nicht Geld ins Meer werfen wolle, damit sie es herausholten. Das geschah. Sieben Burischen waren im Nu entkleidet und sprangen aus einer Höhe von etwa 20 Fuß ins Meer hinab, wo sie dann wie die Fische herumruderten. Eine in Papier gewickelte Kupfermünze im Werte von 9 Pfg. flog weit über sie hinaus. Wie die Enten ruderten sie dahin, tauchten, den Kopf voran, die Füße in die Luft gestreckt, fanden aber nichts. Ein zweites, drittes Stück folgte dem ersten; gleicher Wettkampf, endlich glückliches Auffinden der Münzen, die die Sieger dann unter dem Hurra der zahlreichen Zuschauer im Munde, schwimmend, heranzrachten. Es war ein sehr belustigendes Schauspiel.

Abends verkehrten wir dann den Zug, mußten drei Stunden warten, die wir teils in herrlichem Mondschein auf den Felsen sitzend, zubrachten; am Ende aber wurde es zu kühl für die Kleinen und ein Junge wurde abgeschickt, uns vom Hôtel einen Wagen zu holen. Der Junge war in einem Augenblick von dem ziemlich entfernten Hôtel zurück, sie laufen hier wie die Hasen, und meldete, daß dort keiner mehr sei, daß er aber hier einen Wagen „stehlen“ solle. „Donnerwetter, einen Wagen stehlen,“ meinte Herr Miranda lachend, „das will ich aber nicht haben.“ Weidlich ward dann der arme Teufel ausgelacht, der sich in seinen Verben geirrt hatte und statt „fretar“ besorgen, „furtar“ stehlen gesagt hatte.

Neulich waren wir auf einer Kirrnes in einem Dorfe dicht am Flusse. Wir fuhren im Kahn hinunter, stiegen dann dem Dorfe gegenüber im Hause eines Weinhändlers aus, von dem Herr L. seinen Bedarf bezieht und wo wir uns zum Jantar (Essen) eingeladen hatten. Zuerst saßen wir Posto unter dem Weindach vor dem Lager, wohin man uns eine große Schüssel Trauben und Rüsse, sowie einen hohen Krug voll schweren Weins brachte. Daraus gingen wir in die sala oben im Hause, besahen die cozinha, wo die Frau den Jantar herrichtete auf einem Feuer, welches sie vor dem Herde auf der Erde angezündet und wo ein Duzend dreibeiniger Töpfe herumstanden. Die Zeit bis zum Essen benutzte ich, die ungeheuren, aus Gold und Edelsteinen gearbeiteten Filigranohrgehänge der Frau abzuzeichnen. Man trägt hier Ohrringe, die oft bis auf die Brust herabreichen und bei solchen Festas zwei, drei Paar übereinander. Dann kam der große Augenblick. Eine Anzahl Teller, worunter auch ein tiefer war, wurde auf den Tisch geworfen und Helene legte die Suppe vor, die eigentlich mehr ein Drei war von Brot, getränkt mit Brühe von Schinken, Huhn und Ochsenfleisch; solche Suppe ist stehend. Die Mitte des sonst leeren Tisches nahm ein Haufen halbklarer Brote ein. Der Wirt aß mit uns, während die Frau, der Sitte nach, aufwartete und zwischen Küche und Stube ab- und zuging. Nachdem er mit behaglichem Schlürfen einige Löffel voll gegessen, pakte er mit beiden Armen so viel Brot, wie er fassen konnte und warf es, wie ich glaubte, zum Fenster hinaus, doch wars nur auf die Fensterbank, mit dem Bemerken, daß das ja für ein Duzend Menschen reiche; wir waren fünf und ich hätte



gemeint, dreißig hätten auch genug gehabt. Nach der Suppe kam das Suppenfleisch, Schinken und Huhn, was ganz gut schmeckte, dazu warmes Bohnengemüse mit Essig und Del, was ich als warmen Salat ohne Grauen aß. Eine momentane Abwesenheit des Wirts hatten wir schnell benutzt, Messer und Gabeln vor dem Gebrauch zu säubern. Der Wein wurde, wie überall hier üblich, aus großen Wassergläsern getrunken, doch schienen fünf Gläser nur mit Mühe beschafft zu werden. Wir amüsierten uns selbstredend königlich, denn alles wurde mit Handglossen in deutscher Sprache begleitet, die unsre Wirte nicht verstanden, was sie aber nicht hinderte, jedesmal in ein schallendes Gelächter auszubrechen, das uns stets mit Fortriß, wenn auch nur aus Verwunderung. Darauf kam Broten, der mir aber einen so verdächtigen Knoblauchgeschmack zu haben schien, daß ich ihn auf diesen, wie sich später ergab, falschen Verdacht hin, heimlich dem unter dem Tische sitzenden Hunde zuwarf und lieber mit meinem Hunger allein blieb, denn von dem andern hatte ich auch fast nichts gegessen. Zum Dessert verschwand die Frau im Nebenzimmer, holte eine der dort aufgespeicherten Melonen heraus und zerschnitt sie. Sie war aber nicht sehr schön und ich hielt mich dann lieber an eine Schüssel voll Weintrauben, von denen einige 40 bis 50 Centimeter lang waren. Dazu schenkte man jedem, ohne Unterschied der Person, ein hohes Wasserglas voll Portwein ein, — von dem ich höchstens sonst ein halbes Viskörgläschen voll trinke, — das sollten wir nun durchaus leeren. Als unsre Wirte uns einmal einen Augenblick allein ließen, leerte Mr. Hall sein und mein Glas zur Hälfte in den großen irdenen Krug, aus dem man den Wein eingesehnt; den Rest ließen wir stehen, was die Frau veranlaßte, nachdem wir den Tisch verlassen, das erste beste Glas zu ergreifen (es war gerade das ihres Mannes) und Helene und mich fast mit Gewalt zu nötigen, den Rest zu trinken. — Es war ein famos es Jantar, das erste portugiesische, das ich mitmachte, doch kein „rechtes“, wie Helene sagte, denn es geht sonst sehr hoch her. — Die Frau hatte uns sehr ins Herz geschlossen, umarmte mich, ohne mich nur wieder loszulassen, so daß ich mich, während sie uns erzählte, wieso, warum und wozu jene zwei Bäume vor dem Hause ständen, fast eine Viertelstunde lang von ihren Armen und ihren süßigen Unterröcken fast erdrückt fühlend, ihre lange Rede mit Stöhnen und deutschen Stoßauszern begleitete, wobei Helene sich kaum des Lachens enthalten konnte.

Die Festa, wozu wir uns über den Fluß setzen ließen, war sehr animiert. Lustig war es zu sehen, wie die jungen Burtschen mit den Mädchen scherzten, wie diese kottelten und wie sich manch kleine Eifersuchtszene abspielte. Es war ein buntbewegtes, farbenreiches Bild. Mehr als einmal bedauerte Mr. Hall, seinen Farbenkasten nicht da zu haben. Die verschiedenen Touren eines Bauerntanzes, die sich sehr verwickelt durcheinander schlangen, machten uns durch die dabei entwidelte Anmut sehr viel Vergnügen. Alle Portugiesen haben eine herrliche, aufrechte Haltung, wozu viel beitragen mag, daß alle Gegenstände auf dem Kopfe getragen werden. Sind jemandem die Holzschuhe an den Füßen lästig, setzt er sie auf den Kopf, ja selbst die Kinder trägt man dort so und ohne Schwindel schaut der junge Weltbürger von seinem hohen Thron auf das Gewimmel unter ihm.

Da die Flut spät eintrat, so fuhren wir auch erst spät bei herrlichem Mondschein heim. Es war eine wundervolle Nacht, wenngleich sehr frisch. Wir sangen Chor, so gut es gehen wollte, ich mußte Solo singen und so kamen wir singend und plaudernd in Bombal an, von wo wir fast noch eine Stunde zu wandern hatten. Tags zuvor war eine Kirumes in Medos, dem nächsten Kirchdorfe bei den Minen, wohin wir gegangen waren, um die Prozession zu sehen. Als Ergrungenschaft brachte ich einen großen Kringel mit, den ich über den Arm hing, was Mr. Hall veranlaßte, sich einen noch größeren zu gleichem Zwecke auszusuchen, welche Deforation großes Aufsehen erregte.

Gestern war ich mit Frau B. zu einer Matinee der Studentenschaft von Coimbra, die eine musikalische und declamatorische Aufführung veranstaltete zum besten unbeeimittelter Studenten. Das Konzert war sehr besucht, wie es denn bei solchen Gelegen-

heiten schlechter Ton sein würde, wollte jemand aus der guten Gesellschaft fehlen. Es soll ein Conto da Reis, 4500 Mk., gebracht haben. Die Studenten sahen fast abenteuerlich aus in ihren langen schwarzen Mänteln, die sie bald herabhängen lassen, bald materisch auf der Achsel drapieren oder sich hineinwickeln, und ihren langen Carapuzen, Kopuzen ähnlichen Kopfbedeckungen, die früher ein Meter lang über den Rücken hingehangen haben; jetzt ist's etwas modifiziert, doch sehen sie für ein fremdes Auge immer noch seltsam genug aus. Die Musik, aus Guitarre, Mandoline, Violine und einigen Blasinstrumenten bestehend, war etwas dubelig, aber niemals lästig, vielmehr angenehm zu hören. Aber diese Discursos! Wie die Befessenen geflüsterten die Vortrag haltenden Studenten herum, ohne daß wir, da wir zientlich hinten saßen, ein Wort verstehen konnten. Aber alle Augenblick unterbrach ein brüllendes „Viva!“ den Redestrom, das durch Schwanken der Fahnen und der goldgebundenen, mit farbigen Seidenschärpen verzieren Wappen der Studenten begleitet wurde. Der Enthusiasmus ist immer sehr groß bei diesen Gelegenheiten.

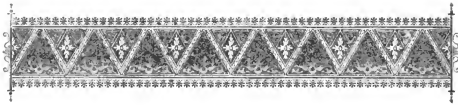
Seit ungefähr einer Woche gießt hier der Regen in Strömen herab, am schlimmsten ist's nachts, doch dann oft, als wäre der jüngste Tag gekommen. Mit diesen portugiesischen Regengüssen sind unsere zahmen deutschen gar nicht zu vergleichen, es ist, als öffneten sich alle Schluften des Himmels und eine neue Sündflut drohe alles Lebende zu vertilgen. Heut hörte ich zum ersten Male das Meer nicht bis hierher brüllen, es war fürchterlich, welchen Sturm wir hatten; dazu wiederholte Erdstöße. In Spanien war ein großes Erdbeben, in derselben Nacht und zur selben Stunde, wie voriges Jahr, wir wachten davon auf und sahen nach der Uhr. Es sollen sehr viel Menschen verschüttet und verunglückt sein, überall werden Sammlungen veranstaltet.

Neulich war hier eine förmliche kleine Revolution, alle Landleute hatten gestreikt, weil man die Steuer auf ihre Garten- und Felderzeugnisse erhöht hatte; infolgedessen kam kein Gemüse, keine Milch, Eier, Butter, Fleisch, kurz, gar keine Lebensmittel in die Stadt, ja man fürchtete, selbst das Brot werde bald ausfallen. Polizei und Militär schritten zwar ein, überall aber trafen sie auf bewaffneten Widerstand, so daß sogar mehrere Tote und Verwundete zu verzeichnen sind. So hörte denn das ohnehin schwache Einsichreiten bald auf und die Leute hatten ihren Willen. Die Kammer hat sich dann bequemen müssen, die Steuer zu erlassen.

Sonntag vor acht Tagen reiste ich in Mrs. Hardys Begleitung nach Caldas de Birella (Warmbäder von Birella); Hardys hatten ein Häuschen dort gemietet, das aber zu klein war, als daß ich bei ihnen hätte wohnen können; so blieb ich im Hôtel Crureiro do Sul und fand mich dort sehr gut aufgehoben. Nur um auszurufen und zu schlafen hielt ich mich in meinem Zimmer auf, sonst lief ich den ganzen Tag umher. Schon früh um fünf Uhr war ich unterwegs, kletterte auf die Berge, von denen Birella rings eingeschlossen ist, besuchte die Dörfer, spazierte den entzückend schönen Fluß entlang, an dem die unzähligen mäterischen Mühlen liegen, die noch aus uralter Zeit zu stammen scheinen. Die Mittagsstunden war jedermann genötigt der Ruhe zu pflegen, denn es war dort zwischen den Bergen und auf einem Boden, aus welchem unzählige warme Quellen sprudeln, so glühend heiß, daß man sich nicht rühren konnte. Am Montag war eine solche Gluthitze, daß ich mich fünfmal badete und literweise Wasser trank; ich that mein Möglichstes, mich in einen Fisch zu verwandeln. Am Mittwoch früh machte ich einen Spaziergang den Fluß entlang bis zur Papiermühle, einem Ueberbleibsel aus der Römerzeit, wie's scheint; ich trat ein und ließ mir den sehr einfachen Prozeß zeigen, der dort auf die allerprimitivste Weise ausgeführt wird. Nach dem Frühstück fuhr ich dann mit dem Zuge nach Guimaraes, das ich tags zuvor schon von den Bergen zurücksehrend, besucht hatte. Guimaraes ist ein nicht unbedeutender Ort mit vielen Kirchen; in der Hauptkirche ist Dom Afonso Henrique, ein früherer portugiesischer König getauft worden und seine Mutter liegt daselbst begraben. Auch

das Hospital von San Francisco ließ ich mir zeigen, die Oberin führte mich in eigener Person herum. Kranken- und Fremdenzimmer, alles war hoch, lustig und sauber; die Fremdenzimmer für 7 Mark täglich sogar mit einigem Luxus ausgestattet. Auch die darin befindliche Armeuschule, Bibliothek, Küche Speisezimmer wurde gezeigt. Darauf kletterte ich mit meinem Führer die Penha hinauf, welche sich hinter der Stadt erhebt. Es ist dies ein Berg, mit ungeheuren Granitblöcken besät, wie alle Berge dort in der Gegend. Rund und abgewaschen, käseförmig und isoliert scheinen diese oft mehr als haushohen, ja turmhohen Blöcke jeden Augenblick aus dem Beschauer herabfallen zu wollen, sodas man sich erinnern muß, daß sie schon Jahrtausende dort liegen, um sie ohne Furcht zu erklettern. Es war eine glühende Hitze und da ich noch müde war vom Tage vorher, so wurde mir der steile Weg lauer, doch wurde ich für meine Mühe reichlich belohnt durch die entzückende Aussicht. Unter mir Guimaraes mit seinen Kirchen und dem maurischen Schlosse, durchschnitten und eingefaßt von Gärten, Wäldern, Bergen. Rings umher in kleinerer oder größerer Entfernung die verschiedensten Ortschaften, Gebirgszüge, Flüsse. Aus dem Gipfel des Berges erheben sich einige Felsen ganz senkrecht zu beträchtlicher Höhe; dort oben, in einer Höhe, die nur den Vögeln zugänglich zu sein scheint, erhebt sich ein Haus, welches der „Brüderschaft unserer lieben Frauen der Penha“ gehört und dem Besucher grünen Wein verabreicht. Zuerst führte der Weg unter den Felsen hindurch, die sich hoch erheben und oben an einander lehnen, so daß sie einen natürlichen Tunnel bilden, der, von der Weite, daß eine Person bequem hindurchgehen kann, sich stellenweise zu Grotten erweitert, auch tiefe Spalten bildet, durch die das Tageslicht einfällt. Es war entzückend kühl darin. Oben im Hause begrüßte mich eine kleine Gesellschaft und zwar so freimütig und herzlich, als hätten sie mich schon lange erwartet; es waren vier Herren, zwei junge Mädchen und ein Knabe. Die Herren machten mir den Eindruck, als könnten sie wohl Vater sein, um so mehr als ich sie mit Namen nennen hörte, die ich schon an den Felsen gelesen hatte: Grotte des Vaters X., Straße des Vaters X. Einer der Herren, den ich „Senhor Caldas“ nennen hörte und der, wie ich nachher erfuhr, Chef der Brüderschaft ist, aber kein Vater, sondern nur der Vater eines solchen, schien es für seine Pflicht zu halten, mir alles zu zeigen und schlug mir sogleich einen gemeinschaftlichen Spaziergang nach der Mosisquelle vor, die in ziemlicher Entfernung auf der Spitze eines Felsens entspringt und eine kleine Kaskade bildend, denselben hinabfällt, um gleich aufgefangen zu werden und ein Becken zu bilden; dies Wasser wurde auf seine Frische und Kälte geprüft und vorzüglich befunden. Grotten und Felsgruppen von erstaunlicher Mannigfaltigkeit fanden wir dort in der Steinwüste; einundzwanzig davon hatte man bezeichnet, um mit Beibehaltung alles Wilden und Natürlichen zu sehenswerten Punkten für Besucher eingerichtet zu werden. Auch Kapellen fanden sich dort, eine teilweise von einem Felsen gebildet, eine andere, unterhalb des Hauses ganz und gar im Felsen, der die Wände bildete. Müdigkeit und Hitze, alles war vergessen. Schon als man mir den Gang zum Wasser vorschlug, meinte man, „ich müsse dann aber mit einem späteren Zuge fahren, sonst sei es nicht möglich, alles zu sehen.“ Ich fand es so komisch, daß mich das Schicksal unter Vater geworfen hatte, die mich sogar einluden, ihr Mittagsmahl zu teilen, daß ich lachend einwilligte. Uebrigens waren die Herren Vater sehr ritterlich, verstanden auch Spaß und weltliche Scherze. Als wir zurückkamen, allerseits sehr befriedigt, wurde ich gebeten, meinen Eindrücken von der Penha im Fremdenbuch Ausdruck zu geben, während der Tisch serviert ward. Ich benutzte die Gelegenheit, zugleich im Fremdenbuch der mir dort begegneten Gesellschaft für ihre Liebenswürdigkeit zu danken; außer dem Chef und dem Vater war es noch ein „Wohltäter“ der Brüderschaft mit seiner Familie. Da das Essen, wie gewöhnlich bei den Portugiesen, mit Knoblauch gewürzt war, so konnte ich nichts essen, behauptete, es sei noch nicht meine Zeit und tröstete mich damit, daß auf meiner Wallfahrt nach Nossa Senhora da Penha jetzt die Reihe ans Fasten gekommen sei. Die andere Gesellschaft machte „Pönitenz“, wie Herr Caldas sich ausdrückte, d. h.

sie kasteieten den Körper, um ihn fähig zu machen, fasten zu können, was mittels tüchtiger Portionen von Hühnern, Reis und Schinken bewerkstelligt wurde. Nach dem Kaffee, an dem in dieser Höhe schon die Bläue des Himmels etwas abgefärbt hatte, machte ich mich daran, den Berg wieder hinabzukletterern, nicht ohne daß mir jeder ein kleines Andenken mitgegeben hätte: die Dame einen Haidestengel, ihr Mann ein Rosmarinzweiglein, der Chef der Bruderschaft tauschte seinen Bleistift gegen den meinen um und der Pater, denn ein richtiger war doch dabei, sowie ein Student der Theologie, — drei kleine Bildchen von unsrer lieben Frauen der Penha. Ein Stückchen Wegs begleiteten mich alle, dann sprang ich mit meinem Führer allein weiter. Der Fünfuhrzug brachte mich dann nach Porto zurück und zum Thee erreichte ich Foz, sehr befriedigt von meiner Tour, doch entseztlich hungrig, denn seit acht Uhr morgens war ich „ungefessen.“ —



## Von den Eltern Zinzendorfs.

Son

G. E. v. Razmer.

---

### II.

1717 beerbte Zinzendorfs Stiefvater (der General v. Razmer) den einzigen Sohn seines Bruders, des Geheim-Rats, und trat in den Besiß der väterlichen Familiengüter (Guzmin, Lubow und Bobesde im Schlaweschen), während er die noch lebende Witwe seines Bruders mit ihren Ansprüchen in Geld absand. Bobesde wurde nun auf seine Bitte wegen seiner „treugeleisteten Dienste“ zum Alod erklärt.

Zinzendorfs Eltern befanden sich hiernach in einer sehr guten äußeren Lage und erfreuten sich persönlich eines immer wachsenden Einflusses.

Die politischen Irrungen zwischen Preußen und Hannover, dem Kaiser und Großbritannien, in denen von dem Entschluß Friedrich Wilhelms I. die Frage über Krieg und Frieden abhing, half Razmer entscheiden, indem er im versammelten Geheimen Rat auf die Gefahren aufmerksam machte, denen zur Zeit die evangelische Religion durch einen Krieg ausgesetzt sei.

Ohne ein Mitglied des Tabakskollegiums zu sein, wurde Razmer vom Könige auch in inneren Landesangelegenheiten um Rat gefragt. Die Begünstigungen, welche die Franckeschen Stiftungen von Friedrich Wilhelm erfuhren, verdankte man seiner Fürsprache. „Er wisse,“ hat der König in seiner drastischen Weise einmal gesagt, „daß er von ihm nicht belogen werde.“ Indem der General dabei durch das Vertrauen des Königs einen großen Einfluß auf die Berufung von positiven Geistlichen hatte, ist ihm die damalige christliche Erziehung unseres Volkes mit zu danken, zumal er, bei aller Anerkennung der persönlichen Frömmigkeit Zinzendorfs, für die er in Berlin, wie in Dresden nicht aufhörte, einzutreten, sich ausschließlich auf den Boden der Landeskirche stellte.

1730 begleitete er den König in das Lager von Mühlsberg, wo der Kronprinz den ersten Versuch machte, sich den Gewaltthätigkeiten des Vaters durch die Flucht zu entziehen. Wenn der König damit umging, seinen Sohn von der Thronfolge auszuschließen, so war er unter den hierzu berufenen Ratgebern der Krone einer der ersten, welche ihn von diesem unseligen Entschlusse abzubringen wußten. Das allgemeine Vertrauen, dessen sich Razmer nach diesem Vorgange zu erfreuen hatte, fand unter den obwaltenden Umständen einen deutlichen Ausdruck darin, daß sein Sohn unter den

wenigen war, welche der König dem unglücklichen Kronprinz in Küstria zum Gesellschafter bestimmte. Der General und sein Sohn haben es verstanden, sich auch in dieser schwierigen Lage das Vertrauen beider zu bewahren.

Unter solchen Eindrücken schrieb Fassman 1735: „Die Feldmarschälle Fürst v. Anhalt, Graf Finckenstein und Rahmer sind Männer von der größten Treue, Kriegserfahrenheit und Tapferkeit, wie sie vom Könige fast wie Väter geehrt werden. Rahmer hat schon seine Jugend der Gottseligkeit und Unsträflichkeit gewidmet und wider den Feind sich als unerschrockener Löwe erwiesen. Was er der Armut für Gutthätigkeiten zulassen läßt, ist zu bewundern. Solches scheint auch seiner Gemahlin sozusagen angeerbt zu sein.“

Dabei war unser Held innerlich durchaus nüchtern. Als der König ihn einst fragte, ob er sich zu einem Zweikampf herbeilassen werde, erwiderte er: „Wenn der Gegner bei mir den Christen zu Hause findet, schlage ich mich nicht; findet er aber den Rahmer zu Hause, so soll ihn der Teufel holen.“

Am Ende seiner Tage verlor Rahmer seine beiden einzigen Söhne, den jüngsten als Rittmeister im Kriege gegen die Türken, den andern das Jahr darauf als Regierungsrat in Stettin. Da der letztere bedeutende Schulden hinterlassen hatte, schrieb der Vater an das Stettiner Gericht:

„Berlin, den 6. August 1738.

Ich vernehme, daß mein Sohn viele Schulden gemacht, ohnerachtet ich ihm mit sehr vielem Gelde bisher secundirt, und finde mich daher genöthigt, zu declariren, daß bei solcher Bewandniß, da die Schuldenlast sehr groß sein, welche mich in meinem hohen Alter, sonderlich in Betracht, daß ich nunmehr über meine Güter nicht freie Disposition habe, sondern meinen nächsten Anverwandten und Mitbelehnten lassen muß, ganz niederdrücken möchten, mich des Erbrechts gänzlich zu begeben.

Creditores müssen sich aus Nachlaß befriedigen.

Diese Declaration geschieht nun nicht aus einiger Härteigkeit meines Gemüths gegen mein verstorbenes Kind, sondern wegen des Uebermaß dessen Schulden mich Freiheit bedienen muß, da ich sonst nicht ungeneigt sein würde, auch nach seinem Tode durch Bezahlung die väterliche Liebe zu continuiren, welche mich bewogen hat, so vieles ihm gegebenes Geld zu verschmerzen.

Aus freiem Willen will ich diejenigen Kosten, so seine letzte Krankheit und Begräbniß verursacht, wie auch der Domestiquen rückständigen Lohn bis zum Ablauf 4 Wochen nach dem Tode zu bezahlen übernehmen, animo donandi, jedoch mir ausbittend, daß weil meines verstorbenen Sohnes privat correspondenz den Gläubigern nichts hilft, solche von den andern Papieren separirt und versiegelt insgesammt zu meiner disposition oder doch diejenigen, so zwischen mir und meinem Sohn oder den Meinigen gewechselt worden, ausgeliefert werden, wodurch niemand praejudicirt wird, am wenigsten creditores, zu deren Vortheil ich oben erwähnte Kosten übernehme.“

Auf ein Trostschreiben des Königs dankte Rahmer:

„Berlin, den 23. August 1738.

E. K. M. danke all. mit der größten Submission vor das allergnädigste Mitleid über meinen Zustand und daß E. K. M. mir alle Gnade und Schutz versichert haben wider diejenigen creditores meines verstorbenen Sohnes, welche meinen consens nicht gehabt. Nun habe ich in keine einzige Schuldsforderung, so mein Sohn mir ohnwissend gemacht, consentirt.

Gleichwie ich aber ungern sehe, daß jemand durch die Meinigen in Schaden kommen soll, aber die große Schuldenlast zu übernehmen mich nicht vermögend gefunden, so bin ich doch nicht ungeneigt, wenn E. K. M. es allergnädigst approbiren, aus freiem Willen, ohne meines Sohnes Erbe zu sein, zu der creditoren Befriedigung anzuwenden,

was ich theils bei meinem Leben, theils nach meinem Tode dazu zu employiren im Stande bin, wenn die creditores sich hierin billig finden lassen wollen zu accordiren und die Sache ohne Weitläufigkeit und Proceß über meines Sohnes Nachlaß abzutun. Wenn E. K. M. diese m. a. Vorstellung all. probiren, so bitte a., diese Sache dem General-Major v. Kalkstein und dem Geh. Rath Wylsius allerg. zu committiren.

Im Falle aber die creditoren solchen meinen guten Willen nicht acceptiren, sondern mir zur Last auf d. Hals fallen wollen, so ersuche E. K. M., dero Gnade und Gerechtigkeit durch all. Schutz mir ferner angeheihen zu lassen."

Es wurde Razmer hierauf der Bescheid:

"Auf des Feldmarschall v. Razmer Supplication committiro den G.-M. v. Kalkstein und Geh. Rath v. Wylsius, die Schutzsachen besagten v. Razmer Sohns mit dessen Creditoren zu akkomodiren.

Berlin, 27. Aug.

Auf Spezialbefehl

Pobewits. Arnim."

Mit Einverständnis seiner Gemahlin opferte der Feldmarschall den Gläubigern sein ganzes Vermögen und alle Ansprüche, welche seine Allodial-Erben an die Lehnfolger zu machen hatten (28. Aug. 1738). Er schloß dazu einen Vergleich, in welchem seiner Gemahlin nur noch ihr Leibgeding sicher gestellt wurde. Nach ihrem Tode sollten den Gläubigern noch 90,000 Florin gezahlt werden. Die Jannewitzer Güter fielen nach des Feldmarschalls Ableben seinen Weyherschen Verwandten, zuletzt dem Starosten Johann Georg v. Czapski, Gukmin, Lubow und Bobesde den Razmers zu.

Die Verluste hatten die Kräfte des Feldmarschalls erschöpft. Hatte er doch auch den Schmerz, mit den Söhnen die Mittel verloren zu haben, seiner Witwe ihr Leben behaglich zu gestalten. Seine Amtspflichten, namentlich auch als Chef des Regiments Gensd'armes, hatte er bisher selbständig versehen. Als er sie nun und die Leitung seiner persönlichen Angelegenheiten wieder aufnehmen wollte, vermochte er es nicht mehr. Wie ihm bei letzteren der General-Auditeur Wylsius und der Major v. Kalkstein, die ihm befreundet waren, behülflich sein mußten, so fielen die Verusageschäfte dem Kommandeur des Regiments, Oberst v. Pannewitz, zu.

Der Feldmarschall beschäftigte sich bald nur noch mit seinem Tode. Seine Freunde trafen ihn fast immer mit dem Lobe Gottes beschäftigt. Dabei wuchs die Sehnsucht nach der Ewigkeit.

An die Welt fesselte ihn nur noch das Leben seiner Gemahlin.

Die Prediger Koloff und Weier besuchten ihn. Am Tage vor seinem Tode beteiligte sich Razmer noch an der gewohnten Hausandacht mit Singen und Preisen Gottes. Als er an diesem Tage kaum zur Ruhe gegangen war, befahl ihn der letzte Kampf. Frau von Razmer brachte die Nacht mit ihm in Seufzen und Gebet zu.

Morgens erschien auf Razmers Bitte sein Weichivater. Es fanden sich dazu mehrere Freunde, darunter Wylsius, Pastor Schade und der Regiments-Auditeur Rumpf, ein.

Am 13. Mai, mittags 1 Uhr, verschied der Feldmarschall, nachdem er gebetet hatte:

O Jesu, der du mein Trost und Ruh',  
Ich bitt' dich mit Thränen,  
Daß ich mich bis ins Grab  
Nach dir ewig sehne.

Zu seinem Leichentext hatte er schon vor Jahren bestimmt: Mir ist Barmherzigkeit widerfahren. Von seinen Thaten und Ahnen sollte am Grabe nicht geredet werden.

"Der Körper des Feldmarschalls war nicht der stärkste," entnehmen wir einer Aufzeichnung. "Die Beschwerlichkeiten des Feldlebens und seine vielen Verwundungen hatten ihn mitgenommen. Daß er trotzdem ein so hohes Alter erreichte, verdante er nicht wenig seiner ordentlichen Lebensart, Nüchternheit und Enthaltfamkeit.

Er hatte ein Gedächtniß, welches ihn nie verließ. Noch in seinem Alter wußte er genau die Umstände des Todes und den Inhalt der Abschiedsworte des großen Kurfürsten, welche er mit angehört hatte.

Er hatte ein scharfes Gesicht und konnte bis ins Alter die kleinste Schrift ohne Beihülfe lesen.

Er liebte die Wissenschaften und Lesen war ihm ein Vergnügen. Sein Gemüt war gut.

Er verstand die Kunst, durch seine erhabenen Eigenschaften und seine Freundlichkeit sich Gehorsam zu verschaffen, auch wo er nicht zu befehlen hatte.

Er fand in sich die Hülfsmittel, welche sonst nur durch langes Nachdenken erlangt werden. Seine Fähigkeit, große Entwürfe zu machen und diese auszuführen, seine Geschicklichkeit, die Absichten anderer zu erforschen, seine Weisheit und Geschwindigkeit in den Entschlüssen und der glückliche Gebrauch aller vorkommenden Gelegenheiten machte, daß seine Unerforschlichkeit eine seiner kleinsten Vorzüge war. List und Trug waren ihm nur insoweit bekannt, um ihnen entgegenzutreten.

Der Wahrheit pflichtete er selbst beim Feinde bei.

Niemand kannte ihn besser, als er sich selbst. Er richtete sich unablässig. Sein ihm natürliches Feuer war sein Feind, den er bekämpfte.

Das höchste Gut beleidigt zu haben, übertraf alle seine Leiden.

Seinen Kindern schärfte er den Spruch ein: Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.

Er war unzufrieden, wenn man die Unfehlbarkeit der Bibel ansocht. Er hatte sich selbst von ihr überzeugt. Dies beweisen mehrere Anmerkungen, die er sich über die Gewißheit der Schrift aufsetzte.

Er nahm sich der Religion ohne Verfolgungsgeist an und gönnte den andern die Gewissensfreiheit, welche er für sich in Anspruch nahm. Mitleidenden half er ohne Ansehung der Meinung. Er hatte ein stets fröhliches Herz. Es schmerzte ihn, wenn seine Freunde ihn verließen: Er blieb ihnen treu, wenn er auch ihre Fehler nicht über sah. Gott und dem Könige treu, war er, vom ganzen Hofe geliebt, der alte, fromme General im Urbitde, den Gellert zum Entzücken schön vorgestellt hat.

„Gereut es meine Leser,“ fragt hiernach der mir unbekanntte Verfasser dieser Betrachtung, „daß ich sein Leben ihnen vorkührte?“

Einer Berlinischen Zeitung entnehmen wir den nachstehenden Retrolog, welchen wir Nylius zuschreiben:

„Die Verdienste dieses großen Generals und die ungeheuchelte Gottesfurcht, die mit der wahren Tapferkeit so weislich von ihm verknüpft worden, wird bei der spätesten Nachwelt in unvergeßlichem Andenken bleiben. Man hat ihm dabei folgende Grabchrift gesetzt:

„Senkt nur den müden Leib des großen Rahmer ein,

Die Stärke seines Ruhmes muß dennoch ewig sein.

Die Fama muß mit Ehrfurcht von ihm melden:

Er war der Tapfern Schmutz, die Krone frommer Helden!“

Sonst ist noch von diesem frommen Herrn zu gedenken, daß er sein untergehabtes Regiment mit der größten Sanftmuth regiert und davon nicht die geringste douceur jemalen genommen, sondern selbige denen Herrn Oberofficiers lebiglich gelassen, welches bean in so vielen Jahren an 146,000 Thaler beträgt, so gewiß etwas Extraordinäres ist.

Auch hat er zur Bezahlung seiner vor ihm verstorbenen zwei Söhne gemachten Schulden ad 100,000 Thaler, alles das Seinige zur Befriedigung der creditoren assignirt und nur 1200 Thaler seiner Frau Gemahlin zur jährlichen subsistenz, so lange sie lebt, davon ausgesetzt, welches ebenfalls eine besondere generosité (auch von ihr) ist.

Am 19. Mai, als am heil. 3. Pfingsttage, Nachmittags, geschah das soleuue



Leichenbegängniß in solcher Ordnung, als sie in der Berlinischen Waise No. 61 weitläufig beschrieben, wobei 30 Kanonen bei Einjerkung des magnifiquen Sarges dreimal von hiesigen Bällen abgefeuert und von dem ganzen Regiment Gensd'armes dreimalige Salven abgegeben wurden.

Eine geschickte Feder hat folgende Grabchrift gesetzt:

Feld, den die Ewigkeit mit Glanz und Lust ergötzt,  
Greis, dessen müden Leib man prächtig niedersezt,  
Bellona löst dein Lob durch donnernde Cartäunen  
Und durch Trompetenschall begierig ausposaunen;  
Sie selber bauet dir den schönsten Leichentein,  
Die Tugend aber ägt darauf die Denkschrift ein:  
Rein Kämpfer war gerecht, fromm, tapfer, voll Erbarmen,  
Der Helden schönstes Bild, ein sich'rer Trost der Armen."

Frau v. Rappmer äußerte sich später in Betreff der Schicksalschläge, welche sie betroffen, in einer Aufzeichnung für Zinzendorf: „Da es dem Allerhöchsten gefallen, meine beiden Kinder 2. Ehe nach einander aus dieser Welt und großer Verführung, wie ich zu seiner Barmherzigkeit hoffe, zu sich in seinen sicheren Wohnungen zu verbergen, darauf auch ihren theuren Vater nach vielen hier ausgestandenen Bedrängnissen und Leiden mir von der Seite zu nehmen und in seine ewige Ruhe einzunehmen, bist Du mir, mein erstgeborener lieber Sohn, mit Deinen lieben Kindern allein übrig geblieben.“

Durch den plötzlichen Verlust des Vermögens ihres Gemahls war die Feldmarschallin, wie sie meist genannt wurde, auf ihr Wittum und die Zinsen eines kleinen Kapitals, das sie aus dem Zusammenbruch der Verhältnisse ihrer Mutter, der insolge ihrer Beteiligung an einem Bergwerke so gewaltsam erfolgte, daß sie in ihrer Eigenschaft als Begründerin des Altenburger Stifts sich und ihren Erben nur das Recht von einigen Kinder- und Witwenstellen gegen Bezahlung vorbehielt, rettete, in Summa ca. 1500 Thaler, angewiesen. Daß Frau v. Rappmer vom Staate eine Witwen-Pension bezog, ist nicht ersichtlich.

Mit Erlaubniß des Königs bewohnte sie anfangs die Dienstwohnung ihres Gemahls. Später hat sie die obere Etage des alten Canstein'schen Hauses, in welchem unten der Halle'sche Buchladen war, innegehabt, und dafür eine Mietsentschädigung bezogen.

Es war keine leichte Aufgabe für sie, die ein Menschenalter über mit einem großen Train umgeben, gewohnt war, mit vollen Händen zu geben, sich in die für sie wenn auch auskömmlichen, doch beschränkteren Verhältnisse zu finden. Dennoch schlug sie die Einladung ihres Sohnes, zu ihm zu ziehen, aus.

Mit peinlicher Ordnung überwachte sie ihren Haushalt. Keine Schulden zu machen, bezahlte sie alles, was sie brauchte, bar. Bei dieser Wirtschaftlichkeit hatte sie für Bedürftige immer etwas übrig; für ein Kind, welches sie interessirte, gab sie sogar jährlich 200 Thaler. Auch legte sie für den Fall ihres Todes zu ihrem Leichenbegängniß für den Beichtvater und ihre Hausarmen eine Summe zurück.

Der briefliche Verkehr mit beiden Zinzendorfs gestaltete sich auf das freundlichste. Der Graf ließ sie an allem theilnehmen, was sich in seinem Hause und der Mission ereignete.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Mutter über die außerordentlichen Wege ihres Sohnes oft bedenklich, gar oft mit ihm unzufrieden war. Zu anderer Zeit, wenn sie sich recht unterrichtet hatte, war sie aber ungemein zärtlich, wie aus den vorhandenen Briefen noch ersichtlich ist.

Auch hatte ihre Denkweise Einfluß auf Zinzendorfs Handlungen, dessen inneren Wert die Mutter stets erkaunt hat. Unter solchen Umständen konnte Zinzendorf 1754 schreiben: „Es ist Wahrheit, daß ich meine Eltern und noch lebende Frau Mutter

lebenslang nicht nur als ein Kind, sondern als ein Unterthan geehrt. Ich habe meiner Mutter Segen, wo ich gehe und stehe, und sie hat mich praevia causae cognitione dem völlig und ganz übergeben (ipsissima matris verba), der mein Alles ist."

In einem Testamente, welches Zinzendorfs Mutter 1752 aufsetzte, vermachte sie ihr Silberzeug seinen Kindern: „Dein zum Weggeben allezeit bereites Gemüth verbindet mich," schreibt sie darin dem Sohne, „solcher Reigung einen kleinen Band vorzulegen." Dabei war sie von solchen Anwandlungen selbst nicht frei. So hatte sie, was sie „an Schmutz von (ihrem) lieben seligen ersten Gemahl bekommen, längstens (ihrer) werthen Frau Schwiegertochter, und nur auch vor einiger Zeit den King, so vom lieben seligen Feldmarschall geschenkt bekommen, vor ihre Kinder" gegeben.

Für ihren Stieffohn Zinzendorf und ihre Schwester Henriette bestimmte sie wertvolle Aukenten. Dabei wünschte sie, daß ihr Sohn nach ihrem Ableben von den Möbeln und Bildern „zur Erinnerung an sie und die Großeltern zu sich nehme, was er brauchen könne. Warum sollte es auch an Fremde kommen," meinte sie dazu; „so wenig es ist, so ist ein Segen darin."

„Alles komme dem Sohne zu, was zur Zeit ihres Ablebens, nach dem guten Willen des Herrn, noch übrig sein werde, worin es auch bestehe."

„Der Ursachen, daß (es) nicht mehr, habe ich mich nicht zu schämen, da meist alles zu (der) theuren Großmama Bedürfniß oder um ihres Namens willen angewendet. Du, mein lieber Sohn, wirst desto mehr mit den lieben Deinigen gesegnet sein."

Es sollte aber nichts von den Sachen verauktioniert werden. Die einst gewaltsame Auflösung des Hauswesens ihres Carl Dubislav mochte diesen Wunsch hervorgerufen haben.

Dafür bedachte sie ihr Kammermädchen Charlotte Teutsche, „die seit ihrer Jugend an (damals schon etliche 20 Jahre) in guten und bösen Tagen ihr treu und redlich gedient, sich auch manches Glücks begeben, daher ihre Treue nicht genug zu belohnen," mit einer Dotation von 500 Thalern und einer reichlichen Ausstattung.

„Was die Bedienten haben sollen, habe apart aufgeschrieben."

„Sieht jemand hier im Hause etwas von solchen Dingen, die den Transport nicht werth, an, kann es ihnen ohne Entgelt gelassen werden."

Der Fürsorge für ihre Umgebung setzte sie die Krone mit der Bestimmung auf:

„Ich habe alles unter meiner Aufsicht, nur daß man doch nicht alles immer selbst holen kann, erinnere es aber darum, daß keine Verantwortung von den Bedienten zu fordern ist."

In ihrer Menschenliebe über sah die edle Frau in ihrer Schwachheit nur, daß ihr Kapitalvermögen, welches der Familie zufiel, sehr klein war.

Ueber ihr Auskommen hat sie 1754 aufgeschrieben:

„Da mir die Erben des lieben seligen Feldmarschall den Rest von der Begräbnißkosten übriggebliebenen Geldern gelassen und ein halbes Jahr von meiner wittwlichen Unterhaltung avancirt, bei meinem Todesfalle meine Erben nichts an sie zu fordern, sie aber auch nichts herauszugeben haben, so habe noch immer, unerachtet manches Extraordinario Ausgaben durch göttliche Führung zugereicht, zumal, was nicht Pflicht und Liebe erfordert, eingezogen (habe) und soviel suche in Vorrath zu erhalten, daß, von den Meinen entfernt, nach meinem Tode es zu allem nöthigen zureiche, so nur einzig verlange. An des Herrn Segen ist alles gelegen."

Die Gräfin Zinzendorf stand beiden Eltern nahe, obwohl sie ihre Hoffnungen insofern nicht erfüllte, daß sie Zinzendorf nicht „in eine andere Art hineinbrachte," sondern sich schon in Dresden mit ihm auf dem Fuß der ersten Christen einrichtete. Eine große Freude für die „Großmutter" waren ihre Kinder, deren Entwicklung derselben zusagte.

Der Heimgang der Gräfin giug der Feldmarschallin nahe.

Bezüglich der zweiten Ehe Zinzendorf's mit Anna Ritschmann, welche dieser in der Ueberzeugung eingehen mochte, seine geistliche Wirksamkeit unter den Frauen zu erleichtern, äußerte sich Zinzendorf demnachst:

„Er hätte wohl wünschen mögen, seiner Mutter davon Nachricht zu ertheilen; ehe sie aber aus ihren Zufällen heraus sei, müsse er Bedenken tragen, die Eröffnung zu machen. Er sei aber überzeugt, daß, wenn sie sein Vorhaben gründlich zu überlegen vermöchte, sie ihren mütterlichen Segen dazu um so viel eher von Herzen verleihen werde, als ihr Anna Ritschmann persönlich bekannt und respectable gewesen.“

Von dem hinfälligen Zustande der Mutter konnte sich Zinzendorf's Tochter Benigna v. Watteville, die sich in diesen Tagen in Berlin befand, überzeugen.

Im nächsten Jahre meldete Nicolaus v. Watteville der Feldmarschallin die Heirat auf Wunsch des Grafen, auch begab sich der Bischof Grassmann deshalb persönlich zu ihr. Nachdem „empfang ich ihre Gratulation“, notierte sich Zinzendorf.

In demselben Jahre machte dieser noch einen Versuch, die Mutter zu bewegen, zu ihm zu ziehen. Die Gräfin Theodore Neuß, geborene Gräfin Castell, welche Zinzendorf einst seinem Freunde überlassen, und die nun als Wittve in Herrnhut lebte, begab sich zu diesem Besuche mit Nicolaus v. Watteville und Schwester nach Berlin und hat über ihren dortigen Aufenthalt aufgezeichnet:

„Wir fragten nach dem französischen Traiteur. Wir wurden wohl accomodirt und hörten, daß die Frau Feldmarschallin in dem Hause daneben wohne. Wir waren noch nicht lange da, so sahen wir sie spazieren fahren. Als wir sie zurückkommen sahen, was nicht lange währte, schickten wir mit einem Compliment hinüber und ließen ihre Jungfer Charlotte zu uns rufen, die uns ein Gegencompliment brachte und bezeugte, wie erfreut die Frau Feldmarschallin wäre, mich als ihr Nioco und die Geschwister Watteville kennen zu lernen. Wir gingen bald zu ihr. Sie kam uns bis zur Treppe entgegen und bezeugte sich überaus freundlich und herzlich, discuirte viel und fragte nach ihrem Sohn, um den sie die Zeit her öfters bekümmert gewesen. Wir versicherten sie seines Andenkens und sehnlichen Wunsches, sie bei sich in Herrnhut zu sehen. Da verwandelte sich ihr Wesen; sie fing an, ihre Schwachheit vorzustellen und wurde unruhig und bedenklich.“

Am (folgenden Tage) 3. Juni Vormittags ließ uns die Feldmarschallin mit ihrem Wagen zu sich holen, ungeachtet unserer Protestationen, da es nur ein Paar Schritte zu gehen ist. Wir ließen uns also, damit es der Mühe werth sei, eine kleine Tour in der Stadt herumfahren und stiegen dann bei ihr ab. Sie war sehr ausgegriffen und redete nicht viel. Charlotte hatte uns schon gesagt, was für eine schlechte Nacht sie gehabt, wie unruhig sie über die proposition sei. Es wäre unmöglich, daß sie eine Reise machen könne.

Abends ging ich noch einmal allein zu ihr und konnte recht viel und treuherzig mit ihr reden. Endlich fing ich nochmals von der Reise an. Sie machte allerlei wohlbedächtige Einwürfe und (sagte), daß sie sich nimmermehr dazu entschließen könne. Da sah ich denn ganz davon ab und redete nur von Herzenssachen, vom Unglauben als der größten Sünde und vom Heiland als dem Sündenfreund.

Den 4. gaben wir Nachmittags eine kurze Visite und fuhren in die Wilhelmstraße zu Grassmanns. Als wir nach Hause kamen, gingen wir (wieder) zu meiner Tante. Sie war nicht wohl und sehr still. Ihre Jungfer klagte, wie verstimmt die Feldmarschall. Aus allem konnte ich sehen, daß im Grunde eine Abneigung gegen die Gemeine, und das war mir schmerzlich.

Den 5. waren wir zu Mittag zu der Feldmarschallin gebeten. Sie aß aber nicht mit uns und besuchten wir sie nur vor und nach Tisch. Sie redete fast nichts und war sehr ängstlich.

Bald nach dem Kaffee fuhren wir in einer Miethskutsche nach Charlottenburg. Als wir nach Hause kamen, ging ich nochmals allein zu meiner Tante, die mich allezeit

herzlich empfängt und ungern wegläßt. Ich rebete ihr recht zu Herzen über ihre desperaten Gedanken und sie hörte mir aufmerksam zu.

Den 6. machten wir unsere Abschiedsvisite. Die gute Frau war sehr still. Wir nahmen also wehmüthig Abschied. Mein Herz that mir weh, sie so melancholisch zu sehen. An ihren Sohn gab sie uns einen Brief mit.

(Am folgenden Tage) reisten wir ab. Die Feldmarschallin hatte vorher mit einem Compliment herübergeschickt.“ —

Ueber den Eindruck, welchen Zinzendorfs Tod auf die Feldmarschallin machte, entnehmen wir dem Tagebuch der Gräfin Theodore Reuß:

„Die Großmama (so nannte man sie in Herrnhut) hat den Tod gefühlt (vorgesehnt) und zu ihrer Charlotte gesagt, nachdem sie gefragt, was er mache und sie geantwortet: „er ist gesund“; sagt es nur, er ist gewiß krank, gar aus der Zeit gegangen!

Sie hat die Nachricht, (übrigens) besser als man geglaubt, aufgenommen. Wattervilles schöner Brief an sie hat sehr getröstet, besonders die Worte, daß ihr Sohn vor dem Throne des Lammes an sie denken würde.

Sie hat dabei gefragt, ob ihr Sohn in den letzten Tagen etwas Gutes von ihr gesagt habe.

Wir wurden alle recht weich über die gute Frau.“

„3. Juni. Es kamen Briefe von Berlin. Die Großmama hat an die Mama (Anna Nitschmann) sehr höflich und herzlich geschrieben und ihr die Kinder empfohlen.“

Im November des Jahres 1761 besand sich „die alte Excellenz“ nicht mehr in der Lage, selbst zu schreiben. In ihrer Traurigkeit empfing sie aber gern geistliche Besuche.

Am 31. August 1763, wo sie heimgegangen, ist der Prediger Sternberg der Brüdergemeine bis zuletzt bei ihr gewesen und hat ihr zugesprochen. Sie ist wieder ängstlich gewesen und hat ausgerufen: „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!“



## v. Clausewitz. Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.

Von

B a l k.

### I.

„Wäre ich König von Preußen, diese Geschichte ließe ich sorgfältig bearbeiten, die größten Meister müßten ihre Kunst daran versuchen, die Quellen des Unglücks wären schonungslos aufzudecken, ihr Verlauf einleuchtend darzustellen.“ Dieser Wunsch Barnhagens von Ense ist in Erfüllung gegangen. In Höpfners Geschichte des Krieges von 1806/7 besitzen wir eine treffliche Darstellung des unglückseligen Krieges, die Urtheile des Verfassers gewinnen dabei besonderen Wert, weil sie sich meist auf Clausewitz stützen, der den Ereignissen bis zu seiner Gefangennehmung bei Prenzlau als Augenzeuge beiwohnte. Die Bedeutung der Arbeiten des für Preußen nur zu früh verstorbenen Generals v. Clausewitz wird neidlos überall auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes anerkannt. Auf ihn stützt sich die neuere preussische Kunst der Heeresleitung und hat man vor wenigen Jahren begonnen, seine gesammelten Werke auch ins Französische zu übertragen. Erst unlängst ist eine wertvolle Arbeit von Clausewitz, die auch v. d. Goltz in reichem Maße bei seiner interessanten Studie „Kosbich und Jena“ zu Rate gezogen hat, einem größeren Leserkreise durch Veröffentlichung in den kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des großen Generalstabes zugänglich gemacht.

Die Urschrift des Werkes, heißt es in dem bezüglichen Vorworte, welche von der Familie v. Clausewitz dem Generalstabe in dankenswertester Weise zur Verfügung gestellt wurde, läßt nämlich in Randbemerkungen von der Hand des Verfassers erkennen, daß er dasselbe nicht als eine abgeschlossene, in dieser Form zur Veröffentlichung geeignete Arbeit ansah. Clausewitz hat weder das damals zu Gebote stehende gedruckte Material vollständig benutzt, noch dasselbe immer einer genauen Prüfung unterzogen: es kam ihm zunächst nur darauf an, in charakteristischen Zügen den Verlauf des Krieges zu zeichnen, die Ursachen seines unglücklichen Ausganges nachzuweisen und, hierauf stützend, die von preussischer Seite getroffenen Maßregeln zu erörtern. So erklärt es sich auch, daß er da, wo er auf Einzelheiten eingeht, teilweise den Angaben der von ihm selbst mehrfach aufgeschotenen Darstellung des Generals Kühle v. Lilienstern folgt, und ferner unrichtige Mittheilungen Müßlings wiedergibt, obwohl er wissen konnte, daß auch dieser nicht immer gut unterrichtet war.

Bei solchem Verfahren muß naturgemäß die Darstellung der kritischen Forschung kleine Blößen bieten. Dagegen versteht es Clausewitz meisterhaft, den Gang der großen Ereignisse, die Wirrnisse der preussischen Politik, die Zerfahrenheit der militärischen Führung, die in den inneren und persönlichen Verhältnissen des Heeres herrschende Zerrüttung in packender Form — der man den nicht immer verhaltenen Hroll über die Schmach des Vaterlandes anmerkt — zu schildern. Ist nach dieser Richtung hin der geschichtliche Wert der „Nachrichten“ ein hervorragender, so gilt das in noch viel höherem Maße von der Beurteilung der strategischen und taktischen Maßnahmen. Wenn ein Mann, dem die militärische Welt das Werk „Vom Kriege“ verdankt, die Schärfe und Reife seines Urtheils an der Kriegsführung des Jahres 1806, die er aus eigener Anschauung kannte, erprobt, so bedeutet das an und für sich schon eine geistige That ersten Ranges. An Stelle der vom erstgenannten Werke ausgehenden wissenschaftlichen Anleitung wird hier dem Truppen- und Heerführer eine an die Wirklichkeit anknüpfende praktische Schulung zu teil, welche denselben unmittelbar zum Handeln hinüberleitet. Dazu kommt noch, daß Clausewitz in richtiger Erkenntnis der ausschlaggebenden Bedeutung des persönlichen Elements in der Kriegsführung, wie in der Politik, in den einleitenden Abschnitten eine Reihe von Charakterbildern entwirft, die von neuem bestätigen, welche ungewöhnliche Begabung er dafür besaß, das Wesen und Wirken von Personen zu beurteilen und zu veranschaulichen. Hier einige Beispiele.

Der Herzog Karl von Braunschweig war durch die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges, in welchem ihm nichts mehr recht gelingen wollte, aus der Heldenrolle etwas hinaus in die eines klugen und gewandten Weltmannes gedrängt worden. Er war geistreich, voll Kenntnisse und Kriegserfahrung, aber von frischem Mut und stolzer Gleichgültigkeit gegen das Unglück war keine Spur in ihm. Er wäre geeignet gewesen, schwierige Verhältnisse glücklich zu umsteuern durch gewandte Klugheit, wenn es ihm nicht auch an dem Mut gefehlt hätte, das Steuerruder zu ergreifen. So aber fiel seine Reputation in Trümmer, und er ging, wie die anderen, in kleinlichem Interessenspiel und noch kleinlicheren Reuebeschäftigungen ganz auf.

Man sagte, Friedrich Wilhelm der Dritte liebte den Herzog nicht; dies würde indessen bei der Candeur, mit welcher der König das Gute wollte, und bei dem Ruf, welchen der Herzog als Feldherr und Staatsmann hatte, schwerlich ein Hindernis gewesen sein, ihn an der Spitze des ganzen Staates zu sehen, wenn er dazu den Ehrgeiz oder vielmehr den Mut gehabt hätte. Er war die einzigste Reputation im preussischen Heere, der älteste Feldmarschall desselben, von allen europäischen Verhältnissen genau unterrichtet, an allen Höfen bekannt, als weiser Verwalter seines kleinen Staates im höchsten Ruf, mit dem preussischen Hause verwandt und verschwägert, ja der Nefte und Jüngerling Friedrichs des Großen. Sein kleiner Staat lag zwischen den preussischen Provinzen inne, — wie konnte es mehr Ansprüche auf die erste Stelle im Staate geben, als dieser in seiner Person und in seinen Verhältnissen so ausgezeichnete Mann in sich vereinigte? Freilich kann man sagen, daß eben diese zu großen Ansprüche ihn vielleicht davon entfernten, und ein junger König fürchten konnte, daß ihm selbst zu wenig übrig bleiben würde, wenn er einem solchen Manne die Zügel übergäbe. Allein daß Friedrich Wilhelm keine sehr starke Eifersucht der Art in sich nährte, hat die Rolle bewiesen, welche später der Fürst Hardenberg gespielt hat; auch war der Herzog von Braunschweig nicht der Mann, um von der Seite Beforgnis einzuslößen. Ich halte mich überzeugt, daß es nur auf den Herzog angekommen wäre, der Premier-Minister Friedrich Wilhelms zu werden, weil es ihm nicht an Klugheit und Gewandtheit fehlte, um sich auch allenfalls ein wenig gegen den Wunsch des jungen Königs dazu zu machen. Aber es fehlte dem Herzog dazu durchaus an Mut. Er war viel zu geistreich, um nicht die schwierigen Verhältnisse ganz zu würdigen, die sich überall aus der Zeit entwickelten; er fühlte sich ihnen nicht gewachsen, und anstatt mit einsältigem Dünkel sich alles zuzutrauen und nur immer von der Schwäche derer zu sprechen, die von den

Ereignissen überwältigt wurden, wie die beschränkten und geistesarmen Menschen thaten und noch thun, — dankte er vielleicht im Stillen dem Himmel, zum Handeln nicht mehr berufen zu sein, als er es war.

Sein unglücklicher Feldzug im Jahre 1792 und der nicht erfolgreiche vom Jahre 1793 hatten sein Selbstvertrauen noch mehr gebrochen, und er war also weder geneigt, das Steuerruder zu ergreifen, noch sich überhaupt im Reiche hervorzudrängen.

So ohne durchgreifende Theilnahme an den großen Verhältnissen des Staates, hatte sich sein Charakter in der ihm von der Natur gewordenen Richtung zu kluger Gewandtheit fort ins Kleinliche ausgebildet. Er hatte das Wesen und Betragen eines verbindlichen Hofmannes bis zur Karikatur angenommen. Diese kleinliche Gewandtheit, diese übertriebene Biegsamkeit verhinderte ihn, über Menschen und Umstände herrisch zu gebieten, und da er dies nicht konnte, so konnte er auch in den vorhandenen Umständen das Heer nicht mehr mit Glück anführen. Als Soldat wäre er dazu immer noch sehr geeignet gewesen. Er war mehr als irgend einer im preussischen Heere mit der Zeit fortgeschritten und kannte das veränderte Kriegswesen hinreichend, um sich im Geiste desselben zu bewegen. Eine große Uebung in der Führung der Truppen, Kriegserfahrung, persönliche Tapferkeit, ein lebhafter Geist, Ruhe im Augenblick der Gefahr waren Eigenschaften, die, mit der ihm natürlichen Gewandtheit verbunden, in gewöhnlichen Verhältnissen einen vortrefflichen Führer abgegeben hätten. Allein zum Befehlshaber eines ganzen Heeres gehört Selbstvertrauen und Machtvollkommenheit; jenes ver sagte er sich selbst, diese wußte er anderen nicht zu entreißen.

Der König stellte ihn im Jahre 1806 an die Spitze des ganzen Krieges, aber nur dem Namen nach. Nicht genug, daß der König selbst mitging, welches schon immer ein Hindernis für den kommandierenden General ist, er ließ sich auch durch den Feldmarschall Möllendorf, den General Zastrow und den Obersten Phull begleiten, alles Personen, die früher keine Anstellung bei seiner Person hatten, sondern erst zu ihm berufen wurden. Dadurch zeigte der König, daß er ihrer im Rate zu bedürfen glaubte. Der Herzog war nicht der Mann, um diese überflüssigen Größen zu annullieren. Der Fürst Hohenlohe erhielt den Befehl über die eine Hälfte des Heeres, zwar unter dem Oberbefehl des Herzogs, allein offenbar, weil man seinen Ehrgeiz mit weniger nicht zufrieden zu stellen glaubte. Eine solche ganz ungewöhnliche Theilung des Heeres in zwei Armeen auf ein- und demselben Kriegstheater war schon ein Hauptübel, mußte das ohnehin schwache Kommando noch mehr schwächen und der Einheit gefährlich werden. Mit dem Fürsten Hohenlohe zog als Generalquartiermeister der Oberst Massenbach, dessen unruhiger und unregelter Verstand dem Uebel alle möglichen bösen Folgen gab.

General Rüdchel, von jeher ein entschiedener Feind des Herzogs, befehligte ein kleines drittes Heer und war seiner persönlichen Wichtigkeit wegen gleichfalls geneigt, sich als etwas unabhängig anzusehen.

So hatte also der Herzog von Braunschweig einen Oberbefehl übernommen, ohne auf dem Gipfel des Ansehens und der Macht zu stehen. Rücksichten ohne Ende lähmten seinen Entschluß, Uneinigkeiten erschwerten ihn und Ungehorsam machte, was noch davon übrig blieb, völlig unwirksam.

Nachdem sein Geist sich durch diese Verhältnisse hatte überwältigen lassen und er durch Fehler und Verwirrungen aller Art endlich noch glücklich genug bis auf das Schlachtfeld von Auerstedt gekommen war, wo er sich an der Spitze von 50 000 Mann einem französischen Korps von 25 000 Mann gegenüber sah, und wo sein kriegsgeübter Geist sich ungehindert in seinem Element bewegen konnte, trifft ihn bald im Anfang der Schlacht ein Schuß in die Augen und führt ihn einem eben so schmerzlichen Tode, als tragischen Ende entgegen.

Prinz Louis von Preußen. Er war der preussische Alkibiades. Die etwas wüsten Sitten hatten den Kopf nie zur Reife kommen lassen. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Mars, besaß er einen unermeßlichen Reichtum an Herzhaftigkeit

und kühner Entschlossenheit; und wie gewöhnlich Majoratsherren, stolz auf ihren Reichthum, das andere vernachlässigen, so hatte auch er für eine ernstliche Bildung und Entwicklung seines Geistes nicht genug gethan. Die Franzosen nannten ihn uncrâne; wenn sie damit einen geistlosen Tollkops bezeichnen wollten, so war das Urtheil sehr verfehlt. Sein Mut war keine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern ein wahres Bedürfnis nach Größe, ein wirklicher Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfnis. Sie war seine Jugendgepielin; konnte er sie nicht im Kriege auffuchen, so ging er ihr nach auf der Jagd, auf großen Strömen, auf tollen Pferden u. s. w. Er war in hohem Grade geistreich, voll seiner Lebensbildung, voll Wiß, Belesenheit und Talenten mancher Art, unter anderen für die Musik, denn er konnte auf dem Klavier für einen Virtuosen gelten.

Er war einige 30 Jahre alt, groß, schlank und schön gebaut, hatte feine und edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Nase, kleine blaue Augen von einem dreisten Blick, lebhaftes Farben, blondes gelocktes Haar. Er hatte eine vornehme Haltung, einen festen Gang und eine Art, Brust und Kopf zu tragen, worin Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, wie dem Prinzen und dem verwegenen Soldaten geziemt.

Ein ungezügelter Lebensgenuß hatte in seine edlen Züge Spuren einer frühzeitigen Zerstörung getragen, doch war darin nichts von gemeiner Sinnlichkeit zu finden, und sein Ausdruck war nicht, wie man glauben könnte, der eines vornehmen Wüstlings, weil sich in ihm zu viel große Ideen regten und das innere Bedürfnis nach Ruhm und Größe wie ein veredelnder Schein in sein Aeußeres trat.

Geboren mit so herrlichen Eigenschaften und in großen Verhältnissen, hätte er notwendig ein großer Feldherr werden müssen, wenn ein langer Krieg ihn dazu erzogen hätte, oder wenn mehr Ernst des Charakters, weniger unbesümmerte Sorglosigkeit ihm im Frieden ein nachhaltiges Betrachten und Prüfen der großen Lebensverhältnisse gestattet hätte. Er war nicht, wie die meisten Männer, die wir hier zu schildern haben, unbekannt geblieben mit den Erscheinungen der neueren Zeit im Kriegs- und Verwaltungsweisen; er hing nicht mit blindem Köhlerglauben an der Ueberzeugung, daß das Preußentum sich über alles erheben müsse, und daß der preussische Takt nichts widerstehen könne. Die großen Ereignisse der Welt beschäftigten ihn lebhaft, die neuen Ideen und Erscheinungen, von seinem lebhaften Geist angezogen, tauschten durch seinen Kopf; er spottete der Kleinlichkeit und Pedanterie, mit der man Großes thun wollte; er suchte den Umgang der ausgezeichnetsten Köpfe aller Fächer; aber — es war in seinem Leben keine Stunde ernst, ruhigen, selbstthätigen Nachdenkens, und folglich auch in seinem Innern kein eigener, kerniger, gesunder Gedanke, keine zum consequenten Handeln führende abgeschlossene Ueberzeugung. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Köpfen schädete ihm mehr, als er ihm half, denn er schöpft ihre Ideen von der Oberfläche ab und nährte seinen Geist damit, ohne je selbst eine zu erzeugen. Das überwiegende Gefühl des Mutes gab ihm dabei eine falsche Sicherheit. So kam es denn, daß er auch über den Krieg wie über andere Dinge keine klaren Vorstellungen hatte, daß die Art, wie er jetzt geführt werden müsse, ihn dennoch fremd geblieben war, und daß er, als es zum Handeln kam, bei Saalfeld am Ende nichts besseres zu thun wußte, als was ihm die Revueplätze von Berlin, Potsdam und Magdeburg gelehrt hatten. Wie zu erwarten war, schlug er dabei die Wirkungen seines Mutes zu hoch an; er wollte das Unmögliche. Er erlag der eisernen Nothwendigkeit, weil er nicht mit dem Verstande, sondern bloß mit dem Herzen hatte widerstehen wollen. Er fand den Tod, weil er, wie Talbot, von der Erde, die zum Schlachtfelde diente, wie von seinem Schilde nicht lassen wollte — und dies ist der letzte und unumstößliche Beweis seiner gerechten Ansprüche auf Ruhm und Größe. Schon im Revolutionskriege, obgleich kaum 20 Jahre alt, hatte Prinz Louis als General an der Spitze einer Brigade mit Auszeichnung gekochten, und wenn er damals nicht viel mehr geleistet hat, so lag das nur in dem Dannisch-Boscyschen Precautionsystem, in welchem der Krieg, und in der philisterhaften Art, mit



welcher alles übrige geführt wurde. Wenn man es verstanden hätte, die natürlichen Kräfte dieses jungen Löwen geschickt zu brauchen, so würde schon damals der Staat einen hohen Nutzen daraus gezogen haben, und die drei Jahre würden hinreichend gewesen sein, für das übrige Leben dieses Prinzen einen guten, tüchtigen Grund zu legen.

Jung, schön, General, Prinz, Neffe Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch verwegenen Mut in Gefahren und durch Uebermut in den Lebensgenüssen, mußte er bald der Abgott der Soldaten und der jüngeren Offiziere werden — aber die alten vorsichtigen Herren mit langen Westenschößen schüttelten den Kopf über so einen jungen Herrn und meinten, ehe diese üppigen Kräfte sich nicht in die Ramaischenordnung des Liniendienstes gehörig fügten, sei mit ihnen nichts anzustellen. Der Prinz suchte sich in Frankfurt für die Bedanterie zu entschädigen, in der man ihn bei der Armee hatte gefangen halten wollen, und so öffnete sich die Kraft einen Ausweg am Spieltisch und im gesteigerten Genuß gesellschaftlicher Freuden.

Nach dem Kriege stand er als Generallieutenant mit seinem Regiment in Magdeburg, ohne irgend ein anderes Kommando oder Geschäft zu haben. Eine Infanterie-Inspektion hätte ihm von Rechtswegen gebührt, einer Kavallerie-Inspektion hätte er mit ausgezeichnetem Nutzen vorstehen können, denn er war einer der kühnsten Reiter der Monarchie — aber alles wäre gegen den Geist der Geschäftsordnung gewesen. Einem etwas wüsten und leichtsinnigen jungen Prinzen konnte man nichts anvertrauen, auch nicht die entfernte Aufsicht, welche ein Generalinspekteur über seine Regimenter führte. Zwar hatte man ihm im Kriege eine Brigade, also das Leben von Tausenden anvertraut, aber dabei dachten sich die Leute nicht viel mehr, als daß er dem Treffenskommandanten in der Schlacht das Kommandowort gehörig abzunehmen habe. Ihn mit einemmale zum Kavalleristen machen, wäre noch ungewöhnlicher gewesen, und es gab also in der preussischen Monarchie kein Mittel, einen so ausgezeichneten jungen Prinzen auf irgend eine Art zu brauchen oder zu beschäftigen.

So lebte er denn sein lustiges Leben fort, machte große Schulden, zerstreute seine Kräfte in lauter Genüssen, hatte mitunter nicht immer die beste Gesellschaft, ging aber doch in diesen Dingen nicht unter, sondern erhob sein Haupt wie ein guter Schwimmer und blieb mit seinem Geiste stets in edleren Regionen, nämlich stets angezogen von den großen Angelegenheiten des Staates und Vaterlandes und immer dürstend nach Ruhm und Ehre. Als Frankreich mit dem 19. Jahrhundert anfang, den übrigen europäischen Mächten sein Uebergewicht mit Uebermut fühlen zu lassen, fing man auch in Preußen an, einzusehen, daß die politische Rolle, welche die Regierung seit dem Baseler Frieden spielte, weder sehr ehrenvoll, noch sehr klug und vorsichtig genannt werden könne. Diese Meinung verstärkte sich mit jedem Jahre und erreichte ihren höchsten Grad im Jahre 1805, als die Oesterreicher an Frankreich den Krieg erklärten. Freilich gab es auch in Preußen mehrere Stimmen; Prinz Louis gehörte zu denen, welche den Widerstand gegen Frankreich für unerläßlich und einen frühen Widerstand für weiser als einen späten hielten. Sein Ehrgefühl als preussischer Prinz und als Neffe Friedrichs des Großen, sein ungestümer Mut, selbst sein sorgloser Leichtsin mußten ihn in dieser Richtung fortstoßen.

Wenn ruhigere Menschen von ernsterem Charakter und tieferem Denken derselben Meinung, zum Teil aus besseren Gründen waren, so hinderte das nicht, daß sie sich mit ihm darin enge verbanden und er gewissermaßen an die Spitze derjenigen Partei kam, die den Krieg gegen Frankreich für die notwendigste Pflicht hielt.

Als die Franzosen im Jahre 1805 bei ihren Bewegungen gegen Oesterreich das preussische Gebiet in Franken mit Geringschätzung verletzten, stieg diese Meinung bis zur Exaltation. Prinz Louis regte und bewegte sich fleißig in diesem Sinn, aber freilich ohne sonderlichen Plan, und das Resultat war nur, daß er sich der Regierung unbequem machte. Der König liebte ihn ohnehin nicht besonders. Die zügellosen Sitten widerstrebten dem Ernst des Königs, er traute ihm einen ebenso unbändigen Ehrgeiz zu,

welcher natürlich einem Könige immer einiges Bedenken einflößen wird, und die brillanten Eigenschaften erschienen dem zweifelnden Verstande des Königs nicht gebiegen genug. Das Hauptresultat dieser engeren Meinungsvereinigung unter den ausgezeichnetsten Männern der Hauptstadt war eine an sich unbedeutende, aber in der preussischen Geschichte merkwürdige Explosion. Die allgemeine Meinung war, daß man das zaghafte System allein dem Minister Gangwitz und den Kabinettsräthen Beyme und Lombard zu verdanken habe. Prinz Louis und seine politischen Glaubensgenossen faßten daher den Entschluß, den König durch ein politisches Memoire zu bewegen, diese drei Männer zu entlassen und sich gegen Frankreich zu erklären. Es war wohl darauf gerechnet, wie in solchen Fällen immer geschieht, daß mehr das Gewicht der Unterschriften als der Gründe den König bewegen sollte, sein Ministerium und seine Politik, wenn man beides so nennen kann, zu ändern. Das Memoire wurde vom berühmten Geschichtsschreiber Johannes von Müller, der viel mit dem Prinzen Louis verkehrte, verfaßt, und unterzeichnet von den Brüdern des Königs, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, dem Schwager des Königs, Prinz von Oranien, dem Prinzen Louis, seinem Bruder, dem Prinzen August, dem General Rühl (der übrigens nicht in Berlin, sondern schon bei der Armee war), dem General Grafen Schmettau, dem Minister Baron von Stein und den Obersten Phull und Scharnhorst.

Der König nahm, wie sich erwarten ließ, diesen Schritt sehr übel, schalt einzelne der Unterzeichner tüchtig aus, schickte die Prinzen sofort zur Armee und ließ das Memoire unbeantwortet. Dieser Vorfall war nicht gemacht, den König mehr für den Prinzen Louis zu gewinnen. Der Prinz reiste zur Armee ab und übernahm den Befehl über die Vorhut des unter dem Fürsten Hohenlohe stehenden, aus Schlesien anrückenden Heeres.

Der Feldmarschall Mollendorf. Er hatte äußerlich nicht, wie der Herzog von Braunschweig, das biegsame Wesen eines Hofmannes angenommen, sondern eine ernste, martialische Haltung, die mit seiner hohen kräftigen Gestalt und der Würde eines achtzigjährigen, aber ungeschwächten Lebens recht gut zusammenhing und ein imponierendes, Vertrauen einflößendes Ganzes der Erscheinung darbot. Aber im Innern war er nicht ein Haar weniger Hofmann, als der Herzog, und da er diesem an Geist, Kenntnissen und größerer Lebenserfahrung unendlich nachstand, so wurde sein Meinen und Wirken im Staat zur vollständigen Nullität.

Er hatte im siebenjährigen Kriege als Stabsoffizier in der Garde mit großer Auszeichnung gedient, die sich wohl hauptsächlich auf Bravour und derben Entschluß gründete. Mit dieser kriegerischen Tüchtigkeit und etwas roher Sitte mochte er aus dem siebenjährigen Kriege als ein echter Sohn des Mars hervorgetreten sein. Allein ein 31jähriger Friede von 1763 bis 1794, wo er das Kommando am Rhein erhielt, und ein glänzender Mangel an ordentlicher Bildung und Geistesthätigkeit hatten diese Kräfte in ihm nach und nach erschlaft, und eine vieljährige Verührung mit dem Hofe hatte die natürliche Stärke seines Charakters untergraben.

Als Heerführer war er nur einmal, nämlich in dem Feldzug von 1794, aufgetreten; in diesem hatte er in demselben Geiste eines gelehrten Gebirgskrieges gehandelt, welcher früher schon gewaltet hatte, gegen den er sich später oft zu erklären pflegte, ein sicheres Zeichen, daß er sich von anderen führen ließ und seiner Stelle nicht gewachsen war.

So war denn dieser für das Kriegshandwerk von der Natur sehr wohl ausgerüstete Mann, der in einem Leben voll großer Begebenheiten viel Ruhm erworben haben würde, zu einem bloßen guten Figuranten in militärischen Festspielen herabgesunken.



## Freiherr von Stein.

Weiland Coburg-Gothischer Staatsminister.

Von

Gustav Schloffer.

Und stehst du dann mein Volk, bekrängt im Glücke,  
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,  
Vergiß der treuen Toten nicht und Schmäde  
Auch unsere Urnen mit dem Eichenkranz.

(Körner.)

Was der jugendliche Freiheitsfänger und Freiheitskämpfer sich gewünscht und von seinem Volk erbeten, ist ihm reichlich zu teil geworden. Dankbar hat die Mit- und Nachwelt seinen und seiner Mitkämpfer Namen geehrt und thut es noch. Man dankt ihnen die Wiedererstehung des Vaterlandes aus „tiefer Nacht und Schande“, seine Befreiung aus der Tyrannei des Auslandes; auch daß sie den Grundstein zur Einigung des Vaterlandes gelegt. Diese war freilich noch lange nicht vollendet; über ein halbes Jahrhundert hat es gedauert, bis abermals nach blutigem Kampfe im Lande des zum zweitenmal besiegten Feindes der Schlußstein eingefügt ward. Der Männer, die das in kühnem Wagen, mit Besonnenheit, Mut und großartigster Thatkraft vollendet, gedenkt die Mitwelt auch, so weit sie das Vaterland liebt, mit begeistertem Dank und wird auch die Nachwelt in höchsten Ehren ihrer gedenken bis in die spätesten Zeiten.

Aber es sind andere noch, die Dank verdient, der ihnen aber noch nicht, oder doch nicht in gebührendem Maße geworden, ja, deren Name noch nicht einmal so bekannt geblieben ist, wie er es sein sollte. Das sind die, welche jenen Freiheitskämpfern nach- und den Helden unserer Tage vorgearbeitet haben. Wir rechnen daher alle diejenigen, welche das Ideal eines geeinigten, freien, mächtigen Vaterlandes in der Zeit vom Ausgang der Freiheitskriege bis zur Herstellung des neuen Reiches treu in der Brust bewahrt, dasselbe auch nach außen vertreten, für seine Verwirklichung gearbeitet, gekämpft und auch wohl gelitten haben, nicht immer gerade mit voller klarer Einsicht in die Kräfte und Grundzüge, auf denen ein gesundes Volks- und Staatsleben beruht, aber doch mit der sehr richtigen Erkenntnis, daß ein solch gesundes Staats- und Volksleben ohne ein gewisses Maß von Freiheit und Zusammenschluß der von Gott einem Volke verliehenen, eigentümlichen Kräfte, zu deren wirksamster Entfaltung und Bethätigung, nicht möglich ist, und daß die Völker demnach auf dieses Maß von Freiheit und nationaler Einheit als auf ein von Gott gewolltes einen Anspruch haben.

Dies Ideal deutsch-nationaler Freiheit und Einheit fand während der genannten Zeit seine Bewachung, Pflege und Vertretung vorzugsweise in der politischen Partei, die man damals die liberale nannte, nachmals, als die ersten Versuche zur Verwirklichung des Ideals gemacht wurden, in und nach der achtundvierziger Revolution, in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. die altliberale, zum Unterschied von denen, welche ein starkes Theil von radikalem, demokratischem Sauerteig in sich aufgenommen. Heutzutage sind es die Nationalliberalen, welche den Anspruch machen dürften, die geistigen Erben jener Altliberalen zu sein. Wir bekennen uns nicht zu ihrer Doktrin, ja halten dieselbe, weil nicht im Christentum wurzelnd und nach mancher Seite hin ihm widersprechend, für eine Quelle verderblicher Verirrungen, aber das hält uns nicht ab, anzuerkennen, was sie Gutes hat und hatte; wir wissen auch, daß mancher dieser altliberalen Männer persönlich unbewußt viel mehr Christentum hatte, als im Liberalismus grundtätlich enthalten ist, und hätte er weitere Entwicklungen des deutschen Volkes erlebt, jezt wohl auf der Seite der christlich konservativen stehen würde, daß er darum auch verdient, daß die Nachwelt auch seine Urne mit dem Eichenkranz schmüde.

Dem Beruf nach gehörte ein ansehnlicher Theil dieser Männer dem Gelehrtenstande, dem akademischen Lehramt an, — wie Dahlmann, Welcker, Droysen, Borch, Hundeshagen u. — und etwas Doktrinäres haftete manchem unter ihnen an; praktische Staatsmänner waren es zum Verschwinden wenig, unter ihnen aber ein Mann, dessen Name in hohen Ehren zu nennen ist. Es ist der Freiherr von Stein, weiland (1826 bis 1849) Staatsminister des Herzogthums Koburg-Gotha. Der Lebensgang dieses ausgezeichneten Mannes ist so merkwürdig, seine politischen Grundsätze, liberal gegenüber abgelebten Institutionen und eingelebten Verheerheiten, waren im Kern so gesund und konservativ, seine amtliche Wirksamkeit so thatkräftig und praktisch, wirkliche Bedürfnisse befriedigend, daß es wohl ein großes Interesse bietet, etwas Näheres darüber zu erfahren. Wir können das leicht auf Grund von Aufzeichnungen von Steins eigener Hand. Wir heben aus dem Gebiet seines staatsmännischen Denkens und Wirkens einstweilen nur hervor: seine Sorge um rationelle Finanzverwaltung in den seiner Fürsorge anvertrauten Landgebieten, die Einigung der, sit venia verbo, kleinen Parzellen zu einem größeren Ganzen, die Sorge um Einigung des gesamten deutschen Vaterlandes, das er von ganzem Herzen liebte, die Förderung alles dessen, was aus offenbar praktischen (nicht theoretischen) Bedürfnissen hervorgehend, diese Einigung wenigstens anbahnte, wie z. B. des Zollvereins, und seine auf klarer tiefer Erkenntnis der geschichtlich gewordenen Verhältnisse beruhende Ueberzeugung, daß eine Einigung und Erstarkung Deutschlands nur durch den Anschluß an Preußen erfolgen könne; — er hat darin wahrhaft prophetische Blicke gethan und der Erfolg, den er nicht mehr erlebte, hat seine Hoffnung und sein Vertrauen gerechtfertigt. Hervorragende persönliche Eigenschaften seiner großartig angelegten Natur, von der man annehmen darf: unter anderen Verhältnissen wäre aus dem Freiherrn von Stein ein Freiherr vom Stein oder doch eine ihm sehr ähnliche Persönlichkeit geworden, seine offene, edle Art im Verkehr mit Menschen aller Stände, von regierenden Herren bis zum geringsten Tagelöhner, das warme Interesse und Wohlwollen, mit dem er allen denen stets entgegenkam, die von ihm Rat und Hülfe begehrten, die Freundschaft und Wärme, mit der er die trockensten Geschäfte durchdrang und das Einfachste zu einer Quelle reicher Freude machte, seine idealen, oft humoristischen Auffassungen der Dinge wie sein heiteres, freundliches, herzliches und darum herzugewinnendes Wesen den geringen Leuten gegenüber, von dem die kindliche Pietät der ihm Nächstenenden nur mit tiefer Ergriffenheit zu reden weiß, — werden im Laufe dieser kleinen Biographie in charakteristischen Einzeltugenden zu Tage treten. Sei diese kleine Biographie auch ein „Eichenkranz, der seine Urne schmüdet.“

Herr von Stein wurde 1793 in Weimar geboren, wo er eine glückliche Kindheit verlebte, behütet von der Liebe seiner vortrefflichen Mutter, einer geborenen Gräfin Bachhoff von Echt, deren frühen Verlust (1809) er stets tief betrauerte.

Seine Jugend, verlebt unter den Augen von Goethe, Schiller, Herder, Wieland, mußte notwendig einen poetischen, ästhetischen Schwung bekommen. Alle Erlebnisse, kleine wie große, wurden gleich romantisiert oder dramatisiert und „wenn wir Jungen,“ so schreibt er, „uns auch prügelten, so thaten wir das nicht wie gemeine Gastenjungen, sondern mit einem gewissen Anstand in kriegerischen und ritterlichen Formen.“ Sein täglicher und liebster Umgang war mit ein paar Egloffsteins, dem Sohn des Grafen Marschall, dem jungen Goethe und Wolzogen.

Ein kriegerisches Ungewitter der heftigsten Art in den Unglücksjahren 1805 und 1806 störte das in seiner üppigsten Blüte stehende Gesellschaftsleben in Weimar, brachte Stadt und Umgegend in die höchste Not, lieferte aber dem damals dreizehnjährigen lebhaften Knaben mit seinen Genossen eine reiche Quelle von Unterhaltung und erwünschten Abenteuern. Gegen den Herbst 1806 zogen sich, wie schon im Jahre vorher, während Napoleon zum erstenmal mit seinem siegreichen Heer nach Wien marschiert war, preussische Truppen in die Gegend von Erfurt und Weimar zusammen.

Allbekannt ist das nachmalige traurige Schicksal derselben im Kampf mit den Franzosen; die „Schlacht bei Jena bezeichnet ja die schrecklichste Niederlage und tiefste Erniedrigung des preussischen Staats und mit ihm Deutschlands.“ Es ist von besonderem Interesse, Mitteilungen von Einzelzügen aus der traurigen Katastrophe zu hören, wie sie Herr v. Stein als Augenzeuge aufgezeichnet hat:

„Unser Haus, welches mein Vater unglücklicher Weise im Jahre 1805 gekauft hatte, lag an der Erfurter Straße, und das Hin- und Herziehen der Regimenter gewährte uns nur zuviel Zerstreuung. Den ganzen Tag über war unser Haus voll Offiziere; sie liebten meines Vaters Wein, und begeistert von ihm, schlugen sie in Neben und bramarbasierenden Geberden die Franzosen jedenfalls ebenso, wie es die preussische Armee im siebenjährigen Kriege bei Rossbach gethan hatte. Das Prahlen der jungen preussischen Offiziere überstieg damals alle Vorstellung, selbst mir, dem Knaben, ward es oft lächerlich; doch zweifelte ich ebenso wenig, wie irgend jemand, den man hörte, an dem Sieg, den unfehlbar dieses Heldenheer erschicken würde. Unergeßlich ist mir ein Offizier, der sich einige Tage vor der Schlacht von Jena, bevor noch ein Schuß zwischen Preußen und Franzosen gewechselt war, allein bei uns besand und meinem Vater zu dessen großem Mißfallen, aber mit vieler Verunruft und Sicherheit anseinandersetzte, daß die preussische Armee jedenfalls geschlagen werden müsse. Er sang ein so ganz anderes Lied, als seine Kameraden, daß mir jetzt, nachdem jene Zeit so lange hinter mir liegt, seine Worte noch Erinnerung sind, seine Gesichtszüge klar vor Augen stehen, seinen Namen aber habe ich nie gehört.

Anfangs Oktober 1806 bezog die preussische Armee ein Lager bei Weimar. Es war ein merkwürdiger Anblick, so viele tausend Zelte auf der Ebene in wohlgeordneten Reihen ausgebreitet und im Innern dieser großen Stadt von Leinewand das regste Leben zu sehen. Musik, Tanz, Spiel, Handel, und Beschauer zu Fuß und zu Wagen, fast ebenso viel, als militärische Bewohner im Lager. Herrliches Wetter begünstigt das Schauspiel, das einer so fürchterlichen Tragödie voranging. Den 11. und 12. Oktober verkündet Kanonendonner das Herankücken des Feindes. Die Schlacht bei Saalfeld war geschlagen und verloren. Der Prinz Ferdinand, Bruder des Königs von Preußen, geblieben! Das Vergnügen verstummte, düsterster Ernst malte sich in den Gesichtern der Krieger, und wer in der Nähe der Kommandierenden war, wollte bemerkt haben, daß sie schon damals den Kopf verloren, oder vielmehr ihn noch nicht recht gefunden hatten. Den 13. Oktober brach man das Lager ab, wie im Nu waren die Leinewandhäuser auf Wagen und Pferde gepackt und auf der ganzen Ebene zwischen Weimar und Jena, dem herandrückenden Feinde entgegen, ein ungeheures Gewimmel von Menschen und Pferden. Bald vernahm man in der Stadt den Kanonendonner, der immer stärker wurde, bis sich endlich auch Mörkstenfeuer hören ließ, bald auch schon Schwärme von Verwundeten die Stadt erfüllten und diese endlich, nach wiederholten Siegesnachrichten,

die unbegreiflicher Weise immer noch Glauben fanden, von der ganzen aufgelösten und in vollster Flucht begriffenen Armee überrascht wurde. Das Gedränge in den Straßen war unbeschreiblich; bald lagen so viele abgeworfene Tornister und Gewehre vor der Thür unseres Hauses, daß man kaum noch hinaus konnte. Die Kanonen und Wagen fuhren im Galopp und waren über und über mit Menschen bedeckt; nicht selten sah man zwei auf einem Pferd und die Kavalleristen sich mit dem Säbel Bahn brechen durch die dichten Haufen des Fußvolks, aus dem sich mit Jammergeschrei Viele an die Steigbügel der Reiter klammerten, um sich schneller flüchten zu können. Jeder schien eine feindliche Hand im Rücken zu fühlen, — es war greulich anzusehen und empörend, die Angst, die sich Aller bemestert hatte. Auch in unserem Hause wurde die Retirade angetreten. Mein Vater, aus seinem Freudenhimmel, in welchen ihn die Siegesnachrichten gehoben hatten, so unsanft herabgestürzt, war im tiefsten Unmut und begleitete mich mit der Mutter auf Umwegen ins herzogliche Schloß, wo sich schon eine Menge von Familien aus der Stadt, mehr aus persönliche Sicherheit, als aus Rettung ihrer Habseligkeiten bedacht, versammelt hatten. Vom höchsten Balkon des Schloffes sah ich sehr deutlich das letzte Gefecht jenes denkwürdigen Tages, sah den Feind in die Stadt bringen, einzelne Preußen an den Mauern des Schloffes von feindlichen Kugeln fallen, hörte die Kugeln der Kanonen über unsere Köpfe sausen und war auch wieder im Hof, als der Prinz Murat, nachmals König von Neapel, an der Spitze seiner Dragoner und begleitet vom General Rapp, mit gezogenem Säbel und verhängten Bügeln vor das Schloß sprengte. Gleichsam noch rauchend von der Kampfeshitze gingen diese Herren zur Herzogin und gaben ihr das Versprechen, sich bei dem Kaiser für die Stadt zu verwenden; gänzlich ohne Plünderung würde es jedoch nicht abgehen; für das Schloß sollte eine Sicherheitswache gegeben werden. Die edle Herzogin, die mit vieler Würde und Eifer zu dem rauhen, eben nicht besonders höflichen Kavalleristen für ihr Land und die Stadt gesprochen hatte, ließ nun schnell bekannt machen, daß das Schloß ein Sicherheitshafen sei und jedermann mit seinen Sachen offen stehe. Bald sah man Leute aus allen Ständen mit Kind und Kegel, Kisten und Koffern, Betten und Bündeln ins Schloß wandern. Zimmer und Gänge füllten sich; jeder richtete sich ein, wie die Gelegenheit es bot. Zur Ehre einzelner Franzosen sei erwähnt, daß sie den Bürgern behülflich waren, ihre Habseligkeiten ins Schloß zu retten. Des Abends spät ward ich zu meiner Mutter citirt, um mit ihr in unser Haus zurückzukehren. Ich weiß nicht, wer ihr den unglücklichen Rat gegeben hatte; doch sie stand in der Meinung, es wäre ruhig in der Stadt und jetzt der beste Zeitpunkt, um die Sachen von Wert in Sicherheit zu bringen. Den halben Weg hatten wir glücklich zurückgelegt, als wir uns so von Kavallerie umgeben sahen, daß ich meine Mutter, ängstlich und schwächlich von Natur, wörtlich unter mehreren Pferden durchführen mußte und mit ihr in das nächste Haus schlüpfte; doch dieses war mit tobenden Franzosen angefüllt; wir hörten das Krachen der ausgeschlagenen Kisten, das „sacré nom“ der Franzosen und das „Ach, Herr Jesu, hilf!“ der Handleute, eilten deshalb weiter, wie es an der Thür nur ein wenig Luft gab, und gelangten unter allerhand solchen Unannehmlichkeiten bis an die Wohnung des Ministers von Frisch. Dort war die ganze Straße gesperrt und meine Mutter begab sich mit mir in dies Haus, wo wir eine erbärmliche Nacht zubrachten. Ein paar französische Husarenoffiziere hielten mehrere Angriffe von Plünderungslustigen auf dieses Haus standhaft ab. Feuer brach aus in der Nähe des Schloffes, und daß unser Haus voller betrunkenen Soldaten sei, erfuhren wir durch meinen Vater, der uns nach langem Suchen endlich gefunden hatte. Wir wanderten mit Anbruch des Tages ins Schloß zurück und brachten dorthin die durch mehrere Franzosen erhaltene Nachricht, daß nun die Infanterie käme und dann die Plünderung erst recht beginne. Gegen Mittag kam der Kaiser, — ich sah diesen kleinen und doch so großen Mann in seinem grauen Ueberrock, wie er mit dem bekannten Hütlchen auf dem Kopf die Herzogin, welche ihn bis an die Treppe entgegen gegangen war, stehenden Blickes fixierte und sie dann mit

einem trockenen „bon jour madame“ verließ. Ueber die ganze Treppe bis an die Zimmer des Kaisers, durch einen großen Saal und mehrere Vorzimmer, standen dichte Reihen der kaiserlichen Garde; bei dem Eintritt Napoleons wirbelten die Trommeln drinnen und draußen und seine Franzosen schrienen ihm von allen Seiten „vive l'empereur!“ zu. Der Teil des Schlosses, in welchem Napoleon mit seinem Gefolge und seiner Garde eingezogen war, wurde sofort von allen einheimischen Gästen gesäubert, doch eine Anzahl Zungen nebst den herzoglichen Pagen bildete eine Art von Freicorps im Schlosse, in welchem ich keiner der letzten war! Wir kannten bald alle Schliche und waren in den Tagen, in welchen Küche und Keller des Schlosses von den Franzosen in Besitz genommen waren, die Stadt fortwährend der Plünderung preisstand und daher die zahlreichen Schloßbewohner wenig zu essen und zu trinken hatten, dem Gausen von großem Nutzen! Uns fehlte es nie an Nahrungsmitteln, denn wir nahmen den Häubern wieder, was sie dem Herzog und den Bewohnern der Stadt genommen, so viel wir dessen habhaft werden konnten, bei Tag und bei Nacht! Wir drangen mit den Franzosen in die Keller des Schlosses und schlichen, die Höfen voll Weinflaschen, wieder davon. Wir machten uns hülfreich bei der Tafel der französischen Prinzen und Adjutanten, trugen aber häufig eine gute Schüssel nebensaus, bevor sie noch auf den Tisch gekommen war. Ich wagte mich bis in die Küche des Kaisers, und als mich da ein dicker Mann in Uniform, wahrscheinlich ein Küchenmeister, scheltend und drohend gehen hieß, mich sogar verfolgte, als ich nicht gleich Anstalt machte, sein Reich zu verlassen, erwischte ich im Fortspringen eine noch auf der Anrichte stehende Hammelskeule, worüber das französische Küchenpersonal in lautes Gelächter ausbrach. Diese erbeutete Hammelskeule und mehrere andere, ähnlich erbeutete Sachen wurden mit Heißhunger von den Damen und Herren des Hofes ohne Messer und Gabel mit Händen zerrissen und verzehrt. Die Herzogin soll ein paar Tage hindurch nichts als Schokolade gegessen haben.

Da der Herzog als preussischer General gegen die Franzosen ins Feld gezogen war und auch seine paar Mann Soldaten hatte ausrücken lassen, so war jedenfalls das Land für ihn verloren, wenn es nicht der Herzogin gelungen wäre, die Achtung Napoleons zu erringen; er sagte ihr das Land zu, unter der Bedingung, daß ihr Mann zurückkehre und nicht mehr gegen ihn diene.

Aus dem „nicht gegen ihn dienen“ ward bekanntlich nur zu bald ein „für ihn dienen“. Den Gipfel seiner Macht erstieg ja der Tyrann wesentlich mit Hilfe der kleinen und mittleren Fürsten des aufgelösten Reichs, die ihre Landeslinder seiner Herrschaft und Ehrsucht ihm auf den Schlachtfeldern opfern mußten, deren Namen man in die Geschichte seines Ruhmes eintrug. Gar mancher deutsche Fürst, trotz des höheren Titels und des Zuwachses an Land, die ihm von Napoleons Gnaden wurden, that seinen Dienst als Rheinbundfürst mit schwerem, wohl auch blutendem Herzen, andere gefielen sich als Vasallen und Schleppträger des Gewaltigen gar sehr und rechneten sich solchen Dienst zur hohen Ehre an, und es dauerte sehr lange, fast bis zum Jahre 1870, bis jener Zauber seine Macht verlor. Erzählte man doch in einer kleinen süddeutschen Residenz noch bis nahe an den bezeichneten Zeitpunkt mit einem gewissen Stolge, daß Napoleon in der Schlacht bei Leipzig einem Prinzen des fürstlichen Hauses, der unter ihm diente, bei einer letzten verzweifelten Attaque zugerufen habe: *En avant Roi de Prusse!* — ihm für den Fall des Sieges die preussische Königskrone zusagend, kurz bevor er die eigene Kaiserkrone verlor. Für alte Militärs der kleinen deutschen Kontingente war er lange nach seinem Sturz noch ein Abgott, seine Wüste stand in den Wohnungen der Offiziere, wie in den Kasernen der Soldaten, eine fünfzigjährige Feier der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1863 wollte man gar nicht begreifen, man sah in jener Schlacht nur die eigene Niederlage, und in der erwähnten Residenz steht auf einem öffentlichen Plage eine gotische Spitzsäule, die in einer Nische an der Vorderseite die Statue eines alten germanischen Kriegsmannes birgt, in der Ochsenhaut und

den Hörnern auf dem Kopf, während die drei anderen Seiten mit Namen von Schlachten bedeckt sind, welche die Söhne des Landes fast ohne Ausnahme für den fremden Tyrannen geschlagen und die man als ebenso viele Blätter am eigenen Ehrenkranz ansah — was man wohl dürfte, wenn man einzig und allein an treue Pflichterfüllung denken wollte, wobei aber alles deutsch-vaterländische Gefühl schweigen müßte, das nur mit tiefer Trauer an jene schmachvolle Zeit denken kann, deren Gedächtnis man am liebsten austilgen, nicht in Denkmälern vereiwigen möchte; — in Weimar war man anderen Sinnes, in des jungen Herrn v. Steins Herz bäumte sich kein deutsches, patriotisches Gefühl mächtig auf gegen den Gedanken, dem Unterdrücker des Vaterlandes zu dienen. Obwohl an sich auch mit starker Vorliebe für den militärischen Beruf erfüllt, erwähnte er, als er in das Lebensalter eingetreten war, da man sich definitiv für einen Beruf entscheiden muß, bald nach jenem Erlebnis, insolge der Schlacht bei Jena, das Forstwesen. „Das lag,“ wie v. Stein bemerkt, „damals noch sehr im Dunkeln.“ Wenn ein junger Mann sich dem Forstfach widmen wollte, kaufte er sich eine Flinte, denn die Jägererei war eine Hauptsache —, in der Regel wohl auch einen grünen Rock und ging zu einem alten Forstmann in die Lehre, die wesentlich in einem praktischen Kursus bestand. Gerade damals aber fing es an, anders zu werden; ausgezeichnete Männer, wie Cotta und Hartig, „singen an, Lichte anzustechen,“ die Forstwirtschaft wissenschaftlich zu betreiben; doch noch fast alle älteren Forstleute „hielten nichts auf die Bücher, der Forstmann und Jäger gehört in den Wald,“ meinten sie, „den Federheften soll man hinter dem Schreibtisch lassen.“ So dachte auch der alte Bildmeister zu Ellersburg, zu dem man v. Stein im Jahre 1808 in die Lehre schickte. Es war lediglich seine eigene geniale Beanlagung, die ihn seinen Beruf im höheren Sinne erfassen und betreiben ließ, so daß er Vorzüglichstes leistete. Doch war er offenbar zu mehr als einer einzelnen Fachthätigkeit, war zum Staatsmann bestimmt und zwar zum deutschen Staatsmann.

Seine deutsch-nationale Gesinnung wuchs in die Höhe und in die Tiefe, durch die politischen Ereignisse, deren Zeuge er seine ganze Jugend hindurch sein sollte. In das erste Jahr seines forstwirtschaftlichen Studiums fiel ein solch Ereignis von höchster Bedeutung für die dortige Gegend nicht bloß, sondern für ganz Deutschland, für ganz Europa: der Kongreß zu Erfurt, der im Herbst 1808 gehalten wurde. „Auf diesem für Deutschland weder ehrenvollen noch segensreichen Kongreß,“ schreibt v. St., „sah ich den Kaiser der Franzosen mit dem Beherrscher aller Rußen Arm in Arm einhergehen, gefolgt und belkomplimentiert von allen Fürsten des Rheinbundes. Erfurt war damals ein französischer Waffenplatz im Herzen von Deutschland. Napoleon zeigte sich dort in seiner höchsten Größe, unsere Fürsten in ihrer tiefsten Erniedrigung. Der Herzog von Weimar gab den zu Erfurt versammelten Monarchen verschiedene Feste in Weimar, unter anderem eine Hirschjagd auf dem Ellersberg, zu welcher man sich 14 Tage vorbereitete. Ich war von Anfang bis zu Ende dabei, häufig auch des Nachts im Walde. Täglich waren 4—500 Bauern zu der Jagd (als Treiber etc.) versammelt, und alle Anstalten waren brillant. Die Jagd selbst aber fiel nicht besonders aus, doch war sie wegen der Gäste interessant; ein gallenbitterer Hohn aber war es, wenn einen Tag später auf den Feldern, auf denen Napoleon zwei Jahre vorher die preussische Armee geschlagen hatte, eine Hasenjagd veranstaltet ward. Der kleine Hof zu Weimar bot alles auf, was er an Pracht und Glanz entfalten konnte; auch wurden in aller Eile zur Bedienung der hohen Gäste eine Partie Fagen provisorisch angenommen; selbst meine Wenigkeit hatte man zu solchem Ehrenamt auserkoren, doch schlug ich es rundweg ab und freue mich heute noch, so gehandelt zu haben; denn so gern ich bereit gewesen sein würde, Napoleon auf St. Helena die Stiefel auszuziehen, so gewiß würde es mir zeitlebens ein heimlicher Neger bleiben, hätte ich ihm während des Erfurter Kongresses einen Teller gereicht.“

Von Ellersburg ging Herr v. Stein auf das Forstinstitut Billbach, welches



Forstlat Cotta im Eisenachischen gegründet hatte, und zog auch mit diesem im Jahre 1811 nach Tharand auf die neue Forstakademie. Das Jahr 1813 fand ihn in Heidelberg, wo er einige staatswirtschaftliche Kollegien hören wollte. Sein ganzes Herz aber hing daran, mit gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen, und er wollte in das Lühowsche Korps eintreten. Sein Vater aber war entschieden dagegen und hielt ihn davon ab. „Ununterbrochen kämpfte meine Kindespflicht mit dem heißen Verlangen in mir, für die Befreiung Deutschlands zu sechten!“ Wahrscheinlich insolge dieses innerlichen Kampfes wurde Herr v. Stein sehr krank; ein Schlaganfall lähmte seine linke Seite und er erwartete stündlich sein Ende. „Ich war fortwährend bei vollem Bewußtsein,“ schreibt er, „und empfand weniger Kummer über mein nahe geglaubtes Ende, als über die Art desselben, und daß man mich abgehalten hatte, den Gefahren des Krieges entgegen zu gehen.“ Herr v. Stein suchte Heilung in Teplitz und fand sie auch.

Sehr viel trug zu seiner raschen Genesung das interessante, anregende Leben in der merkwürdigen Umgebung bei, in die er in Teplitz eintrat. Es hatten sich nämlich, wie auch in anderen böhmischen Bädern, so vorzugsweise in Teplitz, eine große Menge preußischer Offiziere eingeschunden, die in den ersten Schlachten der beginnenden Befreiungskriege verwundet oder sonst für den Augenblick nicht dienftfähig waren; auch war vor der Schlacht bei Bautzen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und dieser Umstand, sowie die Ungewißheit, ob Oesterreich sich für oder wider Frankreich erklären würde, zog sehr viele Militärs und Diplomaten in Karlsbad und Teplitz zusammen. Auch waren viele Sachsen da, unter denen viele persönlich nähere Bekannte v. Steins, so daß er von früh bis abends in einer ihm sehr sympathischen Gesellschaft leben konnte.

Der Waffenstillstand sollte mit dem 16. August zu Ende gehen; es entfernten sich deshalb viele Offiziere in den ersten Tagen des August. Dagegen kam ein österreichisches Armeekorps in die Gegend, und am 14. August erschien plötzlich ein Polizeibefehl, daß binnen 24 Stunden alle anwesenden Fremden aus den Rheinbundstaaten über die böhmische Grenze müßten. Es entstand natürlich eine ungeheure Verwirrung; aus der ganzen Umgegend wurden Pferde requiriert, man suchte Transportmittel für die Menge Menschen zu schaffen, die sich so schnell auf die Reise begeben mußten. Herr v. Stein schloß sich einer Hoffschaupielergesellschaft an, die nach Dresden wollte, und fuhr mit ihr bei finsterner Nacht zwischen den Wachtfeuern der bivakierenden Oesterreicher hin nach dem Erzgebirge. Gegen Morgen schon passierte die Gesellschaft die äußersten Vorposten der österreichischen Armee und stießen ein paar hundert Schritte weiter schon auf Franzosen, deren sich immer mehr fanden, je näher man der sächsischen Hauptstadt Dresden kam.

Hier war Napoleons Hauptquartier und man feierte gerade seinen Namenstag (15. August) auf glänzende und imposante Weise. „Den 16. August sah ich Napoleon Musterng über seine sämtlichen Truppen halten und nach wenig Stunden ritt er mit seinem ganzen Generalstab auf der Straße nach Schlesien von Dresden fort. Dresdens Bewohner hatten uns nicht glauben wollen, daß nächstens Oesterreich den Krieg an Frankreich erklären werde; doch schon am 16. war das erste Gefecht an der Grenze vorgefallen und am 17. kamen die Reste eines geschlagenen französischen Korps bei Dresden an.

„Ich hätte nun eigentlich ohne Aufenthalt weiter reisen sollen, doch mir war die ganze Konstellation zu interessant, ich blieb, bis Dresden in Belagerungszustand erklärt wurde und ging dann nach Tharand zu einem Bettler von mir, dem Grafen Konow. Bald durchstreiften Kosaken die Gegend und ritten bis unter die Kanonen Dresdens, vor dessen Thoren ich Gefechte zwischen Polen und Kosaken mit ansah. Ein Herr von Schönberg, der vor dem Dörschen Blauen wohnte, invitierte ordentlich zu dergleichen Schauspielen, die, als wäre es nur Spaß, vor seinen Fenstern spielten. Er und seine Familie hatten eine unbegreifliche Gemütsruhe gewonnen. Eines Nachmittags war ich bei Herrn v. Schönberg, und während die Frau vom Hause Kaffee einschenkte, den wir,

gemüthlich rauchend, am offenen Fenster genoßen, feuerte eine nicht weit von seinem Garten aufgefahrene Batterie der Russen nach den ersten Schanzen Dresdens und aus diesen wurde hie und da mit einem Schuß des größten Geschützes geantwortet. Auf der Ebene zwischen dem Hause und Dresden jagten sich dabei einige Mann mit einzelnen Kosaken. Die Furcht vor letzteren war auffallend; gewöhnlich ergriffen doppelt so viel Franzosen das Hajeupanier, als Kosaken angriffen, die ganz schlecht bewaffnet und, wie mir schien, auch keine Helden waren. Ein paar von ihnen stahlen mir und dem Grafen Baudissin die Mäntel, die wir unvorsichtigerweise in der vor dem Hause stehenden Chaise hatten liegen lassen.

Zimmer mehr Truppen der Allirten kamen aus Böhmen und umringten Dresden, aber auch Napoleon war aus Schlesien zurückgeißt und den 26., 27. und 28. August fielen die denkwürdigen Ereignisse bei Dresden vor, durch welche die Allirten zum Rückzug nach Böhmen genöthigt wurden, die Oesterreicher 14000 Gefangene verloren und die französische Sache zum letztenmal einen Triumph auf deutscher Erde feierte. Trotz des fürchterlichen Wetters, welches während dieser Tage herrschte (der Regen fiel in Strömen), war ich mehrmals mit vor Dresden, sah viel interessante Kriegsskizzen, leider auch die Feigheit der Oesterreicher, und war in der Nähe, als Moreau die Weine durch einen Kanonenschuß verlor. Nach der Entsetzung von Dresden war dieses in einem fürchterlichen Zustande, es hatte an vielen Orten gebrannt, die Häuser waren durch Kugeln sehr beschädigt, ganze Fenster waren selten, auf den öffentlichen Plätzen Bivaks, in den Kirchen Gefangene, und jammernde Blessirte allerwärts. Alle Lebensmittel fehlten und waren für schweres Geld nicht zu haben; nur die Gewalt der Soldaten trieb hie und da noch etwas auf. Das schöne freundliche Dresden schien der Centralpunkt des Elends und der Unruhe. Ich war nur noch einmal nach Dresden gegangen und bei dieser Gelegenheit schlich ich mich unter der Maste eines Chirurgen in ein Haus, in welchem 300 österrheische Offiziere eingesperrt waren, um womöglich einige aus der Gefangenschaft befreien zu helfen. Kaum wird man mir glauben, daß ich keinen fand, der es wagen wollte, fortzugehen. Unter dem Vorgeben, sie dürften ihre Kameraden nicht verlassen, verbargen sie schlecht ihre Feigheit. Ich war so empört über diese Menschen, daß ich mit Kuhe und ohne Mitleid zusah, als sie ein paar Tage später wie das Vieh auf der Straße einhergetrieben wurden.

Gleich nach dem unglücklichen Ereignisse bei Dresden waren die Siege an der Kätzbach durch Blücher erfochten worden und Vandamme fand durch Bülow's Tapferkeit sein Ende bei Culm; doch uns kamen diese Nachrichten nicht zu, wir merkten nur an den Franzosen, daß etwas passiert sei, und hörten Einzelnes.

Auf der Fahrt von Dresden nach Leipzig, welche ich nur mit großen Umwegen machen konnte, um den Truppenzügen auszuweichen, erfuhr ich zuerst durch einen davon-gelaufenen Kaffier ihre Niederlage bei Züttobog. Leichte Truppen der Allirten hatten die französische, in der Umgegend von Dresden konzentrierte Hauptarmee umgangen und streiften bis vor Leipzig. Ich kam durch mehrere Orte, wo die Kosaken und Oesterreicher gewesen waren, stieß dann wieder auf zersprengte Franzosen und war der erste Privatreisende, der nach der Schlacht bei Dresden des Weges kam; daher mußte ich, was geschehen war, allerwärts erzählen, und kam nur langsam weiter. Es wollte selbst in der Nähe von Leipzig, als es dunkelte, ein Postmeister, für sein Pferd besorgt, nicht mehr anspannen. Auf dieser Station hatte ich einen sächsischen Jäger mit in den Wagen genommen und zum Zeitvertreib, während sich der Wagen langsam im Kot der Landstraße bei großer Dunkelheit fortbewegte, blies er mir auf der Postillons-Trompete mehrere Signale der sächsischen Schützen vor und blies sie recht gut. Plötzlich fiel ein Schuß, der Postillon fiel vom Boß; es schoß noch ein paar mal und von mehreren Seiten brüllte es „Halt!“ Der Jäger war aus dem Wagen gesprungen und der Postillon doch glücklichweise wieder auf den Weinen. Die Pferde, der Reitsche ledig, standen still und der Wagen wurde von lärmenden Soldaten umringt; von weitem

wirbelten Trommeln und es wurde uns nun klar, daß wir einem Vorposten zu nahe gekommen waren, sein Rufen durch das Blasen der sächsischen Signale nicht gehört und nun die ganze Vorpostenkette in Alarm gebracht hatten. Wir befanden uns unter bairischer Infanterie; mehrere Offiziere examinierten uns und waren sehr erstaunt, als ich ihnen die Niederlagen der Franzosen verkündigte, während man ihnen nur die Siege hatte wissen lassen. Nur kurze Zeit mich in Leipzig und Weimar aufhaltend, kam ich glücklich nach Völkershäusen (dem Stammgut der Familie), wo ich meinen Vater sehr erfreut über meine Herstellung, doch sehr in Sorge über mein langes Ausbleiben fand.“

Im Jahre 1811 hatte sich der Erbgroßherzog von Mecklenburg mit einer Prinzessin von Weimar verheiratet und bei dieser Gelegenheit wurde Herr v. Stein als Kammer- und Jagdjunker angenommen, aber ohne je später Dienst zu thun. Etwas später wurde er in Würzburg vom Großherzog zum toskanischen Kammerherrn ernannt.

„Kein Patent aber, das ich früher oder später erhalten habe,“ schreibt er, „hat mir so herzliche Freude gemacht, als mein Lieutenantspatent!“ Obgleich sein Vater noch Bedenken hatte, ließ er es doch geschehen, daß sein Sohn 1814, nachdem die Baiern endlich zu den Alliierten getreten waren, als bairischer Jäger gegen die Franzosen zog.

### Im meiningenschen Staatsdienst.

Der Feldzug in Frankreich (1814) war, wenn auch nicht leicht, doch in verhältnismäßig kurzer Zeit siegreich beendet. Die Hinz- und Herzüge, wie die Heldenthaten der Südmarmee, in welcher Frhr. v. Stein als bairischer Jäger mitkämpfte, sind aus der Kriegsgeschichte hinlänglich bekannt und mögen, da sie für das Charakterbild des Mannes, dessen Bedeutung in seiner nachmaligen staatsmännischen Stellung und Wirksamkeit ruht, nicht von Belang sind, hier wohl übergangen werden und wird die Bemerkung genügen, daß die hohe schöne Begeisterung für Freiheit und Vaterland, die damals die edelsten der deutschen Jünglinge und Männer befeuerte und jene Kampfzeit zu einer Blüte- und Glanzzeit des deutsch-nationalen Lebens machte, in Stein einen treuen, pflichteifrigen und tapferen Träger und Vertreter hatte. Die von Gott ihm speziell gestellte Lebensaufgabe friedlicher Arbeit am Wiederaufbau des befreiten Vaterlandes beginnt bald nach Beendigung der Befreiungskriege, und zwar in eigentümlicher Weise, nicht mit der Arbeit in irgend einem Regierungskollegium, einer Abteilung im Ministerium des Innern, des Neuhern oder der Justiz, sondern in einem sehr einfachen, bescheidenen Beruf, daß man, ohne den rechten Maßstab außer Acht zu lassen, wohl erinnert wird an den großen Staatsmann, der seine Laufbahn als Reichshauptmann begann. Frhr. v. Stein trat nach Beendigung des Krieges als einfacher Forstgehilfe am bairischen Forstamt in Karlstadt ein, willens, die Forstkarriere zu verfolgen. Sehr bald wird er aus dieser herausgerissen durch den Tod seines Vaters, der ihn nötigt, die Verwaltung seiner meistens in Baiern gelegenen Güter zu übernehmen.

Sein bedeutendes Verwaltungstalent aber sollte nicht etwa bloß ihm und seinem Hause, sondern dem Vaterlande zu gute kommen. Schon 1822 berief ihn der Herzog von Meiningen als Landschaftsdirektor nach Hildburghausen, in eine Art Halbanstellung mit der zunächst nur sehr allgemein bezeichneten Aufgabe, „auf irgend eine Weise Anteil an den Regierungsgeschäften zu nehmen“. Wahrscheinlich wußte man noch nicht, in welchem Fach oder Gesach nach alter bürokratischer Schablone man ihn unterbringen sollte, ahnte aber, oder erkannte wohl auch bestimmt, daß in ihm eine bedeutende Kraft vorhanden war, die in irgend einer, vielleicht ganz neuen, in den alten herkömmlichen Einrichtungen noch nicht vorhandenen, oder vorgezeichneten Weise nutzbar gemacht werden könnte. Es dauerte nicht lange, so war Frhr. v. Stein aus der „Halbanstellung“ in die sehr einflußreiche Stelle eines Landmarschalls und Mitglieds des Staatsministeriums

getreten und damit in den Stand gesetzt, die Hauptarbeit seines Lebens, die Arbeit der sehr wichtigen staatlichen Reformen zum Neubau, oder vielleicht richtiger gesagt Umbau zunächst des Meininger Staates, die er in gewissem Maße schon als Landschaftsdirektor begonnen, in wirksamere Weise so fortzuführen, daß über die Grenzen des kleinen Landes das ganze deutsche Vaterland davon Gewinn hatte, und namentlich dem Ziele der Sehnsucht seiner besten Söhne, aller wahren Patrioten, einer größeren Einheit und freien Entfaltung seiner nationalen Kraft wesentlich näher geführt wurde.

Die Grundstimmung im deutschen Volk damaliger Zeit war wesentlich eine tiefe Verstimmung, eine große Unzufriedenheit mit den Verhältnissen und Zuständen, wie sie aus den Befreiungskriegen hervorgegangen waren. Man vermehrte den gerechten Lohn für die blutige Arbeit, die das Volk mit seinen Fürsten gethan, die Frucht der schweren Opfer, die man gebracht, die Erfüllung der Wünsche, die zu den Opfern willig gemacht, die in heftiger Begeisterung in den Liedern von Arndt, Körner, Schenkendorf zum Ausdruck gekommen. Statt eines geeinigten Deutschlands hatte man ein solches, das wo möglich noch mehr zersplittert war, als das alte heilige römische Reich in seinen letzten Tagen. Fünfunddreißig einzelne Staaten, eifersüchtig auf ihre Souveränität, die Großstaaten darunter sich kaum als deutsch fühlend, die Mittelstaaten von Lust erfüllt, auch die Rolle von Großstaaten zu spielen, die große Mehrzahl Kleinstaaten voll Kleinstaaterei und meistens vollständig bar des patriarchalischen Weisens, das den Kleinstaat noch gemüthlich macht, nicht selten sich aufblähend wie der Frosch in der Fabel; alle getrennt durch Zollschranken und Paßzwang und nur äußerlich zusammengefaßt im sog. deutschen Bund, von dem heutzutage niemand mehr in Abrede stellt, daß er ein wahrhaft klägliches politisches Gebilde war; alle, fast ohne Ausnahme, im Innern regiert in einer Weise, die man mit dem Namen Bureaucratie als eine herz- und seelenlose zu bezeichnen pflegte, soviel Tüchtiges in einzelnen Gebieten des staatlichen Lebens auch geleistet worden sein mag. Nach außen, im Konzert der Völker, als ein Nichts angesehen und behandelt, der Deutsche im Ausland in dieses „Nichts durchbohrendem Gefühl“ seine Nationalität am liebsten verleugnend, eine fremde annehmend. Die Zertrennung war dazu eine solche, daß sie an allen Ecken, fast möchte man sagen auf Schritt und Tritt oft geradezu leiblich empfunden werden mußte, als Hemmung in Handel und Wandel und sonstigem Verkehr. Der oberheffische Beamte, der einmal die Haupt- und Residenzstadt seines Vaterlandes, Darmstadt, sehen, vielleicht sich persönlich um eine Beförderung melden wollte, mußte auf seiner Reise von vielleicht nur 6 Stunden hin und zurück an 6 Zollstätten seinen Koffer öffnen und visitieren lassen. Der Gymnasiast, der in die Ferien heimging, oft auch nicht mehr als 5—6 Stunden, mußte sich mit einem Paß versehen oder, wie es noch Ende der dreißiger Jahre in einer der deutschen Freistädte vorkam, wenn er des Passes ermangelte, an einem Thor von einem Genarmen sich in Empfang nehmen, durch die Stadt zum andern Thor hinaus transportieren lassen. Bewohner heffischer Grenzorte schauten ihr halbes Leben lang sehnsüchtig nach den prachtvollen Baumgruppen von Schönlust bei Aschaffenburg und auf das viertürmige Schloß dahinter, konnten's aber nie in der Nähe besichtigen, weil es ihnen zu schwierig oder kostspielig war, einen Paß zu erlangen, um die bairische Grenze zu überschreiten und wenn es einer einmal ohne Paß wagte, ward er auf Aschaffenburgs Mainbrücke vom bairischen Wachtposten mit vorgehaltenem Bajonnet zurückgewiesen. Wollte einer den schönen Teil des deutschen Vaterlandes kennen lernen, der Thüringen heißt, so hatte er nicht bloß auf Postpladereien an den vielen einzelnen Landesgrenzen, sondern auch auf allerlei Geldangelegenheiten und Verluste sich gefaßt zu machen, da nicht bloß Gulden- und Thalerwährung durch-einanderging, sondern auch drei, viererlei Groschen und Pfennige gültig, resp. ungültig waren, also daß man das Kleingeld, das man in diesem Dorf heransbekommen, im folgenden nach einer halben Stunde schon nicht mehr los werden konnte.

Unter dem Druck solcher Zustände und Verhältnisse war mehr und mehr die politische Richtung gewachsen und zur Herrschaft gelangt, die man die liberale nennt,

die ihr Ideal im konstitutionellen Staat sieht, in dem sie für das politische und soziale Gemeinwohl in einer vernünftigen Freiheit, den Fortschritt zu immer größerer Vollkommenheit der Einrichtung des Staats wie seiner einzelnen Glieder in materieller wie intellektueller und moralischer Hinsicht ermöglicht und gewährt glaubt. Dieser Liberalismus ist bekanntlich französischen Ursprungs, ist sehr abstrakter Natur, hat seine bestimmten Doktrinen, ja Schablonen, nach denen er arbeitet, um Bedürfnisse zu befriedigen, die oft nicht praktische, sondern rein theoretische sind. Dabei bekämpft er Dinge, überkommene Einrichtungen als schädlich, auch ohne daß sich ein Schaden fühlbar gemacht hätte, bloß weil sie in sein heutiges System nicht passen, erstrebt und beschafft Neues, das er für notwendig und heilsam hält, bloß weil es in seinem (politischen, religiösen, sozialen) Programm vorgesehen ist. (Wie seine konstitutionelle Staats-, seine synodal-presbyteriale Kirchenverfassung.) Der Liberalismus ist darum an sich durchaus nicht vollstündlich und verdankt seine Popularität vorzugsweise nur den drückenden Notständen, die er zu beseitigen verspricht, auch ohne Garantie leisten zu können, daß das, was er dafür bot, heilsamer sei, und der Trägheit oder Unfähigkeit der Regierenden, ihrerseits befehlende Hand anzulegen. Ganz besonders aber wuchs die Popularität und der Einfluß des Liberalismus dadurch, daß er der Vertreter der Idee der nationalen Einheit war. Diese Idee war wohl die am meisten berechtigte und ihre Vertretung und Pflege führte so viel der besten Elemente, insbesondere aus den intelligenten, geistig gebildeten Schichten ins liberale Lager, auch solche, die für die Verfassungsformen, die der Liberalismus schuf, sich wohl nur sehr wenig begeistern konnten und den Liberalismus nach dieser Seite hin preisgaben, sobald ihr Ideal der Einigung des Vaterlands erreicht war. Will man den Freiherrn von Stein zu den Liberalen rechnen, so hat man dazu ein volles Recht, wenn man seine Begeisterung für die Herstellung der deutschen Einheit ansieht; nach anderer Seite hin bedarf der Begriff des Liberalismus aber, wie schon eingangs angedeutet, sehr bedeutender Einschränkungen. Mit einem klaren Auge und warmem Herzen bei enorm praktischer Begabung sah er vorhandene wirkliche Notstände des öffentlichen Lebens so gut wie einer, war mit Eifer und Harkraft darauf bedacht, soweit es in seiner Macht und seinem Verus lag, sie zu beseitigen, versuhr dabei aber durchaus nicht nach Doktrinen oder gar nach Schablonen, faßte darum auch stets nur das ins Auge, was sich als wirklich praktisches Bedürfnis erwies und hierin vor allem das dringend Notwendige und Erreichbare, und das macht ihn zu einem großen Staatsmann auch in kleinen Verhältnissen.

Er hatte es mit einem sehr intelligenten Fürsten zu thun. Der junge Herzog Bernhard Erich Freund hatte gerade die Regierung in Meiningen angetreten, als Stein in den Staatsdienst eintrat. Schon früher hatte er im Privatverkehr mit Stein über die vorhandenen staatlichen Verhältnisse und die offensbaren Notstände in denselben viel verhandelt und eine Reform derselben, bezw. die Einführung einer neuen landchaftlichen Verfassung als notwendig erkannt. Dazu bedurfte es vor allem eines Grundgesetzes. Ohne vom Herzog direkt beauftragt zu sein, aus lebendigem Interesse für die Sache hatte Stein in seiner Stellung in Hildburghausen in seinen Freistunden über ein solches einschlägige Studien gemacht und einen Entwurf aufgesetzt, wie er schreibt „auf gut Glück“, weil „die Arbeit ihm Freude machte, auch bei dem Gedanken, daß es vielleicht nur ein Übungswerk bleibe.“ Im Frühjahr 1824 vom Herzog zur Auerhaßnjagd geladen, steckte er sein Werkchen zu sich und in Liebenstein fand er auch bald Gelegenheit, es dem Herzog mitzuteilen. Dieser nahm es freudig an, studierte es eifrig, besprach es mit seinen Räten, fand es vortrefflich und teilte alsbald Stein mit und erklärte ihm seinen Entschluß, jedenfalls die alte Landschaft aufzulösen und das von ihm entworfene Grundgesetz mit einigen unwesentlichen Veränderungen zu erlassen. Stein erhielt zugleich den Auftrag, dasselbe ins Leben einzuführen.

Das war aber keine leichte Sache. Sehr bald regte sich eine scharfe Opposition in Meiningen gegen solche Neuerung, zunächst hauptsächlich von seiten der alten büreau-

kratischen Staatsdienerschaft, die sich aber von dieser aus auch bald in die Bürger- und Bauernschaft verbreitete. Auf den Hinweis auf gar nicht zu leugnende Notstände, auf den traurigen Stand der Finanzen und dessen Ursache, den kläglichen Zustand der Kammerverwaltung, den gänzlichen Mangel an Ordnung in der Weiningen Regierung, in die Stein durch die vom Herzog selbst ihm mitgetheilten Rechnungen und Quittungen Einsicht bekommen, erwiderte man: es sei immer bedenklich, an alten Gebäuden zu rütteln; kämen die vorhandenen Schäden vor ein großes Publikum, so werde der Staatskredit sinken u. dgl. Stein im Bewußtsein, eine gute, dazu notwendige Sache zu betreiben, in aufrichtiger persönlicher Anhänglichkeit an seinen Landesheerrn, wie sein Land und Volk, ging mutig aber besonnen ans Werk, bildete eine Organisations-Kommission, in welcher er den Vorsitz führte und am 25. September 1824 unterschrieb der Herzog die Verfassungsurkunde, kurz vor dem Antritt einer Reise nach England, es Stein überlassend, wie er die neuen Ordnungen und neugebildeten Behörden während des Herzogs Abwesenheit, also auch ohne die unmittelbare Unterstützung der herzoglichen Autorität ins Leben bringen werde.

Da es der Beseitigung unleugbarer Notstände galt und Stein da angriff, wo diese sich vor allem fühlbar machten, andere Dinge vorerst beiseite lassend, also vor allem die Herstellung eines geordneten Staatshaushaltes sich angelegen sein ließ, in dem man nicht mehr, wie seither, „im finstern“, sondern mit klarer Uebersicht über Soll und Haben, nach gründlich geprüften Vorschlägen in allen Verwaltungsgebieten wirtschaftete, die sonst die Regel bildenden Defizits vermied, dazu die Verwaltung einfacher und billiger machte, die übermäßige Zahl der öffentlichen Kassen verminderte und damit auch das ganze Rechnungswesen vereinfachte und auch hier alle unnötigen Ausgaben ersparte, so hatte er bald die erfreulichsten Erfolge aufzuweisen. Als, ein erstes greifbares Resultat, es ihm gelang, eine bedeutende Summe landchaftlicher Schulden von 4 auf  $3\frac{1}{2}$  Prozent zu reduzieren, also die Staatsausgaben, mit ihnen die Steuern, beträchtlich zu verringern, und damit den Beweis zu liefern, daß die Aufdeckung der alten Unordnung und Einführung eines neuen geregelten Ganges den Kredit durchaus nicht geschmälert, sondern sehr bedeutend erhöht hatte, so fand er auch bald Anerkennung von seiten seiner früheren Gegner, die seine Verdienste nicht in Abrede stellen konnten und auch Bürger und Bauern redlichen Sinnes lobten ihn und beklagten laut, daß man nicht 20 Jahre früher schon so verfahren sei. In diese Reform des Staatshaushaltes, welche vorzugsweise durch eine neugeschaffene Centralstelle für die Finanzverwaltung, ein besonderes Finanzdirektorium weiter geführt werden sollte, kam leider eine Störung durch eine — in Aussicht gestellte reiche Erbschaft. Das Haus Sachsen-Gotha war ausgestorben und sollte das Land mit seinen Domänen unter die nächstverwandten sächsischen Fürstenthümer vertheilt werden, unter denen auch Weiningen war. Die goldenen Berge, welche sich da in der Zukunft zeigten, führten die Weiningen Kammer, da das Finanzdirektorium mit seiner strengen Ordnung und Kontrolle etwas unbequem war, einigermaßen wieder in den alten Leichtsin. Um augenblickliche Geldverlegenheit zu beseitigen, fing man an, wieder zu den alten Mitteln zu greifen, man borgte frisch darauf los. Stein seinerseits ging selbstverständlich in die mancherlei neu auftauchenden kostspieligen Projekte, in „das Streben, neue Ausgaben zu ersinnen,“ wie ers nannte, nicht ein; aber ganz hindern konnte ers nicht, und gab sich nur der Hoffnung hin, der gothaische Anteil werde wenigstens die kaum zu vermeidende finanzielle Wunde wieder heilen. Dabei hörte er nicht auf, über neue finanzielle Hilfsquellen nachzusinnen und da kam er denn auf einen Gedanken, den man, wenn auch in etwas anderer Weise, in Darmstadt, Württemberg und Preußen gehabt und erwogen hatte und dessen Ausführung im sog. Zollverein einer der ersten soliden Grundsteine der deutschen Einheit wurde. Was den Steinischen Gedanken von den erwähnten gleichzeitigen unterschied, war wesentlich dies, daß jene sich geraume Zeit in, man möchte sagen, theoretischen Erörterungen ergingen, Stein dagegen seinem Gedanken gleich eine greifbare Gestalt gab in dem Vorschlag,

einzelne Staaten, die durch ihre Lage zu einander besonders geeignet erschienen, zu einem Zollkonfortium zu vereinigen, wie etwa Baiern, Württemberg, Meiningen einen Grundstock in Mittel- und Süddeutschland bildend, an den sich dann nach und nach die anderen anschließen konnten. Es hielt aber schwer und kostete geraume Zeit, bei dem vorherrschenden Partikularismus und der schändlichen Eiferjucht der einzelnen deutschen Staaten auf einander die maßgebenden Kreise dafür zu gewinnen. Da gingen in überraschend schneller Weise Preußen und Hessen-Darmstadt vor und schlossen einen Zollverein mit einander, dem bald ein bairerisch-württembergischer folgte. Das erregte die lebhafteste Aufmerksamkeit der sämtlichen kleinen Staaten, denen, wenn sie sich jetzt nicht rasch zu einem Anschluß an eine der beiden Gruppen entschlossen, die Gefahr drohte, daß sie bei einem später doch nicht zu umgehenden Anschluß mancher der zu Anfang den Beitretenden gewährten Vorteile verlustig gehen mußten. Auch in Meiningen ward der Gedanke eines Zusammenschlusses in Zollangelegenheiten mit Zustimmung nicht nur, sondern sogar mit Begeisterung aufgenommen, als man vernahm, daß die aus indirekten Abgaben resultierenden Staatseinnahmen, die sich seitler auf 33000 Gulden beliefen, nach dem Anschluß an einen größeren Zollverein sich auf das zehnfache steigern würden. Jetzt war nur die Frage: Wohin soll der Anschluß gehen? nach dem Süden (Baiern) oder nach dem Norden (Preußen)? Steins Gedanken gingen in deutschem Patriotismus weiter: „Das ganze Deutschland — wo möglich — soll es sein!“ Zunächst — ein sehr praktischer Gedanke — schien es ihm darauf anzukommen, daß vor allem die noch nicht an eine der beiden Gruppen angeschlossenen Lande, also vor allem die großherzoglichen und herzoglichen sächsischen Lande (Thüringen) mit dem Königreich Sachsen und etwa auch Hessen-Kassel, sich über gemeinsame Maßregeln verständigten. Nach einer eingehenden Verhandlung mit der sachsenburgischen Regierung (von Carlowitz) kam 1828 ein Kongreß in Kassel zustande, wohin die erwählten mitteldeutschen Staaten ihre Bevollmächtigten sandten; von Meiningen ward Stein deputiert. Er mußte bald merken, daß viele der Bevollmächtigten in ihren Tendenzen und in ihren Vorschlägen über das Vereinswirken mit feinem Ideal durchaus nicht einverstanden waren; mußte sich oft über die undeutsche Gesinnung und über die Kleinigkeitsräumerei ärgern, die da zum Vorschein kam. Er behielt aber sein Ziel fest und hoffnungsfreudig im Auge und erklärte unverhohlen, daß eine allgemeine Zollvereinigung, namentlich mit Baiern und Preußen, das Ziel gemeinsamen Strebens sein müsse und es gelang ihm auch, im Widerstreit mit mehreren der größeren Staaten eine hierauf hinizielnde Stelle in den schließlich abgeschlossenen Vertrag zu bringen. Es existierte nun eine dritte Gruppe in Zollvereins-Angelegenheiten in Deutschland, die mitteldeutsche, auf eine Reihe von Jahren geschlossen. Bei dem wachsenden Verlangen nach Einheit machte sich die Frage geltend: Wie werden die drei Gruppen sich in eine zusammenschließen lassen?

Partikularismus und Eiferjucht rückte dies Ziel in weite Ferne, ja schob es fast ins Bereich des Undenkbaren hinaus. Die Frage stand bald so: Wird sich der mitteldeutsche Verein an den Süden oder an den Norden anschließen? Keine Frage wars, daß der Staat, an welchen sich derselbe anschließt, also Baiern oder Preußen, eminent an Einfluß in Gesamtdeutschland gewinnt. Am meisten Aussicht hatte bei der herrschenden Stimmung oder Verstimmung gegen Preußen der bairerisch-württembergische Verein. Stein, dessen Sympathie mit Preußen unzweifelhaft sehr stark war, erstrebte zunächst den Anschluß an den Süden, wohl in gewissenhafter Erwägung der geographischen, merkantilen und gewerblichen Interessen. Mit dem bairerischen Gedanken v. Oberburg hatte er bereits einen Operationsplan entworfen, wie die thüringischen Staaten in den bairerischen Zollverein geführt werden könnten. König Ludwig von Baiern war diesem Plan sehr geneigt, Stein hatte ihn in Brückenau dafür gewonnen. Doch mußten noch spezielle Verhandlungen geführt werden. Und das ging langsam. Man konnte sich nicht so leicht über die Ausdehnung des Vereins einigen. Auf der Höhe des Kreuzbergs (an der Rhön), wohin der König in einer größeren Gesellschaft Stein mitgenommen

hatte, nahm er denselben beiseite, zeigte ihm die Höhenzüge des Thüringer Waldes und sagte: „Rein, Sie gehen zu weit. Bis auf den Rücken des Thüringer Waldes, nicht weiter! Dort ist die Grenze Süddeutschlands.“ Mittlerweile regte sich eine Opposition gegen Stein, der es bald gelang, den König umzustimmen, wohl weil auch von Baiern einige Opfer verlangt wurden, die man nicht gern bringen mochte. Ueber den weiteren Verhandlungen traten Ereignisse ein, durch welche Baiern des ihm in Aussicht gestellten größeren Einflusses in Süddeutschland und damit überhaupt in Deutschland verlustig ging. Die thüringischen Staaten schlossen sich, einigermaßen notgedrungen, dem preussischen Zollverein an. „Wir wohnen,“ sagte der Großherzog Karl August zu Stein, „unter den Fittigen des preussischen Adlers; sind schon grünlich (Anspielungen auf die preussische Landesfarbe); so wollen wir auch Vorteile davon ziehen.“ Wäre man entgegenkommender in Baiern gewesen, so hätten sich gewiß zehn bis zwölf thüringische u. Staaten Baiern in die Arme geworfen. „Es hat nicht sollen sein.“

Eine nochmalige Reise nach München in Zollvereinsangelegenheiten 1831 bildete den Schluß in Steins meiningenschen Staatsdienst. Er verließ ihn im genannten Jahre, um nun einige Jahre, auf dem Lande lebend, in Freiheit und Ruhe, deren er sehr bedurfte, zuzubringen. Lange sollte sie jedoch nicht währen. Schon im Jahre 1835 berief ihn Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha als Regierungspräsident und Oberstenerrat an letztgenannten Ort. Es gab dann wichtige und schwere Arbeit.

### Im sachsen-koburgischen Staatsdienst.

Die Hauptaufgabe, die Freiherr v. Stein in seiner neuen Stellung zu lösen hatte, war die Mitarbeit an einer organischen Vereinigung des Herzogtums Coburg mit dem durch Erbschaft dem Herzog zugefallenen Gotha. Wenn man bedenkt, wie vielerlei Interessen, private und öffentliche, staatliche, ständische, dynastische, dabei beachtet resp. gewahrt werden mußten, wird man zugeben müssen, daß diese Arbeit, wenn die betr. Fürsientümer auch nur klein, die Arbeit doch eine sehr schwere war, viel gewissenhafte Sorgfalt, Umsicht, wirkliche Staatsweisheit forderte. Wie Frhr. v. Stein seine Aufgabe trefflich gelöst hat, dies im einzelnen zu hören, hat wohl ein großes Interesse, einer näheren Erörterung darüber müssen wir uns aber an dieser Stelle enthalten, da der dieser Biographie vergönnte Raum doch wohl nicht ausreichen würde. Es ist uns auch mehr darum zu thun, den Freiherrn von Stein in seiner Stellung zur deutsch-nationalen Frage, wie in seiner Haltung während der großen politischen Erchütterungen kennen zu lernen, insofern deren die ersten Versuche gemacht wurden, das Ideal jener Kämpfer in den Befreiungskriegen durch eine Neuverfassung Deutschlands zu verwirklichen. Wir versehen uns im Geist in das Jahr 1848, das „große, herrliche, heilige Jahr,“ wie es nachmals ein Mainzer Advokat in einer Festsrede genannt, ein „böses Jahr,“ wie es in einer trefflichen Volkserzählung des Volkschriftstellers Glaubrecht, das „Jahr der Schmach und Schande,“ wie es von pflichtgetreuen preussischen Soldaten genannt wurde, die einem wüsten Pöbelhaufen weichen mußten in dem Augenblick, wo sie in den Straßen von Berlin den Sieg in Händen hatten, ein Jahr, das viele treue Patrioten mit beiden Bezeichnungen charakterisierten, „groß und herrlich“ da es anfang, „Jahr der Schmach und Schande,“ als es abgelaufen war. Nicht bloß der deutsche Bundestag war von den Stürmen des Revolutionsjahres 1848 zusammengestürzt wie ein Kartenhaus, auch die meisten Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten stürzten ihm nach, und parallel mit der Bauarbeit des Parlamentes in Frankfurt an deutschen Grundrechten und deutscher Reichsverfassung gingen die Arbeiten zur Herstellung neuer Verfassungen in den Einzelstaaten auf freierlicherer Basis als jeither, meistens erstrebte man „konstitutionelle Monarchie auf breiterer demokratischer Grundlage,“ wie man es nannte.



Auch in Koburg-Gotha ward eine solche verlangt und erlangt. Das Verlangen geschah, wie anderwärts, erst in sehr stürmischer Weise. Stein hatte einen schweren Stand, zumal der Herzog viel abwesend war. Seiner imponierenden und doch sehr liebenswürdigen, milden Persönlichkeit gelang es stets, die Stürmischen zu beruhigen, nicht auf die Weise, wie anderwärts, wo man die Forderungen, die man erlanst, den Fordernden auf dem Präsentierteller entgegenbrachte, ja zuwarf, ehe sie noch ausgesprochen waren, sondern auf dem Wege ruhiger vernünftiger Verhandlung und Vereinbarung. Viele schwierige Fragen mußten da erledigt werden, vor allem die Bestimmung über die Domänen, wenn oder wieviel von deren Ertrag dem Land, der Staatskasse oder dem Herzog zu gut kommen sollte (Civilliste), über Jagd und Allodialrente u. s. w. Da der Herzog bei all diesen Dingen mit seinen Privatinteressen so innig verflochten war und durch die neue Gestaltung diese Privatinteressen sehr empfindlich berührt wurden, so mußte Stein erleben, daß gerade dieser als liberal gefeierte Herzog sehr gegen ihn verstimmt wurde, zumal man von verschiedenen Seiten nicht versäumte, ihm die Schuld an allen Opfern aufzubürden, die der liberale Herzog bringen mußte, weil Stein in den Revolutionstagen zu schnell nachgegeben und die fürslichen Interessen nicht genug gewahrt hätte. Von diesem Verdacht hat der Herzog auch nicht gelassen, ja, je günstiger die Stimmung im Publikum für Stein sich fortwährend äußerte und je weniger er mit den Abgeordneten in persönlichen Zank und Streit geriet, desto mehr stieg dieser Verdacht, und hat der Herzog noch nach 40 Jahren in seinen Lebenserinnerungen (1887 und 1888) seiner Verstimmung gegen seinen Minister Ausdruck verliehen.

In der That war der Minister, den man wohl als einen hochmütigen Aristokraten verschrie, im wahren Sinne liberaler und bei der Bevölkerung des Landes populärer, als der liberale Herzog, den man auf dem Frankfurter Schützenfest zum Schützenkönig gemacht. Sieht man die neue Landesverfassung von Koburg-Gotha näher an, so wird man ihr das Prädikat „sehr liberal“ nicht versagen können, aber daß wir darum den Minister von Stein nicht als einen Anhänger und Vertreter des vulgären Liberalismus rechnen dürfen, dem wir gegenüberstehen, ergibt sich aus einer Aeußerung v. Steins, daß manches in die Verfassung hineingekommen ist, das er nicht vorge schlagen, und das zu verteidigen ihm nicht in den Sinn komme, das weit über seine Liberalität hinausgehe; „aber,“ fährt er fort, „wenn das Haus brennt und man nicht viel Wasser hat, so muß man dieses weise anwenden, sonst verliert man außer dem Besten auch das Bessere! Wenn das Schlimme droht, darf man das Unangenehme zu ertragen nicht scheuen. Das äußerste Mittel, die Anwendung der ultima ratio regum (Waffengewalt gegenüber revolutionären Auftritten) scheue ich durchaus nicht, doch es muß der Grund zu solchem Handeln da sein und es muß auch das Zeug dazu vorhanden sein, um ein solches Auftreten durchführen zu können. Hätte ich im Jahre 1848 dem Geschie nach militärischem Schutz, nach gewaltsamem Einschreiten der Regierung immer Gehör gegeben, unser bischen Militär wäre gar nicht mehr nach Hause gekommen, und die Zustände hätten sich notwendig verschlimmert. Gegen die Banden, die sich im Walde zeigten, gegen gewaltsame Angriffe auf das Amtspersonal, bei Selbsthülfe der Gemeinden habe ich die Anwendung von Militär sogleich verfügt, sie aber oft verweigert, wenn sie gefordert wurde wegen zu frühen Schießens von einigen Hasen oder wegen Grobheiten gegen selbst nicht sehr höfliche Pächter u.“

Ermüdet von all diesen schwierigen und oft sehr undankbaren Arbeiten und Kämpfen ergriff Frhr. v. Stein sehr gern die sich ihm bietende Gelegenheit, nach Frankfurt als Bevollmächtigter bei der neugebildeten Centralgewalt zu gehen. Es handelte sich damals um eine Verständigung der Staatsbevollmächtigten mit der Nationalversammlung über den Entwurf der Reichsverfassung. Vom Herzog erhielt er aber noch einen besonderen Auftrag persönlicher Natur. Es brannte damals der erste schleswig-holsteinische Krieg. Der Herzog hätte da gerne ein Kommando gehabt, das ihm Stein von der Centralgewalt erwirken sollte. Dazu hatte ihn der Herzog nicht bloß mündlich und schriftlich

beauftragt, sondern dringend gebeten. Stein hatte gegründete Bedenken dagegen und sprach es auch nachmals offen aus, es wäre wohl besser und richtiger gewesen, hierin zu widerstehen. In der so bewegten Zeit, wo die sämtlichen Einzelstaaten Deutschlands wie in einem Fieber lagen und überall ungewisse Verhältnisse waren, gehörte der Fürst in sein Land, wenn nicht etwa ein besonderes Maß von Feldherrnübergabung, wie sie kein anderer oder nur sehr wenig andere hatten, ihn als gerade besonders geeignet bezeichneten. Beweise dafür hatte der Herzog bis dahin noch nicht geliefert, auch gar nicht liefern können. Stein gestand aber offen, daß er es dem Herzog wohl nachfühlen konnte, wie lieb es ihm war, die so viel Vergernis bietende Regierung mit einem militärischen Kommando zu vertauschen; „wäre ich,“ schreibt er, „doch selbst schon längst viel lieber Lieutenant, als Minister gewesen.“ Die Sache machte ihm geradezu Gewissensstrudel und erst dann ging er auf des Herzogs Bitten ein, nachdem er den Herzog auf seine Regentenpflichten aufmerksam gemacht und ihm geschrieben hatte, für ein Kommando wären viele andere, für seine Regentenstellung nicht ein Ersatzmann zu finden. Der Herzog war übrigens sehr froh, als Stein ihm die Nachricht mitteilte, der Reichskriegsminister sei bereit, ihm ein Brigade-Kommando in Schleswig zu übertragen.

Das Wirken Steins in der Centralgewalt ging entschieden auf die Neubegründung eines deutschen Kaisertums hinaus. Dabei bewahrte er sich aber seinen nüchternen klaren Blick, der ihn vor manchen Täuschungen bewahrte, wie sie die liberalen Doktriniäre damals so viel erfahren mußten, die, überzeugt, sehr verständig und nach ruhigster Ueberlegung zu handeln, doch nicht selten in wahre Schwärmerei gerieten.

Interessant ist gar mancherlei, was da Stein von seinen Erlebnissen in jenen Tagen in Frankfurt erzählt. Es war ihm in der Erinnerung nachher noch so, daß er hätte lachen und zu gleicher Zeit weinen mögen. Er schreibt: „Eine Stunde, nachdem Welder seinen Antrag auf die Kaiserwahl gestellt hatte, sprach ich ihn allein, fand ihn in feierlicher Stimmung und, gehoben von der Wichtigkeit dessen, was er ansgeführt zu haben glaubte, sprach er zu mir in Worten, die mich an Wallenstein erinnerten: „Es giebt im Menschenleben Augenblicke,“ — so sagte Welder — „wo man besonderer Erleuchtung sich erfreut; einen solchen Augenblick hatte ich heute Nacht ic.“ Er setzte mir auseinander, wie er zur Ueberzeugung gekommen, daß ein Kaiser uns nötig, wie nur Friedrich Wilhelm möglich, und betrachtete den Kaiser als geboren. Er überfah ganz und gar, daß er in jeder Hinsicht es mit einer fausse couche zu thun habe. Totgeborene Kinder, unfruchtbare Mutterwehen hatte unsere ungesunde deutsche Politik wahrlich genug in jener bedeutungswürdigen Zeit: Reichsverwesung, Reichsverfassung mit ihren Grundrechten, dreispännige Regierung, Unionskomödie, Dresdener Konferenz ic. Endlich wurde mit sehr starken Mitteln, ich nenne nur Bronzell, Olmütz und was drum und dran hängt, der alte, in Scheintod versetzte Bundestag wieder ins Leben gerufen; aber was für ein Leben war dies, eine elende Existenz, elender noch als früher! Auf der Stelle gerührt! war sonst ein gewöhnliches Kommando bei der Infanterie; die Mannschafft trat taktmäßig, blieb in regelrechter Bewegung ohne vorzuschreiten. Das hatte der Bundestag vortrefflich gelernt und gut ins Werk gesetzt durch die monströse Rechtsgleichheit und den monströsen Abstimmungsmodus. Darin liegt das Hemmnis fruchtbringender Thätigkeit. Wenn man gleiches Recht, gleiches Stimmengewicht für nötig, für angemessen erachtet, warum nicht auch gleiche Leistungen?

Zweimal hat der Bund die Wiedergeburt Deutschlands gehindert, einmal durch sein Erscheinen im Jahre 1816, und einmal durch sein Verschwinden im Jahre 1848. Sein Erscheinen zerstörte unsere Hoffnungen, sein Verschwinden machte das Reich unmöglich.

„Höchst possierlich war die Jagd nach Bundes-Gesandtschaftsposten. Ein solcher war sonst kein übler Ruhestandsposten für den Mann mit einem guten Wagen; aber nachdem die schwarz-rot-goldene Fahne auf dem Bundespalais wehte, wurde es mehreren

Gefandten unheimlich, sie gingen von selber oder wurden abgerufen, und in die Lücken preßten sich kuriose Kerls.

„Die Physiognomie der Konferenzen hatte sich auch eigentümlich verändert; so wie auf den Straßen keine eleganten Equipagen, nur schmutzige Fiaker gesehen wurden, so war in den Konferenzen der Frack verschwunden. Viele Gefandte erdhienen mit dem Hut auf dem Kopfe und der Cigarre im Munde. Diners waren außer Mode gekommen und die wenig stattfindenden sehr mittelmäßig. Bei einem solchen Feste entdeckte ein älterer Gefandter, ein Mann von Fach, in einem Ragout statt frischer Perigrinos dürrer, geschmacklose Trüffel, er sah mich trübselig an, zuckte die Achseln, bligte dann nach der Decke und deutlich war auf seinem Gesicht zu lesen: Ach, so tief sind wir gesunken! Er hatte recht, der Bundestag war nicht nur gesunken, er war versunken! Nun kam die Reichsverwesung! Das Reich ist spurlos verschwunden, von der Verwesung aber noch ein starker Geruch geblieben.

„Ein paarmal war ich beim Reichsverweser in den großen Dienstagsgesellschaften, wo ein Gemähl der Rechten und der Linken war, sowie der Bevollmächtigten bei der Reichscentralgewalt (ein schöner Titel des armseligsten Geschöpfes). An einem solchen Dienstag beobachtete ich mit Interesse, wie Radowiß, ein Vertreter der Rechten, sich in einem zehnfachen Kreis von Neugierigen mit Bogt von der Linken lange stritt. Bogt im deutschen Rock mit breitem Hemdtragen, langhaarig und sehr beweglich, gegenüber v. Radowiß, im Frack mit Orden. Jedermann glaubte, sie stritten über Politik. Radowiß aber sagte mir später, sie wären verschiedener Ansicht über irgend einen merkwürdigen alten Knochen gewesen, den man irgendwo aufgefunden.“

Aus der sog. Centralgewalt ward Frhr. v. Stein abgerufen, noch ehe dieselbe ihr Ende gefunden. Der Herzog brauchte ihn im eigenen Lande, da er sein militärisches Kommando in Schleswig-Holstein antreten wollte. Er empfing ihn sehr freundlich; die noch nicht zum Abschluß gebrachte Verfassung war rasch vollendet und nachdem der Herzog sie beschworen, reiste derselbe ab und Stein blieb nun noch die Aufgabe, sie ins Leben einzuführen. Es gelang ihm das bei seiner Klugheit und seinem Takte nicht allzuschwer. Wie wenig Stein eine Zeit, wo man von Verfassungen in erster Linie Heil erwartete, ja sie für Segensquellen ansah und pries, überschätzte, ergibt sich aus einer Notiz in seinen Aufzeichnungen: „Die kleine Staatsmaschine ging endlich, ohne viel zu klappern.“ Uuter dem Klappern müssen wir wohl an die anderwärts üblichen demonstrativen Debatten in den landständischen Kammern denken, wo so mancher unruhige Kopf es für eine Hauptaufgabe der Volksvertretung hielt, Opposition zu machen, wo eingebildete politische Genies die Lehre aufstellten, zu einem rechten freiheitlichen Leben gehöre eine grundsätzliche Opposition, die der Regierung auch da opponiert, wo sie eigentlich ihre Vortragen und Maßregeln als ganz gut anerkennen muß, ja wo man dieselben selbst gemacht haben würde, wenn man selbst Regierung gewesen wäre, wo die Opposition eigentlich nur mit großer innerer Unwahrscheinlichkeit gemacht werden konnte, wo man sie aber rechtfertigte mit der Behauptung, sie bringe Bewegung und damit gesundes Leben und fortschreitende Entwicklung ins Volk. Brauchte man doch zur Rechtfertigung solcher seltsamen, um nicht zu sagen verrückten politischen Doktrin den physikalisch-mathematischen Lehrsatz vom Parallelogramm der Kräfte, wo bei den durch zwei nach verschiedenen Richtungen gehenden Bewegungen ein Gegenstand, in der rechten Mitte gezogen, vorschreitet, wobei man sich aber die Antwort schuldig blieb auf die Frage: Was aber wird, wenn die bewegenden Kräfte in gerade entgegengesetzter Richtung gehen? Da muß der voru und hinten zugleich angepaunte und angezogene Wagen auf der Stelle bleiben, bis eine der beiden Kräfte die Uebermacht gewinnt und den Wagen nach ihrer Seite zieht, die andere Kraft damit lahm gelegt ist, oder beide Kräfte angetrieben sind. Sind doch thatsächlich solche Dinge in gar vielen Staaten und Stätchen eingetreten in so vielen resultatlosen Kämpfen der Kammern mit den Regierungen, bei denen von

wirklichem Fortschritt im politischen Leben auch nicht das geringste zu Wege kam, und wo nichts anderes das Resultat sein konnte, als daß die sog. Volksvertretung in Revolution den Staat zur demokratischen Republik machte (wie in Frankreich), oder die Monarchie, in den Absolutismus überschlagend, die konstitutionelle Verfassung gewaltsam aufhob (wie in Hannover und Kurhessen).

Zu einer grundsätzlichen Opposition kam es im kleinen Sachsen-Koburg-Gotha unter Steins Regierung nicht. Mit den Abgeordneten lebte er in Frieden, die Beamten folgten willig, das Volkchen war ruhig und sehr wohl konnte er an den weiteren Arbeiten teilnehmen, die nach dem Scheitern der Frankfurter Reichsverfassung hauptsächlich von Preußen aus unternommen wurden, um eine Einigung der deutschen Staaten auf solider Grundlage zu Stande zu bringen. Schon im Mai 1849 war Preußen mit den Votgeschaltern der übrigen deutschen Staaten zu einer Konferenz in Berlin zusammengetreten und hatte Einigungsvorschläge gemacht, auf die aber Oesterreich nicht einging und zu denen sich bald auch Baiern und Württemberg gegnerisch stellten, worauf Preußen zunächst mit Hannover und Sachsen die sog. Union einging. Auch Frhr. v. Stein war zu dieser Berliner Konferenz bevollmächtigt worden und hatte eifrigt dafür gearbeitet, die sämtlichen Thüringer Staaten der Union zuzuführen. So trat er auch nochmals auf dem sog. Erfurter Parlament auf, das von Preußen berufen worden war, die Union zu beraten und ins Leben einzuführen. Aber alle diese Versuche scheiterten zu Steins tiefer Betrübnis, zu der sich ein noch tieferer Unwille gesellte, wenn er ins Auge faßte, durch welche Kleinigkeitskrämerei dieser neue Versuch, Deutschland zu einigen, zu nichte werden mußte. „Baiern,“ schreibt Stein, „wäre für die Union gewonnen, Sachsen wie die anderen Mittelstaaten wären gefesselt gewesen, wenn man ihnen das Gesandtschaftsrecht zugestanden haben würde. Zehn Gesandte hätte man ihnen zugestehen sollen; sie würden allzusammen gegen die Bedeutung des Unionsgesandten ganz ohnmächtig geworden sein. Pfordten (der bairische Minister) sagte mir, einige Zeit nachdem er Berlin verlassen hatte: „Ich hatte die Schlinge schon um den Hals, da kam der glückliche Gesandtschaftsstreit; nun können sie warten, bis sie uns wieder bekommen.“ In Berlin freilich hielt man in fast naiver Weise an dem Gedanken, die Union noch durchzuführen zu können, fest. Als Stein kurze Zeit nach Pfordtens Weggang nach Berlin und der ersten Konferenz unter dem Vorsitz des Generals von Canitz beiwohnte, nahm er den ersten besten Stuhl; doch bevor er sich gesetzt hatte, schrie der Präsident: „Um Gottes willen, Sie setzen sich ja auf Baiern!“ Man hielt den Platz für Baiern sorgfältig, aber vergeblich offen. Wäre es aber auch zurückgekehrt, die Union wäre am Ende doch nicht zu Stande gekommen. Eine große Unschlüssigkeit, eine noch größere Unklarheit über die richtigen Prinzipien, die verfolgt werden mußten, über das, was etwa als ausführbar energisch ins Auge gefaßt oder was als unausführbar beiseite gelassen werden mußte, hatte sich gerade der Einflußreichsten bemächtigt, es war ein stetes Hin- und Herschwanken. „Die Unionsverfassung,“ schreibt Stein, „die in Berlin unter den Einflüssen, ich möchte fast sagen Schrecknissen, der Frankfurter Nationalversammlung der Reichsverfassung nachgebildet worden war, wollte das Ministerium Brandenburg nicht mehr. Kuriose Stellung: die Leute, welche in Frankfurt und Berlin auf der Rechten gesessen, sand ich im Jahre 1850 im Erfurter Parlament auf der Linken und die Rechten in diesem Parlament, unter ihnen die preussischen Minister Brandenburg und Mantauffel, waren Opponenten gegen die Propositionen ihres Königs.“

Es war die Zeit noch nicht gekommen, da nach Gottes Rathschluß unser Volk wieder in Einem Reich zusammengefaßt werden sollte. Und ohne furchtbare Kämpfe, ohne Blut und Eisen konnte es wohl kaum geschehen. Das ahnten, ohne es auszusprechen, damals schon viele, welche die vergeblichen Versuche der Einigung mit erlebt, bis es der Gewaltthat, der es aussprach, auch ausführte.

Frhr. v. Stein, als er an seiner Lieblingsarbeit, dem Aufbau eines neuen deutschen Reichs, nichts mehr thun konnte, legte auch seine Partikulararbeit in Koburg-Gotha

nieder (Oktober 1849). Er schloß seine politische Laufbahn mit strenger Selbstprüfung, deren Ergebnis bei aller Bescheidenheit und Demut das Bewußtsein war, immer nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben und daß seine ganze Dienstzeit das vollste Licht der Oeffentlichkeit verträgt und nichts an ihr war, das er nicht vor Gott und Menschen verantworten konnte.

Nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst widmete er sich ganz seiner Familie und der Verwaltung seiner Güter, verfolgte aber mit lebendigster Teilnahme den Gang der politischen Ereignisse, vor allem im eigenen treu geliebten Vaterlande, die Ueberzeugung festhaltend, „daß wir zu Preußen halten, mit Preußen gehen müßten“. Die Verwirklichung seiner Jugendhoffnung hat er nur in ihren Anfängen erlebt. Er starb im Jahre 1867, in hohen Ehren gehalten und aufrichtig geliebt von allen, die mit ihm in persönliche Berührung gekommen, zumal unter den geringen Leuten, unter denen er helfend mit Rat und That, freundlich und herzlich wie ein Vater noch den Abend seines Lebens vollbrachte.

---



## Deutsche Lieder aus Tirol.

Im Anschluß an die Waltherverfeier zu Bozen am 15. September 1889.

Von

Dr. Freyhe.

Deutsche Lieder aus Tirol sind bei der Waltherverfeier zu Bozen reichlich erklingen in vollen tiefen Tönen, und wie sie hier und wie sie vorher in den letzten Jahren erklangen, sind sie lange nicht gesungen. Wer sie ignorierte, würde sich eines hohen Genusses, einer tiefen Freude berauben, abgesehen davon, daß es geradezu als eine nationale Pflicht erscheint, auf so manche Perlen in der neueren Tiroler Dichtung hinzuweisen, die zusammen ein wahres Liedgeschmeide zum Schmucke nicht nur Tirols, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes bildet. Seit dem 15. September dieses Jahres, an welchem das Denkmal Walthers von der Vogelweide zu Bozen enthüllt wurde (vgl. Bericht der Meraner Zeitung vom 17. September 1889), schaut die lichte Gestalt des Sängers, von Ratter aus liliens-blankem Marmor gehauen, herab auf sein Volk, „für Freund und Feind ein Wahrmal und ein Zeichen, daß deutscher Nord und Süd die Hand sich reichen.“ Da sah man u. a. auch Deputationen der Universitäten Berlin, Graz, Göttingen, Zürich und Bern, der Städte Berlin, Mainz, Würzburg, Innsbruck, Hall, Meran, Brigen u. s. w. Nach  $\frac{1}{2}$  11 Uhr begann der Aufmarsch der Gesangsvereine vor dem Denkmal. Den Zug eröffnete der Meraner Gesangsverein in imposanter Stärke. Es folgten die prachtvollen goldgestickten Banner des Vorarlberger Sängerbundes und des Gesangsvereins von Innsbruck, welchem sich der Kärnthner Sängerbund anschloß. Die Reihen des Tiroler Sängerbundes eröffnete der Brigener Männergesangsverein, die Vereine von Bruneck und Hall. Es folgte die Grödnner Musikkapelle, der sich die Vereine von Inns, Innichen und Innsbruck anschlossen, dieser mit einem mittelalterlichen Bannerträger zu Pferde an der Spitze. Weiter folgte der akademische Gesangsverein Innsbruck, mit grün-weißen Bändern geschmückt, und das berühmte Vogelweider-Quartett in braunem Samtflaus und hochgrauen Weinkleidern. Hieran schlossen sich die Gesangsvereine von Auffsien, Landeck, Venz, Meran und Schwaz. Nachdem sich die Aufstellung der Vereine vollzogen hatte, erschien Erzherzog Feinrich mit Familie in Begleitung des kaiserlichen Statthalters Freiherrn v. Widmann und wurde vom Obmann des Comité's für die Errichtung des Walthervedenkmals begrüßt. Unter den vielen tausenden von Gästen war auch Friedrich Friedrich, der Finder des Walthervergrabes in Würzburg.

Daß der Geist des großen Dichters unter seinem Volke noch lebe, bezeugte gleich das vom Tiroler Sängerbund vorgetragene Lied des Prof. Ambros Mayr, welches sich

als „Segenswunsch“ auch in der Sammlung „Hundert Lieder“ (Zmsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung 1889) dieses gottbegnadeten Dichters S. 41 findet, und das gewiß in nicht langer Zeit durch ganz Deutschland gesungen werden wird:

Heldenheimat, die wir schonen  
Von der Alpen steilem Rand,  
Blaue Berge, grüne Auen  
Und der Ströme helles Band  
Bis an jenes weit entlegne  
Täunfeld am Nordseestrand:  
O, daß Gott der Herr dich segne,  
Großes deutsches Vaterland.

Treue Frauen, starke Keden  
Trug von je dein tiefer Grund,  
Tausend blanke Schilde deden  
Deiner Bruderkämmen Bund.  
Zitternd sank sie, die verwoegne,  
Ländergerige Feindeshand:  
O, daß Gott der Herr dich segne,  
Großes deutsches Vaterland.

Hohes Erbeil edler Ahnen,  
Keine Sitte, strenges Recht,  
Leite auf des Friedens Bahnen  
Unberirt ein frei Geschlecht;  
Ob dann Glück, ob Leid begegne,  
Jedem Schicksal hältst du Stand:  
O, daß Gott der Herr dich segne,  
Großes deutsches Vaterland.

Es war Rembours „Vertonung“, in welcher am Feste der Enthüllung des Waltherdenkmales von etwa 450 Sängern das Lied vorgetragen wurde. Eine bedeutende Wirkung konnte nicht ausbleiben; indeßen versichern Musikkenner, es hätte sich mehr Verständnis und Begeisterung in die Komposition hinein legen lassen. Auch Reinhold Franke in Görlitz hat sich mit einer Vertonung des herrlichen Liedes hervorgewagt und so ist unser Lied schon an verschiedenen Orten und namentlich auch bei der Wettinfeier in Dresden wiederholt gesungen; nach dem Urtheil von bedeutenden Musikern soll jedoch Frankes Leistung technische Mängel besitzen. Noch zwei andere Kompositionen sind erfolgt, aber der rechte Komponist scheint noch nicht gekommen. Daß er noch kommen wird, kann bei einem solchen bedeutenden, aus dem Herzen des Volkes gesungenen Liede nicht bezweifelt werden.

Nach diesem alle Herzen sammelnden und erquickenden Liede bestieg Professor Weinhold aus Berlin die unterste Stufe des Denkmalssockels und hielt die Festrede, welche mit kräftiger Stimme gesprochen, einen großen Eindruck auf alle Anwesenden machte. Nachdem er darauf hingewiesen hatte, daß keinem anderen Dichter des Mittelalters eine solche Ehre widerfahren sei, wie heute Herrn Walthers v. d. Vogelweide, zu dessen Ehrentage heute hier Männer aus ganz Tirol, aus Oesterreich, Deutschland und der Schweiz zusammengeströmt seien, um ihn im Marmor zu grüßen, schilderte er mit begeistertsten Worten die einzelnen Charakterzüge Walthers, aus denen sich die Grundzüge seines Wesens noch nach Jahrhunderten vor den Augen seiner späteren Nachkommen formen. Walthers war ein deutscher Mann, der mit glühender Liebe an seinem Volke, an seinem Vaterlande hing; er bedeutet eine große Geistesmacht in dem Kampfe der Meinungen seiner Zeit, in welche sein Lied wie helles Licht hineinstutete. Er war nicht nur ein Sänger der schönsten Liebesweisen, sondern auch ein Dichter der Männer, ein strafender, zürnender, lehrender Dichter, der vom Könige wie vom schlichten Mann Zucht und Sitte forderte. Zu Würzburg im Kreuzgange des Münsters ruhen seine Gebeine, aber sein Geist lebt unsterblich fort und ruht auf dem Volke, das er liebte. „Ihr Männer von Tirol habt dies Standbild errichtet an der Grenzmarke, wo deutsches und welfisches Wesen sich berühren. Der deutsche Mann soll ein Markwart sein für deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsche Ehre. Wir begehren nicht des fremden Hauses und Gutes, aber den eignen Herd wollen wir hüten, daß er nicht zerschlagen werde. Nicht jeder kann ein großer gottbegnadeter Sänger sein, aber jeder Deutsche in diesem Lande und überall in der Welt kann treu und fest zu seinem Volk halten und eintreten mit aller Kraft, die ihm verliehen ist, für dessen Wesen und

Bestand.“ Nach dieser herzanfassenden Rede fiel die Hülle des Denkmals und es bestieg Herr Georg Reimers, eine jugendlich kräftige Gestalt, die Stufen des Sockels, um einen Festgruß vorzutragen, welchen der bekannte tiroler Dichter Hans von Bintlir verfaßt hat. Schön und formvollendet wie er ist, wirkte die Schönheit der wie Musik dahinfließenden Strophen mit so zündender Gewalt, daß die Versammlung in begeistertem Beifall ausbrach. Und in der That, ein nach Inhalt und Form so vollendeter Festgruß ist wohl kaum sonst gedichtet. Wenn wir es uns auch versagen müssen, das ganze Gedicht hier mitzuteilen, so mögen doch wenigstens einige Strophen hier ihren Platz finden. Wie herrlich und wahr schildert Hans von Bintlir den jugendlichen Minnesänger am wohnigen Hofe des Babenberger zu Wien, wo Reinmar der Alte, „die Nachtigall von Hagenau“, sein Meister war und Frauenlieb und Lenzhauch ihn umgaben,

Doch brach Herrn Walthers schöne Gut  
Urjährlings aus den duftigen Schattengängen  
Des Minnehains hervor in Klag- und Truggefängen.

Etr. 6. Und plötzlich wieder schwang sein Singen Flügel,  
So weiß wie neugefall'ner Schnee,  
Und trug die Hörer über Kampf und Reigen  
Und Humenschein in Feld und Klee  
Und über's Spiel, das Mond und Sonne treiben  
Auf grünem Moos und blauem See,  
Und über Sprossenschlag und Baldebrausen,  
Aus Weibes Arm, aus Not und Weh  
Hinzu zu frommer Schau ins ewig lichte,  
Ins gnadenvolle Reich der heiligen Gesichte.

Etr. 7. Ja, was die Herzen unsrer wadern Ahnen  
Durchwogte, freudig oder bang,  
In Walthers Liebe fand's, in seinen Weisen  
Das rechte Wort, den vollen Klang;  
Ihn schmückte rings bejubelt, unbestritten  
Der Kranz, der seine Stirn umschlang,  
Und als er schied, rief Deutschland unter Thränen  
In treuen Dankes schönem Trang:  
Wer je Herrn Walthers von der Vogelweide  
Bergäße, dessen Sinn und Seele thät mir leide.

Etr. 9. So spricht mit mir: Willkommen, leuchtend Bildnis,  
Herrn Walthers adlige Gestalt!  
Dich schau'n mit hellen Freuden diese Berge,  
Wo er als Jüngling einst gewalt,  
Mit Freuden schau'n dich alle deutschen Vande,  
Die süß und süß sein Sang durchschallt.  
Es küßt nun jeder Tag, der kommt, dich freudvoll,  
Und wenn die Abendglöckle schallt,  
Und dort des Rosengartens Feuer flutet,  
So freu'n die Sterne sich, um dieses Haupt zu blinken.

Nachdem dann die Formalität der Uebergabe des Denkmals an den Bürgermeister der Stadt Bozen, Dr. von Braltenberg, erfolgt und viele Kränze am Sockel des Denkmals niedergelegt waren, beschloß der Tiroler Sängerbund die Enthüllungsfestfeier wiederum mit einem Liede von Ambros Mayr:

Nun steig empor, o Schall des Liedes,  
Zu ihres Hortes frohem Preis,  
Die Heimaterde hat ihn wieder,  
Sein Auge schaut mildernst hernieder  
Auf später Entel weiten Kreis!

Seht, wie die Höhe deutscher Ahnen  
Zu Walthers Jügen sich entthält!  
Wir folgen freudig deinen Bahnen,  
Dein mahnend Wort, dein mutig Mahnen,  
Es sei bedacht, es sei erfüllt!



So steh, untrauscht von Vogelschwingen  
 Und von der klaren Quelle Fluß,  
 Die Frauen, so die Kränze schlingen,  
 Die Männer, so die Lieder singen,  
 Nimm du sie treu in deine Gut!

Bozen hat in dem von Natter gearbeiteten Standbilde Walthers ein schönes Werk, eine wahre Perle erhalten, wie selbst Künstler einmütig und neidlos sagen. Seit langen Jahren gab es dort kein so großartiges und bedeutungsvolles Fest wie die Enthüllung des Waltherdenkmals. Auch das Volk wohnte ihr zahlreich bei und daß sich die Leute für Walthers interessieren und das Standbild ihnen sympathisch ist, zeigte sich in mannigfacher Weise. So kaufte auch ein altes Mütterlein ein billiges „Waltherbüchl“ und meinte dabei: „Weil der Walthers jetzt so schön oben steht, muß man doch wenigstens wissen, wer er gewesen und was er denn eigentlich auf der Welt gethan hat.“

Ein Mann aber ward beim ganzen Feste schmerzlich vermißt, den man so gern gesehen und begrüßt hätte als denjenigen, der zuerst den Gedanken eines Waltherdenkmals erfaßte und ohne den es schwerlich zustande gekommen wäre: Prof. Dr. F. v. Zingerle aus Innsbruck, der krankheitshalber in seinem einsamen Süßdaunerschlosse daheim bleiben mußte. Er, der Verfasser der so gefaltvollen, poetisch tiefen Novelle „Der Bauer von Longwall“, der gründlichste Kenner und Forscher auf dem Gebiete der Tiroler Sitten und Sagen, hat selber auch so manches Lied im Geiste Walthers gesungen.

Das ist überhaupt die Bedeutung dieses Walthersfestes, daß es gezeigt hat, wie der Geist des großen Sängers in seiner Heimat noch nicht erloschen ist. Deß zum Beweise dienen vor allem die Lieder von Ambros Mayr, von Winterle und F. v. Zingerle.

Die „hundert Lieder“ von A. Mayr werden hoffentlich bald durch ganz Deutschland dringen. Hier weht frische Waldesluft und hier strömt süßer Blumenduft. Hier ist echte Jugendfreude und echter deutscher Ernst wunderbar vereint und unter den hundert Liedern ist, was besonders bemerkt werden muß, kein einziges, welches irgendwie sittlich verstümmen könnte: alles ist rein und lauter und keusch. Dazu versteht der Dichter mit wenigen Worten viel zu sagen, so z. B. wenn er „am Grab der Mutter“ singt:

Ein trenes Herz voll Opfermut,  
 Ein nachjam Auge sanft und gut,  
 Den größten Schatz im engen Schrein  
 Schließt dieser kleine Hügel ein.

Ob nun die Lippen stumm und bleich,  
 Die einst an kugem Kate reich,  
 Ob längst im Wind das Wort entwich —  
 Lieb Mütterchen! ich höre dich.

Ich höre dich, ob nah, ob fern,  
 Du bleibst mir Anker, Hort und Stern,  
 Und immer soll für all dein Mäh,  
 Hier deine Liebungsblume blühn.

Wir danken dem Sänger echter Kindesliebe, wie für so manches seiner Lieder, besonders auch für dies kleine Lied und sagen wie Walthers von seinem Meister Reinmar: „Und hät'tst du nur dies eine Lied gesungen: wir sollten's immer danken deiner Zungen.“ Wir danken's ihm zumal zur h. Weihnachtszeit, in der das unvergeßliche Bild der selbstlosesten Liebe, die es auf Erden giebt, wieder so strahlend hell erwacht, zur h. Weihnachtszeit, von welcher A. Mayr einmal singt:

Kein Wunder, daß im Kummer tief,  
 Die Menschheit nach dem Heiland rief,  
 Und Jammer der Verlassenheit  
 In jedes Herz gedrungen.  
 Und sieh, der Leidensstiller kam,  
 Es wich der trostberaubte Gram,  
 Und jubelnd ist in dunkler Zeit  
 Das Gloria erklingen.

Unser Dichter kennt das tiefste Weh des Menschenherzens, darum ist seine Freude auch eine so reine, echte, hochschwebende, eine Freude, die ihm zum dankbaren Bekenntnis göttlicher Gnade wird:

Denn in unbegriffner Milde  
Reißt du blick vom Thron herab  
Her zu deinem Ebenbilde,  
Dem dein Wille Leben gab.  
Selig, wer im Erdenstaube  
Nicht das Himmelsbild bestedt,  
Selig, wenn ein reiner Glaube  
Deiner Liebe Grund entbedt.

Dieser Abgrund deiner Gnade  
Sei uns allen aufgethan:  
Weise uns die rechten Pfade,  
Reize uns die rechte Bahn;  
Daß vor deinem Angesichte,  
Von gemeinem Wahne frei,  
Alles — Licht von deinem Lichte,  
Geist von deinem Geiste sei.

Manche seiner Lieder atmen den Geist eines Walthar, eines Uhlant, eines Mörders, einer Anette von Droste-Hülshof. Wie z. B. diese Dichterin „die Katheder im Gebirge“ preißt vor denen, auf welchen „weise Häupter nickten ringsherum, wie weiß' und gründlich, aber ich bin stumm, da schleich ich lieber ungefehrt zur Seite,“ — so A. Mayr in dem Gedichte „Woher, wohin?“

Genug, genug der weisen Worte,  
Der tiefen Wissenschaft genug!  
Geschlossen ist die Hochschulpforte,  
Ich rüste mich zum Wanderzug.  
Nach all den ehrenben Berichten  
Weiß ich nun wohl, wie klug ich bin —  
Nur eine Frage ist zu schlichten:  
Woher, wohin?

Der Völker Heimat und Geschichte,  
Ihr Recht und ihrer Sprachen Bau,  
Das alles steht in hellem Lichte,  
Das weiß die Wissenschaft genau;  
Sie kennt der Welt geheimes Leben,  
Nun wird sie wohl mit klarem Sinn  
Noch auf das Eine Antwort geben:  
Woher, wohin?

Und schwelgen all die Hochgelahrten,  
Troy Doktorhut und Bücherei,  
Laß sehn, ob nicht auf freien Fahrten  
Des Rätsels Lösung näher sei;  
Und wenn auch erst am Wanderziele  
Vor langer Ruhe Kubeginn  
Ein sicherer Bescheid mir fiele:  
Woher, wohin?

Woher, wohin? Ja, das ist die große Frage des Menschenlebens, zugleich auch die des Völkerlebens, das trostlos enden muß, wo es nicht nach oben schaut zu dem Herrn aller Herren und dem Könige aller Könige. So endete Hellas, so endete Rom in Trostlosigkeit:

Belebt von jedem Reiz der Sinne  
Schien Berg und Flur im Griechenlaud;  
Die Göttin sah von hoher Rinne,  
Die jedem Feinde widerstand.  
Beglückt als das Völk der Helle  
War kein im weiten Erdenraum,  
Und doch — wie eine Meeresswelle  
Berrann der äppig schöne Traum.

Und, von des Raubtiers Milch genährt,  
Trat nun der Römer auf den Plan,  
Im Ruhme seines Namens verkläret,  
Macht er die Welt sich unterthan.  
Wo er das breite Schwert geschwungen,  
Ward Romas Adler aufgestreckt,  
Und doch — sein Nachtwort ist verklungen,  
Sein Thron von Staub und Schutt bedekt.

Und was begründet die Obmacht der Germanen? Das huldbigende Bekenntnis zu dem, welchem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. „Es rauschte wie von Helmsfahnen, es jauchzte wie im Siegeslauf, denn tief im Urwald der Germanen, da stand ein neuer Herrscher auf.“ „Nicht Sinnenraum, nicht Waffenbröhen, hält dich empor, o deutsches Land!“ So ruft der Dichter seinem deutschen Volke zu, daß er auf deutsche Sitte in eigenen Hause weise, auf die stille Zufriedenheit und Genügsamkeit in den vier Wänden mit der Frage: „Wo wohnt das Glück?“ Es ist das Lied echt deutscher Wanderlust und tiefer Heimatfreude und Heimatfriedens.

Was immer für Heim, mein Knabe, dir blüht,  
 O herrlich über die Maßen,  
 Ob rauh und öd und sturmburchsprüht,  
 Du sollst es jungmütig verlassen.  
 Hinaus in die Weite, hinaus in die Welt!  
 Sie weist viel Wunder und Zeichen,  
 Die kannst du in deines Vaters Zeit  
 Unmöglich erspähn und erreichen.  
 Doch mußt du, mein Junge, bei fremdem Geschlecht  
 Nicht Liebe und Treue verspänden,  
 Das Elternhaus behält sein Recht:  
 Das Glück wohnt zwischen vier Wänden.

Und bist du ein Mann, so magst du kühn  
 Das Ruhen mit Ringen vertauschen;  
 Es werden dir Lorbeerkränze blühen  
 Und Weisfall wird dich untrauschen.  
 Du steigst die Stufen des Ruhmes empor,  
 Es lauscht dir die jubelnde Menge:  
 Sei redlich, sei mutig und bringe hervor  
 Ins Leben aus dunkler Enge.  
 Doch wenn dich auch an des Fürsten Thron  
 Hellgoldne Ketten bänden,  
 Dem Herzen schuldest du süßeren Lohn:  
 Das Glück wohnt zwischen vier Wänden.

Den morschen Leib vom Stabe gestützt,  
 Magst einst als Greis du summen:  
 Wie wenig hat all die Mühe genützt,  
 Wie vieles sah ich zerrinnen!  
 Und kam auch Freude mancher Art  
 Dem Wanderer zugeslogen,  
 Weit öfter hat auf schwankender Fahrt  
 Ihn Wunsch und Glaube betrogen.  
 Nicht sucht er mehr lockender Träume Tand  
 Zu haschen mit gierigen Händen,  
 Ihn lehrt der Dinge Unbestand:  
 Das Glück wohnt zwischen vier Wänden.

Solche Lieder atmen echt deutsche Heimatsfreude und Familiensinn. Wer dies alte deutsche Erbtell, das heutzutage stark in die Brüche geht, pflegen will, wird sie besonders schätzen. Der Dichter giebt uns manche beherzigenswerte Winke, wie wenn er die „Dankespflicht“ (S. 108) einschärft und ausruft:

Nur ausgehrent mit voller Hand  
 Den Samen goldner Ideale!  
 Und grünen wird's im dürrten Land  
 Und freudig blühen im Jammerthale.

Ein anderer Wink zu echter Einfachheit lautet:

Suchst du die Wahrheit frei von Wahn?  
 Ruf dir ein Kind vom Markt herein:  
 Es wird für manche dunkle Wahn  
 Ein unbestochener Führer sein.

So können diese Lieder neben dem hohen Genusse, den sie bereiten, auf eine wahre Segensquelle für den Einzelnen, wie für das deutsche Haus werden. Weiden gilt des Dichters Mahnung:

Breite nur die Arme aus  
 Deinen Brüdern all entgegen,  
 Und erfüllen wird dein Haus  
 Ueberreich des Dankes Segen.  
 Und ins Weite strömt er bald,  
 Tausend andre mitzulohnen,  
 Wie das Lied im Buchenwald  
 Schwebt durch aller Bäume Kronen.

Diese Mahnung soll uns überleiten zur Anzeige und Empfehlung der „Lieder-  
 spende zu Gunsten Notleidender im Eisackthale,“ gesammelt und herausgegeben  
 von J. Zingerle (Innsbruck 1888), ein kleines Heft von Liedern, in welchem sich die  
 poetischen Beiträge von Vielen finden. Da sind Lieder von Hans von Berlepsch in  
 München, von Theresie Dahn, geb. Frein von Troste-Hülshoff, von Martin Greif,  
 Alexandra von Schleich, D. von Redwig u. a. Zu den vorzüglichsten zählen wir die  
 Lieder von Chr. Schneller, Hans von Vietler, Anton Zingerle und J. Zingerle. Dieser

hat da (S. 88—91) nicht nur eine ebenso lebenswahre wie ergreifende und von tiefer Heimatsliebe eingegebene „Idylle aus dem Eisackthale“ gespendet, welche an sich schon den Ankauf des kleinen Büchleins reichlich lohnt, sondern auch die ganze Sammlung eingeleitet:

Die Trommel hervor aus dem alten Schrein  
Und fröhlich Alarm geschlagen,  
Recht dumpf und laut, wie Anno Reun  
Und in andern bebrängten Tagen! —  
Franzosen nicht und Wälsche nicht  
Bedrohen unsre Hütten, —  
Ein andrer Feind, sah! im Gesicht,  
Kam heimlich hergeritten:  
Die Rot, die Rot, die bittere Rot,  
Der Hunger in ihrem Gefolge. —

Wo einst Lozanner suchten heiß  
Mit den Velturnern im Bunde, (Am 3. 1797.)  
Und selbst im hochgelegenen Theil,  
Da wüthet sie zur Stunde:  
Elend hier und Elend dort,  
Und Siechtum und Verderben!  
Oa, leichter ist der Tod durch Nord,  
Im Kampfe frisches Sterben,  
Als Rot, ja Rot und bittere Rot,  
Der Hunger in ihrem Gefolge.

Die Trommel ruft: „Zu Waffen“ nicht,  
Sie ruft: „Zu Taschen und Säckeln!“ —  
Fröhlich aufgethan, wie des Nächsten Pflicht,  
Und nur kein Högeru und Käteln!  
O bleibt nicht laub, o bleibt nicht farg  
Und laßt es rauschen und klingen!  
Das Geld trägt keiner in seinen Sarg,  
Doch Geben wird Ernte bringen.  
Auf, steuert der Rot, der bittere Rot,  
Dem Hunger in ihrem Gefolge!

Hans von Vietler hat sich an dieser Sammlung mit mehreren Liedern beteiligt, von denen das „Bild aus dem Tiroler Volksleben“ (S. 52 fg.) eins der vorzüglichsten nicht nur dieser Sammlung, sondern unter den Gedichten der Neuzeit überhaupt ist. Da sieht man den Dichter als einen wahren Dichter inmitten seines Volks, dessen tiefste Herzenstöne und Seelenstimmung er erlauscht und verstanden hat. „Oft adelt er was uns gemein erschien, und das Geschickte wird vor ihm zu nichts.“ Auch diesen edlen Zug jedes echten Dichters treffen wir bei Hans von Vietler ausgeprägt, so z. B. in der „Nacht des Gegenjages“ (S. 64—65), „Was macht mein Zunge?“ (S. 66—68) und auch in dem Gedichte:

#### „Waterherz.“

Heerhornruf durchs Hunnenlager!  
Jauchzend auf die Kofse, Schar um Schar,  
Springen Ehels Schlachtenwager;  
Nur er selber, bleich und hager,  
Blickt so trüb, der blutige Barbar.

Siegl! Es schwingen die Bofale  
Jubelnd Hunne, Gote und Chazar,  
Bunt vereint bei Ehels Wahl;  
Er allein schlürft seine Schale  
Gramen Augs, der blutige Barbar.

Schöne Beute tanzt den Reigen,  
Jeder wird des Bechers Geist gewahr,  
Wild und froh die Lieder steigen —  
Doch in schwermütvollem Schweigen  
Träumt vor sich der blutige Barbar.

Von Byzanz schickt des Tributes  
Schätze kuldigend des Ostreichs Kar;  
Alle bliden freud'gen Mutes  
Nach dem Klang des Friedengutes —  
Finker mißt's der blutige Barbar. —

Giebt es nichts, was dich erfreute?  
Deine Nacht, ist sie der Sterne bar?  
Nicht der Becher Lustgeläute,  
Nicht die Schlacht, nicht Ruhm noch Beute —  
Sprich, was laßt dich, blutiger Barbar?

Sieh, da durch des Festes Weben  
Trägt die Gattin ihm sein Söhnchen dar —  
„Komm, mein Elak, holdes Leben!“  
Lächelnd, es ans Herz zu heben,  
Nimmt das Kind der blutige Barbar.

Auch einige Lieder nach dem Italienischen des Giovanni Prati hat uns Hans von Vietler in der genannten Sammlung geboten, so das *Silentium* (S. 70) und die *Necessitas* (S. 71):

Wo Einer in das harte Grab sich bettet,  
Den ruft kein Klageschrei zurück ins Licht;  
Kein Weichenbust und auch der Weichrauch nicht  
Hat je des Ortus Beute losgettet.

Wie glücklich du im Lebenspiel gewettet,  
 Das Ende teilst du mit dem ärmsten Wicht;  
 Dir bleibt, sobald in Qual dein Auge bricht,  
 Ein kurzes Deingebeulen nur gerettet.

Ein kurz Gebeulen, ja! . . Die Menschheit reißen  
 Geheime Kräfte rastlos fort und weisen  
 Ihr Weg und Steg auch durch des Friedhofs Grenzen.

Wer denkt der Toten, wo die Feuerwagen  
 Ein hastend Volk nach fernem Zielen tragen?  
 Wer hielte vor ein paar verweilten Kränzen?

Es sei genug an diesen Mitteilungen, welche die Leser dazu anregen möchten, der neueren Tiroler Dichtung weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie werden es sicherlich nicht bereuen, und wenn sie sich an den Blüten aus den Tiroler Bergen voll erfreuen wollen, so mögen sie auch die köstlichen beiden Bändchen der „Schildereien aus Tirol“ von J. v. Zingerle dazunehmen, sowie Schnellers „Skizzen und Kulturbilder aus Tirol“, die ebenfalls in der Wagnerschen Buchhandlung in Innsbruck erschienen.



## Berliner Brief.

Son

Johannes Stegbalt.

Berlin, Ende Dezember.

„Wie? Sie schreiben noch „Berliner Briefe“?“ Der Leser hätte allen Grund, diese erstaunte Frage an mich zu richten, jetzt, während der „Influenza“. In der That, mit meinem Kopfe möchte ich dafür nicht bürgen, daß ich diesen Brief wirklich zu Ende bringe; denn wenn ich sie jetzt am Vormittage noch nicht habe, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß ich am Nachmittage von ihr ereilt werde oder morgen früh — von dieser schändlich heuchlerischen Krankheit, die unter ihrem musikalisch-wohlklingenden Namen eine Prosa des Leidens verbirgt, die sich nur mit derjenigen der Seekrankheit vergleichen läßt. Das hat man nun von der russischen Freundschaft! Denn aus Rußland haben wir diese Seuche zollfrei importiert erhalten, soviel scheint jedenfalls festzustehen. Es ist ein schöner Trost, wenn ein Petersburger Arzt erklärt, manbranche sich ja noch nicht zu beunruhigen, denn — die Cholera werde erst nachher kommen, die Influenza sei ja nur die Vorläuferin der letzteren. Cholera? Das sind ja recht nette Aussichten! Hoffen wir, daß diese Prophezeiung der wissenschaftlichen Begründung entbehrt. Zwei meiner Hausgenossen sind bereits ihrem Schicksale verfallen, und seit einigen Wochen ist es überhaupt ganz still um mich geworden. Die Stammtafel — —

Wo sind sie, die vom breiten Stein  
Nicht wandten und nicht wichen? . . . . .  
Vergebens spähe ich umher,  
Ich finde ihre Spur nicht mehr,  
O jerum, jerum, jerum,  
O quae mutatio rerum!“

Ja, wo werden sie wohl sein? In den Betten natürlich! Und wie manche Mutter kann jetzt die Fieberträume ihres gefeierten schönen Töchterleins mit den Worten begleiten:

„O schlummre fort so lind!  
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,  
Du armes, krankes Kind!“

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, und der Gesunde hat gut lachen. Ich aber will das Schicksal nicht herausfordern. Wenn es wahr ist, was Professor Leiden neulich behauptet hat: daß nämlich der dritte Teil der gesamten Berliner Bevölkerung der Influenza verfallen sei, dann ist die Wahrscheinlichkeit nicht

gering, daß derjenige Teil dieser Bevölkerung, der sich Johannes Sieghalt nennt, über kurz oder lang auch noch daran wird glauben müssen. Was sind aber die Leiden des Influenzatraukten gegen diejenigen des Robedämchens oder Herrchens, welches sich diesen allernuesten Modeartikel auf seine Weise anschaffen kann, an welchem die Krankheit aus purer Chikane mitteleidslos vorübergeht? Man denke an das Elend einer „vornehmen“ Frau Kommerzienrat K., in deren „Salons“ stets das neueste anzutreffen ist und die allen Anstrengungen zum Trotz sich einer orientalisches blühenden Gesundheit erfreut und daher nicht in der Lage ist, den Besuchern durch ihren Portier das große Wort „Influenza“ entgegenzuhalten, nicht in der Lage, die Beileidsbesuche der hohen Aristokratie in der Form eines Hausens von Visitenkarten oder von Einzeichnungen im Vorzimmer entgegenzunehmen! Welche Tragik: die Frau Kommerzienrat K., die Königin der Mode, die vornehme Dame, ist ganz brutal gesund, ganz ordinär gesund, hat nicht einmal einen Schimmer von Influenza, kann nicht einmal darüber mitsprechen! Ach! Es giebt Leiden auf der Welt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

Doch mir wird bei diesem Thema ganz ungemütlich und dem Leser wohl auch. Ist es nicht schon schlimm genug, daß wir es gerade zur Weihnachtszeit behandeln müssen? Ein echt russisches Christfestchen! In Petersburg aber haben sie den schönen knarrenden Frost, der die Seuche schließlich wohl ausfrieren wird. Ich gäbe etwas um einen Tag Petersburger Winters. Ich kenne ihn selbst, diesen Winter. Der ist doch mit seiner schellenklingelnden dahinjagenden Schlittensfahrt etwas ganz anderes, als dieses thranige Berliner Wetter, dieses ewige Grau in Grau, das nur selten durch einen blühenden Sonntag abgelöst wird, der Winter, dem schließlich mit dem Schnee auch aller rechte Reflex fehlt. Weihnacht, Weihnacht! Und dann das neue Jahr, das schon begonnen hat, wenn diese Zeiten in die Hände des Lesers gelangt sind! Was läßt sich alles darüber sagen und — nicht sagen, sowohl über das heilige Weihnachtstfest, als auch über das neue Jahr. Das erstere ist eine Mahnung, wie das letztere. An Redensarten fehlt es bei diesen Gelegenheiten nicht, aber wer nimmt sie ernst? Wer hält wirklich in dem wahnstünnigen Getriebe des großstädtischen Lebens einen Augenblick still, um Einkehr in sich selbst zu halten und die Zeichen der Zeit im entschwindenden Jahre mit den ewigen Zielen der Menschheit zu vergleichen? „Erfolg!“ das ist die Lösung — und dann? Und dann, wenn wir die Siegessäule des Erfolgs erklimmen haben, dann stürzen wir uns von derselben in den Abgrund! Ich meine das nur teiltweise bildlich. Nicht ohne tieferen Eindruck werden denkende Leser von dem Selbstmordversuche gehört haben, den neulich ein älterer Mann durch Sturz vom Gipfel der Siegessäule unternommen hat. Es liegt symbolische Bedeutung in diesem Falle. Von der Höhe kriegerischen Ruhmes in den Abgrund sozialen Elends — das ist so ziemlich die Richtung, welcher die Geschichte unseres Vaterlandes mehr oder weniger juneigen. Der letzte Jahresbericht der Berliner Armenärzte konstatiert eine Zunahme der Armenkranken und erklärt diese Thatsache durch die Vermutung, „daß weitere Kreise dem Pauperismus verfallen, in denen eine Schen vor dem Armenschein verschwindet!“ In denselben Berichten wird eine sehr hohe Sterblichkeit der Kinder unter 1—2 Jahren festgestellt und als Grund dafür u. a. auch der „Mangel des Interesses an der Erhaltung der meist unehelichen Kinder“ hervorgehoben. Fürwahr, hier ist mit wenig Worten viel gesagt! Daß weite Kreise unseres Volks in tiefer Armut leben, ist leider nicht mehr neu; noch mehr beängstigen müssen uns die Folgen dieser Armut. Beängstigen muß uns zunächst, daß die Elternliebe aus diesen Kreisen verschwindet und so der Mensch unter das Tier herabsinkt, das ja für seine Jungen unter Umständen das eigene Leben opfert. Ebenso schauerlich ist die Thatsache, daß mit der Ausbreitung der Armut zugleich die Ehe ganz auszu hören beginnt und die „meisten“ Kinder der Armen ihre Geburt unehelichen Verbindungen „verdanken“. Aber nicht dem Elende gebühren die härtesten Vorwürfe, sondern der Mitleidslosigkeit der Besitzenden, welche Wunder was zu erreichen glauben, wenn sie der Armut „Wirtschaftlichkeit“

predigen; oder ihr diese durch Gesetze aufnötigen. Solche Gesetze sind schön und gut, sie nehmen sich aber am Ende einer sozialen Gesetzgebung zweckmäßiger aus, als am Anfange einer solchen. Sie sind wie das schützende Dach auf einem Gebäude, das noch nicht errichtet ist. Ich kann mir nicht helfen: ich finde eine verzweifelte Aechtheit zwischen dieser Art von Reformbestrebungen und der bekannten Anweisung, ein Kanonenrohr in der Weise anzufertigen, daß man um ein Loch in der Luft Eisen herumlegt! In den letzten 6 Monaten hat sich die Bevölkerung Berlins um 35,000 Menschen vermehrt — eine stolze Thatsache für unsere Reichshauptstadt! Aber würde es nicht stolzer klingen, wenn wir sagen könnten, daß in derselben Zeit auch nur 100 Arme weniger geworden sind?

Mit der Ausbreitung des Elends hält natürlich die Verrohung weiter Volksschichten gleichen Schritt. Wir sind in dieser Richtung schon ziemlich weit gekommen, so weit, daß uns in derselben eigentlich nichts mehr befremdet. Wird das Verbrechen auf der einen Seite physische Notwendigkeit, so kann man sich auch nicht darüber wundern, daß die Sitten vor demselben abnimmt, daß es auch dort häufiger und brutaler verübt wird, wo eine unmittelbare Entschuldigung durch die Not des Daseins nicht vorliegt. Zwei eufesische Mordthaten haben in diesem Monat ganz Berlin in ungewöhnlicher Weise beschäftigt: der Mord der Witwe Stehlich und des Bauwächters Meißner. In beiden Fällen haben wir es nicht nur mit einfachen Raubmorden, sondern mit einem ganzen Mattenkönig von sittlichen Ungeheuerlichkeiten zu thun. Die Witwe Stehlich, eine 59jährige Frau mit falschem Gebiß und falschem Haaren, fühlt das unweigerliche Bedürfnis, sich zu verheiraten, und erläßt daher eine Heiratsanzeige, die von hunderten von Anerbietungen erwidert wird, da sie über ein ganz kleines Kapital verfügt. Mit diesem prahlt sie auch ihrem Neffen, Max Carlsburg, gegenüber, der einen günstigen Augenblick dazu benützt, seiner alten Tante mit einem Holzbeil den Schädel zu spalten und mit ihrem kleinen Vermögen von etwa 500 Mark zu entziehen. Dieser Carlsburg, der bereits hinter Schloß und Riegel sitzt, ist erst 18 Jahre (!) alt, aber er hat Söhne gehabt. Sein Bruder büßt gegenwärtig im Zuchthause unter anderen Verbrechen auch ein Attentat gegen seine eigene Frau, die ihrerseits wieder unter sittenpolizeiliche Kontrolle gestellt werden mußte. Man sieht, es hat dem jugendlichen Mörder nicht an Vorbildern gefehlt. Von Mene ist bei ihm bisher keine Spur zu finden gewesen, vielmehr hat er zunächst zu leugnen, dann aber seine That durch Besinnungslosigkeit zu entschuldigen versucht, um schließlich in völlige Gleichgültigkeit zu versinken. Das Verbrechen ist mit ruhigster Berechnung und in unmenschlicher Weise verübt worden. Ebenso das andere, der Mord des Bauwächters Meißner, des Opfers — wie es scheint — mehrerer bisher unentdeckter Thäter. Der alte Mann hatte unvorsichtigerweise in einem Wirtshause geäußert, daß er soeben 32 Mark empfangen habe und hatte sich gleich darauf an seinen Bauplatz in der Eberwälderstraße begeben, wo er alsbald überfallen und nach augenscheinlich langer, verzweifelter Gegenwehr und andauernden Fuchtwersuchen mit Knitteln erschlagen wurde. Verbrechen hat es immer gegeben, das Entsetzliche aber an dem vorliegenden ist die völlige Vertierung der Mörder, und Vertierung ist nicht einmal der richtige Ausdruck, denn das Tier steht unvergleichlich höher, als ein derartiger Abschaum der Kultur. In beiden Fällen fehlt jede wirklich starke, geschweige denn übermächtige, Versuchung; in beiden Fällen auch jede menschliche Regung. Um einer elenden Summe willen schlägt der 18jährige Neffe seiner alten Tante, mit der er seit Jahren verkehrt hat, einmal über das andere mit einem Holzbeil auf den Kopf; wegen einer Lappalie von 32 Mark sind mehrere Menschen auf der Stelle bereit, einen alten Mann langsam mit Knitteln totzuschlagen, verfolgen sie ihn — wie die Untersuchung des Schauplatzes festgestellt hat — durch einen ziemlich weiten Raum, kämpfen sie mit ihm eine beträchtliche Zeit hindurch ohne alle Aufsehung, ohne von den Hindernissen ihres Attentats abgeschreckt, von der Dauer desselben an die Scheußlichkeit ihres Unternehmens erinnert zu werden — mit einer



Fähigkeit, als gelte es ein ganz gewöhnliches Tagewerk! Katlos bleibt die Psychologie vor diesen Phänomenen stehen, sie findet keinen Anknüpfungspunkt an das menschliche Gefühl, keine Erklärung durch menschliche Schwächen, lediglich einen ganz maschinenmäßigen Betrieb des Verbrechens.

In der That, das Gefühl für Recht und Unrecht ist in weiten Kreisen völlig abgetumpft und es ist Zeit, daß angesichts solcher Grenel alles aufgeboten werde, der zunehmenden Verrohung einen kräftigen Damm entgegenzusetzen und die Mittel in Anwendung zu bringen, welche erfahrungsmäßig allein geeignet sind, das Volk vor fittlichem Verfall zu bewahren.

Es ist hier nicht der Ort, diese Mittel eingehend zu erörtern. Aber es wird gestattet sein, der Empfindung Ausdruck zu geben, daß auch auf diesem Gebiet, wie auf vielen anderen, über Nebendingen die Hauptsache versäumt wird. Von Anstrengungen des Kultusministers, eine ausreichende kirchliche Versorgung Berlins herzustellen, hat man niemals sonderliches gehört. Um so mehr wird jetzt Aufsehens gemacht von den Versuchen zur Wiederbelebung „volkstümlicher Spiele“, für welche sich Herr von Gohler lebhaft interessiert. Das Unternehmen sieht so ganz nützlich aus; wird es aber gelingen, auf künstlichem Wege längst verschwundene Sitten wieder einzubürgern? Es wäre wohl zu wünschen, daß die jugendliche Bevölkerung der Großstädte in zweckmäßig-unterhaltender Weise beschäftigt werde, statt sich in fragwürdigen Vergnügungen auf den Straßen herumzutreiben. Die Berliner Straßenjugend bewegt sich nicht gerade in sehr ansehnlichen Formen und läßt vor allen Dingen einen erschreckenden Mangel an Schamgefühl auffallen. Wenn nun die „volkstümlichen Spiele“, welche in pantomimischen und dramatischen Gesangs- und Bewegungsübungen nach alter deutscher Sitte bestehen und auf Spielplätzen und in geschlossenen Räumen aufgeführt werden sollen, wirklich ins Leben treten, so läßt sich davon wohl eine gewisse äußerliche Verbesserung der jugendlichen Sitten erhoffen. Mehr als etwas sehr äußerliches gewiß nicht. Uebrigens haben schon unter Friedrich Wilhelm IV. derartige Versuche stattgefunden. Dieser König hatte die bekannten Männer Jahn und Maßmann nach Berlin berufen, und Maßmann war es, welcher den Plan zuerst in Angriff nahm, für den sich später, nach 1848, auch der damalige Prinz von Preußen und hernach Herr von Gohler interessierten. Wer gewisse ärmere Straßen im Norden, auch im Westen Berlins, namentlich im Sommer, zum ersten Mal durchwandert, wird erstaunt sein über die Unmenge von Kindern, die sich dort auf den Trottoirs aufhalten und den Passanten geradezu den Weg versperren. Die Eltern kümmern sich um deren Erziehung so gut wie gar nicht. Die Mutter ist mit der Wirtschaft beschäftigt, der Vater bei der Arbeit oder in der Destillation. Ist der letztere Sozialdemokrat, und das ist die Regel, dann wird das heranwachsende Söhnlein von ihm allensfalls in die Geheimnisse der Partei eingeweiht und mit 17 Jahren haben wir die fertige Frucht. Dagegen werden auch die „volkstümlichen Spiele“ wenig genug ausgerichtet.

Die Sozialdemokratie erstarlt übrigens nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Darauf deutet hin, daß sie ernstlich Miene macht, dem jüdischen Einfluß auf ihre Partei Riegel anzulegen. Ich berichtete schon über das Bestreben ihrer jüdischen Führer, das Boycott-System abzuschaffen: unter dem sadenscheinigen Vorwande, daß dadurch die Arbeiter selbst in erster Linie und am meisten geschädigt würden. Ich knüpfte daran die Bemerkung, daß der weitere Verlauf der Sache sehr lehrreich und beachtenswert sein werde, weil man aus derartigen, scheinbar minder wichtigen und häuslichen Vorgängen am besten auf die Stimmung und den Geist einer Bewegung schließen könne. Es zeigt sich nun, daß die Partei — hier in Berlin wenigstens — eine Selbständigkeit geltend zu machen beginnt, welche den Kindern Israels bald unheimlich werden dürfte, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß der Antisemitismus von dieser Seite dormalcinst noch recht wirksame Hülfstruppen bezieht. Nicht nur ist die Sperre gegen die jüdischen Firmen nicht aufgehoben, — es ist auch noch eine kräftige Fortsetzung des

Verfahrens eingeleitet worden. Zunächst ist über die Fabriken von Cohn u. Amend und Ludwig Löwe das Interdikt verhängt worden, nachdem Löser u. Wolff schon seit längerer Zeit geboycottet werden. Machen wir uns also darauf gefaßt, gelegentlich einmal in den Organen des auserwählten Volkes die Fabel von der am Wufen gewärmten Schlange zu lesen, die sich später so undankbar aufführte. Vorläufig freilich dürfte es damit noch gute Weile haben. Wenn die Goldfische aus den „Gründergewinnen“ wieder lustig springen werden, dann werden wohl auch die „vergewaltigten Stammesbrüder“ wieder aufatmen können.

In meinem ersten Briefe berichtete ich über die zweite Aufführung der „freien Bühne“, das Stück „Vor Sonnenaufgang“ von Gerhart Hauptmann. Dieses rasch berüchtigt gewordenen „Dramas“ hat sich nun auch das Belle-Alliance-Theater bemächtigt, eine kleine jüdische Vorstadtbühne, die damit allem Anscheine nach „Rebbes macht“. Bis zur Polizeifähigkeit mußte ja das jammervolle Nachwerk einer verdorbenen jugendlichen Phantasie gefäuhert werden, besser konnte es dadurch doch nicht werden, weil eben schon der Kern durch und durch verkauft ist. Als dritte Vorstellung hat die „freie Bühne“ das Schauspiel in 3 Akten der Brüder Edmond und Jules de Goncourt: „Henriette Maréchal“ (übersetzt und eingeleitet von Fritz Mauthner, Verlag von S. Fischer, Berlin 1890) zur Aufführung gebracht. Das Stück ist vor etwa 30 Jahren in Paris ausgezischt worden und zwar geschah das in sämtlichen fünf aufeinanderfolgenden Vorstellungen. Man weiß nicht recht, welchem Umstande man diese heftige Antipathie des Pariser Publikums zuschreiben soll. In sittlicher Hinsicht ist dieses Ehebruch-Drama nicht bedenkllicher, als alle anderen ähnlichen französischen Sachen. Man vermutet, daß politische Intriguen mitgespielt haben, da das Stück nur infolge besonderer Protektion der Prinzessin Mathilde, Schwester des Prinzen Napoleon, auf die Bühne gelangte. Andererseits soll auch die realistische, dem Leben nachgeahmte Sprache die damalige Pariser Zuschauerverwelt unangenehm berührt haben. Wie dem nun auch sein mag — ein Grund zur Erseinerung über dieses Schauspiel liegt heute nicht gerade vor. Man muß sich vielmehr darüber wundern, daß ein Verein, der seinen Mitgliedern etwas ganz Apartes bieten will, darauf verfallen konnte. „Henriette Maréchal“ ist — absolut genommen — eine wirklich recht unbedeutende Leistung, sogar vom realistischen Standpunkte aus betrachtet. Das ganze Stück ist auf seltsamen Ein- und Zufällen aufgebaut und mehr als unwahrscheinlich, ja, in dieser Unwahrscheinlichkeit geradezu absurd und unglaublich. Paul de Breuille lernt auf einem Maskenball flüchtig die maskierte Frau Maréchal kennen, als deren Ritter er sich einem Herrn gegenüber aufwirft, der die Dame belästigt hat. Obwohl er nicht einmal ihr Gesicht gesehen hat, verliebt sich der gute Junge sterblich in die Madame. Im Duell mit dem erwähnten Herrn wird er schwer verwundet und zufällig im Hause des Gatten seiner Herzogin abgeholt. Hier gesundet er halbwegs und entdebt zufällig, daß niemand anders als Frau Maréchal „diejenige, welche —“ ist. Sehr bald beginnt — natürlich hinter dem Rücken des Gatten — ein Liebesverhältnis, das für Madame insofern besonders peinlich ist, als sie die Ueberzeugung gewinnt, daß auch ihre erwachsene Tochter, Henriette, von tiefer Neigung zu Paul erfüllt ist. Die edelmütige Henriette will das Glück ihrer Mama nicht stören und begnügt sich mit verzichtender stiller Anbetung. Endlich kommt es „zum Klappen.“ Während eines Besuchs des Jünglings bei Madame nähert sich Monsieur mit dem geladenen Revolver der Scene. Das Licht wird ausgelöscht, Paul soll fliehen — aber durch welchen Ausgang? Auf der einen Seite steht Herr Maréchal, unten der Gärtner, es bleibt nur noch das Zimmer Henriettes als Durchgang übrig. Letztere ist gleichfalls aufmerksam geworden und auf der Scene erschienen. Sofort überblickt sie die ganze Lage und zwingt mit stummer Geberde den verblüfften Paul zur Flucht in ihr Zimmer. Das Alles ist das Werk eines Augenblicks. Herr Maréchal ist soeben mit dem Schießgewehr aufgetreten, „schießt auf gut Glück“ in das dunkle Zimmer hinein und — Henriette, das arme, edle, unschuldige

Wesen, sinkt, zu Tode getroffen, nieder; ihre letzten Worte sollen den Verdacht von der Mutter ablenken, indem sie Herrn Paul für ihren eigenen Liebhaber erklärt. Zufällig ist sie vom Vater niedergeschossen worden, zufällig stirbt sie, zufällig haben wohl auch J. B. die Pariser das Stück ausgezischt. Was soll man da noch viel bemerken? Die Wirkung des Dramas ist einfach im höchsten Grade peinlich und abstoßend; das Drama selbst mit dem Ende des letzten Akts durchaus nicht abgeschlossen. Wird es Frau Maréchal bei der frommen Lüge ihrer edelmütigen Tochter bewenden lassen? Wird ihr der Gatte, wenn sie wirklich so gewissenlos sein sollte, Glauben schenken? Was wird mit den Eheleuten noch geschehen? Wie werden sich Baufs Schidjale gestalten? Ueber alle diese Fragen schweigt sozusagen des Sängers Höflichkeit!

Durch einen Zufall, durch ein Versehen, wird die opfermütige Unschuld gemordet, das Laster bleibt am Leben, ohne daß man erfährt, wie sich dieses Leben gestaltet. Die Prinzessin Mathilde hat einen sehr schlechten Geschmack bewiesen, als sie dieses Drama so eifrig unterstützte und „so lange applaudierte, bis ihre Handschuhe rissen und ihre Hände glühten“, wie der Uebersetzer in der Einleitung erzählt. Ein Paar Handschuhe ist das Stück für uns wirklich nicht wert, mag es in literarischer Hinsicht durch seine Sprache immerhin von Einfluß auf die moderne französische Literatur gewesen sein. Die „Freie Bühne“ bewährt sich übrigens immer mehr und mehr als dramatisches Kuriositätentabinet. Es scheint, daß sie ihren maßgebenden Grundsat: die Ausführung solcher Stücke, welche von anderen Bühnen zurückgewiesen werden, ohne Rücksicht auf die Gründe dieser Zurückweisung befolgt. Auf diese Weise wird sie in dramatischer Rücksicht daselbe, was in malerischer der „Salon“ der „Refusierten“ in Paris darstellte: eine Heimstätte literarischer Mißgeburten. Der Aufführung von „Henriette Maréchal“ stand auf den öffentlichen Theatern durchaus kein anderes Hindernis im Wege, als das — der Langeweile und die jüngste Darbietung der „Freien Bühne“: „Der Handschuh“ von Björnstjerne Björnson, hätte nicht erst auf sie zu warten brauchen, wenn eben das Stück nicht — gar zu thöricht wäre. Die Norweger zeigen ein erfreuliches, sittliches Streben, leider aber sind sie sich dabei des „rechten Weges“ doch nicht ganz bewußt.

Das Drama geht von einer ganz richtigen Forderung aus, indem es nicht nur von der Frau, sondern auch vom Manne sittliche Reinheit verlangt. Gewiß ist eine solche Integrität auf beiden Seiten das Ideal. Wie hart ist das Urtheil über eine Frau, die einmal vom rechten Wege abgewichen ist; wie schwer hat sie daran ihr ganzes Leben lang zu tragen, und mit welcher sorglosen Gemüthlichkeit werden dieselben Fehler beim Manne beurteilt! Eine Ausgleichung dieser Urtheile ist also ganz in der Ordnung. Aber eine solche, wie sie Herr Björnson sich vorstellt, würde nicht nur aller Gerechtigkeit Hohn sprechen, sondern auch alle anderen und noch wichtigeren christlichen Gebote aufheben. Björnson macht gar keinen Unterschied zwischen den bezüglichlichen Vergehen der Frau und denen des Mannes. Das ist schon ein Fehler und zwar ein sehr gewichtiger. Ohne Zweifel ist doch die Versuchung bei dem Manne nach jeder Richtung hin unvergleichlich größer, als bei der Frau, die Konsequenzen bei jener unvergleichlich größer, als bei diesem. Diese Thatsache leugnen, heißt von der Wirklichkeit der Dinge völlig absehen. Si duo faciunt idem, non est idem. In vielen Fällen wird der Mann sich aufrasten und in die rechte Bahn wieder einklinken können, in den meisten Fällen wird die Frau einfach zugrunde gehen. Aber Björnson geht noch viel weiter: seine Heldin, Svava Ries, verweigert ihrem Verlobten die Ehe, wirft ihm buchstäblich ihren Handschuh ins Gesicht, nachdem sie erfahren hat, daß er vor der Verlobung andere Verhältnisse gehabt hat. Damit ist auch, ganz abgesehen davon, daß dies Verfahren unweiblich und darum unwahrscheinlich ist, der sittlichen Forderung unendlicher Vergebung, ohne die wir Menschen allesamt sittlich überhaupt gar nicht weiterleben könnten, ohne die wir verzweifeln und sittlich sterben müßten, gleichfalls mit dem Handschuh ins Gesicht geschlagen. Aber noch ungeheuerlicher wird das Gebahren

der Björnson'schen Tugendpriesterin. Da sie erfahren hat, daß auch ihr Vater früher vom rechten Wege abgewichen war, so erklärt sie ihm, ihrem leiblichen Erzeuger, der sie stets auf das liebevollste und zärtlichste behandelt hat, daß sie ihn mit diesem „Handschuh ins Gesicht“ mit gemeint habe!! „Ehre Vater und Mutter,“ — bezeichnend war es, daß dieses Gebot während der Aufführung einen unbeachtigsten Triumph feierte. Kaum hatte die Svava die häßlichen Worte gegen ihren Vater ausgesprochen, da gab ihr das empörte Publikum mit einem energischen Zischen die gebührende Antwort. Wächten doch auch die Westernerer Sorte aus dem geschilderten Vorgange die heilsame Lehre ziehen, daß die christliche Sittenlehre doch kein so „überwundener Standpunkt“ ist, als sie hoffen und wünschen müßten und daß ihr im entscheidenden Augenblicke auch dort Verteidiger erstehen, wo man sie so wenig vermutet, wie in dem Publikum der „freien Bühne.“

Und solche Stücke nennen sich realistisch! Es ist wirklich nichts so thöricht, daß es nicht in Deutschland ein Publikum finden könnte. Schon war den öffentlichen Theatern Berlins dieser Björnson'sche „Handschuh“ zu „lebern“. Aber das hilft nichts: er darf uns nicht entgehen. Es wird ein besonderer Verein gegründet, der es für seine heiligste Pflicht erachtet, ihn aufzuheben und dem Publikum ins Gesicht zu werfen. Es ist traurig, zu beobachten, wie in einer Zeit äußeren politischen Glanzes das Geistesleben unserer Nation immer greifenhaftere und kindlichere Formen annimmt. Unsere zeitgenössische Litteratur steht dicht vor dem Banterott, wenn dieser nicht schon wirklich eingetreten ist. Es ist so, als ob wir gar keine klassische Litteratur gehabt, als ob Schiller, Goethe, Lessing u. A. garnicht für uns gedichtet und gedacht hätten. Und Alles das wird ernst behandelt, muß ernst behandelt werden, weil kompakte Massen dahinter stehen. Und dabei müssen wir uns zu unserer Schmach gefehen, daß das Ausland immer doch noch bessere Waare liefert, als das Inland. Denn ist auch der ausländische Realismus verworren und zum großen Teil unsittlich, so ist er doch nicht in dem Grade thöricht, läppisch und abgeschmackt, wie der inländische. Man lese doch die Romane der Hermann Conradi, Wilhelm Waltho, Conrad Alberti und wie sie alle heißen, die Apostel des jüngsten Deutschland. Da sind doch die Zola, Dumas u. s. w. mit all ihrem Schmuck die reinen Waisenkinder gegen diese deutschen Litteratur-Reformer. Wir haben wohl allen Grund, uns ein „Volk der Denker und Dichter“ zu nennen! Ach ja, freilich, wir haben unseren Dahn, wir haben unseren Ebers! Der eine hat den Christengott entthront, Obin an seine Stelle gesetzt und lebt nur noch in „Walhalla“ — auch eine Bezeichnung für das litterarische Nirgendheim; der andere balsamirt die ägyptischen Mumien in deutsche Privatdozenten und wohlgezogene jüdische Kommerzienrätstöchter um, hat uns neulich auch eine „Gred“ ausgegraben, ein Nürnberg'scher Landesträuflein, die Wonne aller Badische von 14—17 Jahren. Unsere wirklichen und besten Talente können dem opportunistischen Zeitgeiste nicht widerstehen und verlieren sich in Gebieten und Wirkungen, die mit der Kunst so gut wie nichts gemein haben. Ein lehrreiches und betrübendes Beispiel dafür ist die letzte vorliegende Phase in der dichterischen Entwicklung Ernst von Wildenbruch's, sein Trauerspiel, „Der Generalfeldoberst“, das ich hier als ein Thema des Berliner öffentlichen Interesses eingehender berücksichtigen möchte.

Bekannt ist, daß Se. Majestät, der Kaiser und König, die Aufführung dieses Dramas für alle öffentlichen Theater Berlins und alle königlichen Bühnen unterjagt hat. Man war billig erntaunt darüber, denn man konnte von dem Dichter der „Quisquams“ nicht annehmen, daß er das Hoheuzollern'sche Fürstenthum in irgend einer anderen Absicht auf die Bühne bringen werde, als in derjenigen der Verherrlichung. Dennoch wurde gerade dieses Auftreten von Mitgliedern der genannten Dynastie auf der Bühne als Grund des kaiserlichen Verbots angeführt, allenfalls auch noch einzelne gegen das ehemalige Oesterreich gerichtete Ansprüche u. s. w. in Betracht gezogen.

Nun ist es ja richtig: der Dichter hat zweifellos die Absicht gehabt, das Haus

Hohenzollern in der Gestalt seines Helden, des Generalfeldobersten der schlesischen Stände, Johann Georgs, Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, Oheims des regierenden Kurfürsten von Brandenburg, zu verherrlichen. Er hat sogar die Absicht alle Rücksichten auf die historische Treue nicht nur — denn das wäre noch das Wenigste — er hat dieser Absicht auch alle Rücksichten auf den wirklichen künstlerischen Erfolg untergeordnet. Kein Wunder, daß die Kunst sich gerächt hat und daß sie, vom Dichter zurückgesetzt und dem Opportunismus ausgeliefert, ihrerseits auch die unkünstlerischen Absichten des Dichters vereitelt hat. Der Generalfeldoberst soll heroisch wirken, er wirkt aber thatsächlich recht kläglich; er soll ein tief- und weitsichtender Geist sein, ist aber in der That außergewöhnlich beschränkt; er soll die Bewunderung aller Herzen erobern, erwirbt sich aber wirklich nur verächtliches Mitleid; ein Mitleid, das weit von demjenigen entfernt, das Aristoteles in seiner „Poetik“ und nach ihm Lessing gefordert haben, ein Mitleid, das ganz objektiv ist, einzig dem bebauernswerten, thörichten alten Manne gilt und keineswegs den Zuschauer zur Einker in sich selbst, zur inneren Reinigung, nöthigt. Ich glaube, die Rücksicht auf diese, wider Willen des Verfassers traurige Rolle, welche der Hohenzollernspröß in dem Drama spielt, ist wohl mit ein Grund des kaiserlichen Verbots gewesen.

Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1620, also die Zeit des 30jährigen Krieges, der konfessionellen Kämpfe. Schon im ersten Aufzuge erregt das Gebahren des Helden unser gerechtes Besremden. Er, der kalvinistische Generalfeldoberst, will sich mit seiner lutherischen Schwägerin Anna versöhnen, mit welcher er sich in Folge seines Glaubens überworfen hatte und die angeblich die „Seele der Luthreraner“ ist. Er will sie für eine Unterstützung seiner bedrängten Glaubensbrüder in Schlesien und Böhmen gewinnen und wirft sich vor ihr, da seine Worte zunächst wirkungslos bleiben, auf die Knie. Anna ist ihrerseits dem Einflusse ihres Hopsredigers Meißner in hohem Grade unterworfen, und dieser antwortet auf die Schilderung, die der kienende Markgraf von der feindlichen Haltung des Luthertums gegenüber den anderen Protestanten entwirft, mit den dünnen Worten:

„Mit schuldiger Achtung vor Eurer Gnaden,  
Was Ihr da sagt — ist erlogen!“

Man sollte meinen, daß der alte Kriegsmann einen solchen Schimpf nicht ruhig hinnehmen werde. Aber — er wird uns noch manche andere Ueberraschung bereiten. Er erwidert ganz artig, seine Betrachtungen seien „wohl erwogen“ und fährt in seinen Bitten fort. Anna vermag selbst eine Antwort auf die letzteren nicht zu finden und erklärt sich von vornherein mit dem Gutachten ihres Hopsredigers einverstanden. Dieser, ein starrer „Orthodoxer“ des Luthertums, will von einem Bündnis mit Nichtlutherischen Protestanten nichts wissen und meint: „Besser Papist als Calvinist.“ Von dieser Seite hat also der Generalfeldoberst nichts zu erwarten, dagegen wendet er sich nun an seinen Nefsen, den regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm, und bemüht sich, diesen zu einer Einmischung in die Verhältnisse Böhmens zu bewegen, wo eben der Aufstand gegen den Kaiser ausgebrochen ist. Der Kurfürst soll sich der Protestanten in Oesterreich und der deutschen Sache überhaupt annehmen:

„Hohenzollern, ich rufe Dich  
Höre, was Hohenzollern spricht:

Millionen im deutschen Land  
Blicken auf Dich, harren auf Dich, hoffen auf Dich.  
Hohenzollern, rede die Hand,  
Sprich: ihre Lehre ist meine Lehre,  
Deutschland ist nicht mehr in Wien,  
Deutschland bin ich,  
Deutschland ist in Berlin!“

Das mag in den höheren Regionen des Theaters immerhin ein begeistertes Echo finden; feinere Leser und Zuschauer sind dieses Tons recht herzlich satt! Der Generalfeldoberst spricht ja genau so, als ob er nicht ein Kind seiner Zeit, sondern ein „Nationalvereinter“ des 19. Jahrhunderts wäre. Ich zweifle daran, daß „Millionen im deutschen Land“ auf den Kurfürsten Georg Wilhelm „geblickt, geharrt und gehofft“ haben. Schwerlich würde auch das kleine Kurfürstentum Brandenburg damals viel Verständnis gefunden haben, wenn es ihm plötzlich eingefallen wäre, zu behaupten: „Deutschland bin ich, Deutschland ist in Berlin.“ Es ist daher auch kein Wunder, daß die Rathschläge des Generalfeldobersten an maßgebender Stelle kein Gehör finden. Mehr bekümmert uns bei dieser Gelegenheit, daß Johann Georg, der Oheim des Kurfürsten, sich von dem Minister des letzteren, dem Grafen Schwarzenberg, die größten Grobheiten und Beleidigungen sagen läßt, ohne ihm ernstlich durch die Parade zu fahren. Schließlich macht der Kanzler des Kurfürsten, Bruckmann, den nationalen Schwärmer mit Recht darauf aufmerksam, daß Brandenburg durchaus nicht in der Lage sei, ohne Mitwirkung des Volks Mannschaften und Geld zu beschaffen und daß die Bevölkerung ohnehin schon über die Anwesenheit des Generalfeldobersten in Berlin äußerst aufgebracht sei, den es als Calvinisten auf das bitterste hasse. Das Volk sei allen derartigen Plänen äußerst abgeneigt, befürchte von dem Besuch des Markgrafen das Allerschlimmste und drohe geradezu mit Aufruhr. Schon hat sich eine wütende Volksmenge am Schloß versammelt, dennoch will der Generalfeldoberst seine Pläne durchführen, spricht von Deutschtum und dergleichen und hält den Augenblick für günstig, sich am Fenster zu zeigen. Hat man je von einem unsinnigeren Unternehmen gehört? Ein solcher Idealismus, der nicht nur die eigene, sondern auch andere Personen unnütz in Gefahr bringt ohne alle Aussicht auf Erfolg, ist doch wohl eines dramatischen Helden nicht recht würdig. Ein Anderes ist leidenschaftliche Befangenheit, ein Anderes die blante Thorheit. Wirklich zeigt sich Johann Georg am Fenster; wüstes Geschrei und einzelne Schüsse aus dem Volkshausen, dann ein förmlicher Aufruhr sind die natürlichen Folgen. Nun geberdet sich der Held ganz und gar närrisch. Durch das Fenster schimpft und flucht er in den Böbel hinein, ohne Rücksicht auf seinen Reissen zu nehmen. Man achte darauf, was ihm Alles der Dichter hierbei zu thun ausgiebt. Im Fluchen von seiner Schwägerin Anna unterbrochen, „zuckt“ er „auf“, „steht wie erstarrt, taumelt dann in den Vordergrund.“ Ferner: „bricht in die Knie, Thränen stürzen aus seinen Augen, er saßt den Boden mit den Händen.“ Endlich „springt er auf, schlägt mit der Hand kreuzweis in die Luft.“ Und das Alles aus purem Patriotismus und deutschem Nationalgefühl. Fürwahr, ein sonderbarer Heiliger! Sein drittes Wort ist dabei immer „Hohenzollern“ und „Brandenburg“, „Brandenburg“ und „Hohenzollern“. Niemand fällt es ein, die Verdienste der Hohenzollern-Dynastie schmälern zu wollen, aber eine derartige „Verherrlichung“ derselben wirkt doch geradezu peinlich. Bei Wildenbruch hat sich die Hohenzollernverehrung schon zu einem Kultus ausgebildet, und einem solchen müssen wir entschieden entgegengetreten. Vergessen wir doch nicht ganz über den Verdiensten des ruhmreichen Fürstenhauses das Walten höherer Mächte. Im vorliegenden Falle wird mau durch die Absichtlichkeit des Dichters doppelt verstimmt, da der eine Vertreter des gefeierten Stammes, eben der Generalfeldoberst, keinen sehr würdigen Eindruck macht, der andere aber, der regierende Kurfürst, sich völlig passiv und recht schwächlich verhält.

Nachdem auch dieser Versuch des Helden, Mitarbeiter für seine Pläne zu finden, gescheitert ist, wird sein Blick auf Elisabeth gelenkt, die ehrgeizige und stolze Gemahlin Friedrichs, des Kurfürsten von der Pfalz. Der letztere hat sich von den protestantischen Böhmen zum König von Böhmen ausrufen lassen; man wird sich aus der Geschichte seines kurzen Königthums wohl erinnern. Noch fehlt seiner Krone das Schlesiensland und seine Gattin ist eifrig bemüht, ihm dasselbe zu verschaffen. Das gewichtigste Wort hierbei hat der Generalfeldoberst der schlesischen Stände zu sprechen. Dieser ist indessen dem leichtem, schwächlichen, ganz unsähigen Friedrich gar nicht geneigt. Er weiß nicht, was

er thun soll und bittet Gott um ein Zeichen. Da erscheint Elisabeth und verspricht ihm ein solches zu verschaffen. Eines ihrer Hofräulein ist nämlich eine — Sonnambule, welche in den Stunden des Hellschens zukünftige Dinge offenbart. Johann Georg ist trotz seines Calvinismus ohne Weiteres bereit, diese Prophelei in Gemeinschaft mit der Elisabeth zu befragen. Genoveva, so heißt die junge Sonnambule, wird nun im hellsehenden Zustande auf die Bühne gerufen und erklärt auf Befragen, daß sie allerdings den Retter Deutschlands, den Besieger Habsburgs, im Schoße der Zukunft erblicke, sagt aber dabei:

„Zwischen mir, zwischen ihm, ist die lang', lange Zeit —  
Warten — müßt warten — müßt warten.“

Auf die Frage, wie er aussehe, antwortet sie „herrlich und hehr“ und spricht von „seiner Augen leuchtendem Licht“. Endlich giebt sie auch über seinen Namen Aufschluß: er heißt „Friedrich“. Nun wissen ja die Weiden, daß der Retter Deutschlands und Bezwiner Habsburgs kein anderer ist, als — Friedrich von der Pfalz, der Gemahl Elisabeths. Dieser versäumt auch nicht alsbald — die Scene spielt natürlich in der Nacht — mit dem Licht in der Hand zu erscheinen, um seine Gemahlin zu suchen. Jetzt erleben wir folgenden Austritt: Johann Georg, der ihm wie erstarrt gegenüber gestanden hat, reißt ihm das Licht aus der Hand, leuchtet ihm ins Gesicht, prüft daselbe eingehend, um dann in die Worte auszubrechen:

„Lippen so lächelnd — Augen voll Glanz —  
Wie sie ihn sah — wie sie beschrieb —  
In jeglichem Zuge — ganz — ganz — ganz —  
(Er beugt ein Knie vor Friedrich)  
Hier, wo ich knie, kniet Schlesien mit mir —  
Friedrich, mein König — wir huldbigen Dir!“

Man fragt sich: wie ist das möglich? Wo hat der Mann nur seine Augen und seinen — Verstand? Ganz abgesehen davon, daß auf dem Gesichte Friedrichs in diesem Augenblicke billigerweise nichts anderes zu lesen sein dürfte, als der höchste Grad des Verblüfftheits, der in der Regel den menschlichen Zügen keinen sehr geistreichen Stempel aufzudrücken pflegt, sollten nun plötzlich die dem Generalfeldobersten wohlbekanntesten nichts-sagenden Augen des Kurfürsten „voll Glanz“ sein, soll dieser selbst „leuchtend und hehr“ erscheinen! Trotzdem, daß die Hellscherin ausdrücklich erklärt hat, eine „lange, lange Zeit“ liege zwischen der Gegenwart und dem Erscheinen des großen Siegers „Friedrich“, soll Friedrich von der Pfalz mit aller Gewalt der Bewußte sein, nur weil er eben auch Friedrich heißt. Wären auch nicht die näheren Umstände der ganzen Prophezeiung so widerspruchsvolle, — wir müßten doch an der Zurechnungsfähigkeit eines Mannes zweifeln, der auf die Hallucinationen eines jungen Mädchens hin, so fort bereit ist, sich selbst und das ihm anvertraute Land an einen Fürsten auszuliefern, den er bisher von Herzen verachtet hat; sich selbst und das ganze Land blindlings in Handel zu verwickeln, deren Folgen unabsehbar sind. Ich will gern zugeben, daß in damaliger Zeit auf Prophezeiungen größeres Gewicht gelegt wurde als heute, daß dieselben unter andern Umständen, als die vorliegenden, großen Einfluß auf die späteren und wohlherwogenen Entschlüsse des Heiden hätten ausüben können. Daß sich aber der letztere einerseits ohne alles Bedenken, andererseits unter so widersprechenden Bedingungen zu einem so folgenschweren Vorgehen hinreißen lassen konnte, ohne sich gleichzeitig unwiderlegbar als närrisch und gewissenlos zu charakterisieren, das dürfte jedenfalls feststehen.

Die Folgen bleiben nicht aus. Das „Königtum“ des Kurfürsten Friedrich nimmt sehr bald das bekannte klägliche Ende. Friedrichs Heer wird geschlagen, er selbst entflieht. Groß ist der Jammer des Generalfeldobersten, aber in unser Mittelde mit ihm mischt sich ein herber Tropfen Verachtung. Statt das durch eigenen unverantwortlichen Leichtsin — es war mehr als das — herausgeschworene Unglück mit männ-

sicher Fassung zu ertragen, ergeht er sich in prunkenden Worten und beschuldigt schließlich gar die Elisabeth, an allem schuld zu sein: „Deine Zunge hat mir das Taumel Lied gesungen.“ Von ihr will er seine Ehre, seinen Namen zurückhaben, ja, er vergreift sich sogar an dem schwachen, zitternden Weibe. Die elende Nemme, die nichts weiter hat, als schöne Worte und im Unglück nach dem Sündenbock sucht, auf dessen Schultern dann alle eigenen Thorheiten, aller eigene Frevel, abgeladen werden. Doch — fast hätte ich den heldenmütigen Entschluß vergessen — er will ja sterben — aber nicht allein will er sterben, er will Elisabeth zwingen, ihm in den Tod zu folgen. Letztere, auch eine klägliche Gestalt, die trotz ihres früheren ehrgeizigen Stolzes während des ganzen letzten Altes aus dem Wunseln und der elendesten Todesfürcht nicht herauskommt, sträubt sich natürlich auf das entschiedenste und Johann Georg bittet sie: „Mach mich nicht ganz zum Narren!“ Da sie durchaus standhaft bleibt, schleudert sie der Tapfere auf die Erde und schämt sich nicht einmal, ihr noch zu fluchen:

„Lägerin und Betrügerin,  
Fahre zur tiefsten Hölle hin!“

Endlich bereitet der Einzug der österreichischen Sieger der widerwärtigen Scene das so sehr ersehnte Ende. Aber auch bei dieser Gelegenheit spielen sich wieder ganz ungläubliche Dinge ab. Der Oberst der österreichischen Truppe, ein Freiherr v. Dohna, war früher der Geliebte der erwähnten Sonnambule Genoveva, die ihm nun als Gefangene in die Hände fällt. Dohna, der aus einem Protestanten und Freunde des Generalfeldobersten fanatischer Katholik und blinder Anhänger Oesterreichs geworden ist, hatte sich von Genoveva um ihrer unheimlichen Künste willen losgesagt und aus demselben Grunde einen leidenschaftlichen Haß auf sie geworfen, der natürlich, wie aller Haß in solchen Verhältnissen, eigentlich doch nur Liebe ist. Zunächst hält er ihr eine gründliche Strafpredigt und bezeichnet sie vor allem Volke als Heze. Da sich aber insulgedessen die Soldaten auf die Unglückliche stürzen, wird ihm das Gefagte leid. Er würde sie nun gerne retten, verhindert aber doch nicht, daß seine eigenen Soldaten das Mädchen vor seinen Augen erschlagen.

Das Unbeschreibliche — hier ist's gethan! Ist es wohl wahrscheinlich, daß der Oberst siegreicher Soldaten nicht im Stande sein sollte, soviel Subordination herzustellen, um aus ihren Händen das Leben eines heißgeliebten Weibes zu retten? Was hilft es, daß er nachher vor die Leiche tritt und sich „mit beiden Händen in das Haar greift?“ Wir können uns einmal nicht von dem Glauben lossagen, daß er sie wohl hätte retten können, wenn es ihm nur Ernst gewesen wäre, wenn er nur sein eigenes Leben für das ihrige gewagt hätte. In der weichen Stimmung, in welche ihn der Tod seiner Geliebten versetzt hat, will er nun auch des Generalfeldobersten schonen, dieser aber will von Gnade nichts hören, verflucht vielmehr seinen ehemaligen Freund und will sich seinen Richtern übergeben. Vorher hält er freilich noch eine Abschiedsrede, in welcher er seine „Seele Hohenzollern vermach!“:

„Die mein Erbtheil und Recht,  
Hohenzollern, du mein Geschlecht,  
Dir meine Seele vermach ich hier!“

Nachdem er zum Schlusse noch das Wort „Deutschland! Deutschland! Deutschland!“ ausgerufen, fällt der Vorhang.

Ich habe schon oben Verwahrung gegen den Kultus einlegen müssen, den der Dichter dem Geschlechte der Hohenzollern widmet. Ich möchte diese Verwahrung hier noch besonders verschärfen. Die Schlussworte des Generalfeldobersten machen ja den Eindruck, als ob wir es hier mit einer Gottheit zu thun hätten. Wildenbruch wäre mehr zu loben gewesen, wenn der Held seine Seele dem Himmel empfohlen hätte. Sie hätte dessen gar sehr bedurft. Die stolzen Worte Johann Georgs stehen in keinem Verhältniß zu der ungeheuren Schuld, die er in seinem Leben auf sich geladen. Berkniircht



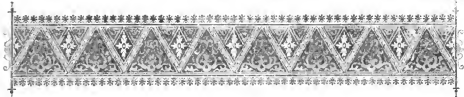
sollte er erkennen, daß es ein Verbrechen ist, die Vorsehung zu spielen und unreifen Ideen das Leben von Tausenden zu opfern. Statt dessen geberdet er sich als unglückliches Opfer fremder Sünden und verscherzt sich dadurch auch den Rest aller Sympathie. Es ist überhaupt ein ganz verfehltes Unternehmen, einen Helden auf die Bühne zu bringen, der lediglich Absichten und Pläne entwickelt, ohne in der Lage zu sein, die Teilnahme des Zuschauers durch Thaten zu gewinnen. Solche Gestalten werden stets als Worthelden erscheinen und für ihre schönen Reden nur Mißtrauen eintauschen. Der Generalfeldoberst ist dramatisirt eine ganz unmögliche Gestalt, denn er ist außer Stande seine Charaktereigenschaften durch die That zu beweisen. Er soll sehr tapfer in der Schlacht, ein vorzüglicher Anführer sein. Ja, wer weiß denn das? Der Dichter kann doch unmöglich Schlachten ausführen lassen, in denen wir die militärischen Talente seines Helden wirklich erschöpfend bewundern können. So fällt schon ein sehr wesentlicher Charakterzug desselben ins Wasser. Der Generalfeldoberst soll ein großer Patriot sein. Wer sagt das? Er selbst und der Dichter. Beweis? Ich sehe keinen dafür, höchstens einen solchen fürs Gegenteil. Ich höre nur Worte, nichts als Worte, dagegen sehe ich, wie der Held sein Vaterland aufs tiefste schädigt. Der Generalfeldoberst soll ein tiefer, scharfsichtiger Geist sein. Glaubst er es wirklich selber? Ich glaub's nicht. Ich sehe ihn nur Handlungen begehn, die unverantwortlich thöricht sind.

Was bleibt also von dem ganzen Heldentum nach? So ziemlich nichts. Und so wird es jedem dramatischen Helden ergehn, der seine Eigenschaften und Gesinnungen nicht mit Thaten belegen kann.

Es dürfte aus der obigen Wiedergabe ziemlich deutlich hervorgegangen sein, daß die neueste Schöpfung Widenbruchs eine völlig verfehlte ist. Ich könnte mein Urtheil nicht milder ausdrücken, schärfer dagegen mit Leichtigkeit und den besten Gründen. Ich könnte z. B. sagen, daß der größte Theil des Dramas aus Effekten zusammengesetzt ist, welche allem nur halbwegs geübten Geschmack geradezu ins Gesicht schlagen, welche in ihrer Rohheit und Gefuchtheit als eine Beleidigung des Publikums empfunden werden müssen. Ich könnte sagen, daß das Pathos der Sprache vielfach zur unmöglichsten Unnatur, ja, zur platten Sinnlosigkeit herabsinkt. Ich könnte sagen, daß in dem Stücke Widersprüche enthalten sind, die nur einer äußerst flüchtigen Arbeit ihr Dasein verdanken können. Ich könnte sagen — doch ich will lieber im einzelnen nichts mehr sagen und nur meinem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß ein Dichter, den das Vaterland so freudig und dankbar angenommen hat, von diesem eine so wenig günstige Meinung hat, um ihm allen Ernstes ein so unfünstlerisches Erzeugnis als „neuestes Werk“ vorzusetzen.

So, nun ist der Brief fertig und zwar — ohne Influenza. Das setzt mich in eine so wohlwollende Stimmung, daß ich nicht umhin kann, meinen verehrten Lesern von Herzen zu wünschen

Ein glückliches neues Jahr!



## Monatschau.

---

### Politik.

Um die Jahreswende lenken sich wie von selbst die Blicke des Erdenväters zurück auf den durchmessenen Zeitabschnitt. Ein jeder überdenkt sinnend die Fügungen und Führungen des eigenen Lebens, und mit dem Dank gegen Gott, der durch die Wechselfälle der Erdenlaufbahn gnädig hindurchhilft, verbinden sich Glauben und Hoffnung zu der freudigen Zuversicht, daß die Hüße der Vergangenheit auch in der Zukunft nicht fehlen werde.

Was dem Einzelnen ziemt, ziemt auch dem Volke: ein dankbarer Rückblick auf den Abschnitt seiner Geschichte, die diesmal nicht nur in ein neues Jahr, sondern in ein neues Jahrzehnt hineintrat, und ein zuversichtlicher Ausblick in die Zukunft, die in Gottes Hand steht.

Und in der That ist bei dem heurigen Jahreswechsel die Dankbarkeit am Platz. Das Jahr 1889 ist ein glücklicheres und an erfreulichen Eindrücken reicheres gewesen, als sein Vorgänger. Äußere und innere Verhältnisse haben sich nach menschlichem Ermessen glücklicher gestaltet, als man am Anfang desselben zu hoffen berechtigt war.

In der äußeren Politik zwar dauert die gespannte Lage mit der ungelösten bulgarischen Frage fort. Aber die Stärke der Spannung hat offensichtlich etwas nachgelassen, und namentlich sind in Frankreich für den Augenblick wenigstens zweifellose Fortschritte friedlicher Gesinnung zu verzeichnen, von denen freilich bei dem Wankelmut des Volkes niemand wird sagen wollen, wie lange sie dauern. Es bleibt daher immer noch wünschenswert, daß für mögliche Fälle, wo die Liebe zum Frieden nicht ausreichen sollte, Respekt und Furcht der mangelnden Freundschaft nachhelfen. In dieser Richtung haben die Fürstenbesuche des abgelaufenen Jahres das Ihre gethan, besonders die Gegenbesuche, welche König Humbert und Kaiser Franz Josef in Berlin abhielten und welche der Welt von neuem die Herzlichkeit der Beziehungen der drei großen Centralmächte vor die Augen führten. Die friedliche Bedeutung dieser Besuche wurde noch erhöht einerseits durch den Besuch, den Kaiser Wilhelm der Königin von England machte und wobei er zum Ehrenadmiral der englischen Flotte ernannt wurde, und andererseits durch die mehrtägige Anwesenheit des Kaisers Alexander in Berlin, bei welcher Gelegenheit zwar die vormalige aufrichtige deutsch-russische Freundschaft nicht hergestellt, aber doch die Temperatur langsam soweit erwärmt wurde, daß selbst die russische slavophile Presse Rotz davon zu nehmen gezwungen war. Wenn wir noch auf die Reisen des Kaisers

nach Athen und Konstantinopel, sowie auf die Begegnungen hinweisen, welche Kaiser Wilhelm auf der Hin- und Rückfahrt mit dem Könige Humbert und dem Kaiser Franz Josef gehabt hat, so sprechen alle diese Thatsachen deutlich genug für die bessere Gestalt der Weltlage, wie sie in der That seit Jahren nicht in demselben Grade vorhanden gewesen ist.

Weniger erfreulich sieht die innere Lage aus, die wir in das kommende Jahr hinübernehmen. — Gewiß hat das Jahr 1889 einen Fortschritt gebracht von unabsehbarer Tragweite, die endliche Vollenbung des Alters- und Invaliden-Versicherungsgesetzes, welches der Reichstag, wenn auch mit kleiner Mehrheit, zum Abschluß gebracht hat. Im Ganzen ist aber doch sowohl in dem Stärkeverhältnis der einzelnen Parteien als auch in ihren Beziehungen zu einander, wie endlich in dem der Regierung zu den Parteien kein Fortschritt zum Besseren, sondern eher ein Rückschritt zu verzeichnen.

Am von rechts her anzufangen, so hat ja die Regierung ihre beklagenswerte Kartell-Politik fortgesetzt. Aus welchem Grunde ist schwer zu erraten. Man hat lange Jahre erfolgreich in der Weise parlamentarisch gewirtschaftet, daß bald auf eine liberal-konservative, bald auf eine katholisch-konservative Mehrheit zurückgegriffen wurde. Das wäre auch noch weiter sehr wohl gegangen. Aber Zukunftsrücksichten, die sich nicht einmal andeuten lassen, scheinen den Wunsch gezeitigt zu haben, aus dem alten Zustand herauszukommen und eine große kompakte Regierungspartei zu schaffen, in welcher der „nationale Gedanke“ nicht nur die konservativen, sondern alle Grundsätze überhaupt absorbiert haben müßte.

Wenn es möglich wäre, eine einheitliche Partei aus der gesamten Rechten, einschließlich der Nationalliberalen zusammenzuschweißen, d. h. wenn die *unitas in necessariis* da wäre, so hätten wir nichts dagegen. Thatsächlich fehlt aber — wir haben das ja schon häufig ausgeführt — der gemeinsame Boden, und die stets erneuten Versuche, die Verschmelzung dennoch herbeizuführen, sind nur ein Beweis für die politische Kurzsichtigkeit derer, welche nicht müde werden, in dieser Richtung unerreichbare Ziele zu verfolgen. Es heißt alle prinzipiellen Unterschiede verkennen und die Grundfähigkeit, welche den Dingen innewohnt, mit unzulässiger Geringschätzung behandeln, wenn man hofft, daß jemals Herr v. Bennigsen und Herr v. Kleist-Resow in ungetrübter Einigkeit an demselben Strange ziehen könnten.

Die Folge aller Bestrebungen dieser Art ist dann naturgemäß gewesen, da man nach links hin nicht intoleranter sein durfte, daß man nach rechts hin rücksichtslos austrat und die sogenannten „Extreme“ abzusprengen bestrebt war. Hiergegen reagierte aber ebenso natürlich die konservative Partei, da auch ihr linker Flügel keinen Grund fand, um unsicheren Gewinnes willen die sichersten Elemente preiszugeben. Das neueste Kartell, vor wenigen Wochen für die Reichstagswahlen des Februar 1890 geschlossen, wurde denn auch in vorsichtiger Weise so formuliert, daß die ganze konservative Partei sich solidarisch erklärte und den Nationalliberalen, wozu diese stets geneigt gewesen waren, die Möglichkeit abshnitt, bei unbequemen Leuten Ausnahmen zu machen.

Alle Vorsicht hat aber gleichwohl garnichts genützt; auch das neue Kartell, bestimmt ein Vertrag des Friedens zu werden, ist bis heute wieder nur die Luette täglich sich erneuernden Haders gewesen, und hat auch jetzt wieder ohne allen Zweifel dazu beigetragen, die Parteien, welche in einer Annäherung begriffen waren, noch weiter auseinander zu bringen als bisher. Wo es den Liberalen paßt, das Kartell zu halten, da halten sie es; wo der Bruch sich für ihre Interessen als vorteilhaft erweist, da brechen sie es.

Ganz naturgemäß geht mit der seit Jahren geübten Praxis, die Dinge nicht grundsätzlich, sondern opportunistisch anzufassen, das Wachstum der Sozialdemokratie uelbenfer. Berlin, der Hauptsitz der Partei und Parteileitung, kann als bestes Beispiel angeführt werden. Hier hat die Regierung am stärksten in mittelparteilicher Richtung gedrückt, hier hat man die wenigen Männer, denen es gelungen war, Einfluß auf das

Volk zu gewinnen, mit allen Mitteln der offenen Befehdung und der heimlichen Intrigue zu befeitigen gewußt. Die Folgen werden sich bei der kommenden Reichstagswahl zeigen, wie sie schon bei den Südwahlen zur Berliner Stadtverordneten-Versammlung zu Tage getreten sind. Bei den letzten Wahlen betrug hier der Gewinn der Sozialdemokraten nicht weniger als 7 Mandate. Die Partei erscheint jetzt in einer Stärke von 11 Mann in „Roten Hause.“

Die Aussichten für die Zukunft lassen sich hiernach berechnen. Kann doch kein Zweifel mehr sein, daß nicht nur die Reichstagswahl zu einer großen nationalen Volkszählung der Umsturzpartei werden wird, sondern daß auch immer eifriger und ernster an der Durchführung internationaler Pläne gearbeitet wird. Von diesen Plänen, den beabsichtigten Kongressen der Achstundens-Bewegung und dem internationalen Weltfeiertage zu reden, wird Zeit sein, wenn die Dinge festere Gestalt gewonnen haben werden. Einstweilen genügt es, daß sie beabsichtigt sind und daß das Selbstgefühl der Arbeiterpartei wächst.

Die günstige wirtschaftliche Lage hat den Arbeitern gestattet, das ganze verfloßene Jahr hindurch höhere Forderungen in ihren Arbeitsbedingungen und für ihre Lebenshaltung zu stellen und vielfach durchzusetzen. Wenn den Erfolgen, die jeder den Arbeitern gönnt, auch Niederlagen gegenüberstehen, so sind dieselben meist darauf zurückzuführen, daß durch erfolgreiches Vorgehen die Arbeiterführer sich zu dem Irrtum verleiten ließen, sie könnten nicht nur einiges, sondern Alles durchsetzen. Uebrigens sind thatsächlich erhebliche Erfolge erzielt worden z. B. in London von den Dockarbeitern, in Westfalen von den Bergarbeitern. Mißerfolg hatten die Schriftsetzer in der Schweiz, die Gasarbeiter in England. In beiden letzteren Fällen handelte es sich nicht um Lohnforderungen, sondern um Machtfragen. Die Schweizer Setzer wollten die ausschließliche Anstellung von Verbandsmitgliedern seitens der Prinzipale erzwingen. Letztere haben ihrerseits einen Verband geschlossen und der Forderung widerstanden. Gewiß haben aber die Mißerfolge, die an den festen Koalitionen der Arbeitgeber gescheitert sind, den Mut der sozialistischen Führer nicht abgekühlt. Man sucht nach Gründen und man findet sie mit Recht in dem fehlenden Zusammenhang und in der mangelhaften Organisation. Man rechnet daher weiter, daß, wenn nur erst die Arbeiterschaft der ganzen Erde einheitlich zusammengefaßt und geleitet sei, daß dann doch noch einmal der Tag der Allmacht sich einstellen und der „vierte Stand“ allen andern Ständen den Frieden diktiert werde.

Die Rechnung ist genau so richtig, wie es abenteuerliche Zinseszinsrechnungen sind, durch welche man das Wachstum der Kapitalien mathematisch genau feststellt. „Ein schöner Gedanke, aber — es kommt anders.“ Das Exempel stimmt, nur daß die unzähligen Hemmnisse und Hindernisse, die sich der Verwirklichung entgegen stellen, außer Acht gelassen sind. Außer Acht gelassen ist namentlich, was schon jetzt in England und der Schweiz der Fall war, daß nämlich mit der besseren Organisation der Arbeiter auch diejenige der Arbeitgeber sich Schritt haltend verbessern wird. Ob freilich diese und andere Einsichten die Arbeiterwelt verjöhlicher stimmen und auffordern werden, nicht nur das eigene, sondern auch das Interesse der anderen Stände zu beachten, wie denn die allgemeine Wohlfahrt, soweit sie auf dieser Erde erreichbar ist, nur bei glücklichem Zusammenwirken aller Volkselemente und Berufsarten, der Reichen und der Armen, der geistig und der körperlich arbeitenden denkbar ist — ob namentlich die Führer sich jemals davon überzeugen werden, daß nicht sie allein auf der Welt sind, — das ist mindestens zweifelhaft. Es scheint, daß herbe Erfahrungen nötig sein werden, bis wieder dem idealistischen Gedankenfluge der Weltverbesserer im großen Stil sich die alte einfache Erkenntnis energisch durchsetzt, daß das irdische Glück, soviel davon zu haben ist, seinen Weg von innen nach außen nimmt, daß jede, auch die beste Institution, zu allen Zeiten und an allen Orten den Stempel der Unvollkommenheit tragen wird, und daß eben die erreichte Vollkommenheit das Ende der Dinge sein würde.

Auch der deutsche Reichstag hat sich oft mit diesen sozialpolitischen Dingen befaßt, leider nicht immer mit dem wünschenswerten Ernst, sondern vielfach ganz offensichtlich nur im Sinn der banalen Wahl-Agitation. Das Parlament zeigte durchweg das Gepräge der letzten Session einer Legislaturperiode. Trotz der bestimmt bemessenen Frist nahmen die Verhandlungen eine ungewöhnlich große Ausdehnung an, fast bei allen Gegenständen der Tagesordnung wurden Fragen eingehend erörtert, welche nur in looserem Zusammenhange mit den Beratungsgegenständen standen; so wurde beim Etat über die Arbeiterschutz-Gesetzgebung, über das Verbot der Schweineinfuhr, über die Aufhebung der Sydney-Samoa-Dampferlinie und über die Kohlen-Tarife auf den deutschen Eisenbahnen eingehend verhandelt — und, wie gesagt, fast durchweg handelte es sich um rein agitatorische Anträge der Opposition. Die Freisinnigen wollten den Abfchrei der Bergarbeiter abschaffen, was diese selbst niemals verlangt haben, und sie wollten auf Kosten der Gesamtheit die Kohlentarife herabsetzen. Die natürliche Folge war, daß wenig beschafft wurde. Die Session war arui an Ergebnissen. Trotzdem der Reichstag fast ununterbrochen ausgedehnte Plenarsitzungen abhielt, ist nur eine Vorlage, die Novelle zum Bankgesetz, welche vor Schluß des Jahres erledigt werden mußte, zur vollen Verabschiedung gekommen. Für den Rest der Session bleiben an größeren Vorlagen noch zu erledigen: vom Reichshaushalt in 2. Lesung die Etats der Militär- und Marine-Verwaltung, des Reichsschatzamts, der Reichsschuld, des Allgemeinen Pensionsfonds, des Reichs-Invalidentonds und einige an die Budgetkommission zurückgewiesene Titel des Postetats. Ferner die 3. Lesung des ganzen Etats, die 2. und 3. Beratung der Novelle zum Sozialistengesetz, die 2. und 3. Lesung des Nachtragsetats (Kosten der Wislmann-Expedition für 1889/90). Weiter steht nach Weihnachten die vom Bundesrate angenommene Vorlage, betr. die Errichtung einer Reichspost-Dampferlinie nach Ostafrika, zu erwarten, welche in allen drei Beratungen zu erledigen wäre.

Die Reichstagskommission zur Vorberatung des Sozialistengesetzes hat sich definitiv schlußfösig gemacht. Bei der Ablehnung der Ausweisungsbefugnis ist es geblieben, im übrigen ist die Vorlage als dauerndes Gesetz angenommen worden. Ob die verbündeten Regierungen ihrerseits das Gesetz ohne Ausweisungsbefugnis annehmen werden, steht dahin.

\* \* \*

Nächst den sozialen Fragen haben die kolonialen besonders im letzten Monat des verflossenen Jahres die politische Welt beschäftigt; gute und schlechte Nachrichten sind in buntem, schnellem Wechsel einander gefolgt. Von allgemein europäischem Interesse ist eine Differenz zwischen England und Portugal in Ostafrika. Zu dem Konflikt wegen der Delagoa-Eisenbahn ist ein Streit wegen der Zugehörigkeit des Distrikts Mapunda zwischen dem Nyassa-See und dem Schire, einem Ausfluß des Nyassa-Sees, entstanden. Portugal behauptet die Priorität seiner Ansprüche, die auf frühere Besitzergreifung zurückgeführt werden, während England jene Besitzergreifung, weil sie in den letzten 20 Jahren keine effektive gewesen sei, nicht anerkennt und das Oberhoheitsrecht über das Land für sich beansprucht. Dazu kommt, daß der portugiesische Major Serya Pinto in diesem Distrikt soeben ein blutiges Rencontre mit den Makotosos, welche die englische Fahne führten, gehabt hat. Die Londoner Blätter waren zeitweilig sehr aufgeregert und verlangten von der Regierung, daß sie die Verteidigung nicht ruhig hinnehme. Indessen scheint die Sache nunmehr in ein friedlicheres Fahrwasser gekommen. Man will briefliche Aufklärung abwarten.

Leider scheint der englische Plan eines großafrikanischen Central-Reiches keineswegs aufgegeben. Im Gegenteil laufen Nachrichten ein, daß England im deutschen Hinterlande zwischen dem Kilimandscharo und dem Tanganjika-See zu annektieren bestrebt sei. Sollte diese Nachricht sich bestätigen, so kann man nur hoffen, daß das deutsche Reich seinen ganzen Einfluß aufwenden wird, die deutschen Ansprüche zu wahren. Denn nur

wenn das deutsche Gebiet westlich unmittelbar an das Freihandelsgebiet des Kongostaates stößt, ist eine halbwegs ersprießliche Entwicklung unseres östlichen Kolonialgebietes überhaupt zu erwarten. Drängen sich die Engländer zwischen Kongostaat und Küste ein, so sind wir abgeschnitten von den zukunftsreichsten Gebieten des afrikanischen Kontinents.

Als erfreuliche Ereignisse aus Ostafrika sind zu verzeichnen: die nunmehr zur Thatsache gewordene Ankunft Emin Paschas und Stanleys im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet und die Ergreifung und Erziehung des nichtsnutzigen Buschiri. Was Stanley und Emin betrifft, so ergeben die jetzt vorliegenden Berichte, daß es besser gewesen wäre, wenn ersterer niemals zur Rettung Emin Paschas nach Wadelai gekommen wäre. Vor der Ankunft Stanleys vermochte sich Emin Pascha in seiner Stellung zu behaupten und seine Autorität zu wahren. Letztere ging erst mit der Ankunft Stanleys in die Brüche. Das Gerücht entstand, Stanley wolle die Bevölkerung des Gebiets in englische Sklaverei führen und Emin Pascha sei mit diesem Plane einverstanden. Die Folge davon war eine Empörung der Offiziere Emin's und dessen Gefangennahme. Die Berichte Stanleys lassen erkennen, daß das Verhältnis des „Retters“ und des wider Willen Geretteten ein nicht eben freundschaftliches ist. Von Emin Pascha, den bei seinem Aufenthalt in Bagamoyo das traurige Geschick eines lebensgefährlichen Sturzes ereilte, liegen nur kurze Briefe vor. Dieselben lassen die erfreuliche Möglichkeit durchblicken, daß Emin sich bereit finden lassen werde, nicht England, sondern Deutschland seine Dienste zu widmen.

Ueber Dr. Peters sind eine Fülle von Nachrichten eingegangen, aber alle so alten Datums, daß die Frage, ob er lebt oder nicht, unentschieden bleiben muß. Die Befürchtung, daß er gefallen sei, hat leider einstweilen die größere Wahrscheinlichkeit für sich.

\* \* \*

Aus Brasilien sind endlich briefliche Nachrichten da, welche erkennen lassen, daß der Umschwung der Dinge sich unter Schwierigkeiten vollzogen hat, welche der offizielle Telegraph offenbar alle Mühe gehabt hat, zu verheimlichen, und welche die liberale Presse innerhalb und außerhalb Deutschlands sich keineswegs beeilt hat, ihren Lesern mitzuteilen. Ungünstiges über eine Republik berichtet man nicht gern, zumal nicht bei Gelegenheit eines so augenfälligen Fortschritts in der Republikanisierung der Welt, wie es die Absetzung Dom Pedros gewesen ist. Daß übrigens die gegenwärtige Republik sich halten werde, ist unwahrscheinlich. Bürgerkriege scheinen bevorzustehen und als Folge der Zerfall. Doch dürfte das Endergebnis schließlich die Herstellung der Monarchie sein, welche keinen nennenswerten Repräsentanten und Befechter mehr hat, sondern die Bildung einer Mehrheit von kleinen unabhängigen Republiken, vielleicht der Vereinigten Staaten von Südamerika. Für Deutschland kann gegebenen Falles das Verhalten der teilweise ganz deutschen südlichen Provinzen von politischer Bedeutung werden. Wenn eben das deutsche Stammesgefühl dieser Landsleute die Stärke bewahrt hat, welche zu politischer Bedeutsamkeit nötig und unerlässlich ist.

\* \* \*

In Brüssel setzt die Antisklaverei-Konferenz zunächst in Kommissionen ihre Arbeit emsig fort; einer dieser Kommissionen ist ein Vertragsentwurf über die gemeinsame Behandlung der Sklavenfrage vorgelegt worden. Indessen ist, wie schon früher ausgeführt, irgend ein nennenswerter Erfolg der ganzen Beratungen nicht zu erwarten und im Grunde auch gar nicht zu wünschen. Die zur Rede stehende Frage kann auf Konferenzen, für jetzt wenigstens, überhaupt nicht gelöst werden.

## Kirche.

Mit welchen Aussichten und Hoffnungen tritt die evangelische Kirche in das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts? — Das ist eine Frage, die jetzt Vielen ihrer Freunde im Herzen und auf der Lippe sein mag. Man muß sich bei ihrer Beantwortung hüten vor einer zu engen Begrenzung des Blickes auf die in der Gegenwart oder in der jüngsten Vergangenheit zu Tage tretenden Erscheinungen. Der alte Freund in der Dezembernummer der Monatschrift hat sehr richtig auf die ungeheuren Veränderungen hingewiesen, welche oft in sehr kurzer Zeit ganz überraschend eingetreten sind. Es wäre nun eine andere Aufgabe, in all diesem scheinbar wunderlichen Spiel der Ereignisse die großen Linien einer sich gleich bleibenden Entwicklung aufzuweisen, das ruhige Auswirken von Ideen, welche neben dem Auftreten bedeutender Männer und der durch sie hervorgerufenen Umstände auf die Gestaltung der Zeiten ihren Einfluß üben. Der Christ weiß außerdem, daß diese und jene in dem Ratsschluß des allmächtigen Christus vorgelesen und auf einander berechnet sind, und daß Alles, was seit Christi Himmelfahrt auf Erden geschieht, zu der Auswirkung der einen Grundidee vom Königreich Gottes gehört. Sein Ausbau muß verschiedene Stufen durchlaufen, — auch manche, die mehr nach Zerfören aussehen als nach Bauen, die aber doch den positiven Zweck haben: Erkenntnisse zu wecken im Geist des Menschen. Denn das Reich Gottes kann nicht anders errichtet werden, als daß dabei das „Inwendig in Euch“ immer zu seiner Bedeutung kommt; und dazu darf das Bewußtsein und die Erkenntnis dessen, was geschieht, nicht fehlen.

Der Ertrag angenommener Einsicht aus geschichtlichen Entwicklungen pflegt freilich nicht sehr ergiebig zu sein. Nichts lernen und nichts vergessen! — Die Anhänger dieses Grundsatzes sind nicht nur bei den Bourbonen zu suchen. Doch bleibt es unsere Aufgabe, daran zu arbeiten, daß wir etwas lernen, daß unsere Kirche etwas lernt und die Zeichen der Zeit im rechten Lichte sieht.

Fragen wir nach den Ideen, deren Auswirkungen wir in den Irrten und Wirren der Gegenwart zu sehen haben, die also wohl auch die nächste Zukunft noch beherrschen werden. Es ist nichts absolut Neues, auf das wir stoßen. Es sind noch immer die Grundprobleme der Reformation, um die es sich handelt, nur stets in neuen Phasen. Die Selbständigkeit der menschlichen Persönlichkeit, der Gedanke der Individualität war es, der im vorigen Jahrhundert gewaltsam sich Bahn brach und damit für eine neue Zeit den Anfang machte. Naturrecht und Naturreligion sollten ausgerichtet werden; aber der religiöse Gedanke ging darüber verloren. Da kam mit Beginn unseres Jahrhunderts die Reaktion. Der freie persönliche Geist mußte wieder als religiöser erfasst werden. Daß die Religion im Menschengeist und im Menschenleben eine selbständige Macht sei, die ihr Recht fordert, erwies Schleiermacher, — erwies das Wiedererwachen des christlichen Bewußtseins in beiden Kirchen. Gegen die Mitte des Jahrhunderts schritt man fort zu der Erkenntnis, daß die Religion, um die es sich nur handeln konnte, eine Religionsgemeinde erfordere, — es erwachte das kirchliche Bewußtsein in sehr verschiedenen Formen. Das religiöse Leben kann nicht verschlossen bleiben in der Brust des Einzelnen, kann sich nicht genügen in Gedanken und Gefühlen, sondern es will von sich aus die menschlichen Verhältnisse gestalten. Es begann die Arbeit der christlichen Liebe im Volke, schon in den vierziger Jahren wurde seitens einzelner Christen auf die Aufgabe in den Notständen gewiesen, die aus den neuen industriellen und sozialen Verhältnissen stießen würden. Es mußte darum von neuem die alte Frage entstehen nach dem Verhältnis der Religionsgemeinschaft der Kirchen zu dem natürlichen Rechtsleben mit all seinen Ordnungen, die während der Zeit des kirchlichen Winterschlafes ein völlig neues Aussehen gewonnen hatten.

Die Idee des religiösen Lebens als einer selbständigen Macht ist wieder erfasst als die Idee des Reiches Gottes: das ist der Fortschritt auf dem Gebiete der neueren

Theologie, das ist der einigende Gedanke für verschiedenartige Bestrebungen auf dem Gebiete des kirchlichen Parteilbens. Das Reich Gottes — verwirklicht in einer christlich gestalteten Gesellschaft, und seine Idee vertreten durch eine selbständige Kirche, eine Kirche, in der die Freiheit des gläubigen Subjektes in der Einheit mit dem großen Ganzen erhalten wird durch die gemeinsame Gebundenheit an die Wahrheit Gottes in seinem Worte, um deren Ausdruck in menschlichen Formen des gemeinsamen Verständnisses die Geistesarbeit der Jahrhunderte ringt.

Darauf gehen alle Bewegungen unserer Zeit aus, eine klarere Erkenntnis zu weiden von dem Wesen der Kirche und ihren Aufgaben von der Welt. Hier tritt nun auf der einen Seite die römische Kirche auf, nichts lernend und nichts vergessend, und bietet sich an als die Verwirklichung der Ideen des Reiches Gottes auf Erden. Es ist dies ein stark hervortretender Zug der religiösen Entwicklung der Gegenwart: die Erstarkung des römischen Kirchenbewußtseins, die Verschärfung der römischen Forderung, das aggressive Vorgehen derselben auf allen Gebieten. Es ist diese Bewegung keineswegs durch den Kulturkampf hervorgerufen. Schon mit dem Erwachen des neuen christlichen Lebens in Deutschland, das auch in dem römisch-katholischen Theile sich zeigte, erwachte auch das Streben nach Wiederherstellung der mittelalterlichen Stellung der Kirche. Es entsprach das ganz dem historischen Zuge der Zeit, der auch die deutsche Wissenschaft aus der inhaltslosen Spekulation in die Geschichte, die evangelische Kirche aus dem frommen Subjektivismus zu den festeren Gemeinschaftsformen und ihren alten liturgischen, hymnologischen und konfessionellen Schätzen führte. Aber was hier Rückkehr zum geschichtlichen Boden wird, ist auf römischer Seite einfach Repristinatio. Immer fühner kam man mit seinen Forderungen hervor. Es sei nur erinnert an den rheinischen Erzbischofsstreit, an die Unterdrückung der auf deutschem Boden erwachsenen freieren katholischen Richtungen. Den entscheidenden Schritt that der Vatikan um 1870. Da glaubte man auf Seiten der deutschen Regierung ablehnen zu müssen. Man griff trotz unserer Warnungen, trotz der bestimmten Vorhersagung des Ausgangs auf Seiten aller Evangelischen, die das reformatorische Prinzip nicht nur im Protestieren sahen, — zu den verfehrtesten Waffen. „Ein Kampf gegen Rom, ohne die Bibel in der Hand“ — wie jener Amerikaner damals sagte. Der Kampf gegen die verkehrten Maßregeln des Staates mußte siegreich werden für die römische Kirche. Und auch in diesem Siege hat sich ihr Selbstbewußtsein nur noch gesteigert. Wir sehen aber in diesen heutigen Zuständen die Frucht eines laugen Prozesses. Sie werden darum keineswegs plötzlich einmal verschwinden. Sondern es wird die ernste Aufgabe der evangelischen Kirche sein, sich zu sagen, daß sie mit dieser Entwicklung Roms auch für die Zukunft zu rechnen hat.

Denn auch die ganze Bewegung auf römischer Seite, wie sie schon seit 70—80 Jahren angeht, ist nichts neues. Es ist nur ein neues Auftraffen nach dem auch über sie hereingebrochenen rationalistischen Schläfe. Es sind in unserem Jahrhundert auf jener Seite dieselben Grundzüge, Forderungen und Bestrebungen wie zu den Zeiten der ersten Gegenreformation, zu den Zeiten des 30jährigen Krieges, im Anfang des 18. Jahrhunderts u. s. w. Niemals hat Rom verzichtet auf alles das, was es jetzt fordert. Die Geschichte der jüngsten Vergangenheit, auch des letzten Monats, giebt von allen Seiten her die Illustration dazu. In Oesterreich haben wir im Laufe des vergangenen Jahres den Angriff auf die Schule gesehen. In Baiern brachten erst die letzten Wochen einen römischen Angriff auf die Staatsverfassung. In das Konkordat zwischen Baiern und der Kurie vom Jahre 1817 waren Dinge hineingekommen, welche der König keineswegs billigte. Er veröffentlichte dasselbe deshalb mit der Verfassungsurkunde von 1818 als Anhang zu einem sog. Religionsedikt, durch welches die Konkordatsbestimmungen wesentlich eingeschränkt wurden. Dieser Widerspruch in beiden öffentlichen Rechtsdokumenten hat von jeher zu Konflikten geführt. Die katholischen Bischöfe hatten schon 1888 in einem Memorandum an den Prinzregenten eine Aenderung verlangt. Und der im wesentlichen ablehnende Bescheid, der ihnen zu teil wurde, hatte den Papst zu einem



Schreiben an den Episkopat veranlaßt, in dem es ausgesprochen wird, daß „in der fraglichen Staatschrift Stellen vorkommen, welche sich mit der katholischen Lehre einfach nicht vertragen oder gegen die heiligsten Grundsätze verstößen, welche die Kirche über die wechselseitigen Rechte und Pflichten der geistlichen und weltlichen Gewalt stets festgehalten hat. Zweifellos haben ja Entscheidungen des hl. Stuhles oder eines allgemeinen Konzils, zumal auf dem Gebiete des Glaubens, ihrer innersten Natur gemäß und aus sich selbst für alle Christen volle verpflichtende Kraft.“ Wir erwähnen diese Vorgänge, erstlich, weil sie die Voraussetzung sind für die Verhandlungen des bairischen Katholikentages im September und für die im November stattgefundenen Verhandlungen im Landtage, wo die bairische Centrumspartei den Antrag stellte, es solle dem Prinzregenten die Bitte unterbreitet werden, zu erklären, daß das in Baiern geltende placet sich nicht auf Bestimmungen der Kurie über Glaubens- und Sittenlehre erstreckt, und daß die Altkatholiken als eine von der römischen Kirche verschiedene Religionsgemeinschaft anerkannt würden. Es gab das sehr erregte Verhandlungen, die mit der Erklärung seitens der Centrumsleute schloß, daß sie ihren Verfassungsgeid nicht in dem Sinne des Kultusministers nach dessen im Landtag über die Verfassung abgegebenen Erklärungen aufsaßen. Wir erwähnen diese ganze Sache aber zweitens als einen Beweis aus der neuesten Zeit, daß die Ansprüche der römischen Kirche gegenüber der weltlichen Obrigkeit stets dieselben geblieben sind und bleiben. Sie will das Reich Gottes dadurch herstellen, daß sie durch ihr amtliches Organ vorschreibt, was die Staaten anordnen sollen, und entbindet eventuell auch ihre Angehörigen von dem Gehorsam gegen dissentierende Gewalten.

Auch die andere Angelegenheit, welche jetzt so viel von sich reden macht, die katholische Kindererziehung in gemischten Ehen, stellt keine Neuerung dar, sondern nur eine etwas lebhafter auftretende Forderung, die mit dem römischen Prinzip untrennbar verbunden ist. Man hört ja jetzt überall von einzelnen Fällen besonderer „Störung des ehelichen Friedens“ durch den römischen Priester. Auf eine desfallsige öffentliche Erklärung eines evangelischen Pastors in Erfurt antworten drei römische dortige Priester: „Wir haben vor Gott und unserem Gewissen die heilige Pflicht und dem entsprechend auch das Recht, die katholischen Mitglieder unserer Gemeinden in den Mischehen anzuhalten, daß sie ihre Kinder in der katholischen Religion erziehen.“ Auf römischem Standpunkte völlig korrekt! Es bleibt der evangelischen Kirche deshalb nur übrig, daß sie es als eine heilige Pflicht und demgemäß auch als Recht ihrer Organe ansieht, die evangelischen Glieder ihrer Gemeinden in Mischehen anzuhalten, daß sie ihre Kinder evangelisch erziehen lassen. Es ist höchst bezeichnend für den Standpunkt des Referenten der Allg. luth. K.-Z. über die bayerische Generalsynode, daß er die Ablehnung strengerer Disziplinarbestimmungen durch dieselbe mit folgenden Worten billigt: „Die Entziehung des passiven Wahlrechts wird ihren Zweck in größeren Pfarochien vollständig verfehlen. Ein gleichgültiger Protestant wird die Entziehung des Rechts, zu kirchlichen Würden zu gelangen, nicht sonderlich beklagen, und trifft diese Maßregel einen, der noch ein Herz für die Kirche hat (NB. einen Mann, der seine Kinder katholisch werden läßt!), so wirkt sie verstimmend und verbitternd. Was ist damit gewonnen? Treue Predigt, mausgefehte Seelsorge, eifrige Ermahnung ist das Einzige und Beste, was wir in dieser Sache thun können.“ — Hier haben wir ganz den alten, abstrakten Doktrinarismus, aus dem grade die lutherische Kirche durch Ereignisse, wie die erwähnten, sollte aufgerüttelt werden.

Grade weil wir also die Stellung der römischen Kirche, die sie seit dem Kulturkampf einnimmt, nicht für eine bald vorübergehende halten, sondern nur für eine Etappe in dem durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Angriff gegen die Aeger, — darum scheint uns das Auftreten des evangelischen Bundes nicht das richtige zu sein. Es macht den Eindruck, als solle durch ein möglichst lautes, lärmendes Auftreten eine vorübergehende Wirkung erzielt werden. Und es kann auch nur eine vorüber-

gehende Wirkung erzielt werden, wo so unklare Grundlagen, so allgemein gehaltene Ziele vorhanden sind. So naiv im übrigen die Darlegungen eines Herrn Pestalozzi in einer Broschüre über den evangelischen Bund sind,\*) so müssen wir ihm dariu durchaus recht geben, daß in zwei Punkten das Auftreten des Bundes ein bedenkliches Abweichen von den evangelischen Grundsätzen in sich birgt, einmal in den immer wiederkehrenden Agitieren mit der Person Luthers, und dann in der Wertschätzung der imponierenden Zahlen, mit denen man bei den Regierungen glaubt Eindruck machen zu können. Ebenso scheint es uns ein durchaus treffendes Wort, wenn er gegenüber der Mahnung der „Christlichen Welt“ zur „Vereinigung aller protestantischen Richtungen im Evangelischen Bunde“ ausspricht: „Hätte die Christenheit der ersten Jahrhunderte nach den Prinzipien gelebt, welche heut im Evangelischen Bunde Gültigkeit gewinnen und verkörpert werden sollen, so gäbe es ohne Zweifel keine christliche Kirche mehr.“ Der Herausgeber der „Christlichen Welt“ beruft sich darauf, daß sich ja alle zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohn Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils, bekennen, — „lügen sie damit, so lügen sie Gotte und er wird sie richten. Ich für meine Person trane es jedem zu, daß er es ehrlich meint.“ Völlig richtig erwidert Herr Pestalozzi darauf: „In Glaubenssachen ist die ehrliche Meinung nicht das Einzige, nicht einmal die Hauptsache, sondern die wahre Erkenntnis bildet die Grundlage echten Glaubens.“ — Der Standpunkt des Pastor Lic. Rade von der „Christl. Welt“, der sich in obigen Worten ausdrückt, ist in der That ungläublich kindlich. Ist das der Geist Luthers, den man beschwört? — Ist das ein Standpunkt, der Rom gegenüber Festigkeit verleiht? Es ist ein neuer Kampf gegen Rom, — wohl mit der Bibel in der Hand, aber jeder hat die seinige eingewickelt und keiner darf sehen, was der andere unter dem Tuch hat.

Eine Versammlung, die der evangelische Bund in Berlin in dem großen Saale der Tonhalle (19. Nov.) gehalten hat, hat viel von sich reden gemacht. Man hatte den berühmten Pfarrer Thümmel aus Kemscheid verschrieben, der die Grenzen der Bundesgenossenschaft nach links außerordentlich weit steckte, fast so weit, daß nach einfacher Folgerichtigkeit auch — die Katholiken mit hinein müßten in den Bund. Den nächsten Vortrag hielt Pastor Sulze aus Dresden, ein Hauptvertreter des Protestantenvereins in Sachsen, der dort sehr thätig in der Organisation seiner Gemeinde ist. Aber sein Auftreten in Berlin soll keinen großen Eindruck gemacht haben, der Besuch war ein mäßiger.

Mit dem Kampf gegen Rom hängt auch eine Angelegenheit zusammen, welche die studentischen Kreise noch kurz vor den Weihnachtsferien in starke Erregung versetzt hat, es ist der Antrag des Centrums (Führ. v. Huene) auf mögliche Befreiung der Theologen vom Militärdienst. Die Bestimmungen über diesen Dienst sind jetzt folgende: Nach dem Reichsmilitärgezet von 1874 werden die Geistlichen, welche zum Beurlaubtenstande oder der Ersatzreserve gehören, zum Dienst mit der Waffe nicht herangezogen. Und das Gezet von 1888 über Aenderung der Wehrpflicht bestimmt: „Der Ersatzreserve überwiesene Personen, welche auf Grund der Ordination oder der Priesterweihe dem geistlichen Stande angehören, sollen zu Uebungen nicht herangezogen werden.“ Danach müssen also alle Theologen erstlich ihr Jahr abtun und dann die Uebungen mitmachen bis zur Ordination. Herr v. Huene hat nun den Antrag gestellt, daß die Theologiestudierenden beider Kirchen auf ihren Antrag vom Militärdienst befreit, d. h. zurückgestellt würden bis zum 7. Jahre der Militärpflicht; haben sie bis dahin die Ordination resp. die Weihe empfangen, so sollen sie, gleichfalls auf ihren Antrag, der Ersatzreserve überwiesen und weiter von Uebungen befreit werden. Ehe noch die dagegen auf allen evangelischen Fakultäten angeregte Petition an den Reichstag abgesandt werden

\*) Was hat das deutsche Volk vom Evangelischen Bunde zu hoffen, zu besürchten und zu fordern? Eine Betrachtung im Rückblick auf die 3. Gen.-Vers. zu Eisenach, vom 3. Pestalozzi. (Bonn, Schergens.)

konnte, wurde der Antrag bereits (am 13. Dezember) vom Reichstage in erster Lesung angenommen, — was Niemand erwartet hatte. Herr v. Kleist-Mekow hatte den Gegenantrag gestellt, daß die Theologiestudierenden ein halb Jahr mit der Waffe und das zweite Halbjahr im Lazarett ausgebildet werden sollten wie die Militärärzte. Die evangelischen Theologen aber wollen durchaus vom regelrechten Militärdienst nicht befreit werden, und bei der Schlußlesung wird denn wohl auch ihre Petition mit zur Geltung kommen.

Wie liegt denn nun die Sache? — Mehrere Jahrzehnte lang waren thatsächlich die Theologen vom Militärdienst frei, erst der Kulturkampf hat auch hierin die Aenderung gebracht. Auch hat Herr v. Huene gewiß darin Recht, daß es für die Armee kein Interesse hat, junge Leute militärisch auszubilden, die später nicht mit der Waffe fechten. Denn darüber ist doch wohl kein Zweifel, daß man angestellte Pastoren im Kriegsfall, wenn man sie von ihren Gemeinden entfernen will, zu etwas anderem gebraucht, als zum Schießen. Es bleibt ferner ein großer Uebelstand, daß der junge Theologe, der als Kandidat und Hilfsprediger zu den Stellungen kommt, nicht als Offizier sondern in der Reihe der Unteroffiziere erscheint, weil die Theologen nur in den seltensten Fällen Offiziersrang erhalten, da es bekannt ist, daß sie nicht „Satisfaktion geben.“ (Man denke sich einen Geistlichen aus Rücksichten der „Ehre“ mit der Pistole in der Hand einem Gemeindegliede gegenüber!) Es ist also immerhin für die jungen Theologen mit dem Militärdienst sehr viel Schwieriges und Peinliches verbunden. Dennoch müssen wir dem Streben der Theologiestudierenden, sich die Militärpflicht zu erhalten, volle Anerkennung zollen. Bei der ohnehin nicht ganz leichten Stellung, welche die theologische gegenwärtig zu den anderen Fakultäten einnimmt, würde eine Befreiung vom Militärdienst, auch die fakultative, wie eine Art Degradierung erscheinen. Es würde auch das theologische Studium einen bequemen Ausweg bieten, für alle, die den Dienst aus irgend welchen Gründen scheuen. Dagegen muß sich die evangelische Kirche verwahren. Dazu kommt, daß die gewisse Erziehung, welche für viele in dem strammen Dienst liegt, gerade beim Geistlichen nicht zu unterschätzen ist. Und für wie manchen ist der Militärdienst die erste Gelegenheit um wirklich mit dem gemeinen Mann aus dem Volke in nähere Verbindung zu treten. — Wir können demnach nur wünschen, daß es bei den gegenwärtigen Verhältnissen wenigstens für die evangelische Kirche bleibt, so groß das Opfer ist, das dabei von den Meisten gebracht wird. Ebenso dringend ist freilich zu wünschen, daß den jüngeren Theologen die Möglichkeit gegeben wird, in dieselben Stellungen einzurücken, welche die ihnen sozial gleichstehenden Studiengenossen anderer Fakultäten bekleiden, wozu erforderlich, daß für unsern Offizierstand wieder die Grundsätze Friedrichs des Großen gelten, welcher bekanntlich über das Duell gesagt hat: „wenn einer meiner Offiziere im Duell fällt, lasse ich den Gegner auf dem Schimderfarren nachholen,“ — oder daß wenigstens der jetzt bestehende Zwang zur „Satisfaktion“ aufgehoben wird.

Aus dem Kampf gegen Rom sei noch ein interessanter Prozeß erwähnt, der am 25. November seinen Abschluß gefunden. Der hessische Pfarrer Lynker hatte in einem Schriftchen: „Die wichtigsten Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen Kirche, für evangelische Schulen und weitere evangelische Kreise zusammengestellt“ — mehrere Ausdrücke gebraucht, die zu einer Anklage wegen Beschimpfung der katholischen Kirche führten. Die Heiligen- und Reliquienverehrung hatte er einen „plumpen Aberglauben“, und die Anbetung der Hostie „groben Götzendienst“ genannt. Das Landgericht Mainz hat ihn aber, und zwar auf Antrag des Staatsanwalts, freigesprochen. Der Ausdruck, der in der modernen evangelisch-theologischen Literatur durchaus nicht allein stehe, könne zwar beschimpfend sein; aber da er hier in einer nicht polemisch, sondern didaktisch gehaltenen Schrift vorkomme, die der Verf. sogar dem Oberkonsistorium zur Prüfung wegen möglicher Einführung in den Schulen vorgelegt habe, so fehle hier das Zeugnis der beschimpfenden Absicht. Prof.

Gottschick in Gießen hatte als Sachverständiger dem Gericht bezeugt, daß sich Lyuler eines in der Lehre allgemein üblichen Ausdruckes bedient habe.

Wir haben eine Reihe einzelner und an sich geringer Vorgänge berichtet, die aber alle in das Kapitel gehören von den energischen Ansprüchen Roms, als die einzige Verwirklichung der Reichsgottesidee, wie die Gegenwart sie fordert, angesehen zu werden. Dem gegenüber kann der bloße Protest nichts fruchten. Und ebensowenig ein Reich Gottes, das nur im Lehrsystem besteht, — der abstrakte Doktrinarismus, der alle Action den Andern überläßt, den Politikern, dem Staat u. s. w. — das Kennzeichen der jetzt grade überwundenen kirchlichen Epoche. Vielmehr bedürfen wir einer organischen Zusammenfassung der zur Durchdringung der Welt mit dem Evangelium bereiten Kräfte in einer selbständigen evangelischen Kirche, — einer Kirche aber, der über allem Thun und allem Durchbringen das Evangelium nicht verloren geht. Nach dieser Seite hin sieht es nicht erfreulich aus in der Gegenwart. Zwar die äußeren Hindernisse für die kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen fürchten wir nicht. Auch ein Altstein hat doch auf die Dauer die freieren evangelischen Regungen nicht hindern können; vielleicht war es gut, daß die Sache nicht zu früh kam, jener Minister Friedrich Wilhelm III. also ein Werkzeug in der weisen Hand Gottes. Ideen reisen unter äußerlich hundertem Zwang nur aus. Viel gefährlicher würde es sein, wenn sich auf dem Gebiete der Theologie die Dinge so weiter entwickelten, wie es jetzt den Anschein hat, wo in immer breiterem Strome eine Richtung auftritt, welche in dem Bestreben, das Christentum mit dem modernen geistigen Leben zu versöhnen, ein Stück des ächten evangelischen Christentums nach dem andern preisgibt, — und das unter so täuschenden Formen, daß unter ihren eigenen Vertretern solche sind, die nicht wissen, was sie thun. Und die ganze augenblickliche Atmosphäre kommt diesen Bestrebungen entgegen. Die „Welt“ ist heute geneigt zu Kompromissen. Man fühlt auch in der Politik das Bedürfnis, einige religiöse Elemente aufzunehmen. Aber das kann natürlich nur geschehen, wenn die Extremen sich zurückhalten oder abgestoßen werden. Die Christlich-Sozialen sind nicht zu gebrauchen, Stöcker wird kalt gestellt.

Unsere Hoffnung ist, daß grade von diesen praktischen Kompromißbestrebungen aus das Ungenügende auch der theologischen Halbheit wird zur Erkenntnis gebracht werden. Das kirchliche Leben ist zu pflegen, die kirchlichen Organe in pflichtmäßige Thätigkeit zu setzen. Mit Glaubenstreue und Geduld, mit zeugniskräftiger Freudigkeit ist für das Evangelium einzutreten. Es wird der Segen nicht fehlen. Wir sehen es an Berlin, dieser Stätte des größten kirchlichen Jammers, was unablässige Arbeit vermag. Die Verhandlungen der Stadt synode, die Ende November stattfanden, sind Beweis dafür. Die nunmehr positive Majorität fördert ruhig und langsam die kirchlichen Arbeiten, bewilligt Gelder zu Kirchenbauten, Pfarrstellen und Gemeindeabzweigungen, und sammelt getrost mit eigenen Organen die Kirchensteuer ein, wozu die Stadtjuben ihre Hülfe versagt haben. Der Bericht, den Gen.-Sup. Brückner am 25. November über die Art und Weise gab, wie sich die Eingiehung der Kirchensteuer schon in 266 von den 326 der Stadtbezirke vollzogen habe, lautete sehr erfreulich.

Die wichtigste Aufgabe der evangelischen Kirche wird freilich auf sozialem Gebiete liegen. Hier ist wirklich ein Neues zu schaffen. Aber hoffnungsvolle Anzeichen sind dafür vorhanden, daß sich die evangelische Kirche dieser Aufgabe gewachsen zeigt. Breite Kreise verschließen sich wenigstens nicht dem Verständnis dafür. Wir treten hier freilich nicht mit der diktatorischen Wiener Roms an den Staat heran; aber wir dürfen nicht unterlassen, Zeugnis abzulegen von dem, was auch von jener Seite geschehen muß. Und auf diesem Gebiete wird sich grade zeigen, wo lebenskräftiger Protestantismus vorhanden ist oder nur die Schale, höchstens eine theologische Religion für die Gelehrten. Auch die reine Negative ist noch immer in weiten Kreisen unserer Kirche vertreten. Den Beweis dafür lieferte von Neuem die letzte Generalsynode der Landeskirche der bayerischen Pfalz (Ende Oktober). Während selbst in Bremen die Notwendigkeit

einer Gesangbuchsrevision empfunden wird, läßt man es in der Pfalz mit dem traurigen dortigen Gesangbuch ruhig beim Alten, wie das Kirchenregiment selbst erklärte; ja in Bezug auf die Verpflichtung der Geistlichen greift man eher noch zu laxeren Auffassungen, als sie bisher schon galt. — Noch weiter fortgeschritten ist die Auflösung allerding's in Bremen. Dort, wo Schwall und Kalthoff harmonisch zusammenwirken, wird schon das Bedürfniß gefühlt, an Stelle des veralteten Christentums neue religiöse Feiern einzuführen. Dem früher gefeierten Frühlingsfest ist ein in der Kirche gefeiertes Herbstfest gefolgt, — am 10. November in der St. Martinikirche zu Bremen. Gesänge und Ansprachen Kalthoffs wechselten mit einander; eine der letzteren, an das herbstliche Fallen des Laubes und dgl. anknüpfend, schloß mit den Worten: „O lieb, so lang du lieben kannst, o lieb, so lang du lieben magst“ u. s. w. — In Zürich aber hat beim Leichenbegängnis des Obergerichtspräsidenten Dr. Honegger nach dem Geistlichen auch ein Herr Nationalrat Jögger geredet und dabei u. A. gesagt: „Er hat ausgerungen, seine Seele ist ins Nirvana zurückgekehrt, und auch seine irdische Hülle wird bald nicht mehr sein.“ Das Nirvana ist das Ideal der Buddhisten, unter dem man sich gewöhnlich das große Nichts denkt (andere sagen philosophischer das Absolute). Also buddhistische Ausdrücke in einer christlichen Kirche.

Sittlich höher stehen denn doch diejenigen, welche mit der ganzen alten Kirche nichts mehr zu thun haben wollen. In Berlin giebt es ja jetzt schon verschiedene Atheistengemeinden. Die eine derselben nennt sich „Ethische Gesellschaft“. —

Aus dem kirchlichen Parteileben erwähnen wir noch die interessante Thatsache, daß aus den Kreisen der korrektesten Lutheraner, die sich wesentlich an die starke und lebensvolle Missionsynode in Amerika anschließen, eine Gegenzeitung gegen die Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung entstanden ist, die in Kropp in Schleswig erscheint und bisher in jeder Nummer gegen die „Allgemeine“ lutherische polemisiert hat, als der Union zugethan, verschwommen, dem Evangelischen Bunde vorarbeitend u. dgl. — Erfreulich ist, daß sich in Hermannsburg der Miß zwischen Mission und Landeskirche zu schließen scheint. Der Missionsvorstand hat Beschlüsse über seine eigene Zusammenfassung und seine Stellung zur Separation und zur Landeskirche gefaßt, die dem Konsistorium genügend erscheinen. Ob aber auch der Mehrzahl der Separierten?

Wir sehen, es geht durch viel Irren und Wirren, und es fehlt nicht an Ueber-raschungen. Wer hätte vor 20 Jahren die heutigen Beschuldigungen der Allg. ev.-luth. K. Z. aus gut lutherischen Kreisen geahnt? — wer noch vor 10 Jahren eine positive Majorität in der Berliner Stadtsynode? — und wer ein Kalistellen des Mames, der die Ideen der kaiserlichen Boischaft in Bezug auf die soziale Frage am energischsten vertritt? — Bemühen wir uns nur stets, in allen diesen Verwirrungen des Augenblicks die Fäden festzuhalten, welche den inneren Gang der Ereignisse anzeigen, das Auswirken der Ideen, wie es gehindert, verschoben und doch nicht aufgehoben wird. Gott sitzt im Regimente — auch im begonnenen Jahre. Und „Christus hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe.“ —



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Der Weg zum Erfolg durch Eigene Kraft von Samuel Smiles. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Hugo Schramm · MacDonald. Lieferung 1—2. (Heidelberg, G. Weidh.) 1889. 160 S.

Es sind wohl lange nicht so viel Eulen auf einmal nach Athen getragen, als in diesen 160 Seiten. Der „Weg zum Erfolg“ besteht nämlich — wenigstens in diesen seinen ersten Lieferungen — aus einer ungezählten Menge von teils ganz kurzen, teils längeren Lebensabrißchen berühmter oder auch nur bekannter Männer aus allen Zeiten, die sich angeblich „aus eigener Kraft“ in die Höhe gearbeitet haben. Diese Bilder, unter denen natürlich Leute wie Demosthenes, Columbus, Luther und Thorwaldsen, aber auch der Verfasser Smiles, sein Ueberlieferer Schramm und dessen Kesse, der nun 13jährige Belgienvirtuos Henri Marteau nicht vergessen sind, werden durch eine Fülle von Gemeinplätzen mit einander in Verbindung gesetzt. Wo irgend thutlich, ist ein kleines Gesichtchen, selbständig oder innerhalb der Lebensbeschreibungen, hinzugefügt; auch seitenlange Sentenzen aller Art sind sehr häufig, und kommen dabei nicht bloß Veräbtheitern wie Schiller oder Anderen, sondern z. B. auch die „Nordd. Allg. Zig.“ und der „Hamb. Corr.“ ausführlich zum Wort. Da Schramm-MacDonald bekannter Treddener Korrespondent vieler Blätter (auch der Wiener „Neuen fr. Presse“) ist, so ist das nicht befremdlich; aus demselben Umstande erklärt sich auch der rhetorische Stil, der mit einem Aufwand von Worten die nichtsagensten Thatfachen vorführt und behandelt. — Zu den Einleitungsblätterchen wären einige tatsächliche Berichtigungen zu machen, wenn es sich der Mühe verlohnte. Insbesondere treibt hier wieder der bekannte Mißbrauch des Wortes „Freiheit“ sein Wesen, die der Staat seinen Bürgern garantieren soll zur ungeforderten Entfaltung ihrer Fähig-

keiten und Kräfte. Als ob von „Freiheit“ überhaupt noch die Rede sein kann bei einer Einmischung des Staates! und der Staat soll sich doch einmischen, das giebt selbst der Verfasser zu, wenn er die Kranken- und Unfallversicherung verteidigt; nur soll er sich nicht „in utopische Experimente verlieren“, sondern sich „bis zu einem gewissen Grade und in bestimmter Hinsicht den Bestrebungen nähern, welche überzeugungsvolle Menschenfreunde zu allen Zeiten verfolgt haben.“ Das ist echt mittelwärtlich gedacht und häßlich verlauschelt ausgesprochen! — „Charakterstärke und Sittenreinheit, Rechtschaffenheit und Nächstenliebe vermag der Mensch nur durch sich selbst zu erwerben.“ steht S. 24. Ich glaube bisher, daß Charaktereigenschaften sich überhaupt nicht erwerben, höchstens entwickeln lassen. — Als eine besondere Gabe des Uebersetzers, der auch schon Smiles „Weg zum Wohlstand“ bearbeitet hat, wird es gerühmt, daß er das englische Original zu einem wirklich deutschen Werte umgestaltet versteht. Das ist richtig, insofern nur noch wenige Stellen auf englischen Uebersetzung verweisen; die zahlreichen Citate — unter ihnen leider auch sehr viele, die selbst dem „kleinen Nachmann“ nicht fremd sind — sind mit aufwackender Absichtlichkeit durchgehends aus deutschen Quellen gewählt.

Zu übrigen stelle ich mir unter einem „echt deutschen Buch“ denn doch noch etwas anderes vor, wenigstens bin ich nach diesen beiden Proben auf die noch in Aussicht genommenen 6 bis 7 Lieferungen nicht mehr sehr gespannt. A. W.

### 2. Kirche.

— Ueber die Abnahme der Bibelkenntnis in der Gemeinde. Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung des oberbayerischen Vereins für Innere Mission am 17. Juli 1889 von M. Rieger. (Darmstadt. Johs. Waiig. 1889.) Der Titel dieses Vortrages läßt etwas ganz

anderes vermuten, als was geboten wird. Er könnte etwa lauten: Was hat mit der Bibel zu geschehen, damit sie wieder recht zahlreiche Leser unter den Gebildeten findet? Erinnernd an Schillers Bibelkenntnis und den vor etwa zehn Jahren geschehenen Vorgang, daß, als Söder im Reichstage den König Sigisind erwähnte, kein einziger (?) Abgeordneter diesen genannt habe, wendet sich Krieger der Frage zu: Woher kommt es, daß die Bibel, die heutzutage doch mit früher ungeahnten Kräften verbreitet wird, in so unendlich vielen Fällen nur als „stumme protestantischer Hausgötze“ aufgestellt, nicht aber gelesen wird? Er meint, die heutige Bildung sei nicht mehr die der Reformation: man suche alles historisch, kritisch zu erfassen. Das mache den Leuten das Bibellese schwer. Er möchte die Bibel in richtiger Lesart und Uebersetzung dargeboten haben und beböt daher die Bibelrevision, zu deren Rebatteuren Krieger ja gehört. Erhebliche Erfolge erwartet er sogar von anderer Traktat der Bibel, durch welche die Unterbrechung des Inhaltes durch Verse- und Kapitel-Einteilung aufhört und bei welcher die Prosa sich von der Poesie unterscheidet. Er meint, sehr nützlich werde sich eine kurze begleitende Erklärung erweisen, wie sie Luther vom Standpunkte seiner Zeit in den Glossen gegeben habe, und möchte in dieser Erklärung auch der modernen Kritik Zugeständnisse machen. Wir halten das alles für Nebenache und können nicht genug betonen, daß das Bibellese zur Erbauung erweiterter, christgläubiger Seelen dienen soll. Wer die Bibel nicht aus erbaulichem Interesse liest, der liest sie allerdings, wie ein Meise, um dann die aufgenommenen Unberaulichkeiten wieder auszuspreien. Es gilt, die Gewissen zu treffen, zart und lebendig zu machen, das Sündenbewußtsein zu klären: dann nimmt das Bibellese eine ganz andere Stelle ein im Leben des Christen, auch des gebildeten. Daß dazu die Schule, für gebildete Stände das Gymnasium zc., eine besondere Aufgabe zu lösen hat, hebt Krieger uns zur Freude besonders warm hervor. Die traurigen Zustände, die im Religionsunterricht vieler Gymnasien herrschen, indem, wie Delan Kübel seinerzeit auf dem I. Frankfurter Schulkongreß sagte, Theologen, die selbst am Klauen Schiffbruch getitten haben, ihn erteilen, sind jeder Bildung feind, die eine Bibel braucht. Wenn dazu noch eine äußere geringwertige Stellung der Religionslehrer kommt, so ist natürlich, daß der Religionsunterricht schlecht gegeben und schlecht aufgenommen wird. In diesem Punkte sind wir mit dem Reber ein. Was aber die anderen Mittel und Mitteln betrifft, so sagen wir: der Aker, der die Welt bedeutet, läßt sich nicht mit der Gleichstanne betrachten; da heißt es eingestehen und beten aus dem allgemeinen Volkstode heraus: Gott gib einen guten Regen.

Tenn mein Herz ist dürr wie Sand.

Geschicht dies von Seiten der Konservativen, der christlich-konserватiven Männer? Das ist eine Gewissensfrage, die, sich selbst vorgelegt, vielleicht manchen zum Lesen der Bibel, wie sie ist, führen wird. A. F.

— Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyclopädischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Disciplinen, in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten herausgegeben von D. Otto Jödl, ordentlichem Professor der Theologie zu Greifswald. (Körlingen. G. L. Beck'sche Buchhandlung.) 1889. Dritte Auflage.

Von den Generalpächtern der modernen Wissenschaft ist besondlich des treffliche Werk, sowie die Kommentare, die gleichfalls D. Jödl in Verbindung mit Straß herausgibt, weidlich angegriffen worden, worauf die Streitschrift des Herausgebers „Wider die unfehlbare Wissenschaft“ Bezug nahm. Das Werk verteidigt sich am besten selbst und hat das neuerdings gethan dadurch, daß es — kann in zweiter Auflage vollendet — schon in der dritten zu erscheinen begonnen hat. Vor mir liegen die zwei ersten Bände: Schrifttheologie und historische Theologie. Beide sind erheblich erweitert und teils durch andere Gruppierungen, teils durch neue Einfügungen verbessert. Ersteres bezieht sich auf den ersten Band, wo die Lehre vom Kanon und die Hermeneutik, als erster Teil, = Lehre vom Schriftgange, vorgelegt sind. Aber auch hier schon, so wie in der „Grundlegung“ von Jödl finden sich viele Ergänzungen, die Litteratur ist überall mit großer Sorgfalt bis auf die neueste Gegenwart fortgeführt. — Im zweiten Bande sind die Ergänzungen besonders reich, und als ganz neues Fach tritt eine „Geschichte der theologischen Litteratur“ vom Herausgeber auf, für welche er den Namen Patristik, wie mir scheint, mit Glück rechtfertigt. Dieser Teil bringt, was er verspricht: eine Kirchengeschichte vom literarhistorischen Standpunkte aus; es werden die sächlichen Schriftsteller kurz charakterisiert und ihre Werke in den verschiedenen Ausgaben aufgeführt. Natürlich wird in letzterer Beziehung nicht die Vollständigkeit gewahrt, die der Fachlehrer für seine Studien nötig hätte (etwa wie es Wahr für seine Zeit aufstrebte in dem Supplementbände zu seiner Geschichte der römischen Litteratur, in dem er eine vollständige Aufzählung der Stellen giebt, an denen die Werke seiner Autoren zu finden sind); doch führt einen jeden, der sich auch tiefer mit dem einen oder andern beschäftigen will, das hier gebotene genügend ein. Spätere Auflagen werden gewiß auch hier noch Ergänzungen bringen. — Eine sehr freundliche Einrichtung der Verlagshandlung besteht in dem Separatdruck der in der dritten Auflage neu hinzugekommenen Disciplinen für die Besitzer der früheren Auflagen; es ist außer der Patristik noch bei der systematischen Theologie die allgemeine Religionskunde von D. Bruno Lindner und die Polemik von D. Viktor Schulte. — Als Ergänzungen seien noch genannt der Anhang zur Symbolik, den gleichfalls der Herausgeber geliefert hat: Zur vergleichenden Konfessionsstatistik — eine interessante, aber höchst schwierige Arbeit —, sowie die dem zweiten Bande beigegebenen Karten und die in die Archäologie eingefügten zahlreichen kleineren Abbildungen,

Grundrisse u. s. w., die das Verständnis gerade auf diesem Gebiete natürlich sehr erleichtern.

Zur theologischen Polemik ist hier der Ort um so weniger, als Referent seine abweichende Auffassung von der Konstitution der theologischen Wissenschaft an anderem Orte ausgeführt hat. Mit Genugthuung kann er nach dem dort Befagten gerade die Aufnahme der allgemeinen Religionskunde in das Werk begrüßen. Im übrigen sei deshalb nur bemerkt, daß überall in den einzelnen Teilen dieses sehr dankenswerten Werkes eine solide Gründlichkeit zu tage tritt. Es ist weit davon entfernt, theologische Oberflächlichkeit zu befördern. Man könnte nur dringend wünschen, daß unsere praktischen Geistlichen, um in der theologischen Wissenschaft zu bleiben und sich darin zu vertiefen, das „Handbuch“ denugten. Gerade z. B. die praktische Theologie würde die anregendsten Dienste leisten.

M. N.

— Christus der Mensch und Freiheitskämpfer von Anatole Rembe. Leipzig, Wilhelm Friedrich. K. K. Hofbuchhändler. 1887. 80 S. 1 R.

So macht' ichs, wenn ich, der Sozialdemokrat Rembe, Christus wäre; das Wort fällt einem ein, wenn man diese Schrift liest. Ob Herr Rembe auch Reformirung ist, wissen wir nicht. Der hochgeschätzte Lobgesang auf das Indentum, dessen „sprichwörtliche Freigiebt treffend Lügen gestraft wird durch den unverglichenen Selbennut, mit dem sie im Höllengewirch selbst der mittelalterlichen Feuer- und Mordhag treu blieb zc.“ — läßt das glauben; es würde der Art, wie hier Christus als etwas dunner und darum idealistischer Freiheitschwärmer dargestellt wird, zur Entschuldigung dienen. Es ist übrigens recht bezeichnend, wie hier die Resultate der „wissenschaftlichen Kritik“, die angeblich in dem Munde hochgelehrter Männer ganz unschädlich sein soll, für die Kirche, und besonders für den Staat, praktisch verwertet werden in dem Ton und Redeschwall, den man von jeher von den Rednerbühnen sogenannter Volksredner zu hören gewohnt ist. „Jesus Christus hat mit der Christenreligion nicht mehr zu thun, als die Fahne mit dem Palast, auf dessen Dach sie flattert.“ „Reins der drei Evangelien (Matth., Marc. und Lucas) ist von einem Augenzeugen verfaßt, sondern sie sämtlich wurden mit dem Apostelstift von der klugbedächtigen Kirche später versehen.“ „Es widerstrebt dem Gefühl, die einstigen Genossen des großen Propheten sich als Lügner oder falsche Gewährer zu denken.“ (Hier ist das Urtheil dieses Mannes noch maßvoller als das manches hochberühmten Mannes der Wissenschaft, der sich nicht entblödet, aus den Aposteln Schwachköpfe zu machen). Also fort mit der thörichten Eifersucht, die man diesen Erzählungen zollt.“ (S. 4). Wir habens in Christo einfach mit einem unseligen Kind aus Nazareth zu thun. Als er sich bekommen läßt, als Jüngling läßt aufzutreten, wirkt die Familie „den Bastard“ hinaus. Er versucht, ohne Familie durchzubrechen, oder, wie Herr Anatole Rembe sagen mußte, „Karrriere zu machen

als Volkfreund und Freiheitsheld“. In unserer Zeit hätte der junge Mann à la Bebel zc. mit seiner politischen und sozialen Thätigkeit Bekanntschaft für sein Zimmermannsgeschäft machen können. Das ging damals nicht — meint Herr Rembe. Warum? Erfahren wir nicht. Vermuthlich weil in den Kreis der wissenschaftlichen Studien des Berufsners niemals ein Buch wie Delius's Jüdisches Handwerkerleben getreten ist. Er müßte ja sonst wissen, daß damals alle Rabbi und Meister der Schule ein Geschäft betreiben mußten. Da hätte es der „Prophet von Nazareth“ (— der Verf. —) und das scheint seine jüdische Art zu betätigen, weigert sich den Namen „Jesus“ zu schreiben) doch auch thun können. Statt dessen verliert er es mit dem düstern aber volkstümlichen Schwärmer Johannes, der endlich als Vertreter der Volksmoral gegen Herodes, wie alle Propheten der Freiheit den Kopf lahen mußte. Wertwürdig, wie genau Herr Anatole Rembe die Scene im Palaste des Herodes kennt: „Völlig entkleidet — etwa wie Camille Desmoulins und Konjorten in der französischen Revolution ihren Harem nach ihren Banletten zu sehen wünschten — und ein durchsichtiges Schleiervorhang zum Fingerhut zwischen den Händen, tangte sie herein in den Trinksaal zc.“ Natürlich hielt es der Volkstribun Jesus bei dem Johannes nicht lange aus. Dazu übertrug er ihn zu sehr. Die Scene, in welcher der junge Levite aus Nazareth, als er die Stirne vor dem Gewaltigen neigte, von dem Meister mit der Frage begrüßt worden sei: Und du kommst zu mir? ist — das weiß Herr Anatole Rembe ganz genau — sicher eine Legende. In den Kreisen, in denen er sich bewegt, mag solch eine Selbstbemühtigung allerdings selten vorkommen. Findet sie sich doch nur als Seltenheit innerhalb spezifischer christlicher Kreise. Jetzt aber geht der Held seinen eigenen Weg. „Sein Handwerk, das ihm längst verleidet, nährte in Nazareth ihn nicht mehr. — Er schritt nach Tiberias. Dort genoß er, was er vor allem bedurfte, Anerkennung, Bewunderung. Besonders schwärmerisch waren die Frauen ihm zugethan. Der junge Rabbi besaß gewiß eines jener herrlich geschnittenen Angesichter (folgt eingehende Beschreibung seiner bestechenden Mannesähnlichkeit, wie man sie in beliebigen Romanen nachlesen kann). Die Gemahlin des königlichen Haushaltmeisters, die sich lebhaft für ihn interessierte, wird diese Reizung mit manchem einer Dame geteilt haben, deren Bett unter goldbeschwertem Baldachin stand.“ Wir werden übrigens bei diesen entsetzlichen Sätzen an ein Gebicht erinnert, welches wir vor mehr denn einem Jahrzehnt etwa in dem Gustav Wolffs-Kalender lasen. Es soll von einem protestantenervereinigten Geistlichen hergerührt haben. Darinnen kamen von Jesus auch die Worte vor, nachdem von schönen Mädchen seiner Umgebung die Rede gewesen:

„Er träumte seiner Liebe Traum  
Am See Genezareth.“

(Wir citieren aus dem Gedächtnis.) Was aus den Dintenfassern ungläubiger Theologen in das



Volk trauert, wird von den Aposteln des Abfalls verwerdet. Die es aber zulassen, daß solche Schriften ausgehen, werden den bitteren Nachgeschmack einst haben. Dagegen hilft keine Armee und keine Flotte. Wir wollen dem Christen nicht weiter nachgehen. Wie weit es geht, mag man daran erkennen, daß der Verf. gern bereit ist, die Verhaftung Jesus zu entschuldigen. Es war ein Akt politischer Klugheit und Weisheit. Auch Judas ist nur eine Ratte, welche das sinkende Schiff verläßt und gern ein paar Dukaten dabei mit rettet. Den Auferstehungsmythus erklärt der Verf. aus dem Erdbeben, welches in der Osternacht entstand. „Wahrscheinlich (1) hat sich der Erdrachen geöffnet und ihn in die Tiefe gerissen.“ Erst der Verückungstaumel, der die Anhänger Jesu ergriff (aber man vergleiche doch nur, worin dieser „Verückungstaumel“ bei den Jüngern von Emmaus Luk. 24 besteht!), brach der „echt heidnischen Vorstellung“ Bahn. Herr Prof. Harnack in Berlin, der alle diese Dinge aus dem Hellenismus aufgefaßt sein läßt, wird wenig dagegen zu sagen haben.

Und nun der Schluß unter dem Titel: Rom. Nachdem der Verfasser auseinandergelegt, daß schlaue Priesterschaft und schlauer Staat einen Kompromiß geschlossen, um das Volk durch den Wechsel auf den Himmel kirre zu machen, fährt er fort: „Alein alles hat seine Zeit. — Der Schuldschein, den man erst als seliger Geist bei der jenseitigen Staatskasse einreichen dürfte, wird allmählich nicht mehr an Zahlungsfähigkeit angenommen von dem hungernden Volke. Der Wind säuete nicht mehr aus übernatürlichen Regionen, sondern blies geradenwegs aus den Rüden der Reichen und pfeift heutzutage einen schnurrigen Gassenhauer vom Eigentume als Diebstahl. Die breite Rasse der Glenden hat zwar von je eines Trösters bedurft gegen die Wetterschläge des Schicksals, nur ist es der Branntwein in unserer Zeit, der feurige Wurf, der dem kartoffelaugepöppelten Arbeiter das Phantom behaglicher Sättigung vorkauft und über die peinigende Debe seines Daseins einen buntpfarbigen, vergänglichen Schleier breitet. Der Arme ist mißtrauisch geworden gegen die göttliche Gnade, die ihm noch nie wie dem Herrn Pastor in Gestalt eines lieblichen Gänsebratens entgegenstufte, und von einer tüchtigen Wurf-schnitte denkt er weit höher, als von der Oblate des hl. Abendmahles.“ — „Der Ruf: „Thuet Wufel! Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ ist für immer verklungen. An seine Stelle traten der Hornstoß der Sozialdemokratie und die verworrenen Schreie der Anarchistenpartei.“ — „Der Himmel hat seinen Kredit gründlich verloren.“ — — — Der geistige Einfluß der Kirche ist bei Millionen verloren, und sie selber unheilbar erkrankt. Der Kulturkampf ist der Todeskampf der sterbenden Löwin; allein die Gräber unserer Urnenkel werden längst schon verweist sein, bevor die Tage zum letzten Fied sich aufrufen. Und dann kommt das Ende; denn mit Rom fällt unrettbar das verhäßtelte Wittenberg. Das Weigenwir des Hungers wird bonnend herauf-

ziehen, in seinen Fluten Kanzel und Throne wälzend, und zum blutigen Rehraus sibelt lachend der Tod.“

A.

F.

— Die Simultankirchen im Großherzogtum Hessen, ihre Geschichte und ihre Rechtsverhältnisse. Dargestellt von Dr. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat und Superintendent. (Darmstadt 1889. Johs. Waj.) 5 M.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands von nicht geringem Wert. Simultankirchen sind solche, die unter bestimmten Ordnungen den Evangelischen und Katholiken gemeinsam gehören. Der Verf. hat eine große Anzahl derselben in seinem Bezirk und ist durch fortgehende Streitigkeiten, welche auch verschiedene Rechtsanschauungen und Grundzüge zu Tage gefördert haben, zu eingehenderen Untersuchungen veranlaßt. Seine Quellen bilden neben den geschichtlichen und kirchenrechtlichen Werken aus- und über die berr. Zeit (Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts) insbesondere auch die Pfarrarchive und Kirchenbücher. Es ist uns dadurch eine interessante Entwicklung bis in die kleinsten Umstände auf das genaueste und deutlichste bloßgelegt. Und der Verf. urteilt richtig, daß diese kleinen Geschichtsbilder „sämtlich ein über den nächsten Umkreis hinausreichendes Interesse beanspruchen können.“ Es handelt sich um die Rechtsverhältnisse des westfälischen Friedens, dann die Folgen der französischen Besetzung der Rheingegenden, die mit dem Frieden von Ruywick 1697 endete und von der man kurz sagen kann, daß sich die römische Kirche der französischen Waffen bediente zur Durchführung der Geueverformation in Teutschland. — Am wichtigsten sind die Abschnitte des Buches über die Rechtsgrundzüge, wo gegen die römische Auffassung (vertreten durch Hirschel) polemisiert wird. Die sachverständige und gründliche Behandlung dieser Frage wird grade in der polemisch gestimmten Gegenwart besonderes Interesse erwecken, aber auch über dieselbe hinaus ihre bleibende Bedeutung behalten.

— Abriß der gesamten Kirchengeschichte von Dr. J. J. Herzog, † Professor der Theologie in Erlangen. 2. vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Lic. theol. G. Koffmann. (Erlangen 1890. Ed. Weid.)

Die Kirchengeschichte Herzogs fand bei ihrem ersten Erscheinen von 1877—80 auf allen Seiten vielen Beifall, weil nach längerer Zeit hier zum ersten Male wieder eine Universalkirchengeschichte geboten war, die auch die neueren Forschungen verwertet hatte und doch auf entschieden positiverm Boden stand. Diefelbe auch nach des Verfassers Tode wieder aufzulegen, war gewiß ein guter Gedanke. Wir überlassen es den theologischen Fachblättern, Vergleiche zwischen Herzogs Original und Koffmanns Uebersetzung anzustellen und beurteilen für die Leser der A. u. N. nur was jetzt vorliegt. Es ist das allerdings erst des ersten Bandes 1. Abteilung: die alte Kirche auf dem Boden der griechisch-römischen Kultur, also

bis in das 6. Jahrhundert. Doch prägt sich die Eigenart des Werkes in dieser 1. Abteilung vollkommen aus. Der Hauptvortrag desselben ist der, daß wirkliche Beschreibungen der Zeit und der Männer te. gegeben werden, nicht gelehrte Notizen aneinandergerichtet. Die Darstellung bekommt dadurch etwas sehr anschauliches; ich verweise auf die Abschnitte über den Einfluß des Gnostizismus auf die Kirche (die „Großkirche“, wie die sehr unnothige Bezeichnung beliebt wird), über Skoffiodor, u. a. Auch wird in kurzen Uebersichten eine Periode vor oder nach der Einzeldarstellung zusammenfassend gekennzeichnet. Die moderne Richtung in der Kirchengeschichte (bei uns besonders durch Ab. Harnad vertreten) sucht bekanntlich etwas darin, die kirchliche Entwicklung in Verfassung, Lehre etc. von außerchristlichen Einflüssen in starke Abhängigkeit zu bringen. Das vorliegende Werk hebt stark die Originalität der christlichen Entwicklung hervor, ohne es an einer Würdigung der zeitlichen Einflüsse fehlen zu lassen. Einzelheiten zu monieren (z. B. das Urteil über das Alter der lateinischen Messen) würde zu weit führen. Nur sei bemerkt, daß in der Beurteilung der Zustände des apostolischen Zeitalters bei dem Werk Mängel hervortreten. Ich verweise auf S. 4: Paulus und die Urapostel (z. B. von Petrus in Antiochia: „es scheint nicht, als ob er noch gegeben habe; die Spannung zwischen ihm und Paulus mag lange angehalten haben“!), auf einiges in S. 6, bei der Entfaltung der altchristlichen Gemeindeglieder (S. 24), den völlig irreführenden Ausdruck „Rehrfreiheit“ (S. 29 u. dgl.). Doch teilt der Verf. diesen Mangel mit der Mehrzahl der Zeitgenossen. Im ganzen sei das Werk als ein sicherer und wirksamer Führer durch die Geschichte der Kirche den Theologen und den gebildeten Laien empfohlen.

— Geschichte, Wesen und Weise der evangelischen Sonntagsschule. Drei Vorträge von Hermann Dalton. Kassel, 1887. (E. Röttger.) Für Sonntagsschul-Kollegien 10 Exemplare 6 M. In ansprechender Weise und gebildeter Sprache wird das Thema, hauptsächlich für Mitarbeiter, behandelt. Der geschichtliche Ueberblick (von Abraham an) führt, was in der Sonntagsschule jetzt geschieht, auf die Reformation zurück. Die beiden späteren Vorträge verlangen im Grunde für das englische Gewächs eine immer deutschere Ausgestaltung, wobei die Namen Sonntagsschule und Kinder Gottesdienst als Repräsentanten beider Weisen gelöst werden. Aus dem Schriftlichen spricht warme Liebe zur Sache, zur Kirche, sowie ein nächternes Verständnis der Aufgabe.

— Die Pflicht der Kirche gegen die Gefangenen. Von Dr. von Kobinski, Strafankstaltsverwalter. Halle a. S. (J. Friede.) Separatdruck aus dem H. Bl. d. N. S., 1889. 0,25 M. Die erste Hälfte giebt eine allgemeine Orientierung, die zweite sehr beherzigenswerte Vorschläge und Rathschläge. Der Zuchthausgeistliche weist auf die wichtigere und wichtigste Seite der Aufgabe hin, die weitens zu gering geachtet wird, nämlich

die Seelsorge in den kleinen Gerichtsgefängnissen. In der That würde damit dem Uebel die Art an die Wurzel gelegt. M. N.

### 3. Pädagogisches.

— Das humanitische Gymnasium und die Petition um durchgreifende Schulreform von Oskar Jäger, Direktor des kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln (Wiesbaden, Verlag von C. G. Künzes Nachfolger [Dr. Jacobi] 1889. 8. 65 S. 1 M.

Seit Jahren lärmte eine immer weniger fein sich gebärende Agitation im Lande und in einer ziemlich großen Anzahl ihnen zugänglicher liberaler Zeitungen, besonders in der von v. Bodenstedt nicht reblierten angeblich „unparteiische Postitiv“ (contradictio in adjecto!) vertretenden Täglichen Rundschau gegen den jetzigen Stand unseres seit der Förderung der Realschule erster Ordnung zum Realgymnasium, „humanitisch“ genannten Gymnasiums — sie hat sogar am 6. März vorigen Jahres eine von 23000 Unterzeichneten unterzeichnete Petition an den preussischen Kultusminister gerichtet, in welcher von ihm verlangt wird, daß er die Initiative ergreife zu einer „durchgreifenden Schulreform in Deutschland.“ Wohlweislich hätten sich die Petenten, zu sagen, worin die Reform bestehen soll, sie verraten auch nicht, welche Schäden sie zu ihrer Petition veranlaßt haben, aber — „Reform!“ ist das Lösungswort. Da erhebt sich ein bewährter „Krufer im Streit“, der wirklich als pädagogische Autorität bekannte Kölner Gymnasial-Direktor Jäger, und schmettert sein Quos ego! — den Unerwarteten entgegen. — Doch wie, ich thue dem seinen Humor und würdigen Ernste der Abhandlung unrecht; sie ist keine Streit- und Trugschrift, sondern mit herzlichster Liebe zur Sache und gründlichster Kenntnis geschrieben; überzeugend weist sie nach, daß nach einem siegreichen Nationalkriege, inmitten eines rüstigen Vorwärtsschreitens in allem Wissen und Können, inmitten einer Regsamkeit, welche durch eine in der Geschichte menschlicher Kultur beispiellose Zugänglichkeit aller intellektuellen Hülfsmittel fruchtbar gemacht wird, der Nation der ungeheure Wår aufgebunden wird, sie sei mit ihrem Schulwesen unzufrieden und verlange eine radikale Umgestaltung desselben. Woher aber kommt die Bewegung? Es giebt so manche Eltern, die gelegentlich einen „Konflikt mit der Schule“ gehabt (meistens bestand er darin, daß einige Lehrer mit ihrem wenig erzogenen und schlecht beaufsichtigten „Felix“ unzufrieden waren); dann einige Väter, welche eines Tages bedauernd vermissen, Englisch zu verstehen, „das hätte ich doch so gut statt Griechisch lernen können“; noch er an geistiger Kraft und Denkfähigkeit dem Griechisch verdankt, weiß er meistens gar nicht: dazu etwas von einem schreibseligen praktischen Arzte beförderte „Schulbaufragen“, ferner die Seeschwärze der Ueberbürdung — alles Beschwerden einer Minderheit gegenüber der mit dem Gymnasium zufriedenen Mehrheit; aber eine zufriedene Mehrheit ist still, und jene Minderheit war thätig. Freilich hatte ihre Thätigkeit wenig Aufsehen erregt, bis

ihr der sogenannte Realchulmännerverein eine Lärmtrompete bot. Das Treiben dieser Herren schildert Jäger mit seinem so oft schon bewährten Humor, dann aber geht er mit Ernst an den Nachweis, wie thöricht das Treiben der Reformier ist. Nicht als ob er — und alle einsichtigen Pädagogen mit ihm — behaupten wollte, das preussische Gymnasium, wenn auch bewährt, sei tadel- und fehlerlos; auch einem so tüchtigen Pädagogen, wie Jäger, sind in einer langen und erfolgreichen Wirksamkeit natürlich Mängel genug bemerkbar geworden; sie werden aber nicht in bequemem Seidengehenlassen übergangen, sondern fort und fort beobachtet, durch Veränderungen zu beseitigen gesucht. Diese behutsame Weise der Veränderungen ist bei Lehranstalten doppelt wichtig, weil sie Schäden beseitigt, ohne eine Verwirrung zu stiften, welche bei jeder umfangreichen und plötzlichen Umwandlung unvermeidlich ist. Solche verständigen und aus der Erfahrung hervordringenden vorsichtigen Neuerungen finden an dem Leiter des preussischen Unterrichtswesens einen aufrichtigen Gönner und thatkräftigen Förderer. Von solcher geräuschlosen, still aber nachdrücklich schaffenden Thätigkeit haben natürlich die Reformier gar keine Ahnung; sie kennen ja gar nicht den Betrieb der Schule, nicht einmal die Grundzüge der Erziehungslehre; die Gründe des Reformgeschreis sind ganz äußerliche, mit dem Wesen und Wirken gar nicht zusammenhängende — ihnen die Jägerische Abhandlung empfehlen, heiße Wasser mit einem Siebe schöpfen wollen. Wohl aber wollen wir mit Nachdruck jedem früheren Gymnasialsten und jedem Vater und Erzieher der heutigen Generation von Schülern des Gymnasiums ans Herz legen, diese Jägerische Abhandlung aufmerksam und sorglich zu lesen; jeder wird über manche Zweifel Aufklärung, für manche Sorgen Trost und Beruhigung finden. Und hat er des Büchleins Inhalt in sich angenommen, dann wird er mit uns sagen: Zwar stimmen wir nicht in allen Stellen des reichen Inhalts dieser Schrift mit dem Herrn Verfasser überein, trotzdem aber betrachten wir seine Arbeit als ein Verdienst um deutsche Schule und — was damit eng zusammenhängt, — deutsches Leben!

C. M. Sa.

— Die Mitschuld unseres höheren Schulwesens an der Ueberfüllung in den gelehrten Ständen. Von Otto Berthés. (Gotha. Friedrich Andreas Berthés. 1889.) 52 S. 1 Mk.

Das Preisgericht, welches über 76 Arbeiten zu urteilen hatte, deren Zweck war, nach den Ursachen der Ueberfüllung in den gelehrten Ständen zu forschen, hat vorliegende Arbeit als einen derjenigen vier Aufsätze genannt, die sich um die Lösung der Frage ein wesentliches Verdienst erworben haben und deren Veröffentlichung daher erwünscht sei.

Der Verfasser weist nach, daß es den praktischen Berufsarten zum Schaden gereiche, wenn sie geringen sind, den Bildungsgang einer Lateinschule durchzumachen. Seine Verbesserungsvorschläge gehen im wesentlichen dahin, die Zahl der Hoch- und Bürger Schulen zu vermehren, weil dieselben ihren Zöglingen eine bessere Vorbildung zu geben

vermögen, als die Gymnasien und Realgymnasien, vor allem aber das Gymnasialmonopol abzuschaffen.

Wir halten es nicht gerade für einen besonders durchschlagenden Grund, den der Verfasser zu gunsten seiner Ansichten vorbringt, wenn er sagt, Hoch- und Bürger Schulen seien besonders wichtig, seit die Kolonialbestrebungen ins Leben getreten sind. „Auf der realen Ausbildung unserer Jugend beruht die Zukunft unseres Kolonialwesens.“ Ein junger Mann, das ist nicht in Abrede zu stellen, der aus einer deutschen Ackerbau Schule, aus einer Handels- oder Fachschule eine gebiegene Ausbildung mitnimmt, wird ganz anders ausgerüstet in die neuen Landesteile hinüberziehen können, als etwa die Tausende von überzähligen Juristen und Philologen, für die Deutschland keine Verwendung hat. Unsere Schulen können wir aber doch unmöglich um der Kolonialbestrebungen willen umgestalten. Das wäre mehr wie vorzeitig. — Wenn der Verfasser sagt, die statistischen Beweise Conrads hätten einen Mangel in unserem Schulwesen darzulegen und dann fortfährt: „allein durch dieselben wird eine durchgreifende Abhilfe nicht erreicht werden“, so hat er übersehen, daß leider Beweise überhaupt noch keine Abhilfe schaffen. Eine etwas fettigame Logik ist in den Worten S. 11 enthalten: „Diese Schrift ist nirgends widerlegt worden, wenigstens schreibe mir der Verfasser auf meine Anfrage: „Keines Wissens ist eine Antwort oder Kritik überhaupt nicht erschienen.“ Wenn eine Schrift ohne Antwort bleibt, ist damit doch nicht gesagt, daß niemand eine Antwort darauf geben könnte. Unklar ist uns, wie der Verfasser S. 42 sich die Hebung der realen Schulen durch den schweren Ballast vorstellt.

Die Beweisführung des Verfassers auf S. 31, daß allmählich eine Abnahme des Zudrangs zu den gelehrten Berufsarten entsetzlich würde, wenn man den Realanstalten die Berechtigung zum Universitätsstudium freigegeben wollte, scheint uns durchaus nicht stichhaltig. Aus der Vermehrung der Wirtschaftler wird man wohl kaum eine Abnahme der Trunkucht erhoffen dürfen. Der Verfasser geht in seiner Mengstächtigkeit viel zu weit, wenn er S. 35 fürchtet, daß die dem Gymnasialmonopol feindliche Strömung berant zunimmt, daß dieselbe in nicht allzu ferner Zukunft mächtig genug sein wird, um nicht nur das Monopol, sondern auch die Gymnasien selbst und mit ihnen die klassische Bildung hinwegzuschwemmen. So weit sind wir doch zum Glück noch lange nicht. Diese Prophezeiung erinnert stark an die Worte im Datterich, der berühmten, wahrhaft klassischen Darmstädter Volkspolke: „Wir beide erleben's nicht, aber Sie werden sehen, in hundert Jahren sind wir alle Tärren.“

Sehr zuzufügen sind die Vorschläge des Verfassers, die er zur Hebung des inneren Wertes der Gymnasien macht, wobei er alle äußeren Hilfsmittel verschmäht und vorschlägt, man sollte im Gegenjag zu der bisherigen Einrichtung den Sextaner den höchsten, den Primaner den niedrigsten Satz zahlen lassen und sollte einem Schüler, der auf den Rat der Schule innerhalb des Quartals austritt, um „dem stehenden Feinde goldne Brücken zu bauen“

das Schulgeld für dieses Quartal erlassen. Eine angezeichnete Bemerkung des Verfassers findet sich S. 43, wenn er sagt, daß, da die Lehrpläne dieselben geblieben sind, auch die Anforderungen der Schule nicht gemildert werden können und daß man die Klagen nicht damit aus der Welt schafft, daß man, wie die östindische Compagnie an ihre Beamten die Weisung ergeben läßt: „Drückt die Eingeborenen nicht, aber schaffs uns viel Geld“. Das S. 5 mitgetheilte Wort Kaisers Wilhelm's des Ersten, das er am 8. November 1858 als Prinzregent sprach, als er das neue Ministerium zum ersten Male um sich versammelte, ist wert immer in Erinnerung gebracht zu werden: „Preußen soll durch seine Schulen die den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nötige Bildung gewähren, ohne diese Klassen der Bevölkerung über ihre Sphäre zu erheben.“

Soh.-K.

#### 4. Geschichte.

— Die Einführung des Christentums im Harzgau im 8. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung der Gründungsgeschichte des Bistums Halberstadt von Albert Knebe, Pastor in Schaum b. Osterwieck a. S. (Osterwieck 1888. A. W. Ziefeldt.) 81 S.

Die zahlreichen, in Zeitschriften von Geschichtsvereinen u. dgl. jetzt erfolgten Veröffentlichungen und Studien sind vom Verf. in Verbindung mit seiner genauen Kenntnis der Orter und Ortsnamen der hauptsächlich in Betracht kommenden Gegenden glücklich benutzt, um eine ganz lesbare, durch ihre Detailschilderungen anziehende Beschreibung sowohl des Heidentums, als der Anfänge des Christentums unter den Sachsen, die zwischen Oder und Rode, dem Harz und den Niederungen südlich vom jetzigen Helmstedt, zu geben. Der hervortretende Völkpatriotismus verleiht dem Schriftchen Wärme. Ueber die Wandlungen der heidnischen Götterwelt, über die Herkunft häufiger Namen und Bezeichnungen, über die ältesten Heidenboten, deren Namen und Verfahren u. dgl. finden wir mühelos interessante Belehrung.

#### 5. Länder- und Völkerkunde.

— Aegypten einst und jetzt. Von Dr. Friedrich Kasper. Zweite, erweiterte und völlig durchgearbeitete Auflage. (Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1889.) 301 S. gr. 8<sup>o</sup>. Broschur 5 Mk., gebunden 7 Mk.

Das Werk bietet eine schöne Kenntnis dieses einst so geheimnisvollen Kulturlandes, aus dem Israel auszog und Griechenland seine Kultur bezog. In Bezug auf Geographie und Naturbeschaffenheit, wie in Bezug auf Geschichte, Religion und Kunst erhalten wir in dem schön ausgestatteten Buche Auskunft. Der I. Teil giebt sie hinsichtlich des Volks des Altertums, der II. Teil hinsichtlich des heutigen Volkes. Natürlich können überall nur die Resultate der Forschungen und die Ergebnisse der Reisen vorgeführt werden. Dieselben sind aber so reichlich belegt, daß man einen hinreichenden Einblick in Land und Volk Aegyptens gewinnt.

Für den, der auf dem einen oder anderen Gebiete weiter forschen möchte, ist der Hinweis auf die Quellenwerke in den Anhängen geboten. Einen besonderen Reiz verleihen dem Buche die 135 Illustrationen, unter denen sich auch 17 farbige Tonbilder befinden und die ägyptisches Leben und Treiben und ägyptische Kunst trefflich zur Anschauung bringen. Eine vorzügliche Karte Aegyptens schließt das Buch ab. So bietet das Buch eine ebenso empfehlenswerte Gabe für Erwachsene wie für die reifere Jugend. Das katholische Interesse, aus dem das Buch hervorgeht, läßt sich nur an der Apologie des Römthums bemerken. S. 249: „Wir wissen von einigen Klassen der ägyptischen Priesterchaft, die sich in die Einsamkeit zurückzogen, in Hellen wohnten, in harten Betten schliefen, eine höchst einfache Kleidung trugen, sehr nüchtern lebten, dreimal des Tages sich wuschen und Gebete verrichteten, sich des Fleischessens enthielten und ihr Leben in Studien und religiösen Betrachtungen zubrachten.“ — Trotz dieser äußeren Keuschheit beruht aber das (doch in Aegypten zuerst aufgetretene) christliche Römthum entschieden (man sagt bekanntlich gern „entschieden“, wenn sonst der Beweis fehlt) nicht auf Nachahmung der ägyptischen Hellenbewohner. — Dieser Gedanke ist vielmehr vom Stifter des Christentums selbst seinen Jüngern gegeben worden. Wo? Indem er sie mahnt: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles und folge mir nach!“ Ob diese Nachfolge wirklich in das Kloster führt? Wir hätten gewünscht, daß die Erfolge der kirchlichen, d. h. römischen Propaganda — die evangelische Mission, die ja so eifrig ist zuzugesehen, daß die Erfolge in Aegypten sehr gering sind, und daß sie seit Jahren fast erfolglos einen Einfluß auf das aufgelöste und verfallene Volk zu gewinnen suchte, wird garnicht erwähnt — statt in Aufrichtung apostolischer Bilarate, Gymnasien, Klöster zu bestehen, als wirkliche Lehr- und Bekerungsarbeit am Volke nachgewiesen wären. Daß die Gesamtzahl ägyptischer Katholiken vor 6 Jahren — nach katholischer Angabe — bereits 82000 betragen haben soll, beweist bei einem so indifferenten Volke wenig.

A.

P.

#### 6. Biographisches.

— Wolf Goethe. Ein Gedächtnisblatt von Otto Mejer. (Weimar, Hermann Böhlau.) 144 S. I R. 60 Pf.

Der Verfasser war dem Goethe-Enkel (+20. Januar 1883) zum Jugend auf befreundet. Er sagt von ihm: „Er war ein groß angelegter Mensch, von umfassender Bildung, von weitem Gesichtskreise, von eigenen Gedanken, von vornehmlichem Charakter, der allezeit gefasst und gestimmt war, zuerst seiner Pflichten eingedenk zu sein und erst nachher seiner Rechte, voll aufrichtiger Menschensliebe, treu, wahr, arbeitsam, und wie viel Gutes ließe sich noch sagen. Wäre nicht die schmerzende Last seiner Krankheit und die glänzende seines Namens auf ihm gewesen, so würde er nach menschlichem Ermessen ein bedeutender Mann geworden sein. So aber folgte auf die Jugendperiode seiner poetischen Anläufe, die man ihm billiger Weise

nicht höher anrechnen darf, als anderen jungen Leuten auch, die der Krankheit, und nach der kurzen Zwischenzeit des Diplomatenlebens, in welcher sich ein Gedanke realisieren zu sollen schien, den er schon beim Abgang von der Schule gehabt hatte, die lange Zeit des stillen Sammelns und Gehaltens für seine, schon als er in Rom krank war, aufzunehmene, im Grunde bereits aus den Interessen seiner Studienjahre erwachsenen Arbeitspläne.“ — „Er war seines Großvaters nicht glücklicher, aber nicht unwürdiger Enkel.“ Mit diesen Worten wird treffend das Wesen des jüngeren Wolfgang von Goethe geschildert, eines Mannes, dem man nur seine wärmste Sympathie entgegenbringen kann. Was der Verfasser über ihn zusammengestellt hat, macht durchaus den Eindruck strengster Wahrheit und da keine Schrift sich durch eine gefällige Darstellang auszeichnet, so kann sie allen Göthe-Freunden nur angelegentlich empfohlen werden. O. K.

— Briefe von J. E. Turgéniew. Erste Sammlung (1840—1883). Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Unterstützung hilflosbedürftiger Christknechte und Gelehrten“. Aus dem Russischen überlegt und mit biographischer Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Ruhe. Mit Turgéniew's Bildnis. (Leipzig, F. W. von Biedermann.) 1884. XVI u. 500 Seiten. 7 M. 50 Pf.

488 Briefe des berühmten russischen Dichters. Turgéniew gehört zu den Schriftstellern, welche man aus ihren Büchern liebgewinnt. Die Briefe solcher Autoren müssen, wie sich von selbst versteht, das Interesse ihrer Leser im härtesten Maße in Anspruch nehmen. Der realistische, nüchternste, durch und durch noble, unabhängige Turgéniew tritt dem Leser aus diesen Briefen in der liebendwürdigsten Weise entgegen. Nach den Ansichten des Publikums hat T. nie gefragt: „man soll schreiben, was uns gerade in den Sinn kommt, ohne im voraus der Ansichten des Publikums sich zu vergewissern. Uebrigens muß ich zu meiner Ehre mir nachsagen, daß ich bislang stets so gehandelt habe. Und was heißt es, für das Publikum schreiben.“ Den ihm besfreundeten Dichtern war er stets ein aufrichtiger, Lob und Tadel gerecht anstehender Rezensent. Das ihm von den Freunden gesendete Lob oder der ihm ausgesprochene Tadel wird allezeit in der maßvollsten Weise von ihm aufgenommen. Seine Unabhängigkeit gewissen politischen und sozialen Strömungen gegenüber wird am deutlichsten erkannt in seiner eigenen Beurteilung des Romans „Väter und Söhne“. Der gereifte Mann hat sich von dem bischen Tumult unreifer Studenten nicht im mindesten imponieren lassen. — An bemerkenswerten Einzelheiten ist der vorliegende Band Briefe reich, überreich. Am 20. Juli 1870 schreibt T. von Baden-Baden aus: „Ueber die ganze Abscheulichkeit dieses Krieges werde ich mich nicht weiter auslassen — er war unvermeidlich und die Deutschen süßten es. Es bemächtigte sich ihrer eine patriotische Begeisterung, wie im Jahre 1813, aber es stehen ihnen schwere Zeiten bevor. Denn

man kann an dem Erfolge der französischen Waffen kaum zweifeln.“ Vier Wochen später heißt es: „Man muß gestehen, daß die Unfähigkeit der französischen Generale und ihrer Administration unsere Unfähigkeit zur Zeit des Krimkrieges noch um hundert Prozent übertrifft. Es bleibt nur noch die Frage übrig, ob sie, wie wir es gethan, aus ihrem eigenen Unglück Nutzen zu ziehen verstehen, und ob ihnen diese herbe Lehre Vorteil bringen wird. Bei dem Egoismus der Franzosen, bei ihrer geringen Wahrheitsliebe ist dies zweifelhaft.“ Nach Sedan schreibt T. im Gedanken mit Carlyle zusammenfassend: „Wir leben in einer bedeutungsvollen Zeit; vor unseren Augen geht die leitende Rolle in der Geschichte von einem Stamme, dem lateinischen, zu einem anderen, dem germanischen, über. Der Fall des gartigen Kaiserthums Napoleons verhasste mir eine große Freude; nach so langer Erwartung empfand ich eine moralische Befriedigung.“ T. verheißt sich daneben nicht die Eroberungslust Deutschlands. Auch in dieser Hinsicht hat sich der berühmte Russe geäußert.

Den breitesten Raum nehmen in T.'s Briefen die Besprechungen literarischer Gegenstände ein. Ich theile einige charakteristische Aeußerungen mit: Nach dem Erscheinen von „Väter und Söhne“ sagt er: „Ist das Werk gelungen, so wird es alle Angriffe ertragen und sich endlich auflären; ist es aber nicht gelungen, wird es durchfallen, als etwas, das nicht ganz ausgesprochen und unbegreiflich ist. Und dahin gehört es auch.“ — Als seine Novelle „Frühlingsfluten“ — die allerwürdigste unter seinen Dichtungen — erschienen war, schrieb er einem Freunde, dem Dichter Polonski, im Dezember 1871 von Paris aus: „Meine Novelle wird, unter uns gesagt, kaum gefallen; sie ist eine weitläufige Liebesgeschichte, in welcher weder soziale, noch politische, noch zeitgemäße Anspielungen vorkommen.“ — Eine in wenig Worte gefasste Selbstbeurteilung findet sich S. 227. Der Sohn einer ihm besfreundeten russischen Familie hatte in der Schule einen Aufsatz „über die persönliche Weltanschauung Turgéniew's“ zu schreiben! Die Mutter des einer „unteren Lehrausschalt“ (!) angehörenden Jünglings bittet T. um Auskunft. Sehr praktisch einer Aufgabe gegenüber, wie sie verkehrter nicht gedacht werden kann. — Der Brief 254 findet sich im Original in dem außerordentlich interessanten Buche H. Daubets „Trente ans de Paris“. — H. Daubet war ein warmer Freund T.'s. — Von dem Beifall, welchen die vorliegende erste Briefsammlung finden wird, scheint es abzuhängen, ob eine zweite Sammlung erscheint. Die Uebersetzung der ersten Sammlung liest sich vortrefflich; einzelne kleine Fehler kann man mit Stillschweigen übergehen. O. K.

— Erinnerungen aus vergangenen Tagen von D. Chr. Ernst Luthardt. (Leipzig, Dörfling & Franke.) 1859.

Der um die theologische Wissenschaft hochverdiente Verfasser vorliegenden Wächtens hatte in den letzten Jahren ab und zu in der Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung „Erinnerungen aus vergangenen

Tagen" veröffentlicht und war von verschiedenen Seiten aufgefördert worden, diese zusammenzustellen und zu vervollständigen. Das ist die Entstehung der Schrift. Sie soll keine Selbstbiographie, noch weniger eine Darstellung der inneren Entwicklung des Verf. sein. Es sind einzelne Bilder, welche Umgebungen, Einwirkungen, Begegnungen darstellen, die denen gewiß sehr lieb sind, welche den Verfasser hoch schätzen, und jüngeren Theologen vieles bieten, was für Wissenschaft und Leben von Bedeutung werden kann. Man thut eben auch bei der Lectüre dieser Erinnerungen einen Blick in die Entwicklung des tuern Theologen. Das Alter macht, wie A. Dengel mit Recht sagt, gern Personalien, um denen, welche sie lesen, über den Lebensgang Rücksicht zu geben, und direct oder indirect wird der Leser zu seinem eigenen Nutzen aus solchen Darstellungen vieles gewinnen und vermerken. Wer hat nicht mit Segen das Leben eines jüddeutschen Theologen, die Biographie Vöhes und anderer trefflichen Männer gelesen? Der Ref. pflegte seinen Schülern, welche das Abiturientenexamen bestanden hatten und Theologie studieren wollten, Biographien bedeutender Theologen und Encyclopädien zu empfehlen, damit die jungen Leute, bevor sie in das akademische Leben eintreten, von dem, was ihnen auf der Universität in ihrer Berufswissenschaft dargebracht wird, eine Ahnung bekommen und zugleich lernen, wie man ohngefähr seine Studien einzurichten habe, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Den Theologen gab ich zur Orientierung die bez. Schriften von Nathusius, Lange, Dogenbach, Vöhes Biographie, Rißsch, Hartke u. in die Hände. Ich denke mir, daß auch die vorliegenden Erinnerungen jungen Leuten für die Betreibung ihrer Studien gute Dienste leisten, sie in ihren Bestrebungen fördern werden.

Der gelehrte Verf. entwirft nun in dem ersten Kapitel ein liebliches Bild der alten Reichsstadt am Main, des fränkischen Städtchens Schweinfurt, der Vaterstadt Friedr. Käckerts. Hier hat er besonders in dem großväterlichen, wohlhabigen Hause die Jahre seiner Kindheit verlebt. Der Vater Luthard war Zollbeamter, zuerst in Unterfranken, später in Oberfranken. Das Landleben, welches nur durch häufige Besuche der Großeltern in Schweinfurt unterbrochen wurde, stärkte Leib und Seele des Knaben. Im 11. Jahre seines Lebens siedelte L. mit den Eltern nach Nürnberg über. Jetzt löst und der Verf. einen Blick thun in das Leben und Treiben der alten lieben deutschen Stadt, die an geschichtlichen Erinnerungen so reich ist. Für den Knaben ist die Epoche wichtig: die mannigfach zerstückelte Unterweisung in der Schule, die er bis jetzt genossen, wandelte sich in einen sachlich sehr geordneten Gymnasialunterricht um. Es wird auch Pädagogen von großem Interesse sein, aus dem Munde des Verf. zu erfahren, welche geeignete Wirksamkeit Lehrer, welche, mit tüchtiger wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, ihres Amtes um Gotteswillen treu und gewissenhaft warten, auf ihre Schüler ausüben. Durch den unergieblichen *praecceptor Bavarinae* Friedr. Thiersch war das bayerische

Gymnasialwesen in eine neue Epoche eingetreten, hatte einen mächtigen Aufschwung genommen. Männer wie C. L. Roth, Joh. Christoph Held, Christian Bombard, Eisperger, Doederlein, Kägelbach, L. Sprengel, C. Palm u., zum Teil Schüler des geistvollen Fr. Thiersch, hatten nach allen Seiten hin die gymnasialen Studien gefördert, durch wissenschaftliche gebiegene Bildung und durch pädagogisches Geschick hatten sie es erreicht, daß die bayerischen evangelischen Gymnasien hinter Bildungsanstalten anderer Länder keineswegs zurückstanden. In Nürnberg waren es vor allen drei Lehrer, welche einen nachhaltigen Einfluß auf den strebenden Jüngling L. ausübten. Treffend hat der Verf. die drei ihm so lieb und wert gewordenen Lehrer charakterisiert (S. 31). Kägelbachs Feuer entzündete, und sein Eifer trieb unablässig vorwärts; Thomasius' innige Frömmigkeit und milde Wärme drang in das innerste Herz; Roths strenge Gemessenheit und pünktliche Genauigkeit aber lernte man erst später in ihrer ganzen Bedeutung erkennen und würdigen. Der treffliche Kägelbach spricht in der Widmung seiner ausgezeichneten lateinischen Stilistik den beiden tüchtigen Männern Roth und Held aus, was er ihnen zu danken habe: Sie, geliebter Held, haben samt Gabler dem Knaben und Jüngling die Erlernung der Sprache zur Lust gemacht. . . Ihre Freundschaft und Empfehlung begleitete mich auf die Universität zu Heller und Doederlein. Unter Ihrem kräftigen Regimente, teuerster Roth, habe ich an dem uns beiden unergieblichen Nürnberger Gymnasium lehren gelernt. Sie haben mir gezeigt, was ein Lehrer sein muß, der sein Rüsting ist, und was ein Rektor sein kann, der sein Amt als einen Gottesdienst betrachtet und mit der Macht seines sittlichen und wissenschaftlichen Einflusses die Lehrer seiner Anstalt heranzubilden versteht, indem er ihnen vor allen Dingen das Gewissen schärft. Kägelbach und Thomasius haben später als akademische Professoren in Erlangen eine weitere segensreiche, überall anerkannte Wirksamkeit entfaltet. Man verfaßt daher vollkommen, wenn L. (S. 31) erzählt: Ich hatte das Glück, Kägelbach in zwei verschiedenen Jahren als Klassenlehrer zu haben, in meinem 15. und 17. Jahre. Er übte auf die, welche sich ihm hingaben, eine unvergleichliche Wirkung, und auch die Widerstrebenden zwang er vorwärts. Seine Kraft der Wirksamkeit war das sittliche Pathos, das ihn erfüllte. Alle Arbeit des Lehrens und Lernens war ihm eine sittliche Aufgabe. Für Pädagogen ist die Schilderung der Wirksamkeit Kägelbachs von vorbildlicher Wichtigkeit. Ebenso bietet die Charakteristik des geistvollen Thomasius das größte Interesse. Seine milde Wärme, erzählt L., drang ins Herz und doch verbreitete er ein Licht der Erkenntnis, welches Gedanken vermittelte und das geistige Interesse lebhaft in Anspruch nahm. Alt- und neutestamentliche biblische Geschichte, Schriftlesung und Erklärung und Unterweisung in der christlichen Lehre, welche zugleich athenhalben an unsere Beschäftigung mit den Klaffstern anknüpfte: das war sein Unterricht. Ein Examen in der Religion haben wir

meines Wissens niemals gehabt, auch nicht beim Abgang vom Gymnasium. . . Die Wirksamkeit wurde nachdrücklich verstärkt durch seine Predigten. Kirchengeschichte wurde nicht gelehrt. Wie ganz anders jetzt, wo die Abiturienten Dogmatik und Kirchengeschichte sich mühsam einprägen, ganze Hefte auswendig lernen müssen, um regelrecht die Prüfung in der Religion bestehen zu können und um nach dem Examen alles wieder zu vergessen; war es ja bloß ad hoc gelernt, nicht in die ganze Persönlichkeit des Lernenden eingegangen, hatte sich nicht mit seinem ganzen Wesen assimilirt. Begleiten wir nun den Verf. aus die Universität. Im Jahre 1841 zog L., nicht wie heute so viele, mit geteiltem Herzen zur Universität, war ihm doch die Schule nicht ein ergastulum gewesen, in dem er unter dem Trude der alten Sprachen und unter dem Zwange strenger Disziplin gefesselt und nach akademischer Freiheit sich gesehnt hatte. In Erlangen, wohin L. seine Schritte lenkte, schloß er sich der Utteruthia, der ersten sogenannten christlichen Studentenverbindung, an und verlebte mit einigen ihm sympatischsten Freunden herrliche Tage, in denen sich jugendliche Frömmlichkeit mit ernstern Studien tödtlich vereinigte. An Sonntagen las man Schalepeare mit verteilten Rollen, auch Werthers Leiden wurde mit Enthusiasmus in einem Zuge durchstudirt. Neben diesen ästhetischen Genüssen, welche doch auch von Bedeutung sind, wurden die wissenschaftlichen Studien durchaus nicht vernachlässigt. Auch die Alten, Herodot und die Tragiker legte L., der sich erst später für das theologische Studium entschied, nicht beiseite. Ihn interessirte besonders, wie man dies auch einigen seiner späteren Schriften leicht erkennen kann, die auch von seinem trefflichen Lehrer Rägelsbach betonte religiös-sittliche Weltanschauung der Alten. Der Verf. berichtet uns, wie in Berlin das Studium Schellermachers schließlich doch einen größeren Einfluß auf seine Seele übte, als des Demosthenes Rede vom Kranz, die er bei Aug. Böckh hörte. Ganz besonders interessirt den Leser die Schilderung der akademischen Verhältnisse Erlangens, die Wirksamkeit des ausgezeichneten Theologen Hartleb, des sinnigen Philosophen v. Schaben, des in gewisser Weise einen Gegensatz zu Sch. bildenden Prof. Fischer. Namentlich ist das Andenken an den vielfach verkannten Prof. v. Schaben in ansprechender Weise erneuert. Auch der Eindruck, welchen der Theologe J. Chr. Hofmann machte, wird geschildert. Eine bei allen Studenten sehr beliebte Persönlichkeit war C. v. Raumer, der durch seine Geschichte der Pädagogik weithin bekannt geworden ist, er war, wie Luthardt sagt, ein echter Studentenvater. Mit einigen Studenten las Raumer die Konfessionen Augustins, die er auch später herausgegeben hat. Von allen, welche an diesem privatissimum teilnahmen, wurden diese Augustinabende gepriesen. Aesthetik und fester kirchlicher Glaube im Verein mit großem sittlichen Ernst hatten bei C. v. R. einen schönen Bund geschlossen und übten verbunden entsprechende Wirkung auf die jugendlichen Gemüther. Das zweite Jahr der Studienzeit brachte L. in Berlin zu. Raumer übte auf den jungen Studenten

nicht den Einfluß, den er auf andere zu machen pflegte, wohl aber bewunderte er die geistreiche Art, mit welcher Leop. Ranke Fürsten und Völker in seinen Vorträgen behandelte. Es verstand sich bei einem so geistig bewegten Jünglinge von selbst, daß er die Läden seiner ästhetischen Bildung ergänzte, besonders wurden die Romantiker mit großem Interesse gelesen, auch was die bedeutende Stadt sonst an Bildungsmitteln in bildender Kunst und Musee bot, wurde eifrig benutzt. In theologischer Beziehung wurde L. immer mehr von der dialektischen und mystischen Art Schellermacherscher Theologie angezogen. Im dritten Jahre der Studienzeit wandte sich L. wieder nach Erlangen, wo der Einfluß, den der inzwischen von Nürnberg nach Erlangen berufene Thomasius auf seine theologische Bildung ausübte, von Bedeutung wurde. War er doch schon von dem Religionsunterrichte, welchen Th. am Nürnberger Gymnasium erteilte, und von den Predigten des trefflichen Mannes mächtig ergriffen worden. Im Jahre 1844 besuchte L. seinen ehrwürdigen Vektor C. L. Roth, der, in seine schwäbische Heimat zurückgekehrt, im Kloster Schönbühl seine segensreiche Wirksamkeit fortsetzte. In Tübingen wurde bei Beck hospitirt, ein Wort dieses trefflichen Theologen, das auch heute noch Beherzigung verdient: „Sind erst die Thatfachen zum Asten Eisen geworden, so gehts auch mit den Ideen bald den Berg hinab,“ haftete tief in seiner Seele. Die Reise in dem schönen württembergischen Land, der Besuch bei Blumhardt, Barth u. a. werden sehr anmutig erzählt. Diese Reise war für L. deshalb wichtig, weil sie ihm ein größeres Verhältniß für christliches Volksleben eingetragen hatte. In dem letzten Studienjahre (1844 und 45) besuchte L. von Erlangen aus oft Nürnberg, wo er mit einem Kandidaten Löbkeher Nüchtern lebhaft kämpfte führte. Als in der alten Reichstadt in der Mitte der 40er Jahre der bekannte Taumer, welcher Stadtbibliothekar war, ein Schriftchen veröffentlichte: „Römisch oder deutsch“, worin er die Orthodoxen Baierns als etwas Römische angriff und einen aufgeklärten Protestantismus verlangte, der an kein Bekenntnis gebunden war, da ergriff der Student die Feder, um in einer anonymen kleinen Schrift gegen Taumer, der das Wesen des Christentums dahin bestimmt hatte, daß es im Sinne Christi die allgemeine Menschenliebe sei, einen positiven, in dem Bekenntnis begründeten Standpunkt zur Geltung zu bringen. Sehr beachtenswert ist, was der Verf. von seiner weiteren theologischen Bildung und seinen Studien mitteilt. Die Lektüre Johanne v. Müllers, des Historikers, die mit dem Studium anderer Schriften verbunden wurde, zeigte das Christentum im Zusammenhange mit der Gesamtgeschichte, die Hoffmannsche Schrifttheologie aber den inneren Zusammenhang der heiligen Geschichte selbst. Der Schreiber dieser Zeilen hat von dem Studium der Geschichte H. Leo's einen ähnlichen Eindruck empfangen, wie der teuere Verf. von der Lektüre Joh. v. Müllers. Im Anfang des Jahres 1846 trat L. in das Predigerseminar in München ein, wo er zwei Jahre dieb und wiederum nachhaltige Eindrücke

nach allen Seiten in sich aufnahm. Dazu kam, daß dem strebsamen Kandidaten der Unterricht in der Religion und in der Geschichte für die evangelischen Schüler der Münchener Gymnasien übertragen wurde, zwei Disziplinen, welche für die wissenschaftliche Ausgestaltung des jungen Theologen von Wichtigkeit sein mußten. Doch wir brechen hier ab, weil die Betrachtung des werdenden Mannes ein besonderes Interesse erweckte. Die folgenden Kapitel enthalten (12 bis 26) ebenfalls für jeden Leser reiche Belehrung und sinnige Betrachtungen. So sei auch diese Schrift des geistvollen und gelehrten Theologen, der sich durch seine ausgebreitete Bekanntheit nicht bloß um Theologen, sondern auch um Laien sehr verdient gemacht hat, bestens empfohlen, besonders wünschten wir diese Erinnerungen in den Händen junger Theologen, welche daraus lernen können, daß es allwege auch für sie von Vorteil ist, sich tüchtig mit den Bildungsschätzen, welche Altertum, deutsche Litteratur und besonders Schalepeare bietet, bekannt zu machen. G. Lothholz.

## 7. Poesie.

— Weltrevolution. Soziale Tragödie von Friz Lienhard. Dresden und Leipzig. — E. Vierion. 111 S.

Das Erstlingswerk des jungen elbischen Dramatikers (aus Schillersdorf bei Ingweiler) habe ich im Märzheft 1889 angezeigt. Diese Anzeige war nichts weniger als eine Empfehlung. Gleichwohl ist der Verf. so unbefangenen, mir „zur freundlichen Erinnerung“ sein zweites Werk zu übersenden. Streit, Mord und Totschlag, Ehebuch, Aufruhr, Blutvergießen, doppelter Selbstmord, das ist der Inhalt dieser Sturm- und Drang-Tragödie. Hugo, Sohn des Rittergutsbesizers von Dalwitz, einer von den sechs Studenten des Stüds, erklärt seinem Vater und dem künftigen Schwiegervater seines Bruders, dem Fabrikbesizer Bernd: „Die materialistische Gesinnung der oberen Zehntausend, der Mangel an allem künstlerischen und religiösen Idealismus, das ist, was diese Epoche ruiniert.“ Wer will diesem Satz widersprechen? Das Verderben ist allzeit aus den höheren Schichten der Gesellschaft zu den untersten Schichten hindurchgedrungen. Der Redakteur Dubois sieht den Kernpunkt der sozialen Frage im Magen. Ebenfalls eine alte Geschichte. Als Zeitungsschreiber deklarirt er: „Der ganze vierte Stand wird sich über die ganze Erde hin die Hand reichen! (Zunächst dehnt sich die soziale „Weltrevolution“ nur über Mitteleuropa aus). Ein Gewebe von Eisenbahnlirien, ein Netz von Telegrafien hat ja die ganze Erde in ein Land, in eine Großstadt verwandelt. Fort also Völkerrkrieg! Fort Politik, fort stehende Heere, Parteien und Diplomatenräudel! Wir sind alle enterbte Kinder einer verloddernten Gesellschaft! Weder Deutsche, noch Franzosen — Menschen sind wir! Hungrige, elende, verachtete Menschen! weiter nichts!“ Und dieser Dubois ist Thor genug, um zwei Vertretern der oberen Zehntausend zwei Handschuhe als „Fehdehandschuhe“

hinzuzwerfen. Andererseits ist er so schlau, für „Friede und Vergleich“ zu stimmen, als die „Weltrevolution“ von den Soldaten des Königthums niedergeworfen wird. Betty, Dubois' „Gattin“ — wahrscheinlich ist sie mit dem Menschen gar nicht verheiratet — ist in alle Zukunftspolitik eingeweiht: „In Trümmer die Kirchen, die den freien Geist zwischen Mauern zwingen! Eine Religion über die Erde hin: Die Brüderlichkeit aller Enterbten.“ Nur mit der „freien Liebe der Weltrevolutionäre“ ist sie nicht einverstanden; sie vergiftet eine Nebenbuhlerin. — Der eigentliche Held des Stüds ist der studosus jurist und Dichter Sturmegg. Ihm ist die soziale Frage mehr als „eine plumpe Arbeiter- und Frauenfrage“; „wir seuchen nach größerer, freierer, Erfassung der Dinge!“ Der Dichter wird der Belreier dieser Zeit sein! Ehe aber der Dichter sein Werk der „Begeisterung und Liebe“ beginnt, muß der „Vernichter“ sein Werk gethan haben: „Vernichtung ist ein besserer Gottesdienst als alle Predigten der Welt.“ — Der „große Vernichtungskampf“ ist eben der „Nierenkampf“, „der über den ganzen Erdbreis hin alle Teflaktien aufreißt wider Annahmung und Lüge! Ein Bürgerkrieg der Menschheit! Ein Kampf um den Erdball.“ Eine große, hart gefühlte Familie über die ganze Erde hin; ein Vaterland dieser ganze dahinsausende Planet. „Wir siegen oder wir gehen unter“ ruft der Führer des Aufruhrs, aber er macht sich zuerst bei teite und geht unter, jedoch nicht im blutigen Kampf, sondern in der Kammer des Nüchterns, das er, sich vergiftend, mit ins Verderben reißt. Ein kläglicher Ausgang! Sturmegg nennt sich einen „Diener der Wahrheit“ und ist doch nur ein „Knecht der Phrase.“ Man sollte denken, er wäre bei dem großen Prahler Viktor Hugo in die Schule gegangen, wenn man ihn rufen hört: „Weltbeherrschung und Weltverklärung ist unsere Sendung. Eine große einheitliche Weltwirtschaft wird Völkerrämpfe, Kolltrüge, Konkurrenzunternehmen, Parteierklärung, stehende Heere und Kriegsschiffen, all diese Krankheiten einer unreisen Zeit abschaffen für immer und ewig!“ Das 20. Jahrhundert wird nur die als „Könige“ „des durchgeiffigten Erdballs“ anerkennen, welche das Bewußtsein dieser hohen Menschenbestimmung wach halten. So verheißt ich wenigstens den im Drum mhratenen Sag S. 90. — Was will der Verf. mit seiner Tragödie „Weltrevolution“? Ich weiß es nicht. Der Verfasser weiß es wohl selbst nicht. Oder sollte er dem Bramarbas Sturmegg seine Meinung in den Mund gelegt haben, daß nach der großen sozialen Revolution „der Dichter“ ein Heiland der Menschheit wird? Ich halte den Verfasser doch nicht für einen so verkehrten Idealisten, als daß ich annehmen könnte, seine Tragödie sei nur als Begleiter zum Barnab des Zukunftsbüchters anzusehen. O. K.

## 8. Litteratur.

— Goethes Gespräche. Herausgeber Wolde mar Freiherr von Biedermann. 1. Band 1765—1804, XII u. 299 S. — 2. Band 1806 bis



1810, XIV u. 362 S. — 3. Band 1811—1818, XI u. 324 S. (Leipzig, F. W. v. Biederstein.)

Nachdem im Maiheft 1889 der Monatschrift die erste Lieferung dieses fleißigen, sorgfältigen Sammelwerks angezeigt worden ist, liegt mir jetzt die angenehme Pflicht ob, von der Veröffentlichung der drei ersten Bände Nachricht zu geben. Während im ersten den Zeitraum von 40 Jahren umfassenden Band die Zahl der Beiträge Liefernden eine große ist, hat F. W. Niemer im zweiten Band den Löwenanteil, und zum dritten Bande bieten die Brüder Sulpiz und Reichard Voisserie die größte Beisteuer dar. Die frühere Bemerkung, daß Goethe uns in seinen Gesprächen menschlich näher tritt, wird durch die vorliegenden drei Bände aufs nachdrücklichste bestätigt. Unterm 7. August 1788 schreibt Caroline Herber ihrem Gatten, daß Goethe sie an diesem Tage besucht habe. „Unter andern sagte er auch, daß er vierzehn Tage vor der Abreise aus Rom täglich wie ein Kind geweint habe.“ Aus der ersten Hälfte des September 1796 erzählt Caroline v. Wolzogen: „Mit Nahrung erinnere ich mich, wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung unter hervoraufliehenden Thränen den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. So schmitzt man bei seinen eigenen Köhlen“, sagte er, indem er sich die Thränen trocknete.“ — In den Sonntagsgesellschaften in Goethe's Hause wurde abwechselnd vorgelesen. Eines Tages (1804) wurde Hofens „Luise“ gelesen. Heinrich Wolf, der Sohn des Dichters, war zugegen; er schreibt darüber: „An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühle las. Aber seine Stimme war kleinlaut, er weinte und gab das Buch seinem Nachbar. „Eine heilige Stelle!“ rief er aus mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte.“ — Aus dem Jahre 1809 erzählt die Schauspielerin Wolf, sie habe einmal bei Goethe in seinem Zimmer als Eugenie in der „Natürlichen Tochter“ eine Leseprobe gehabt. „Als sie an das Ende des vorliegenden Monologs gekommen — Und wenn ich dann vom Unbill dieser Welt nichts mehr zu fürchten habe, spürt zuletzt mein bleichendes Gebein dem Ufer zu, daß eine fromme Seele mir das Grab auf heimischem Boden wohlgefesint bereite —, habe Goethen sein Gefühl bemerkt; mit Thränen im Auge habe er sie innezuhalten gebeten.“ — Von den Tagen nach der Schlacht von Jena erzählt H. Wolf: „Goethe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenstand des innigsten Mitleidens. Ich habe ihn Thränen vergießen sehen. Wer — rief er aus —, nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne ziehen kann?“ — Herzog Karl August mit seiner Hinneigung zu Preußen war vom Kaiser Napoleon mit Mißtrauen angesehen. Aus dem Jahre 1810 teilt Faust aus einem Gespräch mit Goethe eine Rede des treuen Dieners seines Herrn mit, welche das Schönste ist, was je von deutscher Liebe zum Landesherren gesagt worden. Er will seinen Herrn wie Lukas Kranach in's Elend begleiten: „Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen ausschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe

und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffencameraden und Zeitbrüder nicht wollte verhungern lassen!“ — Hier sollten ihm die Thränen stromweise von beiden Backen herunter; atebann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will um's Brot singen! Ich will ein Fänselknecht werden, und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron heraus und auch von dem euren herunterfingen! Ja, spottet nur des Wesches, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort, mit dir anzubinden!“ — Am 8. Mai 1811 berichtet Sulpiz Voisserie, daß er über die Vorurteile Goethes gegen die gotische Baukunst geübt habe, „der Alte wurde ganz gerührt davon, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals; das Wasser stand ihm in den Augen.“ — Im August 1818 hörte Goethe in Karlsbad nach einem Mittagessen bei dem Fürsten Josef Schwarzenberg die Gräfin Bombelles singen. Goethe, von der Schönheit des Gesanges hingerissen, äußerte: „Wir sind diesen Tönen näher verwandt; es ist das deutsche Herz, das uns entgegenklingt“. Die Gräfin, selbst gerührt durch den Einbruch, den sie machte, sang nun bezaubert und stimmte endlich, von ihrem Manne auf dem Klavier begleitet, „Kunst du das Land“ an. Die ganze Gesellschaft wurde lebhaft ergriffen. Goethe hatte Thränen in den Augen. — Goethe hatte für alles einen offenen Sinn, das Leben war sein Singen und sein Wissen, darum konnte er sich unmittelbar mit seinem Herzen hingeben und als starker Mann da stehen, wo Poeten zweiter oder dritter Ordnung kaum warn geworden, regelmäßig mit einer scharfen Beobachtung und Theorie zufrieden gewesen wären. Er sang und dichtete aus innerem Drang, während die bloßen Schattenbichter unserer Tage mit eifriger Ruhe in jedem Jahre vier Wochen vor Weihnachten ihre neuen Bücher mit derselben Pünktlichkeit zu Markt bringen, wie die Lebensbänder ihre Waare. „Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben, das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Einbruch der lebenden Welt.“ (I., 115.) „Das Benutzen der Ergebnisse ist mir immer alles gewesen; das Erfunden aus der Luft war nie meine Sache; ich habe die Welt stets für genialer gehalten als mein Genie.“ (II., 292.) Die Dichter unserer Tage holen alles aus sich selbst, das Erfunden aus der Luft — der alten Ägypter, Römer, Germanen — ist ganz ihre Sache, im Plunder lebloser Gelehrsamkeit framen sie herum und nennen das ihr Genie. Darum gilt unserem sog. historischgerichteten Zeitalter das Wort Goethe's aus

dem März 1814: „Die Menge der Dichter ist es, die die Dichtkunst herunterbringt in Ansehen und Wirkung“ und das andere Wort zu v. Knebel's Bemerkung (II., 299): „Jetzt macht alles Verje“: „es ist niemals weniger Poesie in der Welt gewesen als eben jetzt.“ — Wie wohlthuend berühren den Leser oft einzelne Bemerkungen. Unseren Großvätern war der alte Horaz der Inbegriff der Dichtkunst. Ich habe den Versicherung eines alten Großheims, daß Horaz einer der größten Dichter gewesen, nie Glauben geschenkt, nun erfahre ich nach mehr denn dreißig Jahren, daß Horaz in Goethes Augen „ohne alle eigentliche Poesie“ war, „besonders in den Oden“ (II., 114).

— Wer auf einer Hochschule Vorlesungen gehört hat, muß sich von Herzen freuen über die vernichtende Beurteilung, welche Goethe 1809 in einem Gepräch mit Falk den landläufigen Professoren angedeihen ließ: „Es ist alles in den Wissenschaften zu weitläufig geworden. Auf unsern Lehrstühlen werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe von wirklichen Erfindungen ist gering, besonders wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhang betrachtet. Das meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat.“ — Von einem selbständigen Wissen ist kaum die Rede. Man treibt die Leute herdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Citaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein verschaffen! — Bleibt nun der Professor vollends gar einen gelehrten Apparat, so wird es dadurch nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Des Dantels ist nun gar kein Ende.“ — Auch hier sehen wir Goethe im Gegensatz zu der dem Leben feindlichen oder gleichgültigen toten Gelehrsamkeit. Doch ist Goethe selbst nicht immer freigeblich von den Hirngespinnsten grauer Theorie. J. W. „wäre Homer unsere Bibel geblieben, welche eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!“ Niemand gegenüber äußerte G. am 2. August 1809, „daß die Lebensgeschichte Jesu nach dem Vorbild gewöhnlicher Hinrichtungen gemeiner Uebelthäter von poetischen Erzählern nachgebildet worden.“ — „Unter den niederen Volksklassen in Italien hat Goethe noch fast durchaus die Sitten, Denkart und Gebräuche wiedergefunden, wie wir sie in den alten Schriftstellern bezeichnen finden. Auch die Religion ist überall auf heidnische Superstition gekürzt“ (II., 126). Wer des Cosentiners Nicola Misasi kalabrische Novellen liest und beispielsweise aus „Brigantaggio“ erfährt, daß die Madonna vom Karmel ihren Anhängern das Paradies öffnet, mögen sie gelebt haben auf Erden wie sie wollten, daß jene Madonna die Protektorin der Briganten ist, wenn diese nur ihr Bild immer auf der Brust tragen und es nie zu küssen vergessen, nie, auch nicht nach einer Schändung, nach einer Brandstiftung, wird erkennen, wie treffend G. das italienische gemeine Volk gekennzeichnet hat. —

Wie in diesem einen Fall, so ergeben sich für den aufmerksamen Leser in hundert anderen Fällen Anknüpfungen zwischen Goethes gelegentlichen Äußerungen aus einem erfahrungsreichen, frischen Leben heraus und den Beobachtungen anderer. — Würdte das als „Anhang zu Goethes Werken“ gedachte Wiedemannsche Werk in immer weiteren Kreisen jene gerechte Würdigung und hohe Anerkennung finden, welche es in so vollem Maße verdient. — In ihrer äußeren Ausstattung schließen sich „Goethes Gespräche“ dem im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar eben erscheinenden neuen Ausgabe der gesammelten Werke des Dichters an. O. K.

— Hülfsbuch für die Deutsche Litteraturgeschichte von Wilhelm Herdit. Fünfte Auflage. (Gotha. Friedrich Andreas Bertels. 1889.) 69 S. 0,80 M.

In pleidivollem Eingehen auf die Grundzüge Herbst's hat Dr. F. Jurborg diese und die beiden vorhergehenden gleichlautenden Auflagen des viel verbreiteten Hülfsbuchs herausgegeben. Die bedeutendste Aenderung gegenüber den früheren Auflagen besteht in der Ausnahme eines Abschnitts über die altdeutsche Litteratur, deren wichtigste Erscheinungen ausführlicher behandelt sind. Der Darstellung der Heldenjage ist dabei besonderes Gewicht beigelegt.

Wie es bei der gebräugten Anordnung eines so umfassenden Stoffes unausbleiblich ist, sind jahe Uebergänge nicht zu vermeiden. Doch trägt von S. 18, auf der als Schluß der mittelhochdeutschen Zeit Weidhard und Freidant erwähnt sind, zu der Einleitung in die neuhochdeutsche Litteratur auf der folgenden Seite, auf der fünf Zeilen später bereits Klopstock genannt wird, nur ein sehr genauger Sprung. Welch ausführliche Behandlung ist dagegen vorausgesetzt, wenn S. 21 in Klopstock's Biographie die Bemerkung gemacht wird: „Hauptlehrer der Rector Freitag, der Rectorator Stäbel“. Leicht zu Irrtum verführend scheint uns die Begründung des Sages, daß die Verwandtschaft der Jpbigenie Goethe's mit seinem antiken Kunstideal nach der formalen Seite in der feierlichen Würde des Tones besonders anschaulich wird. Zum Beweis dieser Ansicht gibt der Verfasser den Anfang der Uebertragung der Jpbigenie in's griechische von Th. Koch. Unserer Ansicht nach würde die griechische Uebersetzung etwas der „Bischofauer“ im nämlichen Versmaße einen gleich würdevollen Eindruck machen.

In Goethe's Leben ist sehr schonend angedeutet: „Das Jdyl von Eszenheim; Liebe zu der Färrer-tochter Friederike Brion; Ursprung mancher schönsten Jugendlieder.“ Die Tragik, die dieses Jdyl vernichtete, hätte nicht ganz unerwähnt bleiben sollen. Es macht sich etwas eintönig und den jugendlichen Leser fernstehend auf der einen Seite zu finden: „Liebe zu Friederike, Liebe zu Charlotte Buff, Liebe zu Lili Schönemann“, eine Quelle herrlicher Lieber; kurz dauernd Brautstand.“ Etwas seltsam ist die Ausdrucksweise, wenn von Rüdert's gebar-nichteten Sonnetten gesagt wird: „Die knappe Form des Sonetts bei der Wahrheit und Energie der

Empfindung wirkt um so stärker, weil sie den Jörn des Dichters wie zu verhaltenem Grimm ägelt und verdichtet."

Nicht ohne Widerspruch bei modernen Schulmeistern bleiben wird die Stelle, an der S. 21 von dem Treiben atklassischer Studien in kräftiger Einseitigkeit die Rede ist, wahrhaft wohlthuende Worte in unseren Tagen schwächlicher Verfahrenheit der Studien. Sch.-K.

### 9. Unterhaltungslitteratur.

— Geld. Roman von Ernst Abigren. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. (Berlin, J. F. Schorer.) 162 S. 2 M.

Der etwas reklamehaft gewählte Titel verbirgt mehr als einen der herkömmlichen, schablonenmäßigen Salon- und Konversationsromane. Das Problem freilich ist alt und oft variiert: Ein durchaus selbständig veranlagtes, dazu ideal gezeichnetes Mädchen wird mit 16 Jahren, also zu einer Zeit, wo es seiner eigenen Empfindungen und Herzensregungen sich noch nicht klar bewußt ist, durch äußere Verhältnisse und Personen bestimmt, einen um das doppelte älteren Mann zu heiraten, einen reichen Gutsbesitzer, vielbeschäftigt, aber ohne höhere Interessen, der sie indessen auf seine Weise herzlich lieb hat und dauernd lieb behält. Der Vetter und Zugespieler der nunmehrigen jungen Frau, ähnlich wie diese veranlagt, verlobt und vermählt sich dann mit einem gut gearteten, aber herzlich unbedeutenden Mädchen, in das er sich gerade einmal wieder „verliebt“ hat; früher war er, wie er glaubt, in seine Kousine „verliebt“ gewesen. Beide auf diese Weise zusammengelommenen Paare bringen, einige Jahre älter und reifer geworden, eine zeitlang gemeinsam zu, und nun erkennen Vetter und Cousine, denen beiden in ihren Eheu das höchste, innere Glück nicht zu teil geworden ist, daß sie für einander wie vorbestimmt sind und sich im Grunde von jeher geliebt haben. — Das ist in kurzen Worten das Problem. Die Lösung desselben hat sich nun mit der Frage zu beschäftigen, wie den beiden jungen Herzen der Lebensfriede und ein verhältnismäßiges Lebensglück zu verschaffen ist. Hier gehen die Wege der Autoren, die sich ein ähnliches Problem gesetzt haben, erheblich auseinander. Der eine (meistens weibliche) Teil will auf das höchste erreichbare Glück seiner Heiden nicht verzichten, das wäre aber die sittlich und rechtlich unantastbare Vereinigung der beiden. Zu diesem Zwecke wird dann durch „Unglücksfälle“ und dgl. auf jeder Seite der hindernde Faktor aus dem Wege geräumt (meistens ist auch nur auf einer Seite ein solcher vorhanden), und nach dem üblichen Trauerjahr „kriegen sie sich“. Das ist natürlich seine Lösung, sondern nur ein willkürliches Zerhacken des Knotens. — Eine andere Partei macht die Sache noch weniger umständlich. Da sie von keiner Liebe, als der geschlechtlichen, weiß, so genügt Eheheubung, auch wohl heimlicher Ehebruch, um alles ins Reine zu bringen und das „Glück“ ihrer Heiden und Heidinnen zu

sichern. — Verhältnismäßig konsequent verfährt noch eine dritte Klasse von Autoren, die die Charaktere ihrer Personen pointiert und auf die Spitze stellt und so einen tragischen Abschluß herbeiführt; nur muß dann auch eine ethische Veranschulung der betreffenden Personen vorausgegangen sein, die in dem hier behandelten Stoffe ganz fehlt. — Und das Leben, wie verfährt das? In der Regel wohl anders, wie die Schriftsteller, hier wie auch anderswo. Wo es überhaupt solche Probleme schafft, da bietet es auch gleich die Lösung dar, es sind die beiden Universalmittel für alle Leiden: Zeit und Arbeit; die sind freilich beide höchst profanischer Natur. — Einen Anlauf an diese „Lösung“, die in Wirklichkeit ja nur eine Milderung und Ueberbrückung des Problems ist, bietet der vorliegende Roman. Das höchste Glück bleibt diesen beiden Liebenden freilich ver sagt, „kriegen“ können sie sich nicht. Wohl aber können sie in ihren eigenen Familien eine relative Betriedigung finden. Wie das geschehen kann, das ist vorrichtigerweise nur ganz skizzenhaft angedeutet; es soll nämlich dem hoffnungsfreudigen Leser nicht der tröstliche Glaube genommen werden, daß alle Teile nun wirklich ganz betriedigt und hochbeglückt sind.

Der Hauptwert des Romans liegt indessen nicht in der ziemlich mangelhaften Lösung eines Problems, die auch nur wenige Blätter in Anspruch nimmt, auch nicht in einer interessanten und bewegten Handlung, welche im Gegenteil sogar äußerst dürftig ist, er liegt in der Charakterzeichnung der Hauptpersonen. Die thätkräftige, nach dem höchsten strebende Hauptheldin, noch gehoben durch den Kontrast mit ihrem ersten Liebhaber, — der an und für sich wieder ein kleines Genrebild ist — ist überall so interessant geschildert und vom naiven Wadisch bis zur gekräuselten Frau so folgerichtig durchgeführt, daß ein Kabinettstück von Charakterzeichnung entstanden ist. Ähnlich, nur weniger verwendbar, ist ihr Vetter gedacht, und auch der Vater desselben, ein Pastor, der im Grunde das ganze unlösbare Problem auf dem Gewissen hat, ist ein nicht gerade anziehender, aber durchaus konsequent gezeichneter Mann. Nur der Gatte der Heldin, der geist- und harmlose Gutbesitzer, muß zum Schluß einen kleinen rollenwidrigen Seitensprung machen; doch geschieht das nur in dem oben angedeuteten Interesse, das unlösbare Problem als gelöst erscheinen zu lassen. — Der schwedische Boden ist fast nur durch Orts- und Personennamen angedeutet, sonst könnten Begebenheiten wie Charaktere ebenso gut in Deutschland wachsen. Ein deutscher Autor würde freilich wohl den Stoff entweder romantischer, oder aber „realistischer“ behandelt haben. A. W.

— Gisela von W. v. B. (Leipzig, Georg Böhm Nachf. [E. Ungelsh.] 1889. 364 S. broch. 4 M., eleg. geb. 5 M.)

Im Gegensatz zu der oft sinnlosen Leidenschaftlichkeit moderner Romane macht sich in diesem Buche ruhiger Friede, der Friede, der vom Himmel stammt, selbst da noch sieghaft geltend, wo in anderen Erzählungen nur noch Mittel der Ver-

zweiflung eine Lösung bieten. Durch gelegentliche allzu große Breiten darf man sich nicht abstoßen lassen und muß sich auch darüber hinaussetzen, daß, um dem Glauben zum Siege zu verhelfen, an Erde Alles gut wird, so gut, wie es überhaupst werden kann, ja daß selbst die verunglückte Figur der jungen Hege Waltraut aus einer tothen Brandstifterin noch eine ganz brauchbare Person wird.

Schöne Maßhaltigkeit berührt den Leser wohlthuend. Manchmal hätte sogar ein etwas härteres Auitragen der Farben nicht schaden können. So ist es entschieden zu bescheiden, wenn sich als Inhalt des von dem sterbenden Grafen geschriebenen letzten Willens, auf den die Aufmerksamkeit in so hohem Grade gelenkt ist, daß man etwa eine Aenderung der Erbfolge oder eine ähnliche einschneidende Aenderung von ihm erwartet, sich als Abtragung einer alten Schuld die Zahlung einer Rente von — 2000 Mark ergibt. Kurt von Lauffen wird hierdurch „ein wohlhabender Mann,“ der ein Gut kauft, an dessen Preis ihm jedoch längere Zeit — 3000 Mark fehlen. Das zarte Gefühl der Verfasserin erndtet öfters da auch weichere Regungen, wo sie in Wirklichkeit kaum zu finden sind. „Wie heißt der Besizer des Schlosses?“ fragt Wolfgang das mit Gade und Gieskanne eifrig hin- und herlaufende Wirtstöchlein. „Der Herr Graf? O du mein Gott —“ und dabei wischte sie sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen. — „der ist ja todt“ u. s. w. So sentimental pflegen Wirtstöchlein nicht zu sein. Ueberhaupt sind die Kinder durchgängig viel zu zart geraten, vgl. S. 12, und ihre Gespräche über religiöse Fragen verraten eine nicht natürliche Fröhlichkeit, vgl. S. 110. Zu formel ist es, wenn auch mehr auf die Bezeichnung des Lesers berechnet, wenn in einem Briefe an die eigne Mutter die Unterschrift lautet: Deine Tochter Maria von Vornsteg, geb. von Sturmthagen.

Die Sprache der Erzählung ist fließend, oft von großer Schönheit. Gelegentlich nur findet sich ein schiefer Ausdruck. So S. 40: „Als die Karnevalsfreunden im Jahre 1855 die dunklen Winternächte gleich bunten schillernden Seifenblasen belebten.“ Seifenblasen werden doch nicht produziert, wie die Nacht zu beleben. S. 57 heißt es: „Es lag eine wilde Kraft auf der Gestalt der Alten, wie sie so sprach, und wie blutiges Weh jagte es durch ihr Gebein, als sie mit fast fortwähligem Tadel rief.“ Etwas viel auf einmal. S. 174 entwickeln sich die reichen Schätze kostbarer Kupferstiche und guter Aquarelle aus großen Rappen. Rappen sind nicht zum Wielden da. Die Bedeutung des Wortes Augen scheint der Verfasserin nicht klar zu sein, sonst würde sie den Namen „Aug“ in's Land“ für einen Ausdrucksfehler. S. 10 nicht weiter wunderbar finden. Passon zu den Weiten S. 116 ist nicht empfehlenswert. Etwas sehr rasche Uebergänge fallen S. 104 und 125 auf.

Sehr gut ist wiederholt der Gegensatz allein-gelehter frommer Sitte zu moderner Gast- und Gastlosigkeit gekennzeichnet, so besonders S. 152. „Vor ihnen lag die wundervolle Alpenwelt in großartiger Schönheit. Der Alte zog seine Mütze

und betete ein Vaterunser. Vielleicht war es sein Morgengebet, oder meinte er in ein fischenstilles Heiligum eingetreten zu sein? Eberhard's erster Impuls war es, das Gleiche zu thun, dann dachte er aber: das ist katholisch, wendete sich ab, zog seinen roten Wädel aus der Tasche und studierte das Panorama.“ Beneidenswert schön ist auch der Tod des alten Freiherrn von Sturmthagen s. 168 ff. erzählt.

Man sollte in deutschen Büchern, wenn doch einmal französische Phrasen angewandt werden müssen, auf deren richtige Wiedergabe den größten Wert legen. S. 38, 41, 128, 149, 192 finden sich hiergegen Verstöße. Auch sonst sind und mehr Druckfehler angefallen, als gerade nötig waren.

Wir empfehlen das Buch als gute Lektüre während der Weihnachtsfeiertage für erwachsene Töchter, wenn dieselben auch vielleicht mit der schlechtigen Wahl Giselas so wenig einverstanden sein sollten, wie wir. Sch.-K.

— Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit von Georg Ebers. (Stuttgart u. s. w. Deutsche Verlagsanstalt. XII und 426 S. 6 M., geb. 7 M.)

Ebers liefert immer noch Weihnachtsromane. Der vorliegende ist den „Ramen“ des Professor der Theologie Gustav Vaur gewidmet, denn dieser Gelehrte hat sich vor Jahren ab und zu nach der „Erbüderzählung“ erkundigt, deren poetische Behandlung gebilligt und bei Ausarbeitung des „auf dem Kamele konzipierten Entwurfs“ dem Kollegen und Dichter, wenn man so sagen darf, allen „Bedenken“ und „Schwierigkeiten“ gegenüber Mut zugeprochen. Josua heißt der Roman, denn Josua ist eine der Hauptfiguren desselben; er könnte auch Mirjam heißen, denn die Schwester Moses und Karos spielt ebenfalls eine Hauptrolle. Mirjam verständig als Prophetin dem von ihr heißgeliebten ägyptischen Feldhauptmann Hosa den ihm obliegenden Versuch innerhalb des Volkes Israel und legt ihm den Namen „Josua“ bei. Wie aber Hosa wegen des dem Pharao geschworenen Jahneides nach erfolgtem Auszug der Kinder Israel in einen inneren Kampf gerät und sich von Pharao bestimmen läßt, wenn irgend möglich jenen Auszug rückgängig zu machen, kündigt sie ihm Knall und Fall die Brautpflicht an und übergibt sich dem alten verwitweten Hängling Zur, den sie kurz vorher als Freier abgewiesen hat. Josua verzichtet auf Frauenliebe. — Außer der Liebe der Mirjam sollte ihn auch die Liebe einer jungen, schönen ägyptischen Witwe beglücken, die gleichzeitig von einem heißblütigen Judenjüngling, einem Neffen Josuas, ebenso erfolglos geliebt wird, als sie selbst den ägyptischen Heersführer Hosa erfolglos liebt. Die Liebe der Kallana ist so groß, daß sie sich einem lächerlichen ägyptischen Prinzen preisgibt, um auf diesem Wege den in Ungnade gefallenen und zur Arbeit in den Bergwerken der Sinaihalbinsel verurteilten Josua die Freiheit zu verschaffen. Ich glaube zwar, daß auch nach ägyptischer Pöbelologie eine derartige opfernde Liebe ein Ding der Unmöglichkeit ist; darauf kommt es aber in

einem Eberschen Roman nicht im geringsten an. Die Witwe Kalana macht den Zug Pharaos durch das Schiffsmeer mit, hat das Glück, nicht zu ertrinken, aber das Unglück, ohne alle Veranlassung von einer ihr ganz unbekanntem boshafte Jüdin einen todbringenden Dolchstoß zu erhalten. Ehe sie stirbt, erzählt sie der Mirjam einiges von ihrer Leidenschaft für Josua, die Hauptfahde aber dem Judenjüngling Ephyraim und dessen Großvater Nun, in dessen Augen die Ägypterin das ihre für die Fortbauer nach dem Tode" gethan hat. Dieser Gedanke ist zwar so kurz und unklar als möglich, doch wird man das hohe Alter des Nun in billige Ermüdung ziehen müssen. — Der Aufbruch und Abzug der Juden wird von Ebers nicht geschildert, dafür aber in gutmütig-rationalistischer Weise der Durchzug der Kinder Israel durch das rote Meer. Die Bibel erzählt ohne Zweifel ein großes Wunder. „Und die Kinder Israels gingen hinein, mitten ins Meer auf dem Trodenen; und das Wasser war ihnen für Mauern zur Rechten und zur Linken.“ Bilmor sagt, diese Erzählung sei keiner Mithdung fähig: „Diese That Seiner Hand, einen Weg durch das Meer zu bahnen, ist dem natürlichen Verstande (der „Wissenschaft“) gänzlich unzugänglich, gefest auch, es beruhte dieselbe auf einem, sonst freilich unerhörten, Naturereignis; denn die innere Verbindung der Naturereignisse mit dem geistigen Leben der Menschenwelt ist gerade das, was dem natürlichen Verstande unsahbar ist, und der „Wissenschaft“ unverwerlich erscheint.“ — Bei dem Durchzug durch das Schiffsmeer spielt der Judenjüngling Ephyraim eine große Rolle, ebenso in dem Kampf mit den Amalekitern. Es sind diese Thaten des Judenjünglings um so erstaunlicher, als sich derselbe in Ägypten um den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs keine Gedanken gemacht und darum in einem langen Gebete (S. 277 und 278) geradezu unmögliche Thorheiten begangen hat. — Alle Romane auf biblischem Unter- oder Hintergrund müssen unfehlbar mißrathen. Das Wort Gottes läßt sich nicht in mäßige ordinäre-menschliche Dichtungen umsetzen. Der biblische Inhalt wird darum auch im vorliegenden Roman reichlich verwässert. Die albernsten, laiblichen, langweiligsten Liebesgeschichten sind vorzugsweise das flache Gemäuer, welches den biblischen Boden umgibt und durchsichert. — Wie in allen ägyptischen Romanen des Georg Ebers, so begegnet man auch in diesem lieben alten Freunden, den Bylonen, Horoskopern, Vastophoren, Rollen, Kathoren. Neue Bekanntschaften macht der Leser mit den Säulen, den Schaju und den Nigbol. S. 382 ist der „Büch des fastigen, tustenden Betharan“ erwähnt. Zur Aufklärung dient eine Anmerkung insofern, als der wohlklingende Name Cantol-na fragrantissima wenigstens die Möglichkeit bietet, in umfangreichen botanischen Werken jenem Gewächs nachzugehen. — An Modernern fehlt es auch in diesem Roman des grauen Altertums nicht. Wie wird der Geburtsstag des Pharaos gefeiert? Erstlich giebt es an diesem Tag Linsen und Hammelfleisch, zweitens

werden Fahnen an hohen Masten „aufgehißt“ und drittens wird selbst im Sinaigebirge Festgottesdienst abgehalten. Da es aber in Altägypten schon Veranden, Forts, Corps, Arzneylästen, Romane u. s. w. gegeben hat, so fallen jene Verherrlichungen des pharaonischen Wiegensestes nicht gerade auf. — Dem „Obersten der Bogenschützen Hornecht“ schäumte das heiße Blut über. Wie mag das zugegangen sein? — Wenn ich dem berühmten „Dichter“ einen guten Rat geben darf, so möchte ich ihn bitten, sich einigermaßen mit der Meteorologie bekant zu machen. Ebers läßt in der einen Nacht den Mond scheinen, in der nächsten Nacht ist es so stockfinstern, daß die Farbe der schwarzen Kohle zur Anwendung gelangt, in der dritten Nacht scheint wieder der Mond. Beim Durchzug durch das rote Meer war Bolldom (die Phönicier machen die Juden auf die Bedeutung des Rombes für den Wechsel von Ebbe und Flut aufmerksam!); wenn aber Wolken vor die Mondscheibe traten, war es so dunkel, daß man nicht die Hand vor den Augen sah! Allen Keisep vor der ägyptischen Finsternis; wenn aber der Mond am Himmel steht, können die dicksten ägyptischen Wolken keine Dunkelheit bewirken, wie sie Ebers vermutet. — Ich glaube, es wäre besser gewesen, Ebers hätte sich von G. Baur nicht ermutigen lassen, den auf dem Kamelshund entstandenen Roman-Entwurf auszuarbeiten. — Was wird man in 20 Jahren von dem Roman „Josua“ wissen? O. K.

## 10. Verschiedenes.

— Bilder des Lebens aus christlicher Geschichte. Von Mrs. Kundle-Charles, Verfasserin der „Chronik der Familie Schönberg-Gotta“, „Begen den Strom“ u. Uebersetzt von Elisabeth Klee. (H. Schmidt's Verlag in Anklam.) 1889. 450 S.

Ein auf dem Gebiet der Kultur-, Literatur- und Kirchengeschichte gleich bewanderte Mann, Bilmor, hat ausgesprochen: Die Kulturgeschichte liefert erst das Verständnis für die Literatur- und Kirchengeschichte. Hatte man früher in der Kirchengeschichte oft ganz einseitige Bilder bekommen und z. B. die Zustände in Byzanz und Rom in der Epoche nach Konstantin viel zu hell, die des Mittelalters viel zu dunkel gemalt; so bricht sich jetzt mehr und mehr ein besseres Verständnis Bahn. Für den Gelehrten vom Fach sorgen hierfür schon die großen Quellenwerke, deren einzelne Teile vielfach mit der Geschichte auch kulturelles Material bieten. Für Kulturgeschichte sind z. B. die Monumenta Germ. mit ihrer stattlichen Reihe von Bänden noch viel zu wenig benutzt. Aber sollte man das Gewonnene, betreffe es nur Kultur- und Kirchengeschichte, nicht auch weiteren Kreisen in ansprechender Form zugänglich machen? Ein solcher Versuch liegt uns hier vor. Er hält sich fern von der Art jenes Romans eines amerikanischen Generals, der vor einiger Zeit das Leben Jesu als Roman behandelt hat und damit großen Erfolg erzielte, obwohl sich so viele Christen daran ärgern mußten. Er hält sich aber auch fern von der

Art, die durch ein langweiliges Auseinanderziehen des Stoffes ihn durchsichtig machen wollen. Solche Bücher will man selbst nicht durchsehen, geschweige lesen. Kein, es sind anständig geschriebene Aufsätze aus verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte, in denen der Leser unmittelbar das Leben und Treiben der betreffenden Volkskreise im Verein mit dem christlichen Denken und Handeln findet. Das Ganze ist novellenartig verarbeitet. Die erste Erzählung: „Die lahme Maid von Antiochien“ führt uns in der Apostelzeit nach Antiochien und läßt uns teilnehmen an dem Entstehen, den Verfolgungen und inneren Siegen des Christentums, der Religion der Armen und geistlich Armen unter den Reichen. In die Zeit Barabbas, des falschen Messias, seiner Täuschung, seines augendlichen Erfolges und des großen Jammers, den er geschaffen, führt uns die zweite Erzählung; zugleich zeigend, wie der Untergang des falschen Sternes doch auch Seelen zu dem rechten Stern aus Israel, Jesus, führte. In's dritte Jahrhundert mit seinem ganz angelegten Heidentum, das trotz seiner Verfolgungen des Christentums ganz haltlos geworden ist und durch das Blut der Märtyrer überwunden wird, führt uns die dritte Erzählung. Einen ganz besonderen Wert hat unieres Ermessens die Erzählung „Aus der Wanderchaft.“ Ein junger erster Christ macht vor unieren Augen eine Wanderchaft im Anfang des fünften Jahrhunderts nach den Hauptcentren der christlichen Welt. Wir finden ihn in Rom, Bethlehem (Hieronymus), Nord-Afrika (Augustinus) und besonders in Konstantinopel, wo er der Mittheiler des Chrysostomus wird, dessen Leiden wir erfahren. Er will sich schließlich zum göttlichen Missionar ausbilden; denn dort, bei Götten und Germanen, sieht er die Zukunft der Welt. Seit ist dann freilich der Sprung in die Tage des Veruhard von Clairvaux in die deutschen Lande. Das Kloster Marienthal, in dessen Nähe ein Graf Erbach haust, hat uns freilich ein wenig zu schaffen gemacht. Die Verf. hat vermutlich Erbach im Rheingau mit dem Eig. der Grafen und Schenken zu Erbach-Erbach im Odenwald verwechselt, und das Kloster Marienthal wird dann jenes alterthümliche Kloster sein, in welchem die ersten Drucke am Rhein hergestellt wurden. Auch Homerus schläft einmal; so mag das Versehen hingehen, um der schönen Gestalt des Dr. Konrad willen, in dem trefflich solche Männer dargestellt werden, welche vor der Reformation es verstanden, dem Himmelreich Gewalt anzuthun im Sinne des Reformations-Evangeliums Matth. 11, 12—15. Auch Bruder Bartholomäus, der fingierte Tagebuchverfasser, und der Räuber Eitho sind anziehend geschildert; wenn auch der Fichten- und Tannenwald, der für unrauschet, besser als Eichen- und Buchenwald gezeichnet wäre. Wir hoffen, daß das auch äußerlich schön ausgestattete Buch unter manchem Weihnachtsbaum christlicher Häuser sich finden wird. Es wird den erwachsenen Söhnen und Töchtern, wie den Eltern Freude bereiten.

W.

F.

— Blide in vergessene Winkel. Geschichte, Kulturstudien und Charakterbilder. Ein Beitrag zur Volkstunde von Max Ebeling. 2 Bände. 217 und 332 S. Leipzig, G. Böhme Nachf. (E. Angleich.) 5 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 6 Mk. 60 Pf.

Der Verf. steht auf dem hohen Nischl. Die Nischl vergessenes Land und vergessenes Volk neu entdekt und naturgeschichtlich beschrieben hat, so hat Max Ebeling von Räcklingen den „vergessenen Winkel“ des „Drömlings“ durch sein auf langjährigem Quellenstudium beruhendes, fleißiges, gut stilisiertes Buch der Welt bekannt gemacht. Wer weiß in Mittel- und Süddeutschland, wo der Drömling liegt? Man muß einen guten Atlas zurate ziehen, um zu entdecken, daß nordwestlich von Wagdeburg und nordöstlich von Braunschweig sumpftartiges Land liegt, welches ein Nest der unwirtlichen, von Tacitus geschilderten Germania ist. Der Verf. hat alle Quellen für sein Buch benutzt, nicht nur die gedruckten und geschriebenen, sondern auch — was viel wichtiger und nutzbringender ist — die Quellen des Lebens der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Wir haben es also nicht mit trockener Gelehrsamkeit zu thun. Wald, Feld, Hof, Kirchen und alle die stummen Zeugen der Vergangenheit sollen veranlaßt werden, zu reden. Was irgend noch aufzufinden war von Ueberbleibseln volkstümlicher Sprache, Banereweisheit und Poesie, habe ich gleich verspäteten Blumen im Herdste gefammelt und zu Stränklein zusammengebunden, um die Darstellung zu beleben. Vieles, was in Spinnstuben oder auf der Gasse erzählt wurde, wovon Kirchendbücher und Patronats-Archive, Schule und Gericht, Tagebücher und Urkunden berichten, ist hervorgeholt und nach Möglichkeit ins Licht gezogen. Wer etwas gelernt hat, wer die Geschichte kennt, kann kein „unbedingter Lobredner“ der s. g. guten alten Zeit sein. Ein solcher Lobredner ist auch der Verf. nicht. In dem Abschnitt „Alte und neue Zeit“ (II, 113) sagt er: „Bieselicht möchte es aber manchem so scheinen, als ob der alten Zeit ein großer Vorzug eingeräumt wäre. Ich sehe nicht an, zu sagen, daß ich dort mehr Licht als Schatten gefunden habe. Aber als unbedingten Lobredner der Vergangenheit will ich mich doch nicht scheitern lassen. Bei einem Vergleich der alten und der neuen Zeit ist es mir immer wie bei einer Wanderung im waldreichen Gebirg. Man kann nicht sagen: nur der Berg ist schön oder nur das Thal ist schön; beide gehören vielmehr zusammen. Das eine ist bedingt durch das andere; beide ergänzen sich und fordern, daß wir jedes in seiner Art recht würdigen. So will auch die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart und diese wieder im Lichte jener beurteilt sein.“ Der Leser kann sich hiernach vertrauensvoll gefallen lassen, vom Verf. durch den Drömling und seine nächste Nachbarschaft an Acker und Chre geführt zu werden.

Im ersten Band ist die Geschichte von Land und Leuten in 14 Abschnitten enthalten: von Tacitus bis Kaiser Wilhelm II. Im zweiten Band, „Aus deutschen Bauernhäusern“ über-

schrieben, wird in 50 Abschnitten das nieder-sächsische Bauernhaus in alter und neuer Zeit, der Hausstand, Familien- und kirchliches Leben, der geistliche Verkehr, Aberglaube, „plattdeutscher Sprat-Schatz“ u. a. m. Gegenstand der Darstellung. Vortrefflich sind dem Verf. die Abschnitte „Das alte Bauerngehöft“ (§. 7), „Hauspruch-Weisheit“ (§. 85), „Einsiedler-Ibidie“ (§. 95) gelungen. In anderen Abschnitten bin ich wiederholt auf die Frage gekommen: Für wen hat Verf. sein Buch geschrieben? Zunächst wohl für die Bauern im Trömling, welchen vieles gesagt werden muß, was die sonstigen Leser, das f. g. gebildete Publikum längst weiß. Auch da, wo der Pastor zu Wort kommt, hat der Verfasser offenbar mehr die Volksgenossen seiner Gemeinde vor Augen, als die anderen Leser. Mit dem für die nächste Umgebung des Verf. Niedergeschriebenen stimmt aber dann sehr oft nicht der ironische, kritische Ton, welcher die bäuerlichen Leser nicht angenehm berühren wird. Das Volk ist ohnehin äußerst mißtrauisch, wenn man ihm selbst im Erzählertone auf den Leib rüdt; wenn es im geringsten merkt, daß sich der Erzähler über dies und das im Volksleben, mit Recht oder Unrecht, beustigt, oder daß man der großen Welt gegenüber von Dingen redet, welche besser in den engsten Kreisen erörtert werden, muß dies dem günstigen Eindruck eines Buches schaden. Ich räume ein, daß es außerordentlich schwer ist, ein Buch, wie das vorliegende, so zu schreiben, daß Volk und Bildungswelt gleichmäßig davon befriedigt sind. Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, muß man sich entschließen, entweder nur fürs Volk oder, so wie Niehl, nur für die gebildete Lesewelt zu schreiben. Es ist an sich in hohem Grade zu wünschen, daß der Verf. da und dort einen Nachfolger im Schreiben von Kulturbildern findet, dann mögen sich dieselben nur

hüten, daß sie nicht im Tone das eine mal an diese, das andere mal an jene Sorte von Lesern sich wenden.

Vielleicht hätte dem Verf. die letzte Zeile eines Freundes gute Dienste leisten können. Dieser gute Freund würde dann auch wohl bemerkt haben, daß II, 98 irrtümlich König Max — wohl der Zweite? — von Baiern statt des Kaisers Maximilian I. citirt worden ist, auch das Bismarck-Wort I, 207, das Faust-Citat II, 94, und die anderen Goethe-Stellen II, 107 und 139 sind nicht richtig wiedergegeben. Der gute Freund hätte dem Verf. vielleicht auch gesagt, daß auf dem Widmungsblatte sich zwei Fehler finden. Das Buch ist nämlich dem Großherzog Ludwig IV. von Hessen, dem Kirchen- und Schulpatron des Verf., gewidmet. Der Zusatz „regierend“ zu Großherzog ist überflüssig, denn Großherzog ist der Titel eines Regenten, man spricht ja auch nicht von regierenden Königen, und die Bezeichnung „von Hessen-Darmstadt und bei Rhein“ ist in der ersten Hälfte offiziell unrichtig, in der zweiten offiziell richtig. Der Titel lautet: „Großherzog von Hessen und bei Rhein“.

Band I, S. 8, 86, 159 erhält der Leser darüber Aufschluß, wie der genannte Fürst Patron in Lebißfelde u. f. w. geworden ist.

Für die erhoffte zweite Auflage wäre zu beachten, daß eine Reihe von plattdeutschen Wörtern nicht ins Hochdeutsche übersezt ist, dadurch wird das Buch an nicht wenigen Stellen für uns Süddeutsche unverständlich. O. K.

— Jugendblätter. Herausgegeben von G. Weitbrecht. (Stuttgart, Steinkopf.) 1889.

Eine der besten und billigsten Jugendchriften. Kann allen Eltern warm empfohlen werden.



## Der Klausner vom Stappenfels.

Von

Gustav und Ina von Buchwald.

Ich hatte die kleine Stadt mit dem Bahnhof schon ziemlich tief unter mir und schritt rüstig bergan. Vor mir dehnte sich der mächtige Gebirgsrücken in die Höhe und Breite — dunkelgrün im Tannenschutze, grau im Gefels und weiß im frisch gefallenem Schnee. Die Kreuze an den Wegen hatten weiße Mützen auf. Hier und da schaute noch ein grünes Pflänzlein aus dem dünnen Winterkleid empor. Die Luft war windfrei und es ging sich schafflich.

Die erste Bergwelle war überwunden und nun dehnte sich das weite Flußthal vor mir aus. Links schlossen die massigen Gesteine von Stappenfels den Blick. Der Weg lief jetzt beinahe geradeaus nach oben, nur bei den Tannen, wo der steile Abfall war, machte er eine Biegung.

Und jetzt sah ich das Ziel meiner Wanderung. Dort über dem Herrenhause, wo ein Norddeutscher wohnen sollte, hoch über dem Giebel des Schloßchens mit der Gutswirtschaft lag die mächtige Wallfahrtskirche und daneben fast winzig klein das Kloster St. Egidien.

In diesem Augenblicke war es nicht die Bewunderung der friedlich schönen Landschaft, die meinen Schritt hemmte. Es war ein ganz eigentümliches Gefühl von Befangenheit — Verlegenheit will ich nicht gerade sagen, denn verblüffen läßt sich ein echter Mecklenburger nicht — und noch dazu ein Schwefelsüß! Es war aber doch ein seltsames Gefühl. Ich hatte schon ein dickes Buch über Mönche und deren Urkundenwesen geschrieben — gesehen hatte ich aber noch keinen!

Unwillkürlich griff ich nach meiner Brusttasche. Ja wohl, das Schreiben des Vater Guardian war noch darin, das mir in lebenswürdigster Gastlichkeit auf mehrere Wochen eine Zelle zur Verfügung stellte und mir erlaubte, die Urkunden der alten Benediktiner, die da vor ihnen, den Franziskanern, gehaust, nach Herzenslust zu durchforschen. Der Brief war in gutem modernen Deutsch geschrieben — ich hatte natürlich meine Bitte lateinisch verfaßt — so schön, daß Sargo Grammaticus es nicht besser gemacht haben würde.

Schade, daß da keine schwarzen Benediktiner aus dem ersten Jahrhundert mehr wohnten, sondern braune Franziskaner. Aber die waren doch auch Mönche, leibhaftige, lebendige Mönche!

Und unter denen sollte ich mehr als vier Wochen wohnen.



Lampenfieber habe ich nicht gehabt, als ich des Spafes halber irgendwo einmal eine kleine Nebenrolle spielte; Kanonensieber auch eigentlich nicht, obgleich ich alle Arten Kugeln pfeifen, zischen und brummen gehört. Wie aber die Glocke am Klosterthor ertlang — ich glaube — da hatte ich Mönchsieber.

Es ging aber alles ganz glatt und nett und gemüthlich. Eine seltsame Welt wars, die mich umgab. Ernst und streng wie das Mittelalter und meine Urkunden und doch wieder ganz modern und voll muunterer süddeutscher Wiederkeit.

Bald kannte ich meine Umgebung gründlich. Der alte Pater Guardian Paulus war ein gründlicher Kenner deutscher Litteratur. Er hatte nicht Geld genug gehabt, sich durch die traurige Zeit des Privatdozententums hindurch zu bringen. Da war er ins Kloster gegangen. Pater Valerian war zum Opernsänger ausgebildet und hatte auf Bitten seiner Mutter das Ordenshabit genommen. Desz war er jetzt herzlich froh, denn er hatte Neigung zum Starwerden. Pater Dominicus war ein seltsamer Mann, der viel stillschweig und mit unfehlbarer Sicherheit seine Pistole handhabte. Das that er aber nur, wenn die bösen Holzhäher kamen und auf die kleine Vogelwelt stießen, die im Epheu unter Dominicus Fenster ihre Winterzuflucht gefunden hatte. Bisweilen blieb er auf einem der Klostergänge stille stehen, wo er sein Brevier im Gehen zu lesen pflegte. Dabei murmelte er dann etwas vor sich hin, das kein lateinisches Gebet war, sondern mir oberbairisch vorkam und etwa lauten mochte: „Dös is halt a Nordschweineri, daß a deutscher Mann an deutschen Mann san Schädel derschlag'n muß!“

So mochte es auch ungesähr lauten, denn der Hauptmann v. K. hatte sich 1806 mit dem Säbel in kräftiger Faust verteidigt, bis ihn ein Kolbenschlag zu Boden gestreckt hatte. Darüber war er tiefinnig geworden. Ihm wärs ja damals viel lieber gewesen, wenn sein König ihn gegen Slovenen oder Kroaten oder Polen oder Ungarn hätte sechten lassen. Nun war er ein stiller Mönch geworden, der die kleinen Vögel im Epheu und die Kinder in den Dörfern lieb hatte. Abends im Refektorium wick manchmal der Trübsinn, dann war er wieder ganz Offizier mit einem bairisch groß-deutschen Herzen.

Mich mochte er übrigens leiden, da ich Soldat gewesen und im Kloster so weit möglich nach der Disziplin lebte und vom Bette aufsprang, wenn in grauer Morgendämmerung der Bruder Pförtner mit seinem „Surgite nunc“ auch an meine Zelle klopfte.

Die Fratres im Kloster hielten mich sündigen Reber, nebenbei bemerkt, für einen angehenden Heiligen, weil ich mich stets auf die Fasttage freute. Gut zubereiteter Stockfisch, Erbsenbrei und Sauerkraut halte ich nämlich noch heute für ein gutes Essen, zumal, wenn man so schönes Bier dabei hat, wie es in St. Egidien gebraut ward.

So ganz ohne Abwechslung war das Leben auf der einsamen Bergeshöhe gar nicht, denn es gab zwei regelmäßige Besucher, die zu einander im größten Gegensatz standen.

Der Gutsbesitzer vom Jakobshof war ein pommerscher Baron, von Anskjold mit Namen. Er hatte seine Heimat verlassen, weil ihm die Verhältnisse nicht paßten. Zufälligerweise war er auf der Universität Burdichenschafter geworden, während der Stiftsarzt aus Dunselthal, Dr. Brunner, mit Leib und Seele am Korpswesen hing. Auch politisch waren sie nicht einer Meinung.

Bei allen Wahlen bißten sie sich grimmig, im Kloster aber und zu Hause waren der alte Guts herr und der junge Arzt die besten Freunde.

Mit diesen Leuten ließ sich leben.

Wenn ich mich nach Weise der Seelcute ausdrücken darf, die auch auf dem stampfenden schlingenden Schiffe erst allmählich sicher gehen lernen müssen, hatte ich schon nach acht Tagen „Klosterbeine“ bekommen. Aber leider muß ich es offen gestehen, ich hatte auch ebenso schnell eine der natürlichen kleinen Klosteruntugenden angenommen: ich war neugierig geworden.

Das hatte aber seinen doppelten Grund. Das Archiv war meisterhaft geordnet

und zwar nach Grundsätzen, die nur auf der Ecole des chartes in Paris erlernt sein konnten. Die Fälschung der drei angeblich ältesten Kaiserurkunden war glänzend nachgewiesen; nicht der Kaiser, sondern der Edelherr von Randeck hatte St. Egidien begründet.

Wer war der Fachgenosse, der mir hier schon vor Jahren die große Entdeckung, die ich machen wollte, weggenommen hatte?

Das zu finden ist für einen Urkundenreisenden genau dasselbe, wie wenn ein Afrikareisender unversehrten Fußes durch die unentdecktesten schwärzesten Menschenresser hindurch auf einen noch nicht erstiegenen Berg klimmt und da sitzt denn plötzlich ein weißer Mensch und sagt: „Mein Name ist Meyer.“

Fragte ich danach, wer die Urkunden bearbeitet habe, bekam ich die Antwort: „Bruder Adalbero, der Klausner vom Stappensfels.“

„Wir beklagen den Verlorenen,“ setzte der fromme Guardian mit ungeheuchelter Trauer hinzu.

Das war allerdings Grund, neugierig zu werden. Was ich endlich mit den aller-verbodnesten Fragen herausholte, stellte mich vor ein psychologisches Rätsel: Wie kam ein studierter, hochgebildeter Mensch dazu, vom Winter 1867 an bis 1870 als Einsiedler in der rauhen Einöde der Klausen auf dem Stappensfels zu leben und dann spurlos zu verschwinden?

Das beschäftigte meine Phantasie. Endlich glaubte ich im Archive des Rätsels Lösung entdeckt zu haben.

Der Jahrestag der Klostergründung war festlich begangen. Wir saßen nach der Mahlzeit bei dem trefflichen Bier im Refektorium. Auch Baron Anstjold und Doktor Brunner waren zugegen. Die Unterhaltung drehte sich um die Wundergeschichte, die zu des Klosters Gründung Anlaß gegeben haben sollte. Da ich um meine Meinung als Geschichtsforscher gefragt war, so konnte ich nicht ganz gnädig mit ihr umgehen.

„Seien Sie nicht allzu unbarmherzig mit unsern Legenden,“ sagte der greise Guardian, „ist die Erzählung auch nicht streng genommen wahr, so ist sie doch fromm und wahr empfunden. Sie zeigt uns, was deutsche Herzen vor mehr als siebenhundert Jahren erwärmt hat. Darum hat sie auch für den heutigen Tag noch Wert.“

„Als Sage ja, Hochwürden, dem will ich beipflichten,“ gab ich zu.

„Auch sonst noch für manche Herzen,“ entgegnete das Oberhaupt des Klosters. „Die müßten dann eben tief unter dem Niveau unserer Bildung stehen, ja, wahre Ueberbleibsel aus dem Mittelalter sein,“ warf Doktor Brunner lebhaft dazwischen.

„Ja und nein, Herr Doktor,“ erwiderte der Greis, „glauben Sie einem alten Priester, der so manche Beichte gehört hat, es lebt noch viel Mittelalter in verborgener Tiefe der Herzen. Und nebenbei,“ wandte er sich an mich, „glaube ich doch, Ihre Wissenschaft, Herr Baron, ist nicht im staube, eine völlig sichere Brücke vom Jetzt in das dunkle Einst zu bauen.“

Jetzt hielt ich den Moment für gekommen, wo ich meinem Rätsel auf den Grund kommen könnte, ohne neugierig zu erscheinen. Dünkte mir doch, das, was ich sagen wollte, wäre nur Verteidigung meiner Wissenschaft.

„Mit nichten, Hochwürden,“ antwortete ich, „lassen Sie mich mit einem Beispiel umgekehrter Art antworten, und ich will Ihnen eine Brücke durch drei Jahrhunderte und mehr bis auf die lebende Gegenwart mit Hilfe Ihrer Urkunden bauen. Wissen Sie, wie Ihre Besingung auf dieser Seite des Berges zu staube gekommen ist, Herr von Anstjold?“

„Nein, mein lieber Herr Doktor von Schwefelsiß,“ erwiderte der Ageredete, „ich habe keine Ahnung davon. Sicher ist nur, daß sie aus drei alten Bemerkungen zusammengesetzt ist.“

„Ganz richtig, das sind drei Bauerhufen, die der dreißigjährige Krieg wüste gelegt hat. Sie gehörten einst dem Edlen von Randeck, der das Kloster erbaute.“

„O weh, Vater Paulus,“ rief Anstjold in halbem Ernst, „da kommt dieser Urkundenmensch her und beweist am Ende, daß mein halbes Gut ans Kloster gehört!“

„Ohne Sorge,“ beschwichtigte ich, „jeder Anspruch ist längst verjährt und hätte ihn jemand, so wäre es mein Freund, der Lientenant von Randek, der ein Nachkomme des alten Dynastenhauses ist.“

„Wie? Das ist ja aber gar nicht möglich, die sind ja ausgestorben,“ rief der Vater Guardian.

„Bitte, Hochwürden! Sie kennen Herrn von Randek sogar von klein auf. Er hat eine steinreiche Amerikauerin geheiratet und schon zwei Söhne.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Teils aus den Urkunden, teils aus eigenem Anschauen. Ich halte viel von Randek, Herr Vater Guardian.“

„Das haben Sie aus den Urkunden?“

„Nicht ich, sondern vor mir ein anderer, der auch ein Randek gewesen sein muß! Erlauben Sie, daß ich meinen Brückenbau beginne. Ich brauche die Dokumente wohl nicht erst herunter zu holen. Sie wissen, meine Herren, daß die Randeks 1507 eine bittere Bruderschaft auslochten. Der jüngere, Albrecht Randek, beraubte den älteren, machte das Gut zu Geld und ging auf und davon. Verarmt, hinterließ der ältere Randek nur die stark verschuldeten drei Hufen im Jahre 1510. Oben liegt die Urkunde, in welcher die alten Benediktiner dem Freiherrn Jakob von Randek die Hufen gegen eine einmalige Abzahlung eines Teiles der Schuldsomme und dreißig Gulden jährlich belassen. Diese Zahlung, der sogenannte Randeker Gulden, ist von 1510—1803, also bis zur Aufhebung des alten Klosters gezahlt worden. Das beweisen die wohlerhaltenen Lagerbücher des Archivs. Alle die Bauern aber, noch bis 1592 Freiherrn betitelt, die auf diesen Hufen saßen, führten den Namen Randek. Daneben liegen die beglaubigten Abschriften der Taufscheine von drei Bürgern Randek unten in der Stadt. Der letzte war Küster an St. Marien.“

„Ja, gewiß,“ rief der alte Mönch, „die Brücke ist solide und fest! Also der kleine Bertram, den ich selber getauft und dem ich den Freiplatz auf dem Gymnasium zu Verburg verschafft, der herrliche Bub' ist ein Herr „von“ geworden und Lientenant?“

Die helle Freude strahlte dem alten Mönch aus dem Gesicht: „Ja, nun aber erzählen Sie, wie ist das gekommen? Bis 1866 war er auf dem Gymnasium. Da hat ihn ein Unbekannter zwanzigtausend Thaler vermacht. Was nun geworden, weiß ich nicht.“

„Aber ich, Hochwürden, wieder durch das Archiv. Was Randek anbelangt, so hat er sich im Felde so ausgezeichnet, daß der König ihn in den Adelsstand erhob. Nun aber will ich den weiteren Beweis führen, da müssen Sie aber meinem Schriftgedächtnis trauen. Bei der anonymen Geldanweisung für den jungen Randek befand sich nur ein Bettel mit zwei Worten. Die Schrift war so eigentümlich, daß ich diese beiden Worte so oft nachahmte, bis ich die Buchstaben auch freihändig nachschreiben konnte. Ich bitte um Feder und Papier.“

Ohne mich lange zu besinnen, schrieb ich in jenen Hügen die beiden Worte: „Zur Söhne.“

Starr vor Stammen riefen da Guardian und die beiden Patres wie aus einem Munde: „Das ist Bruder Adalbero's Schrift.“

„So, meine Herren,“ begann ich siegesgewiß, „nun will ich Ihnen sagen, wer der rätselhafte Bruder Adalbero war: Niemand anders als ein Abstammling jenes räuberischen Albrecht, der hier entdeckte, daß sein Vermögen geraubtes Gut war. In selbstamer Großmut gab ers dem Enterbten und zog sich in die einsame Klausel zurück!“

Ueber die Hüge des alten Mönchs flog ein eigentümliches Lächeln. „Herr Baron,“ sagte er, „Ihre erste Brücke war gut gebaut, die zweite ist ein Regenbogen. Ihre Phantasie zeigt nur, daß sie sich lebendiges Mittelalter in der Gegenwart denken können.“

Jener Zug wäre eines alten Ritters aus den Tagen Wolframs von Eschenbach oder Walters von der Vogelweide würdig. Wahrhaft empfunden, aber unwahr in sich, zeigt Ihr Gedanke, wie unsicher auch Ihre wissenschaftlichen Vermutungen sind. Thatsache ist, daß die Schenkung an den jungen Randed schon 1866 im Spätherbst geschah. Das Archiv, aus dem die Kenntnis des Zusammenhanges allein hervorgehen konnte, betrat Adalbero erst 1867 — ich vergesse den Tag nie, an dem ich ihn zuerst erblickt. Bruder Adalbero hat die Schenkung gemacht „zur Sühne“ wie vielleicht andere mehr. Warum und was er zu sühnen hatte, das weiß ich nicht.“

„Es handelt sich hier um ein wissenschaftliches Problem, Hochwürden, entgegnete ich etwas beschämt, „ich habe geirrt; aber das ist eine unumstößliche Thatsache in unserer Forschung: Springt man ab vom Wege und sucht in Nebendingen umher, so findet der Zufall oft unverhofft den Faden des Zusammenhanges, wo sich alles Kombinieren verbietet. Man muß nur Ausdauer haben. Wollen Hochwürden es nicht für unbescheiden halten, wenn ich darum bitte, uns Näheres über diesen gelehrten und sicher edel angelegten Menschen mitzuteilen?“

„Auch ich möchte darum bitten,“ sagte Anskjold, „ich weiß, wie viel Gutes der Mann in seiner Klausur gewirkt hat. Hochwürden baten mich in seinem Namen, ich möge ihn nicht in seiner Einsamkeit aufsuchen. Warum mag das geschehen sein?“

Eine Weile schwieg der greise Herr und es schien, als kämpfe er mit einer trüben Erinnerung. Pater Valerian war ganz wehmütig geworden. Er stand auf, setzte sich ans Klavier und spielte Variationen über das alte Schlachtlied, das Notker Labeo in St. Gallen gebichtet: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfängen.“ Pater Dominicus aber hatte sein kühnes Soldatengesicht aufgesetzt. Ihm schien die Erinnerung gar nicht so trübe. Das Klavier schwieg und wir alle auch, da begann Pater Paulus zu erzählen: „Bruder Adalbero schied von uns in Unfrieden und wir haben ihn doch von Herzen lieb gehabt. Wir beklagen den Bruch des Gelübdes und vielleicht einen Toten. Nun will ich sagen, was ich weiß und soviel ich darf. Seinen Namen aber darf ich nicht nennen, bis ihn der Zufall enthüllt.“

„Im Winter siebenundsechzig wars. Der Wind blies rauh aus Norden und jagte Schwärme von flimmernden Eiszabeln durch das kalte Sonnenlicht. Es war bitterkalt, selbst der breite Strom im Thale war zugefroren. Ich stand gerade am Fenster und dachte an die armen Leute im Dorfe am Fuße des Stappensfelsens. Sie litten Not und ich freute mich, daß ich ihnen einen Wagen voll Lebensmittel schicken konnte. Es war so bitter, bitter kalt. Ein Frachtwagen fuhr eben über den Strom, das hatte ich seit siebenundzwanzig Jahren nicht gesehen. Wie ich so hinüberlugte, fiel mein Auge seitab auf den Weg, der von der Stadt hinaufführt. Drumten bewegte sich etwas Braunes, mir schien, es war ein Ordenshabit. Der Wanderer schritt rüstig aus. Nach einer Viertelstunde konnte ich erkennen, daß der Mann wirklich das demütige Gewand des heiligen Franziskus trug. Auf dem Haupte hatte er den breitkrämpigen Hut, den nicht die Mönche, sondern nur die Tertiariet tragen, die Gott in der Einsamkeit dienen wollen. Behüt uns Gott, dachte ich, das ist gewiß der unglückliche Einsiedler, der auf den Stappensfels soll. Was will der arme Mensch bei der Kälte da droben. Das geht ja nicht an.“

Mittlerweile war der Bruder ziemlich hoch gekommen, suchte sich einen Nichtweg am scharfen Eck und ging schwindelfrei, als ob's weder Abgrund noch Glatteis gebe, aufs Klösterlein zu. Es war ein hoher, kräftiger Mann.

„Lange Jahre bin ich Novizenmeister gewesen, aber wie der mit seinen großen schwarzen Augen auf mich herabschaute, da tams mir vor, nicht ich, sondern er sei der obere. Und doch war alles an ihm stille ergebene Demut. So weilmüde und so traurig war der Blick, daß mir das alte Herz weh that. Welch unsagbares Leid mußte dieser jugendkräftige Mann in der Welt erfahren haben, daß er nichts mehr begehrte, als die Einsamkeit auf der Bergeshöhe.“

„Zu halten war er nicht; noch am selbigen Tage ging er auf den Eiswind umbrauften Stappenfels.

„Zwei Briefe hatte er mitgebracht, ein königliches Handschreiben und eins vom Ordensgeneral. Es hieß darin, er habe sich die Klausnerschaft als Sühne für eine That auferlegt, die ihm selber das bitterste Leiden gebracht.

„Und seltsam genug lebte er droben, wie ein Heiliger aus den alten Legenden, aber für die Armen hatte er stets eine offene Hand und viel Geld. Die Klausner leisteten ja nicht das Gelübde der Armut. Bruder Adalbero mußte sehr reich sein. Die Leute nannten ihn den Klausnergrafen und noch ist das Land voll von Geschichten über ihn. Wenn ein Streit unter den Bauern war, entschied er ihn nach dem Gesetz, das er kannte wie ein Richter. Nachher sagte er, was recht und billig und gut zu thun sei. Selbst die aus den lutherischen Dörfern jenseit des Stromes kamen zu ihm und nahmen Recht von ihm unter der alten Heideische auf dem Stappenfels. Seit ein Bauer einmal nicht auf seinen Spruch hörte, dem er unrecht gegeben, weiter appellierte, verlor und obendrein noch viele Prozeßkosten zahlen mußte, da hatte der Herr Amtsrichter gute Tage.

So gings die paar Jahre hin. Nur zur Ordnung der alten Geschristen, die keiner von uns lesen konnte, kam er ins Kloster. Dann brachte er seine Geige mit und spielte mit Pater Valerian, aber so schön, daß einem die Thränen in die Augen kamen. Gesprochen hat er kein Wort mehr als nötig.

„Als aber das Jahr 1870 ins Land kam, da ward sein Wesen unruhig. Er kam öfter und holte fast täglich die Zeitungen, die der Briefbote für ihn zu uns brachte. Es waren auch englische und französische darunter. Wir halten ja nur wenig Blätter im Kloster.

„Mit Pater Dominicus hat er oft lange in den freien Stunden gesprochen.

„Er war so erregt, daß ich fürchtete, er stände vor einem Nervenfieber. Endlich war die große Nachricht gekommen. Wir beteten, Gott möge dem Unheil des Krieges wehren.

„Mich wunderte, daß Bruder Adalbero sich gar nicht bsiden ließ. Wenn er nur nicht krank da droben liegt, dachte ich eines Tages, als eine seltsame Musik aus dem Refektorium in meine Zelle heraufschallte. Das war doch keine geistliche Musik? Das war:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los —“

„Nein, das durste ich doch in einem Ordenshause, das dem heiligen Frieden geweiht ist, den die Welt nicht bietet, unmöglich leiden. Nun, ich hab auch ein deutsches Herz, und mein Vater hat unter Andreas Hofer mitgekochten, denn wir sind eigentlich Tiroler. Ich dachte, geh die Treppe nur langsam hinab. Sie werdens schon sein lassen, noch ehe du da bist.

„Aber wie gebannt bsied ich vor der Thüre stehen. Da schallte mir ein Lied entgegen, das mich festhielt. Gott verzeih mir die Sünde. Ich habe den ersten Vers nie vergessen können:

„Jubelnd sei's der Welt verkündet,  
Nicht mehr scheidet uns der Rain,  
Darum ziehen wir verbündet  
Ins Franzosenland hinein.“

„Ja, der Rain — der die deutschen Brüder getrennt. Aber da kam mir mein heilig Ordensgelübde in die Seele. Ich riß die Thüre auf. Da saß Pater Valerian am Klavier. Singend und seinen alten Säbel in der Hand stand Pater Dominicus neben Bruder Adalbero, der ihm eine Nummer des bösen Kladderadatsch hinhielt.

„Immer frisch, frei fromm und froh  
Haut sie auf den Chassepot —“

schallte es mir dreistimmig entgegen. Ich wollte Schweigen gebieten, da sangen sie weiter:

Sachsen, Baiern, Schwaben, Hessen  
 Reißt euch tapfer Glied an Glied,  
 Was geschehen ist, sei vergessen  
 Und vergessen, was uns schied."

"Oh, das gute Wort griff auch mir so ins Gemüt, daß ich nur schweigend zwischen sie treten konnte.

Da gaben sie Ruhe.

"Kinder, Kinder," sagte ich, "seid Ihr Religiosen oder Soldaten. Ist das recht? Kommt, laßt uns in die Kapelle gehen und Gott den Allgütigen anseh'n, daß er uns den Frieden erhalte. Er kann das Herz der Mächtigen dieser Welt lenken. Kommt, Kinder, wir wollen sehen, daß Gott uns behüt."

Valerian kam und mit großen Thränen im Auge auch Dominicus; nur Bruder Adalbero stand unbeweglich und prüfte den Säbel, ob er scharf sei.

"Nun, so komm doch, Bruder Adalbero," sagte ich freundlich.

"Ich will nicht," rief er mit einer so harten, scharfen Stimme, wie ich sie nimmer gehört.

Schweigend wandte ich mich und führte meine kleine Schar zu inniger Andacht. Wir sandten unser Flehen zum Herrscher der himmlischen Heerscharen und zu der allerseeligsten Jungfrau.

Die Andacht war zu Ende und ich legte mir selber und den beiden Patres noch ein Vaterunser mehr zu beten als Strafe auf, daß wir sogar weltliche Gedanken gehabt. Ich war selber sehr traurig, denn Bruder Adalbero hatte sich schwer gegen das heilige Gelübde des Gehorsams versündigt. Ich wollte ihn nicht strafen, sondern ihm nur eine kleine Buße auferlegen wie diese, aber er mußte einsehen, daß er gesehlt habe.

Wir kehrten in das Refektorium zurück, da stand Adalbero noch immer und starrte finster auf den alten Säbel des Pater Dominicus.

"Lieber Bruder Adalbero," sagte ich, "du hast schwer gesündigt, aber du hast dich übereilt. Wir müssen ja um Frieden bitten."

"Das habe ich nicht gethan, Hochwürden, um Sieg nur dürfen wir bitten, denn groß und gerecht ist unsere Sache. Aus der Todesfaat, die dieser Krieg säet, wird die Ernte des Friedens erprießen. Die Zeit ist gekommen, wo der blaue Strom da drunten aufhört, deutsche Männer von einander zu scheiden. Dann wird kein Haber mehr sein im deutschen Lande, kein Bruderkrieg mehr — ein einiges mächtiges deutsches Reich."

Wie ein Prophet stand er da mit leuchtenden Augen, und ehe wir uns fassen konnten, war er verschwunden.

Wir haben ihn niemals wiedergesehen. Gott schenk ihm eine selige Urständ."

Wir war, als müßte ich diesen Mann gekannt haben — und doch, der einzige, der diesem Bilde ähnlich sah, der konnte doch nicht Mönch gewesen sein. Eher glaubte ich noch, was die Leute zu ihm sagten, er sei ein degrabierter Offizier, der seinen Durschen im Jähzorn erstochen.

Das Bild meines fremden Herrn Betters war mir aber doch merkwürdig deutlich vor die Seele getreten. Ich grübelte darüber nach, während Baron Anstjöld und Doktor Brunner ihren Scharfsinn anstregten, um zu ergründen, worin Bruder Adalberos Schuld bestanden haben möge. Wie aus einem Traum erwachend hörte ich Doktor Brunner sagen: "Der nächstliegende Gedanke wäre eigentlich Tötung im Duell."

Daran glaube ich nicht, denn Bruder Adalbero war kein junger Student mehr. Entschließt sich ein Mann, der auf etwa dreißig Jahre oder mehr einzuschätzen ist, zu einer Mensur auf Leben und Tod, so muß er gewichtige Gründe haben. Hat er die gehabt, dann könnte man bei einem eigenartig angelegten Menschen wohl daran denken, daß er die Klausnerschaft trotz ihrer großen Härte einer Festungshaft vorgezogen hätte, wenn die Gnade Seiner Majestät ihm das möglich gemacht hätte. Aber der tiefe Gram,

der der Grundzug in Adalberos Wesen war, der erklärt sich noch nicht," sagte Herr von Ansfjold.

"Es könnte doch solche Fälle geben," sagte Brunner mit mehr als gewöhnlichem Ernst.

"Die dürften aber selten sein," sagte der Guardian, "leider ist diese unselige Sitte noch immer nicht von unserer heiligen Kirche verbannt. Wer einmal noch soviel Mittelalter in Leibe hat, der wird eben darüber keine allzu tiefe Reue empfinden. Eher ließe sich an eine Fahrlässigkeit denken, durch die der Unglückliche schweres Leid über Leute gebracht hat, die seinem Herzen nahe standen. Denken Sie sich jemand, der durch eine Fahrlässigkeit den Tod der eigenen Mutter verschuldet. Das wäre doch Grund zu einem Gramme, wie er Adalberos Lebensglück untergrub."

"Gewiß, Hochwürden, umsonst, wie die Seele in einem frühmittelalterlichen Zustande beharrt, den eigentlich nur Lation kennt. Gab es doch Rechtsvorschriften, die ein Tier für eine Schädigung ebenso bestrafen, wie einen Menschen!" rief ich dazwischen.

Der Guardian wollte etwas erwidern, aber Baron Ansfjold unterbrach ihn:

"Einmal habe ich übrigens einen Fall erlebt, wo ich aufrichtig gestehen muß, daß ich mir ob einer Mensur mit tödlichem Ausgange ganz gewiß keine grauen Haare hätte wachsen lassen, wäre ich so beleidigt. Und dabei halte ich mich garnicht für mittelalterlich beanlagt. Es giebt doch Dinge, gegen die man sich nicht anders wehren kann. In den wunderschönen Herbsttagen von 1866 hatte ich Geschäfte in Bernach. Sie waren rascher und besser erledigt, als ich gedacht hatte. Froh und vergnügt saß ich in einem Restaurant und las bei einer guten Flasche meine Zeitung. Es war ja wieder Frieden und Ruhe im Laude. Rechts von mir saßen einige junge Herren bei ihrem Schoppen. Vertieft in das Blatt hatte ich ihrer wenig geachtet, bis die Thüre aufging und ein neuer Gast hereintrat. Das war eine auffallende Erscheinung durch Eleganz der Bewegungen, wie durch seine breitschulterige Größe. Das bleiche Gesicht umwallte eine wahre Sintflut blauschwarzen Haares, unter der leichtgebogenen Nase hing ein langer schwarzer Schnurrbart.

"Für heute, meine Herren, erbitte ich mir Ihren Durst zu ein paar Flaschen von der göttlichen Witwe zu Rheims," rief er den jungen Herren zu. Der metallische Klang dieser angenehmen Stimme hatte etwas wohlthuendes für das Ohr.

"Mann des Himmels," lachte ihm einer der Anwesenden entgegen, "und vorgefien hast du mir eine lange Vorlesung gehalten, wie du sparen wolltest, um das Privatdozententum mit Erfolg abfüßen zu können. Du hast ja noch nicht einmal ein dickes Buch geschrieben. Mit wessen Tochter hast du dich verlobt. Zwei Fälle giebst nur: Professor oder Kommerzienrath?"

"Gratuliere von Herzen!" "Viel Geld?" "Gute Partie?" rief es durcheinander.

"Die beste Partie von der Welt!"

Sollte der Mann mit diesem vergeistigten edlen Gesicht sich wirklich um des lieben Geldes willen verkauft haben? Auch die Gesellschaft, in der er verkehrte, sah zu anständig für solchen Gedanken aus.

"Pfui, alter Freund," rief da eine Stimme, "du hast doch nicht nach Rothschilddötchtern geangelt?"

"Mensch, wo denkst du hin! Ein goldhaariges, blauäugiges, herziges, liebes, kleines, deutsches Mädchen hab ich. Und Geld hat sie keinen Pfennig."

"Du, dann laß das große Sektischmeißen," sprach die verständige Stimme, "laß mir die ändern. Du hast jetzt ernsten und anständigen Grund zu sparen. Mit deiner Feder verdienst du nicht genug zu so was."

"Doch, doch, alter Geselle. Ich habe ein solches Honorar für eine genealogische Arbeit verdient, daß ich zeitlebens keine Sorge mehr habe," antwortete der schwarzhaarige Privatdozent. "Genealogie ist aber ein bißchen langweilig —"

"Schad: nichts, erzähle nur zu."

„Meine Familie teilt sich in drei Teile und führt drei Namen. Eine Linie wohnt da oben an der Ostsee, die geht mich nichts an. Meine hat sich längst von ihr abgetrennt, wir haben einen italienischen Adoptivnamen nach dem Ritter Bigasetta, der die erste Weltumsegelung nach Magalhães Tod vollendete und beschrieb. Ein Urenkel dieses Weltumseglers erheiratete sich die jetzt mediatisirte Herrschaft Altenbürg. Da hat mein Vater mit seinem Vetter einen ärgerlichen Erbschaftsprozess geführt, der die beiden einst so engbefreundeten Vettern bitter verfeindete und uns viel Geld kostete. Mein Onkel Erlaucht von Altenbürg galt für einen verkauerten Sonderling. Ich konnte wenig mehr von ihm als seinen Spitznamen. Mein Vater sagte, der sei verrückt und gräme sich nur, nicht in den Tagen Oswalds von Wollenstein gelebt zu haben, um mit dem durch die Welt zu wandern.

„Die Aeußerung söhnte mich später mit dem Gedanken an den Herrn Onkel aus, den ich nie gesehen. Oswald von Wollenstein ist mir immer einer der liebsten von allen mittelalterlichen Dichtern gewesen. Wenn der Onkel so aus Spott genauet wird, so muß unter all seiner Schrulligkeit Herz und Geist liegen, dachte ich. Nun hatte es mich immer gereizt, einmal einen Roman aus meiner eigenen Familiengeschichte zu schreiben, denn da hat es seltsame Schicksale gegeben. Ich dachte: bleibe bei deiner Art, die verstehst du am besten. Nun suche ich da unter dem Nachlaß meines Vaters nach einigen Briefen, die ich benutzen wollte, da kommt mir ein Zettel von der Hand meines Großvaters unter die Finger, aus dem hervorgeht, daß fast alle unsere älteren Familienspapiere aus Wien in der Franzosenzeit nach Ungarn gerettet waren. Den Zettel hatte mein Vater nicht gekannt. Ich mache mich also auf die Reise. Nicht weit von Siegebin liegt das Gut, wohin Freundeshand diesen Besitz meines Großvaters barg. Beim Durcharbeiten versliegen mir aber alle poetischen Gedanken: meines Vaters Forderung auf Auszahlung von vierhunderttausend Thalern erweist sich mir als vollkarr und unzweifelsohne. Alle die vielen genealogischen Notizen noch einmal zu kopieren und an hundert lange Urkunden abzuschreiben, das war mir viel zu langweilig. Ich führe meinen Beweis kurz und bündig, nummeriere und ordne die Originaldokumente, schreibe darauf: „Da riech' an Oswald von Wollenstein!“ So schick ich die ganze Geschichte an des Herrn Reichsgrafen Erlaucht zu Altenbürg.

Jetzt gehen, seit ich wieder zurück bin, ein paar Wochen ins Land, und ich hatte ganz andere Gedanken im Kopf oder richtiger im Herzen. Wunderschöne Liebesgedanken!

Da sitze ich gestern Abend in meinem Zimmer und finne über ein paar Schwierigkeiten nach, die ich noch zu überwinden hatte, und träume — ich weiß selber nicht mehr was.

So versinken war ich, daß ich es gar nicht bemerkt hatte, wie da plötzlich ein eisgrauer kleiner Herr in grauem Reiseanzug und einem kleinen Köfferchen in der Hand vor mir steht.

Ein Probentreisender konnte das doch nicht sein! Die Augen muß ich doch schon gesehen haben! Hat er sie meinem Vater gestohlen?

Eben will ich schon sagen: „Herr, wer sind Sie?“ da tritt der kleine grane Mann auf mich zu, zeigt mit dem Finger auf mich und fragt ungefähr so, wie der Oberst einen Unteroffizier: „Doktor von Bigasetta?“

„Der bin ich. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Oswald von Wollenstein.“

„Ah, sieh da. Onkel Altenbürg.“

„Ja, Onkel Leonhard. — So laß dich mal ansehen, Albrecht! Hum, siehst ganz gut aus, echt altenbürgisches Gesicht.“

Mir war das eigentlich etwas unangenehm, so gemustert zu werden, wie es der Reiter mit seinem Pferde vor dem Jagdbrennen thut. Aber das hatte doch auch wieder sein Späßiges. Ich meinte, mit diesem Reiter im Sattel würden mir die Weine wohl



nicht brechen. Nehme also ganz dieselbe ruhige Miene an und sage: „Na, Onkel Leonhard, gib mir mal Gut und Ruck und mach dir's bequem bei mir.“

Ich hänge beides an den Nagel und sehe, wie der kleine alte Herr auf mein Sofa zugeht und sich, so lang er ist, darauf legt.

„Kann ich dir mit einem Krug Bier dienen, Onkel Leonhard?“

„Ist mir sehr recht, ich bin durstig.“

Ich schenke ein und setze den Schoppen auf einen Tisch vor das Sofa und stelle den meinen daneben. Beim Dessern der Flaschen hatte ich Zeit, darüber nachzudenken. War Seine Erlaucht der Herr Reichsgraf nicht ein ganz possierliches Kerlchen. So hatte ich mir den Feind meines Vaters nicht vorgestellt. Nein, komisch war er eigentlich nicht, wie soll ich das bezeichnen? Ich setze also die Krüge hin, und er richtet sich ein wenig auf. „Schau, schau. Du rauchst ja noch lange Pfeifen und auch Meer-schaumköpfe. Das thut die Jugend eigentlich nicht mehr. Was hast du für Tabak?“

„Varnas, reinen Varnas, Onkel Leonhard!“

„Dann stopf mir mal den großen Kopf, den mit dem Silberbeschlag, der neben dem Tischibut steht!“

Will dieser alte Indianer, der Häuptling Grauer Bär eine Friedenspfeife mit dir rauchen? fragte ich mich. Das war ja meines Vaters Lieblingspfeife, die der Altenbürg ihm geschenkt. Vater hatte den Kopf von ihm geschenkt bekommen und ihn im Zorne über den Prozeß einst weggeworfen. Ich hatte dann heimlich meine ersten Rauchstudien daraus gemacht. Seltsam, seltsam, komisch ist der alte Herr nicht. Nun kenne ich sein Wesen: er ist einfach selbstverständlich!

Gut, dann muß ich ja auch selbstverständlich thun!

Unsere Pfeifen dämpfen und Onkel Leonhard paßt, wie wenn ein kleiner Mann badt; sagt aber kein Wort.

Er schweigt mich an, ich schweige ihn wieder an. Aber alles hat seine Zeit, und da mir nicht Selbstverständlicheres einfällt, nehme ich meinen Schoppen und sage: „Profit!“

„Profit!“ lautet die Antwort. Der Krug ist leer. Neu eingeschenkt, ruhig getrunken, pass—pass—pass — weiter geraucht.

Plötzlich sagt er: „Da kannst mir einmal erzählen, was du dein Lebenslang gethan hast?“

Dies kam mir ein bischen schnurrig vor, aber ich konnte dabei am Ende herausbekommen, was der Alte von mir wollte und was er zu meinem Rechtsbeweise sagte. So erzählte ich, wie ich mein bischen Geld verstudiert und verweist hatte, wie ich zu den Dokumenten gekommen war und nun hier als Privatdozent mit 0,0 Gehalt saße.

„Ist ganz in der Ordnung,“ meint Onkel Erlaucht und fügt hinzu: „Ich dachte, du solltest Priester werden?“

„Meine selige Mutter hatte sich das gewünscht, aber mir wäre Heiraten schon lieber!“

„Sehr vernünftig,“ meint er mit einem Kopfnicken, das mir beinahe freundlich vorkam, „hm, hm, rauchst guten Tabak und schreibst auch eine leserliche Handschrift. Jetzt selten bei den jungen Herren!“

Nun ich gerade auf mein Ziel los: „Schön, Onkel Leonhard, daß du die Sachen gelesen hast. Was sagst du zu der Sendung?“

„Sendung? Ja, was soll ich dazu sagen. Ein dummer Streich war die Sendung!“

„Das glaube ich nicht, ich habe sonnenklar Recht!“

„Ach was, Recht! Davon rede ich nicht, ich meine die Sendung. Die war ein dummer Streich!“

„War sie nicht!“

„War sie doch!“

„Warum?“

„Glaubst du, daß ich in Altenbürg kein Breunholz habe und keinen Kamin, wo ich das Urkundenzeugs drin aufbrennen kann?“

Da war ich baff — — —

„Ja, was guckst du mich an?“ sagt der alte Herr.

„Einfach, weil mir der Gedanke nicht in den Sinn gekommen ist, einer von uns könnte den andern um sein Erbe betrügen. Ich habe dir die Sache zugesandt mit allen Originalen, damit du mit eigenen Augen sehen könntest, was Recht sei. Adoolaten und Rechtsverdrehler wollte ich dabei zwischen mir und dir nicht haben. Vater und dich haben die argen Gesellen in Unfrieden gebracht, und ihr waret doch blutsverwandt, und was noch mehr: ihr waret Freunde gewesen. Das ist meine Meinung, Onkel Leonhard!“

Da schnellst der kleine Herr vom Sofa auf, gewandt, wie ich es ihm nie zugetraut. Vor mir steht er und mir scheint, seine Gestalt will wachsen, bis sie so groß wäre, wie mein Vater gewesen. Und mit meines Vaters Augen sieht er mich an.

Ein Augenblick nur wars, dann sank er in seine kühle Selbstverständlichkeit zusammen. Ruhig schritt er ans seinen Koffer zu, schloß ihn auf und nahm ein Altkleinstück hervor. Mit einem ungemütlichen Gefühle überkam mich der Gedanke: nun holt er am Ende gleich eine Quittung über das Geld aus dem Sacke. Mich kam ein Ekel an vor dem Streitgeld. Wenn er dir nun einen Hanses Raffenscheine auf den Tisch legt!

Aber nicht so. „Komm her und schreibe deinen Namen hier an diese Stelle!“

Der Lou ließ seine Weigerung zu, er klang so gebietend und dabei doch so freundlich. Ich mußte gehorchen und schrieb unbedenklich.

„Gut so, mein Sohn,“ sagte er in freundlichem Plauderton und ganz ruhig; nachdem er das Dokument wieder in den kleinen Koffer geschlossen hatte, fährt er fort: „meinst du nicht auch, daß es nun Zeit ist, zum Abendessen zu gehen?“

„Ja, Onkel, ich bin bereit!“

„Nichts da, Onkel, heißt Vater!“

„Vater?“

„Das hast du ja mit deiner Unterschrift anerkannt. Stand ja zu lesen in der Schrift.“

„Du hast sie ja gleich weggeschlossen, ich habe ja unterschrieben ohne zu lesen. Wußte ich doch, wer Augen im Kopf hat, die denen meines Vaters im Blicken so gleich sind, der verlangt kein Unrecht von mir.“

„Das sind jetzt auch nach allem Recht deines Vaters Augen, mein Sohn, denn das Papier ist eine Adoptionsurkunde. Du bist so, wie ich erwartet hatte, dich zu finden. Meine Frau ist tot und mein Sohn auch. Deinem Vater habe ich unrecht gethan. Nicht wahr, du willst für einen alten einsamen Mann ein lieber Sohn sein?“

In den Augen glänzte ein feuchter Schimmer, wie von einer Thräne, als er seinen Arm um meinen Nacken schlang und mich an sich zog. Mir war zu Mute, als sei mein Vater aus dem Grabe auferstanden. Ich fühlte, wie mein Herz schlug. Mir ward ganz schwindlig, wie ich mir vorstellte, ich sollte wieder einen Verwandten haben, den ich lieben konnte, ich sollte der Erbe werden von Millionen. Ach, an das Geld dachte ich ja auch eigentlich nicht, aber an das Frauenleben, dem es Rosen im Winter bringen sollte!

Wie trat mir das schmale Engelantlitz mit den schweren goldblonden Fledten vor die Seele. Mit einem sanften Ausdruck voll Liebe und Güte. Und mit dem Bewußtsein der Liebe kam aus dem Taumel des Unverhofften auch die Erinnerung an eines ehrlichen Menschen Pflicht.

Ich trat einen Schritt zurück, aber ich behielt seine Hand in der meinen:

„Zeitbens will ich dir für diese Herzengüte danken, aber weil ich bin wie ich bin, so wirst du mich sicher zum Sohne nicht haben wollen. Gib mir das Papier zurück, ich will die Urkunde zerreißen. Laß mich offen Farbe bekennen, weiß ich doch, du selbst würdest nicht anders handeln. Hoch und heilig hab ichs mir angelobt, kein anderes Mädchen zu heiraten, als die, von der ich hoffe, sie wird in Kürze meine Braut. Du hast aber als Standesherr Autonomie und würdest eine Ehe nicht anerkennen, die du als Mesalliance bezeichnen müßtest. Sie ist nicht von Abel.“

„So — so — ruht ein Makel auf dem Mädchen?“

„Nein, sie ist rein wie Gottes Sonne goldner Strahl!“

Das Gesicht des Alten hellte sich merkwürdig auf. Ich sagte Mut und Vertrauen. „Höre,“ sagte ich, „sie stammt aus einer guten alten Art. Die Familie ist aus Bremen. Ihr Vater war Arzt, erkrankte, verlor die Praxis und starb in eifriger Armut, obwohl es in Bremen reiche Leute aus dem Geschlecht giebt. Mein Lieb ist hier bei entfernten Verwandten untergebracht.“

„Wie heißt sie?“

Ich nannte den Namen. Da lachte der Alte ganz leise in sich hinein: „Komm du nur erst nach Altenbürg, dann wirst du im Archive schon finden, was vor Zeiten einer aus der Art für einen von uns gethan, den die Hexenrichter gerne aufgebrannt hätten. Glück und Segen dazu mein lieber Sohn. Schau, Schau! Ist ja ganz recht von dir, daß du treu an deiner Liebe hängst. Meine abgelebte Staudesherrschaft kann ich dir ja doch nicht vermachen, mußt dich mit einem einfachen Grafentitel ohne Erlaucht begnügen. Morgen mittags werde ich zu den Verwandten des Mädchens hingehen und alles in Ordnung bringen! Aber nun komm, ich bin wirklich hungrig. Wie nett, daß ich auch gleich eine Tochter ins Haus bekomme! Aber alte Leute greift so was an: ich habe ernsthaften Appetit.“

Ehe wir aus der Thüre gingen, umarmte mein Vater mich noch einmal so recht von Herzen.

Unser Weg führte uns an der Villa Braun vorbei, ich wohne ja gegenüber. Stoßt an. Neunchen Knoop ist wirklich meine Braut — hei, wie die Gläser klingen!

Und wie ich mich verlobte? Ja, denkt, denkt nur ganz nach meines neuen Vaters Rat — ganz selbstverständlich!

Wir gehen über den Weg — da steht sie und bindet Rosen an, und die Abendsonne flutet über ihr goldenes Haar.

„Die solls sein, Vater!“

„Wie schön sie ist,“ sagt er leise, „und ein so liebes gutes Gesichtchen, nur ein bißchen zart, ein bißchen zu zart. Ruf sie her!“

„Ich habe ihr ja noch gar nicht gesagt, daß ich sie lieb habe!“

„Warum springst du denn nicht über den Zaun, mein Sohn. Marsch! Ich gehe ins Hotel. Bring mir das Jawort nach!“

Ruhig wendete er sich — und ich über den Zaun.

Ja, was nun kam — ich weiß es vor Glück selber nicht mehr. Ich weiß nur, jetzt ist mein Vater bei ihrem Onkel und morgen bekommt ihr die gedruckten Anzeigen. Stoßt an! Stoßt an!

Hell klangen die Gläser aneinander und herzlich waren die Glückwünsche der jungen Leute! —

Ich selber leerte mein Glas in meiner stillen Zuschauerecke auf das Wohl des Brautpaars. Da ward die Thüre aufgerissen — aber Doktor Brunner, was ist Ihnen denn? Sie sehen ja aus, wie der Kalk an der Wand! Nehmen Sie nicht zu viel von Ihren Tropfen! So — nun kommt wieder Farbe in Ihr Gesicht — — —

Also da ward die Thüre aufgerissen und herein stürzte in höchster Aufregung ein Herr. Erst kam er auf mich zu, sah mich an mit wutsunkelnden Augen, dann wandte er sich und stürzte auf den andern Tisch los. Vor dem glücklichen Erzähler blieb er stehen. Sein Atem leuchtete und mühsam stieß er die Worte hervor: „Sind Sie der Doktor von Bigafetta?“

Der Angeredete verneigte sich.

„Sie sind ein ehrloser Hallunke!“ schrie die heisere Stimme. Im selben Augenblick traf Bigafetta ein sichtsbarer Faustschlag mitten ins Gesicht. Das Blut stürzte aus der Nase. Bigafetta wankte unter der Wucht des Schlages.

„Hier ist meine Karte, ich erwarte Ihren Sekundanten!“ schrie der Wütende und raste aus dem Zimmer.

„Die That eines Wahnsinnigen!“ sagte der Gemüthselbste, sich das Blut aus dem Gesicht wischend und eine mächtige Erregung gewalttham niederkämpfend.

„Leider ist sie das nicht,“ sagte einer der Anwesenden, „sie ist vorbedachte Kränkung und Forderung auf Leben und Tod. Hier auf der Rückseite der Karte steht ein Name als Kartellträger, gegen den sich nichts einwenden läßt. Ich lese hier, mit sicherer Hand geschrieben: Lieutenant von Liebenthal erwartet heute Nachmittag Ihren Kartellträger in der Weinstube des Berliner Hofes. Vorne steht: Klaus Tatermann, Rechtsanwalt, Berlin.“

„Dann sei Gott mein Zeuge, ich habe diesen Menschen nie im Leben gesehen, geschweige denn ihn beleidigt. Er hat sein Verhängnis in mir herausgefordert,“ sagte der Bekränkte mit unheimlichem Ernst, „und Sie, mein Herr“ — wandte er sich an mich — „der Sie Zeuge dieses traurigen Ereignisses waren, verpflichte ich als Ehrenmann, zu schweigen, bis die Sache ausgetragen ist.“

„Mein Ehrenwort,“ sagte ich, mich ernst verbeugend.

„Leben Sie wohl, meine Herren!“ sprach Herr von Bigasetta und verließ das Haus.“

Herr von Anskjold war ein Erzähler, der nicht nur mit Worten, sondern auch lebendig mit Blick und Geberde vortrug. Aller Augen hingen an ihm. So kam es, daß wir erst jetzt, da er schwieg, auf Doktor Brunner schauten.

Zusammengesunken saß er auf seinem Stuhle, die Hände vors Gesicht gepreßt, bitterlich weinend.

Wir alle schwiegen und ehrten sein Leid, denn schwer muß es sein, wenn ein Mann weint. Der Pater Guardian und die beiden Mönche sprachen ein stilles Gebet. Die Stille ließ allmählich den Arzt zur Besinnung kommen:

„Verzeihen Sie den Anblick, den ich Ihnen bot,“ sprach er mit fester werdender Stimme, „ich schäme mich meiner Thränen nicht. Erst jetzt erkenne ich, wie furchtbar hart das Schicksal war, das sich auch meiner Hand bediente, um einen so ehrenwerten Mann, wie meinen Freund Klaus Tatermann, in den Tod zu jagen.“

Klaus Tatermann und ich waren Freunde von klein auf. Meine Eltern starben in derselben Choleraepidemie, die auch seinen Vater dahintrassete. Seine Mutter hat nach zwei Jahren wiedergeheiratet. Klaus und ich wuchsen fern unserer Heimatsorte in Herbst auf. Ich kann mich nicht darauf besinnen, daß mein Freund seinen Stiefvater je besucht hätte; bei anderen Verwandten war er stets in den Ferien. Da lernte er auch seine Stiefschwester Anni kennen. Von ihr sprach er allein und mit rührender Liebe; von seiner Mutter nie. Er war sonst keineswegs verschlossen in Familiensachen. Gerne erzählte er von den vielen andern Tatermanns, die durch ganz Deutschland verbreitet seien. Sie sollten von Zigeunern abstammen und er wußte auch eine abenteuerliche Sage aus der Zeit vom dreißigjährigen Kriege zu erzählen. Voll Ruhmens war er ob des treuen Familienzusammenhanges. Und dazu hatte er auch guten Grund, denn er lebte von so reichlichen Familienstipendien, daß er bei recht teuern Korps aktiv sein konnte und immer für gute Freunde noch etwas übrig behielt. Jeder mochte ihn leiden, denn sein Humor war nie verkehrend, seine Haltung maßvoll und seine Anschauung von Recht und Unrecht ein klarer Ehrenspiegel.

Die Semester, die ich mit ihm in München und Tübingen verlebte, sind die schönsten und lustigsten in meinem Leben. Dann gingen unsere Wege, doch nicht unsere Herzen voneinander.

Klaus Tatermann war Rechtsanwalt in Berlin geworden, ich ließ mich als Arzt in Bernach nieder. Ein Freund hatte mir dort eine Wohnung gemietet, während ich vor meiner Siedlung noch eine Reise gemacht. Auf der Rückreise hatte ich Klaus nach Braunschweig bestellt, das mir gelegen lag. Dort wollten wir noch einen fideles Trunk

thun, bevor ich ins graue Philisterium zog — er hatte sich darin schon vor Jahresfrist angefedelt.

Selbstredend kamen wir da auf die Bernacher Verhältnisse zu reden, die er leidlich, jedenfalls besser als ich, zu kennen schien. Ich sagte ihm auch, mein Freund Ebert habe mir in der Villa Braun eine Wohnung ausgesucht; hoffentlich wäre sie günstig gelegen.

„Villa Braun,“ sagte er nachdenklich, „das ist nicht bloß für den Sommer günstig. Du wirst Fremdenpraxis bekommen. Weißt du, Brunner, daß es mir aufrichtig lieb ist, du und kein anderer kommst gerade in dieses Haus. Du kannst mir da bei einer sehr ernstern Ehreupflicht helfen. Gib mir die Hand darauf.“

„Treu bereit wie immer, alter Klaus! Was soll ich thun?“ sagte ich warm.

„Dazu muß ich dir von Dingen reden,“ entgegnete er, „die mir früher nicht zur Mittheilung geeignet schienen. Du weißt vielleicht, daß meine Mutter sich nach meines Vaters Tode wieder verheiratet hat. Das entfremdete sie unserer Familie. Wir sind beinahe alle reformiert, mindestens protestantisch; sie war katholisch. Zum zweitenmal Witwe geworden, fiel sie einem Priester in die Hand, der nicht zu den Guten seines Standes gehörte. Unsere Familie wollte für sie und ihre Tochter sorgen. Das bildete der sanatische Pfaffe nicht. Meine Mutter war stets kränklich. Religiöse Selbstquälerei beschleunigte ihr Ende. Nun lebt meine Stiefschwester im Hause eines Vetters meiner Mutter in Bernach. Rat Braun ist herzensgütig, aber bigott und willensschwach. Du weißt, wie lieb ich meine Schwester habe. Sie ist fromm in ihrem kindlich tiefen Gemüth. Ich hoffe, sie hat von Muthers schwärmerischen Anschauungen nicht allzu viel geerbt. Ich möchte, daß Keimchen auf dem rechten Wege bliebe, um zu werden, wozu deutsche Mädchen da sind: keine Koune oder Betschwester, sondern eine gute, glückliche Hausfrau. Du kennst ja meine Vermögensverhältnisse; noch kann ich meine Schwester nicht zu mir nehmen, ich muß meine Advokataturpraxis noch zwei Jahre älter werden lassen. Nun bin ich in großer Sorge um meine Schwester, und zwar nicht bloß der Umgebung wegen. Keimchen hat eine Nützlist bekommen, die für ein ganz armes Mädchen leicht sehr verhängnisvoll werden kann. Sie ist eine ganz außergewöhnliche Schönheit. Jetzt weißt du genau, was du zu thun hast, und schreibst mir sofort, wenn sich ihr Persönlichkeiten nähern, denen du nicht traust. Ich baue auf deine Ehrenhaftigkeit. Gib mir die Hand, mein Zunge! So, nun ist mir ein gut Teil leichter ums Herz. Nun laß uns fidel sein!“ —

Ich trat also im Frühjahr 1866 meinen Beruf an. Wäre ich in anderer Stimmung, so könnte ich launige Schilderungen davon machen, wie ich ungeduldig auf den ersten „Fall“ meiner Praxis lauerte. Nach drei Tagen kam er denn auch. Ich ward in die Küche berufen, wo Keimchen sich in den Finger geschnitten. Es war gerade kein Pflaster im Hause, und bei mir setzte man den Vesich dessen voraus. Zwar etwas enttäuscht über die Gefährlosigkeit der Wunde legte ich den Verband an mit der würdevollen Ernsthaftigkeit des angehenden Medicinmannes. Herr Rat Braun und Keimchen lachten mich dabei aufs freundlichste aus.

Dieser „erste Fall“ war aber insofern wichtig, daß er mich in die Familie meiner Hausgenossen einführte. Fräulein Anni Knoop kam mir mit gewinnendem Vertrauen entgegen, denn sie wußte, ich war ihres Stiefbruders Freund. Zu Klaus Taternann mit seinem ruhigen festen Charakter sah sie wie zu einem höheren Wesen empor.

Sie habe ich eine klarer und reiner gestimmte Frauennatur gesehen. Sie zwang mich mit ihrer anmutigen Einfachheit oft dazu, daß ich das Bewußtsein verlor, mit der viel beneideten Schönheit von Bernach zu reden. Sie selber ahnte nicht, wie unbeschreiblich hold sie war mit ihren vollen, goldbsonden Fiedten, und den dunkelblauen Augen.

Oft, wenn ich verfunken war im Anschauen dieses holden Wunders, wedte sie mich mit der Frage, über welchen Fall aus meiner Niesenpraxis ich nachdächte. Wenn sie dann freundlich lachte, huschte ein tieferes Rot über die zarten Wangen, die ich nie

ohne Sorge ansah. Heimlich stahl sich meine Hand in die Brusttasche, wo mein Auscultierrohr steckte. Wie eine lähmende Sorge legte es sich über mich: „wenn nur ihre Lungen ganz gesund sind!“

Dieser Gedanke verließ mich nicht, wenn sie im Zimmer war oder wenn ich sie im Garten mit einem kleinen Nachbarskinde Greif spielen sah und dann ihre Wangen sich röteten.

Sofort nach Wiesbaden, den Sommer nach Görbersdorf, Davos für den Winter! Dann noch eine kleine Nachkur und das Uebel müßte im Keime erstickt sein!

Phthisis pulmonum ist eine läugerische Krankheit, sie läßt Gesundheit, wo sie Verderben wirkt.

Einmal waren wir mit Rat Braun auf die Lauerburg gestiegen. Der steile Pfad machte Kennchen wirklich Mühe. Das abgerundete Rot auf ihren Wangen stach dunkel ab von der zarten Hautfarbe, welche die blauen Naderchen an den Schläfen durchscheinen ließ.

Ach, es war ein reizender Nachmittag, den wir da oben verbrachten.

Abends aber kam die ärztliche Sorge wieder. Ja, es war Pflicht, darüber an Klaus Latermann zu berichten. Ich zündete meine Lampe an und begann ein Gutachten abzufassen. Meine Feder kam ins Laufen. Als ich das Werk am andern Morgen zur Post trug, war ich völlig der Meinung, die medizinische Fakultät in Bernach würde diese Abhandlung über Phthisis pulmonum sicher als Habilitationschrift genehmigen, wenn ich sie ihr vorlegte. Aber Kennchen ging vor, Klaus mußte ja wissen, was ich befürchtete.

Ich war diesen Morgen recht zufrieden mit mir.

Nach zwei Tagen erhielt ich einen Brief von Klaus Latermann aus Berlin, der ungefähr folgendermaßen lautete:

Lieber Ernst!

Aus Deinem konfuseu Geschreibsel habe ich ersehen, daß Du bis über die Ohren in meine Schwester verliebt bist. Es kann nicht lange dauern, bis Du ausreichendes Einkommen hast, da Du ja von Natur nicht ganz ohne Geld bist. Einen besseren — oder wenigstens mir lieberen Mann kann ich meiner Schwester nicht wünschen. Was Ehrenpflicht ist, das weißt Du. Ich traue fest auf Dich. Sei wachsam gegen Dich und sie. Jede Frucht gebraucht Zeit zum Reifen. Drängt sich ein Dritter in Deine Kreise, so bitte ich umgehends um Nachricht. —

Der Brief sank mir aus der Hand auf den Tisch. Das heilige Geheimnis, das meine Seele sich selber noch nicht offenbart hatte, da stand es schwarz auf weiß in Klaus Latermanns schlechter Juristenhandschrift.

Ja, bei Gott, ich liebte sie. Ich liebte! Zum ersten, zum letztenmal in meinem Leben. Ich liebte. —

In langgezogenen Tönen schlug draußen eine Nachtigall. Ich vergesse das nicht. Aber ich kann seitdem diesen Vogelschlag nicht mehr gut hören.

Mit ungefümen Schritten ging ich in meinem Zimmer auf und ab. Ich hätte laut hinausjubeln mögen in die weite, weite Welt.

Da fiel mein Blick auf das Bild meines Freundes und Lehrers. Von ihm, von Bartels in Kiel hatte ich meine besten Kenntnisse über die Lungenschwindsucht. An seiner eigenen leidenden Brust, kaum der Stimme mächtig, erklärte er uns die Krankheit, der langsam sterbende Fechter der Heilkunde.

Wie kam ich dazu in meiner überströmenden Seligkeit, vor dem Bilde dieses edlen Mannes stehen zu bleiben?

Ein feltames, ungewisses Ding ist das Menschenherz.

Wie einem Patienten befahlste ich meinen Puls und diagnostizierte: Liebe, Infektionskrankheit des Herzens. Kann zu großen Thorheiten führen. Abwendung der Gefahr: gesteigerte Arbeitshätigkeit. —

Die sollte mir bald genug kommen, denn bald darauf brach der große Sturm los. Die politische Stimmung ward schwül und gereizt. Ich hatte keinen Grund, zu verleugnen, daß ich ein Preuße war.

Ja, ich hatte sogar einen Grund, es zu betonen — namentlich Kennchen gegenüber. Das war eine anständige, ehrenhafte Hülle, unter der ich verbergen konnte, was mir die Ehrenpflicht verbot, Kennchen zu zeigen. Alle meine Unbefangenheit war von mir gewichen. Ich konnte nicht mehr mit ihr verkehren, wie einst. Mochte sie über den steifen Preußen scherzen. Es war ja besser so.

Und die Wollen des gewaltigen Gewitters entluden sich krachend. Wir konnten den fernen Kanonendonner in Bernach vernehmen.

Lange Bände mit Kranken und Verwundeten kamen heran. Ich hatte die Hände voll. Das Lazarett in Bernach hat meinen Namen in der medizinischen Welt begründet. Es war eine furchtbar anspannende Thätigkeit. Aber am Abend aber, wenn ich sonst nach Hause kam, dann leuchteten Kennchens Augen so milde und freundlich. Selten kam ich heim, ohne daß sie mich mit einer kleinen Erfrischung empfing. Danke ich ihr dann befangen und linksich, so sagte sie: „Wenn Bruder Klaus ein Doktor wäre, so machte er es gerade wie Sie. Ihm würde ich dann als gute Schwester gewiß doch auch eine Tasse Thee, ein Butterbrod oder ein Glas kühles Bier bringen. Und Sie sind ja sein Freund, Herr Doktor Brunner!“

Ist das ein Zeichen der erwachenden Reigung? fragte mein Herz sich bangend.

Der Krieg hatte die Universität aufgelöst und der Kreis meiner Bekannten in der Kneipe war gesprengt. „Fachsimpeln“ beim Bier habe ich stets für inkommentmäßig gehalten. Darum verkehrte ich meist mit Leuten aus anderen Wissensgebieten. Naturforscher und Historiker waren mir in der Regel die angenehmsten. Die meisten aber waren zu den Waffen gerufen hieben und brüben. So kam es, daß ich mich näher an einen Privatdozenten für Diplomatie und historische Hilfswissenschaften angeschlossen. Der Doktor von Pigasetta war früher in Oesterreich Soldat gewesen und sah sich durch das russische Vordringen der Unseren abgeschnitten, um nach dorthin zurückzukehren. Seine politischen Sympathien folgten indes meinem Könige und seinem energischen Minister. Das brachte uns näher aneinander. Weitgereist, wie er war, fesselte er mich durch seine vielseitige Bildung, die großes positives Wissen mit der Form des Kavaliers zu vereinen wußte.

Er war ein bildschöner Mann von riesiger Körperkraft. Seine schwarzen Augen entflammten alle Mädchenherzen. Und doch konnte man von ihm nicht sagen, daß er sich auf Eroberungen legte. Er besuchte als geborener Katholik sogar an jedem Sonntag die Messe. Und doch galt er in der Frauenwelt für einen ganz gefährlichen Menschen. Wenn ich Zeit hatte, besuchte ich ihn. Es war ja nötig, daß ich mich dem Hause fernhielt, um mein Versprechen zu halten, das ich Klaus Latermann und mir selber der Geliebten wegen gegeben.

Einmal kam ich nach Hause, da sagte mir das Dienstmädchen: Der Herr Doktor von Pigasetta ist auch schon dagewesen. „Wann?“ fragte ich. „Um elf Uhr,“ lautete die Antwort.

Da fuhr mirs, ich weiß nicht wie, durch alle Glieder. Um elf Uhr! Er mußte doch wissen, daß ich um diese Zeit noch im Lazarett zu thun hatte. Er hat dir am Ende recht was Wichtiges mitzuteilen, dachte ich. Spornstreichs war ich bei ihm.

„Ich war auf dem Wege, Ihnen eine Novelle von Sturm zu bringen. Wir hatten ja gestern davon gesprochen. In ihrem Hause erst fiel mir ein, daß ich sie nicht in der Tasche, ja nicht einmal hier, sondern an Doktor Ebert verließen hatte. Man ist doch manchmal sehr zerstreut. Morgen will ich sie Ihnen bringen!“ sagte er.

Ja, ja, man ist manchmal sehr zerstreut, und ich glaube, an diesem Tage war ich es auch.

Folgenden Morgens war ich sehr beschäftigt. Ich kam erst längst nach Mittag

zu Hause. In der Rosenlaube saß Klenchen und las. Sie schien ein dünnes Büchlein eben vollendet zu haben.

Als meine Schritte im Kies des Weges knirschten, erhob sie sich: „Schön, daß Sie nicht eher kamen, sonst hätten Sie mich gestört. Ihr Freund, Herr von Pigasetta hat diese reizende Novelle heute früh gebracht, als Sie eben fortgegangen waren. Nun habe ich sie ausgelesen. Sie ist sehr schön, aber so traurig.“ — — —

In meinem Zimmer warf ich den Band auf den Tisch. Ich habe die Geschichte bis heute nicht gelesen.

Meine Praxis fesselte mich stark. Wenn ich es machen konnte, so ging ich eine andere Straße als die, wo ich Pigasetta vermuten konnte. Mehrere Wochen lang hatte ich ihn nicht gesehen, bis er mir endlich einmal über die Straße zurief: „Guten Tag, Herr Nachbar!“

Was wollte das sagen? Ich sollte es bald erfahren. Vier lange Operationen hatten mich fast den ganzen Tag im Lazarett weilen lassen. Meine Nerven waren scharf mitgenommen und aufgeregert. Darum machte ich einen langen Spaziergang in die Berge. Fröhliche, aber doch nicht schläfrig, legte ich mich zu Bett. Es war ja auch Vollmond, da schlafte ich selten fest. Eben wollten mir die Augen zufallen, da klang Musik an mein Ohr. Straßenmusik um diese Zeit, das wäre ja grimmiger Unfug! — Voll und tief klangen die Töne einer Geige zu mir durchs offene Fenster. Die müssen von der Villa Reinach, von gegenüber kommen, erklärte ich mir die Thatsache. Gestern standen die oberen Zimmer noch leer und nun — es ist rein zum Verzweifeln — hat sich da ein Virtuose niedergelassen. — Nein, nein, kein Virtuose, ein Künstler, der Mendelssohns Violinkonzert auf einer guten Amati oder Straduari spielt. Das ist allerdings Musik für eine mondbelegante Sommernacht!

Auf den Ellbogen gestützt lauschte ich dieser zauberischen Eisenmusik und wunderte mich, wer der Spieler sein, und wie der Schall aus den Zimmern so herüberbringen könne. Mit Grund schloß ich, der Spieler müsse auf dem Balkon stehen. Schade, das Konzert ging zu Ende. Ich hätte mir den Künstler gerne angesehen und ihm ein herzlichliches Bravo zugerufen.

Doch jetzt fing das Spiel wieder an. Hoch richtete ich mich auf. Das war das einzige Liebeslied, das der alte Johann Sebastian Bach in seinem Leben gedichtet und komponiert hatte. In Gedanken summt' ich den Text mit:

„Bistst du dein Herz mir schenken,  
So sang es heimlich an,  
Daß unser beider Denken  
Niemand erraten kann!“

Jetzt hielt es mich nicht länger im Bett, ich mußte die dicke Gardine zurück schlagen und den Spieler sehen.

Im klaren Mondlicht erblickte ich Pigasetta mit der Geige in seiner Meisterhand. In Klenchens Zimmer war Licht.

Es war, wie wenn eine Nebelgestalt, die Eiseskälte ausströmte, an mich heranträte und mir zurief: Nimm die Büchsbüchse von der Wand und schieße ihn herunter! — Das war die Eifersucht, wütende Eifersucht.

Sollte ich an Klaus Latermann schreiben? Aber was konnte ich melden? Warum sollte er nicht spielen, was und so schön wie er wollte?

Latermann schickte mir in dieser Zeit ein Buch. Als ich ihm dafür dankte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm meine Sorgen mitzuteilen.

Drei Wochen gingen ins Land. Da kam ein Brief von Klaus Latermann mit dem Inhalt, nach eingezogenen Erkundigungen sei Pigasetta ein ganz unsterblicher Mensch, namentlich für Frauen gefährlich. Der Brief erhielt eine dringliche Mahnung, sofort zu schreiben, wenn Pigasetta Annäherungsversuche mache. Zugleich bat der Stiefbruder meiner Liebe um einen Zettel von Pigasettas Handschrift. Latermann glaubte aus der



Schrift bestimmte Schlüsse auf den Charakter des Menschen ziehen zu dürfen. Ich sandte sofort einen Brief von Pigasettas Hand, den ich früher erhalten, nach Berlin ab.

Gleich darauf bekam ich wieder ein Schreiben von Klaus. Jede Zeile atmete Sorge um die Schwester. Fast flehend bat mich der Freund, sie ängstlich zu überwachen.

Ich antwortete, Unrecht hätte ich nicht bemerkt und zum Spion sei ich nicht geboren.

Wirklich in ihrem Benehmen zu mir war Kennchen unverändert. Sie war stets von gleicher Freundlichkeit. Ja, sie bewies mir eine mitleidige Teilnahme, denn die Eiferfucht und Sorge raubte mir die Ruhe der Nacht. Tagsüber hielt mich das Lazarett in Thätigkeit. Seit dem 26. Juli, dem Tage des Präliminarfriedens von Nikolsburg, hatte es sich sehr stark überfüllt, und auch nun, nach dem 23. August, da endlich der Frieden abgeschlossen war, nahm die Zahl der Patienten nicht ab. Es gab viel schwere Erkrankungen.

Da ward ich bleich, aufgereggt und abgesspannt. Mit rührender Aufmerksamkeit hielt Kennchen jetzt stets irgend eine kleine Stärkung für mich bereit, wenn ich nach Hause kam. Aber ich wagte nicht mehr zu hoffen. Jedes freundliche Wort von ihr that mir mehr wehe als wohl. Mitleid war es — nur Mitleid mit einem körperlichen Zustand. Mitleid ist Gift für ein Herz, das nach Liebe verlangt.

Anfangs September fand ich einen Brief in meinem Kasten, in dem mich Klaus aufforderte, ihm mit der ersten Post das jüngst entlehnte Buch zurück zu senden, da er es einer Dame für den nächsten Abend zugelegt.

Ich hatte es Kennchen zu lesen gegeben. Sie war ausgegangen. Sollte mein Freund sein Versprechen noch halten können, so mußte das Buch binnen spätestens zwanzig Minuten auf der Post sein.

Ich lief zu dem Herrn Rat Braun und fragte ihn, wann Kennchen wiederkäme. „Meine Nichte,“ sagte er, „kommt wohl erst gegen Abend mit meiner Frau aus dem Damenkaffee. Aber darum keine Sorge, Herr Doktor. Ich weiß, das Buch liegt auf Kennchens Schreibtisch. Halten Sie nur Papier, Lack und Faden zur Emballage bereit. Ich bin gleich mit dem Buche bei Ihnen!“ —

Raum hatte ich das Nötige in Ordnung, so kam der Herr Rat mit dem Buche und hielt das Siegellack ans Licht, während ich das Packet faltete.

„Wären Sie zwei Minuten später gekommen, würde das Packet erst morgen früh abgegangen sein,“ sagte der Schalterbeamte auf meine Frage, ob ich noch zur rechten Zeit käme?

O, wäre ich doch zu spät gekommen!

Anderen Tages sah ich Kennchen nicht, sie mußte mich absichtlich vermieden haben. Am folgenden Morgen brachte sie mir den Kaffee in den Garten. So schön hatte ich sie nie gesehen. Eine Engelsfreude, eine unschuldige Seligkeit lag auf ihrem holden Gesichtchen.

Das war am siebenten September.“

„Das war am siebenten September,“ wiederholte Baron Anstjold mit dumpfer trauriger Stimme.

„Und ein schlimmerer sollte ihm folgen,“ fuhr Doktor Brunner fort zu erzählen. „Ich hatte an jenem siebenten September wieder einmal so viel zu thun, daß ich erst am Nachmittage meiner Wohnung zuschreiten konnte. Ehe ich aber noch in das Villenviertel kam, hörte ich eine bekannte Stimme hinter mir rufen: „Halt Front, Doktor, ich suche dich wie eine Stecknadel!“

Der Rufer war ein junger Korpsstudent, der umgefallen hatte und nun Dragoneroffizier war. „Was giebst, Liebenthal?“ rief ich zurück.

„Du, du,“ sagte er, ganz nahe an mich herankommend, „packe dein Verbandzeug zusammen und gehe nach Fischbach.“

„Ist dort jemand verunglückt?“

„Nein, aber morgen früh werden es wohl zweie thun. Es ist eine verdamnte

Geschichte! Klaus Latermann wartet da auf dich. Wir sind von Heidelberg aus, wo du nicht warst, Korpsbrüder, darum habe ich unbequem eine Kartellsache für ihn angenommen und ausgetragen, für die ich mich wohl in kurzer Frist zum Abschied eingeben muß. Wenn Herr Latermann mit dem Leben davon kommt, so wünsche ich ihn fernher nicht zu kennen!"

"Bigafetta?" stieß ich hastig hervor.

"Ja," antwortete Herr von Liebenthal, "weißt du auch von diesem Skandal?"

"Ich weiß nichts, es war nur eine Ahnung."

"Dann laß dir alles weitere von Herrn Latermann in Fischbach erzählen und tritt für später deine Maßregeln danach. Vorläufig wollen wir unsere Pflichten als Sekundant und Arzt beide erfüllen!"

"Mensch, sage mir um Gottes Willen, was ist vorgefallen? Ich hatte bisher keine Ahnung davon, daß Latermann hier war."

"Es ist mir lieb für dich, daß ich das höre. Was ich weiß, will ich dir in Kürze sagen. Ich ritt vom Exerzierplatz am Bahnhof vorbei, als eben der Zug von Berlin ankam. Da stürzte Klaus Latermann aus dem großen Gedränge hervor und hielt mich an.

"Du kommst mir wie gerufen, Liebenthal," sagte er, "ich habe eine Ehrenbitte an dich. Bitte, gehe heute Nachmittag in die hintere Weinstube im Berliner Hof. Da wird dich wohl jemand aussuchen, dem sagst du, ich wollte seinen Mann morgen früh um sechs Uhr hinter Fischbach bei der großen Eiche auf drei Schritte Barriere sprechen. Für Waffen sorgst du. Brunner soll noch heute Abend zu mir herauskommen und die Nacht bei mir bleiben. Ich habe viel und ernst mit ihm zu reden. Lebe wohl, Liebenthal."

"Und weg war er. Nun kenne ich ja wie du den Latermann von Grund aus. So glaubte ich wenigstens. Wenn der jemand auf Leben und Tod fordern wollte oder gefordert hatte, so mußte das eine durchaus gerechte, wohl überlegte, ehrenwerte Sache sein. In dem Gedanken saßte ich Posto in dem Lokal. Wohl eine halbe Stunde mochte ich da alleine gefesselt haben, als ein alter Herr, ein naher Freund meines Vaters, hereintrat. Der Reichsgraf von Altenbürg. Kennst du ihn? Nein, na schadet nichts. Er ist das Muster eines Edelmannes aus alter Zeit, wenn auch ein wenig sonderbar. In unserm Hause habe ich ihn von Kleinauf stets als eine Art von Onkel betrachtet und nannte ihn Du und mit seinem Spitznamen.

Freudig sprang ich auf und hielt ihm beide Hände entgegen. Baumstill blieb er vor mir stehen und sah mich mit seinen finstern schwarzen Augen an, bis er endlich sagte: "Herr Lieutenant, bevor ich sage, was ich Ihnen zu sagen habe, erlauben Sie mir die Frage, wie kommt meines lieben alten Freundes Oscar Liebenthal eigener Sohn dazu, sich mit einer so ehrlosen Sache zu identifizieren?"

Das slog mich an wie ein Hagelwetter.

"Ich erlaube mir, Eurer Erlaucht in schärfstem Ernst zu versichern, daß meines Vaters Sohn von keiner unehrenhaften Sache weiß."

"Sie mußten aber nach dieser Karte, die Sie vor der traurigen That als Sekundant bezeichnen, im voraus wissen, was dieser Herr Rechtsanwalt Latermann aus Berlin thun wollte."

"Nein, ich weiß nur, daß ich und alle alten Korpsbrüder Klaus Latermann für einen ehrenfesten, liebenswürdigen Charakter halten. Diese Ueberzeugung steht bei mir so fest, daß ich, ohne weiter nachzufragen, von dem eben vom Bahnhof Angekommenen den ehrenvollen Auftrag übernahm, eine schwere Menjur zu normieren. Mein Wort darauf, Erlaucht."

"Das thut mir von Herzen leid, mein lieber Junge," sagte der alte Graf da mit wehmütiger Freundslichkeit, "ich glaube dir und bitte dich, mein Wort zu verzeihen. Ich will dir die Sache erklären und dann wollen wir unsere Pflicht erfüllen!"

Ich habe mich in meinem Leben nie so geschämt, wie in dieser Stunde. —

"Aber was um des Himmels willen hat Klaus angefangen?" rief ich erregt.

„Das laß dir von ihm selber erzählen,“ erwiderte Liebenthal herbe, „ich werde morgen zur Stelle sein. Damit genug. Gehab dich wohl.“

In welcher Verfassung ich meinen Freund in Fischbach wiederfand, das vermag ich nicht zu beschreiben. Nur mit Mühe konnte ich ihn in seiner Aufregung soweit zum Erzählen bringen, daß ich ersuhr, warum er hergekommen war und warum er die Mensur so brüst provoziert hatte.

Ich selber war schuld daran. In jenem Buch, das Rat Braun in ihrer Abwesenheit aus Kennchens Zimmer geholt, fand Klaus Laternmann ein Liebestied. Sofort erkannte er Pigassetas Handschrift wieder. Also ganz heimlich, so daß ich nichts davon gemerkt hatte, näherte der Mensch sich ihr, den Laternmann für einen abenteuernden Mädchenjäger hielt. Ich habe das ja auch gethan bis heute, wo Baron Anstjod uns den Beweis geliefert, wie rein und edel meines Nebenbuhlers Absichten waren. Ich habe ihm bitteres Unrecht gethan, und was hat sein wohlgezielter Schuß für Elend über ihn selber gebracht.

Wleich wie der Dämon des Todes stand er da, zielte kurz und schoß. Er wollte seine Ehre verteidigen und wußte nicht, der Mann, den er mitten ins Herz traf, war der Bruder seiner Braut.“

Während Doctor Brunner nun weiter erzählte, wie Pigassetta vom Tage der That an verschwunden blieb, wie er seinen Freund bestattet und Kennchen nur noch einmal gesehen, als sie in die katholische Kirche ging, da spannen sich in meinem Kopfe Gehörtes und Erlebtes zu einem Ganzen zusammen. Ich wußte wie Pigassetta und Kennchen geendet. Ja, und wie mein Gehirn rastlos arbeitete, um die Fäden zu verbinden, führte mich die Erinnerung in ganz frühe Jugend zurück, wo meine Mutter mir alte Sagen aus ihrer Familie erzählte, von einem, der um die Welt gefegelt und einem, der in einem hohlen Berge gewohnt. Ja richtig, Pigassetta, das war ja der Name. Nun stand es mir fest, mein Kriegsgefährte mußte der entwichene Klausner vom Stappenfels gewesen sein, und Kennchen hatte ich auch gesehen.

„Sie fragen, meine Herren, was aus Pigassetta geworden ist und Sie, hochwürdiger Herr Vater Guardian, lehnen die Vermutung ab, er sei ein und dieselbe Person mit Bruder Adalbero gewesen. Dann möchte ich Ihnen doch zeigen, daß der Grundsatz, den ich erst für die neue Geschichtsforschung aufstellte, nicht so ganz unrichtig sein kann. Pigassetta hat sich Bruder Adalbero nicht genannt, sagen Sie; steht etwas im Wege, den richtigen Namen anzuerkennen, wenn ich ihn nenne?“

„Nein, Herr Doctor von Schwefelsitz,“ erwiderte der greise Mönch, „mein Verbot lautet nur, den Namen aus Rücksicht auf lebende Mitglieder der Familie zu verschweigen, bis der Zufall ihn enthüllt. Ich begreife aber nicht, woher Sie ihn wissen wollen.“

„Baron Anstjod erzählte erst von drei Linien jenes Geschlechtes und es fiel dabei das Wort, die dritte wohnt in den Ostseegegenden, die geht uns nichts an. Woher ich den Namen kenne? Meiner Mutter Mädchename hieß Frieda von Peccatel. Ich frage, bestreiten Euer Hochwürden, daß Bruder Adalbero sich Albrecht von Peccatel nannte?“

„Das kann ich nicht. Aber ich glaubte, das sei ein Pseudonym und von „peccare“, sündigen, abgeleitet.“

„Nicht doch, es ist eine wendische Ortsbezeichnung aus Mecklenburg. Es giebt noch manche dieses Namens. Und meine eigene Wanderlust ist ein Erbteil dieses weithin gewanderten Geschlechtes. So wunderte ich mich auch gar nicht, daß sich mir einst ein sehr fremdartiger Mensch unter dem mir wohlvertrauten Namen vorstellte.“

Im klüger Ort wars, wo die steile Lehmwand jäh in die Ostsee hinabstürzt, oder genauer an der Wohlenberger Wied, die einst viel genannt ward, als die französische Flotte unser Meer unsicher machte. Ich war als Kriegsfreiwilliger eben vom Erfas gekommen, froh, daß ich noch mit unserm Korps ins Feld sollte. Vorkäufig standen wir noch als

Rüstenschuh an der Ostsee. Im Kuhstall des Baron B. auf Z. hatte ich mich ganz wohllich eingerichtet und machte Bekanntschaft mit den Kameraden, deren Kompagnie ich heute erst zugeteilt war. Es gab auch ältere Kriegsfreiwillige, die gleich zur Truppe gekommen, weil sie den Dienst schon kannten. Unter diesen war Albrecht von Peccatel. Woher er kam, wußte niemand. Man sagte, er sei lange in Amerika gewesen, und weitergebüht genug sah er dafür aus. Welche behaupteten, er sei ein degrabierter Offizier, der im Jähzorn einen Soldaten erstochen hätte und sich nun wieder in die Höhe dienen wollte. Finster genug war er dafür. Er hielt sich stets ganz für sich und war ganz abgeschlossen. Die Leute sagten, das käme daher, weil er der einzige Katholik in der ganzen Kompagnie sei.

Auch ich trat ihm nicht dadurch näher, daß meine Mutter auch eine Peccatel war — denn er wußte gar nichts von der Familie — sondern weil ich jung und ziemlich ungeschickt war. Er half mir gerne, namentlich als der allmächtige Regen bei Neß auf den jähen Lehmboden herabgoß, daß wir weiche Betten unter freiem Himmel besaßen. Mein Herr Wetter bekam stets Feuer an und lodzte vortrefflich, das bestärkte uns im Glauben, er habe lange in den Urwäldern von Nordamerika gelebt. Ihn lodzte nichts an. Er hatte stets dasselbe finstere Gesicht.

Nur wenn die Jägerschaft den Kopf hängen lassen wollte, dann stimmte er ein munteres Lied an und riß uns mit sich fort.

Es war ein scheußliches Leben da in der Gegend von Courcelles sur Nied, wo unser Trinkwasser aus dem lehmigen Flusse dem Aussehen nach wenig von Erbsenuppe zu unterscheiden war. Ja, wenn wir nur ordentlich mit dem Feind zu thun gehabt hätten, aber wir lagen weit weg vom Schuß. Da habe ich oft eine Nacht mit meinem Herrn Wetter durchgeplandert, sein reiches Wissen und sein tiefes Gemüt bewundern gelernt. Daß ein schweres Unglück ihn getroffen, das ihm alle Freude am Leben vergällt, das fühlte ich bald heraus und begann tiefer für ihn zu fühlen.

Endlich kamen auch wir in Bewegung. Wir waren alle ingrinnig und verbissen wegen der Unthätigkeit bei dem schlechten Wetter. Aus der Gegend von Mercy le Haut tönten einzelne Schüsse. Das spannte und hob unsere Stimmung. Wir kamen über das Schloß hinaus und legten unser Gepäck in einem Meierhose ab. Da waren wir also klar zum Gefecht. Am Spätnachmittage langten wir bei dem Schlosse Colombe an. Der stattliche Landsitz war im Sturm genommen. Die Zäunadestugeln hatten die weiße Außenwand niedlich punktiert.

Den ziemlich zerstörten Ort Laquenexy hatte ich schon gesehen, aber so häßlich wie Chateau Colombe hatte der Krieg mich noch nicht angegrinst. Der stattliche Landsitz war „oberflächlich verwüstet,“ weil Zivilisten sich am Gefecht beteiligt haben sollten. Kein Möbel, kein Fenster war heil, alles zertrümmert. Kostbare Spiegel und Bilder, alles lag wüste und öde umher. Im Garten lagen drei frische Gräber.

Hier sollten wir bis gegen Mitternacht bleiben und dann gegen Bellecroix vordringen, um Fühlung mit den feindlichen Vorposten zu gewinnen. Der Gedanke hob meine jugendliche Brust. Ich marodierte in den weiten wüsten Räumen umher, um nützliche Dinge für Albrecht Peccatel und mich zu finden, während die Kameradschaft sich im Untergehoß an den vollgestopften Kaminen trocknete und erwärmte.

Wie man doch Kleinigkeiten behält, aus einer seidenen Damenrobe hatte ich für ihn und mich ein halbes Duzend Taschentücher angefertigt, und eine Kruse mit eingemachten Erdbeeren hatte ich auch gefunden.

Lange mußte ich suchen, bis ich Albrecht entdeckte. Er saß in dem allerunheimlichsten Raume des Schlosses bei einem Kaminfeuer, das er mit Büchern nährte. Alle Werten waren umgerissen, alles zertrümmert, nur ein mächtiges Kreuzifix aus Holz hatte die Pietät unserer Kameraden verschont.

Müde, wie ich war, legte ich mich nach unserm einfachen Abendessen hin zum Schlafen. Ich konnte wohl zwei Stunden so gelegen haben, als ich die Augen öffnete.

Das helle Feuer im Kamine hatte mich gewedt. Die flackernde Flamme fiel auf das Bild des Gekreuzigten, das tieftraurig in unsagbarem Schmerze, und doch so schön und milde herablah — herablah auf Albrecht von Peccatel, der davor auf den Knien lag.

Das war kein Beten, es war ein stummes inniges Gespräch mit dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Weltentrübt schien er mit dem Allbarmerzigen zu reden. Mir war's, als ob das Bild ihm sanfte tröstende Antwort gebe, wie er ihm eine stumme Geschichte voll Reue und Selbstanklage erzählte. Wie mußte der Arme leiden! — Mir wurden die Augen feucht und ich verhieß mich still.

Mit dem Ausdrucke eines festen Entschlusses erhob sich die hohe stolze Gestalt. Albrecht zog eine Briestasche hervor, wählte einige Papiere aus und schleuderte sie in den Kamin. Wie der Wurf seiner Hand entzogen, ließ die Erregung nach. Seine Hüfte wurden schlaff. Er sah um Jahre gealtert aus. Ueber seinem Antlitze lag stumpfe schwere Todesmüdigkeit.

Leise erhob ich mich, während er teilnahmslos auf einem Bücherhaufen saß und vor sich hin starrte. Ich trug dem Feuer neues Material zu und rührte mit dem Hirschfänger in der Flamme, daß sie heller aufbrannte. Dabei bemerkte ich, daß ein Briefcouvert bei jenem Wurf nicht in den Bereich der Flamme gefallen war, sondern vorne auf den heißen Steinen lag.

Er hat es mit schwerem Entschlusse der Vernichtung bestimmt, dachte ich, darum will ich sein Werk vollenden, ohne ihn zu stören. Da ich das Papier der heißen Steine wegen nicht mit den Fingern fassen konnte, spießte ich es mit dem Hirschfänger auf, um es in die Flamme zu schleudern. Aber das Papier war auf der einen Seite schon angekohlt und hielt den Schwung der Klinge nicht mehr aus. Es öffnete sich, eine goldblonde Haarlocke an einen Ring gebunden fiel heraus und zwischen ihm und mir zur Erde.

Mit einem dumpfen Schmerzenslaut sprang Albrecht auf und griff mit der Rechten nach dem klirrenden Goldring, während seine Linke mir einen Schlag ins Gesicht verfehlte, daß mir das Blut aus der Nase lief.

Ehe ich mich noch von der Erde erheben konnte, hatte er Locke und Ring schon wieder in der Tasche geborgen, trat auf mich zu, haß mir auf und sagte: „Ich habe Sie geschlagen. Vergeben Sie mir. O bitte, bitte sagen Sie mir, daß ein Mann von Ehre solchen Schlag vergeben kann!“ Eine verhungerte Mutter hätte nicht inniger um Brot für ihr Kind flehen können. So seelendurchdringend klang diese schmerzvolle Stimme.

„Neben Sie doch darüber nicht, lieber Peccatel, Sie haben den Schlag ja gar nicht mit vollem Bewußtsein geführt. Ihr Herz leidet und Sie waren über sich selber hinweg. Wollen Sie mir Ihr Leid nicht anvertrauen? Vielleicht erleichtert Sie das. Der Schlag sei Ihnen von Herzen vergeben!“ Da preßte er beide Hände vor die Augen und krampfhaftes Weinen erschütterte seinen kräftigen Körper.

„Ja, ich will Ihnen alles — alles sagen,“ brachte er mühsam hervor, „aber haben Sie Geduld. Ich muß mich sammeln.“

Schweigend saßen wir Hand in Hand neben einander. Nur das Knistern der Flamme war hörbar in der tiefen öden Stille.

Aber jetzt ertönte ein anderer Klang. Das war die Signaltrompete: „Runtere Schützen rüstet euch zum Streite.“

„An die Gewehre! An die Gewehre!“ lärnte das Kommando durch die zerstörte Schloß.

Drei Minuten später standen wir unter Gewehr. Langsam Schritt für Schritt ging der Marsch durch das Wäldchen beim Schlosse.

Kein Wort durfte gesprochen werden. Es war furchtbar dunkel und der Regen kam in Güssen.

Von ferne her knatterten leise Salven. Dampfe Kanonenschläge dröhnten dazwischen. Wir konnten die Flammcublitze in der Ferne unbedeutlich aufleuchten sehen. Will Bazaine bei Nacht und Nebel ausbrechen? Das Geschäft wollen wir ihm verfallen! Hinter diesen Gedanken trat jeder andere zurück.

Vorwärts ging es bis an den Waldbrand. Dort blieben wir wartend im Regen stehen. Die Zeit ward uns sehr lang. Das ferne Feuer verstummte.

Da kam eine dunkle Gestalt, unser Hauptmann: „Herr Lieutenant gehen Sie mit Ihrem Zuge vor, rottenweise ausschwärmend und gleich mit ziemlichem Abstand. So wie Sie Feuer bekommen, pfeifen Sie ihre Leute zurück. Wir wollen wissen, ob die Vorpostenlette bis hinter den Weg von Orivy nach Borny zurückgezogen ist!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Hirschfänger pflanzt auf! Rottenweise ausschwärmen, bis wir Feuer bekommen! Zurück, wenn ihr meine Pfeife hört! Vorwärts,“ tönte das Kommando mit gedämpfter Stimme. Schleichend und kriechend verließen wir den Waldbrand, der Hintermann neben dem Vordermann. Leise ging's über ebenes freies Feld.

„Peccatel,“ rief ich leise, als wir ein Ende weit gekommen waren, „hier liegen ein paar Gefallene. Es scheinen Preußen zu sein.“

„Ja, es sind Preußen, das müssen wir melden, damit der Hauptmann morgen jemand mit einer weißen Flagge hinausgeschickt. Ohne die darf sich hier ja auf dem freien Terrain keiner sehen lassen. Nun aber vorwärts, es geht an den Feind!“

Kräftig und gewandt wie ein Indianer verfolgte Albrecht sein Ziel, ihn hinderte der lange nasse Mantel nicht im mindesten. Endlich konnte ich ihm in gleicher Weise nicht mehr folgen und war besorgt, ihn bei dem ungewissen Licht aus den Augen zu verlieren. Von den anderen Rotten war schon nichts mehr zu sehen.

Ich richtete mich also gerade auf, um besser vorwärts kommen zu können. Ich kann auch stehend Feuer empfangen, denn das ist ja doch unser Zweck, dachte ich, an genaues Zielen ist bei Regen und Dunkelheit jetzt doch nicht zu denken. Die Zufalls-lugel kann mich so oder so doch treffen. Wenn ich nur wüßte, wo Peccatel ist? Ah, da steht eine dunkle Gestalt. Das wird er sein!

Ich schritt also ganz ruhig auf die Gestalt zu.

„Qui vive!“ riefs oder wollte es rufen, denn im selben Augenblicke auch stieß ich mit dem Hirschfänger mitten hinein. Ehe ich mir selber noch darüber klar ward, daß ich den ersten Feind erstochen, ward es um mich hell und lebendig. Es blipte und trachte von allen Seiten.

Da schrillte laut und gell die Tirailleursflöte unseres Lieutenants. Also nun zurück. Die Büchse mit dem aufgepflanzten Hirschfänger am Kolbenhals gefaßt um mich schwingend sprang ich zurück, noch einmal traf sie auf etwas. Dann war mein Weg frei. „Hurrah“ tönte es hinter mir. Das war Albrecht Peccatels Stimme. Tsching, Tsching, sausen mir die Kugeln an beiden Seiten vorbei. Schändlich, eben im Gefecht und gleich wieder hinaus! Pfui, über dies Weglaufen. „Peccatel, wo sind Sie?“ schrie ich so laut ich konnte. Eine lange Reihe von Feuerblitzen zeigte mir, daß unser Zug auf mindestens ein ganzes Regiment gestoßen sein mußte, das nun in die Nacht hinein pulverte.

„Am Ende ist Peccatel schon voraus, er ist so gewandt,“ tröstete ich mich und zuckelte in meinem nassen Mantel über den lehmigen Boden. Das Kugelpfeifen begleitete mich noch lange.

Ich war der Letzte, der bei der Kompagnie ankam. Der Lieutenant zählte und meldete „ein Mann noch nicht zur Stelle.“

„Wer fehlt?“ rief der Hauptmann.

„Jäger von Peccatel, Herr Hauptmann. Ich hörte seine Stimme zuletzt, als wir handgemein wurden,“ antwortete ich.

„So,“ sagte der Vorgesetzte, „haben Sie sonst noch etwas zu melden?“

„Zu befehlen mit Ja, Herr Hauptmann. Es liegen zwei tote Kameraden von den Preußen unbedrückt näher an der französischen Vorpостenkette als an unserer.“

„Abstreiten.“ Die Offiziere zogen sich zurück.

Die beginnende Tageshelle sandte ihr mattes Licht durch den grauen Wolkenvorhang. Peccatel war noch immer nicht da.

So wie sich drüben bei den hohen Pappeln Gestalten zeigten, sandten wir ihnen gutgezielte heiße Grüße hinüber. Die Antwort blieb nicht aus, aber die Chassepotkugeln trafen nicht.

Nun war es ganz hell geworden, und der erste Sonnenstrahl seit acht Tagen stahl sich durch die Wolken. „Nicht mehr schießen,“ ward der Befehl von Mund zu Mund gegeben. Auch die Franzosen stellten das Feuern ein.

Leute von der Sanitätskolonne kamen mit Wahren und der Fahne mit dem Zeichen des Friedens. Ich war mit zu den Trägern kommandiert.

Schweigend ging die kleine Kolonne an den Ort, wo die beiden preussischen Kameraden gefallen waren. Sie mochten schon zwei Tage gelegen haben. Ich konnte deutlich erkennen, was die Feinde machten. Sie schaufelten Gräber.

Mit einem weißen Taschentuche winkend trat der Offizier vor und rief: „Ist einer unter den Herren, der französisch spricht?“

„Ja wohl,“ rief ich.

„Dann kommen Sie her mit der Wahren.“

Der Offizier nannte sich Vicomte de Treville. „Wir haben drei Verwundete, mich eingerechnet, ich erhielt einen Streifschlag an die Stirne von einem der Feinde, der eben diesen Mann mit dem Bajonett erstochen hatte. Die beiden anderen verwundete einer von den Ihren, der viel weiter zwischen uns gekommen war. Dort die fünf anderen Gräber sind das Werk dieses Helden. Es gereicht mir zu hoher Ehre, Ihnen den Körper eines so tapferen Feindes auszuliefern.“

Damit nahm er einen Mantel fort, der über einen Gefallenen ausgebreitet war. Mit einem friedlichen Lächeln auf den Lippen lag Albrecht von Peccatel auf dem Bette der Ehre. Eine Kugel war ihm mitten ins Herz gedrungen. Thränen im Auge nahm ich von dem ritterlichen Feinde Abschied und faßte die Wahren an.

Im Walde von Chateau Colombey unter einer großen Eiche schaufelten wir ein einsames Soldatengrab. Da hat der unglückliche Mann den Frieden gefunden, den die Welt nicht hat.

Ein Vermächtnis hinterließ er mir, und in Lüneville habe ich es ausgerichtet.

Schweigend ging der Marsch zurück, weiter, immer weiter und diesmal vorbei am Bivak von Meh. Ich habe den ganzen Tag über kein Wort gesprochen. Als ich am Abend in einem ärmlichen Quartier saß, kam Kamerad Eichfeld auf mich zu, der Lustigmacher der Kompagnie, den ich gerne hatte. Ich sah ihn wehmütig an und sagte in unserem Plattdeutsch: „Aber heute keine saulen Wäse, Eichfeld.“

„Nein, heute nicht,“ sagte er, „Sie sind immer gut zu mir gewesen und haben mir immer was abgegeben, wenn Sie was hatten. Nun wollte ich Ihnen gerne eine kleine Freude machen. Als wir ihn in die Erde legten, fiel ihm etwas aus der Tasche. Ich nahm es auf und wollte es ihm wieder mitgeben, aber da behielt ich's doch zurück. Ich dachte, das wäre ein Andenken für Sie, denn Sie haben viel von ihm gehalten.“

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, legte mir der gute Kamerad etwas auf den Tisch und ging; es war die Haarlocke mit dem goldenen Ringe. Die habe ich in der Brusttasche als Andenken bei mir getragen nach Frankreich hinein und wieder hinaus bis Lüneville.

Da lag ich in der Ambulance internationale, ein Brack, zufällig an diesen Strand gespült. Eine leichte Wunde war gut geheilt, aber nun begannen die heimtückischen

Krankheiten mich von Lazarett zu Lazarett zu werfen. Einige kann ich ins Gedächtnis zurückerufen, andere nicht. Das Ganze ist ein Chaos von Schmerz, Horn, Fieberphantasie und etwas wirklicher Erinnerung für mich. Wenn ich das Wort Lüneville nennen höre, so sehe ich genau den Platz, wo ich neben anderen Kameraden lag. Ich sehe vor mir die schwarze Kinnengefalt mit der weißen Binde auf der Stirne. Ich sehe ein blaßes freundliches Gesicht mit dennoch strengem Ausdruck. Ich sehe zwei tiefe dunkelblaue Augen. Das war soeur Agathe.

Ich weiß auch, Schwester Agathe war soeur pharmacienne und hatte im Orden Medizin studiert, sie befehligte mehrere andere Schwestern. Ich weiß auch, daß sie große Gewalt über alle Menschen ausübte. Auch die Hofsten unter den Kranken gehorchten ihr aufs Wort. Französisch und deutsch, beides sprach sie mit gleicher Reinheit.

Mein Lager stand dicht vor dem Platze, wo sie für gewöhnlich zu sitzen pflegte. Es gab Tage, wo das Fieber mich völlig verließ, und da habe ich viel mit ihr gesprochen und ihr von Deutschland erzählt. Das schien sie zu erregen und auf ihren Wangen zeigten sich rote Flecken. Sie hielt dann oft ihr Taschentuch vor den Mund und hustete. Als ich ihr einmal sagte, mein Vater sei früher an der Forstakademie zu Wernach Professor gewesen, bevor er Oberjägermeister ward, da hustete sie so heftig, daß ich bemerkte, wie sich das Tuch vor ihren Lippen mit Blut rötete. Sie stand auf und ging hinaus.

„Wo ist Schwester Agathe, wo ist sie,“ rief ich dem Arzt entgegen, der etwas über eine Stunde später die Runde machte. „Ruhig, ruhig,“ rief er und fühlte meinen Puls, „seien Sie ruhig, sonst kommt das Fieber wieder. Schwester Agathe kommt bald wieder.“

Aber es ward dunkel und sie kam nicht. Aus den Schatten der Dunkelheit aber schossen die Fieberträume empor. Die Wände verwuchsen zu Waldlaub und die kalten Schweißtropfen meiner Stirne verwandelten sich in strömenden kalten Septembertregen. Da war wieder die Gegend von Chateau Colombey und ich folgte Albrecht von Peccatel hinein in die feindlichen Vorposten. Es blühten die Schüsse um mich her und die Kugeln pfliffen wieder und dann war alles still und die Angst schwoll — ich konnte sie sehen, wie sie die grauen Nebelarme nach mir ausstreckte. Ich hörte ihre überirdische Stimme, wie sie rief: Er ist vorangegangen, du sollst ihm folgen! Und dann sah ich tief durch die Grabeserde, da lag er, von phosphoreszierendem Licht umflutet, in der kühlen Erde, ein glückliches Lächeln auf den Lippen. Er winkte mit der Hand.

„Schwester Agathe,“ schrie ich, „Schwester hilf.“

Und nun strahlte helles Licht um mich. Mit der Lampe in der Hand stand die barmherzige Schwester vor meinem Bette und stößte mir einen Trank ein. Ich sah in ihre Augen und mir ward so wohl, so selig. „Schwester, ich werde jetzt fortgehen. Gib mir die Tasche von meinem Halse.“ Sie reichte mir das Ledertäschlein, in dem der Soldat seine Papiere und die metallene Todesmarke mit nimmt. Sie hing über meinem Bette. „Gute liebe Schwester, du bist so gut,“ flüsterte ich. „Die Francitieurs haben mich ausgeplündert. Aber eines habe ich noch behalten. Das sollst du haben als Andenken. Da einen goldenen Ring mit einer Locke! Da, da — nimm. Er ist vorangegangen!“

„Und ich folge ihm nach,“ sagte Schwester Agathe.

„Ich habe ihn sehr lieb gehabt, Schwester“ —

„Ich auch.“

Das hörte ich und dann sah ich die blauen Augen, wie sie mir immer näher kamen. Ich fühlte den warmen Atem und den Fuß, den sie mir auf meine Stirne hauchte.

Mit einem seligen Gefühl der Ruhe schlief ich ein.



Wie lange dieser Krankheitsanfall gedauert, das weiß ich nicht. Die Erinnerung ist ausgelöscht. Ich war matt und stumpf.

Schnee lag auf den Straßen, das ist das erste, worauf ich mich besinne, und durch diesen Schnee wurden die Kameraden und ich geführt zum Bahnhof zurück nach Deutschland in die Heimat.

In einer Straße stockte unser müder Marsch. Ein Trauerzug hemmte ihn. Weiß gekleidete Mädchen gingen voran, viele Nonnen folgten und sangen.

„Das ist die gute Schwester Agathe, die uns so treu gepflegt,“ sagte ein Kamerad und hielt mich fest, denn mir wankte der Boden unter den Füßen. — — —“

Ich schwieg, und schweigend folgten wir alle dem Pater Guarbian, den Mönchen und den Brüdern in die halb dunkle Kapelle. Halb laut klang das Murmeln der Totengebete durch den Raum und dann brauste die Orgel und die tiefen schönen Stimmen sangen Mozarts erhabenes Requiem.

---



## Das bürgerliche Gesetzbuch.

Seit der Veröffentlichung des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuche hat derselbe so verschiedenartige Beurteilung erfahren, in Zeitungen sowohl, als in besonderen Abhandlungen, daß eine Zeitschrift von der Bedeutung der „*Konservativen Monatschrift*“ nicht umhin kann, sich wenigstens im allgemeinen mit dem hochwichtigen Gegenstande zu beschäftigen und dazu nicht nur Juristen, sondern auch Laien nach Beschaffenheit des Raumes das Wort zu gestatten. Denn die Frage, welche Privatrechtsgrundsätze die besten sind, ist keine ausschließlich juristische, sondern wurzelt in den lebendigen Lebensverhältnissen und in der gemeinsamen Ueberzeugung der Rechtsgenossen, dem allgemeinen Rechtsbewußtsein.

Die gegenwärtigen Zeilen eines Juristen sind besonders hervorgerufen durch das im Verlage von Duncker und Humblot zu Leipzig — Ladenpreis 11 M. 20 Pf. — erschienene Buch des Professors der Rechte an der Universität Berlin Otto Gierke, eine veränderte und vermehrte Ausgabe der in Schmollers Jahrbuch abgedruckten Abhandlungen desselben Verfassers über den „*Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und das deutsche Recht*“. Gierke, als bedeutender Germanist bekannt, hat zur Verteidigung des ihm bedroht erscheinenden deutschen Rechts aus „*Gewissenszwang*“ geschrieben und will werden, wie er selbst sagt, damit der jetzige Entwurf nicht Gesetz wird. Diese Tendenz ist keine gemachte, sie entspringt der wissenschaftlichen Ueberzeugung des Verfassers und ist in manchen Einzelheiten geistreich, zuweilen schlagend durchgeführt.

Dennoch schießt der Verfasser über das Ziel hinaus, wenn er eine „*Umschmelzung*“ des Entwurfs, d. h. eine völlige Umarbeitung verlangt, welche sich auf Fassung und Gehalt erstrecken soll, unter Ausscheidung des beigemischten unedlen Metalles und mit reichlicher Zuthat deutschen Edelmetalles, und wenn er eine solche Umgestaltung nicht derselben, aber unwesentlich veränderten Sachkommission, „*welche das im Ganzen mißlungene Werk geschaffen hat*“, sondern nur einer neuen Kommission überlassen will, in der neben der gelehrten Jurisprudenz Verwaltungsbeamte, Nationalökonomien und mit den Bedürfnissen des Volks vertraute Laien überwiegend zum entscheidenden Worte kommen. Gegen die Zuziehung der genannten Elemente bei der zweiten Lesung des Entwurfs, ohne daß freilich eine Majorisierung der Juristen gerade nötig oder nur wünschenswert wäre, läßt sich mit Grund nichts einwenden; denn auch die Entgegnung, daß genug Sachverständige aus dem Volke in der Beratung des bürgerlichen Gesetzbuchs durch den Reichstag in Wirksamkeit träten, ist unzutreffend, da der Reichstag sich nicht mit allen Einzelheiten des künftigen Gesetzbuchs beschäftigen kann. Eine

wichtige, aus dem praktischen Leben gegriffene Vertretung der Volksanschauungen und Interessen würde in der That die Kommission befähigen, den Entwurf der Form nach, mit Abstreifung des ihm eigenen Doktrinarismus und Ausmerzung selbstgeschaffener Kunstausbrüche, gemeinverständlicher zu machen und inhaltlich in nicht wenigen Bestimmungen zu verbessern.

Alein so gewiß eine Revisionsbedürftigkeit des Entwurfs anzuerkennen ist, damit bedenkliche Fehler desselben beseitigt werden, so zweifellos scheint es andererseits zu sein, was auch durch den deutschen Juristentag zum Ausdruck gekommen ist, daß derselbe eine sehr brauchbare, ja im Ganzen vorzügliche Grundlage zu einem deutschen Civilcodez abgiebt und daß, um dazu zu dienen, die große, sorgfältige Arbeit der Kommission nicht verlorene Mühe sein wird. Dieselbe Kommission, welche das Werk geschaffen hat, wird, verstärkt nach Bedürfnis, auch instande sein, begründeten Verbesserungsvorschlägen Rechnung zu tragen, ohne daß die Anordnung des Stoffes im Entwurfe ausgebeugt wird. Eine neue Kommission nach Bierleichen Zuschnitte mit neuer Verteilung der Materien würde eine unnütze Vertagung der Sache bedeuten, da der bessere Erfolg nicht verbürgt wäre.

Zierle ist, wie gesagt, Germanist, der die Ausschließung der „Wissenschaft des deutschen Rechts“ von jeder thätigen Mitwirkung bei der Herstellung des Entwurfs“ als einen „unseligen Mißgriff“ empfindet. Es soll ihm daraus angesichts der schätzenswerten Eigenschaften seines Buches nicht der Vorwurf der Voreingenommenheit gemacht werden. Aber etwas weniger Animosität würde auch seine Aussetzungen an dem Entwurfe gemildert haben. Derselbe soll undensch, unvolkstümlich, individualistisch (antisozial) und unschöpferisch sein, seinem innersten Kern nach ein in Gesetzesparagrafen gegossenes Pandektencompendium.

Der Vorwurf des einseitig romanistischen Standpunktes ist durch die Kritik vom Entwurfe längst abgewälzt. Die Ausführungen Beselers, Zierles und des noch mehr übertreibenden Fetsig Dazu stehen in diesem Punkte ziemlich vereinzelt da, wenn auch andere Juristen bei speziellen Fragen zugeben, daß statt der gewählten römischrechtlichen Auffassung die deutschrechtliche den Vorzug verdient hätte. Zierle selbst bekennet einen gewissen Triumph des deutschen Rechts, da es im Gesetzbuche fast das ganze Familienrecht, einen großen Teil des Sachenrechts, wichtige Stücke des Obligationenrechts und Erbrechts, auch Sätze des allgemeinen Teils erfülle. Kann eine weitergehende, grundlegende „Ruthat deutschen Edelmetalles“ verlangt werden? Die Frage wird, von wenigen Dissidenten abgesehen, mit Recht verneint. Das deutsche Recht hat nicht die systematische Ausbildung erhalten, um römische Rechtskonstruktionen, die überdies dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen sind, zu ersetzen. Aus speziell deutschrechtlichen Grundfragen läßt sich ein den Bedürfnissen genügendes Privatrecht nicht cobifizieren. Wo aber heimische Rechtsätze und Institutionen sich gegen die römischen bewährt haben, da haben sie auch im Entwurfe der Hauptsache nach die gebührende Berücksichtigung gefunden, und von einer übermäßig romanisierenden Tendenz des Entwurfs kann nicht gesprochen werden.

Der Einwand der Ununiformierung des Rechts nach römischer Schablone ruft auch in anderen Beziehungen Widerspruch hervor, der freilich von den Gegnern des Entwurfs wiederum gegen diesen verwertet wird.

Der Entwurf umfaßt diejenigen Privatrechtsgebiete nicht, welche bereits eine reichsgesetzliche Regelung im modernen, beziehungsweise rein deutschen Geiste erfahren haben, und er überläßt umfangreiche Materien der Landesgesetzgebung, weil in ihnen das Privatrecht mit dem öffentlichen Rechte zusammenhängt. Wir behalten in ihrer besonderen Bearbeitung das Handels-, See- und Wechselrecht, das Urheber- und Erfinderrecht, das Gewerbe- und Genossenschaftsrecht, alle auf sozialpolitischen Fesde liegenden Neuschöpfungen, und wenn daneben der Entwurf vieles in das Privatrecht überige, um jeden Eingriff in das öffentliche Recht zu vermeiden, dem Sonderrecht der


einzelnen Staaten zuweist, so mag das zwar, je nach dem politischen Standpunkte, als eine starke Konzeption in partikularer Richtung erscheinen, jedenfalls aber nicht als eine schablonenhafte Uniformierung.

Die urgierte Unvollständigkeit besteht allerdings in einem gewissen Grade. Die doktrinaire Fassung des Entwurfs, seine lehrbuchartige Abstraktheit und die Aufstellung unpraktischer juristischer Begriffe sind Mängel, die selbst von eifrigen Verfechtern des Entwurfs, wie z. B. Hartmann, gemißbilligt werden. Verständlicher hätte die Vorlage der Kommission sein können. Dabei ist aber wohl zu bedenken, daß einem modernen Gesetzbuche Schranken der Gemeinverständlichkeit gezogen sind, daß es die erforderliche juristische Bestimmtheit des Ausdrucks nicht dem Streben nach Volkstümlichkeit unterordnen kann, und daß „sein voller Inhalt nur dem berufsmäßig in ihn sich Vertiefenden sich erschließt.“ Hölder, Vortrag in der juristischen Gesellschaft zu Wien, S. 23. „Folgerichtige Systematik und in konsequenter Technik durchgeführte Rechtsprache sind dem Entwurfe keineswegs abzusprechen, und darin ist er ein echt deutsches Werk.“ Hölder a. a. O. S. 17.

Ob ihm schöpferische Gedanken fehlen, kann dahin gestellt bleiben, trotz mancher Neuerungen, welche in Rücksicht auf die Gleichförmigkeit des Rechts aufgenommen sind. Die Aufgabe der Kommission war doch wohl nicht, ein neues Recht zu schaffen, sondern das bisherige zu sammeln und für die Bedürfnisse des Lebens zu formen.

Was endlich die Stellung des Entwurfs zur sozialen Aufgabe des Privatrechts betrifft, so ist dies offenbar die schwächste Seite desselben, und Gierke hat sich ein Verdienst erworben, diese Wölfe an das Licht zu ziehen. Recht manchesterlich hält das neue Gesetzeswerk vollständige Neutralität in allen wirtschaftlichen und sozialen Fragen, welche die Gegenwart bewegen. Es ist individualistisch und kapitalistisch und weicht jeder Fürsorge für den wirtschaftlich Schwachen, den Unerfahrenen und Leichtsinigen, wie einer unerlaubten Bevormundung, aus. Ein paar Beispiele mögen hier genügen. Das im Obligationenrecht (Recht der Schuldverhältnisse) geltende Prinzip der Vertragsfreiheit wird auch bis zur Wucherfreiheit durchgeführt. „Zinsen können zu jeder Höhe durch Vertrag bedungen werden,“ befragt der § 378 („in fast provozierender Weise,“ wie Gierke treffend bemerkt), vorbehaltlich des als völlig unzureichend erkannten Reichsgesetzes, betr. den Wucher. Gegen das gemeine Recht können Zinsen durch Abzug vom Kapital vorausgenommen werden. Sie werden ebenso gegen das gemeine Recht über das alterum tantum, über den Bestand des Kapitals, gezahlt; und das Verbot des Zinsnehmens von Zinsen, welches das Gesetz vom 14. November 1867, betr. die vertragsmäßigen Zinsen, noch bestehen ließ, ist hinsichtlich der Vereinbarung von Zinsen aus rückständigen Zinsen gefallen. Selbst die Bestimmung des Gesetzes von 1867, daß, wer für eine Schuld einen höheren Zinssatz als jährlich 6 vom Hundert gewährt oder zusagt, zu einer halbjährigen Kündigung befugt ist, wird aufgehoben: der Schuldner haftet fort und fort für den höheren Zinssatz. — Die lex Anastasiana, nach welcher ein Cessionar, der die Forderung gekauft hat, nicht mehr einflagen soll, als er selbst dafür gegeben hat, ist beseitigt; desgleichen die Anfechtung des Kaufvertrags wegen laesio enormis, weil der Preis nicht einmal die Hälfte des wahren Wertes der verkauften Sache erreicht; desgleichen die Beschränkung des Verkaufes der Früchte auf dem Halme u. Dem Cessionarunwesen, dem Mißbrauch der Viehleihe, dem Mietswucher, den Abzahlungsgeäften und Pfandleihverträgen werden keinerlei Schutzmaßregeln entgegengestellt. Die Ausbeutung der Not ist freier als je; die sozialpolitischen Bestrebungen der Neuzeit sind spurlos an der Kommission vorübergegangen; sie war „nicht mit einem Tropfen sozialpolitischen Deles gefalbt.“

Hierin vernotwendigen sich gründliche Abänderungen des Entwurfs. An der Möglichkeit dieser, wie anderer Verbesserungen bei Zugrundelegung desselben zu zweifeln, liegt keine Ursache vor.



## Binzendorf im Verhältniß zu seiner Mutter in den Jahren 1739 bis 1742.

Von

G. E. v. Nagler.

Alle Rechte dem Verfasser vorbehalten.

### I.

Es ist bekannt, daß Binzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde, ein vortrefflicher Sohn war, dem das vierte Gebot stets am Herzen lag. Diese Gefinnung hatte er auch seinem Stiefvater, dem Feldmarschall von Nagler gegenüber bethätigt, so fern sich dieser ihm auch mit den Jahren stellte, als sie in ihren religiös-politischen Ansichten, nicht aber in ihrem Glauben auseinander gingen. Die Mutter liebte unsern Binzendorf zärtlich. Der eigentümliche Gang seines Lebens hatte jene aber bedenklich gemacht, zumal sie sich leicht bekümmerte. Es scheint, daß unter solchen Umständen Binzendorf Jahre lang mit ihr und dem Vater nur oberflächlich korrespondierte. Als aber dessen Heimgang und damit eine neue Vereinsamung der Mutter zu erwarten war, hörte der Graf nicht auf, sie mit seiner Liebe zu umfassen, ihr bei sich einen Wittwenitz anzubieten, von seinen Angehörigen, von Herrnhut, den andern Kolonien und dem Segen der Brüdergemeinde in der Mission zu schreiben.

Aus der zweiten Ehe hatte Binzendorfs Mutter zwei Söhne. Der jüngere derselben war im Türkenkriege gefallen. Wir haben den köstlichen Brief, welchen Binzendorf diesem Bruder kurz zuvor schrieb, ihn zur Nachfolge Christi zu bestimmen, bereits bekannt gemacht. Der andere Bruder, ein Mann der Welt, stand ihm als solcher ferner.

Ende Dezember 1737 kam Binzendorf nach Berlin und verweilte daselbst mehrere Monate. Der Zweck dieses Aufenthaltes war, mit seinen Worten zu reden, „Herrnhut (von wo er von Seiten der sächsischen Regierung verbannt war) nahe zu sein. Keinen Verdacht in Dresden zu erregen, war Berlin der ordentlichste und bequemste Ort; dort war mein 84-jähriger Stiefvater, der beim Könige von Polen wohl angegriffen. Ich gedachte auch, wenn meine Mutter Wittwe würde, ihr alle kindliche Treue zu beweisen.“

Die letztere hatte viel Freude an Binzendorfs Kindern, denn es war ihnen „anzusehen, daß sie in der Schule des heiligen Geistes standen.“ Besonders liebte sie den jungen (10jährigen) Grafen Christian.\*)

\*) Siehe Spangenberg.

Zingendorf stellte seiner Mutter, die sich ihrer Natur nach und diesmal nicht ohne Grund über die Gestaltung ihrer äußeren Verhältnisse nach dem Tode des noch begüterten Vaters Sorge machen mochte, den nachfolgenden Revers aus:

„Demnach es dem allein guten Gott gefallen, unsern hochgeehrtesten und gnädigen Herrn Vater, Ihro K. M. in Preußen Generalfeldmarschall der Armeen, Ritter vom schwarzen Adler, Obersten über Dero Corps der Sensd'armes, Amtshauptmann zu Raugarbt, Massow, Friedrichsburg und Gütshow und Praelaten zu Colberg, den hochwürdig hochwohlgeborenen Herrn Dubislav Snesmar v. Rakmer zu einem hohen und über 80jährigen Alter zu verhelfen und darin mit allerhand solchen Leibeschwachheiten, welche besagtes Alter auf dem Rücken trägt, belegen zu lassen, daher man vermuthen muß, es könne Ihro Excellenz einmal unversehens von unsern Häupten genommen werden, so declarire in solchem Fall ich Endesunterschiedener, der Frau Feldmarschallin unterthänigst treuehofsamster ältester Sohn, der Graf v. Zingendorf, daß, da es Ihro Gnaden vielleicht nicht bequem fallen möchte, auf meines Herrn Bruder Carl Dubislav v. Rakmer, Erbherrns auf Gr. und Kl. Janewitz, Gupmin pp., des Ritter-Ordens St. Johannis von Malta Ritters und ersten Raths bei Ihro K. M. von Preußen Vorpommerischen Regierungsr., Kriegs-, Lehns-, Kirchen- und Finanz-Directorio, etwas entfernte Güter Dero Witwen-Stuhl zu setzen, daß es aber hier selbst länger zu verbleiben Ihro gefallen sollte ohnehin nicht zu vermuthen ist, ich ihr meine beiden Häuser zu Berthelsdorf, das an der Bittanischen Straße liegende neue Herrenhaus in Herrnhut nebst dem aus einem dreifachen Amphitheatre bestehenden Garten oder das Schloß zu Berthelsdorf zu Dero völligem, eigenen und absoluten Gebrauch ganz einräumen, also und dergestalt, daß ich bei meinem An- oder Abreisen dasjenige besagter Häuser, so Ihro Gnaden erwählen, zwar in baulichem Stande erhalten, im übrigen aber davon garnicht mehr Gebrauch machen, sondern es als Ihro Gnaden wahres Eigenthum Zeit Dero Lebens ansehen und achten will.

Ich verspreche ferner mit allem, was ich habe, zu Dero Subsistenz und Aufenthalt so viel möglich zur Hand zu sein und solange ich eine Haushaltung daselbst und noch etwas in meinem Vermögen habe, solches alles zu Ihro Gn. wie zu meinem Dienst sein zu lassen.

Ihro Gn. sollen auf dem meinigen, solange sie leben, von allen hohen und niederen Einwohnern allen den respect und Unterthänigkeit genießen, als von mir, und das Exempel der Ehrerbietung und Gehorsams so ich, meine Gemahlin, Kinder und Hausgenossen den andern geben werden, soll dem gleich sein, was ich von meinen eigenen Unterthanen billig erwarten kann.

Und da Ihro Gnaden vor uns Brüdern zum Herrn gehen sollten, so will, was meinen Herrn Bruder betrifft, (dessen gütige approbation dieses Plans und willigste Beobachtung aller derjenigen Schuldigkeiten, welche aus des Vaters Ehestiftung, Testament und Verordnung denen Rechten oder seiner eigenen kindlichen Reigung und affection auf ihn fallen können, ich mir ohnehin (promittire) meinem Bruder aufrichtig und vor Gott hiermit versprochen haben, an etwas Ihro Gn. zugehörigen, in was es auch immer bestehe, ohne sein Vorwissen und Huziehung mir nicht das geringste anzumachen, zum Geschenk von Ihro Gn. anzunehmen oder mich einiger Dero Robitionen zu bedienen, sondern Alles, was Ihro Gn. an meinem Ort haben oder mir als ihr Eigenthum wissend werden könnte, bei Dero Leben aufs traulichste behüten und conserviren. So ich aber Dero Eingang zum Herrn erlebte, alsofort und bis zu Dero Widisposition als ein unantastliches depositum ansehen wolle. Alles getreulich ohne Gefährde.“

Ganz unerwartet starb im August des Jahres 1738 Zingendorfs Bruder, der Regierungsrat v. Rakmer. Der König sprach dem Vater sein Beileid mit den Worten Hiobs aus: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.“ Der Feldmarschall büßte damit aber auch, zum Schaden seiner Gattin, die Disposition über die Güter, welche er befaß, vollständig ein; diese fielen bei seinem Ableben entfernten Verwandten zu.

Im Dezember trat Zinzendorf, der schon auf dem Pädagogium in Halle einen Bund zur Bekehrung der Heiden geschlossen hatte, seine erste Missionsreise an.

Ein Mohr von der Insel Thomas, welchen Zinzendorf auf einer Reise in Kopenhagen kennen gelernt hatte, seine Erzählungen von dem „jammervollen Zustande seiner Landsleute, wie sie in harter Sklaverei kauften und in gräßlichen Sünden hingingen, weil sie von Gott und Christo nichts wußten,“ wurde der Anlaß zu der ersten Brüdermission, zu der sich Leonhard Dober bereit fand. Der Entschluß dazu war um so anerkennenswerter, als die Missionare sich bereit finden mußten, sich — den Negern zu dienen — als Sklaven zu vergeben. Dazu waren aber die vom Geiste Gottes in der Trübsal geläuterten, harten Naturen der Nöhren, welchen Luther bereits geraten hatte, sich nicht in ihr Vaterland einzuschließen, sondern den Völkern das Evangelium zu predigen und dazu allerlei Sprachen zu lernen, die rechten Männer.

Sie haben die Predigt, welche sie mit der Bibel brachten, mit der Art und Pflugschar vorgelebt. Die Frucht ihrer Arbeit war eine große Erweckung, leider raffte das ungesunde Klima viele vor der Zeit dahin: in 50 Jahren starben dafelbst über 160 Missionare.

Dem Vorwurfe zu begegnen, er schicke die Seinen in den Tod, entschloß sich Zinzendorf, die nächste Abordnung selbst zu begleiten. Er glaubte nicht an seine Wiederkehr und nahm bei seiner Abreise einen Abschied, als wenn er in die Ewigkeit ginge. In Thoma fand er die Brüder im Gefängnis, die Negerklaven unter einem unerhörten Druck, weil ihre Herren fürchteten, sie würden sich bei ihrer großen Ueberzahl als Christen nicht mehr leiten lassen. Diese nahmen aber das Wort Gottes, wenn auch unter Thränen, an. Es war bei ihnen sogar die Auseinanderhaltung der Geschlechter schon durchgeführt.

Den Weißen war aber mit der Sittsamkeit der Neger nicht einmal gebient. Dazu kam die Rivalität eines reformierten Geistlichen. Unter solchen Umständen hatten die Pflaizer den Gouverneur bedrängt, die Missionare aus dem Lande zu weisen. Wenn auch unter einem andern Vorwande, waren diese darauf gefangen gesetzt worden.

Zinzendorfs Beziehungen zur dänischen Krone mochten ihm die Befreiung der Brüder erleichtern. Der Gouverneur gestattete ihm auch, mit den Negern in christlicher Beziehung zu verkehren. Und Zinzendorf war außer sich vor Staunen, als diese bei einem Gottesdienste, den er ihnen hielt, den zweiten Glaubensartikel und Lieblingstieber von ihm, wie: „Gelobet seist du Jesus Christ“ mit fangen und beteten.

Ihre Versammlungen dauerten des Sonnabends, nach Schluß der Arbeit, die Nacht hindurch, bis zum Morgen. Auf der Heimkehr schrieb Zinzendorf seiner Mutter:

15. 4. 1739.

„Hochgeborne Frau, sehr innig geliebte Frau Mutter.

Es hat mich bei meiner Visitation in den Carybischen Eilanden in Westindien niemand mehr Verläugnung gekostet als E. Gn., denn wenn ich daran dachte, daß meine inniggeliebte Mama in einem Jahre zwei Kinder eingebüßt und den 3. (Sohn) sollte an einen Ort gehen lassen, wo der pestilenzialischen Lust halber von zehn nimmer zwei zurück kommen pflegen, so haben sie auch mir wie die Frau zu Rain gemarmert und ich habe mich billig darauf verlassen, daß der Herr auch so gefinnt sei.

Es ist also kein Wunder, daß ich meiner Herzens Frau Mutter auch die allererste Nachricht von meiner glücklichen retour gebe. Ich selber befinde mich frisch und gesund.

Das Werk des Herrn dafelbst ist verrichtet worden. Ich habe meine Brüder dafelbst im Gefängnis gefunden und daraus losgemacht. Sie arbeiten unter dem amerikanischen Druck mit großem Segen.

Ihre neu gepflegte Sklaven-Gemeine, der ich das Evangelium selbst vielmal zu predigen Gelegenheit gehabt, ist gegen 700 Nöhren stark, wo vor 3 Jahren noch nicht einer war.

Wir sind bedächtigt und langsam mit der Taufe, weil das Werk noch so sehr neu ist und wüthend gehindert wird, denn die christlichen Herren in Amerika sind ziemlich komplette Bestien, ich habe bei ihnen eingeschlagen wie der Donner und bin doch Augenzeuge von übermächtiger Bosheit.

Sie haben unter denselben schon 30 Getaufte und viele Candidaten, welche ihre dreimonatl. Verfolgung gehindert hat, zu taufen. So lange sie gefangen waren, haben sie eine gefegnete Frucht ihrer Arbeit gesehen; denn die Schwarzen haben das hl. Werk unter sich fortgesetzt und wohl 200 Seelen gewonnen.

Nun, liebe Mama, eins bitte unterthänig: an gn. Papa, dem ich mich unterthänig empfehle, wenn sie noch leben, niemand nichts von meiner retour zu sagen, weil ich noch nicht gleich nach Hause kommen kann und also meiner Frau zur Erspahrung einer neuen Ueberwindung nicht schreiben werde, daß ich schon wieder da bin.

Daß der Heiland mich wunderbar hingeführt und wieder zurück, können E. Gn. denken, denn es sind doch ein Paar 1000 deutsche Meilen zusammen und ich bin erst den 28. Dec. weggereist, denn so lange hat uns der Capitain in Tegel aufgehalten.

Nun habe ich nur noch in Deutschland einige Berrichtung wegen der Missionsfache in Thomas zu besorgen und dieser Brief, ob er gleich noch zur See geschrieben, ist ein Zeichen, daß ich in Deutschland angetommen bin, weil er mit meinem Schiff geht, ich aber unter England mit dem paquet an Land komme.

Ich küsse E. Gn. und bin Dero treuer Sohn und unterthäniger Diener.

N. S. Wollen mir gn. Mama schreiben, so ist m. adresse noch an Mr. Hsate le Long vor Capo Lizard in England."

Nach kurzem Aufenthalt in England und Holland traf Zinzendorf am 1. Juni bei seiner Familie in Marienborn in der Wetterau, wo er sich eingemietet hatte, wieder ein.

Den 13. Mai war Zinzendorfs Stiefvater in Berlin gestorben, den 19. daselbst feierlich beigesetzt. Die Schulden seiner Söhne zu tilgen, hatte er sein nicht unbeträchtliches Baarvermögen und die Ansprüche, welche er wegen der Güter an seine Lehnserben, auch für Meliorationen zu machen hatte, im Einverständnisse mit seiner Gemahlin aus freiem Willen geopfert, dieser nur das Lebtagsrecht auf seine Jannewiger und Neuhoff'schen Güter vorbehalten, welches ihr jährlich 1300 Thaler einbringen sollte. Der König bewilligte der Witwe seines Feldmarschall die weitere Benutzung der Dienstwohnung des Verstorbenen; sie machte aber davon nur kurze Zeit Gebrauch. Daß ihr eine Pension, welche damals ein besonderer Gnadenakt war, gezahlt wurde, ist nicht ersichtlich. Sie mußte sich daher bei dem plötzlichen Wechsel der Verhältnisse um so mehr einrichten, als sie von seiten ihrer Mutter (v. Gersdorf), deren Vermögen unter vielen Gutthaten für andere zusammen gebrochen war, nur 6500 Thaler, von ihrem ersten Gemahl, dem Minister Grafen Zinzendorf, dessen Güter auf seine Söhne gefallen waren, außer der vorübergehenden Wittwenpension, nichts geerbt hatte.\*) Zinzendorf schrieb seiner Mutter aus Ebersdorf, wo er sich zur Brüderhube befand.

18. Juni 1739.

Ich hatte eine heimliche Hoffnung, zu Erv. Gn. nach Berlin zu kommen. Weil ich aber durch des Heilands Fügung nach Tübingen muß, so ist der Weg ganz anders gebiichen; inzwischen kommen E. Gn. gnädige Zeilen.

Hier ist die Konferenz mit den Herrnhuter Arbeitern in großer Gnade gehalten worden, und das Liebste, was mir dabei begegnet, ist

1. daß ich mit meinem vieljährigen Suchen durchbrochen bin, die Herrnhuter und Mährischen Brüder mit der Halleischen oder Frankel'schen oeconomic zu versöhnen auf meiner Brüder Seite, d. h. so viel an uns gelegen,

und 2. einen sehr lieben Pfarrer nach Berthelsdorf an des verstorbenen Herrn Mäcker's Stelle zu bekommen.

\*) Wir wiederholen hier zur besseren Orientierung eine frühere Mitteilung.



Ich fahre fort, meiner innigst geliebten Mama in tiefster kindlicher Unterthänigkeit mein Herz zu sagen über Dero Kapitel. 1., Möchte ich von Grund meiner Seele die vielen oder wenigen Jahre, die meine theure Mutter oder ich noch zu leben haben, tägliche, ja stündliche Gelegenheit haben, meiner Gemeine und jedermann sehen zu lassen, wie ein Knecht Gottes mit seiner Mutter umgeht und E. G. mir gewiß unschätzbar, wenn es um dieses einen Grundes willen wäre, daß ich die praxis des 4. Gebots unter unsern sonst lieben Leuten durch mein exempel, das in dies auch siele, in Schwung bringen möchte, denn es ist schwer, daß der Herr? die Grenzen dieses heiligen Gebots und das, was zu mir kommt haffet nicht?, recht auseinander scheidet?, und es geht doch wohl an. So wenig mir von E. Gn. oder sonst jemand in meinen General Plan dürfte und könnte einreden lassen (welches auch E. Gn. sorgfältig verhütet haben, seitdem Sie geglaubt, daß ich wissen kann, was ich will oder soll) so viel 100 Special-Gelegenheiten giebt, da ich meiner theuersten Mutter, wenn ich sie um mich habe, gehorchen und mein Studium daraus machen kann, unter ihrem Gebet und Aeltesten-Amt zu stehen, wie Augustinus unter der Monica, Timotheus unter der Laïs, Johannes, ohne Zweifel ja Jesus selbst unter der Maria, Isaac unter Sarah, und das wäre meines Herzens Freude und Wonne und gewiß auch der unvergleichlichen Frau, die mir mein Heiland gegeben hat, und der Kinder, die wir bei uns haben. Auf den Händen wollen wir E. Gn. tragen und Ihr Leben soll Ihnen noch eine Freude werden auf Erden.

Erbarmen? sich E. Gn. also um des Heilands und Ihrer Kinder willen, weil Sie doch die Freiheit erlebt haben, Herrnhut, da ich Ihnen das schöne Richtersche? Haus nochmals mit Freuden geschenkt haben will oder Berthelsdorf, da das ganze neue Schloß zu E. Gn. disposition leer steht, oder Marienborn, wo Ev. Gn. Familie und Kinder wohnen, so sollen Sie als Obrigkeit, als Hausfrau, als Mutter gehalten und an- und abwesend mit Freuden von uns venerirt werden mit zarter Liebesbezeugung.

Wie ich meiner unsichtbaren Mutter Jerusalem, die da droben ist, unsichtbar ergeben bin, so will ichs an der sichtbaren, der auch auf mancherlei Art sauer worden bin, beweisen. Der Heiland helfe.

Ich sehe zwar 3 Schwierigkeiten. Die 1., daß E. G. vielleicht nicht gerne mutiren werden; 2., daß Hennemersdorf vielleicht eine Art eines bestimmten Sitzes vor E. Gnaden ist; 3., daß man denken und sagen kann, wir wollten mit aus Ev. Gn. casse leben.

Der erste Punkt ist schwer: si qua sede sedes ist einer Witwe, die über 60 Jahre ist, ceteris paribus, nicht zu verdenken, und diesen Punkt überlasse ich ganz allein der determination des Heilandes über meiner I. Mutter Herz. Der andere ist mir nichtig? E. Gn. können einigermaßen wissen an dem exempel der sel. Fr. v. Meusebach\*), daß das Wohnen in Hennemersdorf, wo eine Herrschaft ist, die sich in manchen Stücken ganz anders gerichtet hat, als man gewohnt ist, der Besitzerin so penibel ist als dem Gast, wenn sie es gleich beide einander aus complaisance verschweigen, und es kann weder E. Gn. noch der Taute was verschlagen, ob, wenn Sie ihr zuweilen einiges Geld mit victualien oder anderen naturalien bezahlen wollten und dürften, solches bis Berthelsdorf (oder) Herrnhut vollends geliefert wird.

Das dritte ist von noch weniger Belang, denn ich würde mir wohl ebenso viel nicht daraus machen, wenn E. G. Geld hätten und ich käme, es auf 3—4 Tage, 3—4 Wochen, ja Jahr und Tag zu borgen, auch nach Gelegenheit mit E. Gn. Genehmhaltung nicht wiederzugeben. Aber ich kann E. Gn. mit kindlicher Demuth versichern, daß ich kein Ausgabe-Geld bei meiner lieben Mutter vermuthet, noch (vollends die Sache mit Papas Capitalien so gelanfen) bei Ihnen möglich halte und ich bin darin so eins mit dem Heilande und seiner seligen providenz so gewiß, daß ein solcher Plan mir nicht in die Gedanken kommen kann, zu geschweigen, daß, wenn ich meine revenuen richtig

\*) Schwester der Mutter Zinzendorfs.

habe, ichs eben nicht sehr brauche, wenn ich sie aber nicht richtig kriege, mit mit wenig nicht geholfen, und was ich von E. Gn. Liebe zu erwarten hätte, überjandt so gut als amovend erhalten könnte. Aber mein Zeuge ist in den Worten, daß ich nicht einen Pfennig von meiner lieben Mama in meine Haushaltung begehre, ihr auch völlig freistellen werde, ob sie meine Haushaltung dirigiren oder in meiner oeconomie mit leben oder ihre oeconomie für sich haben wolle.

Die Absicht, E. Gn. künftiges Vermögen, es sei nun, so viel es wolle, gewiß zu haben, kann auch nicht darunter stecken, auch darunter kein Selbstbetrug vorgehen, denn E. Gn. caracteur ist mir caution genug, daß wer von uns Kindern\*) erlebte, daß E. Gn. zum Heiland gehen, keinen process über Ihre Nachlassenschaft kriegen wird, (ob) Sie bei uns oder nicht.

Nun, denke ich, werde ausgeredet haben mein ganzes Herz. Ich küsse meiner lieben Mama Hände und Füße und bin mit einer ehervietigen Verliebtheit meiner gnädigen lieben Mama treuer, ganz eigener Sohn und unterthäniger Diener.

P. S. Brauchen mich gn. Mama, so bin ich alle Augenblicke publics oder incognito zu erscheinen parat. Seien Sie so gnädig und begehren mich einsältig. Haben E. Gn. Rath oder sonst etwas von Nöthen, dazu entweder meinen lieben Hauptmann v. Schweinitz, dessen unvergleichliche meriten in allen Theilen E. Gn. vielleicht bekannt sind (Er ist des sel. Landesältesten Neveu, ein reicher Mann, der umsonst ein Verwalter ist und Wunder in meinem Herrnhut thut) oder unsern gottseligen und geschickten Secretarius Böhme, ein rechter Jurist, klug wie die Schlangen und ohne Falck wie die Tauben, nützlich sein könnte, so schreiben Sie es mir oder ihnen, so sollen sie in Berlin, Hennersdorf oder wo sonst allemal zu Ew. Gnaden Befehl mit Freuden sein." —

Von Zinzendorfs Erbieten, seine Mutter bei sich aufzunehmen, wurde kein Gebrauch gemacht, indem sie sich nicht von Berlin trennen mochte, später auch der Krieg mit Sachsen es nicht dazu kommen ließ.

Ihre Vermögensangelegenheiten besorgte ein Freund des verstorbenen Feldmarschall, der Geheimrat und Generalauditeur Mysius; zu seiner Unterstützung bestimmte sie später einen Kammergerichtsrat Odel, der in ihrem, d. h. dem Gansteinischen Hause wohnte, in welchem unten der Buchladen des Franzeschen Waisenhauses war.

Zinzendorf kränkelte seit der westindischen Reise, von welcher er „mit Ausschlag (bedeckt) und Fieber (in den Gliedern)“ heimgekehrt war. Im Oktober (39) ward er so krank, daß er große Hoffnung hatte, abzuschneiden und zum Herrn zu kommen. Er ließ sich dadurch aber in seiner Thätigkeit kaum beirren.

So lange er in Marienborn war, wandte er sein besonderes Interesse der benachbarten Kolonie Herrnhag zu, wo die Reformierten eine Zuflucht haben sollten, wie die Lutheraner in Herrnhut. Ohne über streitige Punkte in Auseinandersetzungen verwickelt zu werden, sollten daselbst nach seiner Idee die Glaubensgenossen beiderseits unter der Handreichung der Brüder, zu dem werden, was man von ihrer Konfession erwarten konnte. In Zinzendorfs großer Freude wurde seine Tochter Benigna zur Ältesten des Mädchenchors, sein Sohn Christian in die Kirchengemeine aufgenommen. Im folgenden Jahre wurde Benigna, 15 Jahr alt, durch Wahl des Chors und Voos der ältesten Versammlung, Jungfernlteste.

Die fortgesetzten Verleumdungen der Brüdergemeine veranlaßten viele, diese aufzusuchen, um selbst zu prüfen. Unter diesen Umständen wuchs Herrnhag bald heran; am 10. Dezember 1740 wurden sieben Brüder daselbst aufgenommen, die aus Polen, Ungarn, der Schweiz, England, Schweden, Livland und Deutschland stammten. Viele Adlige ließen sich in Herrnhut nieder, darunter ein Graf v. Promnitz, welcher sich den Brüdern sehr nützlich machte. Dabei begünstigte Zinzendorf den Eintritt

\*) Zinzendorf hatte noch einen Bruder Zinzendorf.

in die Gemeine nicht. Seine Idee war, in dieser Beziehung den Bedrängten eine Zuflucht zu bieten, sie vor dem Separatismus zu bewahren; die übrigen sollten, meinte er, lieber an ihren Orten verbleiben, ihren natürlichen Angehörigen daselbst mit ihrem Glauben zu dienen.

In demselben Geiste äußerte sich Zinzendorf im Jeremias, einem Lehrbuch, welches er für die Geistlichen verfaßte:

„Man solle die Kirche nicht als Babel, sondern als verfallenes Zion ansehen, das Predigtamt nicht auf sich nehmen, wenn man es nicht trenn mit der Religion meine, die Sacramente mit einfältigem Gemüte bedienen, der Prediger solle der treueste Diener der Obrigkeit sein, eine Verbesserung der Kirche sei nicht durch einen Zwang der Obrigkeit, sondern das Evangelium zu erreichen, auch der Dienst unbelehrter Geistlichen sei nicht vergeblich, wenn sie bei der Bibel blieben; erweckte Christen dürfe man aber nicht hindern, sich unter einander zu erbauen.“

Im Juni 1740 fand eine BrüderSynode in Gotha statt. Hier äußerte sich Zinzendorf über die Befehung: „Sobald der arme Sünder Gnade kriegt, so freut er sich wie ein Kind. Die Gnade ist Wahrheit, wenn die Execution aller heiligen Vorsätze zu Stande kommt. Ist keine Kraft, kein Sinn da, alles gut zu machen, ist die Gnade nie gewesen oder verloren. Rührungen, die nicht angewendet werden, verhärten das Herz.“

Zinzendorf auf seinen Wunsch von Geschäften zu entlasten, wurde auf der Synode in Gotha, Polikarp Wüller zum Bischof erwählt und am 9. Juli konsekriert. Tags darauf ging der Bischof Mitschmann und Anna Mitschmann, die Gemeinälteste, mit ihrem Vater und einer Schwester nach Nordamerika, unter den dortigen Quäkern, die für sehr unterrichtet galten, etwas einzurichten. Ohne sich auf ihre Kontroversen einzulassen, sollten sie ihnen das Evangelium predigen.

Im Oktober 1739 war der Kaufmann Richter, in dessen Hause Zinzendorf als Hauslehrer gewirkt hatte, nach Algier gegangen, den dortigen Sklaven zu predigen. Ein gewisser Grabin ging nun nach Konstantinopel. Derselbe verstand es, sich mit den dortigen Patriarchen und dem von Jerusalem einzurichten. Der Bruder Rauch ging zu den Wilden nach Chelomelo, David Mitschmann und ein gewisser Doktor Eller aus Berlin nach Ceylon, Grafmann zur Visitation nach Grönland, Regnier nach Surinam, andere nach Livland. Höchst charakteristisch äußerte sich Zinzendorf über die Heidenmission: „Weil ich nicht weiß, ob die Zeit der Heiden schon da ist, sehe ich die Befehung der Hottentotten, Grönländer, Mohren für ein doncour an, das der Heiland dem Schweiß seiner Diener gönnt. Ich bin aber nicht gewiß, ob dies die rechten Bergwerke sind oder nur Anbrüche von kurzer Zeit.“ Den Missionaren theilte Zinzendorf den Rath: „in der Stille acht zu haben, ob unter den Wilden ein Mensch wäre, den Gott durch seine Gnade zubereitet habe, das Wort zu hören; mit dem müßten sie reden.“

Im Dezember 1740 fand eine Synode in Marienborn statt, die angeblich so gesegnet wie keine andere war. Zur Freude Zinzendorfs kam man über die Lehre zu einer besondern Klarheit. Er that dazu den merkwürdigen Ausspruch: „Die Schrift bleibet das große Orakel. Wer die Bibel nicht glaubt, der hat den heiligen Geist nicht. Man thut wohl, sich in die Tiefen der Geheimnisse der Dreieinigkeit nicht viel einzulassen, die Personalität der heiligen Dreieinigkeit aber fürs Herz zu realisiren und zu wissen, wie wir sie distinct genießen. Der Artikel vom Lösegeld ist der Hauptpunkt vom christlichen Glauben.“

Seinem Sohn Christian Gelegenheit zu geben, sich um so besser auszubilden und der Bräuerkirche an der Wirkungsstätte Calvins neue Anhänger zu erwecken, ging Zinzendorf im Januar 1741 mit Frau und Kindern und einer großen Pilgergemeine, die er als seine Hauschre betrachtete, indem ein Teil derselben sich bei ihm nach gethener Arbeit ausruhte, ein anderer Teil auf Hoffnung gepflegt wurde — im ganzen gegen 50 Personen, auf ein halbes Jahr nach Genf. Er stieg daselbst mit seiner Familie im Klein Palais ab, seine Begleitung brachte er Chorweise in verschiedenen Häusern

unter. Ueberall wurde die Ordnung der Brüdergemeinde eingehalten. Fremde wurden zu den Bestunden und Gottesdiensten nur ausnahmsweise zugelassen. Zinzendorf verkehrte sehr viel mit den dortigen Theologen und begegnete man ihm mit Auszeichnung, obwohl er ihnen mit Bezug auf die dortigen kirchlichen Verhältnisse bekannte: „Niemand könne von sich sagen, er habe keine Sünde. Es sei daher ein vergeblicher Weg, das Gesetz und die Sittenlehre zu predigen, wo man Jesum im Herzen haben müsse.“ Man versicherte ihm, „daß man an der Wahrheit seiner Bekenntnisse um so weniger einen Arg habe, als man seine weise, heilige, mit apostolischem Ernst geführte Conduite persönlich kennen gelernt habe.“

Zu den fröhlichen Zeugen, welche Zinzendorf in Gens um sich hatte, gehörte ein Verwandter, Abraham von Gersdorf.

Nach seiner Heimkehr hatte Zinzendorf die Freude, in einem am Reichskammergericht in Weplar angestellten Herrn v. Heyniz einen Wittenberger Studiengenossen zufällig wiederzusehen, der, nach wiederholten Besuchen in Marienborn, zu einem erklärten Freund und Verteidiger der Brüdergemeinde wurde.

Es beschäftigte ihn übrigens in dieser Zeit der Gedanke, über Holland und England wieder nach Amerika zu gehen, um zu sehen, ob nicht unter „den dortigen vielen Sektiern von ihm etwas für den Heiland zu thun wäre.“ Dazu suchte er von seinen geschäftlichen Beziehungen zur Brüdergemeinde immer mehr loszukommen. Zur Unterstützung von Müller wurde daher auch Johann Nischmann zum Bischof erwähnt.

Seine alte Mutter nicht zu benruhigen, sprach er ihr von dem Endziel seiner Reise noch nicht. Er schrieb ihr:

Juli 1741.

Gnädige allerliebste Frau Mutter. Die Seltenheit meines Schreibens ersehe ich allemal zwar durch die Länge, ich bin aber jezo noch etwas embrassirt, nemlich, daß ich auf zwei oder doch gewiß einen meiner Briefe von E. G. keine Antwort erhalten und daraus, weil E. G. in der Beantwortung ungemein accurat sind, schliesse, daß (sie etliche ungewöhnliche Seitenposten passirt, daß) sie wo liegen geblieben.

Mit meinem letzten Schreiben bin ich hier täglich so occupirt gewesen, daß ich gewiß sagen kann, ich habe noch nicht Zeit gefunden, in zwei Monaten einer einzigen Hausversammlung beizuwohnen. Der Segen, den das gn. Lamm unserer Kirche allenthalben schenket, (denn der Widerspruch ist an lauter Orten, wo er eigentlich nicht bekannt, noch placirt sind), macht die täglichen Geschäfte wie eine Kette zusammen und ob ich gleich die correspondenz schon seit einigen Jahren abgegeben und mich damit wenig melire, so bleibt noch genug übrig, das zu thun und ungethan ist. Meine wunderliche Art, daß ich gern ausschlässe, die ich noch immer nicht abgelegt, macht, daß ich noch etliche Stunden verliere, die andere zu gut haben.

Mein Fieber hatte sich in ein hartes und festes Quartalfieber verwandelt, daß ich also vom 3. Sept. a. p. bis vor 14 Tagen davon nicht befreit war. Seitdem ich den Schwalbacher Brunnen trinke, ist's von selbst ausgeblieben und ich bin sehr wohl.

Meine Frau ist auch von ihrem seit dem letzten Mai gehabten Krampffieber völlig befreit und wird mich auf meiner bevorstehenden Holländischen und Englischen Reise, dahin mich unsere Colonien outre mer nöthigen, begleiten, ich denke nur bis Holland. Meine Tochter Benigna aber wird wohl mit mir übergehen; mein Sohn ist hier im Schloß in seinen Studien wohl eingerichtet und hat zu Geneve in der französischen Sprache sehr prokirt. Der hl. Bischof Müller, der ehemals Professor in Leipzig und nachher Dir. Gymnasii illustr. zu Birtau war, jezt aber seinen Sitz hier hat, dirigirt des Christels Erziehung und sein ehemaliger Hofmeister bleibt wieder bei ihm, den E. G. gesehen haben. Christel ist geschickt, uns Eltern sehr gehorsam. Er hat mehr Verstand als ich und sein inner Gemeine erzogen werden hat ihm connoissansso verschafft, die über seine Jahre gehen. Weil aber die Aufrichtigkeit und Gradigkeit unser Augenmerk bleibt und wir nicht gern wollten, daß er anders dächte als redete,

so sind wir zuweilen an seine, wie wir ihn in der gehörigen Schuldigkeit gegen seine Vorgesetzten (den D. Müller und Rirschmann ausgenommen, denen er sich gern submittirt) erhalten, denn er ist ihnen ohne Ausnahme überlegen.

Meine Tochter Benigna ist eine edle Magd des Lammes. Meine Frau und ich und ihr Bruder respectiren in ihr die Gnade, die wir auf die Art noch nicht gesehen, denn sie ist schön, verständig, zärtlich gegen ihre Mutter, der sie nach den Augen siehet, mit vielen Gaben und Gnade zum Dienst der Seelen ihres Geschlechts ausgerüstet, fleißig und jedermann, der sie sieht, ein Wunder (wie denn dieser Tage die junge Herzogin v. Dels, die eine Comtesse von Laubach ist, und mit ihrem Herrn hier war, zur Erhebung der ganzen Gemeinde sie und ihre Waisenanstalt mit solchem Vergnügen besuchte und ihr dabei recht war, wie als wenn einem wohl ist) sie affectirt nichts, ist ganz ordentlich, zieht sich an wie sie soll, ihr Herz aber ist demüthig und einsältig. Alle Verführung sieht sie vor Augen unschuldig. Unwissend böser Dinge ist sie nicht, denn das haben ihre Verrichtungen nicht zugelassen und der Umgang mit so mancherlei elenden Menschen; weil sie aber als eine Säuberin zum Heiland gekommen und ihres natürl. eigenen Glends kund ist, so hat sie eine fromme Fassung, liebt das Lamm sehr und lebt Tag und Nacht mit ihm. Ihre Figur ist sehr negligirt und das muß mit den Jahren noch besser werden, aber ihr moderates Wesen verbirgt ihren Mangel des savoir-vivre. Ich will E. G. unser aller Bilder schicken, wie sie der große Heide, der zu Prag? wohnt, gemacht hat. Besser getroffen sind sie noch nie. Dürfen wir uns nicht desgleichen ausbitten? Ich habe E. G. zwei mal, einmal in Lebensgröße im Fürstenzimmer, das andere mal in meiner Frau Stube klein; aber wir hätten Sie gern von heute, denn mich deucht E. G. werden alle Jahr, zum wenigsten so oft ich Sie sehe, schöner. —

Meine Frau continuirt in ihrer Besorgniß alle auswärtigen und ins Hauswesen, wie es situirt ist, gehörigen Umstände, treulich und gesegnet.

Von Geschichten unter uns ist das merkwürdigste, daß von seibst. Geschwisterkindern sehr nahe habe Burgsdorff und Gersdorff zu Weplar und Coblenz, der erstere ist nach Hause, da sein H. Vater gestorben, davon ich die Condolenz beischließe, weil ich nicht weiß, wo die Tante wohnt. H. Geh. Kriegs-rath v. Gersdorff wohnt im Haag, bis dato zieht er noch seine Gage. Geh. Rath v. Seywick, Cammergerichts-assessor zu Weplar, bringt seine Ferien hier zu.

Meine kleine Agnes<sup>1)</sup> ist kränklich, aber ein liebes artiges Kind, Salome<sup>2)</sup> hübsch, schön und beliebt, auch moderat und artig aber tief, und hat zu viel Verstand vor ihre Jahre, der ihr schädlich werden könnte. David<sup>3)</sup> ist unter den 14 Engeln (welches alles Kinder seiner Jahre und Exempel herz. und unschuldiger Lämmerchen) vergnügt; ich denke, er hat einen Anfaß von engl. Krankheit. Lischen<sup>4)</sup> ist ein Lustspiel ihrer Mama und man sieht nichts als Freude an ihr allenthalben.

Ich habe auch 2 Töchter von dem H. Hauptmann v. Schweinitz bei mir, die den Heiland lieben und davon jede auf 30,000 Fl. wenigstens in Vermögen hat. Sie sind froh, daß sie ein wenig vom Anlauf befreit sind.

Die herzliche Befehrerin des Grafen Walker v. Bromniß<sup>5)</sup>, der die reiche Erbach hat, ist ein Segen der Gemeinde zu Herrnhut; er ist wirklicher Kais. Geh. Rath. Man solls ihm aber in Herrnhut nicht ansehen. Es sollen in die 50 Adliche zu Herrnhut wohnen und die Gemeinde, seitdem ich weg bin, sich über die Hälfte vermehrt haben. So (ich) rückreise, sollte doch E. G. manchmal da sein.

<sup>1)</sup> geb. 1735.

<sup>2)</sup> geb. 1737, † 1742.

<sup>3)</sup> geb. 1738, † 1742.

<sup>4)</sup> 1740.

<sup>5)</sup> Bromniß † zu Erbach 1744.

Aus Thomas habe ich Briefe, daß daselbst leztthin 50 Neger, kurz darauf 90 getauft und schon wieder über 50 Candidaten sind, aus Ceylon, daß Nitschmann und Eller schon eine kleine Malaffen (Malabaren?) Gemeine und ein Häuslein redlicher Seelen in Colombo, auch den wirklichen Ceylonesen in ihrer Sprache? gepredigt haben. In Pennsylvania habe ich nahe an der Hauptstadt 50,000 Hufen Landes praesentis bekommen.

Die Gemeinen in England, Holland, Verbice, Surinam, Casio?, Grönland, Pieu- und Esthland u. s. w. prosperiren augenscheinlich, die dänische bei Oddestoße<sup>1)</sup> wird eine recht schöne und die hiesige ist zu meiner Freude Amor und Deliciae ihres Landes. Weil es scheint, als ob der Heiland das Herz des Königs von Dänemark völlig lenkte, so ist jezo nur Herrnhut und Herrnhag? aller Dinge exponirt, über wirkliche Nachteile können wir doch nicht klagen.

Die Voten in Guinea, Lappland, Crux und Georgien, Neuyork und Virginien arbeiten in Hoffnung. Algier und Constantinopel haben Seegen gebracht. Wallachei ist nun das nächste, wohin wir von dem Hospodar und ? einen freundlichen Ruf haben.

Nun muß ich wohl schließen. Empfehle E. G. dem Heilande und verharre mit tiefstem respect E. G. unterth. gehorf. Sohn.

Den 5. August nahm Zinzendorf unter einer großen Bewegung der Gemeine das Abendmahl. Den 7. verließ er Marienborn in der Nacht; viele Mitarbeiter folgten ihm bis Frankfurt. In Holland nahm er in Heerenbult Gelegenheit, sich aufs neue zur lutherischen Kirche zu bekennen, da „ein Zeuge Jesu in dieser Religion bestehen könne.“

In London hielt er eine Synodalkonferenz. An Stelle des Bruder Dober einen Erbsmann als Aeltesten aller Gemeinen zu finden, entschloß man sich hier nach vergeblichem Suchen, mit dem Heiland einen Spezialbund zu schließen. Zinzendorf war überglücklich? Von den Geschäften, welche zu verteilen waren, wurde dem Grafen aufgetragen, „überall zu helfen“; Dober erhielt die Aufsicht über die Mission, die Gräfin behielt ihre Funktion als Hausmutter der Pilgergemeine. Den Aufwand für die verschiedenen Anstalten zu schaffen, wurde ein Diakon eingesetzt, da es nicht mehr thuntlich erschien, daß Zinzendorf und seine Gemahlin mit ihren Mitteln und ihrem Kredit hierfür eintraten.

Wo es fehlte, sollten Darlehne aufgenommen werden; Kollekten gestattete Zinzendorf nicht. Den 28. September ging unser Graf mit seiner jugendlichen Tochter Benigna an Bord. Die Aerzte hatten ihr einen Fuß abnehmen wollen; auf der Seefahrt wurde sie gesund und verheiratete sich einige Jahre später mit einem Adoptivsohn von Zinzendorfs Freunde Friedrich von Wallerwille, Johannes Langguth.

Zinzendorf blieb das ganze Jahr in Nordamerika, das schon damals eine Musterlarte von Kirchengenossenschaften war, die ohne rechte geistliche Pflege innerlich verkümmerten. In Pennsylvania fand Zinzendorf wohl 100,000 Deutsche. Den Lutheranern in Philadelphia diente er als Geistlicher; in besonderer Weise sorgte er für die Brüdermissionen, unter anderen errichtete er die Station Bethlehem. Die Gemeine-Aelteste, Anna Nitschmann, schrieb darüber nach Europa: „Wie schön und lieblich es in Bethlehem aussieht, kann ich Euch nicht beschreiben. Es ist mir in meinem ganzen Leben noch nie so wohl als da gewesen. Wir waren einen Monat alle beisammen. Wir liebten uns wie die Kinder. Das thut das herzliche Gotteslamm.“

Zinzendorf ging auch zu den Rothhäuten, deren Verhältnis zu den Weißen ein freundliches war. Mit den Delawares wohnte er in Zelten. In Chelomelo fand er Bekehrte, die mit solchem Ernst und solcher Andacht ihm das Wort von den Lippen nahmen, daß er sich bei ihnen wie unter die ersten Christen versetzt fühlte. Ueberall wußte Zinzendorf Leben zu wecken.

<sup>1)</sup> Pilgerruhe wurde demnächst aber wieder aufgegeben.

Sein besonderes Verlangen war, unter den Erweckten der verschiedenen Konfessionen, unbeschadet ihrer Sonderstellung, eine Verbindung in Christo herzustellen. Wenn er in dieser Beziehung keine greifbaren Erfolge erzielte, so war es doch kein Irrlicht, dem er nachging. Hatte er doch erst vor wenigen Jahren einem Freunde schreiben können: „Einen Plan, alle auch nicht beisammen wohnende Kinder Gottes zu vereinigen, dem ich von 1717—1739 unermüdet gefolgt bin, lasse ich jetzt fahren, weil ich nicht allein kein Durchkommen damit sehe, sondern im Gegentheil anjange, ein Geheimnis der göttlichen Vorsehung zu merken.“

Zinzendorf hatte sich damit dem landesherrlichen Standpunkt seiner Eltern angeschlossen. Vielleicht, daß er sich nun wieder vor der Zeit an einem „zukünftigen Lichte“ wärmte. Die irdische Bestrebung konnte das Einvernehmen mit seiner Mutter nicht stören.

Auf dem Voigtshofe vor London, am 2. 1. 1754.

Hochgeborne Frau, Allerliebste, gnädigste Frau Mutter.

Ich lasse dies Schreiben abermals durch Herrn Hof-Prediger Clemens in Parby Hand gehen, weil ich hoffe, er soll sich erinnern, etl. hübsche Beilagen vor Ew. Gn. hinzuzufügen. Im übrigen ist dieses blos, mir meiner allerliebsten Mama Segen vors künftige Jahr auszubitten.

Daß sich Ew. Gnaden selbst mit Schreiben bemühen sollten, ist nicht nöthig. Ich bekomme von meiner Frau doch von Zeit zu Zeit Nachricht von einem seligen, uniformen Leben einer Monica<sup>1)</sup>, deren Glück sich der filius tot lacrymarum wohl auch wünschen wollte, bis zum seligen evolare. Aber, liebste Mama, mein Rus? ist diversissimus: eine große und oft für Menschenschultern fast zu schwere Bürde ist kaum ab, so kommt eine andere, und Er hilft doch immer eine Last nach der anderen ablegen, bis wir, mit Lubachs Gebetbuch zu reden, das ich noch immer lieb habe, endlich zur Ruhe und an den ewigen Tag kommen, da alle Plage und Beschwerlichkeit aufhören wird.

Nun will ich meiner gnädigen allerliebsten Mama noch ein klein bißchen meinen Lebenslauf erzählen vom verwichenen Jahre.

Ein Theil davon ist (das Unternehmen), die englische und holländische nationalbranche unserer Kirche vom weiblichen Untergang zu retten. Das ist in einem Theil geschehen, der mir nach meiner Spenerschen abhorrenz<sup>2)</sup> vor Schulden, allemal das härteste unter allen troubles ist. Es ist ganz geschehen hier und in Holland größtentheils. Ein großer Nutzen davon ist die Widerlegung des Geldartikels in den Lasterungen gegen mich per factum.

Mein Sohn, der Graf Neuß, hat sich, seiner jungen Jahre ungeachtet, als ein Mann bewiesen in diesem ganzen Jahr, und ich habe nicht einen Schritt gethan, da er nicht den seinen tapfer dazu gemacht hätte. Seine liebe Gemahlin, die hier bei ihm ist, macht mich oft mein Theil denken, wenn ich sehe, daß sie nicht anders weiß, als daß sie meine Tochter ist. Einer comtesse von Sorau könnte doch allerlei sonst einfallen.

Der H. v. Zeschwitz ist dieses Jahr hier gewesen und hat sich über des seligen Grafen Gersdorf Verlassenschaft völlig legitimirt. Wenn er allezeit so gedacht hat, so ist es schade, daß er so traducirt<sup>3)</sup> worden ist. Er hat sehr darauf gedrungen, daß wir ihm die Güter abnehmen sollen, aber 123,000 Thaler Schulden sind mir Grund genug, (sie dem) Fortmacher? zu lassen, dem es? der liebe Gott aufgelegt hat und der es so willig und ungeprüft übernommen. Der Mann ist ein guter Mann, hat mich sehr lieb und so auch sie, der Gräfin Schönbergin Schwester. Graf G. Bibliothec hat

<sup>1)</sup> Mutter des Kirchenvater Augustinus. Obwohl ihre Eltern Christen waren, wurde sie gezwungen, einen Heiden zum Gemahl zu nehmen, der aber, durch ihr frommes Beispiel bewogen, sich endlich selbst dem Christentum zuwandte.

<sup>2)</sup> Gräuel.

<sup>3)</sup> Verdächtig.

mir der König zu decretirt, auch 8000 Thaler erlittenen Verlust in Warby ersetzt, welches beides mir darum unschätzbar ist, weil es des Königs Gesinnung anzeigt, daß sie sehr gnädig ist und bleibt. Ich bin ein Freund der Landesväter und hochbetrübt, wenn sie was gegen mich haben ohne auf die Folgen zu sehen.

Mit dem hiesigen Herrn setzte es zu Hannover auch so was und es war mir eine große Freude, als ich's vor einem Jahre auch aufmachen? konnte, ohngeachtet ich sonst mit Hannover von nah und fern nichts zu thun habe, aber der Curfürst und unser König sind eine Person.

Meine neue Landschaft in Carolina, von der ich wohl Ew. Gnaden geschrieben habe, ist heuer zum ersten mal zu besetzen angefangen. In Pensylvanien florirt Gemeine und Wirtschaft, die Heidegemeine dafelbst ist nun Sfach.

Die dortigen Trokois oder „5 Nationen“ leben mit mir brüderlich und ich glaube, wir sind der englischen Nation Unterthanen nützlich zur Beibehaltung guten Vertrauens.

In Labrador haben die Eskimos alle Engländer ermordet, die ans Land getreten und meine Brüder, die unter ihnen gewohnt haben, nicht angerührt, noch ihr Haus verlegt. Weil aber das Schiff, davon sie den Capitain und seine Leute ermordet, nicht genugsam bemannet war, um nach Hause zu kommen, so sind meine Brüder gebeten worden, es nach Hause zu bringen und haben es auch glücklich gethan, so daß ich sie alle unverletzt wieder habe und ein jeglicher ist employirt.

In Irland haben wir das Jahr 6 neue Gotteshäuser erbaut und die Gnade nimmt zu unter viel 1000 Seelen.

Die 3 Antillischen Eiländer wimmeln von schwarzen Brüdern und Schwestern.

Grönland hat wider Gewohnheit eine schwere? Heimsuchung gehabt und der Heiland ihrer über 40 von den Geschwistern aus den Heiden in seine Ruhe eingenommen. Es sind dormalen 6 Lehrer aus der Nation.

Die gedrückte Gemeine der brasilianischen Brüder unter den Holländern hat sich wieder ein Jahr durchgebracht, hat nun auch Lehrer aus ihren eigenen Nationen, so daß, wenn uns die Holländer doch noch verjagen sollten (denen eine solche Mission nicht willkommen), so können sie in die Wildniß gehen und dafelbst ihrem Heilande doch noch dienen. Aber schade wäre es doch um das schöne indianische Christendörflein, an Rio de Barbice.

Ein indianischer Bruder hat mit einer solchen Schlange gekämpft, wie die, welche Pausus auf? Cypren zerbrochen und zermalmen und hat sie auf Grund Ebr. XI. überwunden.

Von E. Gnaden Bekannten befinden sich jezo die Mitschmäner alle 3, der Bischoff, der Syndicus und Christels ehemaliger Praeceptor, der liebe Spangenberg, der Herr Weiß, Graf Reuß und sie, Anna Mitschmann, Rosina Mitschmann, Herr Böning und sie dergleichen hier. Meine Tochter und ihr Herr sind, weil sie segnetet ist, nach Deutschland retournirt zu meiner Gemahlin, so auch mein lieber Watteville, der mich hier besucht hat.

Die Brüdergemeine in der Oberlausitz und Sachsen floriren wohl unter allen am meisten. Gott lob!

Das evangelische Seminarium in der Warbyschen Schloßkirche unter D. Hoffmann's Directorium? gehört wohl unter die singularia des 28? Reussl. Der Oberhofprediger zu Dresden kann mir ihre orthodoxia und gute Conduits nicht genug loben.

In Holland hat die Gemeine das Jahr einen 3maligen Besuch von Ihre Hoheit der Gouvernante? vom Stadthalter und von der verwitweten Fürstin von Leuwarden gehabt. Sie sind charmirt gewesen von einander. In meines lieben seligen Schwagers Lande (Ebersdorf) ist doch die Brüdergemeine verblieben und eine von den schönsten und segnetestesten, die wir haben.



In der Wetterau fängt man die emigranten an, sehr zu missen. Der Landgraf von Darmstadt invitirt uns und weil ich alleweil diesen Brief bekommen vom Grafen Direktor im westphälischen Kreise, so will ich ihn doch communiciren.

Eins hätte ich bald vergessen, allerliebste Mama. Sie wissen, daß mich der Heiland, so steif lutherisch ich auch bin, nicht ohne Eingang in die reformirte Kirche läßt. Da kann ich nun nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß der Heiland und sein theurer Wunden-Tod und Verdienst auf eine recht evangelische Art in der Schweiz gepredigt wird. Ich weiß von 30 Predigern, die das Kreuz Jesu in französischer, italienischer, romanischer und wallonischer? Sprache predigen, mächtiglich.

Mein Schwiegerjohn, der seine Gemahlin mit Baron Watteville (dem Adoptiv-Schwiegervater?) den kurzen Weg gehen läßt, folgt ihr über diese Gegenden nach und wird sich wohl viele Freude holen, denn er lebt in der materie.

Die Situation von Lindsey house oder dem Voigtshofe, eine halbe Stunde vor London, macht es freilich zum Haupt-Bureau aller unserer Arbeit.

Sonst ist hier jezo mehr Probezeit als irgendwo und das desagrement des Fremde-Seins äußert sich darin am meisten, daß man nicht so leicht gelannt wird, als wo man zu Hause ist, entweder zu groß oder zu klein. Der Segen an Seelen nimmt täglich zu, geht immer mehr in die 100te. Und das liebste von diesem Jahr ist mir das, daß ich nun in London etliche Geistliche? von der Rational-Kirche sehe, die den fast vergessenen Verföhner der Welt nun munter und gesegnet predigen. Es wird dem Bischof von London um so lieber sein, als er diesen effect von unserm Hiersein gehofft hat.

Nun, allerliebste Mama, das ist ein langer Brief. Sie können ja mit guter Gelegenheit lesen.

Wenn ich alle Jahr nur ein paar mal schreibe, so denke ich, es ist nicht zu viel.

Mein Herz knieet vor Ihrer Hand und empfängt Ihren mütterlichen Neujahrs-Segen à l'anglaise als Ihr unterthänigstes, treues Kind Ludwig.

Nachschrift.

Unser guter D. Hoder in Cairo hat dieses Jahr das Vergnügen gehabt, den Juden missionariis von Halle? das Quartier zu geben. Einer davon war H. Woltersdorfs in Berlin Sohn. Und unser Lieberkühn in ? sehet sein Zeugniß von Jesu dem Gekreuzigten unter den Juden mit großer Gnade fort.



## v. Clausewitz. Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.

Von

W. Balck.

### II.

General Rüchel. Ein sehr lebhafter Geist ohne ein geübtes Denkvermögen, eine dem Scheidewasser ähnliche Behemenz des Charakters, eine höchst oberflächliche Bildung, aus lauter Phrasen und Gedankenbrocken zusammengesetzt, ein Ehrgeiz, der bis zur Blut gestiegen sein würde, wenn er sich nicht in Eitelkeit verflüchtigt hätte, eine feste Zuversicht — dabei ausgezeichnet brav vor dem Feinde, offen und eines gewissen Enthusiasmus fähig — das waren die inneren Eigenschaften, zu denen eine kleine, gebrungene, lebendige Gestalt, mit krausem, vor der Zeit gebleichtem Haar, hoher Stirn, blitzenden Augen, ein herrlicher Ton, entschiedenes Wesen und etwas soldatische Koketterie nicht übel paßten.

Friedrich der Große hatte in dem entschlossenen, feurigen Wesen des jungen Offiziers gute Anlagen zu entdecken geglaubt, und ihn in den letzten Jahren seines Lebens ausgezeichnet. Dies hatte dem jungen Rüchel den Hauptstoß gegeben. Friedrich der Große war sein drittes Wort, und der Geist, welchen der alte König in seinem Heere nach dem Frieden walten ließ und in Potsdam selbst einflößte, nämlich eine gewisse Strenge und Pünktlichkeit, die sich zuweilen auf eine Kleinigkeit wirft, um zu zeigen, daß sie Alles im Auge hat, eine gewisse blitzende und donnernde Soldaten-Beredsamkeit, war in Rüchel fast bis zur Karikatur gesteigert. An oberflächlicher Bildung fehlte es ihm nicht, er las, was an merkwürdigen Büchern herauskam, ließ sich zum Chef des Kadetten-Korps machen, wurde Mitglied einer von Scharnhorst gestifteten gelehrten Militär-Gesellschaft und hatte in dem, was er schrieb, große Phantasie, auch energische Beredsamkeit. Aber ein ordentliches, tüchtiges Denken ging ihm so sehr ab, daß er fast in Allem, was er schrieb, lächerlich wurde. So war er denn auch den Veränderungen der Kriegskunst mit keinem ordentlichen Blicke gefolgt, und war überzeugt, daß man mit preussischen Truppen und der Taktik Friedrichs des Großen, wenn man es dabei an Mut und Energie nicht fehlen ließe, alles über den Haufen werfen müßte, was aus der unsoldatischen französischen Revolution hervorgegangen wäre. Aber unter der Taktik Friedrichs des Großen verstand er freilich nichts Anderes, als was die Uebungen und Revuen und Herbst-manoeuvres fortpflanzen konnten, nur — welches

unstreitig das Beste war — durch einen feurigen kalten Entschluß belebt. Man hätte den General Mülkel eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure nennen können. Er war Inspekteur der Garden und Gouverneur von Potsdam, galt als solcher gern soviel als möglich, mischte sich wohl auch hin und wieder in Kriegs- und Friedenssachen, suchte aber doch eigentlich keine großartige Thätigkeit. Da er jung von Friedrich dem Großen ausgezeichnet war, so war man gewohnt, ihn wie seinen Johannes zu betrachten, man beförderte ihn also schnell, und so kam er am Rhein in ungewöhnlich jungen Jahren dazu, hin und wieder selbständig zu kommandieren, wobei er sich denn durch jugendliche Thätigkeit und Unternehmungsgeist auszeichnete. Wenn er etwas einfacher in seinem Innern gewesen wäre, so hätte er einen tüchtigen General abgeben können; zu einer höheren Stelle, zur Leitung eines ganzen Krieges, wäre er niemals geeignet gewesen.

Der Fürst Hohenlohe. Er ist durch die Kapitulation von Prenzlau noch namhafter geworden, als durch die bei Jena verlorene Schlacht; wer aber daraus auf Mangel an Ehrgefühl und Tapferkeit schließen wollte, würde sich sehr irren. Fürst Hohenlohe war ein sehr gemüthlicher, frischer, thatenlustiger Mann, dessen ausgezeichneteste Eigenschaft der Ehrgeiz war. Leider wurde dieser nur durch einen gewissen Enthusiasmus und durch natürliche Bravour, aber keineswegs durch einen ausgezeichneten Verstand unterstützt. Er hatte fleißig gelesen, war aber nie zu einem recht eigenen Denken gekommen. Uebrigens war er nahe an 70, welches seine natürlichen, guten Eigenschaften zwar nicht ganz verwischt, aber doch geschwächt hatte. Er hatte am Rhein mit Auszeichnung kommandiert, teils weil er als Fürst jünger zu seinem Rang gekommen, teils weil seine Individualität sich für den Krieg sehr eignete.

Aber auch er war seitdem nur durch Revuebeschäftigungen fortgebildet und erzogen worden, welches bei einem nicht ausgezeichneten Verstande kein anderes Resultat geben konnte, als die Ueberzeugung, daß man mit gut avancirenden Treffen und überspringenden Bataillonsfeuern Alles schlagen müßte.

Schon am Rhein hatte der bekannte Massenbach unter ihm als Generalstabsoffizier gedient; sie waren seitdem immer in Verbindung geblieben, Massenbach wurde auch im Jahre 1806 der Chef seines Generalstabes und riß ihn in den Strudel seiner konfusem Ideen und Gefühle mit fort. Hohenlohe wäre ganz zum Gehorchen gemacht gewesen, Massenbach bildete ihm ein, daß sie beide die Stützen der Monarchie wären und die ersten Rollen spielen müßten, und regte so seinen Ehrgeiz zum Widerstreben auf; Hohenlohe wäre ganz der Mann gewesen, sich ritterlich durchzuschlagen, Massenbach überwältigte ihn mit seiner konfusem Theorie und verwickelte ihn bei Prenzlau in den eigenen Geistesbankerott.

Daß er bei Jena geschlagen wurde, war wahrlich kein großes Wunder, es würde dem Besten nicht besser ergangen sein: er hatte 33000 Mann und gegen sich Bonaparte an der Spitze von 60000. Daß er bei Prenzlau kapitulirte, kam nur von den 70 Jahren her, die einer solchen Anstrengung und Sorge nicht mehr gewachsen waren und demnachst, wie schon gesagt, von dem Geistesbankerott des Mannes, auf den er sich zu sehr stützte.

Generallicutenant von Gensau. Er war Chef des Generalstabes und des Ingenieurkorps und Inspekteur sämtlicher Festungen, und der wirkliche Chef des Kriegs-Kollegiums. Ein 70jähriger Greis, dessen wir nur der Stelle wegen gedenken, die er einnahm, ohne sie auszufüllen. Er war ein kleiner, dicker, lebhafter Mann, ein fleißiger, ordentlicher, gewissenhafter Arbeiter, nicht ohne innere Regsamkeit und nach alter Art sehr unterrichtet, aber einer großen, leitenden Idee ganz unfähig, von der Masse der Papiere erdrückt, dabei eigensinnig und festig.

Der Generalstab war in drei Kriegstheater, das östliche, Preußen, das mittlere, Schlessien und Polen, und das westliche, Westphalen, eingetheilt, denen drei Obersten, Woll, Massenbach und Scharnhorst, als General-Quartiermeisterlieutenants vorstanden.

Die Thätigkeit dieser drei Abtheilungen bestand in der Uebung und Bildung der dabei angestellten Offiziere, in der Untersuchung der Kriegstheater und in der Ausbildung der sich auf dieselben beziehenden militärischen Ideen. Dieser letzte Punkt war eine völlig illusorische Thätigkeit, denn es wurde dadurch weder etwas hervorgerufen, noch festgestellt. Jeder der drei Obersten trieb es auf seine eigene Weise. Pfull hatte ein sehr einseitiges und dürftiges System von Magazin-Verpflegungs-Stadien gebildet, in welchem operiert werden sollte. Massenbach setzte einen großen Wert auf die sogenannte höhere Terrainkenntnis, d. h. auf ein Amalgama von Taktik, Strategie und Geologie, eben das schlimme Material, aus welchem die Feldzüge von 1793 und 1794 gebildet waren. Scharnhorst ließ seine Offiziere die Geschichte der früher in den Gegenden stattgehabten Feldzüge studieren.

Von dieser ganzen Thätigkeit des Generalstabs nahm der alte Gensau kaum eine Notiz. Obgleich er mit den drei Obersten in leidlichen äußeren Verhältnissen war, traute er doch keinem und hielt jeden für einen Feind seiner Autorität. Seine Wirksamkeit als Chef des Generalstabs war also völlig Null.

Als Chef des Ingenieurcorps und Inspektor der Festungen machte er die gewohnten Administrationsarbeiten, dachte aber auf keine für die Zeit und Umstände erforderliche außerordentliche Maßregel. Die Platz-Ingenieure und die Kommandanten waren ebenso verfallen, wie ein großer Teil der Festungen. Magdeburg und Stettin wurden kaum wie feste Plätze angesehen, die sich verteidigen ließen, weil sie nach dem alten Vorurteil zu groß waren, und lagen halb in Trümmern, die Schlessischen wurden erst im Sommer 1806 armirt; an Erfurt wurde gar nicht gedacht. Die Folge hat genug bewiesen, wie schlecht diese Partie versorgt war. Eine gewissenhafte, aber höchst mittelmäßige Verwaltung konnte hinreichen, im Frieden die Sachen auf alte Weise fortzuschleppen, aber für die außerordentlichen Bedürfnisse einer so stürmischen Katastrophe reichte sie nicht zu.

Als Chef des Kriegs-Kollegiums war der General Gensau am thätigsten; er mußte die Armee vier oder fünf mal mobil und demobil machen, d. h. auf den Kriegsfuß und auf den Friedensfuß setzen, und da gab es was zu rechnen, zu revidieren, zu monieren! In diesem Berg von Papieren schwanden die letzten Geistes Spuren des Generalquartiermeisters und eigentlichen Kriegsministers.

Die Obersten Pfull, Massenbach und Scharnhorst waren, wie oben gesagt worden ist, die drei Häupter des Generalstabes. Alle drei waren in den vierziger Jahren, also in der Reife und Kraft des Alters, alle drei ausgezeichnet durch Bildung vor den übrigen Offizieren der Armee, noch mehr aber durch Originalität des Geistes. Sie galteten alle drei in der Meinung viel, hatten aber nach der Eigentümlichkeit ihres Geistes und ihrer Ansichten jeder seine eigene Schule und Partei. Sie waren äußerlich ziemlich befreundet, haßten sich auch nicht gerade, hatten auch keine kleinliche Scheelsucht gegen einander, aber sie waren, genau gesehen, die drei verschiedenartigsten Männer, nach Geist, Bildung, Charakter und Ansicht, die man hätte in der Monarchie auffinden können, woraus denn folgen mußte, daß sie einen Weg nicht gehen, keine Einheit bilden konnten.

Pfull und Massenbach waren Württemberger, also Landsleute, auch Duxbrüder und seit dem Revolutionskriege bald befreundet, bald nicht. Scharnhorst, bekanntlich Hannoveraner, war erst seit einigen Jahren durch den Herzog von Braunschweig in den preussischen Dienst gekommen und zwar anfänglich in der Artillerie, und erst seit 1804 im Generalstab. Pfull galt für ein Genie, etwas schrollenhaft und unbiegsam, aber von großer Stärke des Charakters. Massenbach brillierte mit wissenschaftlichem Glanz und hatte seit den Revolutionskriegen durch eine unermüdete und unaufgeforderte Thätigkeit in Schriften und Memoires, mit denen er sich überall hervordrängte, seine Reputation gemacht. Scharnhorst war als theoretischer Schriftsteller sehr bekannt, sonst aber noch sehr fremd. Er galt bei denen, die nicht seine Schüler auf der Kriegsschule gewesen waren, mehr für einen sehr unterrichteten, langsamen Pedanten, als für einen aus-

gezeichneten Soldaten. Phull und Scharnhorst waren entschieden für den Krieg gegen Frankreich, Massenbach ebenso entschieden für ein Bündnis mit diesem Staate.

Wir legen diese drei Männer hier mit den allgemeinen Tinten an, welche sie in der öffentlichen Meinung und bei dem Gouvernement damals hatten, um zu zeigen, in welcher Stellung sie sich moralisch befanden, denn übrigens hat sich diese Meinung von allen dreien als grundfalsch erwiesen. Da Scharnhorst und Phull in der Folge noch einmal in wichtigeren Beziehungen vorkommen werden, so behalten wir uns die genaue Schilderung dieser beiden Männer vor.

Zwar wurde der erstere Generalquartiermeister des Herzogs von Braunschweig, also der ganzen Armee für den Feldzug von 1806, aber er war noch zu fremd, und von allen hohen und geringen Mitgliedern des Hauptquartier-Kongresses hatte, mit Ausnahme des Herzogs von Braunschweig, kein einziger ein Zutrauen der Art zu ihm, wie es hier erfordert wurde. Daher ist denn auch sein Einfluß als sehr untergeordnet und unbedeutend zu betrachten. Wir schränken uns also darauf ein, nur den Oberst Massenbach hier näher zu charakterisieren, weil er in diesem Feldzuge seine Rolle ausgepielt und dabei viel von sich sprechen gemacht hat.

Massenbach, von kleiner gedrungenen Gestalt, vollen runden Jügen, mit hoher, bedeutender, glänzender Stirn, bloßem Schädel, kleinen, weit geöffneten Braunen, sehr feurigen Augen und frischer Karnation, verriet auf den ersten Blick den Enthusiasten, bei dem Gemüth und Phantasie vorherrschten. Solchen Leuten fehlt es nie an auffassendem und bildendem Verstande, und dieser macht sich bei ihnen stets auf eine blendende Art geltend, aber es fehlt ihnen an Takt, Urtheil und kerngesunden Ideen. So war es auch mit Massenbach.

Das Schlimme bei dieser Art von Leuten ist, daß ihre Urruhe sie zu einer großartigen Thätigkeit antregt, der ihr Verstand nicht gewachsen ist. Sie wollen dabei andere mit sich fortreißen, und wenn ihnen das nicht gelingt, nnd sie hinterher gar durch die Fehler ihres Verstandes scheitern, so werden sie bözartig; sie bleiben nicht mehr gutmüthig und edel, womit sie anfangs uns bestochen haben, sie hoffen ebenso leidenschaftlich als sie liebten und, ohne es selbst zu wissen, verletzen sie Wahrheit, Treue und Glauben. Nie wird man in einem Enthusiasten Konsequenz und Stetigkeit in der Meinung, und im Augenblick großer Gefahr Ruhe und Selbständigkeit finden; zu allen diesen Dingen gehört ein vorhersehender Verstand, oder eine jeden Verstand ausschließende Schwärmerei. So hat sich denn der Oberst Massenbach auch in seiner ganzen Laufbahn gezeigt. Im Revolutionskriege, obgleich er damals schon in den dreißigern war, durchströmte ihn ein jugendlicher, rührender Enthusiasmus für den Herzog von Braunschweig, für Preußen, für die Sache Deutschlands. Durch den Baseler Frieden ist er mit einemmale umgestimmt, und nachdem er einige Zeit den Machiavell gespielt, und Preußens Glorie darin gefunden hat, wenn es sich urplötzlich mit dem Staate verbände, den es eben noch bekriegt hat, und gegen die Staaten, die es im Ertick gelassen, — nach dieser kurzen Periode weckt Bonapartes Laufbahn einen neuen Enthusiasmus in ihm, und er kennt nichts Ruhmvürdigeres, nichts Weißeres für Preußen, als sein Schicksal in die Hände dieses Helden zu legen, und eine Satrapie seines Reiches zu werden. Das kann man nicht gemüthlich nennen, und auch wohl nicht verständig. Auch in seinen Privatverhältnissen zeigt sich nicht immer die noble Art zu fühlen, die ein Enthusiast vorzugsweise zu haben meint. Schon 1797 bewirbt er sich um ein Geschenk an Gütern in Südpfeußen und thut, nachdem er sie erhalten hat, die, wie er selbst sagt, unbescheidene Bitte um ein zweites. Später, als er durch seine eigenen Fehler niedergeworfen, um seine Laufbahn und um seinen guten Ruf gekommen war, wurde er bözartiger und giftiger, und da erschienen seine Memoiren. Es zeigte sich indeßen dabei, daß er die Gewohnheit hatte, alles auf der Stelle niederzuschreiben, auch die vertrautesten Gespräche mit Personen, denen er die höchste Rücksicht schuldig war, und die es sich zur ausdrücklichen Bedingung machten, daß niemals jemand etwas davon

erfahren durfte. Ein Zug von großer Unzartheit der Empfindungsweise, der ihn darum schlimmer charakterisiert, weil er in seine Jugend, in die glücklichsten Jahre seiner Laufbahn hinaufreicht. Er hatte in dem kurzen Feldzuge von 1787 gegen die rebellischen Holländer gut gedient und war an der Hand verwundet worden. Im Revolutionskriege war er Major und wurde Generalquartiermeister des Hohenloheschen Korps. Auch in diesem Korps zeichnete er sich durch Thätigkeit, durch Feuer, Eifer und durch eine wissenschaftliche Ansicht der Kriegsführung aus. Diese letztere hatte nun zwar damals schon die schlimme Tendenz, dem Terrain, den geographischen Verhältnissen, überhaupt den räumlichen Beziehungen eine übermäßige Wichtigkeit beizulegen, die Streitkraft selbst aber, sowie das Gefecht und seine Folgen ganz aus den Augen zu verlieren; indessen ist alles, was er damals über die Ereignisse der Revolutionskriege geschrieben, doch mit Geist durchdacht und höher zu stellen, als die Begebenheiten des Krieges selbst, und noch viel mehr als die Schule Saldernscher Taktik. Schon im Kriege hatte er den Herzog von Braunschweig, der ihn auszeichnete und gern mochte, häufig zu diesem oder jenem anzuregen versucht, und er hätte ihn gern mit fortgerissen. Aber der schlaue, erfahrene 60jährige Greis war nicht so leicht aus der Stelle zu bringen. Nach dem Kriege setzte Massenbach seine ganze Thätigkeit daran, von seinem Standpunkte aus Dinge zu bewirken, die nicht in dem Bereich desselben lagen. Dies war an sich gewiß nicht tadelnswert, es ist vielmehr ein sicheres Zeichen des Philistertums, wenn jeder nur das thut, wofür er bezahlt wird. Allein die Dinge, welche Massenbach wollte, waren oft unpraktisch und nicht selten der Sache und der Form nach anmaßlich. Eine Anzahl von politischen Memoires, die selten an den Stand der Dinge gehörig anknüpfen, voll ungewöhnlicher Ideen waren, meistens aber die Richtung gegen Oesterreich und Rußland im Sinne Frankreichs hatten, überschwebten dem Herzog von Braunschweig und die Umgebungen des Königs. Sein unruhiges Gemüt regte ihn Tag und Nacht zu dergleichen an. Was ihn militärisch am nächsten anging und am meisten beschäftigte, war eine neue Organisation des Generalstabes, die auch wirklich im Jahre 1803 zustande kam, nur daß darin von einer Lieblingsidee Massenbachs abgesehen werden mußte, die darin bestand, aus dem Generalquartiermeister und seinen drei Lieutenants einen Ausschuß zu bilden, welcher dem Könige wie ein Ministerium nahe stehen und nicht nur die großen Kriegsangelegenheiten der Armee regieren, sondern auch in die politischen Verhältnisse des Staates eingreifen sollte.

Der Feldzug von 1806 wurde eröffnet und Massenbach Generalquartiermeister des Fürsten Hohenlohe. Auch während dieses kurzen Feldzuges konnte er das Streben, andere in seinen Ideenkreis mitfortzureißen, nicht unterdrücken, wodurch denn die Unentschlossenheit und Verwirrung des sonderbaren Armeekommandos beträchtlich vermehrt wurde.

Was nun die Wirksamkeit betrifft, die ihm seiner Stelle nach oblag, so hat sich Massenbach weniger tüchtig und brauchbar gezeigt, als man von ihm hätte erwarten sollen. Sein beständiges, exzentrisches Wirken hatte ihn um alle ruhige Ueberlegung, um die dem Soldaten so nötige Besonnenheit gebracht, und die Verwirrung seiner Ideen, die Schwäche seines Kopfes that sich auf eine überraschende Art kund.

Gewiß lag in dem den Verhältnissen in keiner Weise gewachsenen Charakter der leitenden Persönlichkeiten eine Vorbedingung für den unglücklichen Ausgang des Kampfes im Saalethale. Es wäre aber ungerecht, auch noch ferner die landesläufige Ansicht von der Untüchtigkeit der übermäßig bejahrten Führer teilen zu wollen. Nicht zu leugnen ist, daß Stabsoffiziere, Kapitäns und Mannschaften, von denen letztere manche noch unter dem großen Friedrich gedient hatten, im hohen Alter standen; sieht man aber von der damaligen französischen Armee ab, so kann man wohl behaupten, daß wohl nie eine Armee unter jüngeren Führern ins Feld gezogen ist. Der für sein Alter überaus rüstige Herzog von Braunschweig war allerdings 71, Fürst Hohenlohe hingegen 60, General Rüchel 52, Prinz Eugen von Württemberg 48 und der General von

Lauenzien sogar nur 45, Prinz Louis Ferdinand 33 Jahre alt. Unter den Divisions-Kommandeuren waren 12 über 60, darunter einer 74 Jahr alt, neun unter 60, der jüngste unter ihnen, der Prinz von Oranien, nur 34 Jahre alt. Der Graf Kalkreuth, welcher später mit vieler Energie Danzig verteidigte, hatte wegen seines hohen Alters, er war 69 Jahre alt, kein Kommando bei der Feldarmee erhalten.

Der Charakteristil der leitenden Persönlichkeiten folgt eine Vorbereitung der Ursachen zum Kriege, sodann eine kritische Darstellung der Ereignisse des Oktober-Feldzuges bis zur Waffenstreckung bei Rattau und Breslau. Als Ursachen für die schnellen, der Katastrophe von Jena folgenden Festungsübergaben bezeichnet Clausewitz:

1. daß diesen Plätzen zur Verteidigung gewiß manches fehlte, was bei der schlechten Leitung unseres Kriegsstaates nicht vorgeesehen war;
2. daß die Gouverneure und Kommandanten abgelebte Greise waren;
3. daß die allgemeine Bestürzung und Mutlosigkeit alle Idee von Widerstand untergraben hatte.

Wenn sich Festungen verteidigen sollen, die nicht mit allem gehörig versehen sind, so gehören dazu rasche, umsichtige, entschlossene Befehlshaber, die sich nicht begnügen, des Dienstes gleichgestellte Uhr alle 24 Stunden aufzuziehen, sondern ihren gesunden Menschenverstand brauchen. Wenn Festungen sich brav wehren sollen nach einer solchen Katastrophe, wie die unserer Armee im Jahre 1806, so muß von oben kräftig eingewirkt, Furcht und Hoffnung angeregt, Enthusiasmus geweckt werden. Dies war aber gar nicht in unserer Weise, vielleicht ist sogar hin und wieder das Gegenteil geschehen, und so ist denn an dem Erfolg nichts mehr zu verwundern, als daß bei manchem Kommandanten die natürliche Schwäche bis zu einer wahren Schamlosigkeit gegangen ist, welches bei Küstrin, Stettin und Spandau der Fall ist.



## Archipoeta.

Ein Dichter des zwölften Jahrhunderts.

Von

Dr. Eberhard Schjalden.

„Ich will einst, bei ja und nein, vor dem Zapfen sterben.“ Mit diesen allerdings lange nicht an den Lapidarstil des Originals hinanreichenden Worten überseht Bürger die bekannten, in jedem Kommersbuche stehenden Verse: Meum est propositum in taberna mori. Bürger war zwar ganz der Mann dazu, ein solches Gedicht zu übertragen, schlug doch auch in ihm, wie Jakob Grimm treffend sagt, eine Ader dieser wilden, das Leben bis zur Reize auslösenden Bagautenpoesie, und doch welcher Abstand zwischen dem lateinischen Gedichte und seiner deutschen Uebertragung!

Noch nach siebenhundert Jahren werden nun die Worte Meum est propositum im Kreise fröhlicher Zecher, die ihr Latein nicht verlernt haben, meist mit mehr Begeisterung, als ihr bodenloser Leichtsinns verdient, gesungen, aber wer weiß denn heute noch, wer der Mann war, der sie in weintoller Laune zuerst anstimmte? Walter Map steht immer noch in den Liederbüchern als Dichter der Verse angegeben, und doch ist längst nachgewiesen, daß dieser Engländer sich ebensowenig ihrer rühmen kann, als etwa Scheffel oder Baumbach. —

Das Gedächtniß des lange vergessenen oder nur in Dichtung und gelehrter Forschung hin und wieder genannten Dichters hier wach zu rufen, sei darum der Zweck folgender Zeilen.

Die Beobachtung, wie in dem Wechsel menschlicher Schicksale so häufig große Thaten, zu ihrer Zeit gefeierte Namen sang- und klanglos untergehen und fast spurlos verschwinden, so daß nur rückblickende Vermutungen ihr einstiges Dasein erweisen, könnte traurig stimmen und entmutigend wirken — denn wenn das dem großen geschehen kam, was geschieht dann dem kleinen? — wenn nicht andererseits die tröstende Erscheinung zu Tage träte, daß oft, nach langer Zeit des Vergessenseins, eine ausgleichende Gerechtigkeit Langvermißtes wieder an das Licht bringt und den Toten wieder auferstehen läßt.

Der Erzpöet, der Archipoeta, wie ihn seine Zeit mit Recht nannte, war Jahrhundertlang vollständig verschollen. Kurze Andeutungen, daß er überhaupt einst gelebt hatte, fanden sich in selten gelesenen Werken; ein Teil seiner Gedichte war in weitverstreuten, schwer zugänglichen Handschriften erhalten, ihn selbst aber konnte man nicht,



keine Litteraturgeschichte erwähnte seinen Namen, bis Jakob Grimm in einer im Jahre 1843 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelese- nen Abhandlung über die Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich den Ersten ihn seinem Volke wiedergab, ihn, der einst anerkannt war von den Ersten seiner Zeit. Diese Wertschätzung fand der Erzpoet nicht etwa nur bei seinen Zeitgenossen, die ja so häufig geneigt sind, einen Maßstab anzulegen, den schon die nächste Generation nicht mehr gelten läßt, nein, noch heute müssen wir unbedingt den hohen dichterischen Wert seiner Kunst, seine einzigartige Gewalt über die Sprache, seine großartige Formgewandtheit und seinen hinreißenden poetischen Schwung bewundern.

Um aber zu verstehen, wie ein Geistlicher, der im Dienste seines Erzbischofs stand, dazu kam, Gedichte zu schreiben, deren leichtsinnige Auffassung heutzutage in diesen Kreisen völlig undenkbar wäre, und wie dieser Geistliche sich öffentlich eines Lebenswandels rühmen konnte, der ihn in unseren Tagen in allen Kreisen unmöglich machen würde, müssen wir einen raschen Blick auf seine Zeit, ihre Einrichtungen und ihre Anschauungen in dieser Hinsicht werfen.

Das heutzutage oft gepriesene Ziel kosmopolitisch-schwärmender Naturen: eine Weltsprache, deren Erzeugnisse unübersetzt in allen Kulturländern verstanden werden, eine Sprache, die, wie Volapük, bei allen Nationen ihre Pflege finden könnte, war für die Poesie im Mittelalter teilweise bereits erreicht. Neben der Volkspoesie und der ritterlichen Dichtkunst finden wir hier die Poesie der Geistlichkeit: die lateinische, deren Gebiet so weit reichte, wie das des Klerus, der mit seiner Macht alle Länder umfaßte.

Vor allem in Italien und besonders in der Lombardei, in deren reichen Städten geistiges Leben zu hoher Blüte sich emporhob, fand die Dichtkunst der alten Römer ihre Fortsetzung. In Frankreich war für ihre Entwicklung der Boden um deswillen weniger günstig, weil das Emporkommen der Nationalspösie zu viele Kräfte in Anspruch nahm, man dichtete in der Landessprache. In den Kreisen der Hochschulen jedoch hielt man auch hier an der Gelehrtensprache für die Poesie fest. Dabei herrschte unter den Studierenden, die zu tausenden zu den Füßen berühmter Lehrer saßen in Paris, Orleans, Montpellier, Rheims, ein mehr wie ungebundener Ton und ein zügelloses Leben. Wie zur Zeit des Humanismus, gab es aber damals nicht leicht einen Gelehrten, der nicht seine Ehre hineinsteckte, lateinische Strophen zu dreheln. Die Anfertigung derartiger Kunstprodukte wurde auf den Schulen sachmännisch erlernt und oft mit vollendeter Virtuosität weitergeführt. Gerade die gelehrtesten Männer standen an der Spitze dieser Bestrebungen. Aber auch natürlichere Töne und wahreres Gefühl fanden ihren poetischen Ausdruck von seiten Gelehrter. Wir wissen von Abälard, daß seine — leider verlorenen — Liebeslieder auf Heloise überall gesungen wurden. Ein anderer Franzose, Walthar von Lille oder Walthar von Chätillon, der Verfasser der Alexandreis, eines Epos, das bis in die Zeit der Reformation hinein bekannt blieb, war weit weniger auf dieses gelehrte Werk, als auf seine lyrischen Gedichte stolz. Er rühmt: ganz Gallien ertönt von meinen Liedern.

Die Träger dieser von den tonangebenden Dichtern angestimmten Poesien waren die von einer Schule zur anderen wandernden Kleriker, die außer den Privilegien ihres geistlichen Standes noch das von Friedrich Barbarossa im Interesse der Wissenschaft auf dem ronealischen Reichstage verliehene Recht der Freizügigkeit besaßen. Wie alle lyrischen Dichter singen auch diese Kleriker noch ungestört von Liebe und Wein. Da sie nur für Männer dichten, drücken sie sich derb aus, weit derber, als es Ritter- und Volkspoesie zu thun pflegen. Vor allem kommt bei ihnen rückwärtslose Satire zur Geltung. In vorreformatorischer Weise richten sie ihre starken Pfeile gegen die Verderbnis der Kirche, ohne jedoch dabei irgend ein Dogma als solches anzutasten. Selbst hinreichend verderbt, besitzen sie die nötige Kenntnis, um die Verderbtheit anderer zu durchschauen. Dazu veranlaßte sie auch zum Teil ihre eigentümliche Lage: außerhalb

der Kirche stehend, hatte allmählich eine besondere Klasse fahrender Schüler das Vortragen lateinischer Lieder zum einträglichen Gewerbe gemacht. Ihrem ursprünglich geistlichen Charakter gemäß schlossen sie sich in einen Orden zusammen und trugen den Namen der Goliarden. Den ungebildeten Laien fühlen sich diese Goliarden weit überlegen. Man glaubt oft beim Lesen ihrer Gedichte, sich in vollster Zeit der Renaissance zu befinden. Neben den Gestalten der Bibel erscheinen die Götter und Helden Griechenlands und Roms. Homer ist ihnen der Dichter aller Dichter, Venus und Jupiter sind die Götter aller Götter.

Als der Patron der Goliarden erscheint Goliath, der Goliath der Bibel, der ihr episcopus oder pontifex genannt wird, der Typus des dreinschlagenden, kraftstrotzenden Riesen, den keine Rücksicht bindet. — Handschriften der Goliardenlieder finden sich in Frankreich, England, Deutschland und Italien und beweisen, daß die Fahrenden überall an den geistlichen Höfen ihre Lieder vortragen. Was die weltlichen Spielleute den Rittern boten, gaben die Baganten den geistlichen Kirchenfürsten, zu deren Hofhalt sie in früherer Zeit gehörten; insofern war ihre Kunst auch zeitweilen eine höfische. Als die Kirche später sich genötigt sah, gegen das Treiben der Goliarden einzuschreiten, als beschloffen wurde, ihnen die Tonsur zu nehmen und sie der weltlichen Gerechtigkeit zu überliefern, war ihre Herrlichkeit am Ende. Mit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts verschwindet auf dem Festlande das eigentliche Bagantentum der Cleriker allmählich. Die Landesprachen verdrängen vollständig das Lateinische in der weltlichen Dichtkunst, und der Bagantenorden verkümmert schließlich in den der Bachanten und Schützen, wie sie uns Thomas Blarer aus eigener Anschauung so lebendig geschildert hat.

Daß die Lieder der Baganten, auch wenn sie allerweltlichsten Inhalts sind, unter dem Einfluß der Kirchenpoesie in Form und Ausdrucksweise gestanden haben müssen, ist bei der Art ihrer Entstehung selbstverständlich. Marienlieder und Minnelieder unterscheiden sich oft nur in der Anekdote. Ein Hymnus auf die heilige Jungfrau wurde das Muster für ein weitverbreitetes Trübslied. (Selbst das gaudium reicht in einzelnen Teilen und Anklangen bis in diese Zeit hinauf). In einer Betrachtung der Eitelkeit dieser Welt aus einer Handschrift des 13. Jahrhunderts finden sich die Worte: mors venit velociter — Ubi sunt qui ante nos in hoc mundo fuerunt?) Wir haben also hier das umgekehrte Verfahren der modernen Heilsarmee vor uns, die zu bekannten Gassenhauer-melodien religiösen Text singt. — Gerade, wie es auch in der kirchlichen Poesie der Fall zu sein pflegte, schrieben sich die Dichter häufig selbst aus, dieselben formelhaften Redensarten, Entschnungen, Seutenzen und Gedanken kehren in verschiedenen Liedern immer wieder. Die Persönlichkeit des Dichters tritt dabei meist in den Hintergrund, es sei denn, daß sie so einzigartig wie die des Walther von Lille oder des Archipoeta sei, so daß, was der eine in Frankreich sang, bald von einem anderen in Deutschland oder England gesungen wurde. Daher haben wir auch fast ausnahmslos jede der verschiedenen Aufzeichnungen desselben Gedichts auch in einer anderen Form. Dasselbe Lied, mit dem der Erzpoet in Pavia den Reichskanzler Rainald besang, diente mit leichter Aenderung in England zur Verherrlichung des Bischofs von Coventry. Die Lieder waren herrenlos. Was der eine sang, verbesserte der andere zu seinen Zwecken nach Gutdünken. Eine spätere Zeit schrieb dann ihren Besitz historisch feststehenden hervorragenden Persönlichkeiten zu, um die, wie um Krisikulationspunkte, sich alles leicht anknüpfen konnte. Die besten Goliardenlieder wurden lange ausschließlich dem Engländer Walter Map, Archidiacon von Oxford, zugeschrieben, dessen Stellung zu Heinrich II., dem Feinde der Geistlichkeit, und dessen Abneigung gegen die Cisterzienser-mönche ihn vor allem als Träger der Goliardenpoesie geeignet erscheinen ließen. Man hielt ihn, wie Walther von Châtillon, lange Zeit ebenfalls für dieselbe Person wie den Erzpoeten, obgleich es aus verschiedenen durchschlagenden Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, ganz unmöglich ist, beide Dichter mit einander zu identifizieren.

Die Verluste, welche die mittelalterliche Litteratur auf allen Gebieten erlitten hat, sind naturgemäß in erster Linie den kriegerischen Unruhen mit ihren mancherlei Wechselfällen zuzuschreiben, die damals auch solche Kreise erschütterten, die in unseren Tagen davor mehr oder weniger geschützt erscheinen. Das ritterliche Leben, wie es durch die Kreuzzüge gleichsam kirchlich approbiert schien, ergriff mit unwiderstehlichem Reize weite Reiben der Geistlichkeit und erweckte die nie erloschene deutsche Lust an Abenteuern und Kämpfen aufs neue. Am besten beweisen diese Thatfache eine Anzahl Gedichte, die von Clerikern verfaßt sind und vollständig kriegerischen Geist atmen. Vor allem waren die Bischöfe selbst oft schon durch ihre Abstammung an das Ritterleben gewöhnt, das sich, nach der Anschauung ihrer Zeitgenossen, mit kirchlichster Besinnung wohl vereinigen ließ. Es mußte schon arg kommen, wenn ein Cisterziensermönch zum Erzbischof Engelbert sagte: „Herr, Ihr seid ein guter Feldherr, aber kein guter Bischof.“ Die Führung des Schwertes und des Hirtenstabs vereinigte Rainald von Dassel, Erzbischof von Köln und Reichskanzler von 1156—1167 mit kraftvoller Hand in hervorragender Weise. Er kämpfte wie ein Held gegen Papst Alexander in Italien, war aber dabei durchaus rechthgläubig, ein Spiegel ritterlicher Tugend und ein besorgter Landesfürst.

In seinem Besolge nun befand sich der Mann, der durch sein außerordentliches Talent zum größten Fähigkeiten gewesen wäre, wenn ihn nicht unbezwinglicher Leichtfinn und ungewöhnliche Lieberlichkeit von der Vollendung der ihm gestellten Aufgabe abgehalten hätte: Archipoeta, der von dem Erzkanzler beauftragt war, die Thaten Kaiser Friedrichs zu besingen. Wie hoch mußte dieser feingebildete Mann seine Fähigkeiten schätzen, um ihn der Ausföhrung einer solchen Aufgabe würdig zu halten! Um eine Parallele zu ziehen, denke man sich einen deutschen Dichter unserer Tage von Bismarck mit der Aufgabe betraut, die großen Thaten unseres unsterblichen Kaisers Wilhelm der Nachwelt zu überliefern. Das könnte nur ein Dichter sein, dessen Name ohnedies schon in aller Mund wäre. Und so wußte der Erzkanzler vollkommen was er that, wenn er den Archipoeta für geeignet hielt seinen Wunsch zu erfüllen. Rainald besaß Bildung genug, um die dazu nötigen Erfordernisse zu erwägen. Er selbst hatte, wie Fickler nachweist, seine erste wissenschaftliche Unterweisung auf der Stiftsschule zu Hildesheim, einer der vorzüglichsten sächsischen Schulen, erhalten und war zu seiner weiteren Ausbildung nach Frankreich gegangen. Dem Abte Wibald von Korvey schickte er Ciceros Briefe und erbittet sich dagegen die attischen Nächte des Aulus Gellius und das Werk des Origenes über das hohe Lied. Wie eingehend Rainald sich mit philosophischen Studien befaßt hat, beweisen die an ihn gerichteten Worte der Zueignung der Weltchronik des Otto von Freisingen. Dieser schreibt ihm „nicht als einem Unerfahrenen, sondern als einem Philosophen, den er um so höher schätze, da er, gleich ihm selbst, alle Zweige philosophischen Wissens mit Eifer betrieben habe und wohl darin unterrichtet sei.“ Ein solcher Mann war der Gönner des Erzpoeten, und an ihn sind fast alle seine Gedichte gerichtet. Aus ihnen allein erfahren wir, was wir mit Bestimmtheit von den persönlichen Schicksalen des Dichters wissen, alles andere ist nur Vermutung. Diese Gedichte, die uns, wie Wattenbach mit Recht sagt, für die Kenntnis seiner Zeit mehr gewähren, als manche Chronik, sind von Jakob Grimm zum Teil nach einem Pergamentmanuscripte der Göttinger Bibliothek veröffentlicht worden. Betrachten wir in Kürze ihren Inhalt.

Das erste Gedicht aus der Reihenfolge, wie sie von Grimm mitgeteilt sind, enthält keine historische Anspielung, sondern besteht aus frommen Betrachtungen in 180 Zeilen, bei denen der Dichter nicht immer der Einleitungstrophe eingedenk scheint, in welcher er verspricht, sich möglichst kurz zu fassen. Er schließt das an mehrere Geistliche gemeinsam gerichtete Gedicht mit der Bitte um Unterstützung: „Wenn um Geldes willen der bunte Mantel verkauft wird, den ich trage, so gereicht mir das zu großer Schmach, lieber will ich hungern.“ Unter den hier angeführten Gönnern des Dichters laun man sich etwa die Stifsherrn irgend eines reichen Kölner Klosters denken.

Von viel größerer Bedeutung ist das zweite Gedicht. Der Dichter schildert ein großartiges Fest, das zu Vienne Rainald, dem Stellvertreter des Kaisers, gegeben wird und zu dem die Menge der Sänger und Spielleute zusammenströmt, während er, arm und gedrückt, von einer rätselhaften Flucht reuig zurückkehrt. Die Beziehung der Worte, ist größtentheils unverständlich. Man könnte vermuten, der Dichter sei im Kloster eingesperrt gewesen, sei daraus geflohen und bitte um Erlaß der Strafe und endgültige Freilassung. Ein ähnliches Ereignis fand in seinem späteren Leben thatsächlich statt.

Während das dritte Gedicht nur wiederum eine eindringliche Bittschrift enthält, ist das vierte dadurch von besonderer Wichtigkeit, weil daraus der oben erwähnte Auftrag, die Thaten Friedrichs zu verherrlichen hervorgeht, eine Aufgabe, deren teilweiser Lösung das neunte Gedicht gewidmet ist. Der Dichter entschuldigt sich, daß er in so kurzer Zeit eine Aufgabe, zu der Homer und Vergil fünf Jahre gebraucht haben würden, nicht vollenden könne und führt seine dichterische Unthätigkeit hauptsächlich darauf zurück, daß er nicht genug Wein zu trinken habe. „Unicuique proprium dat natura donum,“ berühmte Verse, in denen er das Wesen seiner Dichtertunst rückhaltlos darlegt.

Das fünfte Gedicht enthält eine Vision des Dichters, in der er in den Himmel entrückt scheint, dem Erzkanzler den Sieg über König Wilhelm von Sicilien weissagt, ihn aber dringend anseht, sich mit dem heiligen Martinus auszusöhnen, der mit ihm unzufrieden sei. Das sei mehr wert, als die Freundschaft mit dem Palatinus. Unter dem Palatinus ist Otto von Wittelsbach gemeint, der mit Rainald so tapfer für den Kaiser kämpfte, aber schuld war, daß der Wein aufgeschlagen war. (Weiläufig gesagt veranstalteten im Jahre 1229 Lehrer und Studenten wegen eines Weinaufschlags einen Auszug von Paris.)

Das sechste Gedicht berichtet von einem Aufenthalte des Dichters zu Salerno, wo er Arzt werden wollte, aber schwer erkrankte, so daß er sich hülfesuchend an seinen Gönner wenden muß.

Das siebente Gedicht enthält nur Lobsprüche auf Rainald und die Bitte um ein Geschenk.

Von dem achten sind nur sechs Zeilen erhalten.

Das neunte ad Fridericum Cesarem überschrieben, gedichtet nach Mailands Eroberung 1162, schildert die Macht des Kaisers und Mailands Demütigung. Pavia und Novara werden als gehorsame Städte gepriesen.

In dem zehnten und letzten Gedichte, das seine Reichte enthält, beklagt der Dichter rückhaltlos sein Unglück: drei Dinge, Weiber, Wein, Würfel richten ihn zugrunde. Aber ohne Wein kann er nun einmal nicht dichten. Doch gelobt er Besserung am Schlusse und bittet um großmütige Verzeihung. Die Geständnisse dieses Gedichts, sagt J. Grimm, sind in solcher Fülle und Behendigkeit der Sprache abgelegt, daß sie jeden Zweifel an dem wahrhaftigen Verufe des Verfassers für die Poesie niederschlagen. Sie scheinen das vollendetste, was das Mittellateinische mit seinen Mitteln überhaupt hervorbringen konnte.

Der Archipoeta hat, wie er selbst sagt, viel gelungen. Außer den ausdrücklich als sein Eigentum bezeichneten Strophen befinden sich unter den von Schmeller (Carmina burana) veröffentlichten Poesien noch eine ganze Anzahl gleichzeitiger, seinen Geist verratender Gedichte, die aber leider nicht mehr mit Sicherheit ihm zuzuschreiben sind.

Um einen Begriff von der Sicherheit und Gewalt der Sprache des Erzpoeten zu geben, mag es gestattet sein, die Uebersetzung eines Teils der Reichte nach Hubatsch (die lat. Vagantenlieder, S. 44) zu geben.

„Im Jorn und in der Bitterkeit meines Gemüts rede ich; aus leichtem Stoff geschaffen, bin ich dem Blatte gleich, in dem die Winde spielen. —

Ich bin wie ein Schiff ohne Steuermann, wie ein Vogel, der ziellos durch die Luft streift; mich halten nicht Schloß, noch Niegel; ich suche meinesgleichen und gefelle mich zu den Schlechten. —

Nach Art der Jugend wandte ich den breiten Weg des Lasters; nach meiner Seele Heil frage ich nicht, wilde Lust begehrt mein Herz. —

Verzeihung bitte ich von dir, erhabener Bischof; einen süßen Tod sterbe ich, denn die Schönheit der Mädchen verwundet mein Herz. —

Man wirft mir eine zweite Sünde vor, das Spiel. Aber wenn ich nackt vom Spiele komme und friere, dann glüht meine Seele und ich schmiede desto bessere Verse.

Zum dritten spreche ich vom Wirtshause. Das habe ich nie verachtet und werde es nie verachten, bis ich die heiligen Engel herabsteigen sehe, die den Toten ihr Requiem singen.

Meum est propositum in taberna mori. In dem Wirtshause will ich sterben, das Glas an den Lippen, und frühlich mögen die Chöre der Engel singen: Gott sei dem Becher gnädig.

Am Becher entflammt sich der Geist, das Herz, von Wein erfüllt, schwingt sich zum Himmel empor; süßer schmeckt der Wein im Wirtshause, als der Trank, den des Bischofs Mundschenk mit Wasser mischt.

Jedem gibt Natur das Seine, nüchtern vermag ich nicht zu dichten, dann könnte ein Knabe mich übertreffen; Hunger und Durst hasse ich, wie den Tod.

Jedem giebt Natur seine eigene Gaben, zum Dichten muß ich guten Wein haben, wie ihn der Wirt im besten Fasse führt, dann fließt der Mund von Versen über

Wie der Wein, den ich trinke, so sind meine Verse; ohne Wert ist, was ich nüchtern schreibe. Habe ich getrunken, dann bin ich größer als Dvid. — —

Siehe, ich habe meine Sünden selbst gestanden, deren deine Diener mich beschuldigen; unter ihnen ist keiner, der sich selber anklagt, wiewohl sie nicht minder die Freuden der Welt genießen.

Jetzt in Gegenwart des gütigen Bischofs möge nach den Worten des Herrn den ersten Stein auf mich werfen und den Sänger nicht schonen, wer sich keiner Sünde bewußt ist.

Ich habe alles gesagt gegen mich, was ich weiß. Ich habe das Gift ausgeworfen, das ich so lange hegte; aber jetzt mißfällt mir mein Leben, zu neuen Sitten will ich mich bekehren.“ —

Versuchen wir nun nach den Aufschlüssen, die uns der Dichter selbst in den ihm mit Sicherheit zuschreibenden Gedichten giebt, ein annäherndes Bild seines Lebens und seiner Anschauungen zu entwerfen. Ueber seine Herkunft giebt er nur eine sehr dunkle Andeutung Gedicht IV 18: „aus dem Kriegerstande stammend, erfahren im Kriegswesen.“ Zu Rainald muß der Dichter sehr frühe schon in einem näheren Verhältnisse gestanden haben. „Einst dein Adoptivsohn“ nennt er sich, indem er Rainald anredet, und sagt von sich: „ich Thor, der ich bei dir mit Geld, Pferden, Lebensunterhalt, Kleidung versehen, alle Tage herrlich und in Freuden lebte.“ — Wenn man „adoptivus“, der über die Taufe gehaltene, als poetische Uebertreibung auffassen will und es lieber bloß als einen, dessen sich Rainald einst wie eines Sohnes angenommen, gelten lassen mag, so geht doch daraus hervor, daß anfangs der Archipoeta unter dem Hofgesinde des Kanzlers ein sorgloses Leben führte. Daß er diese Günst später verschert haben muß, da er in einer Lage sich befindet, die nicht ärmlischer gedacht werden kann, zeigt sich klar aus den wiederholten Bitten, die er an seinen Gönner richtet. I 37: „Meine Armut verschweige ich nicht. Ich bin so arm und leide solchen Mangel, daß ich vor Hunger und Durst vergehe.“ IV 17: „Der Dichter ist ärmer als alle Dichter, ich habe durchaus nichts, als was ihr sehet.“ II 76: „Von der Pest der Armut werde ich bedrückt. IV 7 nennt er sich „nackt, die Kälte und den Frost fürchtend, da ich keine Wolldecke

besitze, noch Fiebern im Bett." III 3 erscheint er in „dünnem Gewande“, in VII 9 „mit nackten Füßen“. Er fühlt die Kühnheit, die dazu gehört, in derartigem Aufzuge vor Rainald zu erscheinen III 22: „in solchem Gewande stehe ich nicht ohne Dreistigkeit vor dir.“ — Welche Ursachen ihn in diese Notlage versetzt haben, gesteht seine Weichte unumwunden ein. Dazu kommt seine umherziehende Lebensweise X 2: „Dem Blatte bin ich ähnlich, mit dem die Winde spielen.“ Infolge seines Lebenswandels — II 81 bezeichnet er sich als „übel und beschwerlich lebend und unerbar umherstreichend“ — vielleicht auch des italienischen Klimas wird der Dichter krank und schwach. VI 8: „Vom Fieber geplagt und argen Schmerzen beschwert, wurde ich so krank, daß mir das Leben abgesprochen wurde und mir die Ärzte sagten, die die Anzeichen sahen: „siehe, Dichter, du gehst zu Grunde, du kannst nicht leben, sondern wirst sterben.“ Er selbst fühlt sein nahes Ende II 18: „an beständigem Husten leide ich, wie ein Schwindsüchtiger, und am Pulse fühle ich, daß ich nicht weit vom Tode bin.“

Es ist nur zu erklärlich, wenn unter diesen Verhältnissen der Dichter gezwungen ist, das Mitleid anzuflehen, einige seiner Gedichte haben keinen anderen Zweck. Und doch sträubt sich seine bessere Natur hiergegen. IV 19 sagt er ausdrücklich: „Betteln ist eine Schande, und ich will nicht betteln.“ In Salerno jedoch geht es ihm so schlecht, daß er klagt: „Zum Betteln bin ich gezwungen und bin der Bettler Genosse.“ — Auch sonst regt sich der Stolz des Dichters IV 18 „zu graben brauche ich nicht, weil ich ein Gelehrter bin.“ Ebenso ist er sich zu gut dazu, allzusehr zu schmeicheln, wenn er auch nach unferm Geschmacks nichts darin zu wünschen übrig läßt. In V 13 versichert er den Kanzler: „Ich will dir nicht allzusehr schmeicheln, noch meinen Herrn durch Schmeichelei belügen.“ Ueberhaupt kann sich der Dichter noch schämen III 4: „wie ein Mädchen, nicht ohne Schamröte, rede ich dies.“ Ebenso ist er leicht gerührt V 15, 16: „ich weinte arg, so wie ich oft weine“ und „aus den Augen stossen Thränenbäche.“ Dabei giebt er gern anderen V 30: „da ich einen milden Herrn habe, will ich nicht sparsam sein, ich will meine Ernte nicht ohne Genossen genießen, vielen zu nützen zeigt von edlem Geiste — je nachdem ich selbst besitze, teile ich gern anderen mit und esse mein Brod nicht allein im verborgenen.“ Mit Verachtung spricht er von denen, „deren Gott der Bauch ist.“

Wohlthuend berührt das vaterländische Gefühl des Dichters. Er rühmt deutsche Freigebigkeit im Gegensatz zu welscher Knausererei IV 21: „von deutschen Männern pflegt reichlich gegeben zu werden, vor allen anderen sind sie besonderen Lobes würdig.“ Im vierten Gedicht klagt er über den Geiz der Italiener und im sechsten nennt er die Italiener überhaupt ein freches Volk. Als Landsmann will er von Rainald unterstützt sein, denn ohne gewaltsame Umbildung muß man es so verstehen, wenn er sagt III 13: „mit gewohntem Erbarmen schütze uns Armen, und du, Transmontaner, hilf uns Transmontanen.“

Von seinem Berufe als Dichter ist der Archipoeta vollkommen durchdrungen und mit allem Grunde. II 59 nennt er sich „den Sänger der Sänger.“ V 24 sagt er: „dann mache ich solche Verse, wie ich sie niemals geschrieben habe.“ II 73: „unerhörte Gedichte werde ich dir schreiben, wenn du mich beschenkst.“ Er kennt seine Berühmtheit IV 8: „manchmal schreibe ich rasch tausend Verse und dann stehe ich keinem nach, der sich auf Verse versteht, aber bald darauf, müde im Haupte, fliehen die Verse von mir und ich vergesse mein Lied.“ IV 14 rühmt er: „wenn ich gebedert habe, übertreffe ich Ovid. Phöbus zieht bei mir ein und redet wunderbare Dinge.“ Daß sich der Dichter bewußt war, auf die Nachwelt zu kommen, beweist IX 19, wo er Novara mit den stolzen Worten anredet: „Du, Novara, freue dich, wisse, dein Ruhm wird nie veralten, durch meine Lieder wirst du verjüngt.“

Dabei ist sich der Dichter über seine poetischen Eigentümlichkeiten im Gegensatz zu den Arbeiten nüchternen Schnuldichters vollkommen klar X 18 fgg.: „Manche Dichter vermeiden das öffentliche Treiben und wählen in Dunkelheit verborgene Orte, sie

studieren, mühen sich ab, wachen und arbeiten nicht wenig und bringen doch kaum ein tüchtiges Werk zustande. Die Schar dieser Dichter fastet und ist enthaltsam, meidet die Straßen und den Lärm des Marktes. Damit sie ein unsterbliches Werk schreiben, sterben sie selbst vor Arbeit, der Mühe erlegen.“ — Deshalb schmerzt es ihn, zu sehen, wie andere, die weit unter ihm stehen, reichere Belohnung zu erlangen wissen IV 22: „es thut mir leid, wenn ich manchen Leder sehe, vollständig unbrauchbar und durch und durch dumm — die Mimen pflegen in euerer Wohnungen zu kommen, die nichts können, als unsinniges Zeug machen.“

Seine eigenen Fehler, seinen Leichtsinn, den er auch zeitweise zu bereuen erbötig ist, kennt der Dichter sehr genau. Sehr bezeichnend ist dafür der Gegensatz, in den er seine Art stillschweigend der des Kanzlers im Anfange des vierten Gedichts gegenüberstellt: „Erzkanzler, Mann von besonnenem Geiste, dessen Herz nicht getrieben wird vom Winde des Leichtsinns und der nicht die Sitten eines weisen Mannes außer acht läßt, vielleicht ist in mir das nicht, was du von mir hältst.“ Seine eigenen Fehler führt er nun des weiteren aus. II 39 gesteht er ein: „so lebe ich, des Todes würdig, schlecht und verkehrt.“ —

Soviel etwa erfahren wir aus seinen Gedichten vom Leben des Dichters. Nur noch zweimal finden wir ihn sonst erwähnt.

In seiner etwa im Jahre 1220 geschriebenen Wundersammlung erzählt Cäsarius von Heisterbach, indem er von falscher Reue redet, folgende Geschichte: „Im vorigen Jahre lag bei Bonn in der Kölner Diözese ein fahrender Kleriker, mit Namen Nikolaus, den man den Archipoeta nennt, am Fieber schwer krank darnieder, und als er zu sterben fürchtete, erlangte er auf seine Bitte und die der Kanoniker an der Bonner Kirche, daß er oon unserem Abte in den Orden aufgenommen wurde. Um es kurz zu machen: mit großer Zerknirschung, wie es uns schien, nahm er die Kutte, zog sie aber nach seiner Genesung um so schneller wieder aus und, nachdem er sie mit Spott von sich geworfen hatte, floh er davon.“

Es ist überaus zu bedauern, daß Cäsarius, der sonst die Worte wahrlich nicht spart, von dem Archipoeta nicht mehr erzählt. Unser Archipoeta muß, wenn die Angabe des Cäsarius, daß diese Geschichte sich „im vergangenen Jahre“ zugetragen hat, richtig ist, ein hoher Siebenziger gewesen sein, wenn er identisch sein soll mit jenem Nikolaus. Man hat deshalb, da man sich diesen Flüchtling nicht so alt vorstellen konnte, angenommen, daß dieser Archipoeta des Cäsarius ein anderer gewesen sei, als der unsere. Ganz mit Unrecht. Daß der Archipoeta seiner ganzen Natur nach sich nur als abgelebter, abgebrannter Greis entschließen konnte ins Kloster zu gehen, ist doch wohl einleuchtend, und daß er mit Spott wieder davon gegangen ist, sieht ihm auch nur allzu ähnlich. Die ganze Art, in der Cäsarius die ihm unangenehme Geschichte rasch abthut, fällt sehr auf. „Im vergangenen Jahre“ hat sich die Geschichte ereignet, aber bei der Art, in der Cäsarius seine Sammlung zusammengetragen hat, läßt sich sehr wohl annehmen, daß er einzelne seiner Beispiele viel früher aufgezeichnet hatte, als sie seiner Sammlung einverleibt wurden. „Den man den Archipoeta nennt,“ schreibt Cäsarius. Dieser Ausdruck besagt entweder, daß der Name des Archipoeta noch zur Zeit der Abfassung im Munde der Leute war, als der eines beliebten Sängers, oder daß sein Nachruhm als Dichter fortlebte. Wäre eines oder das andere nicht der Fall gewesen, so würde Cäsarius in der Vergangenheit gesprochen haben. Der Ton der Erzählung des Cäsarius scheint eher anzudeuten, daß die Flucht des Archipoeta schon vor einiger Zeit geschehen war. Cäsarius berichtet ohne Erregung, ruhig und objektiv. Man erwartet, daß er, wie sonst, von der Strafe redet, die den Frevler getroffen, daß er sich über seine Unthat erbojt. Nichts von alledem. Gerade deshalb fühlt man, daß irgend etwas dabei nicht in Ordnung ist und daß der Schaden sein Kloster vielleicht mehr getroffen, als er sich merken lassen will. Auf jeden Fall brauchten die Mönche für den Spott nicht zu sorgen,

denn das hatte der Archipoeta bereits gethan. Bestand sein Spott vielleicht gar in einem Liebe, das von Mund zu Mund ging?

Unter den Bonner Kanonikern sind wohl die Herren des Cassiusstiftes zu verstehen, die sich des besondern Schutzes von Rainald erfreuten. Am 2. Mai 1166 bestätigt Rainald die Rechte des Cassiusstiftes zu Bonn und erteilt ihm ein dreitägiges Marktrecht. Die Stiftsherren zeichneten sich ganz besonders durch ihr weltliches Leben aus, und es sieht ihnen ähnlich, daß sie sich ihrerseits des einstigen Günstlings Rainalds angenommen haben, auch ohne daß er für kirchlichen Sinn irgendwelche Gewähr bot.

Wenn der Archipoeta bei Cäsarius Nikolaus genannt wird, während er sonst diesen Namen nicht führt, so kann sein abenteuerndes Leben ihn leicht zur Beilegung verschiedener Namen gezwungen haben. Und wie ihn der Ehrenname Archipoeta verherrlicht, so sind auch die Bezeichnungen abbas, prior, subprior, die alle in lateinischen Gedichten vorkommen, ebenso wie die hohe Würde des primas ihm scherzweise verliehen oder von ihm insurpiert worden. Von diesem primas, den er Primasso nennt und der offenbar kein anderer ist, als unser Archipoeta, erzählt Boccaccio eine heitere Geschichte. Uns interessiert hier nur, wie die Schilderung dieses Dichters noch nach Jahrhunderten wörtlich auf ihn paßt. „Ueberaus gelehrt in der Grammatik, ein großer und gewandter Dichter.“ Boccaccio sagt von ihm, daß er sich einst zu Paris befand „in ärmlichen Verhältnissen, so wie er meistens war.“ Seinen Ruhm bezeichnet er mit den Worten: „Es war fast niemand, der nicht wußte, wer Primasso war.“

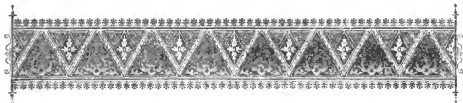
Gerade aus dem Umstande, daß der Archipoeta ein so fließendes, zierliches Latein schrieb, wie man es in jenen Zeiten nur einem Romanen zutrauen zu dürfen glaubte, hat man folgern wollen, daß er unmöglich ein Deutscher von Geburt sein könnte. Unseres Erachtens nicht mit Recht. Der Archipoeta ist, wie wir sehen, sich vollständig seiner ungewöhnlichen Herrschaft über die Sprache bewußt, er rühmt sich derselben — was bei einem Italiener viel selbstverständlicher und darum kein Gegenstand des Selbstlobs gewesen wäre — er wird gerade deshalb gepriesen und belohnt und zeichnet sich gerade dadurch vor den anderen aus, folglich war er, abgesehen von anderen Gründen, gewiß kein Romane. Wie hätte er sich denn auch als solcher so abfällig über seine Stammesgenossen äußern dürfen, wie er es gethan hat? Die an Rainald gerichteten Worte: „du Transmontaner, hilf uns Transmontanen,“ beweisen allerdings nicht unbedingt, daß der Archipoeta ein Deutscher war, denn es ist nachgewiesen, daß den Italienern gegenüber der Ausdruck Citramontaner gebraucht wird und doch dabei die Citramontanen von den Deutschen ausdrücklich unterschieden werden. Der Archipoeta hätte also, auch wenn er Franzose gewesen wäre, Rainald als Transmontanen anreden können. Wenn man jedoch bedenkt, daß er der adoptivus Rainalds war, daß er also in früher Jugend schon in der Umgebung des Erzbischofs war, so liegt wahrlich kein Grund vor, ihn mit Gewalt zum Ausländer zu stempeln.

Es ist ja ein schönes Zeichen wissenschaftlicher Objectivität, daß wir Deutsche stets bereit sind, große Männer dem Auslande zu opfern. Wir können uns diesen Luxus gestatten. Damit verfahren wir umgekehrt, wie alle anderen Völker, die jeden Mann von Bedeutung gern den ihren nennen, wenn auch nur der leiseste Schein von Rechtsanspruch darauf vorhanden ist. Und doch wäre es allmählich an der Zeit, wenn, wie es auf politischem Gebiete bereits geschehen ist, wir uns auch auf litterarischem daran gewöhnen wollten, unnötigerweise keinen Fußbreit Landes mehr anzugeben. Und hier bei dem Archipoeta liegt nicht der geringste Grund dafür vor, er ist und bleibt seinem innersten Wesen nach ein Deutscher, ein Rheinländer, ein Kölner.

Die einzige deutsche Stadt, die sich des Erzpoeten rühmen kann, ist Köln. Selbst wenn man annehmen wollte, daß Rainald sich schon zu einer Zeit seines Schützlings angenommen hätte, in der er vielleicht selbst den Jugendthorheiten noch nicht so ferne gestanden hat, wie in seinem Mannesalter, noch in seiner niedersächsischen Heimat, so



kann doch der Archipoeta sich seine so stark ausgesprochene Begeisterung für den Wein unmöglich wo anders erworben haben, als auf Grund vielfältiger, langjähriger Erfahrung am Rhein. Diese Behauptung bedarf wohl keines Beweises. Wenn darum auch der Dichter Rainald nach Italien begleitet hat, so hat er doch unstreitig die längste Zeit am Hofe seines Gönners zu Köln verbracht. Hier fand er einst die Aufmunterung und den Schutz, dessen er bedurfte, und hierhin lehrte er mit dem Reichskanzler nach überstandenen Kämpfen zurück. Wo auch seine Wiege einst gestanden haben mag, Köln war seine Heimat, so weit überhaupt bei einem Fahrenden von Heimat die Rede sein kann. Das Kölner Leben und Treiben war es, dessen Anregung ihm zu seinem Dichten unentbehrlich war, und die Kölner Fässer waren es, deren Stoff ihn zu seiner „Weichte“ begeisterten. Und so kann Köln neben der stattlichen Zahl anderer großer Männer, die hier eine Stätte ihres Wirkens fanden, auch den genialsten Dichter des 12. Jahrhunderts den Seinen nennen: den Archipoeta. —



## Die Bjashin-Wiese.

Russische Skizze

bearbeitet von

Dr. jur. **Oertel**-Jittau.

Es war ein schöner Julitag, einer von jenen Tagen, wie sie nur dann vorkommen, wenn das Wetter schon längere Zeit beständig gewesen ist. Der Himmel ist vom frühesten Morgen an klar, die Morgenröthe flammt nicht auf, wie ein loderndes Feuer, sondern sie ergießt sich in mildem Rot. Die Sonne — nicht feurig, nicht glühend, wie zur Zeit der heißen Dürre, nicht dunkelpurpurn, wie vor einem Unwetter, sondern in hellem und sanftem Glanze strahlend, — steigt langsam hinter einem schmalen, sanften Gewölke hervor, leuchtet heiter einige Augenblicke und taucht dann in einem veilchenblauen Nebel wieder unter. Am oberen, feinen Rande des lang hingestreckten Wölkchens glißern, kleinen Schlangen ähnlich, silbern leuchtende Streifen; und siehe, schon brechen die spielenden Strahlen aufs neue hervor — und heiter und majestätisch steigt das mächtige Gestirn auf, als schwänge es sich in den Aether.

Um die Mittagszeit bildet sich gewöhnlich eine Menge runder, hoher, goldig-grauer Wölkchen mit feinen, weißen Rändern, wie Inseln auf einem endlos sich ausdehnenden Strome verstreut, der sie mit der flüssigen Bläue seiner tiefdurchsichtigen Finten umwogt. Sie rühren sich fast nicht von der Stelle; weiter unten am Horizonte schieben sie sich zusammen, drängen sich an einander; das Himmelsblau zwischen ihnen ist fast geschwunden, aber sie scheinen auch azurblau zu sein, wie der Himmel: sie sind alle durch und durch von Licht und Wärme durchtränkt. Das leichte, blasse Hellblau des Horizontes ändert sich während des ganzen Tages nicht, ringsum ist es daselbe, nirgends verdunkelt es sich, nirgends zieht ein Gewitter auf: es sei denn, daß hier und da bläuliche Streifen sich senkrecht niederlassen — ein feiner Regen, der kaum den Boden netzt. Gegen Abend verschwinden diese Wolken; die letzten von ihnen, schwärzlich und unbestimmt wie Rauch, legen sich, rosearot, der untergehenden Sonne gegenüber; dort, wo diese eben so friedlich hinabgesunken ist, als sie am Himmel emporstieg, ruht ein purpurner Schein noch eine kurze Zeit lang über der dunkelnden Erde, und sanft funkelnd erscheint, wie eine vorsichtig getragene Kerze, der Abendstern.

Au solchen Tagen sind alle Farben ohne Glanz, alles ist gefänstigt, ist klar, aber nicht grell, und über dem Ganzen liegt ein Stempel von ruhrender, ergreifender Milde und Sanftmut. An solchen Tagen ist die Hitze manchmal sehr groß, sticht auch zuweilen

an den Abhängen der Felder; aber leichter Wind treibt und verweht die sich sammelnde Glut und rasche Wirbel — ein unfehlbares Anzeichen beständigen Wetters — eilen in hohen, weißen Säulen über Wege und Felder dahin. Die trockene, reine Luft ist von Wermut, geschnittenem Roggen und Buchweizen durchduftet; selbst eine Stunde vor Mitternacht sieht man nicht die geringste Feuchtigkeit. Ein solches Wetter erfreht sich der Landmann, wenn die Getreideernte bevorsteht. . . .

Gerade an einem solchen Tage war ich einmal im Tschern'schen Kreise des Tula'schen Gouvernements auf der Vorkühnerjagd. Ich hatte ziemlich viel Wild gefunden; die gefüllte Jagdtasche drückte mir unbarmherzig auf der Schulter. Aber die Abendröthe war schon im Verlöschen und in der noch hellen, wenn auch nicht mehr von den Strahlen der bereits untergegangenen Sonne durchleuchteten Luft begannen die kalten Schatten schon immer dichter und dichter zu werden, als ich mich endlich entschloß, nach Hause zurückzukehren. Mit raschen Schritten durchstrich ich eine lange Fläche Buschwerk, ging dann einen kleinen Hügel hinan, — und erblickte statt der erwarteten Ebene mit dem Eichenwäldchen rechts und dem niedrigen, weißen Kirchlein in weiter Ferne ganz andere, mir unbekanntere Gegenden. Zu meinen Füßen zog sich ein enges Thal hin; mir gerade gegenüber erhob sich wie eine steile Wand ein dichter Espenwald.

Unentschlossen blieb ich stehen und sah mich um . . . nun, dachte ich, wo bin ich denn hier eigentlich hingekommen; ich habe mich zu sehr rechts gehalten. Und mich selbst über mein Versehen wundernd, stieg ich rasch den Hügel wieder hinab. Sogleich umgab mich unangenehm schwere, feuchte Luft. Es war, als ob ich in einen Keller geraten wäre; das dicke, hohe Gras breitete sich, ganz naß, im Grunde des Thals wie ein weißes Tuch aus; es war beinahe unheimlich, dasselbe zu betreten. Ich eilte so schnell als möglich hindurch und kam, mich nach links wendend, in einen kleinen Espenwald. Schon flogen Fledermäuse über seine einschlummernden Wipfel dahin, unheimlich freudig und sich mit ihrem zitternden Flügel an dem dunkelblauen Himmel abzeichnend; rasch und geradeaus schoß hoch über den Bäumen ein verspäteter Habicht seinem Neste zu.

Wenn ich um jene Ecke herum bin, dachte ich bei mir, — dann ist der Weg auch gleich da; — ich habe wahrhaftig einen Umweg von einer Werst gemacht!

Endlich kam ich an die Waldecke, aber da war kein Weg; nur elendes, niedriges Gestrüpp dehnte sich breit vor mir aus und hinter demselben, weit, weit nichts als ödes Feld.

Ich blieb abermals stehen.

Werkwürdig! . . . Wo bin ich nur?

Ich fing an nachzudenken, wie und wohin ich im Laufe des Tages gegangen war. . . .

Ach! das ist ja das Parachiner Gebüsch! rief ich endlich aus. Natürlich! und das muß der Sindjejew'sche Wald sein. . . . Wie bin ich nur soweit hierhergekommen? . . . sonderbar! jetzt muß ich mich wieder rechts halten.

Ich ging rechts durch das Gebüsch. Unterdessen kam die Nacht heran, immer dunkler und dunkler, wie eine drohende Wolke; es war, als ob die Dunkelheit sich zugleich mit den Abenddämmlingen überall erhoben und sich auch von oben herab ergossen habe. Da fand ich einen kleinen, ungebahnten, verwachsenen Fußspfad; ich schlug ihn ein, aufmerksam vor mich hinsiehend. Mit der wachsenden Dunkelheit wurde auch die Stille immer tiefer und tiefer, — nur die Wachteln schlugen noch dann und wann. Ein kleiner Nachtvogel, der unhörbar und niedrig auf seinen weichen Flügeln aufstog, flatterte mir beinahe ins Gesicht und stoh erschreckt zur Seite. Ich trat am Rande des Gebüsches heraus und war auf einmal in den Feldern. Schon konnte ich die entfernten Gegenstände nur mühsam unterscheiden. Das freie Feld lag ringsum in unklarem, weißlichem Scheine da; hinter ihm nahm die drohende Finsternis mit jedem Augenblicke zu. Dampf hallten meine Schritte durch die kalt werdende Luft. Der verblichene Himmel wurde wieder klar — aber das war das dunkle Blau der Nacht; hie und da funkelten zitternd die Sternlein.

Was ich für einen Wald gehalten hatte, erwies sich als dunkler, runder Hügel.

Wo bin ich denn nur? sprach ich abermals laut, blieb zum dritten Male stehen und blickte fragend auf meinen englischen, gelbschledigen Hund Diana, der entschieden das klügste unter allen vierfüßigen Geschöpfen war. Aber dieses klügste aller vierfüßigen Geschöpfe wedelte nur mit dem Schwanz, blinzelte traurig mit den müden Augen und konnte mir keinen Rat geben. Ich schämte mich fast vor ihm und ging verzweifelt weiter, als hätte ich plötzlich erraten, wohin ich mich wenden müsse, bog um den Hügel herum und befand mich plötzlich in einer nicht sehr tiefen, rings herum von Ackerland umgebenen Schlucht. Ein seltsames Gefühl übertam mich. Diese Schlucht sah gerade wie ein Kessel mit abschüssigen Seiten aus; zu Boden lagen einige große, weiße Steine — es war, als wären sie da zu einer geheimen Beratung zusammengetrohen — und es war so stumm und öde darin, der Himmel hing so flach, so traurig darüber, daß sich mir das Herz zusammenzog. Irgend ein Tier piepte schwach und klagend zwischen dem Gestein. Eilig zog ich mich auf die Anhöhe zurück. Bis jetzt hatte ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben, meinen Weg nach Hause wiederzufinden; nunmehr aber wurde es mir klar, daß ich mich gänzlich verirrt hatte, und ohne mir noch ferner Mühe zu geben, die Gegend zu erkennen, die fast ganz in Nebel und Finsternis getaucht war, ging ich gerade aus, den Sternen nach, aufs Geratewohl. . . .

Die Füße nur mit Mühe vor einander setzend, ging ich wohl eine halbe Stunde so fort. Mir schien, als sei ich noch nie in meinem Leben an einem so öden Ort gewesen; nirgends blinkte ein Feuerschein, kein Ton war zu hören. Ein abschüssiger Hügel folgte auf den andern, ein Feld dehnte sich nach dem andern in die Unendlichkeit aus, die Gebüsch schienen gerade vor meiner Nase aus der Erde zu wachsen. Ich ging immer weiter und dachte schon daran, mich bis zum Morgengrauen irgendwo niederzuliegen, als ich plötzlich unmittelbar vor einem schrecklichen Abgrunde stand.

Ich zog den gehobenen Fuß rasch zurück, und durch das kaum zu durchdringende Dunkel der Nacht sah ich tief unter mir eine unermeßliche Ebene. Ein breiter Fluß umgrenzte sie in zahllosen Windungen; der dunkle Widerschein, von welchem seine Fläche an manchen Stellen erglänzte, bezeichnete seinen Lauf. Der Hügel, auf welchem ich stand, fiel steil, beinahe senkrecht in die Tiefe hinab; seine riesigen Umrisse hoben sich schwarz von der bläulichen, lustigen Leere ab, und gerade vor mir, in dem durch diesen Abhang und die Ebene gebildeten Winkel, nahe am Flusse, der an dieser Stelle wie ein dunkler Spiegel still stand, gerade unter dem Absturz des Hügel, brannten und rauchten, dicht bei einander, zwei rötliche, flackernde Feuerchen. Einige Menschen bewegten sich um die Feuer herum, Schatten schwannten auf und nieder, und dann und wann wurde die eine Hälfte eines kleinen Lockentopfes hell beleuchtet. . . .

Ich erkannte endlich, wohin ich geraten war. Diese Wiese war in der ganzen Umgegend unter dem Namen „Wäähin-Wiese“ bekannt. Nach Hause zurückzutreten war unmöglich, zumal zur Nachtzeit; meine Beine knickten vor Müdigkeit fast zusammen, — ich entschloß mich zu den Feuern zu gehen und in Gesellschaft dieser Leute, die ich für Kinderhirten hielt, den Morgen abzuwarten. Ich kam glücklich unten an, aber noch hielt ich den letzten der Zweige, die ich hinableitend erfaßt hatte, in der Hand, als plötzlich zwei große, weiße, zottige Hunde mit boshaftem Gebell auf mich losstürzten. Helle Kinderstimmen ertönten in der Nähe der Feuer; zwei oder drei Knaben erhoben sich rasch von der Erde. Ich antwortete auf ihre fragenden Rufe. Sie liefen zu mir heran, riefen sogleich die Hunde zurück, die von dem Erscheinen meiner Diana besonders betroffen waren, und ich trat zu ihnen.

Ich hatte mich geirrt, als ich die um diese Feuer Gelagerten für Kinderhirten gehalten hatte. Es waren einfach Bauernkinder aus dem nächsten Dorfe, welche eine Herde Küder hüteten. In der heißen Sommerzeit treibt man bei uns die Pferde des Nachts hinaus auf die Weide: am Tage würden ihnen Fliegen und Vremeln keine Ruhe lassen. Die Herde des Abends hinaus — und am frühen Morgen wieder herein-

zutreiben, ist für die Bauernsinder ein wahres Fest. Ohne Mühen und in kleinen alten Halbspelzen auf den flinksten Pferden sitzend, jagen sie unter lustigem Geschrei und Gejubel davon, indem sie mit Armen und Beinen tanzen, hoch aufspringen und ein schallendes Gelächter erheben. Leichter Staub wirbelt in graugelber Säule hinter ihnen auf und zieht den Weg entlang; die Pferde galoppieren mit gespitzten Ohren, das fröhliche Gestampf tönt weithin über die Felder; weit voraus jagt den Schweiß peitschend und fortwährend die Füße wechselnd, irgend ein zottiger Fuchs mit Ketten in der zerzausten Mähne.

Ich sagte den Knaben, daß ich mich verirrt hätte, und setzte mich zu ihnen. Wir unterhielten uns etwas. Sie fragten mich, woher ich wäre, schwiegen dann und traten zur Seite. Ich legte mich unter einen abgenagten Busch und schaute mich um. Es war ein herrliches Bild: um die Feuer herum, in die Dunkelheit hinein, zitterte ein runder, rötlicher Dinstkreis; anflackernd, warf die Flamme dann und wann einzelne rasch wieder verschwindende Streiflichter über die Grenzen jenes Kreises hinaus; eine dünne Lichtzunge leckte zuweilen an den kahlen Zweigen hinauf und war dann mit einem Male wieder verschwunden. Scharfe, lange Schatten brachen auch wieder auf Augenblicke herein und kamen auch ganz an die Feuer heran: die Finsternis kämpfte mit dem Lichte. Zuweilen, wenn die Flamme schwächer brannte, und der Lichtkreis sich verengte, trat aus der näher gerückten Finsternis unversehens ein Pferdekopf heraus, ein brauner mit geschlängeltem Mähne ober ein ganz weißer Kopf, der uns stumpf und aufmerksam betrachtete, gierig das lange Gras laute, sich dann wieder bückte und auch sofort wieder verschwand; man hörte nur noch, wie er weiter laute und schnaubte. Was im Dunkel lag, war vom Feuer aus schwer zu erkennen: in der Nähe schien alles mit einem fast schwarzen Schleier überzogen; aber weiter am Horizonte zeichneten sich Hügel und Wälder undeutlich in langen Streifen ab. Der reine dunkle Himmel lag feierlich und unermeßlich hoch über uns in seiner ganzen geheimnisvollen Pracht. Bounig sog die beengte Brust jene frische, dufterfüllte, einschläfernde Luft — die Luft einer russischen Sommernacht. Rundherum kein Laut . . . von Zeit zu Zeit nur schnellte plötzlich im nahen Fluße ein großer Fisch laut auf und das Uferschilf rauschte leichtbewegt von der aufschlagenden Welle . . . Unsere Feuer allein knisterten leise durch die Nacht.

Die Knaben hatten sich um sie gelagert; da saßen auch die beiden Hunde, die mich so gern hatten zerreißen wollen. Sie konnten sich noch lange nicht über meine Anwesenheit beruhigen, schielten schläfrig blinzeln nach dem Feuer hin und fingen zuweilen im ungewöhnlichen Gefühle der eigenen Würde der kurren an; zuerst knurrten, dann winfelten sie, als beklagten sie die Unmöglichkeit, ihr Verlangen auszuführen.

Es waren fünf Knaben da; aus ihren Gesprächen entnahm ich ihre Namen: Febeja, Pawluschka, Iljuschka, Kostja und Wanja.

Der erste und älteste mochte etwa 14 Jahr alt sein. Das war ein schlanker Bursche mit schönen, zarten, ziemlich feinen Gesichtszügen, krauem, blondem Haar, hellen Augen und einem beständigen, halb heiteren, halb zerstreuten Lächeln. Er gehörte allem Anschein nach einer wohlhabenden Familie an, und war wohl nicht auf Gebot, sondern bloß so zu seinem Vergnügen ins Feld hinausgeritten. Er trug ein buntes Kattunhemd mit gelbem Saume; ein neuer, kleiner Kamelotfittel war nur übergeworfen und wollte auf seinen schmalen Schulterchen nicht recht sitzen; an dem himmelblauen Gurte hing ein Kämmerchen; seine Stiefel mit niedrigen Schäften gehörten ganz gewiß ihm — nicht dem Vater.

Der zweite Knabe, Pawluschka, hatte schwarzes, zerzaustes Haar, graue Augen, breite Backenknochen, ein blasses, blattarnarbiges Gesicht, einen großen, aber regelmässigen Mund, einen ungeheuren Kopf und eine untersekte, plumpe Gestalt. Es war ein ganz unaussehlicher Junge — das konnte man nicht leugnen! — aber er gefiel mir dennoch: er blickte so frei und verständig, und in seiner Stimme lag Kraft und Energie. Mit seiner Kleidung konnte er seinen Staat machen: sie bestand einzig und allein in einem einfachen, schmutzigen Hemde und gestickten Hosen.

Das Gesicht des dritten, Iljuscha, war ziemlich unbedeutend, lang und schläfrig, mit einer gebogenen Nase und kurzlichtigen Augen, drückte es eine stumpfe, krankhafte Besorgnis aus; seine aufeinander gepreßten Lippen regten sich nicht; die zusammengezogenen Brauen gingen nicht auseinander, — es war, als blinzelte er immerfort vor dem Feuer. Sein gelbes, fast weißes Haar kam in spitzen Strähnen unter dem niedrigen Filzmütchen hervor, das er sich immer wieder mit beiden Händen über die Ohren zog. Er trug neue Bastschuhe und Fußklappen; eine dicke Schnur war dreimal um seine Taille geschlungen und umgürtete sorgfältig ein sauberes, schwarzes Kittelschen. Er und Pawluscha schienen nicht über zwölf Jahr alt zu sein.

Der vierte, Kostja, ein Knabe von etwa zehn Jahren, erregte meine Aufmerksamkeit durch seinen nachdenklichen, melancholischen, kummervollen Blick. Sein Gesicht war klein, mager, voll Sommersprossen, nach unten zugespitzt, wie bei einem Eichhörnchen; seine Lippen waren kaum zu unterscheiden; aber seine großen, schwarzen, in feuchtem Glanze leuchtenden Augen brachten einen seltsamen Eindruck hervor: sie schienen etwas ausdrücken zu wollen, wofür die Sprache — seine Sprache wenigstens keine Worte hatte. Er war von ganz kleinem Wuchse, schwächlich gebaut und ziemlich ärmlich gekleidet.

Den letzten, Wanja, hatte ich anfangs gar nicht bemerkt. Er lag mäuschenstill an der Erde, in eine plumpe Bastdecke eingehüllt, und streckte nur dann und wann sein rundes, blondes Lockenköpfchen unter derselben hervor. Dieser Knabe war höchstens sieben Jahre alt.

So lag ich seitwärts unter dem Stranche und schaute mir die Knaben an. Ueber dem einen der kleinen Feuer hing ein Kesselschen, in welchem sie Kartoffeln kochten. Pawluscha führte die Aufsicht und rührte, auf den Knien stehend, mit einem Holzspan in dem kochenden Wasser herum. Fedja lag, auf den Ellenbogen gestützt, am Boden und hatte die Schöße seines Kittels zurückgeschlagen. Iljuscha saß neben Kostja und blinzelte immer ebenso angestrengt mit den Augen. Kostja hatte den Kopf etwas gesenkt und schaute in die Ferne hinaus. Wanja rührte sich nicht unter seiner Decke. Ich that, als schlief ich. Die Knaben kamen allmählich wieder ins Gespräch.

Zuerst plauderten sie von diesem und jenem, von den Arbeiten des folgenden Tags, von den Pferden — dann aber wandte sich Fedja plötzlich zu Iljuscha und fragte ihn, als nähme er ein unterbrochenes Gespräch wieder auf:

„Nun, und du hast also den Kobold gesehen?“

„Nein, gesehen habe ich ihn nicht, und man kann ihn ja auch gar nicht sehen,“ antwortete Iljuscha mit heiserer, schwacher Stimme, deren Ton dem Ausdrucke seines Gesichtes mehr als möglich ist, entsprach; „aber gehört habe ich ihn . . . und ich nicht allein.“

„Und wo geht er denn bei euch um?“ fragte Pawluscha.

„In der alten Kolnaja.“\*)

„Geht ihr denn in die Papiermühle?“

„Natürlich gehen wir. Ich und mein Bruder, der Awdjuscha, gehören zu den Papierstreichern.“

„Seht mal an . . . Nun, wie hast du ihn denn gehört?“ fragte Fedja.

„Es war so. Mein Bruder Awdjuscha und ich und Fedor Michsjewski und Iwascha, der Schielende, wir waren an der Reihe, und dann noch ein anderer Iwascha, der von den roten Bergen, und dann Iwascha Suchorotow und noch einige andere, wir waren im ganzen unserer zehn — die ganze Abteilung. Und wir mußten in der Kolnaja übernachten, das heißt: wir mußten nicht gerade, aber Nasarow, der Aufseher, sagte zu uns: „Was wollt ihr euch denn erst nach Hause schleppen, ihr Kinder; morgen giebt's viel Arbeit, geht deshalb lieber nicht nach Hause.“ Wir blieben also da und legten uns alle zusammen. . . . Und Awdjuscha fing an und sagte: „Hört, wenn nun

\*) Kolnaja wird in Papiermühlen der Teil des Gebäudes genannt, in dem die Papiermasse aus den Äußeln herausgeschöpft wird; er befindet sich immer dicht am Tamme unter dem Rade.

jetzt der Kobold kommt? . . .“ Und kaum hatte das Knudjei gesagt, als mit einem Male Jemand über unseren Köpfen hin und herging; wir lagen doch unten, weißt du, und er ging oben bei dem Rade. Wir hörten, wie er ging, und die Bretter bogen sich und knarrten unter seinen Füßen; da ging er gerade über unseren Köpfen weg; . . . und auf einmal fängt das Wasser an dem Rade an zu rauschen. Und das Rad klappert und klappert — und doch waren alle Thüren der Radschleufe heruntergelassen worden. Wir wunderten uns: — Wer hat sie denn gehoben, daß das Wasser hereinkommt? Das Rad aber drehte sich und drehte sich und dann blieb es plötzlich wieder stehen. Jetzt ging der da oben wieder an die Thüre und postierte die Treppe herunter, langsam und ohne zu eilen, und die Stufen ächzten nur so unter ihm . . . dann trat er an unsere Thüre heran, wartete, wartete — und auf einmal that sich die Thüre weit auf! Wir sahen zusammen, sahen hin — nichts . . . auf einmal bewegte sich bei dem einen Kübel die Schöpfstelle, ging in die Höhe, tauchte unter, ging wieder in die Höhe, tauchte wieder unter, und stand dann wieder auf ihrem Platze still. Dann hob sich bei einer anderen Schöpfstelle der Haken von dem Nagel ab und wieder hinauf auf den Nagel; dann war es, als wenn jemand zur Thüre ging, und plötzlich hustete und räusperte sich jemand — gerade wie ein Schaf, und so laut. . . . Wir fielen alle auf einen Haufen zusammen und vertröchen uns einer unter den andern. . . . Sind wir da erschrocken!“

„Warum hustete er denn?“ meinte Pawel.

„Weiß nicht. Vielleicht von der Feuchtigkeit.“

Alle schwiegen.

„Wie ist es denn,“ fragte Fedja, „sind die Kartoffeln gar?“

Pawlnascha befuhrte sie.

„Rein, noch nicht ganz . . . ei, der plätschert,“ sagte er, sein Gesicht dem Flusse zuwendend, „das muß ein Hecht sein. Und das da eine Sternschnuppe!“

„Rein, Brüder, ich will euch aber was erzählen,“ fing Kostja mit seinem dünnen Stimmchen an. „Hört einmal an, was der Vater vor ein paar Tagen in meiner Gegenwart erzählte.“

„Nun, wir hören,“ sagte Fedja mit Beschüßermiene.

„Ihr kennt doch den Gawrila, den Dorfzimmermann?“

„Nun ja, wir kennen ihn.“

„Wißt ihr aber auch, warum er immer so traurig und schweigsam ist? Wißt ihr das? Er ist deshalb so traurig: Eines Tages ging er, erzählte mein Väterchen, in den Wald nach Nüssen. Wie er nun in den Wald nach den Nüssen gekommen ist, hat er sich verirrt. Er geht und geht, Gott weiß wohin, hierhin, dorthin — nein, er kann den Weg nicht finden; schon ist aber die Nacht vor der Thür. Er setzt sich endlich unter einen Baum und denkt: ich will hier den Morgen abwarten — setzt sich hin und schläft ein. Er ist also eingeschlafen. Da hört er plötzlich, wie ihn jemand ruft. Er sieht auf: niemand ist zu sehen. Er schläft wieder ein — und wieder ruft es. Von neuem schaut er auf und sieht und sieht — vor ihm auf einem Aste sitzt eine Ruffalka\*), die wiegt sich, lockt ihn zu sich und schüttelt sich vor Lachen. Ja, sie lacht. . . . Und der Mond scheint so voll, so klar, alles, Brüderchen, konnte man sehen. Sie ruft ihn also und bleibt immer auf ihrem Zweige sitzen, so schneeweiß und glänzend, wie eine hübsche, kleine Blöße oder ein Gründling — und auch eine Karawische ist so weißlich und silbern . . . Gawrila, der Zimmermann, wäre vor Schreck fast starr geworden, Brüder, sie aber lacht in einem Fort und winkt ihm immer mit der Hand zu sich. Gawrila wollte schon aufstehen, Brüder, und der Ruffalka folgen — da brachte ihn unser Herrgott auf den Gedanken, ein Kreuz über sich zu schlagen. Aber wie schwer wurde es ihm, das Kreuz zu schlagen, Brüder, er sagte, seine Hand wäre wie aus Stein gewesen, er hätte sich kaum rühren können. . . . Denkt euch einmal! . . . Und

\* Ruffalka, ein böser Wald- und Flußgeist des russischen Volksglaubens.

sowie er das Kreuz geschlagen hatte, Brüder, da hörte die Russalka auf zu lachen und fängt plötzlich an zu weinen. . . ja, sie weint, Brüder, und trocknet ihre Augen mit ihren Haaren, die aber waren grün wie dein Hans da. Gawrila schaute und schaute und fragt sie endlich: „Was weinst du denn, du Waldspuk?“ — Die Russalka aber sagt zu ihm: „Hättest du dich nicht bekreuzigt, Menschenkind, so hättest du bis ans Ende deiner Tage mit mir in Herrlichkeit und Freuden gelebt; ich weine, ich gräme mich, weil du dich bekreuzigt hast; aber ich werde mich nicht allein grämen; auch du sollst dich grämen bis ans Ende deiner Tage.“ Dann war sie verschwunden, Brüder! — Dem Gawrila war es aber nun plötzlich klar, wie er aus dem Walde herauskommen konnte; . . . seitdem aber geht er immer so traurig umher.“

„Ach!“ sagte Fedja nach kurzem Schweigen. „Wie kann denn so ein böser Waldgeist einer Christenseele etwas anhaben? — Er ist ihr ja nicht gefolgt.“

„Was willst du machen!“ sagte Kostja. „Und Gawrila sagt, ihre Stimme sei so fein und klagend gewesen, wie die Stimme einer Kröte.“

„Hat das dein Vater selbst erzählt?“ fuhr Fedja fort.

„Ja. Ich lag auf der Dienbank und hörte alles.“

„Eine wunderbare Geschichte! Warum ist er denn da traurig. . . Er hat ihr wohl gefallen, daß sie ihn zu sich rief?“

„Natürlich hat er ihr gefallen!“ fiel Njuscha ein. „Freilich! Tot kitzeln wollte sie ihn, das wollte sie; das machen die Russalken so.“

„Hier herum müssen doch auch Russalken sein,“ bemerkte Fedja.

„Nein,“ antwortete Kostja, „dieser Ort ist rein und frei. Eins nur: der Fluß ist nah.“

Alle verstummten. Auf einmal ertönte irgendwo in der Ferne ein gedehnter, klingender, fast klagender Ton, einer seiner unerklärlichen Laute, welche zuweilen mitten in der tiefsten Stille der Nacht sich erheben, aufsteigen, in der Luft bleiben und endlich langsam, wie ersterbend, wieder verhallen. Horcht man auf, — so ist es, als hörte man nichts, und es klingt dennoch. Es war, als hätte jemand weit am Horizonte einen langen, langen Schrei ausgestoßen, und ein anderer hätte ihm im Walde mit einem feinen, scharfen Gelächter geantwortet, und ein schwaches, zischelndes Pfeifen zog über den Fluß dahin. Die Knaben sahen zusammen und erbeuten.

„Gott sei bei uns!“ flüsterte Nja.

„Ach!“ rief Pawel. „Warum erschreckt ihr denn so? Seht her, die Kartoffeln sind gar.“ Alle rückten näher zu dem Kesselfeuer heran und fingen an, die dampfenden Kartoffeln zu essen; nur Wanja rührte sich nicht. „Run und du?“ sagte Pawel.

Aber Wanja kroch nicht unter seiner Bastdecke hervor. Das Kesselfeuer war bald geleert.

„Habt ihr schon davon gehört, Kinder,“ fing Njuscha an, „was sich neulich bei uns in Warnawischa zugetragen hat.“

„Auf dem Damme da?“ fragte Fedja.

„Ja, ja, auf dem Damme. . . da, wo er durchbrochen ist. Das ist aber ein unreiner Ort, so unrein und so öde. Rundherum lauter solche Erdklüfte und Schluchten, und in den Schluchten kriechen lauter Schlangen herum.“

„Run, was ist denn da geschehen?“

„Ich wills euch erzählen. Du, Fedja, weißt es vielleicht nicht, dort ist bei uns ein Ertrunkener begraben; er ertrank vor langer, langer Zeit, wie der Teich noch tief war; sein Grab ist noch sichtbar, wenn man es auch kaum noch sehen kann — so ein ganz kleines Hügelchen. . . In diesen Tagen nun ruft der Amtmann den Zermil, den Hundejungen, und sagt zu ihm: „Geh einmal auf die Post, Zermil.“ Zermil reitet nämlich bei uns immer auf die Post. Bei ihm sind die Hunde alle umgekommen; wer weiß, wie das kommt, aber keiner bleibt bei ihm am Leben, und doch ist er ein so guter Hundejunge. Zermil ritt also zur Post, hielt sich aber in der Stadt auf, und als er zurückreitet, ist er betrunken. Es ist schon Nacht, eine ganz helle Nacht: der



Mond ſcheint. . . . Mein Jermil reitet über den Damu . . . ſo ging ſein Weg. Und wie er ſo reitet, der Jermil, da ſieht er auf dem Grabhügel des Ertrunkenen ein Schäfchen, ſo ein weißes, lodiges, hübsches Schäfchen auf und ab gehen. Und mein Jermil denkt: Ich ſteige ab und nehme es mit — was ſoll es hier untkommen! — ſtieg ab und nahm es auf die Arme. Das Schäfchen ſträubte ſich auch gar nicht. Wie nun Jermil zum Pferde kommt, bäumt ſich das Pferd, ſchnaubt, ſchüttelt den Kopf. Er brachte es aber endlich wieder zur Ruhe, ſetzte ſich mit dem Schäfchen auf und ritt weiter; das Schäfchen hält er vor ſich. Er ſieht es an, und das Schäfchen ſieht ihm wieder gerade in die Augen. Jetzt wurde es aber meinem Jermil, dem Hundejungen, unheimlich zu Muth, er erinnerte ſich nicht, daß Schafe jemand ſo in die Augen ſehen können; er machte ſich aber nichts daraus, ſing an dem Schäfchen die Wolle zu ſtreicheln und ſagte: „Mä . . . ä, mä . . . ä!“ Und plöſſlich ſtiefte das Schaf die Zähne und antwortete ihm auch: „Mä . . . ä, mä . . . ä!“

Kaum hatte Iljuſcha die letzten Worte geſprochen, als ſich mit einem Male beide Hunde zugleich erhoben, mit krampfhaftem Geheul vom Feuer wegstürzten und in der Dunkelheit verſchwanden. Die Knaben erſchraken. Wanja ſprang unter Paſtbede hervor. Pawluſcha ſtürzte ruſend den Hunden nach; ihr Gebell hatte ſich raſch entfernt . . . man hörte das unruhige Getrampel der angeſtörten Pferdeherde. Pawluſcha rief laut: „Säjaern, Schutſcha!“ . . . Nach einigen Augenblicken verſtummete das Geheul der Hunde; Pawel's Stimme wurde in der Ferne hörbar; . . . es verging noch eine kleine Weile; die Knaben ſahen ſich uneutſchloſſen und erwartungsvoll, was nun werden würde. . . . Auf einmal ertönte der Hufſchlag eines heransprengenden Pferdes, das erſt dicht vor dem Holzhaufen ſtill hielt, und Pawluſcha, der ſich an der Mähne feſtgehalten hatte, ſprang behende herab. Die beiden Hunde kamen ebenfalls in den Lichtkreis zurückgeſprungen, ſetzten ſich aſtbaſd und ſtreckten die roten Zungen heraus.

„Was war denn?“ fragten die Kinder.

„Nichts,“ antwortete Pawluſcha, mit der Hand nach dem Pferde ausholend. „Die Hunde hatten etwas gehört; ich dachte, es wäre ein Wolf,“ fügte er mit gleichgültiger Stimme hinzu; aber ſeine Bruſt athmete heftig.

Pawluſcha gefiel mir ungemein. In dieſem Augenblicke ſah er prächtig aus. Sein ſonſt nicht ſchönes Geſicht war von dem ſchnellen Ritte belebt; es erglänzte von vertwegener Kühnheit und feſter Entſchloſſenheit. Ohne auch nur eine Kute in der Hand zu haben, hatte er keine Sekunde gezögert, allein in der Nacht auf einen Wolf loszureiten. . . . Ein prächtiger Junge! dachte ich, ihn betrachtend.

„Giebt es denn hier Wölfe?“ fragte Koſtja ängſtlich.

„Hier giebt es immer viele,“ antwortete Pawel; „aber ſie ſind nur im Winter unruhig.“ Er lauerte ſich wieder an das Feuer hin; ſich auf die Erde ſetzend, ließ er die eine Hand auf den zottigen Nacken eines der Hunde fallen; das erſteute Tier hielt den Kopf lange ſtill, Pawluſcha von der Seite mit dankbarem Stolze anblickend.

Wanja hatte ſich wieder unter die Paſtbede verkrochen.

„Was du uns da für gruselige Geſchichten erzählſt haſt, Iljuſcha,“ ſagte Fedja, dem es, als dem Sohne eines wohlhabenden Bauern, zudem, den Ton anzugeben (er ſelbſt ſprach ſehr wenig, als fürchtete er ſich, etwas von ſeiner Würde zu vergeben). — „Daß nun da auch gerade die Hunde zu bellen anfangen; ja, ich habe auch gehört, daß es bei euch an dieſer Stelle nicht recht geheuer ſein ſoll.“

„In Barnawiſa? Da ſpuht es überall, da iſt es ganz und gar nicht geheuer. Da hat man mehr als einmal den alten Herrn geſehen — den verſtorbenen Guisſherrn. Er ſoll in einem langſchößigen Kaſtan umgehen, und immer ſo ſtöhnen und etwas am Boden ſuchen. Mein Großvater Traimitſch hat ihn einmal begegnet und zu ihm geſagt: „Was ſuchſt du denn an der Erde, mein Väterchen, Iwan Iwanitſch?“

„Das hat er ihn gefragt?“ unterbrach der erſtaunte Fedja.

„Ja, das hat er ihn gefragt.“

„Nein, ist der Tratinwitsch ein verwegener Kerl! . . . Nun . . . und was antwortete der?“

„Bruchtraut,“ sagte er, „suche ich“; und seine Stimme klang dumpf, dumpf! — „Bruchtraut,“ — „Und wozu brauchst du das Bruchtraut, mein Väterchen, Iwan Zwanitsch?“ — Das Grab drückt mich so sehr, Tratinwitsch: hinaus will ich, hinaus. . . .“

„Seht einmal den an!“ bemerkte Fedja: „hat noch nicht genug gelebt!“

„Das ist merkwürdig!“ meinte Kostja; „ich dachte, man könne die Verstorbenen nur am Tage vor Allerseelen sehen.“

„Die Verstorbenen kann man zu jeder Stunde sehen,“ fiel Kluscha mit Zuversicht ein, welcher, soviel ich bemerken konnte, mit den Dorfsagen am allerbesten bekannt war, „aber am Tage vor Allerseelen kannst du auch die Lebenden sehen, das heißt diejenigen, an welchen in diesem Jahre die Reihe ist, zu sterben. Man braucht sich nur nachts in die Vorhalle der Kirche zu setzen und immer nach dem Wege hinauszuschauen. Da werden diejenigen an dir vorübergehen, die in dem Jahre sterben werden. Im vergangenen Jahre ging bei uns die alte Ujana in die Vorhalle.“

„Nun, und hat sie jemand gesehen?“ fragte Kostja neugierig.

„Freilich. Zuerst sah sie lange, lange da und sah und hörte nichts. . . Es schien ihr nur, als wenn irgendwo ganz weit manchmal ein Hündchen aufbelle. . . . Auf einmal sieht sie einen Knaben im bloßen Händchen auf dem Wege vorübergehen. Sie sieht genauer hin — da geht Zwafschka Fedoschjew. . . .“

„Der, der im Frühling starb?“ unterbrach Fedja.

„Ja, der war es. Er geht und hebt den Kopf nicht auf. . . . Ujana hat ihn aber erkannt. . . . und dann sieht sie noch einmal hin: es kommt ein Weib. Sie sieht und sieht recht aufmerksam hin, — ach, du barumherziger Gott! — sie ist es selbst, die auf dem Wege vorübergeht. . . . sie selbst, Ujana!“

„Wie, sie selbst?“ fragte Fedja.

„Bei Gott! sie selbst.“

„Nun, sie ist aber doch nicht gestorben?“

„Das Jahr ist aber auch noch nicht um! Sieh sie doch einmal an, wie elend sie aussieht!“ Alle verstummten wieder. Pawel warf eine Handvoll durrer Zweige auf das Feuer. Sie schwärzten sich, so wie die auflodernde Flamme sie berührte, knisterten, rauchten, krümmten sich und streckten die brennenden Spitzen empor. Der Widerschein des Feuers verbreitete sich heftig zitternd nach allen Seiten, besonders nach oben hin. Auf einmal kam ein weißes Täubchen, wer weiß woher — gerade in den Lichtkreis hineingeflogen, drehte sich ängstlich an ein und derselben Stelle, ganz umflossen von der heißen Glut, herum und verschwand wieder, mit den Flügeln klatschend.

„Das arme Tier hat sich verirrt,“ bemerkte Pawel. Jetzt wird sie fliegen, bis sie irgendwo anstößt, und wo sie anstößt, da wird sie übernachten, bis der Morgen graut.“

„Höre, Pawluschka,“ sagte Kostja, „war das nicht die Seele eines Gerechten, die zum Himmel aufstieg?“

Pawel warf ein neues Bündel Reisig auf das Feuer.

„Vielleicht,“ sagte er endlich.

„Sage einmal, Pawluschka,“ fing Fedja an, „war bei euch in Schalofchowo das Himmelszeichen\*) auch zu sehen?“

„Wie die Sonne sich verfinsterte? Freilich.“

„Da habt ihr euch wohl auch gefürchtet.“

„Ja, und wir nicht allein. Obgleich unser Gutsherr es uns schon vorher gesagt hatte, daß es ein Himmelszeichen geben würde, so ist er doch, sobald es dunkel wurde, selbst so heftig erschreckt gewesen, daß man es kaum glauben sollte. Und in der herrschaftlichen Küche schlug die Köchin, sowie es finster wurde, mit der Ofengabel alle Rosthöpfe im Ofen zusammen: „Wer kann jetzt noch essen,“ sagte sie, „das Ende der

\*) So nennen die russischen Bauern eine Sonnenfinsternis.

Welt ist gekommen!“ Da ist das Sauerkraut umhergestossen. . . . Und bei uns im Dorfe gingen solche Gerüchte, Brüder, daß weiße Wölfe in der Welt umherlaufen, und die Menschen fressen würden, daß eine großer Raubvogel herumfliegen, und daß der leibhaftige Trischka erscheinen würde.

„Was für ein Trischka?“ fragte Kostja.

„Das weißt du nicht?“ fiel Kuscha hitzig ein. „Nun, Bruder, woher bist du denn eigentlich, daß du von Trischka nichts weißt? Es müssen doch rechte Tölpel in eurem Dorfe sein! richtige Tölpel! Trischka — das wird so ein wunderbarer Mensch sein, der einst kommen wird, so wunderbar, daß man ihn nicht greifen und ihm nichts anhaben kann: solch ein wunderbarer Mensch wird das sein! Wenn ihn zum Beispiel die Bauern greifen wollen und mit Knütteln auf ihn losgehen und ihn binden, so wird er ihnen die Augen verblenden — so sehr wird er ihnen die Augen verblenden, daß sie sich unter einander totschlagen werden. Setzt man ihn ins Gefängnis — so bittet er um einen Krug Wasser, um zu trinken: man bringt ihm den Krug, und er taucht sofort darin unter — und ist spurlos verschwunden. Legt man ihm Ketten an, so klatscht er bloß in die Hände — und die Ketten fallen von ihm ab. Nun, und dieser Trischka wird durch die Dörfer und Städte ziehen; und dieser Trischka wird ein böser Mensch sein, der die Bauern verführt. . . . nun, und man wird ihm nichts anhaben können. . . . solch ein böser, wunderbarer Mensch wird das sein.“

„Nun ja,“ fuhr Pawel mit seiner langsamen Stimme fort. „Also diesen erwartete man bei uns. Die alten Leute sagten, daß dieser Trischka kommen würde, sobald das Himmelszeichen zum Vorschein käme. Und da erschien es. Das ganze Volk strömte auf die Straße, auf die Felder, und wartete, was da kommen würde. Ihr wißt, unser Ort ist hoch und frei gelegen. Sie sehen in die Ferne hinaus — da kommt plötzlich von Slobodka den Berg herab ein Mensch von so wunderlichem Aussehen. . . . mit einem so merkwürdigen Kopfe. . . . und da schriem alle: ei, Trischka kommt! Ei, Trischka kommt! Und alle rissen aus. Unser Starosta verkroch sich in den Graben; seine Frau blieb in der Hausthür stecken, schrie aus Leibeskräften um Hülfe und versegte ihren Hofsund dadurch in solchen Schrecken, daß er sich von der Kette losriß, über den Baum setzte und in den Wald lief. Vater Kuskin aber, Dorosjejtich, sprang in das Haserfeld, duckte sich nieder und fing an, wie eine Wachtel zu rufen! . . . Das war eine Furcht und Unruhe! . . . Der Mensch aber war unser Bötcher Wawila: er hatte sich eine neue hölzerne Kanne gekauft und sich die leere Kanne über den Kopf gestülpt.“

Die Knaben sungen alle an zu lachen, und verstunmten dann wieder für einen Augenblick, wie das oft bei Leuten ist, die sich in freier Lust unterhalten. Ich ließ meine Blicke umherschweifen: feierlich, majestätisch lag die Nacht; die trockne Wärme der Mitternacht war an Stelle der feuchten Frische des späten Abends getreten und hatte noch lange wie ein weicher Schleier auf den schlummernden Wiesen und Wäldern zu ruhen; es war noch lange bis zum ersten Vogelgezwitscher und bis zu den ersten Taupfropfen des Morgens. Der Mond stand nicht am Himmel; er ging zu dieser Zeit spät auf. Unzählige, goldene schimmernde Sterne schienen unter einander wetteifernd zu blinzeln und sich langsam in der Richtung der Milchstraße zu bewegen, und in der That, wenn man zu ihnen ausblickte, so war es, als hätte man selbst eine undeutliche Empfindung von dem reizenden, unaufhaltamen Fluge der Erde.

Plötzlich ertönte über dem Flusse zweimal nach einander ein seltsamer, scharfer, krankhafter Schrei und wiederholte sich einige Augenblicke darauf, etwas weiter.

Kostja fuhr zusammen.

„Was war das?“ frag er ängstlich.

„Das ist der Schrei eines Reihers,“ erwiderte Pawel ruhig.

„Eines Reihers?“ wiederholte Kostja. „Aber, was ich gestern Abend gehört habe, Pawluscha,“ fing er nach kurzem Schweigen wieder an, „Du weißt vielleicht. . .“

„Was hast Du gehört?“

„Ich will dir sagen, was ich gehört habe: ich ging durch den Steinbruch nach Schafschino; ich ging zuerst durch unsere Haselbüsche und dann durch die Schlucht, weißt du — da, wo sie scharf umbiegt, — da, wo der Butschilo\*) ist; weißt du? — er ist noch ganz mit Schilf bewachsen; an dem Butschilo ging ich also vorüber, Brüder, und plötzlich hörte ich, wie jemand im Butschilo stöhnte, so kläglich, so jammernd, so kläglich: u—u . . . ; u—u . . . ; u—u . . . Ein furchtbarer Schreck packte mich, Brüder; es war schon spät, und die Stimme so fränklich! Ich hätte selbst weinen mögen, wißt ihr. . . Was kann das wohl gewesen sein? Wie?“

„In diesem Butschilo haben die Spitzbuben im vergangenen Sommer den Waldhüter Mtim ertränkt,“ bemerkte Pawluschka. „Vielleicht ist es seine Seele, die da klagt?“

„Das muß es sein, Brüder,“ sagte Kostja, indem er seine ohnehin großen Augen noch weiter aufriß. „Ich wußte nicht, daß Mtim in diesem Butschilo ertränkt worden war, sonst wäre ich noch viel mehr erschrocken.“

„Es soll auch so ganz kleine Frösche geben,“ fuhr Pawel fort, „die so kläglich quaken.“

„Frösche? Nein, das waren keine Frösche . . . das war . . . (der Reiher schrie wieder über dem Fluße). Höre ihn der Rufut,“ sagte Kostja unwillkürlich, „der schreit wie der Waldteufel.“

„Der Waldteufel schreit gar nicht, er ist stumm,“ fiel Iljuscha ein, „er klatscht nur in die Hände und knistert.“

„Du hast ihn wohl gesehen, den Waldteufel?“ unterbrach ihn Fedja spöttlich.

„Nein, gesehen habe ich ihn nicht; da sei Gott vor! aber andre haben ihn gesehen; in diesen Tagen noch hat er bei uns einen Bauern gefoppt, hat ihn im Walde herumgeführt und geführt, immer um ein und denselben Platz herum . . . er hat sich kaum am hellen, lichten Tag nach Haus gefunden.“

„Nun, und hat er ihn gesehen?“

„Natürlich. Er sagt, es wäre ein so großer, großer, schwarzer Mann gewesen, ganz verumumt, er hätte hinter einem Baume gestanden, als ob er sich vor dem Mond verstecke, und er stiert und stiert mit seinen großen Augen und blinkt und zwinkert . . .“

„Ach du!“ rief Fedja aus, leicht mit den Schultern zuckend. „Hör doch auf!“

„Warum nur dieser Teufelsfuß in die West gekommen ist!“ bemerkte Pawel, „das begreife ich nicht.“

„Lästre nicht! Wenn er dich nur einmal hört!“ bemerkte Ilija.

Wieder schwiegen sie.

„Schaut nur, schaut nur, Brüderchen!“ ertönte auf einmal Wanjas Kinderstimme, „schaut nur einmal die lieben Gottessternlein, — wie die Bienen schwärmen sie herum!“ Er steckte sein frisches Gesichtchen unter der Bastdecke hervor, stückte es auf seine kleine Faust und hob langsam seine großen, sanften Augen zum Himmel auf. Die Augen aller Knaben blickten empor und waren lange in den Anblick des Himmels versunken.

„Nun, Wanja,“ sagte Fedja freundlich, „ist deine Schwester Anjutka gesund?“

„Sie ist ganz wohl,“ erwiderte Wanja, ein wenig fallend.

„Frage sie einmal, warum sie gar nicht mehr zu uns kommt?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sage ihr, sie möchte doch kommen.“

„Ich werde es ihr sagen.“

„Sage ihr, daß ich ihr was schenken werde.“

„Wirst du mir auch etwas geben?“

„Du sollst auch etwas haben.“

Wanja seufzte.

„Nun, nein, ich brauche nichts. Gib es lieber ihr: sie ist ja so gut.“

Und Wanja legte sein Köpfchen wieder auf die Erde. Pawel stand auf und nahm den leeren Kessel in die Hand.

\*) Butschilo ist eine tiefe Grube mit Frühlingswasser, das vom Hochwasser zurückgeblieben ist und den Sommer über nicht austrocknet.

„Wohin willst du?“ fragte ihn Fedja.

„An den Fluß, um Wasser zu schöpfen; ich möchte gern einmal trinken.“

Die Hunde sprangen auf und rannten ihm nach.

„Sieh dich vor, daß du nicht in den Fluß fällst!“ rief ihm Aljuschka nach.

„Warum sollte er denn fallen?“ sagte Fedja, — „er wird schon vorsichtig sein.“

„Ja, vorsichtig! Was kann nicht alles geschehen! Wenn er sich bückt und anfängt Wasser zu schöpfen, saßt ihn der Wassernig bei der Hand und zieht ihn zu sich hinunter. Nachher wird es heißen: der Zunge ist ins Wasser gefallen . . . ja, gefallen! . . . jetzt ist er im Schilf,“ fügte er aufhorchend hinzu.

Und wirklich raschelte es im Schilf, als wenn es jemand auseinanderböge.

„Ist es wahr,“ fragte Kostja, „daß die dumme Alulina übergeschnappt ist, seitdem sie im Wasser war?“

„Ja, seit der Zeit! . . . wie sie jetzt aussieht! . . . Und sie soll früher eine Schönheit gewesen sein. Der Wassernig hat sie behext. Er hatte sicherlich nicht erwartet, daß sie so schnell herausgezogen würde; er hatte sie schon ganz auf den Grund gezogen.“

(Ich bin selbst dieser Alulina mehr als einmal begegnet. Mit Lumpen bedeckt, entsetzlich mager, mit einem kohlschwarzen Gesichte, getrüübtem Blicke und ewig hervor-gelächelten Zähnen trippelt sie ganze Stunden lang irgendwo auf der Landstraße an ein und derselben Stelle herum, die lüchernen Hände sezt auf die Brust gedrückt und sich langsam von einem Fuß auf den andern werfend, wie ein wildes Tier im Käfig. Sie versteht nichts von dem, was man ihr sagt, und lacht nur zuweilen krampfhaft auf.)

„Man sagt,“ fuhr Kostja fort, „daß Alulina sich deshalb in den Fluß stürzte, weil ihr Geliebter sie betrogen hat.“

„Ja, so ist es.“

„Kannst du dich noch an Wassja erinnern?“ sezte Kostja traurig hinzu.

„An welchen Wassja?“ fragte Fedja.

„An den, der in demselben Flusse ertrunken ist,“ antwortete Kostja. „War das ein prächtiger Junge! Ach, war das ein prächtiger Junge! Ach, seine Mutter Jeklistka, wie sie ihn liebte, den Wassja! Es war, als wenn sie es geahnt hätte, die Jeklistka, daß er seinen Tod im Wasser finden würde. Wenn er manchmal mit uns, mit den Kindern zum Flusse baden ging, so zitterte sie am ganzen Leibe. Die anderen Weiber machen sich nichts daraus; sie watscheln ruhig mit den Eimern vorüber; Jeklistka aber sezte ihren Eimer auf die Erde und fing an laut zu rufen: „Komm zurück, komm zurück, mein Herzchen! Ach, komm zurück, mein Lämmchen!“ — Und Gott mag wissen, wie er ertrunken ist! Er spielte am Ufer. Die Mutter war auch dabei und hartie das Hen zusammen; plötzlich hört sie, wie jemand im Wasser Blasen wirft — sieht hin — und es schwamm nur noch Wassjas Wüßchen auf dem Wasser. Und seit der Zeit ist auch Jeklistka nicht ganz bei Sinnen, — da geht sie an die Stelle hin, wo er ertrunken ist, liegt dort, Brüder, liegt und singt ein Lied — wißt ihr, Brüder, Wassja sang immer ein Lied — nun, und das Lied singt sie immer und weint und weint und klagt bitter gegen Gott.“

„Da kommt Pawluschka,“ sagte Fedja.

Pawel trat, mit dem vollen Kessel in der Hand an das Feuer heran.

„Wißt ihr, Brüder, sagte er nach kurzem Schweigen, es ist doch nicht richtig!“

„Was denn?“ fragte Kostja begierig.

„Ich habe Wassjas Stimme gehört.“

Alle fuhren zusammen.

„Was sagst du? Was sagst du?“ stammelte Kostja.

„Bei Gott! Ich hatte mich zum Wasser hinabgebückt, da höre ich plötzlich, es ruft mich jemand mit Wassjas Stimmchen wie aus dem Wasser heraus: „Pawluschka, ah, Pawluschka! komm her!“ — Ich trat zurück. Wasser habe ich aber doch geschöpft!“

„Ach, mein Gott! mein Gott!“ riefen die Knaben, sich betreuizend.

„Das war ja der Wassernix, der dich gerufen hat, Pawel,“ sagte Fedja. . . .  
 „Und wir hatten eben erst von ihm und von Wassja gesprochen.“

„Ach, das ist ein böses Zeichen!“ sprach Njuscha gedehnt.

„Nun, es thut nichts, laßt es gut sein, sagte Pawel entschlossen, sich wieder setzend,  
 „seinem Schicksal entgeht niemand.“

Die Knaben verstummten. Die Worte Pawels hatten offenbar einen tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht. Sie legten sich um das Feuer herum, als wollten sie schlafen.

„Was ist das?“ fragte auf einmal Kostja, den Kopf erhebend.

Pawel horchte auf.

„Das sind die jungen Schnepfen, die fliegen und pfeifen.“

„Wohin fliegen sie denn?“

„Dorthin, wo es keinen Winter geben soll.“

„Aber giebt es denn ein solches Land?“

„Gewiß.“

„Weit von hier?“

„Ja, weit, weit, jenseits der warmen Meere.“

Kostja seufzte und schloß die Augen.

Schon waren über drei Stunden verfloßen, seit ich mich zu den Knaben gesetzt hatte. Der Mond war endlich aufgegangen; ich hatte ihn nicht gleich bemerkt, so klein und schmal war seine Sichel. Diese mondlose Nacht war darum nicht minder schön und majestätisch. . . . Aber schon neigte sich manches Sternchen, das unlängst noch hoch am Himmel stand, dem dunklen Rande der Erde zu; rings herum war alles so vollkommen still geworden, wie es nur gegen Morgen zu geschehen pflegt; alles schlief den festen, regungslosen Morgenschlummer. In der Luft duftete es nicht mehr so stark — es war, als würde sie feucht. . . . Die Sommernächte sind kurz! . . . Das Gespräch der Knaben erstarb mit den Feuern. . . . auch die Hunde schliefen; soviel ich bei dem kaum flimmernden, schwach sich ergießenden Lichte der Sterne unterscheiden konnte, lagen auch die Pferde mit gesenkten Köpfen. . . . Gelinder Schlummer überkam mich; er ging in tiefen Schlaf über.

Eine frische Luftwelle strich über mein Gesicht. Ich öffnete die Augen: der Morgen graute. Noch erglühete nirgends die Morgenröte; aber im Osten wurde es hell. Es wurde alles rings herum sichtbar, wenn auch noch undeutlich. Der blaßgraue Himmel wurde heller, kälter, blauer; die Sterne zuckten noch in mattem Schein und erloschen. Der Boden wurde feucht, die Blätter bedeckten sich mit Tauperlchen, hie und da ertönten schon lebhaft Laute, Stimmen, und ein dünner Morgenwind strich flatternd über die Erde hin. Mein Körper erschauerte in einem leichten, angenehmen Frösteln.

Ich stand rasch auf und trat zu den Knaben. Sie schliefen alle drei wie die Toten am die glimmernden Feuer herum. Nur Pawel richtete sich auf und sah mich unverwandt an.

Ich nickte ihm mit dem Kopfe zu und trat den Heimweg längs des dampfenden Flusses an. Ich war kaum zwei Werst gegangen, als schon um mich herum, über die breite, nasse Wiese, über die grünenden Hügel, von Wald zu Wald, den langen, staubigen Weg und das dunkelnde Gebüsch entlang und über den Fluß, dessen Blau verschämt durch den sich teilenden Nebel brach — zuerst purpurn, dann rot, und endlich golden, die Ströme der jungen glühenden Lichter sich ergossen. . . . Alles wurde lebendig, erwachte, sang und tönte; überall erglänzten große Tautropfen wie strahlende Diamanten. Klar und hell, als seien auch sie von der Morgenfrische gereinigt, hallten mir Glockentöne entgegen und die ausgeruhte Pferdeherde jagte, vor den mir bekannten Knaben angetrieben, an mir vorüber.

Zu meinem Bedauern muß ich hinzufügen, daß Pawel noch in demselben Jahre starb. Er erkrank nicht, er wurde durch einen Sturz vom Pferde getötet. Schade! Es war ein prächtiger Junge!



## Berliner Brief.

Von

Johannes Siegbalt.

Berlin, Ende Januar 1890.

Das deutsche Kaiserthum hat einen schmerzlichen Verlust erlitten: Kaiserin Augusta ist heimgegangen und schlummert nun im Mausoleum zu Charlottenburg an der Seite des großen Vatten dem Auferstehungstage entgegen. Mit sanftem Finger hat sie der Todesengel berührt. Reich war ihr Leben geeignet an Glanz und Ruhm, reiches noch an Liebe. Ihre Werke bleiben und werden am Throne des Höchsten für sie zeugen. Die letzten Jahre ihres Erdenwallens waren ja nur eine Vorbereitung für den letzten großen Schritt aus dem Leben, und darum hat es ihr denn auch nicht an Prüfungen gefehlt. Den Sohn und den Vatten mußte sie dahingehen sehen, Schmerzen und Krankheiten erdulden, um die Vergänglichkeit des Fleisches in ihrer ganzen Wahrheit zu erkennen und zu empfinden, um sich ganz dem Troste zu ergeben, der den Gläubigen über Schmerz und Trübsal erhebt. Und wie hat sie die Absichten der Vorsehung verstanden. Es ist wahrlich nicht ohne tiefere Bedeutung, daß sie das gelbe Kabinet, welches an das Sterbezimmer ihres Gemahls angrenzt, zur Kapelle umgewandelt und so das Kreuz neben der Stätte des Todes aufgerichtet hat. Zu Frieden mit Gott, mit ihrem Heilande ist sie geblieben, und das will mehr sagen als „Katholikin“ oder „Protestantin“. Zur Steuer der Wahrheit muß aber festgestellt werden, daß sie trotz aller Gerüchte, welche von einem Glaubenswechsel der hohen Verbliebenen zu erzählen wußten, ihr evangelisches Christentum noch im Tode bezeugt hat.

Wieder waren die Fahnen auf Halbmast gesunken, wieder hatte sich die Hauptstadt des neuen deutschen Reichs in düstern Flor gehüllt, wie damals, als Kaiser Wilhelm I. und sein glorreicher Sohn zum Brandenburger Thore hinausgeleitet wurden. Tief und aufrichtig war der Schmerz unseres jungen Kaisers, der seine Großmutter zu Noth auf dem letzten Erdenwege begleitete. Thränen standen in seinen Augen.

Wer konnte ahnen, daß die zuerst so harmlos auftretende Grippe den tückschen Charakter annehmen würde, auf den ja im Grunde auch der Tod der Kaiserin Augusta zurückzuführen ist? Hatte doch die Influenza bei ihrem ersten Auftreten kaum viel mehr als einen starken Schnupfen zu bedeuten, der durchaus nicht ernst genommen werden konnte. Wie bald hat sie die Schellenkappe abgeworfen, aus der Hand die wenig schmerzhaften Pflütsche des Narren geschleudert, mit der sie anfangs mehr komischen Unfug verübte, als wirklich verwundete. Nun steht sie im schwarzen, ernstern Gewande vor den

Betten der Kranken, und wie oft blüht in ihrer Hand das Messer des Todes! Die Zahl der Erkrankungen an Influenza scheint in Berlin abgenommen zu haben, dagegen tritt die Seuche jetzt in der Mehrzahl der Fälle wahrhaft bedrohlich in die Erscheinung. Die Atmungsorgane sind jetzt fast immer ihrem verderblichen Einflusse ausgesetzt. Weniger bekannt ist, daß als Folgen von Influenza auch Lähmungen des Gehirns und Weislesschwäche zu verzeichnen sind.

Wieviel zu der Ausbreitung und Verschlimmerung dieser Krankheit das Elend weiter Bevölkerungsschichten der Reichshauptstadt beiträgt, das dürfte ganz unabsehbar sein. Zweifellos muß sich die Seuche in den vielköpfigen Familien, die oft in einem einzigen Zimmer schlechtester Beschaffenheit zusammengepfercht sind, zu üppigster Blüte entfalten. Zeugnis dafür ist die Unstverpflung in den Wohnungen, schlechte Ernährung und der häufige notgedrungene Aufschub ärztlicher Hilfe bis zum äußersten, mögen dann das Uebrige thun, um die Krankheit allmählich zu verschärfen und ihren allgemeinen Charakter zum Bösen zu verändern. Wer ahnt wohl, wieviel Elend sich in Berlin verbirgt, wenn er an einem schönen Tage die „Linden“, die Friedrichs- oder Leipziger-Straße, durchwandelt und seine Augen an dem bunten, fröhlichen Gewühl, an dem Glanz der Häuserpaläste und Schaufenster weidet? Viele, die sich in ihrer Sorglosigkeit über den glänzenden Schein nicht zu erheben vermögen, halten dieses Elend überhaupt für ein „Märchen“! Nur selten erhellt eine kurze Zeitungsnotiz mit gelbem Licht den ganzen sozialen Abgrund, der sich dann vor unseren Blicken aufhüt. Dann schauert man wohl ein wenig und beißt sich, an einer solchen Klippe des eigenen Wohlbehagens möglichst bald — vorüberzusetzen, und die Zeitungen kennen ihr Publikum gut genug, um es nicht zu lange bei solchen Mitteilungen anzuhalten. Ein derartiges „kleines“ Streiflicht huschte auch dieser Tage wieder aus Berliner Blättern über modernes Elend und — modernes „Christentum“! Folgende Zeitungsnotiz könnte gewisse Optimisten vielleicht eines Besseren belehren:

„Der Techniker Heinrich Briegnitz war beschäftigungslos und konnte trotz emsiger Bemühungen keine Arbeit finden. Nachdem er alles, was er besaß, zu Geld gemacht und dasselbe verbraucht hatte, nährte er sich wochenlang mit trockenem Brot, das die Wohlthätigkeit seiner Mitmenschen ihm gab. Am letzten Freitag, nachdem er vier Tage lang keinen Bissen Nahrung zu sich genommen, brach er betäubt auf offener Straße zusammen. Er wurde in die Charitee gebracht, wo er am folgenden Tage starb. Er ist in Berlin verhungert!“

„Er ist in Berlin verhungert!“ — in diesem kurzen Satze sind ganze Bände über die Schmach unserer Zeit enthalten. Daß derartiges unter Christen überhaupt möglich, ist eine wahrhaft schauerliche Thatsache. Man lege die Hand aufs Herz und antworte ehrlich und schlicht auf die Frage, ob diejenigen, die mit ihrem Blute für die Erhaltung des Staatswesens und die Ehre des Vaterlandes einzustehen haben, diesem Staatswesen, diesem Vaterlande wirklich von Herzen anhängen können, wenn es nicht auch ihnen im Nothfalle die bloße Existenz wenigstens zu sichern vermag. Das „Recht auf Arbeit“ ist ein geflügeltes Wort geworden, leider aber auch nichts mehr als ein Wort. Tröste man sich doch nur ja nicht mit der Redensart, daß es sich hier eben nur um einen einzelnen Fall handle. Noch niemals konnte die ganze Schar derjenigen beschäftigt werden, die sich zu der mühsamen und wenig einträglichen Arbeit der Schneefahnen auf den Berliner Straßen meldeten, und wie Viele mögen vom Himmel oft nichts fehnlicher erwarten, als einen tüchtigen — Schneefall, der ihnen wenigstens auf Tage Brot und Arbeit gewähreleistet. Es ist dann, als ob Regionen Arbeitsloser aus der Erde gestampft würden!

Wenn man doch statt der vielen weisen Reden zunächst die praktische Wohlthätigkeit besser organisieren wollte! Eine Sozialreform muß und wird ja auch im Laufe der Zeit gegen den Willen des mobilen Kapitals durchgeführt werden. Bis aber deren



Früchte reifen, wird noch mancher Tropfen die Spree hinabrinnen, und vor der Hand wäre schon viel gewonnen, wenn es gelänge, solchen Fällen, wie dem oben verzeichneten, vorzubeugen. In der christlichen Kirche und deren Angestellten besitzt ja der Staat die natürlichen Bundesgenossen für alle Werke der Barmherzigkeit. Die Armeupflege war neben der Seelsorge die schönste Pflicht der ältesten christlichen Gemeinden. Tausende von Elenden und Kranken, Witwen und Waisen, wurden schon zu des Kaisers Constantiu Zeiten von den römischen Christengemeinden erhalten.

Heute aber ist es wenigstens in einigen Ländern so weit, daß der Staat die Kirche lediglich als eines seiner „Mittel zum Zweck“ betrachtet. Und die Unterthanen zum Gehoriam gegen Gesetz und Obrigkeit zu ermahnen, dazu ist namentlich die evangelische Kirche den weltlichen Gewalten gerade gut genug. Nur lasse sie sich nicht einsallen, in irgend einer Weise selbständig vorzugehen, um ihre höheren und höchsten Ziele zu verwirklichen. Nicht einmal das Recht, auf eigene Hand und ohne „Konzeßion“ seitens der hohen Polizei Wohlthätigkeit zu üben, ist ihr gewährt. Die freundlichen Leser werden sich wohl noch der an dieser Stelle mitgetheilten Thatsache erinnern, daß ein hiesiger evangelischer Pfarrer, der für die Armen seiner Gemeinde Liebesgaben sammelte, wegen „unbefugten Kollektierens“ (!) — warum nicht gleich wegen „groben Unflugs“?! — in allen Instanzen zu einer Geldstrafe verurteilt wurde. Und doch kann nichts soviel zur „Erhaltung der Religion im Volke“ beitragen, als die Ausübung christlicher Barmherzigkeit durch die Diener der Kirche. Das ist nicht lediglich eine bloße Form, sondern eine Forderung, die dem Wesen der Nächstenliebe entspringt. Ist doch Christus im letzten Grunde der wahrhaftige Spender aller Liebesgaben, er, durch den der im Altertum unbekante Begriff der allgemeinen Menschenliebe überhaupt erst in die Welt gebracht ist. Es ist nur recht und billig, daß diese Menschenliebe auch in seinem Namen bethätigt, daß der Arme durch das Amt des Ueberbringers daran erinnert werde, daß es Christus ist, der nicht nur für sein Seelenheil, sondern auch zur Verberung seiner Erbennot am Kreuze gestorben ist, — zur höchsten Bethätigung der Worte: „Liebet Euch unter einander!“

Traurig ist es, daß sich innerhalb der evangelischen Kirche Vorgänge abspielen, die nach jeder Richtung hin geeignet sind, den Bestrebungen Vorschub zu leisten, welche kein höheres Ziel kennen, als Christentum und Kirche verächtlich und lächerlich zu machen. Ein solcher Vorgang ist zweifellos der Prozeß des Predigers Witte gegen den bisherigen Chefredakteur der Zeitung „Das Volk“, Herrn Leuß, der in seinem Blatte eine Reihe von Artikeln gebracht hatte, durch die sich Herr Witte beleidigt fühlte. Ich will auf die Rechtsfrage hier garnicht eingehen, auch darauf nicht, ob Herr Witte als Privatmann sich beleidigt fühlen mochte oder nicht. Alles das ist für die Beurteilung des christlichen Predigers ganz gleichgültig, denn für diesen können doch nur die Vorschriften in Betracht kommen, die Christus selbst in solchen Fällen der „Beleidigung“ und „Erniedrigung“ gelehrt und befohlen hat: „Segnet die Euch fluchen, thuet wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen!“ Herr Pastor Witte hat diese Vorschriften Christi anders, als sie sonst von dem Laien verstanden werden, bethätigt: er hat seinen Gegner zu 15 Tagen Gefängnis verurteilen lassen! Ich bin weit von dem Wunsche entfernt, daß einem jeden gestattet werde, die Diener der christlichen Kirche ungestraft zu beleidigen, aber ich meine, daß die Schritte dagegen immer nur mit Rücksicht auf das Ansehen der Kirche selbst und im Einverständnis mit dieser gethan, niemals aber zur Befriedigung persönlicher Rache und Genugthuungselüste unternommen werden sollten. In welcher Weise und aus welchen Empfindungen heraus Herr Witte vorgegangen ist, darüber will ich mir ein Urtheil durchaus nicht anmaßen. Damit sich aber der Leser ein solches bilden kann, will ich die Thatsache erörtern, daß Herr Witte noch vor Abschluß der Gerichtsverhandlungen eine polemische Broschüre gegen Stöder und das „Volk“ hat erscheinen lassen, in welcher er u. a. auch die Grobheit rühmt, mit der seine Frau, die Frau des evangelischen Predigers Witte, gegen Herrn v. Hammerstein

f. J. aufgetreten sei. Ich möchte ferner als charakteristisch hervorheben, daß der „orthodoxe“ Geistliche Herr Witte die Führung seines Prozesses dem bekannten freisinnigen Rechtsanwalt Mundel anvertraut hatte, einem Herrn, der sich bisher mehr als Vertreter des Judentums, denn als Verteidiger der christlichen Kirche einen Namen gemacht hat. Die Verhandlungen richteten denn auch zum großen Teil ihre Spitze gegen den Amtsb Bruder des Pastors Witte, den Hosprediger Stöcker. Daß ganz Israel in den Spalten seiner Zeitungen dem glücklichen „Rächer seiner Ehre“ Palmen aus den Weg streut, wird niemanden wundern, der nur eine Ahnung hat von dem Hohn, mit welchem Stöcker von den Hebräern beehrt wird. Ich begnüge mich hier mit diesen Bemerkungen. Nur möchte ich doch noch gern eine Belehrung darüber erbitten, wie sich im allgemeinen solche öffentliche Prozesse christlicher Geistlicher mit Hilfe kirchenfeindlicher Advokaten und vor Richterstätten, die zum großen Teil von „Ungerechten“, d. h. Juden besetzt sind, mit den Ausführungen des Apostels Paulus über „unbefugtes gerichtliches Zanken“, im ersten Corintherberiefe (Kap. 6, 1—9) vereinigen lassen?

Man wundert sich wirklich schon, wenn einmal die anmaßenden Forderungen des Judentums von kompetenter Stelle zurückgewiesen werden. So ist dieser Tage das Gesuch der städtischen Schuldeputation: „Hr. Boretius wegen der Zurückweisung jüdischer Schülerinnen (von der Aufnahme in ihre Privatschule [!]) zu reifizieren“, vom königl. Provinzialschulkollegium abgelehnt worden. Das letztere führte aus, daß ein Anspruch der Eltern auf Aufnahme ihrer Kinder in eine bestimmte Privatschule nicht anerkannt werden könne. Dieses Gutachten ist durchaus zutreffend, aber es hätte meines Erachtens alleiu genügt. Das königl. Provinzialschulkollegium dagegen glaubte in einem Falle doch einen Anspruch der Eltern auf Aufnahme ihrer Kinder in Privatschulen anerkennen zu müssen, nämlich wenn sich für die Eltern jüdischer Schülerinnen bei der Unterbringung derselben in höheren Mädchenschulen überhaupt Schwierigkeiten herausstellen sollten. In einem solchen Falle müßten in künftig zu erteilenden Konzeptionen Bedingungen in Betracht kommen, welche die Zulassung jüdischer Schülerinnen zur Pflicht machen. Zur Zeit bedürfe es dessen zwar noch nicht, da festgestellt worden, daß im November 1889 die hiesigen öffentlichen und privaten Mädchenschulen unter 17 000 Schülerinnen von 3457 jüdischen Mädchen besucht worden seien. Es wäre doch seltsam, wenn unter irgend welchen Umständen der Inhaber einer Privatschule gezwungen werden könnte, Schüler bezw. Schülerinnen aufzunehmen, über deren Annahme oder Nichtannahme einzig und allein doch sein freier Wille zu entscheiden hätte — gemäß dem Charakter seiner Schule als einer Privatanstalt. Mit anderen Worten: es wäre seltsam, wenn ein christlicher Staat sich unter irgend welchen Umständen niemals zur Unterdrückung von rein christlichen Schulen hergeben könnte. Den Juden ist ja das Recht durchaus nicht benommen, für ihre Kinder so viele Schulen zu errichten, als sie nur wollen. Mit welchem Rechte soll aber der Christ gezwungen werden, die Kinder Israels zu erziehen, oder: mit welchem Rechte soll ihm, falls er sich dazu nicht bereit findet, die Befugnis zur Errichtung von Schulen entzogen werden? Mir scheint diese mit Genehmigung des Ministers gegebene prinzipielle Ausführung des Provinzialschulkollegiums ungleich wichtiger, als die befriedigende Erklärung in Sachen des vorliegenden einzelnen Falles. Mit demselben Rechte könnte ja die Christenheit gezwungen werden, in irgend einer anderen Weise der Judentum zu fröhnen, wenn ihre eigenen Leute die betreffenden Dienstleistungen verschmähen sollten! Das Judentum hat es bald verstanden, die ihm gewährte „Gleichberechtigung“ mit einer staatlich privilegierten Stellung zu vertauschen. Wäre es für die untergeordnete eingeborene germanische Rasse nicht bald an der Zeit, ernstlich an — Auswanderung zu denken? Unbegreifliche Verblendung ist es, daß die jüdischen „Besten der Nation“ unsere Kolonialpolitik bekämpfen. Wo soll denn der germanische Paria sein elendes Dasein fristen, da doch die „Humanität“ und „Toleranz“ ihm befehlen, sein Vaterland dem „intelligenten“ auserwählten Volke einzuräumen? Unsere tapferen

Seefoldaten und kühnen Pioniere brauchten wahrhaftig nicht ihr Leben im dunklen Erdteile zu lassen, und Deutschland bedürfte keiner Kolonien, wenn es lediglich von Deutschen bewohnt würde, wenn seine ganzen sozialen Verhältnisse nicht durch die jüdische Geldwirtschaft und Manchestermoral ruiniert worden wären!!

Dennoch wird es Israel an germanischen Trabanten nimmer fehlen. Es ist, als ob manche Leute fühlten, daß sie ohne das jüdische Lob in ihr Nichts zurücksinken, daß sie ihren Ruhm immer wieder durch die Judenheit auffrischen lassen müßten. Welche Rangstellung Herrn Prof. Dr. Virchow in der wissenschaftlichen Welt gebührt, vermag ich als Laie nicht zu beurteilen, obwohl er als Sachverständiger in der Krankheit Kaiser Friedrichs den Ruhm der deutschen Wissenschaft nicht gerade vermehrt und auch in Sachen des Darwinismus auf dem Naturforschertongress zu Wien die Kläglichkeit seiner früheren Annahmen eingestanden hat. Von dem Politiker Virchow würde wohl schwerlich jemand anderes, als heitere Anekdoten zu erzählen wissen, verstünde es der Herr Professor nicht so meisterhaft, durch Schmähung des eigenen Vaterlandes und der eigenen Stammesgenossen den jüdischen Tuden die rührendsten Weisen zu seinem Ruhm zu entlocken. In einer Versammlung des fortschrittlichen, zu drei Vierteln jüdischen Vereins „Walbed“ hat er wieder einmal gegen den Antisemitismus den üblichen Theaterdonner losgelassen und namentlich einige recht pöbelhafte Kraustausbrüche von seinem Wüsten abgewälzt. „Die Berliner Wähler dürfen nicht vergessen“ — so äußerte sich diese „Säule des Freisinn“, der „Stolz der deutschen Wissenschaft“ —, daß, wenn auch der Antisemitismus augenblicklich stiller geworden ist, Antisemitismus und Stöcker nahe verwandt sind, und daß, wenn die Zeiten einmal günstiger werden sollten, sicher auch die ekelhafte Frage des Antisemitismus und mit ihm Herr Stöcker wieder in den Vordergrund treten werden. Wer sich unter den Völkern dieser Erde umgesehen, wird eine solche Erniedrigung öffentlicher Charaktere, wie sie sich bei uns unter den Antisemiten und der Kartellherrschaft herausgebildet, nirgends wieder vorfinden. In der That muß man sich manchmal fragen, ob denn das gesamte Deutschland so heruntergekommen (!! ) ist, daß es nur noch mit Kartellrüdichten operiert, und daß die ganze gebildete Welt keine höhere Aufgabe kennt, als sich in den Dienst der Antisemiten und Agrarier zu stellen!“

Es versteht sich ganz von selbst, daß unsere Erziehung uns verbietet, Herrn Virchow mit gleicher Münze zu dienen. Ein derartiger Ton dürfte außer in Destillationen nur noch in freisinnigen Versammlungen zu finden sein. In konservativen Kreisen und Blättern muß man sich mit der Angabe solcher Sprachübungen unter Anführungszeichen begnügen. Hoffentlich findet sich unter den Zuhörern des freisinnigen Demosthenes ein poetisch veranlagter semitischer Jüngling, der diesen Erguß für das von Georg Isaac redigierte „Liederbuch für Deutschfreisinnige“, welches demnächst unter dem Titel „Freie Glocken“ erscheinen soll, in zierliche Verse bringt. Außerdemfalls würde vielleicht Albert Träger nicht abgeneigt sein, seinem Gesinnungsgenossen die bekannte freisinnige „Leier“ zur Verfügung zu stellen.

Wir aber summt das Lied eines anderen „Freiheitsjägers“ durch den Kopf. Dieses Lied ist ebenso vergessen und verschollen, wie der Sänger selbst, — vergessen und verschollen, wie die alte deutsche Tüchtigkeit. Es ist das Lied „Der sterbende Patriot“ von Christian Friedrich Daniel Schubart, und es spricht Gedanken aus, die sich in einem Punkte: in Hinsicht auf den Niedergang des deutschen Geistes mit denen Virchows wohl berühren; in welcher Bedeutung aber, das mögen die wunderbaren Strophen selbst lehren:

„Totengräber, schau'le mir ein Grab.  
 Immer tiefer  
 Sinkt mein liebes Vaterland hinab.  
 Totengräber, schau'le mir ein Grab.“

In den alten Eichenwäldern stand  
 Einst die Größe,  
 Schüttelte ein Wetter in der Hand.  
 Schrecklich warst du, deutsches Vaterland.

Aber nun — wie schrumpft die Riesin ein!  
 Euben lichten  
 Ufster alten Größe Schattenhain,  
 Und das graue Heidenland wird klein.

Auslandsiebe, Weiberweichlichkeit,  
 Freches Knien  
 Vor dem Modegötzen unsrer Zeit  
 Hat dich, armes Vaterland, entweiht.

Vaterland, das mir mein Leben gab,  
 Sieh' mich weinen;  
 Denn wie tief, wie tief sinkst du hinab!  
 Totengräber, schau'ste mir ein Grab."

Wie mahnender Glockenton, großartig und schlicht klingen diese Verse in unser selbstzufriedenes Jahrhundert hinein. Ein anderes ist die erschütternde Klage des Patrioten um den Niedergang des „lieben Vaterlandes“, ein anderes die Schmähung desselben durch seine entarteten Söhne. Fürwahr! Wer setzt heute noch sein Leben aufs Spiel für irgendwelche Grundsätze, heute, wo alles dem „Modegötzen“ des Opportunismus zu Füßen liegt, wo die Parteien ihre höchste Ehre darein setzen, nur Begriffe von unermesslicher Dehnbarkeit, wie etwa das „Nationalgefühl“ als Programm zu vertreten. Und auch solches Programm wird nur „gemäßigt“ verteidigt. „Gemäßigt“ national, „gemäßigt“ konservativ, „gemäßigt“ christlich, „gemäßigt“ gut und „gemäßigt“ böse, aber unmaßig gesinnungslos und feil, — das ist leider der Charakter unserer Zeit! Parteien werden heute „gegründet“ wie Aktiengesellschaften und die neuen Genossenschaften „mit beschränkter Haftpflicht“ haben schon im politischen Leben Vorbilder gefunden, jene Parteien, deren Mitglieder nur teilweise für ihre Grundsätze zu „haften“ brauchen. Wenn die Sozialdemokratie — und gegen diese sind doch angeblich alle jene Bestrebungen gerichtet — mit den ganzen Wahrheiten des Christentums und seinen Folgerungen für das praktische Leben nicht besiegt werden kann, — über der „Gemäßigten“ halbe Wahrheiten, die oft nicht einmal solche sind, wird sie lächelnd hinwegschreiten.

Eine widerliche Carricatur unseres Zeitgeistes stand in der Person des jugendlichen Mörders Max Cartsburg, über dessen That, den Mord der Wittve Stehlich, seiner leiblichen Tante, ich bereits in meinem vorigen Briefe berichtet habe, vor dem Schwurgerichte des Landgerichts I. Der Zuhörerraum war bis auf den letzten Platz gefüllt, und das „zarte“ Geschlecht besonders zahlreich erschienen. Der Angeklagte, der bekanntlich erst 18 Jahre alt ist, machte auch äußerlich einen durchaus unreifen, knabenhaften Eindruck. Er räumte ein, mit seiner Tante gut gestanden und dieselbe öfters besucht zu haben. Der Präsident fragt ihn: Haben Sie den schrecklichen Gedanken, der in Ihnen lebendig wurde, nicht niederzukämpfen versucht?"

Angekl.: „Nein.“

Präs.: „Haben Sie nun in dem Augenblicke der That garnicht daran gedacht, welch schweres Verbrechen Sie begingen?"

Angekl.: „Jawohl.“

Der Schwere des Verbrechens war er sich also vollkommen bewußt, dennoch macht er nicht einmal den Versuch, den schamerlichen Gedanken zu bekämpfen! Völlig gleichgültig und teilnahmslos verhielt er sich auch während der ganzen übrigen Verhandlung. Nur einmal vergießt er einige Thränen, um dann gleich wieder in seinen früheren Stumpf sinn zurückzusinken. Zum Ueberfluß wurde noch das Gutachten der medizinischen Sachverständigen eingeholt. Es ergab, daß Cartsburg zwar nur beschränkten

Verstandes sei, aber sich in völligem Besitz der Zurechnungsfähigkeit und freien Willensbestimmung befinde. Der Kriminalkommissarius, der die ersten Protokolle geführt, hat an dem Angeklagten nicht eine Spur von Reue wahrgenommen, ebensowenig wußten die anderen Personen, die kurz vor und nach seiner Verhaftung mit ihm zu thun hatten, von reinigen Regungen zu berichten. Der Staatsanwalt beauftragte mit besonderem Hinweis auf die Wohlüberlegung des Mordes und das völlig verhärtete Gemüt des Angeklagten die Todesstrafe und Ehrverlust auf die Dauer von 10 Jahren, außerdem wegen Diebstahls zwei Jahre Zuchthaus und der Gerichtshof urteilte ganz diesem Antrage gemäß. Während der Beratung der Geschworenen hatte der Angeklagte mit gutem Appetit sein Mittagessen verzehrt und völlig gleichgültig vernahm er sein Urteil. Er erklärte, auch nichts weiter zu sagen zu haben.

Soviel häßliche Falten sich auch auf dem alternden Antlitz des 19. Jahrhunderts beobachten lassen — in einer Hinsicht wenigstens war es und ist es bis jetzt doch verhältnismäßig befriedigend in Deutschland bestellt: in Bezug auf die Reinheit des deutschen Familienlebens. Tacitus sagt in seiner „Germania“ von den deutschen Frauen, daß sie „unter der Obhut reiner Sitte dahinleben, nicht verderbt vom Sinnenreiz lästerner Theaterstücke . . .“ In der That ist hier eine Gefahr abgewendet, die sich nicht nur im alten Rom als ungeheuer wirksam erwiesen hat, die auch in Deutschland auf die Dauer nur schlimme Früchte zeitigen kann. Man darf die französische neuere Dramenbühne an sich nicht in Bausch und Bogen verurteilen. Neben Dichtern vom Schlage eines Dumas-Sohn besitzt sie einzelne, welche die Bühne wirklich als moralische Anstalt betrachten und von ihr herab ihrem entarteten und durchseuchten Volke ernste sittliche Strafpredigten halten. Freilich giebt es solcher französischer Dramatiker nur äußerst wenige, und auch diese sind nicht vom neuesten Datum. Was aber in Frankreich unter Umständen nützlich wirken kann, das hat oft in Deutschland keine Lebensberechtigung und kann hier nicht Krankheiten heilen, sondern nur künstlich hervorbringen. Das „Residenz-Theater“ macht jetzt mit einem derartigen französischen Stücke volle Häuser. Man begreift nicht: weshalb? wenn man erwägt, daß das dem Drama zu Grunde liegende verächtliche soziale Uebel in Deutschland noch ziemlich unbekannt ist, schlimmsten Falls doch nur ausnahmsweise vorkommen dürfte. Es ist das Schauspiel „Die arme Löwin“ (les pauvres honnes) von Emil Augier, dem jüngst verstorbenen Akademiker. Der Ausdruck „arme Löwin“ ist in Deutschland ebenso wenig geläufig, wie der in ihm enthaltene Begriff. Die Erklärung wird im Stücke selbst gegeben: „Was heißt Löwin in dem Jargon, das in den Pariser Salons gesprochen wird? Es ist, wie du weißt, eine Modedame, ein weiblicher Stüber, den man überall da findet, wo es zum guten Ton gehört, sich setzen zu lassen: beim Rennen, im Boulogner Wäldchen, in den ersten Aufführungen neuer Stücke, mit einem Wort überall da, wo sie den Laffen und Heidern, welche nicht genug Geld haben, die Ueberzeugung beibringen möchte, daß sie zuviel haben; kommt dazu noch eine gewisse Excentricität, so hast du die Löwin, und geht das Geld davon ab, so hast du die arme Löwin.“

„So. Also zwischen beiden besteht kein anderer Unterschied?“

„Doch! Der Kassierer. Für die ersteren ist es der Mann, für die anderen — jemand anders. Die beiden Spielarten gedeihen in allen Schichten der Gesellschaft; Herzogin oder Bürgerzfrau, von 10—100 000 Franken Rente fängt die arme Löwin immer da an, wo das Einkommen des Mannes aufhört, mit dem Aufwande der Frau im Einklange zu stehen . . .“

Es handelt sich also um eine Spezies künstlicher Frauen, und eine solche ist die „Heldin“ des Stücks. Nun muß gesagt werden, daß Augier mit einem gewissen Ernst diese Verkäuferinnen und Verräterinnen der Ehe unter das Lampenlicht stellt und ihr niederträchtiges Gebahren mit unbarmherziger Energie bis in die geheimsten Schlupfwinkel verfolgt, so daß seine Dichtung insoweit in Paris vielleicht auch Gutes stiften

kann. Anders liegt die Sache in Deutschland. Was wollen wir mit der Darstellung von Lastern, von denen sich unser Familienleben bisher glücklicherweise rein zu halten gewußt hat? Zu was kann die Einbürgerung von Begriffen frommen, die so tief gemein sind, daß die Durchschnittsfrau des ärmsten deutschen Arbeiters gegebenen Falles vor ihnen zurückschauern würde? Haben wir denn nicht genug Krankheiten an unserem eigenen sozialen Leibe, daß wir ihm freiwillig noch ausländisches Gift einimpfen müssen, ein Gift, dessen bloßer Anblick auf das deutsche Gemüt übelkeitregend wirkt? Muß schon der Gedanke des Stücks auf deutsche Zuschauer im höchsten Grade abstoßend wirken, so ist die Gestalt der Heldin Seraphine wahrhaft unerträglich. Als der Gatte Pommeau, der seine Gesundheit in Grund und Boden gearbeitet hat, damit sie nur ja keinen Lugsartikel auf ihrem Toilettentische vermissen, endlich hinter ihre gemeinen Schliche gekommen ist, als er ihr dennoch in seiner unergründlichen Herzengüte verzeihen und dem Liebhaber, mit dessen Golde sie sich bisher geschmückt und den Haushalt ihres Mannes entweiht hat, sein ganzes Vermögen vor die Füße werfen will, um die Schmach von sich und seinem Weibe abzuwälzen und mit ihr in der Armut ein neues Leben zu beginnen, da schreiet die tief gefallene Frau vor dieser Armut zurück, da hat sie die Stirn, zu ihrem Gatten trocken zu bemerken: „Wenn man nicht reich ist, sollte man überhaupt nicht heiraten!“ Die Schlussunterredung des 4. Aufzuges ist in der Aufführung fortgelassen worden, sie ist aber zu bedeutsam für das ganze Stück, zu charakteristisch, um hier nicht wiedergegeben zu werden.

„Du ungeheuerliches Wesen!“ klagt verzweifelt der im tiefsten entsetzte und erschütterte Mann, doch Seraphine belehrt ihn: „Man soll eine Frau nicht beschimpfen. Man bringt sie um oder man verläßt sie. Was habe ich denn gelernt? Was hat mich meine Mutter gelehrt? „Um glücklich zu sein, muß man reich sein.“ Und was habe ich in der Gesellschaft gelernt? „Reichtum macht glücklich.“ Ich bin ein Ungeheuer! Meinetwegen; aber mach mich nicht dafür verantwortlich. Ich will den gesellschaftlichen Rücksichten das Zugeständnis machen und bei dir bleiben. Du bist du nicht zufrieden? Dann jage mich fort! Ich werde schon ein Unterkommen finden.“

Der Gatte jagt sie nicht fort, er räumt selbst den Schauplatz, verläßt sein eigenes Haus, macht sein ganzes Vermögen flüssig und sucht mit demselben den Liebhaber seiner Frau, um wenigstens persönlich demselben nichts schuldig und die Schmach los zu sein. Diesen entdeckt er in Leon, dem Manne seiner ehemaligen Mündel Theresie, einer sehr edlen Dame, die ihn bewegt, das Leben ihres Eheherrn zu schonen. Ja, der Edelmut wuchert jetzt in einer Weise empor, der uns wohl an seiner Echtheit zweifeln läßt, er schießt geradezu wie Unkraut in die Höhe. Theresie nimmt das Geld des Vaters Pommeau an sich: „Ich bringe es ihr morgen selbst.“

„Ihr?“ fragt Pommeau erstaunt, denn er begreift wohl, daß unter diesem „Ihr“ niemand anders als Seraphine, sein tief gesunkenes Weib, zu verstehen ist.

„Ich schenke es ihr,“ erwidert mit großartiger Einfachheit der „Engel“ in Menschengestalt, die mehr als edelmütige Theresie.

Gerührt schließt sie der wadere Pommeau in die Arme. „Solche Barmherzigkeit“ — ruft er begeistert aus — „üben nur die Frauen! Mach ihr keinen Vorwurf, es nützt ja doch nichts! Und wenn ich nicht mehr da bin, so wache über sie, wenn du es kannst — von weitem — aus Liebe zu dem alten Vater Pommeau, der euch so sehr geliebt hat . . .“

Der alte Mann hat vor Kummer entschieden den Verstand verloren. Die viele Kopfarbeit, der er sich sogar am Sonntage und des Nachts rückhaltlos hingeeben, um für seine Frau schöne Toiletten zu erwerben, die sie dann freilich nur aus anderer Klasse bezogen hat, haben wohl schon zeitig den Grund zu seinem jetzigen Wahnsinn gelegt. Denn Wahnsinn ist es, ein Geschöpf, das sich so aufgeführt hat und noch aufführt, wie Seraphine, mit einem ganzen Vermögen für ihre fortgesetzten Schandthaten zu belohnen! Verzeihen sollen wir dem reinigen Sünder, aber das Verbuchen belohnen, heißt selbst Verbuchen begehen oder vertilgt sein! Nicht einmal ein Vorwurf soll gegen

sie erhoben werden! Wirklich, man muß in den Adern Wasser statt Blut haben, um sich von einem solchen Ende nicht tief empört zu fühlen. Das heißt denn doch die Gerechtigkeit auf den Kopf stellen und aus Gottes Weltordnung ein Zerrbild zu machen. Was wir aber eine Verwirrung aller sittlichen Begriffe nennen, das nennt der Franzose — „Galanterie“ und das Berliner Publikum hat sich durch den fortgesetzten Besuch französischer Theaterstücke und alle die der „Freien Bühne“ verwandten Bestrebungen den Geschmack schon soweit verderben lassen, um derartige Ungeheuersichkeiten mit rauschendem Beifall und vollen Häusern zu beantworten. Auch das sind „Zeichen der Zeit!“

„Auslandsliebe, Weiberweichlichkeit,  
Flechtes Arien  
Vor dem Kobolden unserer Zeit  
Hat dich, armes Vaterland, erweibet!“

Die „Auslandsliebe“ der Berliner Bühnen ist für kurze Zeit durch die Aufführung der Volksstücke von Ludwig Anzengruber unterbrochen worden, zu denen der jüngst erfolgte Tod dieses Dichters den Anlaß gegeben hat. Anzengruber wäre iuemerhin einer besonderen Betrachtung nicht unwürdig und vielleicht kommen wir gelegentlich an dieser Stelle auf ihn zurück. Was seinen Ruhm gemacht hat, ist freilich nicht die Poesie, sondern die Tendenz, und natürlicherweise eine Tendenz, die nur beim großen Haußen Erfolg zu finden imstande und bestimmt war. Hat er als Bühnendichter Einfluß auf das Volk geübt, so kann es kein günstiger, sondern nur ein ungünstiger gewesen sein. Ich schließe für heute mit der Notiz, die auch ein Zeichen der Zeit ist, daß nämlich die „Direktion Scherenberg“ — Bauerrott gemacht hat. Bekannt ist Scherenberg als früherer Leiter des Viktoria-Theaters, jener riesenhaften Bühne mit den noch riesenhafteren Ausstattungseffekten. Da kamen Stücke wie „Excelsior“, „Amor“ u. s. w. zur Aufführung. Den Geschmack haben sie nicht veredelt, die Herzen haben sie nicht erhoben, aber viele zierliche Füßchen haben sie in Bewegung gesetzt, denn die Gefühle wurden dort — getanzl. *Tempi passati!* Das Publikum war schließlich doch gelangweilt auseinandergestoben und die „Künstler“ auch. Schließlich versuchte es Scherenberg mit einer Operettengesellschaft in „Krolls Theater“, aber auch das wollte nicht gehen. Mit dem vom Mißerfolg Betroffenen kann man ja, persönlich und menschlich angesehen, Mitleid haben. Den Mißerfolg selbst kann man dagegen nicht bedauern, denn die Ausstattungsstücke und Ballette, die nur zur Veräußerlichung des Geschmackes beitragen, sind Zeit und Mühe nicht wert, die auf sie verwandt werden, von gelegentlich moralischer Bedenklichkeit des Inhaltes völlig abgesehen. So schließe ich denn für heute — „mit einem heitern, einem nassen Aug.“



## Monatschau.

### Politik.

Der Reichstag hat am 25. Januar seine Schlußsitzung abgehalten. Die letzte große Vorlage, die ihm zu erledigen oblag, war das Sozialistengesetz, und er hat dasselbe in namentlicher Abstimmung mit 169 gegen 98 Stimmen abgelehnt. Für Ausschluß des bekannten Ausweisungsparagraphen traten die Nationalliberalen und die Mehrheit der Freikonservativen ein. Die Konservativen waren bereit, das Gesetz auch ohne den Ausweisungsparagraphen anzunehmen, wenn die Regierung erkläre, daß sie sich ohne denselben behelfen könne. Eine solche Erklärung erfolgte aber vom Regierungstische aus nicht, und so wurde die Vorlage abgelehnt. Damit hat sich diesmal der Schluß des Reichstages sehr eigentümlich gestaltet. Der befremdliche Eindruck wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß der Reichskanzler Fürst Bismarck trotz seiner Anwesenheit in Berlin weder im Reichstag, noch im königlichen Schloß bei der offiziellen Verabschiedung des Reichstages erschienen ist.

Auch die kaiserliche Verabschiedung trug einen ungewöhnlichen Charakter. Es überraschte, daß der Reichstag noch zu später Abendstunde in das Schloß entboten wurde. Und den Dingen, die da kommen sollten, ward mit um so größerer Spannung entgegen gesehen, als die Wahlen vor der Thür sind, mithin die Kombination sehr nahe lag, es würde eine „Wahlparole“ von besonderer Wirksamkeit ausgegeben werden, ja vielleicht gar der Reichstag einen energischen Verweis bekommen, daß er mit Ablehnung einer so wichtigen Frage, wie das Sozialistengesetz, seinen bis dahin so regierungsfreudlichen Lebenslauf beschloffen.

Die hochgepannten Erwartungen wurden nun völlig getäuscht. Die Thronrede trug im ganzen einen geschäftlichen Charakter, floss der Form nach über von Lebenswürdigkeiten gegen den scheidenden Reichstag und erhob sich in keinem einzigen Punkte über ziemlich allgemeine Wendungen. Bemerkenswert ist vielleicht die ausgesprochene Hoffnung, daß es dem folgenden Reichstage gelingen möge, im Verein mit den verbündeten Regierungen für notwendige Verbesserungen auf sozialpolitischem Gebiet wirksame gesetzliche Formen zu schaffen. Es widerspricht hier wenigstens dem Wortlaut nicht, die Thronrede dahin zu deuten, als solle die Arbeiterschutzgesetzgebung nunmehr endlich in ernstem Angriff genommen werden. Unansehnlich ist aber auch diese Deutung durchaus nicht.

Der Grund, warum die Botschaft sich ausschweigt über den Miston der letzten Abstimmung, bei welcher das Kartell vollständig in die Brüche ging, ist erklärlicher-



weise viel besprochen worden. Blätter, die alles wissen, wollen gehört haben, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen Kaiser und Kanzler obwalte, und daß das Nichterscheinen des letzteren im Weißen Saale auf Empfindlichkeiten zurückzuführen sei. Herr v. Hellborn habe vor dem Kaiser nicht ohne Erfolg parteipolitische Ansichten vertreten, welche dem Fürsten Bismarck unlieb wären. Daran wird etwas Wahres sein. Sehr viel näher liegen aber andere Erklärungen, und sie stehen mit dem bisherigen Verhalten der Regierung nichts weniger als im Widerspruch. Einmal wollte man den Nationalliberalen vor der Wahl ein gewisses Maß von Opposition freilassen, das ihnen dem Freistum gegenüber, der stets über Verrat am Liberalismus schreit, einiges Rückgrat verleihen könnte. Und andererseits wollte man sie offiziell nicht tadeln den Konservativen gegenüber, um nicht auch diese in der begonnenen Wahlbewegung gegen sie zu entzweien. Solche Aufforderung zum Bruderkrieg sollte unter allen Umständen vermieden werden, damit nicht die letzten Ueberbleibsel des Kartells vollends in Scherben geschlagen würden. In diesem Sinne paßte zur gegenwärtigen Lage nur eine Friedensbotschaft, und als solche darf ja die neueste Kundgebung ohne weiteres angeprochen werden.

Ob das Altstück seinen Zweck erreichen wird, muß freilich dahingestellt bleiben. Die Nationalliberalen fahren bislang fort, das Kartell überall da zu brechen, wo rechtsstehende konservative Abgeordnete im Besitze des Mandats sind. Und die charakterlose „Königliche“ liefert die Theorie zu der nichtswürdigen Praxis, welche allem Recht und aller Billigkeit Hohn spricht. Auch die anderen Offiziösen finden kein Wort des Tadelns gegen Treulosigkeit und Wortbruch. Ja, man hat ein neues, besonders raffiniertes Mittel erdacht, um die zu Recht bestehenden konservativen Kandidaturen noch wirklicher zu bekämpfen, als bisher. Die Nationalliberalen stellen nämlich den angeblich „extrem“ konservativen Kandidaturen „gemäßigt“ konservative gegenüber. Viel Glück haben sie bisher mit diesem Vorgehen freilich nicht gehabt. Nur in einem Falle scheint die Sache Erfolg haben zu sollen. Herr Fabri, Missionsdirektor traurigen Angebens, hat nämlich die christliche Absicht, den Trenbruch der Nationalliberalen in Siegen mit seinem Namen zu decken und den Hofprediger Stöder mit Hülfe von Heiden und Juden aus seinem Mandat zu verdrängen. Glücklicherweise stehen die Konservativen in den angefochtenen Wahlkreisen durchweg fest, und trotz aller Anfeindungen braucht man die Hoffnung noch nicht aufzugeben, daß auch die bewährten und zuverlässigen Vorkämpfer der konservativen Sache in den kommenden Reichstag wieder ihren Einzug halten werden.

Daß die Offiziösen überall geholfen haben, die Stimmung zu verderben, wurde schon oft gesagt. In dem durchaus richtigen Gefühl, daß es regierungsfeindlich an jeder halbwegs brauchbaren Wahlparole fehle, raffte sich die „Norddeutsche Allgemeine“ eines Tages zu dem Vorschlag auf, es müßten nun alle alten Parteien, die ja durchweg „überlebt“ seien, sich selber aufgeben und zu einer antisozialistischen Gesamtpartei zusammentreten, die keinen anderen Zweck haben solle, als den: die Sozialdemokraten zu bekämpfen. Daß das möglich sein soll ohne irgend welche Verständigung darüber, nach welchen Grundfäden der Kampf zu führen wäre, wundert niemanden, der die oberflächlichen und rein äußerlichen Auffassungen dieser Presse kennt. Bezeichnend ist aber, daß sie selbst mit denkbar schlechtem Beispiel vorangeht. Denn statt die Sozialdemokratie zu bekämpfen, bekämpfen die Mittelparteiler hauptsächlich die rechtsstehenden Konservativen, dem Kartell und den Wünschen des Kaisers offensichtlich entgegen.

Besonders auffallend ist das von jeher in Berlin geschehen, wo die hoffnungsvolle konservative „Berliner Bewegung“ durchaus ruiniert ist. Durch unablässige Intriguen war es bekanntermaßen den Mittelparteilern nicht nur gelungen, Stöder und Wagner und ihre Helfer vom politischen Leben auszusperrn, sondern auch die Leitung der Bewegung an sich zu reißen. Den Konservativen war schließlich, besonders im Hinblick auf Allerhöchste Aeußerungen, nichts übrig geblieben, als um des Friedens willen den Mittelparteilern freies Feld zu einer Kraftprobe zu geben. Diese Probe hat nun schon jetzt, vier Wochen vor der Wahl, zu einer Banterotterklärung der Kartellvereine geführt,

die in völlige Rat- und Hilfslosigkeit verfallen sind und aus derselben heraus beizuhelfen haben, die Leitung der Wahlbewegung im 1. und 2. Wahlkreise den Konservativen zurückzugeben. Welche Stellung nunmehr die Konservativen einnehmen werden, ist noch nicht bekannt. Es kommt auch für den Augenblick nicht viel darauf an. Denn niemand täuscht sich darüber, daß auch die relativen Erfolge der Vergangenheit — 19000 Stimmen für Stöcker — in gegenwärtiger Bewegung durch keine, wie immer geartete Agitation nachträglich zu haben sind. Der Rückzug des Kartells ist also im Grunde nichts anderes, als die Zornutung an die Konservativen, den Mißerfolg, den andere verursacht haben, auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Zeigt aber Berlin den offenen Mißerfolg des Kartells und sieht es auch sonst den Parteien der Rechten an passender Wahlparole, so ist die gesamte Linke damit wohl versehen. Das Schlagwort, mit welchem Freisinn und Sozialismus arbeiten, heißt „Lebensmittelvertheuerung.“ Die Flugblätter dieser Parteien gehen jetzt schon von Hand zu Hand und die brutalen Berechnungen über „Belastung des Volkes“, welche sie aufstellen, sind in ihrer stumpfen Geschicklichkeit für das ungebildete Volk so einleuchtend, daß kaum zu zweifeln ist, sie werden bedeutenden Erfolg erzielen.

Der verflozene Reichstag hat übrigens kurz vor seinem Auseinandergehen noch eine ganze Reihe nicht unbedeutender Vorlagen erledigt.

Die ostafrikanische Dampfervorlage ist mit großer Majorität angenommen. In der Debatte wurde auch die Frage der Kulis und Neger in ihrer Verwendung als Kohlenzieher angeregt und vom Abg. Wörmann dahin beantwortet, daß man keine gesetzlichen Mittel zur Ausschließung außeruropäischer Mannschaften habe, und daß gerade Humanitätsrücksichten dazu geführt hätten, im tropischen Klima Europäer zu schweren Schiffsarbeiten nicht zu verwenden. Es muß dahingestellt bleiben, ob diese Gründe der Humanität im Herzen derjenigen, die Kulis verwenden, immer sehr lebendig wirksam gewesen sind. Aber andererseits ist zuzugeben, daß afrikanische Kolonien nicht wie civilisiertes Mutterland behandelt werden dürfen; im Gegenteil wird es in Afrika nicht nur sein Gutes, sondern sein volles Recht haben, daß man gelegentlich auch fünf grade sein läßt.

Eine bemerkenswerte Abstimmung war ferner die, daß die konservativen Anträge auf Einführung des Befähigungsnachweises im Handwerk in namentlicher Abstimmung mit der bedeutenden Majorität von 130 gegen 92 Stimmen angenommen wurden. Hierbei ist zu beachten, daß die Mehrheit, welche die Novelle bewilligt hat, so groß gewesen ist, wie noch nie. Wir gehören nun unsererseits nicht zu denen, welche glauben, es lasse sich allein durch Maßregeln dieser Art der goldene Boden dem Handwerk zurückgeben. Wir fürchten im Gegenteil, daß die Umgehung der neuen Bestimmung so leicht sein wird, daß in der Lebenslage des Handwerks im großen und ganzen alles wesentlich beim Alten bleiben wird. Immerhin ist die geplante Maßregel ein Versuch, der, wenn er nicht nützt, auch nicht schaden kann, und der vielleicht von diesem Gesichtspunkt aus nunmehr auch im Bundesrat Zustimmung findet.

Schließlich ist noch ein parlamentarischer Erfolg des Dr. Windthorst zu nennen, dessen Antrag auf Aufhebung des Expatrierungsgesetzes angenommen wurde. Leider drang ein Antrag des Abgeordneten Stöcker, der in Afrika die katholischen und protestantischen Missionsgebiete einigermaßen scheiden wollte, nicht durch. Die Katholiken behielten auch hier ihren Willen. Sie haben die Freiheit behalten, nicht nur die Heiden zu bekehren, sondern auch, was ihnen ebenso wichtig ist, die evangelischen Missionen zu stören und zu chikanieren. Auch der Islam behält bedauerlicherweise sein Missionsrecht, dessen Ausbreitung man doch energisch zu verhüten bestrebt sein sollte.

Auf dem Gebiet der Arbeiterfrage im engeren Sinn, die in den westfälischen Kohlen- und Eisen-Revieren eben jetzt besonders aktuell ist, hat man im letzten Monat endlich das lang erwartete Aktenmaterial publiziert, eine Denkschrift über die staatlich angeordnete Streik-Untersuchung in den Steinkohlenbezirken Dortmund, Aachen,

Saarbrücken, Nieder- und Oberschlesien. Daß man von der Veröffentlichung des ganzen massenhaften Aktienmaterials abgesehen und sich auf Auszüge beschränkt hat, ist erklärlich; befremdlich aber ist, daß nach Angabe der Denkschrift selbst die auszugswaie Wiedergabe mit besonderer Rücksicht auf die Wünsche der Bergwerksbesitzer erfolgt ist, die ihre Erklärungen zum Teil mit der ausdrücklichen Voraussetzung abgaben, daß eine Veröffentlichung nicht erfolge! So trägt die Denkschrift den Stempel einer den Arbeitern abgeneigten Stimmung an der Stirn. Die Beschwerden der Arbeiter hinsichtlich ungenügender Löhne werden als übertrieben und unberechtigt hingestellt. Zugegeben wird die Anwendung von Zwangsmaßnahmen gegen solche Arbeiter, welche sich weigerten, Uberschichten zu arbeiten. Ueber die Wünsche der Arbeiter, daß Ausschüsse eingesetzt werden möchten zur Schlichtung streitiger Fragen, sagt die Denkschrift, daß „die bestehenden Gesetze keine Handhabe dazu bieten.“ Solche „Handhaben“ lassen sich aber doch schaffen — man ist heutzutage ja sonst nicht so ängstlich, die Gesetzgebung in Bewegung zu setzen!

Was nun nach allem Vorgegangenen zu erwarten war, ist mit infolge dieser Publikation eingetreten. In den Vergleuten waren Hoffnungen aller Art erweckt, späterhin ihnen auch Versprechungen gemacht worden. Die Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, die Versprechungen selbst sind vielfach nicht gehalten, sondern gebrochen worden. Die ganze Frage hat sich nun nach allerlei Versuchen, sie in die Wege billiger Vergleiche zu lenken, wieder vielfach zur Machtfrage zugespitzt. Unterschied zwischen jetzt und früher ist — gleichviel wer die Schuld trägt — wesentlich nur der Umstand, daß die Vergleuten früher willig, jetzt verbittert, daß sie früher noch nicht Sozialdemokraten waren, daß aber jetzt hinter ihnen diese Partei mit ihren ganzen Machtmitteln steht.

Entsprechend diesem gesteigerten Machtgefühl sind die Forderungen der Arbeiter gestiegen. Es werden jetzt von ihnen erstaunliche Ansprüche erhoben. Neuerdings fordern sie z. B.: Lohnerhöhung um 50 %, Festsetzung der Schichtdauer auf 8 Stunden vom Beginn der Einfahrt bis zum Beginn der Ausfahrt (gegenwärtig wird die meist halbstündige Einfahrt nicht auf die Schicht angerechnet), Beschränkung der Uberschichten auf solche wegen Betriebsunfälle, Wegfall sämtlicher Kohlenabzüge und anderes mehr. Natürlich haben die Kapitalisten diese ungeheuerlichen und unvermittelten Forderungen abgelehnt; aber damit wird die Sache keineswegs aus sein. Für den Augenblick allerdings ist der Austrag des Gegenfases auf Rat der Sozialdemokraten verschoben. Man fürchtet, daß ein jetzt zur Zeit der Wahlbewegung ausbrechender Streit Tumult und Wirren als erste Folge haben könnte und als zweite Folge neue Gewaltmaßnahmen der Regierung gegen die Umsturzpartei, vielleicht auch eine Reaktion bei ängstlichen Wählern aus Furcht vor dem „roten Gespenst.“ Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben und mit unverkennbarer Deutlichkeit wird schon jetzt in Aussicht gestellt, daß im Frühjahr nach Ablauf der Wahlen ein „Riesenstreik“ beginnen soll.

An den Arbeitgebern wird es sein, rechtzeitig ihre Gegenmaßnahmen zu treffen.

Zum Schluß gilt es auch in diesem Bericht einer politischen Persönlichkeit zu gedenken, die der Tod in unerwarteter Weise dahingerafft hat. Ein hervorragendes Mitglied des Centrums, Freiherr von Franckenstein, ist den Folgen einer Operation in Berlin erlegen.

Den Verstorbenen zutreffend zu charakterisieren, ist schwerer, als es bei anderen Parlamentariern der Fall zu sein pflegt, da er niemals aus einer gewissen Reserve hervortrat und alles öffentliche Aufheben peinlich vermied. Den besten Maßstab giebt, zur Ehre des Verstorbenen, der überaus rohe Nachruf, den ihm der bekannte Dr. Sigl im „Vairischen Vaterland“ widmet. „Der Abgott der „Patrioten“,“ — sagt das Blatt — „Freiherr von Franckenstein, ist an der „deutschen Wissenschaft“ und einer Fischgräte entlang zu Grunde gegangen. . . Die patriotischen Blätter widmen dem Manne aller ihrer ins Wasser gefallenen Hoffnungen entsprechende Nachrufe, auch liberale Blätter treiben dabei etwas politische Heuchelei. . . Die „Patrioten“ stehen am Grabe der

größten ihrer Hoffnungen: sie wollten Herrn v. Luß tot und Freiherrn von Franckenstein an seiner Stelle haben; eine höhere Macht hat gesprochen! Herr v. Luß lebt und die stolzeste Hoffnung der „Patrioten“, der Vertrauensmann des Vatilaus, der Hort ihrer Presse u. s. w. hat ausgelebt.“ — Dieses brutale Urteil des Gegners zeigt deutlich, wo die Verdienste des Verstorbenen liegen. Da nämlich, daß er Staatsmann genug war, von unfruchtbarer „Fronde“ sich ferne zu halten und unter Anerkennung des politischen Deutschlands mit preussischer Hegemonie, sich sachlich und besonnen in die neuen Verhältnisse nicht nur zu finden, sondern an denselben mit nicht mehr und nicht weniger Vorurteilen, als jeder geborene Ultramontane sie haben muß, rüstig zu arbeiten. Die Folge ist gewesen, daß weder Kaiser noch Papst am Sarge des Verschiedenen mit Ehrenbezeugungen geklagt haben.

Als Ehrenmann und Charakter wird Herr von Franckenstein bei Freund und Feind betrauert. Eine erhebliche politische Lücke wird durch seinen Tod nicht entstehen. Nur daß Herr Windthorst noch einige Reibungen weniger zu bestehen haben wird, als zu Schorlemers Zeiten, eine Erleichterung, die man dem alten Herrn um so mehr persönlich gönnen kann, als er am späten Abend eines kampffreien Lebens steht.

Wenn nach unserer Auffassung diese Kämpfe uienials in dem Sinn zum Siege führen können, daß der Ultramontanismus eine wirklich positive geistige Bedeutung im Entwicklungsgang der Menschheit wieder erlangt, so liegt der Mißerfolg nicht am Fechter, sondern an der verlorenen Sache, die verschoten wird. Wer die neueste Kundgebung des Papstes über die soziale Frage gelesen, der fragt sich doch unwillkürlich, welchen Zweck denn Auslassungen haben können, die der ganzen Entwicklung des modernen Lebens so weltfernen stehen. In Syllabus und Encyklika des Pio Nono war Verlehtes, aber doch immerhin etwas gesagt. In den neuesten Schreibernei Lenos XIII. ist gar nichts gesagt. Sie sind buchstäblich das überdies und aller Wahrscheinlichkeit nach sehr gute Papier nicht wert, auf welches sie nutzlos von der zitternden Hand des Greises geschrieben werden.

Ueber die Weltlage ist diesmal so wenig wie möglich zu sagen, und wenn es die besten Frauen sind, von denen man am seltensten redet, so kann auch die Weltlage mit diesem Maßstab zutreffend gemessen werden. Nur zwei flüchtige Streiflichter sind auf dieselbe gefallen. Der deutsche Kaiser hat gelegentlich vor dem Reichstagspräsidium und der russische Kaiser hat am Neujahrsfest die Versicherung abgegeben, daß der „Alle beglückende Friede“ so gesichert sei, wie noch nie. Beide Neujährungen haben fast überall in der Welt ein freudiges Echo gefunden.

Etwas chauvinistische Politik haben nur wieder die Herren Franzosen treiben zu müssen geglaubt im Anschluß an eine Meldung des „Temps“, daß man von der Möglichkeit einer demnächstigen Begegnung des Kaisers Wilhelm und des Präsidenten Carnot anlässlich des Jubiläums des Königs Leopold in Brüssel spreche. Diese Andeutung einer Absicht, welche gewiß von den heilsamsten Folgen für den Weltfrieden wäre, genügt dem Schildhalter Boulangers, Henry Rochefort, um im „Intrausigean“ sowohl die Opportunisten als auch die Deutschen wieder vorzunehmen und Herrn Carnot zu fragen, ob er als Präsident der opportunistischen Republik bei der Rückkehr von Brüssel seinen Einzug in Paris in der Uniform eines preussischen Maren-Obersten halten wolle.

Auch die Kammer hat sich bereits mit dem wichtigen Fall beschäftigt, der übrigens wahrscheinlich durch das Nichttreiben des Herrn Carnot gegenstandslos werden dürfte. Gezeigt hat sich freilich wieder bei der Sache, wie schwer es auch heute noch verständige Mitglieder der Regierung in Paris haben, den Pflichten der internationalen Höflichkeit zu genügen und wie immer noch die Deutschenhege im Munde einzelner Friedensstörer das wirksamste Mittel ist, um in weitem Kreise die Gemüter ihrer Landsleute völlig zu terrorisieren.

Der englisch-portugiesische Konflikt ist damit erledigt worden, daß Lord Salisbury ein Ultimatum an die Regierung in Lissabon gerichtet und daß diese klein beigetragen hat. Wohl hat sie protestiert und die Mächte um Hilfe angerufen — aber welche Macht wird sich um Portugals willen mit England verbünden, auch wenn sie das Recht auf Portugals Seite zu erkennen glaubt? Die perfide Politik der Engländer ist überall dieselbe, ob sie nun Nachbarn der Deutschen oder der Portugiesen sind. Überall führen sie den Wilden Munition und Waffen zu und hegen dieselben auf, den nichtenglischen Europäern Widerstand zu leisten. Überall setzen sie auch ohne alle Rücksicht auf die Priorität der Besitzergreifung, diejenigen Ansprüche durch, die ihnen nützlich scheinen und die sie kleineren oder zaghaften Gegnern gegenüber glauben durchsetzen zu können. Einstweilen hat Serpa Pinto der Regierung in Lissabon den Gehorsam verweigert. Und wenn er die Wilden am Schire organisiert und führt, wird er der britischen Regierung noch viel zu schaffen machen können. Aber es ist kaum zu glauben, daß das auf die Dauer helfen wird. England ist offensichtlich an der Arbeit, sein afrikanisches Centralreich zu schaffen, und für Deutschland ist es höchste Zeit, das wirklich zu halten und zu besetzen, was für uns gehalten und gerettet werden soll.

Von Dr. Peters treffen Nachrichten ein, welche bestätigen, daß er lebt, wenn auch dieselben noch in sich widersprechend sind. Es scheint fast, daß er nicht umgekehrt ist, sondern vorwärts dringt, und daß man sich wird gefast machen müssen, von dem mutigen Pionier der deutschen Kolonial-Arbeit auf längere Zeit hinaus nichts zu hören. Die Aussichten auf Erhaltung von Emin Paschas Leben sind immer noch zweifelhaft. Unzweifelhaft scheint nur, daß im Falle der Herstellung seiner Gesundheit sein Eintritt in deutsche Dienste zu erwarten steht.

\* Leider sind kleine Wirren, von Arabern angestiftet, auch wieder ausgebrochen, kleine Gefechte der Wissmannschen Truppen in diesem Guerilla-Krieg nötig geworden. Im Ganzen scheint aber doch dem insurgierten Lande die Sicherheit zurückgegeben und die Aussicht eine steigende, daß Plantagenbau und ernsthafte Arbeit nun wieder in Angriff genommen werden können. — Die neue Dampferlinie wird der wirtschaftlichen Entwicklung ohne Zweifel die besten Dienste leisten. Gegenstand der Sorge bleiben vorläufig nur die groß-afrikanischen Pläne der Engländer, denen, sobald die Verhältnisse es gestatten, jede Möglichkeit genommen werden muß, uns von den Seen und vom Freihandelsgebiet des Kongostaates zu trennen.

In Oesterreich bildet der Januar 1890 einen entscheidenden Wendepunkt seiner inneren Geschichte. Es ist bekannt, bis zu welchem Grade sich Deutsche und Tschechen in eine völlig unfruchtbare „nationale“ Verbitterung hineingelegt und hineingeredet hatten, daß die Deutschen dem Landtag völlig fern blieben, und daß an eine Möglichkeit, aus den Wirren herauszukommen, im Grunde schon längst niemand mehr glaubte. Ein Ausgleich war um so unwahrscheinlicher, als einerseits über die befonnenen Alttschechen das lärmende Jungtschechentum mit maßlosen Forderungen stets hinausging, ganz besonders mit dem autonomistischen Verlangen nach Herstellung der Wenzelskrone, und als andererseits das Kabinett Taaffe für deutschfeindlich galt.

Und nun ist doch Dank den Bemühungen desselben Grafen Taaffe ein Ausgleich zu stande gekommen, der allen verständigen Elementen des Volkes zu genügen scheint. Auf die einzelnen Bestimmungen kommt wenig an — genug, daß die Ergebnisse der Ausgleichsverhandlungen von den Deutschen wie von den Alttschechen durchweg und einstimmig angenommen worden sind. Die deutschen Blätter in Wien sind in jeder Hinsicht befriedigt. Die deutschen Landtagsglieder in Prag werden in den böhmischen Landtag wieder eintreten. Die „Politik“ lobt die beiderseitige Mäßigung, ihr sei es zu danken, daß beide Völker gewissermaßen ausatmen, sich von den mühseligen Kämpfen während der Nacht erholen und Zeit gewinnen könnten zu der Erwägung, ob die Kämpfe fortzusetzen seien. Nur die Jungtschechen sind unzufrieden. Ihr Organ „Narodni Listy“

bekämpft den Ausgleich als demütigend. Die Operation, sagt sie, sei gelungen, aber der Patient sei tot.

Für uns Deutsche ist der Ausgleich nicht nur deshalb von Bedeutung, weil er einen Erfolg unserer Landsleute den Slaven gegenüber darstellt, sondern ganz besonders deshalb, weil er hoffentlich beitragen wird, die Deutschen in Oesterreich als gute Oesterreicher zu erhalten. Die stark angewachsene Neigung mancher dortigen Deutschen, nach dem Reich herüberzuschielen, hätte mit der Zeit eine politische Gefahr werden und die guten Beziehungen der beiden Kaiserreiche stark in Frage stellen können. Es ist nun zu hoffen und zu erwarten, daß mit der Beseitigung einer Quelle verkehrter Sympathien auch die deutsch-österreichische Freundschaft eine neue und wirksame Befestigung erfahren wird.

In Frankreich hat endlich das bekannte Buch von Drumont „La France juive“ eine praktische Frucht gezeitigt. Es hat nämlich eine große antisemitische Kundgebung in dem Pariser Vororte Neuilly stattgefunden, die ungeheures Aufsehen erregt hat. Es handelt sich um die Wiederwahl des von der Kammer ausgeschlossenen Deputierten Laur. Letzterer ist ein persönlicher Freund Drumonts. In der erwählten Versammlung erschienen nun die vornehmsten jüngeren Repräsentanten der französischen Aristokratie, die Herzöge von Luynes, Uzès, der Fürst von Tarent und viele andere.

Drumont und andere redeten und führten sich durchweg mit der bekannten Klausel ein, daß sie es nicht auf den israelitischen Glauben und Kultus, sondern nur auf die Träger der sozialen Ferkelung abgesehen hätten. Als ob dieser Polypthemstrost den Juden und Judengenossen Erleichterung gewährte! Gehossen hat die Vorsicht denn auch nichts. Im Gegenteil macht Israel, das sich in höchster Aufregung befindet, alles mobil, was es in Frankreich an Truppen bei der Hand hat. Zunächst hat sich der Großrabbiner, Herr Zadoc Kahn, veranlaßt gesehen, einen öffentlichen Protest zu erlassen und die gegen seine Glaubensgenossen gerichteten Angriffe „avec la dernière énergie“ zu bekämpfen. Gleichzeitig hat auch Herr Renan eine Lanze für die Juden gebrochen. Herr Renan anerkennt die Herrschaft der Juden auf finanziellem und kommerziellem Gebiete, macht aber dafür die Kirchenväter verantwortlich, weil sie das Gelbleihen verboten hätten. Endlich hat auch Rothschild sich von einem Reporter des „Figaro“ interviewen lassen und heftige Drohungen ausgestoßen gegen alle diejenigen, die es wagen sollten, mit den Antisemiten gemeinsame Sache zu machen.

Die aufgeregten Herren mögen sich beruhigen. In Paris hat der Antisemitismus nicht mehr zu bedeuten, als jeder andere Sport, und die Losung „Gallien den Galliern“ wird den Juden nicht mehr Schaden thun, als dem deutschen Reiche bisher die „Patriotenliga“. Es handelt sich bei der ganzen Inszenierung wesentlich darum, daß ein Mittel gefunden werden sollte, dem kranken Boulangismus auf die Beine zu helfen und eine brauchbare Wahlparole im politischen Kampf für denselben zu ermitteln. In Verlegenheit um ein packendes Agitationsmittel — mit „Revision“ und dgl. ist nichts mehr zu machen — hat man zum Antisemitismus seine Zuflucht genommen. Daß die Abenteuerer, die sich jetzt desselben bemächtigt haben, besonders gute Geschäfte damit machen werden, ist übrigens nicht zu erwarten. Einesteils wird von dem zusammengeschmolzenen und früher stark mit Juden durchsetzten Boulangismus überhaupt nichts übrig bleiben, wenn der kleine Rest sich noch in Semiten und Antisemiten spaltet. Und andererseits verfolgen die französischen Antisemiten offenbar nur die alleräußerlichsten Ziele des Tageserfolgs. Für kurze Zeit, so lange die Sache neu ist, mag dieser zu haben sein. Zu dauernden Erfolgen würde ein prinzipielles Anfaßen der Religionsfrage gehören. Daran aber denkt man in Paris noch weniger als in Deutschland und Oesterreich, wo doch viel wirklich sittlicher Ernst im Antisemitismus lebt und trotzdem immer wieder die banale Agitation sich vordrängt, an ausführbare, auf den Religionsstandpunkt zurückgreifende Gesetze im Grunde aber niemand sich herantwagt.

In Brasilien scheint sich, soweit sich aus den spärlichen Zeitungsnotizen schließen läßt, eine Gegenrevolution vorzubereiten. Auch eine starke monarchische Partei ist vorhanden, indeß schwerlich stark genug, um dem vertriebenen Kaiser wieder zum Throne zu verhelfen. Wahrscheinlich ist einseitigen nur der Aufrührer auf sich; was sein Ende sein und wer als Sieger daraus hervorgehen wird, ist nicht einmal zu mutmaßen.

Die bisherigen Leistungen der Republik sind so fragwürdig wie möglich. Die einzige positive That, die der offizielle Telegraph übermittelt hat, ist die Gründung einer Bank mit 400 Millionen Mark Kapital. Man sieht, die Herren geben sich mit Kleinigkeiten nicht erst ab. Zudem ist der Zweck der Bank nicht, wie so oft, das Begründetwerden derselben an sich. Sondern sie soll ein *crédit mobilier* werden, d. h. eine Gründung zur Gründung von Gründungen. Die neue Bank- und Börsen-Republik tritt den älteren Schwestern in Europa würdig an die Seite.

Was die junge Republik weiter produziert hat, ist ein Dekret, welches die Trennung der Kirche vom Staat anordnet und die Gleichstellung aller Konfessionen gewährleistet. — Das heißt ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, was mit dem Ausdruck „Trennung von Kirche und Staat“ eigentlich gemeint sei, sind nähere Aufschlüsse über die einzelnen gesetzgeberischen Maßnahmen abzuwarten, welche bestimmt sind, den dazu erforderlichen Schnitt durch den gesamten sozialen Organismus hindurch zu machen. Es giebt bekanntlich eine Art von „Trennung“, welche den Interessen des Klerus sehr förderlich ist; es giebt eine andere, welche die hartnäckigste Gegenwehr desselben herausfordert. Die Verhältnisse in Brasilien liegen nicht klar genug, um auf die Andeutung eines Telegramms hin ein Urteil zu fällen. Bisher wurden die nichtkatholischen Konfessionen in unerhörter Weise in Brasilien unterdrückt; wiederholt ist auch den Klagen der deutschen protestantischen Kolonisten darüber Raum gegeben. Wenn die republikanische Regierung in dieser Frage Besserung schafft, so wird man ihr das immerhin hoch anrechnen müssen. Im übrigen sind bekanntlich die Kirchenbürger und die Staatsbürger dieselben Personen. Und da sie das bleiben, so haben sich bisher auch erfahrungsmäßig beim „Trennen“ ziemlich erhebliche Schwierigkeiten herausgestellt.

## Kirche.

Der Januar ist auch für die Kirche ein Monat herber Verluste gewesen. Gleich am ersten des Monats starb Gustav Schloffer zu Frankfurt, am 3. in Jena der alte Hase, am 5. Max Frommel, der Generalsuperintendent von Celle, am 10. Döllinger, am 14. Gerod. Welch eine Reihe von Namen und welche eine Fülle von Erinnerungen und Gedanken rufen sie wach. Hase ragte in unsere Epigonenzeit hinein aus der Epoche, in der an den Fundamenten noch gearbeitet wurde, auf denen wir jetzt stehen. Seine Theologie war ein vornehmer, philosophischer Rationalismus, und er mag sich in der Gegenwart mit demselben zuletzt recht fremd gefühlt haben. Bekannt ist sein eigentümliches Unternehmen gegenüber dem verwaschenen Rationalismus einmal das System der alten lutherischen Orthodoxie in seiner imponierenden Geschlossenheit vorzuführen, wie er das in den zahllosen Aufträgen seines Studentenbuchs *Hutterus redivivus* gethan. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der Kirchengeschichte sind ein bleibender Schatz für die theologische Wissenschaft. — Eine interessante Erscheinung war der arme alte Döllinger. Nicht zwar arm an Ehren und wissenschaftlichem Ruhm ist er gewesen, auch nicht arm an Erfolgen, die schon von der Paulskirche in Frankfurt her datieren, — doch ist im großen und ganzen sein Leben und Wirken ein verlorenes gewesen. Zuerst der Vorfechter gegen die Reformation und den Protestantismus, wurde er von den Jesuiten zur Fechterstellung gegen Rom gezwungen. Und als nun 1870

seine Kollegen die Konsequenzen dieser Stellung zogen, in der Bildung einer altkatholischen Kirche, that er selbst diesen Schritt nicht mit, — aus Anhänglichkeit an die den großen Sohn ausstoßende Mutter Rom. So starb er nicht römisch und nicht altkatholisch, von Fürsten und Räten, Universitäten und Akademien hoch gefeiert, doch ein innerlich einsamer Mann.

Gerod, dessen letztes Gedicht unserer alten Kaiserin Augusta eine innige und poetische Klage nachgesungen hat, ist durch seine Dichtungen zum hellen Licht in der evangelischen Kirche geworden. Und besonders seine ersten „Palmbblätter“ werden unter der klassischen christlichen Poesie ihren Platz behalten. Gut war es für diese Poesie nicht, daß man sie später entseuflich viel in Anspruch nahm, aber diese Ansprüche selbst waren doch ein Zeichen für seine Leistungen. Wesentlich seinem poetischen Ruhm hat er es auch zu danken, daß seine Predigten in weiten Kreisen Eingang fanden, und vielfach auch in solchen, wo Predigten sonst nicht gelesen werden. So steht er als eine liebenswürdige einladende Gestalt da in einer Zeit, in der gerade solche Persönlichkeiten, wie er, wohl dazu geeignet sind, auch bei der „Welt“ in Ehren zu stehen und sie für positivere Anschauungen zu gewinnen. — Max Frommel — unter wie manchem Weihnachtsbaum mögen noch kurz vor seinem Ende seine Schriften gelegen haben. „Einwärts, Aufwärts“ — „Pilgerpredigten“ — „Heimat, Heimatliebe, Heimgang“ — das sind bezeichnende Titel. Seine sinnige, fast mystische Art neben der nüchternen Forderung nach reiner Lehre und festem Bekenntnis — zeichneten ihn aus, wenn ihn auch wohl sein Streben, das Beste zu bieten, gelegentlich verleitete, den einen oder anderen Gedanken aus allzugroßer Ferne herbeizuholen. Sein letzter Wirkungskreis in Celle war schwieriger Boden, seine süddeutsche Natur den phlegmatischen Nordländern fremd; von den Hoffnungen, die man preussischerseits an seine Berufung geknüpft haben mag, wird sich darum auch nicht allzuviel erfüllt haben.

Uns und unserer Zeitschrift am nächsten stand der erste der genannten Fünf. Auch an der Gründung derselben, oder vielmehr ihrer Umwandlung aus dem Volksblatt für Stadt und Land, hat er mit Rat und mit lebhaftem Interesse teilgenommen, — er, der sich um die christliche Presse schon so verdient gemacht hatte und besonders lebhaft das Bedürfnis empfand, grade für die gebildeten Kreise und ihre literarischen Bedürfnisse auch vom christlichen Standpunkte aus zu sorgen. Die Herausgabe des Wegweisers und die jahrelange Mitredaktion der verdienstlichen „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ legen dafür Zeugnis ab. Besonders wertvoll ist uns Schloffer auch immer gewesen durch die ebenso eifrige als gesunde Art seiner inneren Mission. Hier waren wirklich „wenig Worte und viele Kraft.“ Nun, der Herr wird es wohl wissen, warum er ihn so früh abgerufen hat, — wir hätten ihn gern noch lange unter uns arbeiten sehen. Das letzte, was die Monatschrift über ihn gebracht hat, war eine Anzeige seines trefflichen Vortrages über Erziehung, den er auf dem Barmer Schulkongreß 1888 gehalten hat.

\* \* \*

So gehen sie ein — einer nach dem andern — zu ihres Herrn Freude. Und Heimwehklänge sind es, die durch unsere Herzen gehen, wenn wir denen nachschauen, die aus der milden Hand Schwert und Kelle legen durften, und wir stehen noch im Streit. Unsere Zeit in Unruhe, unsere Hoffnung in Gott. Es ist alle Glaubenskraft nötig, um gerade in unserer Zeit sich in der fröhlichen Hoffnung zu erhalten. Es geht das oft leichter in Zeiten, wo der helle Schwertschlag in offenem Kampf die Lebensgeister anregt, — in Zeiten, z. B. wie die, als der selige Thadden seine Erwartungen zusammenfassen konnte in das Wort: ein ehrlicher Galgen und eine fröhliche Auferstehung! — Schwerer ist es, wenn sich mit bleiernem Gewicht der Opportunismus auf eine Epoche lagert und die ganze Luft so grau ist, daß nicht Freund, nicht Feind recht zu erkennen ist, und alle diejenigen ihre Zeit gekommen meinen, denen ihr innerer Organismus gestattet, sich wie die Eulen im Schummrigen am wohlsten zu befinden.



Wir glauben, daß dies ein Kennzeichen für unsere Epoche ist. Schon im Januarbericht sprachen wir es aus, daß die geistige Atmosphäre der Gegenwart den Kompromißbestrebungen entgegenkommt. Es ist eine „Wendung zur Wahrheit“ eingetreten, das kann auch der Pessimist nicht mehr leugnen. Aber solche Wendungen führen es mit sich, daß Vermischungs- und Verwischungsversuche gemacht werden. Und diejenigen, welche die Wahrheit, zu der die Welt sich wenden soll, ganz und rein vertreten, gelten dann für die Störenfriede des allgemeinen Weltfriedens.

Augenblicklich ist es der „Evangelische Bund“, an den sich die Hoffnungen derer knüpfen, welche von einem gewissen Bedürfnis nach positiverem Gehalt getrieben werden und doch eine entschiedene Abneigung gegen das haben, was man den alten Glauben nennt. Man ist darauf aus, den Bund immer noch zu erweitern, bis er schließlich so groß wird, daß nur noch die „Extremen“ sich davon ausschließen, auf die dann weiter niemand Rücksicht zu nehmen braucht. Wir brauchen nicht zu wiederholen, daß wir den Ernst der Freunde des Bundes voll anerkennen, auch die Eisenacher Versammlung mit ihren Neuerungen haben wir voll gewürdigt. Wir freuen uns jeder Wirkung, die der Bund nach der Seite hat, daß sich Indifferente für die evangelische Sache erwärmen, in der Hoffnung, daß sie dann auch vielleicht dem Evangelium sich etwas nähern. Aber andererseits wird es uns von Monat zu Monat entschiedener klar, wie wichtig es für die ganze nächste Entwicklung ist, gegen die von dem Bunde grundsätzlich vertretene Gleichgültigkeit gegen die „gesunde Lehre“ aufzutreten und es zu erhärten, daß damit ein Stück der kirchlichen Waffenrüstung an den Nagel gehängt ist, ohne das der Kampf nicht zu führen ist. Es ist dabei zu erwägen, daß gerade diese Gleichgültigkeit gegen die Lehre in dem Programme der neuesten Theologie eine Hauptrolle spielt, das zwar auch solche angenommen haben, die für sich selbst noch in dem wahren Sinne der Schriftworte ihres Glaubens Halt finden. Daneben aber haben auch alle diejenigen unter jenem Programme Platz, welche besonnen oder unbesonnen auf dem Wege vorgehen, der einst bei Kant „moralischer Schriftinterpretation“ endete. Das ethisch-religiöse Element des Christentums soll hochgehalten werden; was dazu nicht nötig „scheint“, wird zurückgestellt. Ob Jesus Christus mit Gott gleiche „Natur“ hat, ist ja völlig gleich, — wenn wir nur in seinem sittlich religiösen Leben Gott haben, das genügt. Und darin sind wir ja auch mit dem Protestantentum einig.

Es sind neuerdings in liberalen kirchlichen Zeitschriften verschiedene Äußerungen vorgekommen, welche offenbaren, wie man über die günstige Gelegenheit zur Einigung aller gemäßigten evangelischen Elemente, die der Augenblick bietet, denkt. Die protestantische Kirchenzeitung hält den Moment für günstig, „den völligen Abschluß eines segensreichen Friedens, zu welchem sich in der evangelischen Christenheit langsam die Fäden gesponnen haben.“ Tief in die Kreise der sog. gläubigen Theologie hinein sei ernsteres, wissenschaftliches Streben, Achtung vor den Resultaten besonnener Forschung eingedrungen. „Damit ist eine Scheidewand, die lange zwischen den kirchlichen Parteien stand, gefallen.“ Man könnte sich solche Sätze noch irgendwie gefallen lassen, wenn sie nur wahr wären. Im Gegenteil ist auf der Seite der liberalen Theologie die nach der Prot. K. Z. „die Hauptlasten der wissenschaftlichen Forschung“ auf ihre Schultern genommen hat, die Forschung immer unbessener darin geworden, daß sie eine Grenze zwischen dem Gebiet, wo nackte Wissenschaft hingelangen, und dem, das dem Glauben oder meinetwegen der philosophischen Spekulation überlassen bleibt, gar nicht mehr anerkennt. Bezeichnend sagt denn auch der Artikelschreiber der Prot. K. Z., Herr Jacobson: „Besonderer Mißbrauch wurde lange Zeit mit der Inspiration, der Gottheit Christi, dem Wunder getrieben; jetzt konzentriert sich die Weisheit jener herrschsüchtigen Partei in dem Satze: es muß eine übernatürliche, geoffenbarte, gewisse Wahrheit der göttlichen Dinge geben, es kann die Religion, besonders die christliche, nicht ein Prozeß des menschlichen Geistes in der Geschichte sein.“ Um nicht dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen, habe diese Richtung zwar die alttestamentlichen Vorstellungen

von Welterschöpfung und Regierung aufgegeben, aber halte noch an dem trostlos einseitigen Inspirationsbegriff fest. Aber auch Herr Jacobson hält an den Selbstaussagen Christi fest, betont freilich, daß dazu das dogmatische Gebilde, das man dazu gemacht habe, nicht passe, und daß „das älteste Evangelium überhaupt das Werk Jesu, nicht seine Person in den Mittelpunkt stellt.“

Also wer an den persönlichen Welterschöpfer, an eine gewisse Wahrheit in der Religion, die auf Offenbarung beruht, an dem diplomatischen Gebilde der Gottheit Christi festhält, ist ausgeschlossen von der neuen Weltsozietät, bei der es heißt:

Der Glaube kommt nicht in Betracht,  
Die Liebe ist's, die Alles macht.

Auch das deutsche Protestantenblatt spricht von der herrschenden Uebereinstimmung in dem Kreise aller derer, zwischen denen überhaupt noch wissenschaftliche Verhandlungen stattfinden, — insbesondere über die „historische Betrachtung des Alten Testaments“, d. h. in diesem Zusammenhange: die Betrachtung desselben, die seinen Offenbarungscharakter nicht zugeben kann.

Sier haben wir ja an sich ganz klare Vorstellungen, über deren feindliche Absichten gegen die Grundlagen des Christentums Niemand in Zweifel zu sein brauchte. Das bezeichnende aber für unsere Zeit ist, daß man auch in solchen dogmatischen Stellungen noch „Verwandtes“ entdecken will auch für diejenigen, welche voll und ganz auf dem positiven Boden stehen. Der gemeinsame Gegenstand gegen Rom, — die gemeinsame Anerkennung der Resultate der modernen Forschung u. dgl. sollen die Umschlingungslinien ziehen für die große Friedenspartei. Und die wirklich positiven Teilnehmer sind natürlich die liebsten Bundesgenossen, denn ohne sie ließe sich das Gebilde von der allgemeinen protestantischen Einmütigkeit gar nicht festhalten.

Wir bilden uns nicht ein, jemanden zu überzeugen, der seine praktische und theologische Stellung schon genommen hat. Und wir denken auch, daß auch ferner diejenigen, welche sich mit uns in der „christlichen Weltanschauung“ wirklich eins wissen, wenn sie auch über die kirchliche Aktion jetzt anders denken, doch die Gemeinsamkeit unseres Kampfes empfinden und erfahren werden. Aber wir können es nicht lassen, die notwendigen geschichtlichen Konsequenzen aufzuweisen, welche bei ihnen von einer augenblicklichen schwärmerisch erregten Stimmung herkommen müssen, die auch nur für Zeit von den unveränderlichen Grundlagen gesunder kirchlicher Entwicklung absehen zu können meint. Und wir wünschen wohl, wir wären in diesem Falle weniger glückliche Propheten als gegenüber dem Kulturkampf in den 70er Jahren.

Was soll denn nun aber werden? — Wir gehören, denke ich, nicht zu denjenigen, welche sich im unfruchtbaren Kritisieren gefallen. Ueber unsere Forderungen braucht niemand in Zweifel zu sein. Wir wünschen eine sich ihrer Selbständigkeit immer bewußter werdende Kirche, die die Beine, auf die man sie gestellt hat, immer besser benützt, damit es dann auch mit der übrigen Entwicklung weiter gehen kann. Auch speziell gegen die römischen Angriffe wird alle Vereinsagitation nur von vorübergehender und aufreizender Wirkung sein, und schließlich nichts fruchten, wenn nicht unsere kirchlichen und Gemeindegane sich ihres Berufes nach dieser Seite bewußt werden. Und andererseits wünschen wir auf Seiten der gläubigen Theologie ein kühneres und originaleres Vorgehen. Die halben Redensarten, daß man sich ja den gesicherten Resultaten der Forschung gar nicht verschließen wolle u. dgl., die man jetzt so oft hört, setzen doch sehr nach einem allmählichen Rückzug aus, und beweisen, daß es einer klaren Stellung zu der Frage nach Wissenschaft und Glauben fehlt. Auf beide Begriffe muß sich die ganze Arbeit zunächst richten und es muß den Gegnern, die sich für die Generalpächter der Wissenschaft ausgeben, abgezwungen werden eine haltbare Definition dessen, was sie überhaupt unter Wissenschaft verstehen. Auf einem so geklärten Boden kann die gläubige

Wissenschaft zu ersten Angriffen übergehen und braucht sich nicht gefallen zu lassen, daß man sie mit der alten Scholastik zusammenwirft, welche mit einem wissenschaftlichen Verfahren operiert, das auf allen anderen Gebieten überwunden ist.

Was ist das Dogma anders als der in bestimmte Formen gefaßte Niederschlag der kirchlichen Erfahrung in den einzelnen Lehrpunkten? Es kann darum nie etwas in sich Stabiles sein, weil die Kirche sich in ihren Erfahrungen bereichert und für immer neue Zeiten und Geschlechter ihre Wahrheiten darstellt. Würde unter diesem Gesichtspunkte in der „Erneuerung“ des Dogmas freudiger gearbeitet, so würde die gänzlich mißlungene Rede von dem „neuen Dogma“ nicht so bestechend wirken, wie sie es in weiten Kreisen zu thun scheint.

Nun, wir können große Reichsentwicklungen nicht durch menschliche Macht hervorbringen. Halten wir nur treu fest an den gegebenen Aufgaben, so wird der Herr schon Seiner Sache die Wege bereiten, die er haben will, und auch aus ängstlichen und verworrenen Lagen etwas für dieselben gewinnen.

\* \* \*

Halten wir uns nun noch an einzelne Vorgänge der letzten Zeit. Der Militärdienst der Theologen hat noch viele Federn in Bewegung gesetzt; auch Fakultäten und Kirchenbehörden haben petitioniert, und es ist schließlich der Antrag Kleist-Nehow im Reichstag durchgegangen, wonach künftig „auf ihren Antrag“ die Theologen nach einem halben Jahre mit der Waffe noch ein halbes Jahr im Lazarett dienen können. Es wird in den allerersten Fällen davon Gebrauch gemacht werden. Denn die Studenten werden nicht mit Unrecht fürchten, daß sie da eine Art höherer Dienerschaft der Herren Militärärzte werden. Bemerkenswert ist noch, daß in einem „Deutschen Wochenblatt“ Herr Pastor Köpfska aus Nieberglauch in der Provinz Sachsen die halbe Stellung der militärischen Theologen (mit uns) anerkennt und deshalb die Lösung erhofft von dem Falle des letzten Vorurteils, das ordinierte Geistliche hindert, auch im Kriegsfall die Waffen zu ergreifen, — und zwar auf Grund des allgemeinen Priestertums.

In Baiern wird ein Protestantenverein gegründet und in Berlin machen die Juden des Berliner Tageblattes Propaganda für die protestantenvereinschen Prediger in Feuilleton-Artikeln, welche einen Gang durch die Kirchen Berlins beschreiben. In Ratibor aber wird eine jüdische Synagoge eingeweiht unter festlicher Beteiligung der „Epiken“, unter denen der evangelische Schwarzrod nicht fehlen konnte; der katholische hatte sich entschuldigen lassen. Zu Hilfe, evangelischer Bund! ruft man hier unwillkürlich aus. — Eine andere Verbeugung vor dem Judentum hat das königliche Provinzialschulkollegium der Provinz Brandenburg gemacht. Ein Fr. Voretius in Berlin hatte von ihrer bereits gefüllten Privatschule einige neu angemeldete jüdische Schülerinnen zurückgewiesen. Die städtische Schuldeputation hatte darauf bei der genannten königlichen Behörde beantragt, die Dame zu rektifizieren. Allein es konnte nur die Antwort erfolgen, die Aufnahme von Schülerinnen in Privatschulen sei eine Sache der freien Vereinbarung zwischen den Eltern und den Vorstehern. In Zukunft aber werden Erwägungen in Aussicht gestellt, ob bei neuen Genehmigungen nicht die Verpflanzung zur Aufnahme jüdischer Schülerinnen auszusprechen sei. Das königliche Provinzialschulkollegium ist bei der Fassung dieser Antwort auf einen etwas antieditwianischen Standpunkt heruntergerutscht, der selbst in Holland überwunden ist. Wir denken, daß wir in Preußen vorläufig in den alten staatsabsolutistischen Sumpf nicht wieder geraten werden, nach welchem diese Entscheidung riecht. Der „liberalen“ Partei wäre es schon recht. Fräulein Voretius aber mag sich für die Neckname bedanken, welche die Juden für ihre Schule gemacht haben.

Einen Prozeß, der auf das kirchliche Gebiet gehört, wollen wir doch hier nicht unerwähnt lassen, wenn er auch in den Zeitungen schon ausführlich genug behandelt sein wird. Die „Germania“ hatte auf Grund von Vorträgen und Zeitungsartikeln behauptet, Pastor Battenberg in Frankfurt a. M. leugne in Wort und Schrift die Gottheit Christi. Sie wurde deshalb verklagt und verurteilt, weil sie in beleidigender Weise dem evangelischen Pastor eine Verletzung seiner Amtspflicht Schuld gegeben habe. Der Beweis der Wahrheit gelang aber dem Verteidiger der „Germania“ nicht, indem der Gerichtshof erklärte, daß er über die in der evangelischen Kirche gestatteten dogmatischen Ausdrücke nicht zu befinden habe, und sich an die Erklärung des Pastors Battenberg, daß er die Gottheit Christi nicht leugne, halten müsse. Der Pastor soll ein Ritschläuer sein. Wir untersuchen die Sache nicht weiter, sondern konstatieren nur, daß die Leugnung der Gottheit Christi auch nach preussischen Rechtsbegriffen eine Verletzung der Amtspflicht des evangelischen Geistlichen in sich schließt.

Kurz vor Weihnachten haben in Berlin Sitzungen des Oberkirchenrats mit dem Generalsynodalrat und dem Generalsynodalvorstand stattgefunden. Zur Beratung stand die Frage nach einer gesetzlichen Regelung der freien Evangelistenthätigkeit. Diese Besprechungen mögen sehr interessant gewesen sein, wir hoffen stark, daß sie insofern fruchtlos verlaufen, als von einer gesetzlichen Regelung dieser zarten Sache abgesehen wird.

In allen preussischen Provinzen sollen Predigerseminare eingerichtet werden; in Hofsheimar wird für Hessen, und in Raumburg am Queis für Schlesien der Anfang gemacht. Das Versprechen derselben seitens der Staatsregierung datiert aus dem Jahre 1808. Unüberlegt kann jedenfalls dies Vorgehen nicht genannt werden. Wir danken es den Männern, die jetzt an der Spitze stehen, von Herzen, daß sie eudlich zur Einlösung dieser wichtigen Verpflichtungen schreiten.

Herr Generalsuperintendent Dr. Erdmann in Breslau hat den Charakter als Rat I. Klasse erhalten. Es ist mit dieser Verleihung die verwunderliche Erscheinung aufgeklärt, daß bei der Anwesenheit Sr. Majestät in Breslau zwar der Fürstbischof, aber nicht der Generalsuperintendent zur Tafel gezogen war. Es erstreckten sich nämlich die Einladungen nur auf die Räte erster Klasse. Es lag also nicht, wie einige meinten, eine Spezialzurückziehung vor, sondern es war die Unterlassung der Einladung des hochverdienten und in Schlesien so beliebten und verehrten Mannes nur eine konventionelle Folge der Generalszurückziehung der evangelischen Kirche in ihren Beamten. Die Gerechtigkeit Sr. Majestät hat nun sofort, nachdem der Fall zur Sprache gekommen ist, einen Ausgleich angebahnt.

In den ersten Jauuartagen ist in einer Sitzung der Bibelrevisionskommission die langjährige Arbeit zum Abschluß gebracht. Die revidierte Bibel wird nun gedruckt und von den Bibelgesellschaften verbreitet werden.

Von Interesse ist es, zu sehen, wie auch in anderen evangelischen Kirchen als in Deutschland dieselben kirchlichen Fragen allerlei Bewegungen veranlassen. In Frankreich haben sich die beiden Synoden der lutherischen Kirche, die von Paris und Mömpelgard, mit der Frage der Mischehen beschäftigt. Gegenüber der laxen Stellung des Oberkonsistoriums, das auch solche Ehen zu trauen gestattete, bei denen das Versprechen einer katholischen Erziehung aller Kinder gegeben sei, hatte die Pariser Pastoral Konferenz Stellung genommen. Die Mömpelgarder Synode nun nahm mit Majorität den Antrag an, daß die im Mai zusammentretende Generalsynode zu ersuchen sei, die Bestimmung zu treffen, daß nur dann die Trauung gemischer Ehen zu vollziehen sei, wenn die evangelische Erziehung aller Kinder zugesichert sei. Die Pariser Synode wollte es bei dem status quo belassen. — Beide Synoden berieten ferner die Wiedertrauung Geschiedener, erklärten die einfachen Vollzug der kirchlichen Trauung in jedem Falle, wo der Civilakt erfolgt sei, für unwürdig, und wollten eine kirchliche Wiedertrauung nur dem in dem Scheidungsverfahren für unschuldig erkannten Teile gestatten.

Viel eruster und kirchlich klarer hat sich der alte Gladstone in England ausgesprochen, der darauf hin von einem Amerikaner interviewt worden ist. Er verwirft jegliche Wiedertraumung des Geschiedener durch die Kirche und betont mit großem Ernst die Unverbrüchlichkeit des Gelübdes in der christlichen Ehe. Auch die gesetzlichen Schritte zur Erleichterung der Ehescheidung von 1857 haben einen ungunstigen Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit gehabt. Die Kirche muß hier eine energische Reaktion üben.

## Zeichen der Zeit.

### „Fremdwörter“ von Otto Kraus.

Früher sah man es als ein Zeichen genossener Bildung an, wenn jemand sein ehrliches Deutsch mit mehr oder weniger entbehrlichen Fremdwörtern, namentlich mit französischen Wörtern verzierte. Wer einen Blick in den Schiller-Goetheschen Briefwechsel wirft, kann sich davon überzeugen, daß diese Normal-Klassiker französische Wörter in ihr gutes Deutsch haben einfließen lassen, welche längst — vom Bürgerrecht zu schweigen — ihre Berechtigung als Beisassen verloren haben. Auch die deutsche Sprache, damals als der letzte Rest deutscher Einheit angesehen, entsprach wenig dem, was man in diesem unschätzbaren Kleinod unseres Volkes lieben und ehren soll. Heutzutage gilt es für die Aufgabe eines gebildeten Deutschen, sich nur unentbehrlicher Fremdwörter zu bedienen, etwa in dem Maße, als die Franzosen in Gebieten, auf welchen sie weniger zu Hause sind als wir, deutsche Wörter anwenden, z. B. *vermouth*, *bitter*, *chope*, *trinquer*. Da wo die Bildung in verdünntem Bestand sich geltend macht, pflegen die ehemaligen Böglinge höherer Bürgerschulen bei passenden Gelegenheiten im mündlichen wie schriftlichen Verkehr sich durch den Gebrauch von Fremdwörtern das Ansehen des höher gebildeten Mannes zu geben. Für diese Gesellschaftsschichten sind die Fremdwörter Glätteis. Ehe sich ein wohlmeinender Mann versieht, ist er gefallen, und wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen. Im Lustspiel ist der Mißbrauch der Fremdwörter im Munde von Kammermädchen und Bedienten ein immer wieder angewandtes Mittel, um auf billigem Wege Lachen zu erregen. Sanchu Panfa war bekanntlich ein Virtuos in diesem Mißbrauch. Wie haben wir Sekundaner über den Sanchu und seine Fremdwörterverunstaltungen gelacht, als wir zum erstenmale den vielgepriesenen und wenig verstandenen Don Quixote lasen. „Der lachende Philosoph“ läßt keine Gelegenheit vorbeiziehen, um von dem heitersten Fremdwörter-Mißverständnis zu erzählen. Beim Anschauen eines weiblichen Bildes rief ein Bewunderer: „Welch antiker Kopf!“ „Jo, jo,“ sagte eine Wiener Schöne, „sie ist halt überhaupt z'bid.“ Die Mainzer Klubbisten wurden ohne weiteres zu Kopisten gestempelt; aus einer Westalin machte man eine Westfalin. Ein reichgewordener Hamburger Besitzer von *apartements à louer* pflegte nach 1870 von einem Neffen zu sagen, der freiwillig aus *enbonpoint* in den Krieg gezogen sei: *dulce et decorum est pro patria moriri* — Und jener Geometer dritter Klasse, der bei schwierigen Aufgaben stets „komplex“ war, hat mehrere Arbeiten selten auf einem Blatte vereinigt, vielmehr jede Arbeit „*aparat*“ angefertigt. — Mit einer Kühnheit ohne gleichen hat ein Bürgermeister des Obertaunuskreises bei der Schwierigkeit, in einer von ihm entworfenen Polizeiordnung das Paragraphen-Zeichen in einigermaßen erkennbarer Gestalt auf das Papier zu bringen, den Ausweg gewählt und „Pfarrer-Graf“ geschrieben. Das geistliche und das weltliche Schwert, *imperium* und *sacerdotium*, scheint der gut römisch-katholische Bürgermeister in einer Polizeiordnung verfohrt gesehen zu haben. — Völlig sorglos hat noch im Jahre 1887, trotz allgemeiner politischer Bildung und täglicher Zeitungsleserei, ein ehrfamer Metzger den präsentations-

berechtigten Grafen seiner Heimat den „Patriot“ der Gemeinde B. genannt, er wollte Patron sagen.

Aber alle diese und unzählige andere Fehlschüsse, die mir in meinem Leben begegnet sind, verschwinden gegen den geradezu unererschöpflichen Reichtum, welcher der vorstreichen Unterhaltung des Rüstermeisters ist, eines Westerwälders, sein in weiten Kreisen bekanntes Dasein verdankt. Der Böttcher ist gehört zu den „wohlbefeibten Männern“, „mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen.“ Sein Blick ist nicht hohl und das Gegenteil von dem: „er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich“, läßt sich von ist ruhig behaupten. Mit einer staunenswerten Sicherheit greift der f. B. nicht einmal bis in die erste Klasse der höheren Bürgerschule aufgerückte ist nach allerlei Fremdwörtern. Es ist ein seltenes Vergnügen, dann und wann den keden, aber von seiner Keckheit nichts ahnenden Mann in der Unterhaltung mit gebildeten Männern zu sehen, und zwar im Gasthaus, wo ihm sein Steuerzettel, nicht aber sein Wissen Zutritt zur Herrenstube verschafft. Die Reuner der fremden Wörter liegen, wenn ist kommt, förmlich auf der Lauer, kein mißhandeltes Wort entgeht ihnen, es wird Buch geführt über die Ergebnisse der Sonntag-Abende. Was ich hier mitteile, sind ohne Ausnahme buchstäblich wahre Vorkommnisse.

Der Lauf eines Gesprächs führte den Herrn Rüstermeister auf die Frage nach den Angehörigen des mit ihm sich Unterhaltenden: „Ei, sagen Sie einmal, wie geht es denn Ihrer Schwägerin in Zürich? Hat sie denn immer noch die elliptischen Krämpfe?“ Auf die lächelnd erfolgte Bejahung der ersten Frage fuhr der Harmlose fort: „Ihr Schwager muß sich einmal an den Professor K. in Marburg wenden, der gehört zu den Koniferen der Wissenschaft. — Ich meine, womöglich immer in frischer Luft sein, müßte Ihrer Schwägerin helfen, sie hat ja eine Berandja am Hans. Die frische Luft hat meiner Schwester allein geholfen. Sie wissen doch, wie die immer zu Konfessionen nach dem Kopf und an historischen Anfällen gelitten hat.“ — Mit der frischen Luft allein ist es freilich nicht immer gethan. Das sah auch Herr ist recht gut ein, als eines Abends das Gespräch auf einen ehemaligen Schulkameraden kam. Der praktische Arzt Dr. Adernann hatte in seiner Jugend gleichfalls eine Zeit lang die höhere Bürgerschule besucht, in derselben viel Nützliches gelernt, auf der Hochschule aber sich dem Trunk so sehr ergeben, daß er zum „Standal der Menschheit“ herumging. „Und das Sausen kostet doch Geld! Ich weiß nicht, woher er die Magnete hat. Der Alkohohn richtet ihn noch ganz zu Grunde. Ich glaub, er stirbt noch am Destillirium.“ Als dieses genial erfundene Wort dem Munde des Rüstermeisters entquoll, brach ein solcher Sturm von Gelächter los, daß sich der gute Mann betroffen umsah. Wenn die Apotheker destillieren, warum sollen die Aerzte das nicht auch fertig bringen? Ob Herr ist so weit dachte, weiß ich nicht. Jedenfalls ärgerte ihn das Gelächter in hohem Grade, um so mehr, als er keine Ahnung von dem Grunde der Heiterkeit seiner Tischgenossen hatte. Wären nur einige wenige mit ihm am Stammtisch gewesen, so würde er sich wohl erlaubt haben, mit denselben „Faktur“ zu reden. Aber der großen Menge von Lachern gegenüber zog er es vor, sich an des Tisches Bord zu erbeugen und durch einen jähren Abschied den Herren jede Gelegenheit zu nehmen, ihn weiterhin zu „schadonnieren“. Fast rabiat verließ er die Herrenstube. — Ich habe hier zuletzt ein Fremdwort gebraucht, welches dem Rüstermeister auch schon in den Thron geklungen haben muß, denn er pflegt dasselbe in der Einstellung „Kawiat“ für das geschäftliche Wort Rabatt zu verwenden. — Den Luxus der Frauen in den unteren Ständen beurteilt Herr ist mit nachsichtloser Strenge. „Ich weiß nicht, der Luxus nimmt von Tag zu Tag zu, der Luxus hat Demissionen angenommen, von welchen man vor dreißig Jahren keine Ahnung gehabt hat. Jetzt setzen sogar die Nähmamsellen ein Pensée auf die Nase, im Haar haben sie Rämme von emittiertem Schildkrot, die Kleider sind mit Bolavent besetzt, in der Tanzstunde lernen sie den Winneweh (Wenwet), kurz, das ist ihre ganze Kultivition. Von Kelleket (Kellität) ist keine Rede mehr.“

Da Herr Aft viel mit den Beamten seiner kleinen Vaterstadt verkehrt, so ist es ganz begreiflich, daß seine Souveränität im Reich der Fremdwörter die jungen Militärpflichtigen zur Konstruktion (Konstriktion) kommen sieht, daß sich sein Nachbar wegen Bezahlung der Kontrolleur-Steuer (Kollateral- oder Erbschaftssteuer) prodogalisch vernehmen läßt, daß die Oberförster zur Haltung von Dienstpferden Panage (Jourage) beziehen, daß die Aufsicht über ein Schloß vom Kaplan (Kastellan) geführt wird, der alle Auslagen in spezifizierten Rechnungen zusammenstellen muß, wenn er ihre Degradur erwirken will. Die Herrschaft jenes Kaplans ist im Besitz großer Revüen (Revenüen), sie bezahlt ihre Diener bummerando (praenumerando) und läßt am Geburtstag des Fürsten das Schloß mit bulgarischem Feuer beleuchten.

Das Einerlei des winterlichen Lebens in der kleinen Landstadt ist eines Tages durch zwei Paare oberbairischer Naturfänger und Naturfängerinnen unterbrochen worden. Zum allgemeinen Ergößen wurde von diesen Leuten der Schuhplattl-Tanz ausgeführt. Zu der Erinnerung an diesen Tanz sprach der Küfermeister von den bairischen Plattfüßlern.

In Frankfurt am Main existiert eine vielbesuchte Restauration unter dem Namen der „Prinz von Arkadien“. Schwerlich war Herr Aft in den Jahren des Besuches der höheren Bürgerschule dem Mißverständnis ausgesetzt, daß auch Schiller in Arkadien geboren war. Um so leichter konnte es ihm fallen, ein Stellbichein im „Prinz von Arkadien“ zu verabreden. Wenn er nach Frankfurt reist, ist es Usus, daß er die fälligen Koppo (coupons) mitnimmt, bisweilen läßt er auch einen Wechsel akzeptieren. Unter den Bankiers hält er Rothschild für einen Auditeur (Autorität) ersten Ranges.

Herr Aft liebt es, von seinem Aufenthalt in großen Städten während seiner Lehrjahre zu sprechen. Bei diesen Mittheilungen setzt er auf Seiten der Zuhörer ein äußerst geringes Wissen voraus. Er weiß von einem durch die „verdeckten Polizeidiener“ (Geheimpolizisten) verhinderten Duell zu erzählen, und zwar nach der vertraulichen Mittheilung eines der beiden Adjutanten, dem er einst seinen Hawerrod (Havelock) geliehen hat. Er weiß auch von den Agitoren der Demokraten zu berichten. Daß diese Agitoren oft daran schuld sind, wenn die Arbeiter oder Gesellen irgend eines Berufsweiges anfangen zu streiken, ist keine dem Aft eigentümliche Beobachtung. Von solchem Streiken spricht alles Volk so lange, als man nicht so vernünftig ist, das Wort Streik im Zeitungsddeutsch allgemein einzubürgern. Bis jetzt ist dies nur in einzelnen Zeitungen geschehen.

Wenn Herr Aft eines Morgens die Wahrnehmung gemacht hat, daß sein Thermometer nicht mehr reanimiert, oder wenn er mit besorgter Miene klagt, daß sein Bruder in Stuttgart einen Katsunkel habe, oder wenn er dem Besitzer eines großen Gartens den Vorschlag macht, er möge doch hier und da Statuten aufstellen, so sind das Leistungen, die ihm nicht jeder Halb- oder Viertelsgebildete nachmacht. Das Fehlschießen setzt doch immer ein Ziel voraus.

Ah, möchte der treffliche Küfermeister sich durch kein Gelächter der Stammgäste einschüchtern lassen, immer wieder schlecht zu zielen und neben die Scheibe zu schießen. Ein Mann von solch absoluter Sicherheit im Sprechen, wie Herr Aft, ist geradezu unschätzbar.



## Neue Schriften.

### I. Politik.

— Das neue Reichsgesetz über die Erwerbs- und Wirtschafts-Genossenschaften vom 1. Mai 1889; bearbeitet von Dr. B. Zeller, großherzogl. hessischer Regierungsrat. (Wördlingen, Beck'sche Buchhandlung.) 1889. 224 S. 2 M.

Pastoren, Leuten der inneren Mission und konservativen Männern wird jetzt häufig an das Gewissen gelegt, daß sie sich mehr um das Genossenschaftswesen bekümmern sollen. Wie viel liegt da noch aus Schulze-Dehlig'schen Zeiten ganz oder größtenteils in liberalen Händen. Die konservative Partei und jeder um das Volkswohl besorgte Mann, der das Zeug dazu hat, sollte sich der Sache annehmen. Gerade in ländlichen Gemeinden soll sich der Pastor gegebenen Falls nicht davon zurückziehen. Geraten diese Genossenschaften in falsche Hände, so können sie eben so viel Schaden der Gemeinde bringen, als gut geleitet Nutzen. In der Hand ehrgeiziger Streber vermögen sie auch in den politischen Wahl- und anderen Kämpfen eine Macht zu werden. Auf solches Anbringen, Genossenschaften zu gründen, begegnet man aber oft dem Einwand: wie kann man uns das zumuten! Ich verstehe von solchen Dingen nichts. Große Studien über Gründung und Führung einer Genossenschaft, die ohnedies schon gerabe Arbeit genug macht, kann ich nicht machen. Da laß ich's lieber gehen. Nein, das sollen wir nicht. Die Arbeit ist auch gar nicht so groß, wie man sich vorstellt. Auf diesen Gebieten ist viel vorgearbeitet und zusammengefaßt, daß auch ein vielbeschäftigter Mann es fertig bringt, einen solchen Verein unter Beistand von Rechnern, Vorstand ic. zu leiten. Zu den trefflichsten Hilfsmitteln zur Kenntnisnahme der neuesten, die Genossenschaftsgesetzgebung so wesentlich besser ordnenden Gesetzgebung rechnen wir das vorliegende Werk des Gebiete der sozialen Reichsgesetzgebung (Reichsgesetz, betreffend Krankenversicherung, Unfallversicherung der Arbeiter, die

Ausdehnung der Unfallversicherung, die Fürsorge für Beamte und Soldaten in Folge von Betriebsunfällen u. s. w.) bekannten Regierungsrat Dr. Zeller in Darmstadt. Nach einer die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland darstellenden Einleitung (S. 1—28), in welcher auch des so viel vergessenen Dr. S. Kims Duber gedacht wird, folgen in zehn Abschnitten knapp und klar die Bestimmungen des neuen Reichsgesetzes vom 1. Mai 1889 nach den Motiven, Kommissionsberichten und Reichstagsverhandlungen, unter Berücksichtigung obertrichterlicher Entscheidungen dargestellt. Den Schluß bildet ein gutes Sachregister, um in gegebenem Falle in einer Minute sich über eine zweifelhafte Materie Aufklärung zu holen. Schreiber dieses, in etwas in der Darlehnskassenleitung praktisch erfahren und thätig, hat bei der jetzigen Ueberleitung des Genossenschaftswesens aus der alten in die neue Form, welche sich bis zum 1. Oktober 1889 vollziehen sollte, immer das Buchlein mit Erfolg zur Hand genommen. Wir empfehlen es dadurch auch anderen Freunden der Genossenschaft, oder solchen, die es werden wollen.

A.

F.

— Agrarpolitische Zeit- und Streitfragen. Vorträge, Referate und Gutachten von August von Miaszkowski. (Leipzig, Verlag von Dunder und Humblot.)

Wer der deutschen Agrarpolitik der letzten zehn Jahre mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird in diesem Sammelband von 12 Vorträgen und Abhandlungen manches Bekannte finden. Der Band, dem Professor Georg Hansen in Göttingen zum achtzigsten Geburtstag gewidmet, enthält: 1) Sozialpolitisches aus den Schweizer Alpen. 1880. 2) Die Lage des Bauernstandes in Preußen. 3) Die gegenwärtige Lage der deutschen Landwirtschaft. 1882. 4) Die Grundeigentumsverteilung und Erbrechtsreform in Deutschland. 1882. 5) Das Ackerbaurecht und das künftige bürgerliche



Gehebnach für das Deutsche Reich. 1886. 6) Die Güterübergabe. (Akteuteils-) Beträge. 1887. 7) Die Mäßigkeits-Bestrebungen und die Branntwein-Steuerreform. 1885. 8) Ueber Rentengüter. 1885. 9) Zur Währungsfrage. 1886. 10) Das ländliche Genossenschaftswesen in Preußen. 1887. 11) Die Erziehung der landwirtschaftlichen Schützlinge. 1887. 12) Der Bauer auf dem Lande und die Organisation des ländlichen Kredits.

Die wichtigsten Fragen, welche auf dem Gebiet der Agrarpolitik in den letzten Jahren verhandelt sind, sind also in diesen Vorträgen und Tractaten berührt. War doch Verfasser als Mitglied des preussischen Landesökonomie-Kollegiums und des deutschen Landwirtschaftsrates berufen, zu wiederholten Malen sein Votum in entscheidender Stunde mitzugeben. Die Erwägungen, aus denen er sich bei seinen Abstimmungen und Handlungen hat leiten lassen, kennen zu lernen, ist auch dann empfehlenswert, wenn man sich seiner Meinung nicht anschließen kann. So ist z. B. bekannt, daß Miaskowski ein Gegner der Kornzölle ist, weil er auf die Dauer sich keinen Erfolg von denselben für die Landwirtschaft versprechen kann. Seine auch von anderen statt dessen geplante mittlereuropäische Zollunion hat bisher an maßgebender Stelle noch keine Billigung gefunden. Bekannt ist, daß Miaskowski sich um die Klärstellung der bäuerlichen Verhältnisse in Deutschland große Verdienste erworben hat.

— Berliner Arbeiterbibliothek. Herausgegeben von Max Schippel. (Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“.)

I. Heft. Ein sozialistischer Roman. (Ein Rückbild. 2000—1887.) Nach dem Amerikanischen des Edward Bellamy. 32 S. 15 Bfg.

II. Heft. Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung. Von Max Schippel. 32 S. 15 Bfg.

III. Heft. Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. Von Clara Zetkin (Paris). 40 S. 20 Bfg.

IV. Heft. Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. Von Ossip Zetkin-Paris †. 48 S. 20 Bfg.

V. Heft. Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung. Von Ossip Zetkin-Paris †. 48 S. 20 Bfg.

VI. Heft. Die Hausindustrie in Deutschland. Ihre Entwicklung, ihre Zustände und ihre Reform. Von Paul Kampffmeyer. 32 S. 15 Bfg.

VII. Heft. Junker und Bauer. Zur Entwicklung unserer Agrarverhältnisse. Von Paul Kampffmeyer. 32 S. 15 Bfg.

Es ist hier nicht der Ort, die sozialistische Idee, soweit sie auf dem Boden des Landes Utopien sproßt, ad absurdum zu führen. Wenn freilich der Mensch ein Uhrwerk wäre, das man nur aufziehen braucht, um prompt seinen achtstündigen Arbeitstag zu leisten, bei dem jede Unregelmäßigkeit, jedes Losgehen einer Schraube oder Ausbrechen eines Fadens ausgeschlossen und dessen

Mechanik außerdem in allen Teilen bei sämtlichen Exemplaren dieselbe ist, dann wäre der sozialistische Zukunftsstaat nicht nur durchführbar, sondern die einzig gebotene Staatsform. Nun aber hat der Mensch eine Individualität, er hat eine Seele; diese beiden Faktoren sind im Zukunftsstaate nicht mit in Rechnung gezogen, für sie ist dort, wo Materialismus und Atheismus die Grundlage bilden, kein Raum. Da beide aber durch bloßes Leugnen so wenig verschwinden werden, als durch die „natürliche Zuchtwahl“, so ist der Zukunftsstaat, wie er sich in den Köpfen der sozialdemokratischen Politiker malt, unausführbar, und diese letzteren selbst im besten Falle betrogene Betrüger. — Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß unser Staat, wie er jetzt ist, ein vollkommener ist; vielmehr wird er gar nicht umhin können, der gänzlich veränderten Wirtschafts- und Produktionsweise unserer Zeit grundsätzlich und aus freien Stücken Rechnung zu tragen, und nach ihr eine durchgreifende Umbildung in der Richtung des Staatssozialismus vorzunehmen, von der eine wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung der zunächstliegende, aber nur ein Teil sein muß!

Hiernach kann ich die „Arbeiterbibliothek“, von der die oben bezeichneten ersten sieben Hefte vorliegen, als das, wofür sie sich nicht, nicht empfehlen. Es erscheint mir geradezu frevelhaft, dem Arbeiter, dem eine Scheidung zwischen Wahren und Falschem hier naturgemäß sehr erschwert ist, ein verlockendes Trugbild vom Zukunftsstaate vorzuspiegeln, wie dies z. B. No. I thut. Um so gewissenloser ist diese Art, als es sich dabei eingehendermaßen für die gegenwärtige Generation nur um die Erregung von Unzufriedenheit handelt. Dieser Zug, dem Bebel im Reichstage die klassische Beize gegeben hat, zieht sich auch durch alle diese Hefte. Die Gewerkschaften (No. II) sollen als eine ihrer Hauptaufgaben, „Aufklärung schaffen, die verdammt Bedürfnislosigkeit“ als das kulturfeindliche erweisen und neue Bedürfnisse wecken.“ In No. V wird die „unvergleichlich aufreizende Wirkung“ einiger namhaft gemachter sozialdemokratischer Schriften gerühmt. Daß bei diesem obersten Zwecke die innere Wahrheit der vorgenannten Lehren oft absichtlich außer Acht gelassen wird, ist kaum zu verwundern. Hier leistet besonders Heft III und VII Unlaubliches; in ersterem findet sich z. B. die Behauptung, daß „das Christentum zur Verkrüppelung und Knechtung des weiblichen Geschlechts sehr viel beigetragen“ (1), und das letztere, mit dem bezeichnenden Titel „Junker und Bauer“, liest sich besonders auf den ersten Seiten für jeden nur halbwegs unerrichteten Kenner der deutschen Kulturgeschichte wie eine Satire, — ist auch eine Satire, insofern sich die Sozialdemokratie hier als Vorkämpferin des freien Bauernstandes, einmal sogar des preussischen Königtums (1) aufspielt. Auch ein direkter Widerspruch in der Theorie wird, da der zu bearbeitende „Arbeiter“ ihn schwerlich bemerken wird, gelegentlich nicht vermieden, wenn er gerade zu dem aufreizenden Zweck paßt. So wird in Heft III in Konsequenz der sozialistischen Idee die Frauenemanzipation mit wärem Feuer-eifer getreibigt: „Die Frau darf sich nicht länger

hinter den häuslichen Herd vertrieben, sie muß in der Gesellschaft leben, an die Stelle der einseitigen, engherzigen, tief egoistischen Familienliebe muß das allgemeine Solibilitätsgefühl treten"; „die angebahnte Emanzipation vom Kochtopfe muß zu Ende geführt werden“ „trotz aller speißbürgerlichen Deulmeierei“; „die ökonomischen Thatfachen kümmern sich den Teufel um das, was wir wünschen, sie fragen nicht danach, ob Ding oder Kunz in sentimentaler Verzopfttheit die Frau ans Haus gebunden wissen will.“ Trotz dieser (auch als Stilproben beachtenswerten) Stellen in Hest III, die mit der sozialen Theorie ganz in Einklang stehen, bringt es Hest II fertig, im Interesse eines kürzeren Arbeitstages die Arbeiter darauf hinzuweisen, „wie sie das Familienleben gerüden, wenn sie nicht darauf sehen, auch für Frau und Kinder täglich ein paar Stauden zu erübrigen.“ — Hest IV und V sind als geschichtliche Bilder des französischen Sozialismus interessant, wenn auch alles durch die Parteilichkeit des Kollektivismus Marxismus betrachtet ist, der in Frankreich bekanntlich in der Minorität ist. Interessant ist auch besonders der Blick in die inneren Zwistigkeiten der Partei, in die persönlichen Intriguen und Machenschaften, so daß hier so gut wie anderswo in Blüte stehen, so daß selbst bei überzeugungstreuen Sozialisten, wie der Verf. zugeben muß, die Personenfrage oft das Prinzip schlägt. Sollte diese Erfahrungsthatfache nicht schon allein eine zweifelhafte Vorbedeutung für den Zukunftsstaat sein? Hest IV ist beachtenswert wegen seines Gegenstandes, da die Hausindustrie in der That eine Reihe der schwersten Schäden beherbergt und einer fortgesetzten Reform, so schwierig sie sein mag, dringend bedarf. Im Uebrigen ist dies Hest wie auch das folgende wegen der in ihnen angewandten „wissenschaftlichen“ Methode noch weniger erquicklich wie die übrigen.

Sind daher diese Schriften als „Arbeiterbibliothek“ schlechterdings nicht zu empfehlen, da sie nicht einmal der vielgerühmten „Aufklärung“, sondern lebighch der Aufreizung des Klassenhasses dienen, um so ein „Ideal“ verwirklichen zu helfen, das thatsächlich nie erreichbar ist, so kann urteilsfähigen Lesern ihre Verträge doch nur von Nutzen sein. Wer sich über die sozialistische Theorie ein Urtheil bilden will — und daran muß heutzutage Jedem gelegen sein — der thut besser, wenn er diese kleinen Heste zur Hand nimmt, als eins der grundlegenden sozialistischen Werke mit gelehrtem Anstrich. Denn hier hat er den praktischen Extrakt, sozusagen den grünen Baum des Lebens, der aus den grauen Theorien hervorgeproßt ist. — Daß dieser „grüne Baum“ selbst nicht lebenskräftig ist, wenigstens nicht im Stande, je brauchbare Früchte zu tragen, ist ja zweifellos wahr; aber durch äußere Mittel und Ausnahmegelege ist er nicht umzubauen, hier nützt nur ein geistiges Schwert. Um das anzuwenden, muß er aber erst in allen seinen Lebensbedingungen und Eigentümlichkeiten genau erkannt sein — und dazu kann auch die „Arbeiterbibliothek“ gegen ihren Willen gute Dienste leisten.

A. W.

## 2. Kirche.

— Biblische Litteratur (Kritik und Erklärung).

Auch die Laienwelt muß an den großen Fragen, welche sie und je aus dem theologischen Gebiete ausgefochten werden, einigermaßen teilnehmen. Sie müssen es alle wissen, daß es sich dabei um Grundlagen des Glaubens handelt, den man seit 1800 Jahren den Christlichen genannt hat. Von besonderem Interesse dabei aber ist die biblische Kritik, auf welche gestützt, die negative liberale Theologie in der Gegenwart den Anspruch erhebt, diejenigen Voraussetzungen des beregten „christlichen“ Glaubens wissenschaftlich widerlegt zu haben, welche in der Annahme des geschichtlichen Charakters, also der Echtheit der biblischen Schriften, liegen. Die positive Theologie hat hier eine boppelte Aufgabe: einmal den kritischen Gegnern auf dem historischen, dem litterargegeschichtlichen Felde entgegenzutreten, um ihre Gründe als Scheingründe zu erweisen und dann die Wahrheit selbst, den erbaulichen Gehalt der Bibel immer wieder von neuem darzustellen in wissenschaftlichen und praktisch-erbaulichen Kommentaren. Wie es nach diesen beiden Seiten in der Gegenwart aussieht, wird uns die nachfolgende Umschau zeigen.

Zunächst gilt es über die grundsätzliche Stellung zur Bibelkritik zu orientieren. Rein wissenschaftlicher Mensch kann dieselbe zuwiderweisen. Das Evangelium ist wesentlich Geschichte und hat darum eine Seite an sich, die der objektiven wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen ist. Kritik aber ist die Grundlage alles wissenschaftlichen Verfahrens. Prof. D. Rob. Kübel lehrt uns in einem Vortrag „über das Wesen und die Aufgabe einer bibelgläubigen Theologie“ (Stuttgart 1889, J. F. Steinkopf, 0,80 M.). In seinem Lehrges. Der Geist und Sinn tritt er mit Wärme für die Einzigigkeit der hl. Schriften ein, deren Charakter auch von der Wissenschaft respektiert werden müsse, welsch letzterer er andererseits gleichfalls ihr Recht wahren will, da ihr die menschliche Seite der hl. Schriften unterworfen ist. Allein wenn wir demnach menschliche Seiten und auch menschliche Schwächen an der Bibel anerkennen, wo ist die Grenze für das Göttliche und das Menschliche? wo also die Grenze für die Autorität der Bibel? Kübel behandelt uns diese Frage zu sehr in allgemeiner dogmatischer Weise und es scheint ein wunder Punkt seiner Stellung getroffen zu sein, wenn in einem „Offenen Brief an Herrn Prof. D. Rob. Kübel in Tübingen“, betitelt „Zur Bibelfrage“ von einem schwäbischen Theologen (Stuttgart, A. Franckisch & Cie., 0,75 M.) gesagt wird: Auch wir (der schwäbische Theologe vertritt die moderne Theologie) wollen eben gerade diesen Unterschied, diese menschliche Seite der Bibel zur Anerkennung bringen, wir rechnen nur noch etwas mehr dazu als Ihr, nämlich z. B. auch des Paulus Vorstellungen von Gott, seinen Auferstehungsglauben u. dgl. Dabei spricht der schwäbische Theolog mit religiöser Wärme und in weitgehender Aneignung „christlicher“ Ausdrücke und in durchaus würdigem Tone

der Polemik, so daß seine Darstellungen wohl Einbruch zu machen imstande sind.

Wenn wir nun von einem wunden Punkte bei Kübel reden, so soll damit keineswegs jene Scheidung zwischen Göttlichem und Menschlichem in der hl. Schrift überhaupt gemeint sein, als ob das eine zu weitgehende Konfession an die Wissenschaft sei, wie mancher gläubige Laie denken mag, sondern wir halten es für die Aufgabe der Theologie der Gegenwart, — und sie ist uns eben bei Kübel nicht tief genug erfährt, — greifbare Momente aufzustellen, in denen das Menschliche der biblischen Schriftsteller erkannt wird. Zwei Punkte sind es, die hier zu erwägen sind: Erstlich ist die Entwicklung der religiösen Literatur überhaupt, die Gesetze für dieselbe, aus Grund der vergleichenden Religionswissenschaft noch viel eingehender zu behandeln, als es bisher geschehen ist, und zweitens sind die individuellen, menschlich und zeitlich begrenzten Anschauungen der biblischen Verfasser aus Grund einer genauen Geschichte der wissenschaftlichen Begriffe und des wissenschaftlichen Verfahrens klar zu stellen. Wenn z. B. die Geschichte der Historik zeigt, daß der Begriff der historischen Genauigkeit in unserem heutigen Sinn ein moderner ist, daß es erst der Entwicklung des modernen Geisteslebens seit dem 16. Jahrhundert vorbehalten war, bei dem Bericht über Thatfachen der Vergangenheit neben der inneren Entwicklung auch die äußeren Rebenumstände für wichtig zu halten, — und wenn wir ferner davon ausgehen, daß der hl. Geist sich menschlicher Werkzeuge bedient, die er nicht vorher außer ihrer Anschauungen und Kenntnisse auf natürlich-geistigem Gebiet entwickelte, so werden wir uns viel unbefangener zu den von der Kritik so übel aufgenommenen kleinen Ungenauigkeiten, Versetzen und Differenzen bei den biblischen Schriftstellern verhalten. Doch dieser zweite der beiden aufgezählten Punkte ist in der Theologie bisher noch gar nicht berücksichtigt. Mehr dagegen der erste. Und es ist das besondere Verdienst eines schwedischen Theologen, bei seinen kritischen Erörterungen von dem allgemeinen religionsgeschichtlichen Standpunkte ausgegangen zu sein. Wir meinen das treffliche Werk des Schweden Class Elis Johansson in Uppsala: Die heilige Schrift und die negative Kritik. Ein Beitrag zur Apologetik. Deutsch von P. Joh. Claussen. Mit einem Anhange über rechte und falsche Verteidigung der Bibel von Franz Delisich. (Leipzig, 1889. Dörfling & Francke. 4 M.) — Diese ebenso besonnene, weitsichtige als eindringende Schrift behandelt im 1. Abschnitt sehr richtig die gegen die Bibel gerichteten Weltanschauungen und die daran sich anschließenden negativen Kritiken. Nicht die historischen Bedenken sind es, welche zuerst Anlaß zur negativen Kritik gegeben haben, sondern der heidnische, rationalistische, pantheistische Unglaube, der sich der biblischen Wahrheit zu entwinden suchte. Diese ungläubigen Richtungen werden sehr klar und übersichtlich entwickelt, sie liefern (2. Abschnitt) die Voraussetzung der negativen Kritik. Im 3. Abschnitt wird dann Geschichtsschreibung und nationale Menschenbildung unter dem besonderen Gesichtspunkt

ihrer allgemeinen historischen Bedingungen betrachtet, und das im 4. und 5. auf die negative Kritik des A. T. und des N. T. angewendet. Daß neben den hauptsächlichsten deutschen Bibelgegnern auch der Schwede Hubberg besonders berücksichtigt wird, rückt die ganze Behandlung doch dem deutschen Leserkreis nicht ferner. Ausdrücklich sei bemerkt, daß der gebildete Laie mit christlichem Interesse auf keine wesentlichen Schwierigkeiten des Verständnisses stoßen wird.

Wenden wir uns von diesen grundsätzlichen Erörterungen zu speziellen Fragen der neutestamentlichen Kritik. Zwar sind es Voraussetzungen, von denen auch die negative Kritik ausgeht, von denen eben alle Wissenschaft ausgehen muß und sich damit unsäglich erweist, über die eigentlichen Lebensfragen des Menschen zu entscheiden. Und den ungläubigen Voraussetzungen der Gegner stehen die Voraussetzungen des Glaubens gegenüber. So geht es aus Johansson's Buch hervor, so spricht es auch unumwunden Kübel in seinem Vortrag aus. Doch das schließt nicht aus, daß wir auf alle einzelnen Einwürfe der Gegner mit wissenschaftlicher Prüfung eingehen. Zwei neuerer „Händlein“ sind hier zu nennen, neben dem alten Problem der Evangelienentstehung. Auf das letztere bezieht sich: Kephias der Evangelist, Studien zur Evangelienfrage von Th. S. Wandel, ev. luth. Pfarrer (Leipzig, 1889. Dörfling & Francke. 2 M.). Es ist eine „Studie“ von sehr gründlicher und sehr gelehrter Art, aber in einer etwas originellen Kürze nicht immer ganz leicht verständlich. Auf eingehende Untersuchungen des Markusevangeliums in seinem sprachlichen Charakter und der berühmten Baptisamentstunde bei Eusebius (deren willkürliche Behauptung traditionell geworden ist, so daß auch „große Leute“ wie Ab. Jarnack ungläublich naiv damit umspringen) baut der Verf. seine Ansicht von einer viel stärkeren Abhängigkeit des Markus- und Lukas-evangeliums von Petrus als sonst angenommen wird. Einige Behauptungen scheinen gewagt und nicht immer mit zureichendem Grunde versehen. Immerhin ein wertvoller Beitrag zur Evangelienforschung! — Die beiden neuen Händlein aber sind 1) die Entdeckung E. Wischers, daß die Offenbarung St. Johannis aus der Bearbeitung einer jüdischen Apokalypse entstanden sei. Diese Entdeckung hat einen Anonymus zu einer kleinen Schrift veranlaßt: Die Offenbarung St. Johannis des Theologen und des Tier 666. (Wiesbaden, 1889. Chr. Varnbarth. 1 M.) — in der er aus dem Text unserer Offenbarung drei verschiedene Bücher macht, die er auch gleich für und fertig hinter einander abdruckt: seine hebräische Apokalypse aus der Zeit des Pompejus, 63 v. Chr. in Judäa, Einnahme Jerusalems und des Tempels, 2) Griechisch-jüdische Apokalypse aus der Zeit des Caligula, 3) die Johannevangelienapokalypse um 60 herum; sie besteht wesentlich aus den sieben Sendschreiben und Stellen aus Kap. 4, 8 und 22. Endlich kommt in Anfang des 2. Jahrhunderts der Schlussredaktor und stellte das Buch fertig, die von ihm herrührenden Abschnitte und Verse werden gleichfalls zusammen gedruckt. Am Schluß des kleinen Buches, in dem diese Zusammenstellung

gegeben ist, findet sich eine Zusammenstellung von über 100 Erklärungen der Zahl 666, mit allerhand beißendem, leider nicht ungerechtem Spott über verdrehte Auslegungen unmaßhärner Christen. — Widerlegungen der Bisherschen Hypothese vom positiven Standpunkte aus sind uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Und sie läßt sich ja auch nicht widerlegen, weil sie sich nicht beweisen läßt. Es ist eben eine Hypothese, und es ist Geschmacksache, ob einem dabei „die Schuppen von den Augen fallen“ oder nicht. Dagegen liegt uns die Beleuchtung der anderen, der vorhin erwähnten zwei modernen Hypothesen vor, die sich auf den Galaterbrief bezieht: die jüngste Kritik des Galaterbriefes auf ihre Berechtigung geprüft von D. J. Gloel, D. und Prof. d. Th zu Erlangen (Erlangen und Leipzig, A. Teichert [H. Böhm]. 1890. 96 S.). — Die Frage, um die es sich dreht, ist folgende: Als der Tübinger Baur fast das ganze Neue Testament kritisch zersplüßte, ging er von der Voraussetzung eines scharfen Gegensatzes zwischen der heidnischchristlichen und jüdischchristlichen Kirche in der apostolischen Zeit aus. Erstere ist ihm repräsentiert durch Paulus und seine achtten Briefe: der an die Römer, die an die Korinther und der an die Galater. Ihnen steht als jüdischchristliche Schrift die Offenbarung Johannis gegenüber. Die Echtheit jener 4 großen Paulusbrieve stand danach unangefastet da (ein Angriff Bruno Baur's wurde nie ernst genommen), und die ganze negativ-kritische Ansicht der Tübinger vom apostolischen Zeitalter stützte sich darauf. Wer sich nun kritische Sporen verdienen wollte, der mußte hier einsteigen. Und das hat denn auch ein Schweizer Theologe Steck gethan. Er hat den Brief an die Galater (und damit auch die drei andern) als unecht behauptet und sie in das zweite Jahrhundert versetzt, in die Zeit, als man aus dem wirklichen Paulus, um ihn auch den Judenchristen annehmbar zu machen, jenen wunderbaren Heros zusammengedichtet habe, den wir jetzt als Apostel Paulus verehren. Gloel legt diese ganze Frage sehr klar geschichtlich dar, berichtet von der einmüthigen Abweisung, welche Steck bei den deutschen Kritikern erfahren hat, während die liberalen Holländer ihm beistimmen, und prüft endlich die Beweisgründe und das Beweisverfahren Stecks. Das letztere ist dasselbe windige Aufstellen leerer Behauptungen, die alle gestützt sind durch eine erdichtete Gesamtschauung, wie wir es von der Naturwissenschaft her z. B. an einem Hädel kennen. Das schwer wiegende Zeichen für unsere Zeit liegt darin, daß man wagen darf, derartiges jetzt als „Wissenschaft“ auszusprechen. Gloel hat dagegen das richtige Verfahren eingeschlagen. Er hat allen Jörn und Spott, den Steck's Art und Weise hervorruft, zurückgedrängt und in rein sachlichem Beweisen das Willkürliche und Widerspruchsvolle auf das Ueberzeugendste an das Licht gestellt. Schlimmer konnte sich der „Theologe“ Steck nicht prostituierten als durch die Kritik an Paulus und seinen Briefen: das wird das Urtheil jedes unparteiischen Lesers sein. Und doch! — trotz der Abweisung grade auch von negativer Seite wird Steck's Hypothese

nicht abgethan sein. Denn die Feindschaft gegen das Kreuz Christi wird instintiv fühlen, daß ihr hier eine viel brauchbarere Waffe geboten als von den Tübingern. Und das ist ja doch der Zweck des Ganzen. Die Gloel'sche Broschüre sei hiemit allen Theologen und Männern mit theologischer Bildung angelegentlich empfohlen.

Wer sich in die Fragen nach Entstehung und Charakter der biblischen Schriften überhaupt vom Standpunkt der modernen, aber entschieden gläubigen Forschung einführen lassen will, dem sei dazu empfohlen: Einleitung in die Bibel von D. A. Schlatter, Prof. in Greifswald. (Galm und Stuttgart, 1889. Vereinsbuchhandlung. 3 M.). — Allerdings verwaht sich der Verf. dagegen, daß er eine Popularisierung der Wissenschaft geben wolle. „Das Buch sollte seinem Titel treu bleiben und wirklich in die Bibel hineinleiten.“ Doch kann er natürlich an den Unterforschungen über Herkunft u. f. w. den biblischen Büchern nicht vorbeigehen. Sein Verfahren dabei hat auch auf positiver Seite nicht ungetheilten Beifall gefunden; in einem Schweizer Blatte hat es durch den Angriff eines ersten christlichen Laien eine Fehde gegeben. Und auch wir können nicht immer für alles im einzelnen einsteigen; es sei nur auf die etwas läßliche Stellung zu den Pastoralbriefen verwiesen. Aber die ganze Stellung zur heiligen Schrift ist eine höchst anmutende, aus tiefer Ueberzeugung von dem göttlichen Leben derselben hervorgegangen. In der Einleitung heißt es: „Jedermann muß sich mit gewisser und klarer Erkenntnis auf die Frage Antwort geben: wozu ist die Bibel da? nicht: wie und wann sie entstanden? sondern: wozu habe ich sie zu gebrauchen? was ist der Zweck Gottes, und deswillen sie in meinen Händen liegt? . . . Haben wir erkannt, daß die Bibel nur dazu gegeben ist, damit wir durch sie weise werden zur Seligkeit durch den Glauben an Jesusum Christ, so ist diese Einseitigkeit unvergleichlich wichtiger und wertvoller, als wenn uns die Geschichte der Bibel mit all ihren Mädeln durchsichtig und bekannt würde.“

— Die Laienpredigt und der Pietismus in der lutherischen Kirche. Zwei Vorträge nebst einem Nachtrag von Pastor E. Bader. (Gätersloh 1889. E. Bertelsmann.) 1 M.

In einer kirchlichen Zeitschrift trafen wir nach beendeter Lektüre der kleinen Schrift eine Kritik, welche die folgenden Sätze enthält: „Der Verf. sucht nachzuweisen, daß die Laienpredigt als Ausübung eines notwendigen Charismas, falls sie sich der amtlichen Ordnung der Gemeinde anschließt, schon an sich nicht christl. und bekenntniswidrig; ja er meint sogar, daß Schrift und Bekenntnis sie fordern, falls sie dem Rufstand fehlender rechter Predigt und Seelsorge gegenübertritt. Wir zweifeln jedoch daran, daß ihm der Nachweis dieser Sätze gelungen ist. Dagegen ist die Schilderung der Fehler und Mängel der modernen Laienpredigt sowie der falschen Lehre und bedenklichen Prognis der Laienprediger, ebenso gelungen, wie die vortreffliche Schilderung des Pietismus im zweiten der beiden Vorträge.“ — Wir möchten

diese Kritik lieber umkehren und sagen: was Wader prinzipiell über Recht und Pflicht der Laienpredigt beibringt, enthält vortreffliche Gedanken. Dagegen ist die Schilderung der Laienpredigt, die er gibt, in vielen Zügen kein Bild, sondern ein Herrbild. Und es wäre leicht etwa von der Geistlichkeit einer Provinz eine ähnliche Schilderung zu entwerfen, wahr und doch unwahr zugleich. Ein gewisses Maß pietistisches Deles kann man gerade der lutherischen Kirche nicht dringend genug wünschen, die so vielfach in der Ansehung steht, in Scholastik und „leere Nüchternheit“ (mit Geibel geredet) zu versinken. Auch die kirchliche Ordnung, so wünschenswert sie ist, hat doch nur so lange Recht, als sie dem höchsten Zweck der Kirche wirklich dient. Hört sie auf, das zu thun, so hat nicht Luther nur, sondern jeder Vaie das Recht, sie zu umgehen oder zu durchbrechen. Wenn „nur Christus gepredigt wird!“

### 3. Kirchengeschichtliches.

— Urkundenbuch der evangelisch-reformierten Kirche in Rußland von D. Hermann Dalton. (Gotha, Fr. A. Perthes.) 1889. XV und 429 S. 7 M.

Das vorliegende Werk bildet den II Band der „Beiträge zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland“, die der als Vortragsprediger evangelischen Bessens in Rußland, wie als geistvoller Publizist gleich rühmlichst bekannte Verfasser herauszugeben unternommen hat. Es ist ein gutes Zeichen für den Geist, der in der russisch-evangelischen Diaspora herrscht, daß derselbe Mann, der uns hier das Urkundenbuch seiner eigenen, der reformierten Kirche bietet, vor zwei Jahren als I. Band der „Beiträge“ auch die Verfassungsgeschichte der lutherischen Schwesterkirche in Rußland schreiben konnte. Dadurch wird wieder bewiesen, daß beide Kirchengemeinschaften sich stets eins fühlen, wenn sie, wie in Rußland, von einem gemeinsamen äußeren Feind bedroht und bedrückt werden. In diesem Sinne hat die russische Fremdherrschaft gute Wirkung gethan. — Das hier zu behandelnde Buch hat zunächst eine äußerst praktische Bedeutung: es will die reformierten Gemeinden in Rußland, speziell deren Vertreter, die Kirchenältesten, orientieren über das, was nach russischen Gesetzen für sie Recht und Pflicht ist, damit die Unsicherheit, die bei vorkommenden Streitfällen überall auch im eigenen Lager sich zeigt, einmal aufhöre. Aus diesem Grunde sind den Verfassungsurkunden auch die reformierten Bekenntnisschriften, soweit sie für die russischen Gemeinden in Frage kommen, hinzugefügt, nämlich der Heidelberger Katechismus, die zweite helvetische Konfession, das Glaubensbekenntnis der französisch-reformierten Kirche und der Vergleich von Sendomir. Die Gemeinden und ihre Vertretungen sollen sich, das ist der Gedanke, nicht nur der vom Staate gewährtesten äußeren Verfassung ihrer Kirche klar bewußt werden, sie sollen auch stets eingedenk bleiben des Glaubensinhaltes, den ihnen diese ihre Kirche bietet. — Im Hinblick auf diesen praktischen Zweck des Buches hätte der Verfasser sich mit Abdruck und etwaiger

Erläuterung aller der Bestimmungen, die noch jetzt in Kraft und Geltung stehen, begnügen können. Das ist aber glücklicherweise nicht geschehen, und so haben wir nun ein Werk erhalten, in welchem die Geschichte der reformierten Kirche in Rußland sowohl im allgemeinen, wie der einzelnen reformierten Gemeinden im besonderen an der Hand des urkundlichen Materials dargestellt ist. Das Bild, das durch diese Urkundenstücke erweckt wird, ist zwar nicht unbelannt, aber es wirkt um so größer, als es eben Aften sind, den russischen Gesetzsammlungen entnommen, denen der Verfasser nur die Entstehungsgeschichte, etwaige Erklärungen und ihr weiteres Geschick hinzusetzt, ohne selbst auf eine Kritik ihres Inhaltes einzugehen. Wir sehen, wie bei Ausbeugung des Ebits von Rantes (1685) auch Rußland dem Beispiel des Großen Kurfürsten folgt und durch einen „Paß“ den französischen Hugonoten Asyl und freie Religionsübung bietet; wie dann Peter der Große gar ein „Manifest“ erläßt, um Fremde jeglicher Konfession „anzuregen, zu uns zu kommen und sowohl in unsern Dienste, als auch in unserm Lande zu verweilen“, mit der Bestimmung, daß dasselbe „überall verkündet, gedruckt und in ganz Europa veröffentlicht werde.“ Als etwas ganz Selbstverständliches wird denen, die diesem Ruf Folge leisten, versprochen, „daß wir nach der uns von dem Allerhöchsten verliehenen Macht und keine Vergewaltigung über die Gewissen der Menschen zu schenken kommen lassen wollen und gerne jedem Christen es überlassen, sich um die Errettung seiner Seele zu sorgen. Und so wollen wir fest darauf achten, daß auch früherer Gewohnheit niemand, sowohl in seiner öffentlichen, als auch in seiner privaten Ausübung des Gottesdienstes gehindert, sondern dabei erhalten und gegen jede Störung geschützt werde.“ Unter Peters Nachfolger wurden diese Bestimmungen als zu Recht bestehend anerkannt, evangelische Gemeinden konstituierten sich, sie kolonisierten das Land, machten Industrie und Künste dort heimisch und waren stets die treuesten Stützen der russischen Monarchie. Erst mit dem Erwachen der panslavistischen Idee im Bunde mit der griechisch-orthodoxen begann das Zurückwärtigen der früher unter Verpöndungen ins Land gebetenen Elemente fremden Stammes und Glaubens, das neuerdings je mehr und mehr den Charakter einer offenen Verfolgung anzunehmen scheint. — Pobedonostseffs Antwort an die Evangelische Allianz ist bekannt, nicht minder Daltons offenes Sendschreiben an den ersteren, das inzwischen erschienen ist. Ich schließe mit einem schönen Worte Daltons (S. 56), dem ich von ganzem Herzen seine Bestätigung durch die Geschichte der Zukunft wünsche: „Es regen sich in der Brust auch ganzer Völker wie der Einzelnen Stimmen — wie vom Himmel her — die nicht zur Ruhe gelangen können, bis sie sich Gehör verschafft. Zu ihnen gehört der Echnsuchtslaut nach Gewissensfreiheit bei allen christlichen Völkern. In dem Eifer, mit welchem man zu Zeiten solche Sprache zum Schweigen bringen will, erkennt der Kundige nicht selten das hoffnungserweckende Zeichen, daß der Anbruch des Tages nicht ferne und darum der Gegenpaß von Licht

und Wärme in erhöhtem Grade zum letzten wächtigen Ansholen im Kampfe geschäftig ist.“

A. W.

— Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche in Amerika im neunzehnten Jahrhundert von Adolph Zahn, D. theol. (Stuttgart 1889. J. F. Steinfopf.) 127 S. 1,60 M.

Als „einen Durchbruch durch einen dichten Wald, wobei manches unbehauen am Wege liegen bleibt,“ bezeichnet der Verf. selbst den Abriß. In der That leistet er, was Kürze und Prägnanz anlangt das Menschenmögliche, oft mehr, als uns richtig scheint; denn ein bloß aus Zahlen und Namen bestehendes Gerüst kann man doch nicht „Geschichte“ taufen. Als Grundlage amerikanischer Art werden genannt: Freiheit, Freiwilligkeits-Prinzip, Sonntag und Bibel, Weselikeit. Die Erweckungen, die Temperenzlerbewegung, die Antisklavereibewegung werden geschildert und auf die, für uns Deutsche ganz wunderliche Selbstanklagen amerikanischen Kirchenlebens wird aufmerksam gemacht. Dann werden uns die verschiedenen Kirchengemeinschaften vorgeführt. Des Verfassers kalvinistischer Typus verrät sich in der überaus großen Verachtung, welche er dem Calvinismus zu teil werden läßt. Freilich verstehen wir nicht, wie er das Verfallen des Missouriers Walter in St. Louis in die Praedestinationslehre, welches soviel Streit hervorgeufen, als seinen Eintritt in das „wirkliche Lutherum“ preist. Daß Luther in einer Phase seines Lebens der Praedestinationslehre zuneigte, macht sie doch gewiß noch nicht zur Lehre der lutherischen Kirche. Das Beste an dem Büchlein ist die Statistik. Sie zeigt, daß die Gefahr Rom gegenüber für Amerika noch nicht so groß ist, wie sie vielfach dargestellt wird. „Der Protestantismus Amerikas mit 12,628,722 Kommunikanten, mit einem Gesamtanhang von mindestens 44,200,000 Seelen, ist noch die herrschende Macht. Er hat sich in 86 Jahren (1800—1886) versänftubdreißigsacht, während der Romanismus sich in dieser Zeit nur verdreifacht hat.“ (S. 108.) Auch die Früchte des Protestantismus sind schön. „Von 1800 bis 1888 haben die protestantischen Kirchen für ausländische Mission 75,000,000, für heimische 100,000,000, für Publikation (so Zahn, Was soll es heißen?) 150,000,000 Dollars ausgegeben. Jeden Wochentag werden 10 neue Kirchen gebaut.“ Aber daneben muß man auch die Stimme Spätth hören, welcher 1848 im Oktober in Hamburg den verammelten Lutheranern erzählte, daß der Prätorianerfchrift des Romertums in der amerikanischen Welt laut werde. Bei der letzten Frier des hundertjährigen Geburtstages der Konstitution habe der vom Präsidenten gefeierte Kardinal Gibbons von großer Tribüne herab mit Segen und Gebet geschlossen. Gegenwärtig schätzt man den Grundbesitz der katholischen Kirche auf 1000 Millionen Dollars. Der politische Einfluß entspricht dem. — Von 1854—84 verläuft die Zeit des mächtigen Wachstums 1888; 4,000,000 Kommunikanten und 7596 Priester. Die Kirche ist eine Großmacht und wird einen Entscheidungslampf hervorufen.“ (S. 125.) Das giebt zu denken.

Statt irgend welchen Hinweises auf die jüdische

Stellung zur evangelischen Kirche in Amerika giebt der Verf. nur die Notiz: „Wie nahe uns aber das Ende aller Dinge ist, beweist nichts so sehr als die grauenvolle Judenherrschaft, die die Nationen ausbeutet.“ (Off. Joh. 1, 7.)

A.

F.

#### 4. Geschichte.

— Die deutschen Heldenjäger für Jung und Alt, erzählt von Gottfried Alce. Mit 8 Bildern von F. A. Joerdens u. a. Dritte, durchgesehene Auflage. (Güterloh. C. Bertelsmann.) 1889. 494 S.

Wer kennt sie nicht, die Sagen von Hilda und Hagen, von Gudrun, Wieland dem Schmied, Walthar und Hildegunde bis hin zum Nibelungenlied und Kriemhildens Rache. Es ist eine Fülle edler, die Phantasie der Jugend belebender Erzählungen, wie sie uns — natürlich abgelesen von der Historie Israels in der biblischen Geschichte — vielleicht nur noch unter Bettenvolk — die Indier — bieten und die Ebba aus Norden zuzinsen läßt. Wie dankbar muß das deutsche Haus dem Bearbeiter sein, der die Sagen in einer so schönen, von aller Rohheit gereinigten Gestalt uns hier bietet. Wenn wir etwas wünschten, so wäre es dies, daß die oft so forcierten Eintragungen christlicher Art in die heidnischen Sagen beseitigt wären. Sie machen gewiß der Jugend das Christentum nicht lieb. Besondere Bedeutung haben die Anmerkungen, welche auch für jeden Gebildeten die nötigen Fingerzeige über Entfessung und Entwicklung des Sagenschatzes geben und in kurzen Worten eine ans Fülle von Studien herorgegangene Erläuterung bieten. Ueberall ist maßvoll verfahren und können Eltern ihren Kindern das herrliche Buch zum Geschenk bieten. Es ersäht gewiß an seinem Teile, was der Verf. einft bei der ersten Ausgabe gewünscht, „daß es dazu beitragen möge, unserer Jugend den alten herabhaften deutschen Sinn zu wecken und zu stärken, dem modernen Gedekum aber und der nächsternen Vlastiertheit, die das innerste Mark unseres tüchtigen Volks anseffen möchten, entgegen zu wirken.“

A.

F.

#### 5. Länder- und Völkertunde.

— Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes. Novellen von Therese Stuger, geb. Schott. (Gotha, F. A. Bertsch.) 4 M.

Ein Buch, welches Fabri und Funke, der Bremerer Pastor, in die Leinwand einführen, bedarf eigentlich keiner Empfehlung mehr. In den Namen liegt eine völlig ausreichliche Bürgschaft. Doch macht es mir Freude, auch meinerseits dem Buche ein Geleitswort auf den Weg mitgeben zu dürfen. Als ich ein Knabe war, spukten allerlei grauenvolle Geschichten von Seelenveräußern, die in Hamburg ihr Wesen trieben, und welche Deutsche nach Brasilien schafften, wo ihr Los dem der Sklaven gleich wäre. So trat die deutsche Auswanderung nach Brasilien ins Leben. Und dies wunderbare ferne Land wirkte

denn zurück bis in unsere Volkslieder und bis in unsere Kinderspiele, so etwa, wie der menschenfreierische Riese im Märchen. Die Zeiten sind andere geworden. In jenem fernem Lande sind deutsche Kolonien entstanden. Und diese Kolonien halten deutsche Sprache, deutsche Güte fest, lieben Kaiser und Reich, haben auch deutsche Schule und Kirche. Wenn man den Beruf des deutschen Volkes zur Kolonisation beweisen will, kann man getrost die Hand auf Brasilien legen: da steht ihr! Wer lehrt nun nicht gern in diese Inseln deutschen Lebens ein? Die Novellen von Frau Stuber verlegen uns lebendig dorthin. Und es geht uns, wie es im Heiselsiede des alten Justinius Kerner heißt: da grüßen ihn Vögel bekannt überm Meer, da duften die Blumen vertraulich um ihn, und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand, so wird ihm zur Heimat das fernste Land. Der deutsche Geist, das deutsche Gemüt bilden den wohlthunenden Hauber dieser Erzählungen. Herrscht auch durch dieselben ein weiblicher Zug, das macht sie vielleicht nur zarter, züchtiger, herrlicher. Sie sind wie ein deutscher Gruß aus dem fremden Lande, wo Palme und Bambus heimisch sind. Wir haben dafür keine andere Antwort als die: Gott grüße Deutschland in Brasilien. D.

#### 6. Biographisches.

— Calwer Familienbibliothek (20. Band). Das Leben des siedenten Grafen von Schaatesburg. Nach englischen Quellen herausgegeben vom Calwer Verlagsverein in Calwe und Stuttgart Vereinsbuchhandlung. 290 S. geb. 2 M. brosch 1 M. 50 Pf.

Antony Ashley-Cooper, vom 2. Juni 1851 an Earl Shaftesbury, der lebende von den Grafen dieses Namens, geb. in London 28. April 1801, gest. in Folkestone 1. Oktober 1885, von der Welt ein „berühmter Philanthrop“ genannt, ist einer von den „Starken“, welche dem Herrn zur Beute werden. Nicht von seinen überstrengen Eltern, von einer alten Haushälterin seiner Familie ist das erste Saatort des göttlichen Wortes in das empfängliche Herz des Kindes gelegt worden. Nach entsehrlicher Schulzeit sahnte Antony als Schüler in Harrow seinen Lebensplan, sich dem Dienste der Armen und Verlassenen zu widmen. Zu diesem Plane stimmte trefflich sein und seines Hauses Vahspruch „Love serve“. 1826 ins Unterhaus gewählt, war seine erste Liebesthat, daß er sich der in den Irrenhäusern mißhandelten Geisteskranken annahm. 1833 begann er seine Lebensarbeit, auf geistlichem Wege die Kinderarbeit einzuschränken. Ihn schredte kein Mißerfolg. Mit christlicher Ausdauer rückte er Schritt für Schritt in seinem langen Leben dem Ziele näher, das für ihn in der Zusammenfassung aller nach und nach erlassenen besonderen Schutzgesetze in ein Gesetz durch Lord Beaconsfield bestand. Es gab kein soziales Uebredhen, inner- und außerhalb seines Vaterlandes, dem er nicht mit seinem Helbenarn entgegentrat. Die Massen- duben, der Opiumhandel, die Londoner Diebe, die Blumenmädchen, die Blinden, die Wohnungsnot,

wer kann alles aufzählen, dem Shaftesbury seine Kraft widmete. Politisch und kirchlich konservativ, war er frei von allem Parteizwang. Durch die Verheiratung (1830) mit Emily, Tochter des Carl Cooper, und durch die neun Jahre später erfolgte zweite Verheiratung seiner Schwiegermutter mit dem Lord Palmerston ist er trotz Parteigegensatz in nahe Beziehungen zu diesem Staatemann gekommen. Und Palmerston hat seine Bestrebungen kräftiger unterstützt als des Grafen Parteigenossen Robert Peel und der Herzog von Wellington. Auch die Geistlichkeit hat sich traurigerweise seiner Lebensarbeit vielfach widerseht. — Ich drehe hier ab und bitte die Leser, das sehr gut zusammengestellte kleine Buch des Calwer Verlagsvereins zu lesen. Wer einen Ueberblick über Shaftesburys christliche Liebesthätigkeit und seine nüchterne Beurteilung der ihm gestellten Anstellungen haben will, lese den vom ersten Weihnachtstag 1851 datierten „Rückblick“ des Grafen. — 1878 habe ich einen Brief Shaftesburys in Händen gehabt, welchen er in Sachen der verfolgten altkatholischen Pfarren in Dessen-Tarnstadt geschrieben hat. Ich hätte diesen Brief damals gerne veröffentlicht, aber die Sprache des in freier englischer Luft erzogenen Grafen war trotz seiner 77 Jahre so scharf, daß ein Verhörsprozeß röstert worden wäre. Ich bin zwar in zwei derartigen Prozessen zu Zeiten des heftigen Kulturkampfes freigesprochen worden, aber mutwillig dem Staats- und Kirchenregiment in Tarnstadt die Ansichten eines Mannes verraten, dessen Name höchst wahrscheinlich eine unbekannte Größe für jene Regimente war, schien mir zwecklos zu sein.

O. K.

#### 7. Poesie.

— Saul. Biblisches Drama in fünf Aufzügen von Werner Kraft. Brandenburg a. S., Evangelische Buchhandlung (R. J. Müller.) 112 S. 1 M.

Die Geschichte des Königs Saul, wie sie das erste Buch Samuelis berichtet, ist hier in poetisch-dramatische Form gebracht. Ein wirkliches Drama mit zweckmäßigem Ausbau der Handlung ist damit freilich noch nicht entstanden, konnte nicht entstehen, weil der Verfasser den biblischen Stoff mit allen Einzelheiten herübergenommen hat, ohne Rücksicht auf die Hervorbringung eines Gesamtbildes, eines organischen Ganzen. Soll es aber nur eine poetische Umschreibung des biblischen Berichtes sein, so ist diese wieder zu frei ausgefallen, um ihren Zweck zu erfüllen: Charaktere und Situationen sind des öfteren umgezeichnet, auch ist — bezeichnender Weise! — aus dem einfachen Bericht (1. Sam. 18, 24), Michal hatte David lieb“ eine ganze kleine Liebesgeschichte „mit Gesang und Tanz“ geworden. — Die Sprache des Buches ist durchaus angemessen, zunaht sie sich, soviel wie möglich, wörtlich an die biblische Erzählung anlehnt; auch der fünf-süßige Jambus ist ganz geschickt gehandhabt. Aber man begreift nicht recht den Zweck dieses biblischen Dramas: denn eine wirksame Aufführung ist un- denkbar und ein Lesepublikum für solchen Stoff in unserer Zeit schwerlich zu erwarten. A. W.

— In Rlio's und Erato's Banden. Erste Gesamtausgabe älterer und neuerer Gedichte von Richard Voogmann. (Norden, Hinrichs Fischer.) 1889. 333 S. 6 R.

Es wäre leicht, aus diesen Gedichten einige zweckmäßig ausgewählte Proben mitzutheilen, ein paar humoristisch-satirische Bemerkungen daran anzuhängen und dadurch allein jeden verständigen Leser von der Lektüre derselben abzusprechen. Auf diese Weise könnte sogar eine recht interessante Rezension entstehen, die ja auch soweit als möglich anzustreben ist, und an der mancher, der bloß Bücherbesprechungen liest, ohne je an Bücherläusen zu denken, sicherlich mehr Freude haben würde, als an strenger Objektivität. Nun aber ist die Rezension in erster Linie nicht um ihrer selbst willen, sondern des zu besprechenden Gegenstands, sagen wir: „des Rezensionsexemplars“ wegen da; diesen Gegenstand hat sie darzulegen, nach Inhalt und Form zu beurteilen und dabei gegebenenfalls den Maßstab ihrer eigenen Welt- und Lebensanschauung zugrunde zu legen, und erst wenn ein nach allen Richtungen hin gänzlich verlesenes Produkt vorliegt, darf die sachliche Kritik einmal schweigen und die Heißel der Satire tritt in ihre Rechte. — Richard Voogmann aber besitzt unbewußt dichterisches Talent. Das könnte man äußerlich schon daraus schließen, daß der nunmehr 26jährige Dichter, den die Ruhe seinem eigenen Verständnis zufolge seit dem 13. Jahre ernsthaft beunruhigt, seit 1882 vier verschiedene Gedichtsammlungen herausgegeben hat, von welchen die beiden ersten sogar in 2. Auflage erschienen sind, und die nun alle vier unter dem obigen Titel als „erste Gesamtausgabe“ aufs neue herausgekommen sind. Auch läßt uns der Dichter selbst über seine Bedeutung keinen Augenblick im Zweifel, denn durch die ganze Sammlung zieht sich der offen ausgesprochene Gedanke, daß sein Dichterberuf wahr und echt, daß er wirklich ein Dichter von Gottes (d. h. bei J. natürlich: „von der Ruhe“) Gnaden ist.

„Ich bin noch jung, drum laßt mich dichten,  
Und sei's auch nur zur eignen Lust.“

Der Ruhe habe ich gegeben  
Mein Wort — drum löse ich es ein!

Ein ander mal läßt er einen jungen Dichter durch die „Poesie“ angeredet werden:

(Und zu mir spricht die Poesie:)  
„Tritt her — zum König laß dich krönen,  
Beherrich' der Dichtkunst weites Land!“

„Schon lang' verdrückt mich das Geflinge  
Der niedern Akerdichter Schar!  
Du aber, junger Adler, schwinde  
Dich auf und mach' es offenbar!“

Und derselbe „junge Dichter“ sagt dann später:

„Ja! — in den Himmel will ich steigen,  
Verlachen euren gift'gen Spott;  
Und tief sollt ihr euch alle neigen,  
Tief in den Staub vor eurem Gott.“

An Selbstbewußtsein fehlt es also nicht; aber es sei hier noch einmal anerkannt, daß dichterische Begabung bei J. in der That vorliegt. Vor allem ist die durchgehende Ehracht, relativ große Formvollendung rühmend hervorzuheben, und das kann wieder mit J.'s eigenen Worten geschehen, die er seinen zufünftigen Kritici (auf welche er im Uebrigen entlieglich schlecht zu sprechen ist), schon vorweg in den Mund legt: „Sein Werk ist gefüllt und sauber.“ — Aber auch inhaltlich sind in den vier Sammlungen eine sehr große Anzahl von Dichtungen, die auch auf ein dichterisches Gemüth schließen lassen, mag sich daselbe in ernsthafter, humoristischer oder satirischer Weise äußern. (Nur in den letzten beiden Sammlungen ist der Humor leider schon zum Witz geworden.) Der eingangs gepriesenen Objektivität wegen muß ich auch hierfür wenigstens eine Probe bringen. S. 68 enthält drei kurze Lieder, alle wohl gelungen, von denen hier leider nur das letzte zum Teil Platz finden kann. Der Dichter apostrophirt den nächstlich uns Haus tobenden Wind.

„Halt an, halt an, du wildes Kind;  
Ich will dich etwas fragen.  
Wie magst du dir, du Grauswind,  
Die Ruhe mit Unrast erjagen?“

Auch ich bin unstät und wild wie du,  
Möcht' Glüd und Frieden erjagen.  
Das such ich seit lange, mir läßt es nicht Ruh —  
Gieb Antwort auf mein Fragen! —“

Der Wind antwortet nicht,

„Und droden lacht der runde Mond  
Und schneidet mir' höh'nisch Gesicht:“

„Der hat's nicht, der dem Glüd nachfragt  
Und wird es nie erjagen;  
Und wer es hat, hat's nicht erjagt —  
Und wird nicht tödlich fragen!“

Ob die realistisch und humoristisch gefärbte Kritik, wie sie ihm in den ersten beiden Sammlungen oft vorzüglich gelungen ist, nicht gerade J.'s Element wäre? Ich möchte es fast glauben, jedenfalls liest sie sich erquicklicher als die verblissene Satiric der späteren Zeit. Daß Ankänge an berühmte Meister, sei es äußerlich oder innerlich, besonders in den früheren Gedichten nicht selten sind, sei nur beiläufig erwähnt. Man findet da u. a. Goethe, Uhland, Hebel, vor allem aber Heine; zum Teil sind solche Ankänge offenbar beabsichtigt, zum andern Teil wenigstens bewußt, wie J. selbst im „Traumbild“ gesteht, in welchem er sich ins Elysium verlegt und dort von den Dichtern bewillkommt sieht. Ich setze die Stelle her, weil sie zugleich nicht nur für sein Selbstbewußtsein, sondern auch für die ihm eigentümliche „Offenheit“ charakteristisch ist, von der uaher zu reden sein wird.

„Gelangweilt und milde schlich Heine herbei,  
Die Hände tief in den Hosen:  
„Bonjour, mein Junge, besingst du denn  
Noch immer Reiz, Liebe und Rosen?“



Ich sehe gar zu gerne dich  
Den Hippogruppen meistern;  
Das Tierchen heinelt mich öfter so an,  
Und läßt sich so willig begeistern.

Doch wenn du mal wieder Gedanken hast,  
Behandle sie nicht à la Reine;  
Gewöhn dich bei Zeiten lei zu stehn  
Auf eignen metrischen Beine!

Doch soll ich dir geben den besten Rat?  
So laß das poetische Streben!  
Wleib Kaufmann und werde Kommerzienrat:  
Dann fährst du ein herrliches Leben.“

Schade ist es, daß auch die Joosmannsche Welt- und Lebensanschauung untersucht werden muß, denn hier findet sich nur wenig Erfrischendes. In den früheren Gedichten tritt dieselbe natürlich nur undeutlich hervor, denn mit 13 bis 20 Jahren pflegt man in der Regel noch keine festen Grundfälle zu haben, aber dieser Mangel wird in den letzten Erzeugnissen der J.ichen Muse reichlich nachgeholt. Nicht, daß uns hier ein konsequent durchgebildetes System entgegenrete; konsequent ist der Dichter nur in der Negation alles positiven Christentums, und um dies recht gründlich zu betonen, verleugnet er sogar die sonst so geliebte Originalität und wiederholt dieselben Gedanken immer aus neu.

„Ich glaube an den großen Geist,  
Der unsichtbar die Welten lenkt;  
Ob man ihn nun mit Namen heißt,  
Ob man ihn namenlos sich denkt.

Der nichts von Sekten je gewußt,  
Der dogmenfrei nur Gutes lohnt,  
Ob es in eines Christen Brust,  
Ob es in Heidenjelen wohnt.“

Neben diesen heidnischen Gedanken laufen dann gelegentlich Atheismus, Leugnung und offene Blasphemie nebenher. Geradezu ergötzlich werden diese Widersprüche, wenn J. gelegentlich für das indische Kirmana eine kräftige Lanze bricht, oder wenn an anderer Stelle, als er am Sonntag im Borürbergehen in die Berliner (katholische) Michaelskirche eingetreten ist, sein

„nüchternes Protestantenherz  
Jauchzt empor — jauchzt empor  
Mit Palesstrinas heiligen Klängen.

Und über die Lippen mir  
Drängt sich gewaltsam,  
Und unbewußt stammeln  
Glückselig sie: Ave Maria!“

Wenn man nicht wüßte, wie nahe grade die größten Gegenfälle sich berühren, so könnte man bei dieser Leistung auf allerlei Gedanken kommen. Schlusurteil: Wer zu latein versteht und aus dem Unkraut die Weizenhalme herauskennt, wird auch in dieser Gedichtsammlung Antegendes und Stellenweise Erfrühendes finden. Für den Familienkreis sind sie so wenig geeignet, wie für unbefestigte Leser.

A. W.

— Die Pappenheimer. Ein Reiterlied von Julius Wolff. (Berlin. G. Grote.) 1889. 343 S. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M.

In seinem „Julus vorständlicher Romane“ „Die Urkamen“ läßt Hans Merian den Dichter Pypfus Bterobactulus (Julius Wolff) das Gedächtnis ablegen, daß er alle seine Hummel- und Sagabundenlieder „zu Hause auf dem Sofa“ gedichtet habe, zur „Fahrenengefellenkritik“ brauche man eigentlich nicht viel mehr als eine frische stotte Keimgewandtheit; „denn die Gedanken sind alle vorgezeichnet, gleichsam stereotyp, und brauchen nur nach der alten Schablone neu aufgetüncht zu werden.“ Zu Hause auf dem Sofa sind auch die Reiterlieder in Wolffs Pappenheimern entstanden. Der Inhalt war gegeben, die Reime bald gefunden, ich wundere mich nur, daß im Gauzen so wenig „Reiterlieder“ dem „Reiterlied“, d. h. dem Epos „Die Pappenheimer“ eingefügt worden sind. J. Wolff hätte recht gut ein halbes Duzend mehr liefern können. — Aber nicht nur mit diesen lyrischen Dichtungen, mit dem ganzen Epos selbst hat es sich der Dichter recht bequem und leicht gemacht, denn das Ganze besteht aus einer geremten Geschichte des dreißigjährigen Krieges von der Zerstörung Magdeburgs an bis zur Schlacht von Lützen, mit besonderer Berücksichtigung der Pappenheimer, und aus einer in dieser Geschichte mit wenig Geschick und viel Behagen eingeflochtenen Novelle in Versen. Die geremte Kriegsgeschichte ist nackte, in durchsichtige Verse gefüllte Prosa. So beginnt z. B. der 15. Abschnitt mit folgenden schwungvollen Versen:

Wie Gustav Adolfs berechnender Plan  
Mit Bernhard von Weimar in Aussicht genommen  
Des Krieges Fortgang auf blutiger Bahn.  
So war es nach wenigen Wochen gekommen.

Von dem Schwedenkönig heißt es S. 133:

Er hielt in Mannszucht ein stehendes Heer,  
Was ihm zuerst ein leichter Gewehr,  
Bernard die schwere Gabel als Stütze,  
Rahm statt der großen kleine Geschütze,  
Er fand die Kartusche, verkürzte die Panzen  
Und lehrte den Bau von Brücken und Schanzen.

Die Novelle dreht sich um das Liebesglück eines Schenkens von Barga. Der Krieg hat ihn vom väterlichen Erbe vertrieben und von Helene, der Geliebten, getrennt, wie er grundlos vermutet, auf immer. Als schlichtbürgerlicher „Schenk“ wird er Pappenheimer, verliebt sich während der Bewährung Magdeburgs in Ebitza, welche der unvergessenen Helene fabelhaft ähnlich sieht. Ebitza ist aber eine gesalbtliche, kurz gesagt liebeleiche Person, die eines Nachts mit einem Troßbuben durchgeht, wochenlang mit diesem herumirrt, zuletzt aber mit angeblich treuer Gesinnung zur Liebe des „Schenk“ zurückkehrt. Doch kann sie dessen Herz nicht zum zweitenmale gewinnen. Helene, welche in den Kriegsläufen sich verheiratet hat und Witwe geworden, taucht urplötzlich wieder auf, legitimiert sich als die ältere Schwester der Ebitza und wird nun die Frau des schnell zum Lieutenant beförderten Herrn von Barga. Das

Glück währet aber wie alles Kriegsglück nicht lang. Die Schlacht bei Lügen raffte nicht nur den Schwedenkönig und den Grafen Pappenheim, sondern auch den Schenken von Vargula und die ihn liebenden Schwwestern Helene und Ebtisba hin. — Der Verf. hat seinem Gebicht zwar die Färbung der Sprache des 17. Jahrhunderts zu geben versucht, verfallt aber nicht selten in der plumpten Weise in die moderne Redeweise jurist. Vom „Zunertropf des blauen Blutes“, von der Axtrede „mein Fräulein“ an Bürgerstöckchen, vom „Austreiben“ hat man vor 250 Jahren nichts gewußt. Der rohen Zeit entspricht wohl vielfach der rohe Ton der Pandschnichte, die mit ihren heimischen Mundarten zur Belebung der Kriegsbilder beitragen, aber der Verf. gefällt sich darin, an vielen Stellen eine an die Jodhsade erinnernde Sprache zu führen: „Istopüber die Treppe hinuntergeschmissen“, „es balert und es brummt und fracht“, „die Kugeln zischen, pfeifen, klatschen, die Haut geht mit dem Dams in Klatschen“, „von hinten haut es, pufft und knufft“. An nicht wenigen Stellen begegnet man einer kaum glaublichen Oberflächlichkeit. „In den Augen ist das Weiße zu seht“, wird von wütenden Streitern gesagt. Das Weiße sieht man regelmäßig im Auge, in besonders entsetzlichen Lebenslagen sieht man wohl nur das Weiße, was soll also diese Schilderung? Daß ein Reiter mit seinem Gaul vom Futter u. s. w. redet, ist nichts besonderes; daß er seinem Gaul aber von Liebeshändeln vorzwischt, ist unerhört. — Mit Strafe bedrohte Reuterer, wenn sie furchsam und ruhig werden, haben nicht die Gefühle des Grimms und Großs im Herzen. Eines schlägt das andere aus. S. 216 wird mitgeteilt, „daß Tilly“ dem Grafen Pappenheim einen Brief bes sehr kurzen Inhalts geschickt habe: er solle „ihm zur Assistenz marschieren“, wohin, darüber würden ihm Boten noch besondere Mitteilungen machen. Sofort will Pappenheim aufbrechen. Wohin fragt der Leser. Pappenheim denkt sich: nach Begau. Von den Boten ist gar keine Rede mehr, aber in Begau erhält der Graf wiederum einen schriftlichen Befehl. Im dreißigjährigen Kriege ist es zwar noch drunter und drüber gegangen, aber eine so sinn- und planlose Brief- und Botensendung, wie bei J. Wolff, ist gewiß nie vorgekommen. — In dem Abschnitt „auf der Wahlstatt“ erzählt der Verf., daß Helene nach ihrem Geliebten gesucht habe. Diese Suche erfolgt „in Nacht und Tam“, gut. Dabei soll aber nach längst beendigter Schlacht die auf schnellem Ross umherbrausende Frau die Bahnen der Geschosse durchkreuzt haben. Wie ist das zu denken? Wahrscheinlich ist an die Geleise der Geschütze zu denken. Auch bleibt es fraglich, ob man bei „pfeifgeschwindem Durchstürmen“ des Gefildes einen Verwundeten am sichersten auffinden kann. — Julius Wolff scheint auf seinen Vorberer auszurufen; nur aus dieser Ruße ist es zu erklären, daß er es wagen konnte, ein in so hohem Maße oberflächliches, gehaltloses leichthin zusammengereimtes Nachwerk wie die Pappenheimer zu veröffentlichen.

O. K.

— Lampra. Epische Dichtung aus der Zeit des Perikles von Franz Wendlandt. (Nordens, Hinrichs Hirsch Nachf.) 1889. 182 S. 4 M.

Ans der Zeit des Perikles! Das ist zwar noch nicht so lange her, wie die Keilschriftzeit, dafür aber steht im Mittelpunkte der Handlung auch eine „klassische Frau“, nämlich eine Dame mit griechischem Namen, Lampra, die Leuchtende; zudem ist der vierfüßige Jambus in seine Rechte getreten: sollte das nicht am Ende noch über die „Ägyptische“ gehen? — — — Das Rezept der „historischen“ resp. „kulturhistorischen“ Darstellungsweise ist allgemein bekannt: Man nimmt zunächst einen modernen Stoff, den man — der alten Zeit wegen — mit recht kräftigen Motiven ausstattet (hier Brudermord und Verwandtenmord, Ehebruch, Kindesaussetzung, Selbstmord und noch einige andere Kleinigkeiten). Auf den Geist der zu beschreibenden Zeit, auf die Kultur- und Sittenzustände in derselben kommt natürlich gar nichts an, vielmehr geht man sicherer, wenn man in allen Schilderungen modernes Geistesleben, moderne Zustände, ja auch wohl gelegentlich die moderne „Weltanschauung“ antizipiert. Nur muß man es verstehen, durch den sorgfältig hinzugefügten historischen Hintergrund, den man am besten von solcher weltgeschichtlichen Bedeutung wählt, daß er auch in höheren Mädchenschulen nicht ganz unberücksichtigt bleibt, sowie ferner durch eine Auswahl altertümlich klingender Namen dem ganzen „heiligen“ Gebraue eine ehrwürdig-wissenschaftlich dustende Blume zu verleihen. — In dieser Kunst aber ist der Dichter der „Lampra“ trotz stichtlicher Anstrengungen noch sehr zurück. Zwar ist ihm nirgends der Vorwurf zu machen, daß er uns ein Periklesches Heitbild liefere, er schildert und sogar nicht einmal einen modernen Charakter — denn er kennt überhaupt keine Charakterzeichnung, seine Personen sind sämtlich Marionetten, die von ihm und dem „Zusall“ in ungläublicher Weise hin- und hergeschoben werden. Aber es fehlt ihm noch die Technik der „kulturhistorischen“ Schule. Um gleich das Wichtigste vorwegzunehmen, so ist eine konsequente Schreibung der Eigennamen durchaus notwendig. Bald schreibt er sie griechisch (Ἐπαιος, Ἐπαιριος u.), bald lateinisch (Olympus, Tartarus u.), ja neben dem gewöhnlichen Perikles findet sich zuweilen auch noch der Birus. Hier war in allen Fällen die griechische Schreibweise anzunehmen! — Ferner müßte mit dem historischen Hintergrund (Ausdrucksheit des peloponnesischen Krieges) besser gewirtschaftet werden. Daß derselbe, sowie überhaupt alle hier vorkommenden geschichtlichen Persönlichkeiten (Perikles, Sophokles, Aspasia u. a.) nur an den Haaren in die Erzählung hineingezerrt sind, zu der sie selbst in gar keinem inneren Zusammenhang stehen, schadet zwar an sich nichts, aber der Verfasser hätte seinen geschichtlichen Stoff geschickter verteilen müssen und ihn nicht lebendig in zwei Gesängen (3. und 8.) abladen, von denen der letzte sogar die äußere Beziehung zur Haupt-handlung verliert. — Drittens ist es zwar lobenswert, die auftretenden Personen aus dem Altertum modern denken und handeln zu lassen, aber nur nicht modern sprechen! Hier kann gar nicht archaisch genug verfahren werden. Redewendungen

wie „Träume sind Schäume.“ „Derr der Schöpfung.“ „Thut, was Ihr nicht lassen könnt“ sind daher unter keinen Umständen zulässig. Auch die gelegentliche Betrachtung: „Wenn die Not am größten ist, dann ist die Hülfe auch am nächsten“ wäre wohl besser unterbleiben; ja, wenn es noch „Jene Hülfe“ geheißen hätte! — Endlich ist die vielfach höchst konfuse Darstellungsweise, die Art, Motive anzuspinnen, um sie dann unbenutzt liegen zu lassen, auf keine Zeit, auch nicht für die des Perikles angemessen. Auch ist der blutig-tragische Ausgang für Lesefrinnen — denn an solche kann doch nur gedacht sein — wohl wenig praktisch.

Auf eine Inhaltsangabe des Buches kann ich hiernach verzichten. Alles in allem ist die „Aegyptische“ mir doch weit lieber, als Lampra, die emanzipationslustige Griechendame „aus der Zeit des Perikles.“ A. W.

— Ein Emporkömmling. Soziales Trauerspiel in 4 Aufzügen von Max Halbe. (Norden, Henricus Fischer.) 1889. 175 S. 3 M.

Auf den Inhalt dieses seiner Tenberg nach ganz unerquicklichen Dramas, das in einem westpreussischen Bauernbars spielt, gehe ich nicht näher ein, da ähnliche Vorwürfe in der letzten Zeit wiederholt besprochen und zurückgewiesen sind. Die Grundstimmung ist der trostloseste Pessimismus, der mit dem Athesismus natürlich Hand in Hand geht; ihm verfallen schließlich alle Hauptpersonen, soweit sie ihn nicht von vorne herein mit auf die Bühne bringen, nur daß ein jeder für sich die seiner Individualität entsprechenden Konsequenzen daraus zieht. Der eine, der „Emporkömmling“, lehnt sich in offener Väterung gegen den Gott, dem er bisher voll Selbstgerechtigkeit gebüht zu haben glaubt, auf, verdirbt seinen einzigen Sohn und erschlägt seinen Tobfeind; der andere, der mit seiner etwas übertriebenen Idealität zu Schanden wird, nimmt sich selbst das Leben, eine dritte und eine vierte werden schuldlos in den allgemeinen Ruin hineingezogen. Nur einer steht überall auf der Höhe der Situation, ein Litterat mit einer richtigen Helmenatur, nur nicht so geistreich, sondern alt herzhaf abvern. Für ihn, den Pessimisten comme il faut, ist die Welt nichts als ein einziger großer Wis, über den sich höchstens das Lachen verlohnt; Freundschaft, Liebe und dergleichen ideale Faktoren suchen nach ihm „nur in den Fabelbüchern und Romanen — — aber in Wirklichkeit giebt's nichts dergleichen, da ist jeder der Feind des andern, da sucht jeder den andern zu vernichten und zu verraten.“ Natürlich sind seine eigenen Handlungen bemerksprechend. — Das wäre alles nach wenig bestreblich, unstreitig neu und überraschend aber ist es, daß der (ebenfalls pseudonyme) Verfasser sich mit dieser saft-, kraft- und charakterlosen Persönlichkeit, Heinrich Sandowgenannt, ausbrüchlich identifiziert. Dieser „Heinrich“, vor dem einem in der That grauen kann, „amortisiert“ auf seine Weise sein Vermögen, und nebenbei „studiert er Menschen“, um sich auf die Abfassung einer „großen Zukunftsposse“ vorzubereiten, die ihm an Stelle des durchgebrachten ein neues Vermögen einbringen soll. Zum Schluß,

als alle Personen sich mit oder ohne seine Mitwirkung gegenseitig zugrunde gerichtet haben, schliefert er eine conische Auseinanderberührung lachend mit den Worten: „Ich habe die Idee zu meiner großen Zukunftsposse gefunden, und Sie (nämlich der Emporkömmling) sind die Hauptperson darin!“ Man wird bei diesem Bekenntnis des Verfassers an das ähnliche des Weiblichen Tiberius erinnert: „Versault erlind ich alles Wesens Kern. Da war kein Ding so hoch und bar der Lüge, der Wurm sah drin!“ — mit dem Nachsage: „Da ward auch ich wie sie.“ — Dabei verrät die Darstellungsweise unlegbar ein nicht geringes Talent: es ist wirklich eine Handlung da, welche zum Teil recht geschickt und flott aufgebaut ist, auch auf der Bühne müßten manche Scenen vorzüglich wirksam sein, wie denn eine erfolgreiche Aufführung des ganzen Stückes — bei anderer Tenberg — sehr wohl denkbar wäre, zumal auch die Sprache bei aller Realistrit sich kaum je ins eigentliche Gemeine verliert. Tragheim glaube ich nicht, daß diese „große Zukunftsposse“ die pekuniären Erwartungen erfüllen wird, die der Verfasser (nach S. 11) an sie zu knüpfen scheint. A. W.

## 8. Unterhaltungslitteratur.

— Aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt, vormals Ebnard Hallberger, Stuttgart, liegen uns zwei Romane zur Besprechung vor. Martin Bauer: Die Schloßfrau von Ildenau. Preis broschiert 4 M., gebunden 5 M., und Anton von Persall: „Dämon Ruhm“, 2 Bände. Preis broschiert 4 M., gebunden 5 M.

Beide Romane gehören der Gegenwart an und stellen Charaktere und Figuren aus der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts dar, sind aber von sehr verschiedenem Wert und Bedeutung.

Die Schloßfrau von Ildenau können wir nur auf eine niebere Staffel der modernen Litteratur verweisen; „Dämon Ruhm“ steht erheblich höher.

Die Schloßfrau von Ildenau ist in der Erzählung nicht neu, leidet an vielen Unwahrscheinlichkeiten und ist in recht starken Farben ausgeführt. Der Roman beginnt in London und endet auf dem dem Grafen Ward gehörenden Schlosse Ildenau in Deutschland. Die Titelfeldin trennt sich in London an der Leiche ihres einzigen Kindes, von ihrem Gemahl, den sie nur des Geldes wegen genommen, und dessen Kapitalien sie in wenigen Jahren verbraucht hat, in der ausgesprochenen Absicht, sich eine bessere und reichere Lebensstellung zu verschaffen. Er geht in die Themse, sie nach Deutschland, wo sie als Gesellschafterin für die einzige Tochter des vermögenden Grafen Ward nach Schloß Ildenau kommt. Bei ihrer unglücklichen Schönheit gelangt es ihr bald, den alten Grafen so in Liebesfeuer zu versetzen, daß er sie heiratet. Nach einigen Jahren trifft sie ihren totgeglaubten ersten Mann als Kunstreiter wieder; er erkennt sie und bei einem von ihm erzwungenen Nebenbuhler tötet er sie und sich.

Die Titelfeldin entbehrt jedes angenehmen Juges. Sie gehdrt nach ihrem ganzen Sein und Wesen

zu den künstlichen unmöglichen „Romanfiguren“. Etwas besser ist der Graf Ward gezeichnet, obwohl ein solcher Graf in unseren Tagen auch wohl mit der Laterne gesucht werden müßte. Dieser geplagt sind die Nebenfiguren, die junge Gräfin Ward, Graf Herbert Ward, und ihr Liebesroman. Diese beiden sind doch mögliche Charakter. Stil und Sprache sind nicht übel.

Unvergleichlich höher steht der Roman von Anton von Verfall: „Dämon Ruhm.“

Verfasser will in seinem Romane die Idee zum Ausdruck bringen, daß, wenn nur Eucht nach Ruhm und Genuß die Triebfedern aller Arbeit und Thätigkeit sind, die nur aus diesem Motive geschaffenen Werte und Bestrebungen keinen Bestand haben, sondern samt ihren Urhebern schließlich zu Grunde gehen, daß nur das Bestand hat, was mit reinem Herzen, mit redlicher erster Arbeit geschaffen wird. Nun ist diese Genußsucht, dies Streben nach Ruhm auf Erden in allen Ständen und in allen Klassen der Bevölkerung so allgemein verbreitet, daß Verfasser nach einer Erklärung für das räthselhafte Uebel suchen muß. Antworten, welche christlicher Glaube und christliche Welt- und Menschenanschauung auf diese, wie auf alle sittlichen Fragen geben, zieht Verfasser nicht in Betracht. Dagegen erklärt er den inneren Vorgang allegorisch und äußerlich dadurch, daß er einen „Dämon Ruhm“ sich zurechtphilosophirt, der mit dumpfem Flügelschlag die Welt durchzieht und die Menschen verführt, die Herzen vergiftet. Zeugt nun diese Art der Deutung eines sittlichen Vorganges auch nur von einer sehr äußerlichen Auffassung, der eine Vertiefung zu wünschen bleibt, so bringt doch Verfasser sein Problem in überaus geschickter Darstellung zur Geltung.

Er führt uns einen Maler vor, dessen Pinsel nicht die Liebe zu dem Schönen und Idealen, zu dem Reinen und Erhabenen leitet, sondern nur die Eucht nach Ruhm und Genuß, einen Schriftsteller, der aus Begierde nach Geld und Gut sein besseres Selbst verläugnet und seine Feder zur Abfassung von Ehebruchsdramen in französischem Stil hergiebt, einen Großkaufmann, den sein Ehrgeiz dazu treibt, um seine Firma groß zu machen, alle soliden Geschäftsgrundzüge zu vergessen, dem Schwindelei und dem Betrug Thür und Thor zu öffnen, endlich einen Edelmann, dessen einziger Lebenszweck nur darin besteht, auf seinen alten Namen zu pochen und sein verschuldet überfommenes Familiengut mit Ausopferung seiner selbst und seiner Familienglieder zu erhalten. Dem wird die ernste, strenge Arbeit, ehrliches Pflichtgefühl und die reine edle Kunst gegenübergestellt. Die Figuren und Gehalten des Romans sind scharf und plastisch gezeichnet. Es fehlt nicht an Originalfiguren aus allen Schichten der Gesellschaft und an spannenden Situationen, die doch nie aus dem Rahmen des Möglichen herausfallen. Die Sprache ist edel, voller Schwung und Kraft. Von Schwärzigkeiten ist der Roman fast frei und bei mancher bedenklichen Situation läßt der Verfasser rechtzeitig den Schleier fallen.

— Frau Rinne. Ein Künstler-Roman von Theophil Jolling. Zwei Teile in einem Bande. (Weipzig, G. Hoffell.) 230 u. 231 S.

De Sagés hinterder Teufel sagt von der Welt des Romans „où l'on peint les hommes tels qu'ils devraient être, plutôt que tels qu'ils sont.“

Von den realistischen Romanen unserer Tage gilt das Gegentheil. Der Jollingsche Künstler-Roman spielt im deutschen Babel, in Berlin. Das er malt, sind nur Nachstücke, auch von der Kunst spricht er dann am liebsten, wenn es sich um ihre Nachseite handelt. Der Held des Romans ist der Maler Franz Wittich. „Er schuf sich selbst die Welt, in der er lebte, die Gottheit, vor der er allein verantwortlich war, und ein eigenes Sittengesetz,“ etwa so wie der im Geiste Paul Lindaus, Paul Heyes und derartige Schriftsteller seine Romane erfindende Verfasser. — „Fräulein Ragda Bollart, meine Braut,“ mit diesem ersten Satze des Romans stellt Wittich auf einem Maskenball das sittsame, fromme Mädchen vor, welches seit den Kindertagen als seine derneinstige Gattin von den beiderseitigen Angehörigen betrachtet wurde. Auf demselben Maskenball verliebt sich der sittlich haltlose Bräutigam in Eleonor, die schöne dreißigjährige Frau des jüdischen Barons Ruben von Kaminetz, eines Wüstlings erlierer Sorte. Eleonor, die gefallsüchtige üppige, leichtfertige Polin hat, wie dem Leser immer wieder eingepreßt wird, rote Haare und grüne Augen, genauer gesagt meergrüne Augen, die sogar manchmal aussehen wie „geschliffene Smaragde“. Sie verliebt sich in den jungen Maler, zum Verbruch der schwarzen Jule, einer Modellschreiberin, die ebenso tugendhaft als schamlos ist. — Wittich malt vorzugsweise Nuditäten. Schon als Schüler des Professors Stoder hat er zwei Frauengestalten, an einen Brunnen gekniet, gemalt, selbst bei einer „Grablegung“ that er sich mit einer üppigen Maria Magdalena ein Genüge. Zur „Phryne auf Cleusie“ diente ihm zuerst als Modell die urplötzlich aus Liebe zu ihm alle Scham abwerfende Jule und später die im Ehescheidungsprozeß befindliche Note mit den grünen Augen. Auch das Bild „Phantastie“ zeigte die unverhüllte Gestalt der Frau von Kaminetz. Der Verf. hat sich dabei des vor mehreren Jahren von so großem Vergnügen begleitet gewesenem Prozeßes Graef erinnert; darum läßt er gegen das schandvolle Bild nicht nur die „Nuder“ genannten Stellen im Lande und den ultramontanen Dr. Horst, sondern auch die gesamte Künstlerschaft Front machen, während „das eigentliche Volk“ begeistert von dannen ging, und sich „sittlich“ erhoben fühlte von dem Werte künstlerischen Gottesgnadentums.“ Was wohl Jolling vom „eigentlichen Volk“ weiß? Bruno Bollart, der charakterlose Journalist, ein verunglückter Maler, Ragdas Bruder, verteidigt den Wittich, mit abgeleerten Redensarten: „Der Künstler dürfe nicht mit dem Maßstabe der Alltagsmoral gemessen werden, seine Abweichungen vom Sittencodex würden entschuldigt durch die gesteigerte Erregbarkeit seiner organisirter Nerven und die schönen von keinem unreinen Hauch getrüben Gebilde, womit er alles, was ihn die Sinnenwelt genießen

lasse, mit Bucherzinsen wiedergebe.“ — Wittich hat Ragda erst vernachlässigt, dann vergessen, Ragda gab den Geliebten auf, als sie wahrnahm, mit welchen Weibern derselbe verkehrte. Mit Elenor hat sich Wittich förmlich verlobt; nach erfolgter Ehescheidung erweist sich jedoch auch Bruno der Günst der Noten und zuletzt reißt sie — mit ihrem geschiedenen, reichen Ruben nach Paris. Kurz vorher kam es noch zwischen Franz und Bruno zu einem Duell, in welchem jener zum Tode verwundet wurde. Er stirbt in dem Krankenhaus, in welchem Ragda als Diakonistin diente. Diese und des Ralers italienische Mutter sind die einzigen erträglichen Figuren des Romans. Sonst ist alles von Gefinnungslosigkeit, Oberflächlichkeit, Gemeinheit, Nothheit erfüllt. — Als Wuplow seiner Zeit die „Walla“ entkleidete, war das der Anlaß, um von obrigkeitlichen wegen „dem jungen Deutschland“ den Prozeß zu machen. Wer die von Helling mit Bergnügen skizzirten Schaulustungen im Atelier Wittichs liest und die Frage verneint, ob sich wohl der Staatsanwalt mit solcher lästerlichen Schriftstellerei befassen wird, muß zu dem Ergebnis kommen, daß wir in der Moral des öffentlichen Lebens seit 50 Jahren arg heruntergekommen sind, daß wir unter uns ein hassenwürdiges Franzosentum seinen Unflug treiben sehen. Dem Verj. liegen eben die Eindrücke seines Pariser Lebens noch zu stark im Gedächtnis. — Was von der Berliner Kunst, von der Akademie, von der Kunstschristellerei im Roman „Frau Minne“ mitgeteilt wird, mag ja vielfach den Nagel auf den Kopf treffen, es verschwindet aber in dem Meer von Nichtswürdigkeiten, welches das Buch von A bis Z durchströmt. Der Stil des Verj. ist leicht, klar, gefällig, aber von überflüssigen Fremdwörtern (konventionieren, meßiant, Croquis, Sujet, Debut, tricolorer Papagei, Tournee, Chaperon u. s. w.), falschen Pluralformen und der geradezu unbegreiflichen Genetivform Franz's statt Franzens unangenehm entsetzt. — Auch an romanmäßigen Sinnlosigkeit ist kein Mangel. Da soll man mit einem Bierzippfänder ohne Schaden durch 2. Weine schießen können, da lauert ein Blid durch dicke weiße Augenbrauen, da soll der Gardassee Kornblumenblau, auf den Straßen von Berlin kuhhoher Staub und der Kukul ein schwarzer Vogel sein. In einem Krankenhaus sind mehrere Oberinnen, etwa so wie man von mehreren Obersten eines Regiments sprechen kann. S. 166 ist von einem zweiten Mastenball die Rede, auf dem sich eine sehr zweideutige Gesellschaft zusammengefunden hat, „dennoch sah man sich vergänglich um nach wahren Humor und naiver Freude.“ Dennoch! Ich hätte gesagt: deshalb. — Helling ist ein talentvoller Mann. Möchte er sich an ercentlichere Stoffe machen. O. K.

— Afraja. Roman von Theodor Rügge. 3. Auflage. (Dreslau, E. Trewenbt.) 1889. 532 S.

Zu unsern tüchtigsten Romandichtern gehört der Berliner Th. Rügge, geb. 1806, gest. 1861. Als 1853 die Weidinger'sche Romanbibliothek zu erscheinen begann, war ihr erster Band „Afraja“.

Wenn nach 36 Jahren die dritte Auflage dieser Dichtung veröffentlicht wird, so liegt darin zweierlei: erstens spricht dieser Umstand für die unausgesetzte Gunk, welche diesem Buche bis ins vierte Jahrzehnt begegnet, und zweitens wird damit angedeutet, daß die dritte Auflage nach so langer Zeit nur bei guten, für ein kleines Publikum geschriebenen Büchern veröffentlicht zu werden pflegt. — Rügge war ein vielgereifter Mann, das merkt man an seinem Afraja. Kur vor die Alpenwelt Norwegens gründlich aus eigener Anschauung kennt, ist imstande, in wenigen Worten so vortreffliche Natur Schilderungen zu geben, wie sie in diesem Romane von Anfang bis Ende den Leser erfreuen. Und in der Alpenwelt des Nordens ist es der tragische Gegenfall der eingesehnen Lappen und der dieselben mehr und mehr, mit allen Mitteln der Grausamkeit und List, der Ungerechtigkeit und Härte zurüdrückenden Norrmänner, welcher dem Buche einen großen Hintergrund giebt. Vermittelt werden zwischen die beiden Völker zwei in ihrer Art hervorragende Männer: der hochbejahrte Missionar Klaus Hornemann, eine apostolische Erscheinung, und der dänische Baron Warstrand, ein Offizier aus Kopenhagen, welchem ein königlicher Schenkungsbrief Gelände unweit des Lyngensfjord überwiesen hat. Der unerfahrene Ebelmann fällt in die Hände eines reichen, schlauen Kaufmanns, der wie ein tüchtiger Jude den nur mühsam an kaufmännisches Wesen sich gewöhnenden Warstrand umgarnt und schon im Begriffe ist, mit Hülfe des Gerichtsschreibers, eines abgerichteten Schurken, die Schlinge zuzuziehen, als dem am Rande der Verzweiflung stehenden Dänen von Afraja, dem reichen Häuptling der Lappen, mit Sälen voll Spezialehalern geholfen wird. Warstrand hat damit seinen unbesangenen, wohlwollenden Verkehr mit den armen Lappen reichlich gelohnt gesehen. Während der Dichter mit der Schilderung der Silberhöhle Afrajas, der sich selbst als Zauberer zu erkennen giebt, das Gebiet der Märchenwelt streift, bleibt er mit den Kalkulationen des Geldsacks Niels Helgestad und seines spekulativen, wo möglich noch geldgierigeren künftigen Schwiegersohnes, des Schreibers von Tromsö, ganz auf dem Boden der gemeinen, alltäglichen Wirklichkeit. — Wer den Roman Afraja liest, wird in eine Welt versetzt, welche von dem, was die Gegenwart an Stil und Stoff des Romans bietet, weit, weit abliegt. Besser ist die Romandichtung seit vierzig Jahren nicht geworden.

O. K.

### 9. Verschiedenes.

— Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung. Von Dr. Karl du Prel. (München, Verlag der Akademischen Monatshefte.) 1889. 105 S.

Ihren sensationellen Titel wird die Schrift in keiner Weise gerecht. Es ist ja zweifellos richtig, daß die Stellung unseres Heftbuches, das bisher jede überflüssige Erscheinung als unmodig und daher als nicht wirklich behandelt, mit der Zeit eine andere werden muß; auch das ist zugegeben

daß Hypnotismus, Magnetismus Suggestion, oder wie man die Erscheinungen sonst nennen will, zwar einerseits die Rechtspflege sehr erschweren, andererseits in der Hand derselben auch ein wirksames Mittel zur Aufbesserung und Verbessern werden können. Dazu aber müssen diese Erscheinungen erst selbst genauer erkannt und beglaubigt sein, ehe ist über ihre juristische Bewertung nichts zu sagen. Daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als unsere Schulweisheit sich träumt, sagte schon der „Somnambule“ Hamlet zu Horatio. Viel klüger aber sind wir heutzutage auch noch nicht. Auch die Anekdotensammlung des Verfassers — dazu ist das Buch trotz seines hochtönenden Titels geworden — vermag kein neues Licht in die „hypnotische Frage“ zu bringen. Die größtenteils schon recht alten Geschichten — einige 60 an der Zahl — stammen zudem fast sämtlich aus den frühesten Quellen, französischen und englischen Zeitschriften und Tageszeitungen, im besten Falle aus „wissenschaftlichen“ Abhandlungen, wie die des Dr. Haddoc über „Somnambulismus“. Um ein Zeugnis für die Verlässigkeit dieses Dr. Haddoc anzuführen, sage ich noch bei, was Wallace, der bekannte noch lebende Naturforscher, aus einem Buche des Dr. Gregory anführt.“ (S. 78.) Das ist bezeichnend: Du Brel bezieht seine Anekdoten von Haddoc, dessen Zuverlässigkeit wird von Wallace, der ja noch lebt! beglaubigt, freilich nur so, daß dieser sich wieder auf einen dritten, den Dr. Gregory beruft. So sind drei Namen gewichtig aufmarschiert, und doch ruht die ganze Sache allein auf dem Dr. Gregory. Mit denselben Rechte könnte ein späterer nun als vierten Beglaubiger auch den Dr. du Brel hinzuzühen.

Der Schlüssgedanke des Verfassers verdient mitgeteilt zu werden. Er spricht von den sog. Hexen- und Zauberprozessen des Mittelalters. „Das Resultat davon ist gewesen, daß die somnambulen und mediumistischen Anlagen der Menschheit durch jahrhundertelange systematische Ausrottung ihrer Träger unterdrückt wurden. . . . Mit der wirklichen Abnahme der Hexen verschwand dann auch der Glaube an Hexerei. . . . Die Zeit einer seichten Aufklärung kam; mit dem Mangel an empirischen Belegen für die Existenz übersinnlicher Kräfte schwand der Glaube an das Ueberfönnliche überhaupt, und für den Materialismus war der Boden bereitet. . . .“ Wegen dieses Materialismus hilft nur der Somnambulismus oder Hypnotismus, der einzige evidente Nachweis für die Existenz der Seele. „Würden nun aber die Rechtsgelehrten unseres Jahrhunderts in den gleichen Fehler verfallen, wie die des Mittelalters, würden sie alle somnambulen Fähigkeiten immer nur als Gaukelei verfolgen, so müßten dadurch die somnambulen Anlagen allmählich durch Nichtgebrauch verkümmern. Das moralische (?) Resultat eines solchen Unterdrückungssystems wäre aber, . . . daß wir noch tiefer in den materialistischen Sumpf geraten würden, als es bereits geschehen ist.“ — Wenn wir weiter keine Waffen gegen den Materialismus haben, als den Hypnotismus, dann müssen wir den Kampf nur gleich aufgeben! Und

macht sich denn der Verfasser nicht klar, daß er selbst tief in materialistischen Anschauungen steht, wenn er mit der Ausrottung der (physischen) Träger des Somnambulismus im Mittelalter, nämlich der Hexen und Zauberer, auch ein Verschwinden dieser somnambulistischen Anlagen selbst annimmt? A. W.

— Eine Weltanschauung in Poesie und Prosa. Von Ulrich Rudolf Schmid, emer. Pastor. (Zena, Hermann Pohe.) 1889. 448 S. 2.40 M.

Dies Buch ist die neueste „Ausgabe“ (nicht Auflage) der „Blüten meiner Weltanschauung“, die der nun hochbetagte Verfasser als Stapelplatz zu betrachten scheint für alles, was an anderer Stelle schlechterdings nicht an den Mann zu bringen war, und die daher von anfänglich 163 Seiten im Laufe der Zeiten und „Ausgaben“ nunmehr auf 448 angewachsen sind. Es war nur billig, daß einem Buche von solchem Wuchstum und solcher jähen Lebenskraft auch Anerkennung auch einmal ein neuer Titel verliehen wurde; das ist diesmal geschehen. Für die noch zu erwartenden Ausgaben aber würde ich ein allmähliches, noch besser ein plötzliches Abnehmen dringend empfehlen. Zum mindesten sollte doch der Verfasser das ausführliche Verzeichnis seiner „sämtlichen Werke“ mit Rezensionen, Antirezensionen und Erläuterungen, das einen erlesenen Teil (77 Seiten!) dieser „Weltanschauung“ bildet, recht bald wieder abtupfen, zumal sich hier eine Selbstgefälligkeit bei Selbstüberdächerung breit macht, die, getimide gesagt, übertrifft. Beispiele mag ich hierfür nicht bringen, nur ein seiner anderweitigen Kuriosität halber: „Der prophetische Geist (des Verfassers nämlich), welcher in seiner Rezension . . . gerühmt wird, offenbart sich . . . in allen (. . . seinen Schriften). Denn das, was sie verlangen, hat sich im deutschen Volke teilweise oder ganz erfüllt oder geht der Erfüllung entgegen.“ Als Beweis hierfür wird u. a. aufgeführt: „Vertreibung der Türken aus Europa“, „Ergreifung trüglicher Maßregeln gegen die römische Kirche (Dank Bismarck's Thatkraft)“ und noch einige ähnliche, gegenwärtig höchst tragikomisch wirkende Momente. — Mit dieser ganzen explicatio pro domo würde ich dann auch gleich die ca. 75 Seiten über das Faustproblem verschwinden lassen, oder, wenn das zuviel verlangt ist, doch zunächst den prosaischen Teil davon. Die hier gebotene Erzählung des Faust-Resses, „wie er (nach Meinung des Verfassers) in dem edelsten dunklen Trage des Dichters gelegen“, gehört sicherlich zu dem Selbstamsten, was in Goetheverbesserung überhaupt geleistet worden.

Auf politischem Gebiet ist die Weltanschauung des Verf., wie sie in diesem Buche zum Ausdruck gelangt, zu billigen, vor allem sein deutsch-nationaler Standpunkt, den er schon vor 1848 einnahm und stets bewahrt hat. Religiös aber ist es nicht eine, sondern zwei Weltanschauungen, die er vergeblich mit einander zu verschmelzen trachtet. Es ist der Rationalismus, den Schmid vertritt. Aber er anerkennt neben den Forderungen des Verstandes, die nur zu einer abstrakten

Gottesidee führen, auch noch solche der „religiösen Poesie“ (also des Gefühl), „die anthropomorphistische Vorstellungen verlangt.“ So ist für ihn im Grunde keine Offenbarungreligion vorhanden: Schon dem Kalchas verschwinden in geweihter Stunde seine heimischen Götter, und er sieht nur noch den abstrakten Gott. Hermann, der Cherusker, sagt, „durchlebt von Gottseligkeit“, den alten Göttern Lebewohl, bleibt aber doch „das alte deutsche Glaubens ein harter Hort.“ Demungachtet finden sich, um die Verkommenheit noch zu erhöhen, auch eine Reihe spezifisch christlicher Wieder, über einzelne Momente in Christi Leben, über sein Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt, mit denen der Verf. wohl das religiöse Gefühl beschränken will. — Alles in Allem glaube ich nicht, daß diese neue Ausgabe besser „geben“ wird als die früheren. Der Nationalismus ist eine kirchengeschichtliche Kategorie, die der Vergangenheit angehört; seine Zerlegung ist nahezu vollendet. — Als Kuriosum will ich noch anmerken, daß das Buch insolge der verschiedenen „Veranschaulichungen“ zu einem Teil in alter, zum andern in neuer Orthographie gedruckt ist. Das ist mir in meiner „Regensburger Anstalt“ (ein vom Verf. S. 384 in allem Ernst gedrucktes Wort) bisher noch nicht passiert. A. W.

— Gespräche und Monologe. Sammlung vernünftiger Schriften von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.) VI und 347 S.

Ein aus zwölf Bestandteilen zusammengesetzter Band, Gespräche und Aufsätze enthaltend. Der Gespräche wegen werden die Aufsätze Monologe genannt. Ein ausreichender Grund liegt hierzu nicht vor. Die „dunte Mischung“ besteht nach dem Verf. aus Politischem, Persönlichem, Aesthetischem, Biographischem und Beschaulichem. Beschauliches habe ich nicht entdecken können, es sei denn, daß die Uebersetzung von Platos Verteilungsgedrebe des Sokrates, welche man als Wilbrandts „persönliches Bekennnis“ gelten lassen soll, ins Gebiet des Beschaulichen gehört. Dem „Heidentum“ scheint der Verf. ebenso verfallen zu sein, wie sein Jugendfreund Johannes Kugler, der sich nach viermaligem Selbstmordversuch — während des ersten Versuchs nahm seine Mutter Gift — in der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember 1873 darum das Leben nahm, weil er mit Wilbrandt die freestehende Anschauung hatte, der Mensch habe „ein Recht, ein Leben, das übermäßige, am Leben hindernde Qual und keine Zukunft hat, mit freiem Entschluß zu verlassen.“ Johannes Kugler war ein Schwager Paul Heydes; er scheint diesem als Modell zum Valder in dem gottlosen Roman „Kinder der Welt“ gedient zu haben. Wer sich scheut, häßliche Gotteslächerungen

zu lesen, der lasse den biographischen Abschnitt S. 325 bis 347 ungelassen. — Politisch ist die 1864 verfaßte Flugchrift „Für Schleswig-Holstein“, welche vom Herr Kauschus des deutschen Abgeordnetenhauses verbreitet worden ist. — Dem „Persönlichen“ gehört das bairische erste Gespräch an, „das fast zur Biographie wird“ (1876). Am demerendwertesten ist der Satz: „Eines kann ich am jüngsten Tage von mir sagen: Herr, ich habe nie eine Hand oder die Junge gerührt, um Erfolg zu haben“; ich habe kein Haar, keine Junge, keine Feder je für mich angestiftet oder ausgemuntert; und der Erfolg des Tages war mir nichts gegen den der Zeit.“ Das Gespräch „Er und ich“ hat es mit dem jungen, für Schleswig-Holstein schwärmenden Wilbrandt und dem jetzigen Wilbrandt zu thun. Hier wird der „Monolog“ der unteilbaren Persönlichkeit künstlich in ein Zwiegespräch zerlegt. Ich kann ein Gespräch dieser Haltung nur für einen Mißgriff halten. — „Meister Amor“, ist ein Brief betitelt, welchen Wilbrandt an seinen „lieben“ Paul Lindau geschrieben hat über das Thema frühreifer Jugendliebe. — Ins Aesthetische und ins persönliche Gebiet fällt das Gespräch: „Wie „Arria und Messalina“ entstand (1887). Ich glaube nicht, daß dieses Gespräch viele Leser dazu verlockt, sich mit jenem Theaterstück bekannt zu machen. Ausschließlich ins Aesthetische ist zu stellen, „Shakespeares Coriolanus“, „Hölderlin, der Dichter des Pantheismus“, „Fritz Reuters Leben und Werke“, „Mein Freund Scapola“ und „Drei Nächte.“ Das letztgenannte Gespräch läßt die kleine Kette erblicken, welche zwischen drei hervorragenden Glücks- oder Unglückstagen oder Nächten eines Menschen heraustritten ist und so zum Gegenstand einer Novelle werden kann. Das vorletztenmalige Gespräch handelt von den Hindernissen, welche sich den deutschen Dramatikern vor die Füße werfen: das Publikum, die Kritik, die Schauspieler. — Am besten hat mir der mit Fritz Reuters „sämtlichen Werken“ veröffentlichte Aufsatz über dieses Dichters Leben und Werte gefallen. Doch ist diese Arbeit durch die Bemerkung bedeckt, daß Reuters periodische Trunksucht eine wohl von der Naturkraft geforderte, daher unüberwindliche Begierde nach jenem spirituellen Meiz war. Da Wilbrandt neben dem deutschen Reich den englischen Naturforscher Charles Darwin für das größte Zeichen des 19. Jahrhunderts hält, so ist ihm nicht zu verargen, daß seiner Meinung nach die Naturkraft ein Heilmittel forbert, welches die Gesundheit vorzeitig zerstört und den Tod verurteilt. Von irgend welchem sittlichen Standpunkt ist in jenem Aufsatz, wie überhaupt bei Wilbrandt, nicht die Rede. Er scheint, wie sein Freund Dewse, nur eine f. g. conventionelle, mit vielen Ausnahmen besetzte Elittheit zu kennen. O. K.



## Gustav Jahn

geb. 23. Februar 1818 zu Sanderleben in Anhalt-Dessau,  
gest. 29. März 1888 in Züllichow,

war von 1858 bis 1888 der gesegnete Leiter der Züllichower Anstalten, und als solcher der Erfinder und Begründer unserer Weihnachts-Industrie, die er von den kleinsten Anfängen zu ihrer gegenwärtigen Höhe, und Bedeutung gebracht hat. Das Ziel, welches ihm dabei vorschwebte, der Weihnachtsfeier des deutschen Volkes wieder ein christliches Gepräge zu geben, hat er in ausgedehnter Weise erreicht, und damit ein hervorragendes Werk der Innern Mission getrieben. Sein Name ist dadurch ebenso allgemein bekannt geworden, wie durch seine Lieder und Schriften, und das wohlgelungene Bild des Vollen-deteten wird seinen vielen Freunden und Verehrern eine willkommene Gabe, zur bleibenden Erinnerung sein.





## Gustav Jahn.

### Vorwort.

Die „Konservative Monatschrift“ hat i. J. unterlassen, von dem Heimzuge eines ihrer ältesten Mitarbeiter, des am 29. März 1888 gestorbenen Leiters der Zülchower Anstalten, Gustav Jahn, Kenntnis zu nehmen und demselben einen Nachruf zu widmen.

Als unsere gegenwärtige Zeitschrift noch im Flügelkleide des „Halle'schen Volksblatts für Stadt und Land“ einherging, da war es der damalige junge Gerbermeister G. Jahn in Sandersleben, dessen Dichtungen und Aufsätze, namentlich seine unter dem Namen des „Schulzen Gottlieb“ geführten Korrespondenzen durch ihre echt vollstümliche und bei allem tiefchriftlichen Ernst doch humoristische Schreibweise dem Blatte viele Freunde und Anhänger erwerben halfen. Das gleichzeitige Erscheinen des „Hohenliedes“ erhöhte noch den Ruf des gottbegnadeten Dichters, der in seinem spätern Leben berufen war, durch eine ausgedehnte und reichgelegnete praktische Thätigkeit auf dem Gebiete der Inneren Mission zu zeigen, wie Idealismus und Realismus sich in einer Persönlichkeit vereinigen können. — Der gegenwärtigen Redaktion stand leider bisher nicht das Material zu einem Retrolog für den Dichter und Volksmann zu Gebot und sie ergreift deshalb um so lieber die Gelegenheit, das Versäumte wenigstens teilweise nachzuholen. Der Bruder des Verewigten, Franz Jahn in Stettin, selbst Dichter und schon Siebziger, hat uns einen Vortrag zur Verfügung gestellt, den er kürzlich in seinem Wohnort über „Gustav Jahn als Dichter“ gehalten hat, und den wir hier zum Abdruck bringen. Was etwa die Form des Vortrags mit ihren mancherlei lokalen Beziehungen für einen größern Leserkreis als übersüssiges Beiwerk erscheinen läßt, das wird ersetzt durch die Anschaulichkeit des Gesamtbildes, das der Redner nicht nur mit dem Munde, sondern aus dem Herzen gegeben hat. — Wenn wir gleichzeitig auch noch ein Bild des Verstorbenen aus seinen spätern Lebensjahren nach einer guten Photographie bringen, so glauben wir damit unsern Lesern eine Freude zu machen und uns nebenbei einer Dankeschuld zu entledigen.

### Gustav Jahn als Dichter.

(Ein Vortrag, gehalten in Stettin am 16. Januar 1890 von seinem Bruder Franz Jahn.)

Der Mann, von dem ich heute Abend zu Ihnen reden möchte, hat volle dreißig Jahre unter uns gelebt und gewirkt und ist erst vor kurzem aus unserer Mitte geschieden. Oft genug hat er auch an dieser Stelle vor Ihnen gestanden und Sie durch seine geist-

vollen, von tiefem christlichen Ernst durchwehten und mit naturwüchsigem Humor durchwürtzen Vorträge erbaut und erstreut. Ich fürchte deshalb nicht, dem Vorwurf der Anmaßung zu begegnen, wenn ich mich hier unterlange, sein Bild vor Ihnen aufzufrischen. Ist es ja doch nur brüderliche Liebe und Pietät, die mich die Schen überwinden läßt, ein mir so ungewohntes Ding zu thun und öffentlich zu reden. Auch habe ich nicht die Absicht, von dem zu sprechen, was er hier, in seiner zweiten Heimat, unter uns geschaffen hat; die Zeugen seiner Thätigkeit, die Züllshower Anstalten mit ihrer weit über die Grenzen von Deutschland hinaus bekannten, von ihm erfundenen Weihnachtsindustrie, die gesegnete Anstalt Rüdennühle, zu welcher er den Grund gelegt hat, die Luther-Kirche in Züllchow, mit deren Vollendung sein irdisches Tagewerk abschloß, stehen ja nahe genug vor Ihren Augen. Weniger bekannt dürfte den Meisten von Ihnen sein früherer Lebens- und Entwicklungsgang als Dichter und Schriftsteller geblieben sein, und in dem allgemeinen Interesse, welches derselbe wegen seiner Originalität darbietet, suche ich denn auch die Berechtigung für mich, Sie davon zu unterhalten. Dürfte doch kaum noch jemand anders das Material so zu Gebote stehen, wie dem Bruder, der erst die Knaben- und Jünglings- und dann wieder die reifen Mannesjahre bis zum Greisenalter in der engsten brüderlichen Liebes- und Lebensgemeinschaft mit ihm durchleben durfte. — Es ist also kein volles Lebensbild, welches ich vor Ihnen aufzurollen gedente, sondern laut meinem Thema beschränke ich mich darauf, Ihnen den jugendlichen Dichter und Volkschriftsteller Gustav Jahn vorzuführen, und dazu eine kurze Stunde Ihre Teilnahme zu erbitten; den thatkräftigen Mann der Inneren Mission haben ja Viele persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt.

„Handwerksmeister und Poet dazu“, das ist nicht gerade etwas absolut Neues in der deutschen Litteratur — bei meinem Bruder trat aber später noch der Bürgermeister und zuletzt der Schulmeister hinzu, und an allen diesen Gebieten hat er sich des Meistertitels nicht unwürdig gezeigt, nicht obgleich, sondern weil es in allen diesen Phasen seines Lebens bei ihm nach der Regel von Hans Wendig ging: „Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt, das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.“

Er ist eben zu allen Zeiten Autodidakt gewesen.

Gustav Jahn ist am 23. Februar 1818 in dem kleinen anhalt-bessanischen Landstädtchen Sandersleben geboren, damals ein ziemlich weitentlegener Ort in einem fruchtbaren Thalkessel, den heute zwei verkehrreiche Eisenbahnlinien durchkreuzen. Sein Vater war, wie nachweislich alle seine Vorfahren seit 150 Jahren, Ackerbürger und Weißgerbermeister, und gehörte nach Besitz und Bildung zu den Honoratioren des Städtchens, doch waren die Verhältnisse immerhin zu bescheiden und die Familie zu groß, um ihm zu gestatten, auf die Ausbildung seiner fünf Söhne außerordentliche Kosten zu verwenden; nur der älteste hatte den Vorzug, das benachbarte Gymnasium zu besuchen und später zu studieren; Gustav mußte sich mit der Elementarschule des Orts und einigen Privatstunden begnügen und ward wegen seiner kräftigen Konstitution schon als Knabe dazu bestimmt, nach der Familientradition das Handwerk des Vaters zu erlernen und weiterzuführen. Nach den mündlichen Erzählungen seiner Eltern war er ein außergewöhnlich gewettert und lebendiger Knabe von ungemeiner Wißbegierde, der durch sein unablässiges Fragen die Erwachsenen oft in Verlegenheit setzte. Um seinen Geist zu beschäftigen und ihm das Stillstehen beizubringen, ward er schon mit Ablauf des vierten Lebensjahres mit Genehmigung des Lehrers versuchsweise in die Volksschule geschickt, und es existiert eine charakteristische Anekdote über sein erstes Debut auf der Schulbank.

Von dem Vater hatte der Knabe die poetische Ader, von der Mutter lebhafte Phantasie und Beweglichkeit des Geistes geerbt, und von Beiden ermutigt, fing er schon frühzeitig an, bei passenden Gelegenheiten, wie Geburtstagen, poetische Glückwünsche

anzufertigen, die freilich noch kindlich genug ausfielen, trotz des dichterischen Schwunges, in den er sich zu verfehen suchte. So hat er z. B. einst als kleiner Junge die alte Großmutter mit den Worten angefangen:

„So kehrt er endlich denn zurück,  
Der schönste Tag im ganzen Jahr,  
Der glücklichste der Augenblicke,  
Der die Großmutter mir gebor,“

und ein andermal einen dem Vater als Geburtstagsgeschenk überreichten Spazierstock mit dem Wunsche begleitet:

„Wie mög' er drohend sich erheben,  
Um meinen Rücken zu befehen!“

Zwar lassen diese kleinen Bruchstücke, die mir gerade in der Erinnerung leben, noch auf keine besondere Begabung schließen; wenn indessen dem bekannten Fabeldichter Lichtwer, der als Knabe in der Religionsstunde den Vers produzierte:

Der böse Kain, der erschlug den frommen Abel,  
Da kam der liebe Gott, und schlug ihn auf den Schnabel;

von seinem alten Lehrer dafür das Lob erteilt wurde: „Brav, mein Sohn, du wirst einmal ein großer Dichter werden,“ so hätte eine solche Prophezeiung wohl auch bei Gustav Grund gehabt. Zeigte sich doch auch sonst bei dem Knaben schnelles Fassungsvermögen und eifriger Trieb zum Lernen, die ihn seinen Altersgenossen in der Schule weit voraneilen ließen. Lehrer und Schulinspektor bemühten sich vergeblich, den Vater zu bewegen, den geweckten Knaben auf eine gelehrte Schule zu bringen; wie schon erwähnt, erlaubten dies die Mittel nicht, und so mußte er denn drei Jahre auf der ersten Bank der Volksschule absitzen und nach seiner Konfirmation i. J. 1833 als Lehrling in das Handwerk des Vaters eintreten. Einige wenige Privatstunden im Französischen und Englischen, wozu sich zufällig am Orte eine „billige“ Gelegenheit fand, waren ein notdürftiger Ersatz für die mangelnde Kenntnis klassischer Sprachen, und statt an den Versen Homers, wußte er sich an den Alexandrinern Racines zu begeistern. Ein schüchtern Versuch mit den Anfangsgründen der lateinischen Grammatik, wozu der Onkel Apotheker sich herbeiliess, endigte schon nach kurzer Frist damit, daß der Onkel uns Schülern die Grammatik um die Ohren schlug, und will ich es gern dahin gestellt sein lassen, ob die Schuld mehr an den Schülern oder dem Lehrer lag.

Das kleine weltvergessene Städtchen Sandersleben war reich an originellen Persönlichkeiten, wie solche in unserer nivellierenden Zeit kaum noch vorhanden sind; ein wahres Prachtexemplar davon hatten wir in unserm eignen Hause in der Person eines alten Gefellen, wegen seiner Heimat der Pfläzler genannt, der auch, da der Vater nicht mehr selbst im Beruf arbeitete, zum eigentlichen Lehrmeister meines Bruders wurde und ihn in strenge Handwerkszucht nahm. Ich habe schon an einem andern Orte eine kurze Schilderung dieses höchst originellen Mannes zu geben versucht, der in unserer Familientradition fortlebt, nachdem er 40 Jahre im Hause meines Großvaters und Vaters gebient hat. Auf die Entwicklung meines Bruders ist er insofern auch nicht ohne Einfluß geblieben, als seine vielen Eigenheiten diesem einen gewissen Zwang auflegten und ihm zugleich Gelegenheit gaben, seine Beobachtungsgabe beim Studium des Volkscharakters auszubilden. — Seine Feierabendstunden benutzte er auch als Lehrling zur literarischen Fortbildung und fühlte sich in dieser Zeit besonders zu den Schriften des Wandsbeker Boten hingezogen, die sich in der Bibliothek des Vaters fanden. Wie seine ganze Natur der des alten Claudius geistig verwandt war, so ist auch dessen Einfluß auf seine Erstlingsproduktionen unverkennbar. Es wird sich noch Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen.

Während seiner Lehrjahre entstanden nun schon neben zahlreichen Gelegenheitsgedichten allerhand lyrische Ergüsse, poetische Erzählungen nach gegebenen oder frei erfundenen Stoffen, die seinen Dichterberuf schon deutlicher bezeugten, und die er später i. J. 1842 unter dem Pseudonym: Vermischte Gedichte von Gustav Frisch, als Erstlingswerk herausgab. Das Wertvollere daraus ist später in die Gesammelten Schriften G. Jahns aufgenommen; gestatten Sie mir, als Probe aus dieser frühen Periode ein kleines, ansprechendes Gedicht zu citieren:

### An die Blumen.

Blümlein ihr, im Festtagskleide,  
Seid ein Bild der stillen Freude,  
Lächelt mich so freundlich an.  
Ach, von allen Erdengaben  
Ist die schönste, die wir haben,  
Daß der Mensch sich freuen kann.

Darum, Blümlein, müßt ihr allen,  
Allen Menschen wohlgefallen;  
Jeder freut sich gar so gern!  
Doch euch ward noch größ're Ehre,  
Denn ihr wurdet uns zur Lehre  
Aufgestellt von unserm Herrn.

Armer Mensch mit deinen Mühen,  
Spricht er, sieh' die Blümlein blühen,  
Hiert sie nicht ein schönes Kleid?  
Sieh', sie spinnen nicht noch striden,  
Doch kein König kann sich schmücken  
Mit so großer Herrlichkeit.

Darum, Mensch, sollst du für morgen  
Nimmermehr so ängstlich sorgen,  
Drückt dich heut auch ditt're Not.  
Der die Blümlein weiß zu kleiden,  
Läßt uns auch nicht Mangel leiden,  
Giebt uns allen unser Brot.

Blümlein, dieser Lehren wegen  
Mag ich euch so gerne pflügen,  
hängt an euch mein ganzes Herz.  
O! so blüht denn, schön gekleidet,  
Und, wo Einer Mangel leidet,  
Gebt ihm Trost in seinem Schmerz.

Auch eine wohlgelungene metrische Uebertragung der poetischen Erzählung: Paradies und Peri von Thomas Moore, aus dem Englischen in freien Stanzas, findet sich in dieser frühen Sammlung, immerhin eine tüchtige Leistung für einen angehenden Handwerksgefeßen.

In der Zeit des kräftigsten Jünglingsalters vollzieht sich nun in dem Leben des jungen Dichters eine innere Wandlung, die seinem ganzen Streben einen neuen und kräftigen Impuls gab. Von Haus aus nicht ohne eine angeborene und anerzogene, und besonders von der zärtlichen Mutter liebevoll gepflegte Religiosität, wovon ja auch das eben citirte Gedicht Zeugnis giebt, und getragen von sittlichem Ernst, der ihn vor jugendlichen Verirrungen bewahrte, lag er doch mit dem elterlichen Hause in den Banden des Rationalismus gefangen, der aber damals, wenigstens in Volkstreffen, noch keine Feindseligkeit gegen das positive Christentum zeigte. Der Konfirmanden-Unterricht bei dem alten gutmütigen, aber stöckrationalistischen Pfarrer, wie dessen Predigten waren mehr geisttödtend als erweckend, und durchaus nicht geeignet, ein höheres Verlangen zu befriedigen. Da wurde der älteste Bruder, zu dem die Geschwister als zu dem Gelehrten in Halle durch Tholuck zum Glauben an den lebendigen Christus geführt, und es war ihm ein heiliges Anliegen, den gefundenen Schatz auch dem Elternhause mitzuteilen. Er fand offene Ohren und Herzen und besonders war es Gustav, der mit einem wahren Feuerzeiger die neue Botschaft aufnahm, die ihm statt dürrer Stoppeln die grüne Weide des göttlichen Wortes erschloß. Seine Stellung im väterlichen Hause gestattete ihm, Hausandachten einzuführen und persönlich zu leiten, er suchte die im Lande spärlich zerstreuten Jogen. Frommen auf und trat mit ihnen in Gemeinschaft, beteiligte sich an Missionsvereinen und Pastoral Konferenzen und gewann Eingang in die Kreise gläubiger Geistlichen in dem die kleine Anhalt'sche Enklave nahe umschließenden Preußen, wo sich schon längst ein frischeres Geistesleben gezeigt hatte. Da nun auch fast gleichzeitig ein

junger gläubiger Geistlicher in die zweite Pfarrstelle des Ortes berufen ward, so fand das neue geistliche Leben reichlich Nahrung, und auch Gustavs poetische Anlage wurde dadurch neu befruchtet. Die Keime zu seinem Hauptdichterwerke, dem Hohenliede, erstehen ersichtlich in dieser Zeit der ersten Liebe zu seinem Heilande.

Vor zu schroffer Einseitigkeit nach dieser Richtung bewahrte ihn sein gesunder Verstand, sowie sein heiteres, zum Humor angelegtes Temperament, und ein für seine ganze geistige Entwicklung in Betracht kommender akademischer Umgang. Der ideal gerichtete 20jährige Jüngling unterzog sich zwar willig seinen handwerksmäßigen Berufsarbeiten, suchte aber seine geistige Erholung in gelegentlichen Besuchen seines Bruders auf der nahen Universität Halle und ward durch diesen in studentische Kreise eingeführt, die den jovialen, poetischen Gerbergesellen als ihres Gleichen aufnahmen. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Verkehr mit den flotten Mufensöhnen und der Einblick in deren freies, ungebundenes Leben eine gewisse Unzufriedenheit mit seiner eigenen, handwerksmäßigen Beschäftigung und Gebundenheit erzeugte, die noch gesteigert wurde, als er wenige Jahre später durch seinen litterarischen Ruf auch Eingang in gelehrte Kreise fand. Gern hätte er wohl noch in dieser Zeit den Handwerkskittel ausgezogen und der Kampf zwischen Neigung und Pflicht ist sicher ein harter für den feurigen Jüngling gewesen. Um so mehr gereicht es ihm zur Ehre, daß er als Christ im Gehorsam gegen das vierte Gebot verharrte und die Kindespflicht, dem alternden und kränklichen Vater zur Stütze zu dienen, über seine Herzenswünsche stellte. Der Lohn für diese That der Selbstverleugnung ist in seinen späteren Lebensführungen erkennbar.

Bis hierher hatte sich dem jungen Dichter wenig Gelegenheit geboten, an die Oeffentlichkeit zu treten; im Festschreiber Wochenblatt mögen einige seiner Gedichte abgedruckt sein. Nun bot sich ihm ganz ohne sein Zutun ein Organ dazu dar. Im Jahre 1842 traf der Pastor von Tippelskirch in Wiebichenstein die Vorbereitungen zur Herausgabe einer vollstümlichen, christlich konservativen Wochenschrift, um damit der überwuchernden gottlosen und kirchensindlichen Zeitpresse entgegen zu treten, das später so weit verbreitete „Halle'sche Volksblatt für Stadt und Land," lange Zeit das einzige derartige christliche Blatt in Mitteldeutschland. Auf der Suche nach populären Mitarbeitern ward er auch auf den jungen Gerbergesellen aufmerksam gemacht, und es hielt nicht schwer, denselben für den Plan zu gewinnen. Diese Verbindung hat beiden Theilen zum Vorteil gereicht; Jahn's humoristische, echt volkstümliche Schreibweise trug wesentlich dazu bei, das Blatt in hohen und niederen christlichen Kreisen schnell beliebt zu machen, und er selbst gewann dadurch Anregung zu neuen Productionen und trat zugleich in lebendige Berührung mit vielen bedeutenden Männern. So entspann sich z. B. auch eine Korrespondenz zwischen ihm und dem katholischen Schriftsteller Alban Stolz, dem Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit, den er später wiederholt in Freiburg besucht hat. In den Korrespondenzen zwischen dem Schulzen Gottlieb und seinem Better ließ er nicht nur die gemüthliche Saite der Volksseele anklängen, wozu er, als mitten im Volke stehend, besonders befähigt war; er behandelte darin auch Zeitfragen kritisch-humoristisch im Lichte des gesunden Menschenverstandes, und die biedere, treuherzige Art und Weise, wie dies geschah, machte ihn bei all seiner Claudius'schen Derbheit bald zum Liebling der Volksblattleser in ganz Deutschland. Der Name des Schulzen Gottlieb war damals in allen christlichen Kreisen so wohlbekannt, daß ich selber meine Einführung in diese Kreise hier in Siettin diesem Namen verdanke, und lange Jahre gewohnt war, als Bruder des Schulzen Gottlieb vorgestellt zu werden.

Neben den Schulzenbriefen und anderen Aufsätzen, die zum Theil in den Gesammelten Schriften wieder abgedruckt sind, brachte das Volksblatt auch viele Poesien ersten und launigen Inhalts aus seiner Feder, u. a. einen Cyclus von Gedichten für die einzelnen Monate des Jahres, von denen Sie mir gestatten wollen, hier das letzte, den Dezember, als Probe mitzutheilen.

## Der Dezember.

Nun ward das Jahr zum alten Greis;  
Hinschwindet seine letzte Kraft,  
Die Voden werden silberweiß,  
Es starrt und stodt der Lebenssaft.  
Der letzte kommt von den zwölf Brüdern,  
Gräbt ihm das Grab und bringt's zur Ruh;  
Ich bin zu End' mit meinen Liebern:  
Hört noch dem letzten freundlich zu.

Zwölf Brüdern ward vom Herrn das Los,  
Zwölfmal zu segnen jedes Jahr.  
Sie ziehn das neugebor'ne groß,  
Sie schmücken's schön und wunderbar;  
Es bringt ihm jeder and're Gaben,  
Ein jeder pflegt's in seiner Reich' —  
Und hat's der Letzte still begraben,  
Ersteht's dem Ersten wieder neu.

Im Jänner liegt's, ein Kindlein schwach,  
Mit weißen Betten zugebedt;  
Im Hornung hat es allgemach  
Den Leid gedeht und ausgefretzt;  
Im März beginnt es sich zu fählen,  
Liegt nicht mehr auf dem Lager still;  
An ledern, losen Kinderspielen  
Vergnügt sich's weidlich im April.

Im Maien bricht es frei herfür  
In voller, jugendlicher Kraft;  
Im Juni sorgt es nach Gebühr,  
Dah seine Kraft auch Nutzen schafft;  
Im Juli wirkt es treulich weiter,  
Als starker, lebenskräft'ger Mann;  
Und im August hebt still und heiter  
Sein gold'ner Erntesegen an.

Ich scheid' jetzt; doch eh' ich geh',  
Erbitt' ich dir noch eins vom Herrn:  
Härte auch dein Haupt der Winterhüene,  
Ist auch dein Ende nicht mehr fern —  
O dann, zum Schluß von deinen Tagen,  
Dann komm auch dir der heil'ge Christ  
Und möge dich hinübertragen,  
Da ewig Freud' und Wonne ist.

Der Herbst trifft's rüstig noch und stark,  
Er bringt ihm kerngesunde Kost;  
Dem Greis durch das erstorb'ne Maerl  
Sieht der Oktober seinen Rost;  
Dann, in November's träben Tagen  
Kommt es, von seinem schönen Lauf,  
Dem Herrn die Rechnung anzufagen;  
Da geht die letzte Kraft ihm auf.

Der zwölfte Mond bringt's still zur Ruh'. —  
Ach, der ist wohl ganz freudenleer!  
Dem Sterben sieht's sich traurig zu  
Und vor dem Tode bangt uns sehr. —  
O nein, o nein! die schönste Wade,  
Kommt ihm zur allerletzten Frist;  
Denn an des alten Jahres Grabe  
Steht hoch und hehr der heil'ge Christ.

Drum, ob auch ernst des Todes Bild  
Und der Dezember hat gebracht,  
Dem Christen scheint er hell und mild,  
Berklärt durch die geweihte Nacht.  
Und jedes Kindlein nah' und ferne,  
Und was noch kindlich liebt und gläubt,  
Sieht kommen diesen Mond so gerne,  
Der ihm der allerliebste dieht.

Behüt dich Gott, wer du auch bist,  
Ranch Jahr noch, lieber Leser mein!  
Und einen schönen heil'gen Christ  
Bescher' er dir noch obenein.  
Und alle Wünsche, die du hegest  
Für deiner lieben Kindlein Ehar,  
Und wen du sonst im Herzen trägest,  
Die lass' er alle werden wahr.

Als eine seiner gelungensten Dichtungen, wenn schon in Prosa, möchte ich hier gleich die frei erfundene Erzählung: „Flick- und Stückwerk aus dem Tagebuche des Schneidergesellen Franz Schwertlein und der Brieftasche des Tischlergesellen Ernst Tiefner“ erwähnen, die einen dauernden Wert besitzt und noch in neuester Zeit wiederholt separat gedruckt worden ist. Tiefser sittlicher Ernst und ausgelassene Fröhlichkeit finden sich in glücklicher Mischung neben einander. Und wollte vielleicht ein hochweiser Kritiker eine zu große Zartheit und Innigkeit des Gefühls für ein rohes Handwerksburschengemüt daran aussetzen, so wäre solch kluger Herr sehr leicht durch den Einwand zu widerlegen, daß es doch eben ein veritaabler und leibhaftiger Handwerksgefelle gewesen ist, der das empfundene und geschrieben hat. Bruchstücke lassen sich daraus nicht gut mittheilen; um Ihnen doch aber den alten Schützen Gottlieb auch in seiner Eigenart vorzuführen, wähle ich als Stilprobe den kürzesten von seinen Briefen aus:

## Ein Brief von Gottlieb über einen Regen.

Juni 1844.

Lieber Vetter!

Hiermit füge ich Ihm zu wissen, daß uns unser Herrgott nach langem Warten heute mit einem gnädigen Regen heimsucht. Seit einer Stunde reguet's in hellen Güssen und jezt immer noch fort, daß das Land dampft. Ich bin schon zehnmal in den Garten gelaufen, zu sehen, wie alles sich in die Höhe gerichtet hat und frisch und fröhlich steht, und möchte es immer wieder aufs Neue thun. Habe in meiner Jugend bei solchen Gelegenheiten oft genug vor Freunden meinen Rock ausziehen müssen und mich mit beregnen lassen, und ich möchte es heute noch thun, wenigstens kann ich das ab- und zugehen nicht lassen. Aber da ist meine Alte hinter mir hergetrippelt gekommen, mit der Schürze über den Kopf, und hat mich beim Rockzipfel gefaßt und gesprochen: Bedenk', Vater, du bist kein Jüngling mehr, und den sechzig näher als den funfzig, was gilt's, du liegst mir morgen krank und hast's in der rechten Seite — und damit hat sie mich hereingezogen. Wie's denn so die Weiber machen! — aber sie haben manchmal Recht. Doch was soll ich nun hier in der Stube anfangen? Den hundert und dritten Psalm habe ich schon durch, aber es regnet immer noch fort! — Ich weiß nichts anderes, als ich setze mich hin und schreibe einen Brief an Ihn, obgleich ich kaum erst einen abgeschickt, damit sich nur meine Freude so etwas ausweiten kann. Er muß mir's aber nicht übel nehmen, wenn ich je zuweilen Papier und Feder liegen lasse und trete erst einmal ans Fenster und sehe dem lieben Wetter zu.

Ihr Städter wißt eigentlich gar nicht, was ein Regen ist! Wenn bei Euch unser Herrgott seine Brunnen ausschließt, so spannt Ihr den Paraplä auf, daß Euch kein Tropfen an den Leib kommt und geht wie die Nürnberger unter dem Regen weg. Dazu lauft's von Eurem Steinpflaster so rasch ab, als es gekommen ist, und nach ein paar Stunden sieht kein Mensch mehr, daß unser Herr Gott dagewesen ist. Da ist's bei uns ganz anders. Wenn unser eins seinen Grund und Boden so ein dreißig, vierzig mal mit dem Saattuch überlaufen und den Segen Gottes eben so oft heruntergefahren hat, so ist er mit seiner Scholle Land ordentlich zusammengewachsen. Wenn's dann dürrt wird, oder geht ein acht, vierzehn Tage lang ein trockener, hagerer Wind, so geht das einem mit durch Mark und Bein und man fürchtet sich, einen Blick auf das liebe Ackerland zu thun und machts wie die Pflanzen, die den Tag über den Kopf hängen, und alle Abend und Morgen, wenn's kühl und stille ist, sich in die Höhe recken und zum lieben Gott um Regen betteln. Ja, Vetter, unjereins hat nur immer zu wehren, daß ihm sein Korn und Kraut nicht zu sehr an's Herz wächst und daß er nicht wird, wie der Hofmeister in Lerchenstedt, der zu seinem Herrn sagte: Gestern und ehegestern haben die Schleppendorfer drüben ihre 60 Morgen mit Dung besahren, das ist ein Mist, daß mir das Wasser im Maule zusammengelaufen ist. Davon wißt Ihr Stadtleute alles nichts. Was läßt denn die Erde bei Euch für allerlei grünes Kraut aufgehen, als etwa in dem halb Wandel Stumentöpfen im Fensterbrette und die nehmt Ihr wohl gar bei einem Regen herein und meßt ihnen ihr Deputat mit der Gießkanne zu. — —

Meine Alte ist auf den Boden gestiegen, um Scherben unterzustellen, wenn es etwa hier und da durchsickert, und unterdessen habe ich mich noch einmal in den Garten gemacht und mit meiner Feldhade in den Gurkenbeeten gescharrt, wie tief der Regen schon gedrungen ist, aber es geht bereits über Hand und Daumen hoch durch und es regnet immer noch. Vetter, es ist doch noch was ganz andres, wenn unser Herrgott die Gießkanne nimmt! Meine Nädge mögen wohl so sehnsüchtig nach Regen ausgeschaut haben, als der Salat und die Erbsen, denn sie haben in der letzten Zeit Abends tüchtig dran gemußt mit Wassertragen zum Gießen, weil ich das Zugemüse gerne durchbringen wollte, aber das Gießen ist doch immer nur ein Nothbehelf; denn erstlich, einmal

gereget, ist besser als zehnmal gegossen, sagt eine alte Bauernregel, und zweitens kriegt so jedes Hälmchen und Gräschen auf meilenweit in der Runde beim Regen sein Theil so gut mit zugemessen, als die Leukojen und der Goldblad auf dem Paradebeete mitten im Garten. Die Pflanzen wissen's auch wohl, ob's ein Mensch ist, der da gießt, oder der liebe Gott, und wenn sie's einem auch danken und die Blätter in die Höhe heben, so kann man's doch am andern Tage gar bald merken, wenn die Sonne das Wasser aufgeleckt hat, daß es mit unserer Hülfe nicht weit her ist. Ich meine, die gehörige Vorbereitung fehlt, denn wenn so nach einem heißen Tage die Wolken am Himmel herausziehen und den Sonnenstrahlen den Durchpaß verwehren, da merken die Blümlein schon, was kommen kann, und wenn dann der Donner grollt und die Luft sich abkühlt, so horchen sie in die Höhe, und wenn sich dann ein leichter Wind aufmacht und durch die Bäume streicht, daß alle Blätter flüstern, so regt's sich unten in den Pflanzen auch und der Wind kommt bis zu ihnen herab und sie flüstern mit. Drauf werden die Wolken am Himmel und der Schatten auf der Erde immer dichter und die Luft fängt an wässrig zu gehen und die Pflanzen und Standen gewinnen ein immer frischeres Herz und schütteln sich, daß sie feste stehen — und dann fallen die ersten Tropfen. Bette, ich kann bei solcher Gelegenheit nicht von dem Bohnenbeete, oder wo ich gerade stehe, wegtommen, wie da alles mit einem Male so frisch und dunkelgrün wird, was vor wenigen Stunden noch ganz verschmachtet an der Erde lag und wie der Regen auf die vollen straffen Blätter niederrauscht. —

Hri, wie das jetzt wieder anhebt! — Na, morgen muß ich durch's Feld! Bin neugierig, was meine Rohlpflanzen dazu sagen und ob's dem Weizen an der Chauffee nicht zu viel geworden ist. Ja, Bette, was ich noch sagen wollte, es giebt im geistlichen Leben auch Trockeniß und fruchtbare Zeiten, und wenn so im menschlichen Herzen einmal alles dürre und trocken steht, da hilft auch das eigne Gesehen nichts recht's. Der Morgen- und Abendsegen ist dann wohl noch eine feine, äußere Hucht und man nimmt am lieben Sonntage das Gesangbuch und geht in die Kirche, aber es ist eben nur so, daß das Leben hingehalten wird, bis denn unser Herrgott kommt und selber nekt und lekt und seinen Himmel ausschließt und die Segensströme in das Herz träuft. Das geht dann durch und durch und macht frisch und stark und kräftig, und darum mag ich auch keine Treibhauspflanze sein, der die Erfrischungen durch die Gießkanne zugemessen werden, bei der die liebe Sonne erst durch Glasfenster scheinen muß und deren ganzes Wachstum nur ein zusammengekünsteltes ist. Wo die Orangeriebäume im Freien wachsen, da sei Gott dem Herrn Dank für seine Gnade, aber ich will bei uns zu Lande doch lieber ein Holzbirnbaum an der Waldecke, mit dem Himmel über mir, als ein Pommeranzentock in des gnädigen Herrn seinem Gewächshause sein. Wer noch keine Zeit der Dürre durchgemacht hat, weiß auch nicht, wie wohl ein Regen thut, und bestwegen gehöre ich eben so wenig zu den Leuten, die nur immer im Blumentöpfchen sitzen möchten, als zu denen, die, wenn der liebe Gott einmal seine Segensströme so ohne Maassen herabschüttet, gleich hinter die Dachtraufe in's Trockne sich retiriren und meinen, es wird des Regens zu viel, wir sind besse'n nicht werth. Was werth, oder nicht werth! Eben weil wir nichts werth sind, darum brauchen wir den Regen, und weil wir ihn brauchen, darum schickt ihn Gott, nicht weil wir ihn verdient haben. Darum Bette, was Gott giebt und wie's Gott giebt, wenn wir nur auf Gottes Erdboden stehen und seine Sonne und seinen Himmel über uns haben. Er läßt wohl eine Trockeniß kommen, daß unser Saft dürre wird, aber wir vertrocknen nicht, und das Wort: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Frost und Hitze, Sommer und Winter“ u. s. w. gilt wie von irdischen, so auch von himmlischen Dingen. —

Jetzt läßt's nach. — Gott sei Lob und Dank für alle seine Gnade! Wenn's nur allermwegen hingekommen ist! Ich habe gehört, daß in etlichen Gegenden das Korn wegen der Dürre recht verkommen sein soll. Sollte mir von Herzen leid thun; — doch ist's vielleicht nicht so arg, denn in der Regel nehmen die Bauern, wenn's an's



Klagen geht, den Mund voll. Wir können hier eigentlich noch nicht viel Reden's darüber machen, ob schon es auch bei uns lange nicht geregnet hatte. Noch steht alles fröhlich in Hoffnung. Unser Herrgott bescheere uns eine gesegnete Aerate! Ich will meinen 103ten Psalm noch einmal lesen und dann muß ich hinaus in den Garten. Leb' Er wohl! Wenn Er meint, daß mein Brief diesmal das Postgeld nicht werth ist, so hat Er sich auch noch nicht von ganzem Herzen über einen Regen gefreut.

Besonderen Anklang fand auch das in den Jahrgängen 1844 bis 1847 des Volksblatts enthaltene Goldene ABC, auch eine Imitation des Wandsbeder Boten. Alljährlich um die Weihnachtszeit pflegte G. Jahn mit seinem Freunde, dem Pastor Ahlfeld in dem benachbarten Dorje Alsleben, dem nachmaligen berühmten Kanzelredner Leipzigs, zu dem Zwecke zusammenzukommen, um in gemeinsam verfaßten kurzen Knittelversen die Tagesereignisse des abgelaufenen Jahres kritisch zu beleuchten resp. zu geißeln. Diese Zeitgeschichte in Fabelversen ist ja allerdings längst veraltet und hat nur noch antiquarischen Wert; die besten Pointen würden heute eines Kommentars bedürfen. Daß es die beiden Poeten auch an Selbstkritik nicht fehlen ließen, davon zeugt der bekannte Vers:

von Fippelskirch ein Volksblatt schrieb,  
Das noch sehr fern vom Volke blieb.

Die Methode bei dieser Genossenschaftsarbeit war die, daß von beiden Dichtern zu jedem Buchstaben ein Vers geliefert wurde, und sie sich dann darüber verständigten, welcher der beste sei; der andere wurde verworfen. In den seltenen Fällen, wo eine Vereinigung nicht zu stande kam, gelangte auch einmal eine Doublette zur Veröffentlichung.

Ich bin aber mit diesen Mitteilungen schon etwas vorausgeeilt und muß einige Schritte zurückthun, um G. Jahn's bedeutendstes Dichterverk nach seiner Entstehungsgeschichte vorzuführen. Das Hohelied hat seinen Dichterruf am festesten begründet und man darf wohl behaupten, daß, wenn er nur dies eine Werk verfaßt hätte, er schon damit einen Platz in der Reihe derjenigen geistlichen Liederdichter gewonnen haben würde, denen es gegeben ist, im höhern Chor zu singen. Die Anfänge dazu datieren schon aus einer früheren Zeit. Angeregt durch die Krummacher'schen Predigten: Salomo und Sulamit, hatte Jahn einige tief empfundene Lieder über einzelne Verse des Hohelieds gedichtet, die bei seinem spätern Verkehre in den Halle'schen Kreisen dem Justizrat Wille, einem feingebildeten Kunstkenner und Mäcen, zu Gesicht kamen und dessen Teilnahme für den jungen Dichter in hohem Maße rege machten. Er ermutigte ihn zur Fortführung der begonnenen Arbeit, machte ihn auf noch vorhandene Härten aufmerksam und ließ ihn nicht ermüden, immer wieder die Feile anzulegen, um möglichst Vollkommenes zu schaffen. Zu der Formvollendung des Gedichts hat Wille's scharfe und feinsinnige Kritik entschieden viel geholfen, wie dies mein Bruder selbst immer willig anerkannt hat. Auch der Gedanke, das ganze Hohelied in geistliche Gesänge umzuwandeln und auszulegen, ist wohl zuerst durch Wille in meinem Bruder geweckt worden, ursprünglich hatte er sich kein so hohes Ziel gesteckt. Nachdem aber der Plan dazu in seinem Geiste gereift war, ging er auch freudig an die Arbeit. Im Jahre 1845 erschienen schon die beiden ersten Gnadensführungen: Das Werk im Glauben, und Die Arbeit in der Liebe, in einer reich ausgestatteten Prachtausgabe bei Richard Mühlmann in Halle, und ich entsinne mich noch sehr wohl des berechtigten Aufsehens, welches dieses Werk in allen christlichen Kreisen erregte, zumal gleichzeitig bekannt wurde, daß der Sänger dieser arten, von dem Schmelz der innigsten Christusliebe überhauchten Lieder kein Theolog, sondern ein derber Handwerksmeister sei. Und in der That, ich kann es bezeugen, daß in derselben Zeit, wo seiner gottgeweihten Harfe so volle und reiche Töne entströmten, dieselbe Hand, die die goldenen Saiten erklingen ließ, sich nicht

schämte, die Karre mit Fellen über die Straße zu schieben, um sie an der Wippen zu waschen. Dieser Kontrast wird auch Ihnen greifbar nahe treten, wenn ich an dieser Stelle ein paar Gefänge aus der ersten Gnadenführung mittheile:

### Sagen und Klagen.

(Hohes Lied Kap. 1 v. 7.)

O du, den meine Seele liebt,  
Ach Herr! ich bin so tief betrübt  
Und weiß mich nicht zu fassen — —  
Ich hatte dich und hielt dich schon,  
Und nun bist du mir ganz entflohn,  
Hast mich allein gelassen!  
Hast meinen Willen dich verborgen,  
Verhüllst vor mir dein Angesicht:  
Ach Herr! ich rufe jeden Morgen  
Und schweige bis zum Abend nicht!

Sag' an, wo bin ich hin versezt?  
Wo irrt dein armes Schäflein jetzt?  
Ich muß hier ganz verkommen!  
Sag' an, o Herr! wo weidest du?  
Wo hat mein Hirte seine Ruh'  
Zur Mittagszeit genommen?  
Ja, Mittag ist's, und schwül und dürre,  
Ich treffe nirgends Schotten an —  
Wo ruhst du, Herr, daß aus der Irre  
Ich fröhlich zu dir eilen kann?

Das Herz ist mir so liebeleer,  
Mir ist so bang, mich dürstet sehr,  
Und meine Kräfte schwinden.  
Nach Stärkung schrei ich fort und fort,  
Ich suche Trost in deinem Wort  
Und kann nur Zweifel finden.  
Ja selbst die Stimme deiner Hirten,  
Sie labt mich nicht, ob sie erklingt:  
Sag', was den Füh mir, den verirrtten,  
Zurück auf deine Weide bringt?

Ich thue alles was ich weiß,  
Ich tret' in meiner Brüder Kreis,  
An ihnen mich zu stärken.  
Doch muß ich ganz verlassen stehn,  
Und kann von deines Geistes Wehn  
Nicht eine Spur mehr sehen.  
Sonst konnt' ich freudig mit lobsingen,  
Jetzt läßt mich der Gesang so kalt;  
Mein Veten kann empor nicht dringen,  
Wenn ihr Gebet zum Himmel schallt.

O warum bist du mir so fern!  
Ich bin als hätt' ich keinen Herrn,  
Gehörte nicht zur Herde!  
Die Brüder werden irr' an mir,  
Und zweifeln, ob ich auch zu dir  
Wich wieder finden werde.  
Als hätte ich dich ganz verloren.  
So ist mir selber immerdar. —  
Ach Herr, hab' ich dich denn verloren?  
Und hast du mich vergessen gar!

### Stimme des Herrn.

(Kap. 1 v. 8.)

Du armes Schäflein meiner Weide,  
Kennst du dich nicht in deinem Leide!  
Was willst du denn, was schreist du doch?  
Du klagst, die Liebe sei verschwunden,  
Die du sonst gegen mich empfunden,  
Und suchst mit so viel Angst mich noch!  
Was ist's denn, daß du dich betrübst?  
Sag' an, wenn du mich nicht mehr liebst,  
Warum das Herz vor Leid dir bricht?  
Kennst du dich nicht!

Kennst du dich nicht! fehlt dir der Glaube?  
Du meine Freundin, meine Taube,  
Du Auserwählte, meine Braut,  
Du Weib, das ich so hoch gezieret,  
Und selber zu mir eingeführet,  
Der ich mich ewig angetraut, —  
Kennst du dich nicht, so schau' auf mich,  
Ich liebe unveränderlich,  
Und meine Treu' geht nimmer aus:  
So tritt heraus!

So tritt heraus aus deiner Kammer,  
Aus deinem selbstgeschaffnen Jammer,  
Was suchst du bei dir selbst so viel?  
Heraus, aus allem eignen Treiben!  
Hinein ins Wort! mein Wort muß bleiben!  
Dein Frieden steht nicht im Gefühl.  
Darf' du nicht elend und gering,  
Da ich in Liebe dich umfing?  
So tritt heraus, du Königin,  
Und gehe hin!

Und gehe hin auf meinen Fluren,  
Und suche meiner Schäflein Spuren,  
Die je und je ich ausgeführt.  
Da findest du dieselben Weiden  
Und Klagen über dürre Weiden,  
Doch schau', ob eines sich verliert.  
Durch Kreuz und Leid zur Herrlichkeit!  
Und wo ein armes Schäflein schreit,  
Ist meine Hülfe immer nah,  
So weide da!

So weide da; da sollst du hüten,  
 Da pflege deines Geistes Blüten,  
 Da sind die Tristen fett und frisch.  
 Da laß die Liebe neu erblühen,  
 Da wird die Hoffnung wieder blühen,  
 Da steht bereitet dir der Tisch.  
 Kenust du dich nicht, so tritt heraus,  
 Und gehe hin, und schaue aus,  
 Und weide da bei meiner Schar:  
 Ich bin's doch gar!

Die Aufgabe, welche sich der Dichter gestellt hatte, das ganze Hohenlied in der begonnenen Weise zu bearbeiten, bot ihm in der Ausführung größere Schwierigkeiten, als er selbst geahnt hatte. Nicht nur keine Wiederholung, auch kein Erlahmen dichterischen Schwunges in der begeistertsten Anbetung der Braut des Herrn durfte eintreten, vielmehr mußte der Gesang von dem Lobpreis der einzelnen erlösten Seele zu dem der Gemeinde, ja der gesamten streitenden und triumphierenden Kirche fortschreiten. Dazu erforderte die richtige Auslegung des Textes viel theologisches Studium, zumal für jemand, der der Ursprache nicht mächtig war. Alle alten und neuen Kommentare, deren er habhaft werden konnte, hat mein Bruder damals gewissenhaft durchstöbert, und sein alter Halle'scher Freund stand ihm darin treu zur Seite. Erst volle zwei Jahre später erschienen die beiden letzten Abtheilungen: Die Bewährung in der Gnade, und das Ja des Herrn und das Amen der Braut, aus denen ich nur noch für einen Gesang Ihre Aufmerksamkeit erbitte (50. Salomo und Sulamit), der zugleich das, was ich vorher über den inneren Fortschritt des Gedichts gesagt habe, erläutern möge.

### Salomo und Sulamit.

(Kap. 7 v. 8 u. 9.)

Ich sah die Welt im Todeskampfe ringen —  
 Wo die Gerechtigkeit zerstücketern muß,  
 Kann Liebe nur, nach ew'ger Weisheit Schlaf,  
 Sich opfernd, das Verlorne wiederbringen.

Ich that's! Frei bin ich an das Kreuz gestiegen,  
 Hoch ragt es über das erstritt'ne Land:  
 Nur mit dem Palmenzweige in der Hand,  
 Begehrt' ich meinen Feinden odzusiegen.

Ich breite stehend gegen diese Erde,  
 Von Liebe übermocht, als Bräutigam,  
 Die Arme aus dem hohen Kreuzestamm,  
 Und werb' um sie — bis ich sie richten werd!

O Braut! Durch dich nur will ich überwinden!  
 Mich selbst beschränkend, laun in dir allein  
 Die Völker aus der Knechtschaft ich befrei'n,  
 Daß sie aus freier Wahl zu mir sich finden.

Ah, die Bethörten stehn vor meinem Kreuze —  
 So führ' ich dich hernieder auf den Plan,  
 Und habe dich mit Schönheit angethan,  
 Daß ich durch dich zu meinem Dienst sie reizt.

Daß an den Früchten sie den Baum erkennen —  
 Ich bin der Weinstock voller Lebenskraft,  
 Sei du die Traub' und bringe süßen Saft,  
 An dem die kalte Welt soll neu entbrennen.

Verborgen quillt im Stamm die Lebensfülle,  
 Die Frucht allein lockt Dürstende herzu,  
 Ich bin der Stamm! Die reife Frucht sei du,  
 Mit deren Dufte ich das Land erfülle.

Ein Todeschlaf liegt drüber hin gebreitet —  
 Sei den Erstorbnen du, wie edler Wein,  
 Der lebendbringend unvermerkt geht ein,  
 Wenn leis er über ihre Lippen gleitet.

Manchen seiner Zeitgenossen, wenn ihnen die kraftvolle breitschultrige Gestalt des Dichters entgegentrat, fiel es schwer, in ihm den Sänger des Hohenliedes zu erkennen. In einem seiner Gottlieb'sbriefe hat er einmal in humoristischer Weise die Einflüsse und Eindrücke gezeichnet, welche die Arbeiten der verschiedenen Handwerker auf deren Körper hinterlassen. Von dem Gerber sagt er selbst: „Bei dem Gerber hat sich von der harten Arbeit am Schabebaum die Fülle der Kraft zwischen den Schultern gesammelt und der Kopf hängt etwas nach vorn, als müsse er schieben.“ Das traf ja auch bei ihm zu. Mir gegenüber äußerte einst eine seiner Verehrerinnen, eine hochstehende Dame, nach der ersten persönlichen Vorstellung: „Ach, ich hatte mir Ihren Herrn Bruder viel

ätherischer gedacht;“ vielleicht ist es noch manchem andern ebenso ergangen. Von dem Segen aber, der von diesem seinem Buche ausgegangen, wird noch die Ewigkeit zu erzählen wissen. Der Generalsuperintendent Heselkel besuchte meinen Bruder an seinem Kranken- und Sterbelager und erzählte ihm in meinem Beisein von einem rheinischen Großkaufmann, dem dies Buch das liebste nach der Bibel gewesen sei, und der nur den Wunsch gehabt hätte, dem Verfasser vor seinem Tode noch einmal die Hand drücken zu können.

Erst nach der gänzlichen Vollendung des Hohenliedes ward es nach Gottes Rat dem Dichter vergönnt, die bräutliche Liebe, deren Urbild er in so hohen Tönen besungen, selbst kennen zu lernen; er verlobte sich im Jahre 1847 und schloß, 30 Jahre alt, den Ehebund mit Anna Wapler am 21. Februar 1848. Die Ehe blieb kinderlos und wurde schon nach 6 Jahren nach einem längeren Siechtum der jungen Frau durch den Tod getrennt. Aus der Zeit seines ersten Brautstandes stammt der 3. Teil seiner gesammelten Schriften, bestehend in Gedichten, Brautbriefen und einer kleinen Erzählung, die in Gesprächsform das für Brautleute naheliegende Thema behandelt, ob das Suchen des Jünglings oder das Sichfindenlassen der Jungfrau der beneidenswertere Stand sei. Poetisch wertvoller sind noch die Brautlieder, welche er nach seiner zweiten Verlobung mit Dora von Dieskau in Magdeburg in dem kurzen Zeitraum von wenigen Monaten verfaßte und später unter dem Titel „Neuer Frühlings“ herausgab. Das sind keine erdachten, sondern aus der Tiefe geheiligter Empfindung geschöpfte Liebeslieder.

Ich muß hier noch einschalten, daß er schon vor seiner ersten Verheiratung mit Zustimmung des noch lebenden Vaters das unter der Ungunst der Verhältnisse nicht mehr rentierende Handwerk ganz aufgegeben hatte und sich eine Zeit lang nur mit der Landwirtschaft beschäftigte. Im Jahre 1852 wurde er zum Bürgermeister des Städtchens ernannt und hat während seiner sechsjährigen Amtsthätigkeit manche wichtige Reform auch in Bezug auf die Armenpflege eingeführt. Auf die Dauer konnte ihn jedoch der beschränkte Wirkungsbereich in den engen, kleinstädtischen Verhältnissen nicht mehr befriedigen, und er folgte mit Freuden einem an ihn ergangenen Ruf nach Pommern. Im Herbst 1858 siedelte er mit seiner jungen Frau und zwei Kindern nach hier über, um die Leitung der Zülchowrer Anstalten zu übernehmen, die damals noch lange nicht die gegenwärtige Ausdehnung besaßen. Ueber seine Thätigkeit als Vorsteher beabsichtige ich nicht, wie schon im Eingang gesagt, nicht zu verbreiten, wohl aber muß uns für unser Thema die Frage interessieren, ob denn unter den Sorgen und Pflichten des neuen Amtes der Quell der Dichtung in ihm versiegt ist.

Allerdings nahm die ganz neue ihm gestellte Aufgabe, namentlich das Lehramt, seine Zeit und Kräfte in einem Maße in Anspruch, daß ihm zunächst keine Zeit zu andern Arbeiten übrig blieb, und mit größern Dichtungen ist er von hier aus nicht mehr in die Oeffentlichkeit getreten, wenn auch die Rückert'sche Regel: „Poesie hausbadene, liest meinen Hausbedarf“ bei ihm stets in Geltung blieb und sein bereiter Mund bei passender Gelegenheit von launigen Versen überfloß. Dagegen hat er ein anderes Feld seiner Begabung, das ich bisher noch unberührt gelassen habe, auch in seinem neuen Amte nicht brach liegen lassen, ich meine die Volksschriftstellerei. Schon in jüngeren Jahren hatte er eine Reihe von trefflichen Volksbüchern herausgegeben und u. a. die Geschichte der französischen Revolution sowie die der Freiheitskriege in erzählender Form populär bearbeitet. Der evangelische Bucherverein im nördlichen Deutschland in Gießen, in dessen Verlag diese Bücher erschienen, hat dieselben in verschiedenen Auflagen in vielen tausenden von Exemplaren verbreitet. Als ein besonders geschätztes und wertvolles Volksbuch aus demselben Verlag kann ich auch noch die Geschichte vom „Kamerad Hesel“ bezeichnen, worin die wirklichen Erlebnisse eines Veteranen der Befreiungskriege nach dessen mündlichen Mitteilungen in der anschaulichsten Weise geschildert werden. Hatte nun der Verfasser bei diesen Arbeiten in die Geschichte zurückgreifen müssen, so kam jetzt die Zeit, wo die selbsterlebten großen geschichtlichen Ereignisse ihm

die Feder in die Hand drückten und ihn zu einem begeisterten Erzähler der Großthaten unseres Kriegsheers und seiner herrlichen Führer machten. In Jüllchow sind die beiden Geschichten des deutschen und des französischen Krieges von ihm geschrieben worden, die an populärer Darstellung, warmem patriotischem Gefühl und schwinghafter Sprache ihres gleichen suchen und wohl nur deshalb nicht die verdiente größere Verbreitung gefunden haben, weil bei der Menge der gleichzeitigen Publikationen der Verleger es an der von andern Seiten geübten Reklame fehlen ließ. Kenner der Volksliteratur bezeichnen namentlich die Geschichte des französischen Krieges als ein Buch, das bleibenden Wert hat, und wenn der Verfasser am Schlusse die Helden und Paladine des glorreichen Kaiser Wilhelm in langer Reihe noch einmal Revue passieren läßt, so erkennen wir auch hier noch den Dichter, der uns eine Nachbildung des Heldenbuches Davids nach II. Samuelis, Kap. 23, von hohem poetischen Schwunge giebt, die ich selbst nachzulesen bitte.

Ich bin am Ende mit meiner Schilderung derjenigen Leistungen des Verstorbenen, die ich mir hier als Ziel und Schranke meines Vortrags gesetzt hatte, und wenn es mir gelungen ist, Ihnen die Gestalt des Dichters und Humoristen Gustav Zahn in einigen lebenswahren Zügen vor Augen zu führen und ein freundliches Andenken an ihn zu erwecken, so ist bei aller Unvollkommenheit meiner Darstellung, deren ich mir selbst am meisten bewußt bin, mein Zweck erreicht. Immerhin würde aber das von mir gezeichnete Bild nur ein halbseitiges sein, wenn ich hiermit abbrechen und das, was er auf anderen Gebieten geleistet hat, ganz mit Stillschweigen übergehen wollte. Ist es doch gerade die seltene Mischung von Idealismus und praktisch-nüchternen Tüchtigkeit, die, verbunden mit einer ungemeinen Arbeitskraft, ihn befähigte, sich auf den verschiedensten Gebieten hervorzuthun. Nicht nach hergebrachter Schablone, sondern in freier, aus dem eignen Geiste geschöpfter Kraft hat er sich in den scheinbar so heterogenen Berufsgruppen zurecht gefunden und zum Teil eigne neue Bahnen eingeschlagen. Als er in vollster Manneskraft die Jüllchower Anstalt übernommen hatte, widersetzte es ihm bald, dieselbe nur von Liebesgaben unterhalten zu lassen, und wie er selbst seine ganze Thatkraft einsetzte, so war auch sein Bestreben darauf gerichtet, die Kräfte der Knaben und Brüder nutzbarer zu machen. Gott hat sein Wirken auch nach dieser Seite hin reich gesegnet; aus der im denkbar kleinsten Maßstabe begonnenen Jüllchower Weihnachtsindustrie ist ein Geschäftszweig geworden, von dessen Ausdehnung viele Stettiner kaum eine Ahnung haben, denn sie erstreckt sich bis nach Amerika und Indien, und wenn es heute für christliche Eltern keine Schwierigkeiten mehr bietet, in dem Schmuck des Christbaums ihren Kleinen die heilige Weihnachtsgeschichte bildlich nahe zu bringen, so ist dies mit ein Verdienst der Jüllchower Initiative — vor 30 Jahren war es noch nicht so leicht. Diese ideale Seite seiner Weihnachtsindustrie hat der selbige Zahn auch bis an sein Ende eben so hoch und vielleicht noch höher gehalten, als den materiellen Nutzen, den er damit für die Anstalt erzielte. — Kostlose Thätigkeit war sein Lebenselement bis ins Greisenalter hinein, davon zeugt auch sein letztes Werk, der Bau der Lutherkirche in Jüllchow, den er mit einem Eifer betrieb, als hätte er gewußt, daß ihm nur noch eine kurze Spanne Zeit zum Wirken zugemessen sei. Und doch hat auch er am Ende eines so thätigen Lebens nach Gottes Rath noch lernen müssen, „zu leiden ohne zu klagen,“ und alles über Bord zu werfen, was ihn etwa hätte verleiten können, in sich selbst genügender Befriedigung auf ein langes und reiches Tagewerk zurückzuschauen. Mehr als einmal hat er mir auf seinem Kranken- und Sterbelager bekandt, daß im Angesicht des Todes alle Fittler eigener Gerechtigkeit als elende Lappen erscheinen, und der beste Nachruhm, den ich ihm zu geben vermag, ist der, daß er als treuer evangelischer Christ seine Seligkeit allein im Glauben an das Verdienst unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi gesucht und gefunden hat.



## Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.\*)

Von

Martin von Nathusius.

### VI. Spätere Poesieen und litterarische Beziehungen.

Wer die junge Dichterin durch ihre Jugend begleitet und an ihrem anmutigen Wesen Freude gefunden hat, wird nicht ungern noch etwas aus ihrem späteren Leben vernehmen.

Ich kann und muß mich aber bei diesem Teil meiner Aufgabe viel kürzer fassen, als bisher. Das Wesentliche in ihrem Leben, soweit es ein größeres Publikum interessiert, war die Entwicklung. Die klare, lebendige, heitere, gemüthvolle Seele hat als solche auch später noch viel Freude gemacht und Freunde gefunden, doch ist nichts aus ihrem Leben zu vermerken, was auf ihr inneres Leben tieferen Einfluß gehabt und demselben eine neue Richtung gegeben hätte. Es kommt also nur noch darauf an, zu schildern, wie die Originalität des Mädchens der Frau und Greisin anstand und wie ihr Dichtersinn die Freuden und Sorgen der Gattin, Hausfrau, Mutter und Großmutter aufsaßte. Und das kam in kurzen Strichen geschehen. Dazu kommt, daß ihre Poesie, deren Charakterisierung in den früheren Abschnitten zugleich zur Einführung in das Geistesleben und Dichten der Zeit diente, auf dem einmal gewonnenen Standpunkt stehen blieb. Nachdem Schiller und Goethe und dann die Romantiker die deutsche Litteratur schon auf ganz andere große und gewaltige Bahnen hingerissen hatten, dichtete Philippine immer noch in der einfachen und empfindsamen Weise Hagedorns und Pfeffels, sämte ein überausnettes Gerücht märkischer Rüben mit Schinken und Verschen, besang die Geburtstage ihrer Enkel oder den ihrem Manne zum Geburtstag geschenkten Geldbeutel. Bei letzterem heißt es:

So gehts in der Welt,  
Der eine hat den Beutel, der andere das Geld!  
Die niedrigste seidne Börse ist mein,  
Doch kommen nur selten Bewohner hinein.  
Und des Geldnehmers Hochwohlgeborenen  
Haben die Börse zerrißen — verloren —  
Und brauchen fürwahr seht das Geld aus den Taschen,  
Die Knaben Rosinen und Rüsse knaden.

\*) Anm. d. Red. Durch die Verlegung des Herrn Professor v. Nathusius von Barmen nach Greifswald ist eine Unterbrechung in dieser Publication eingetreten. Wir denken aber, daß auch nach der Pause unseren Lesern der Schluß willkommen sein wird.

Sie schenkt deshalb einen neuen Bentel und sagt von ihm:

Aus Vorsorg ist er groß gekauft,  
Glück, mach daß er bald überlaßt!  
Denn wehrt sich keines Gehaltes Kummer,  
So drückt uns Glückliche ja kein Kummer.

So viel Freude nun auch diese Hausgarten-, Küchen- und Familienpoesie denen gemacht hat, die das Glück genossen, mit Philippinen in näherem Umgange zu stehen, so wenig kann noch von einem Mitleben der literarischen Entwicklung des Zeitalters die Rede sein. Auch ihre tiefer greifenden Lieder der späteren Zeit führen nicht über das hinaus, was etwa die Gellert'sche Epoche bietet. Und so ist es ganz begreiflich, wenn sie gegen den Schluß ihres Lebens, wie im 1. Abschnitt schon mitgeteilt ist, humoristisch klagt: Ja, früher galt ich wohl etwas, aber jetzt kräht kein Huhn und kein Hahn nach mir.

Natürlich war dies nicht so ganz schlimm gemeint und sie hat nicht nur in Kassel wieder einen großen Freundeskreis gewonnen, sondern auch mit der Dessenlichkeit noch genug Beziehungen unterhalten. Bei der Beschreibung dieses späteren Lebens aber werde ich nicht in der geschichtlichen Reihenfolge bleiben, sondern mehr die verschiedenen Seiten desselben nach der Reihe im Zusammenhang vorführen: ihre Poesien und deren Schicksale, ihren weiteren Verkehr und ihr Familienleben. Zunächst gebe ich einen kurzen Abriss ihrer früheren Schicksale.

Wie wir schon hörten, fand im November 1780 ihre Verheiratung statt. Ihr Mann war damals „Kriegs-Sekretär“ bei der Regierung zu Kassel, wo er — durch die verschiedenen Schicksale und Regierungsformen hindurch in der Verwaltung thätig — als Geheimer Kriegsrat am 27. Januar 1818 starb. Philippine lebte noch als Witwe weiter in Kassel bis zu ihrem am 28. September 1831 erfolgten Tode. Ihre zehn Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter, die von 1781 bis 1800 geboren sind, haben sie sämtlich überlebt. Die älteste Tochter, Caroline, blieb unverheiratet in Kassel; ebenda war der älteste Sohn, Wilhelm, Oberappellationsgerichtsrat, an dessen Hause sie später die Hauptanlehnung hatte. Die zweite Tochter, Luise, heiratete 1808 den damals sehr bekannten und angesehenen Magdeburger Kaufmann Gottlob Nathusius, der als Reichsstand des Königreichs Westfalen in Kassel im Engelhard'schen Hanse wohnte. Der Verkehr mit ihm und der Aufenthalt an seinem Güter bei Magdeburg, Althaldensleben und Hundisburg, spielte besonders in ihrem Witwenleben eine große und angenehme Rolle. Durch diese Beziehungen kamen auch die drei noch übrigen Töchter in das Magdeburgische als Gattinnen ehrenwerter Männer und (außer der jüngsten, Johanna) Mütter zahlreicher Kinder. Auch die übrigen Söhne, die teils als Beamte in Hessen blieben, teils auch der Schwester nach Sachsen folgten, hatten zum Teil recht zahlreiche Familien. Der Onkel und Entelinnen, die bis zu ihrem Tode geboren wurden, zähle ich gegen 40. Als letzte von Philippinen Kindern starb Frau Luise Nathusius 1875 zu Althaldensleben in dem hohen Alter von 88 Jahren, 37 Entel und Entelinnen standen an ihrem Grabe und ihre Entel und Urenkel tragen noch heute unter ihren Vornamen den Namen „Engelhard“. —

Aus diesen Notizen schon läßt sich entnehmen, wie viel Gelegenheit Philippinen Poesie hatte, Familienfeste und Familiengelegenheiten zu verschönern. Unter dem Titel „Falsche Prophezeiung“ entschuldigt sie in Versen bei ihrem Manne, daß das neue Töchterchen kein Junge sei, und singt:

Doch das Unglück ist so groß noch nicht,  
Schön ist Hannchen mit den blauen Augen,  
Mit den Lippen, reizend schon im Saugen,  
Zart und rund, mit Grübchen im Gesicht.

Wär's ein Knabe — glaub' in wenig Jahren  
 Könnten wir durch ihn viel Leid erfahren.  
 Früh lief er auf strohbalmbedes Eis,  
 Brennte Pulver — lief in Fluß zum Boden —  
 Kaufte sich wohl gar mit Kameraden,  
 Räm daheim — beschmußt und glühend heiß.

Und ob dies Genie — denn ohne Zweifel  
 Gäß' es doch so einen kleinen Teufel,  
 Gut geriete, ist die Frage noch.  
 Doch die Mädchen lern' in jungen Tagen  
 Ich schon an, sich Freunden zu versagen,  
 Sich zu schmiegen in Verleugnungsloch.

Heiß wird stets die kleinen Hände regen,  
 Und in Krankheit werden sie mich pflegen;  
 O wann thät dies auch der beste Sohn?  
 Vielen Vorteil könnt' ich dir noch sagen —  
 Doch du sprichst: Hörst du mich denn schon klagen?  
 Lieb' ich nicht das kleine Hännchen schon?

Und wie sie ihre Kinder besingt, so singt sie in des Onkels Seele an seinem zweiten Geburtstage, sendet poetische Episteln an ihre Geschwister, an ihren Sohn auf der Universtät, an eine Freundin, die Stiefmutter von sechs Knaben ward u. s. w. u. s. w.

Aber sie trat auch aus dem Familienkreise heraus, um zu wichtigeren und allgemeineren Ereignissen Gelegenheitsgedichte zu machen. Sie feiert Friedrich Wilhelm III. und Luise bei deren Anwesenheit in Kassel 1799, beglückwünscht den Markgrafen Karl Friedrich beim Antritt der Regierung in Baden u. s. w., und besonders war es die Wiederherstellung der alten Regierung im Jahre 1813, die ihren Dichtergeist anregte; fünf Gedichte stehen hinter einander in der dritten Sammlung ihrer Lieder, welche dies Ereigniß feiern. Mehrere Gedichte von ihr haben wir, die nach Konzerten berühmter Künstler entstanden, so nachdem sie Henriette Sontag gehört, die Catalani und Paganini. Ein Gedicht über den Einzug in Paris und Napoleons Flucht und Entthronung wurde „zum Besten der Angehörigen armer hessischer Soldaten“ besonders herausgegeben. Ich gebe den Anfang davon, als Probe dieser ihrer politischen Gedichte:

O Wonne! daß Neues, wie Fabeln und Märchen,  
 So wunderbar plötzlich die Völker erfreut!  
 O Wahrheit nach Hoffnung! Nach langem Zerkören  
 Wird endlich aus Fesseln die Menschheit befreit.

Es zog in die Hauptstadt verblendeter Franzosen  
 Der herrliche dreifache Fürsten-Berein.  
 Nicht raubend, nicht mordend. Zum Besten des Ganzen.  
 Schutzherrliche, strahlend mit ewigem Schein!

Nach einer Aube an das gebeugte Paris und einer Verherrlichung der Sieger, zu denen auch Hessen seine besten Söhne, vor allen den Kurprinzen, gestellt hatte, kommt die Einleitung der Bitte:

Ach, aber ein Schmerz ist, der ebbet und flutet  
 Durch Tage voll Mangel, durch einsame Nacht;  
 Schon sind viele Hessen im Kampfe verblutet,  
 Und dürftige Weiber zu Witwen gemacht. . .

In mancher Gebärerin schmerzlicher Stunde  
 Da fehlte der Tröster, die Arme voll Kraft;  
 Und um sie erschallte aus nächstem Runde  
 Ach, läme der Vater, der Brot uns verschaft.



D'rum höret mich jeho, daß Gott Euch erhöere,  
Ihr, welche das eiserne Schicksal nicht traf,  
Ihr freut Euch der Lerchen, der Nachtigall-Chöre,  
Der Blumen, der Blüten, der grünen Saad.

Bermehrt diese Lust auf die ebelste Weise,  
Wollt gebend doch diese Verlassnen erfreun!  
Für Weiber und Kinder, für Kranke und Greise,  
Ach laßt mich die fröhliche Sammlerin sein!

Sehr erfolgreich waren ähnliche Bitten von ihr, die sie in dem strengen Winter von 1812 auf 13 in der Kasseler Zeitung ergehen ließ, in der sie sehr beweglich die Leiden der Armen aus ihrem mitleidenden Herzen heraus schilderte. Und noch erwähne ich ein patriotisches Gelegenheitsgedicht, das die 74-jährige Greisin am 11. Dezember 1830 über „die Revue der Bürgergarde“ singt, das, wenn es uns auch fast wie eine Parodie erscheinen will (etwa wie das Lied der hölzernen Soldaten in dem Kinderbuch „König Rußknacker“: Wir sind schlimme Kerle wir, schlimmer als das Tigertier), doch aus einem wirklich begeisterten und vaterländischen Herzen kam. Es beginnt:

Die Bürger waffnen sich an allen Enden  
Für Eltern, Weib und Kind und ihren Herd.  
Sie wollen schügen, schlimmes Schicksal wenden,  
Und wieder steigern Bürgerstandes Wert.  
Sie dulden Zwietracht und Empörung nicht;  
Ihr Mut sieht kühn dem Tod ins Angesicht.

Doch damit sei es der Proben von dieser Art der späteren Poesie Philippinens genug. Schon als junge Frau hörten wir sie mit Bürger über die Herausgabe einer zweiten Sammlung reden, die denn auch wirklich 1782 herauskam, und ihre Bemühungen um Abonnenten, für die sie sich von Bürger Rat erhobte, waren von dem Erfolge gekrönt, daß sie die Liste derselben mit 20 Personen aus regierenden Häusern eröffnen konnte, denen dann noch etwa 850 andere Namen folgen. Eine letzte Sammlung gab sie 1821 heraus. Während die zweite in demselben Dietrich'schen Verlage zu Göttingen erschien, wie die erste, übergab sie die dritte einem Neffen, dem Buchhändler Georg Eichhorn in Nürnberg.

Auch diese letzte Sammlung wurde von der Kritik sehr wohlwollend aufgenommen, wenn man den Besprechungen auch die gewisse pietätvolle Rücksicht auf die alte Dame anmerkt, die einst eine gefeierte Dichterin gewesen. So heißt es in dem „Literatur-Blatt“ vom 15. Januar 1822: „Diese neuen Gedichte mahnen an eine gute alte Zeit. Daß die Dichterin nicht mehr jung ist, sagt dem Unkundigen (die Litterarhistoriker wissen, daß sie schon um die Zeit der Karfchin sang und später in die reineren Töne des Göttinger Dichterbundes stimmte) ihr in Kupfer gestochenes höchst einnehmendes Bildnis, die Jahrzahl von dem ersten der chronologisch geordneten Gedichte (1783) und das Lied S. 275 „in die Seele eines Enkels“ gedichtet. Der Charakter ihrer Lieder ist echte Weiblichkeit, die dem leidigen Genialitätsbrange der heutigen Sängerieneu als Muster vorgehalten werden könnte. . . Nicht die Amazone, nicht die Weltphilosophin, nicht die Staatsfrau (oder Staatsmännin), nicht die psychologische Somuambule, nicht die schwärmerische Geistesfcherin, nicht die in Liebesunglück verliebte und mit der minnevollen Ritterzeit buhlende Muse hören wir singen; es ist die Tochter, Schwester, Freundin, Bürgerin, Gattin und Mutter, welche in den einsach-karen Weisen die Empfindungen und Gedanken uns kund thut, welche die Verhältnisse des weiblichen Lebens in einer rein weiblichen Natur zu erregen geeignet sind ic. . .“ Am Schluß heißt es: „Einzelse Flecken in der Form zu rügen, ist nicht am Plat; die Dichterin selbst ist über die Jahrzehre hinaus und die Jugend wird besser durch die Rüge ihrer eignen Fehler zurechtgewiesen.“

Das „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“ Julius 1821: „Es durchweht diese Gedichte ein so inniges Gefühl des häuslichen Glücks, ein so frischer Hauch der Liebe für ihre zahlreiche Familie und Freunde, daß unvermerkt der Leser im traulichen Kreise heimisch wird und an den Familienereignissen theilnimmt und der Geist der Zufriedenheit auch ihn erfasst und kühnere Wünsche in seiner Seele schweigen läßt. Der Zufriedene macht keine höheren Ansprüche, denkt nicht daran, daß Dichtkunst nicht innerhalb so enger Schranken eingeschlossen sein dürfe: höchstens fällt es ihm ein, daß die Gelegenheitsgedichte für ihre Lieben der Verfasserin doch besser gelingen, als wenn sie Potentaten besingt, und vornämlich als wenn sie ohne besondere Veranlassung sich ins Gebiet der Romanze, der Ode u. s. w. verleiht. Auch dürfte es denn doch wohl fremd sein, daß eine so anspruchslose, so einfach natürliche Frau sich so oft als Dichterin ankündigt und dem Himmel dankt, der ihr solch ein ausgezeichnetes Talent verliehen.“ — Dieser letzte kleine Hieb geht auf eine allerdings vorhandene Eigenümllichkeit Philippinens, die sich aber sehr natürlich aus dem Ansehen erklärt, das ihre ersten Poesieen in der Dichterstadt Göttingen machten.

Endlich führe ich noch den Dresdener „Wegweiser im Gebiete der Literatur“ an, der der würdigen Matrone, welche diese Lieder sang, den Dank aller Derer ausdrückt, „die gern bei dem einfachen Ausdruck herzlicher Empfindung, heiterer Lebensansicht oder selbst unschuldig nedenden Humors verweilen. . . Es ist die echte Hauspoesie, wie sie zur Verschönerung des täglichen Lebens die umgebenden Gegenstände freundlich aufsaugt und in geregelter Form beschreibt. . . So wenig wir auch wünschen können, daß reicher begabte Geister und freiere Gemüter sich auf sie beschränken, so thut es doch gewiß auch mancher Seele wohl, hier das wieder zu finden, was eben ihr Bedürfnis nicht überschreitet und ihr vollkommen verständlich ist.“ —

Die nach dieser letzten Sammlung gedichteten Lieder sind entweder auf besonderen fliegenden Blättern gedruckt, oder in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, im „Gesellschafter“, einer Nürnberger Blumentese, der „Kasselschen Allg. Zeitung“, der „Charis, Rheinische Morgenzeitung für gebildete Leser“, der „Pomona“ u. s. w.

Aber nicht nur mit eigenen Poesieen beschäftigte sich Philippine. Im letzten Jahre vor ihrem Tode erschienen (bei Bohné in Kassel): „Lieder von Vêranger. Nach dem Französischen treu übersetzt von Philippine Engelhardt, geb. Gatterer.“ — Es war ein gewagtes und von einer alten Dame überraschendes Unternehmen, diesen französischen Dichter in deutsche Verse zu bringen. Doch hat sie daselbe mit vollem Bewußtsein davon, auch mit bestimmtem Ausspruch dessen, was sie zu vermeiden, und was sie sogar zu streichen hätte, ausgeführt. Eine Besprechung dieses Werkes in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ von Brockhaus in Leipzig (15. Februar 1830) ist an sich mit so viel Verständnis und Feinheit geschrieben und gewährt einen so guten Blick in die literarischen Zustände jener Zeit, daß ich mir nicht versagen kann, einige Mittheilungen daraus zu machen.

Das Jahr, in welchem diese Kritik aufgeschrieben ist, bezeichnet einen Wendepunkt auch für die deutsche Litteratur. Die Pariser Julirevolution von 1830 entseffelte mit einem Male eine Reihe von Geistern, welche bisher nur in verschwiegener oder wenigstens stiller Opposition gegen die öffentliche Meinung beharrt hatten, die im ganzen noch von dem Gedanken der Verwerflichkeit der Revolution getragen war. Vor 1830 giebt es in der deutschen Litteratur keine politischen und keine anderen religiösen Gegensätze, als wie sie etwa von der Romantik gegen die herrschende klassische Richtung vertreten waren. Wir Menschen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts können uns diesen Zustand nicht denken, weil seither die Parteigegensätze in der Litteratur außerordentlich scharf hervorgetreten sind. Schon ist es vielleicht wieder etwas anders geworden, aber es gab doch in den fünfziger und sechziger Jahren Zeiten, wo man auf Seiten der herrschenden literarischen Richtung von einer christlichen Litteratur garnichts wußte und wo sich die christlichen Blätter wiederum mit „weltlicher“ Litteratur nicht beschäftigten.

Von derartigen gesonderten Strömungen wußte man damals nichts. Eine gewisse edelmütige Frömmigkeit ohne bestimmte christliche Färbung wurde, wo sie hervortrat, gern gesehen, wo sie fehlte, nicht vermist. Auch an Philippine Engelhardt selbst ist mir diese Harmlosigkeit im Verkehr mit den verschiedensten Geistern aufgefallen. Wir hörten schon von ihr, welche herzliche Verührung sie mit Lavater hatte.\*) Eine Karte liegt mir vor, auf der Jung-Stilling eine Dame als Geistesverwandte der edlen Philippine Engelhardt-Gatterer empfiehlt und sich dabei als „Ihr Freund Stilling-Jung“ bezeichnet. Und dieselbe wieder schreibt an F. Grimm, mit dem sie in Kassel verkehrte: „Vermutlich wird der Doktor Börne aus Frankfurt gewagt haben, den einzigen großen Gelehrten in Kassel zu besuchen. Er kommt auf heut Abend zu mir. Wenn er Ihnen auch gefallen hat wie mir, so erzeigen Sie mir doch die Ehre und machen mir die Freude, auch ein Stündchen mit uns zu verplaudern.“ Gerade der zuletzt genannte Name aber erinnert uns an den Umschwung. Es waren ja die beiden Juden, Heine und Baruch, genannt Börne, welche das junge Deutschland gegen das Christentum in die Waffen riefen und mit ihrem Gift die deutsche Litteratur zersetzten. Der philiströse „Ritter vom Geist“, Gunkow, begann seinen Feldzug gegen die väterliche Religion, Herwegh dichtete die kreuzfeindlichen Lieder, in denen heute die Sozialdemokraten ihre innerste Gesinnung zum Ausdruck bringen u. s. w. Und da von der anderen Seite das evangelische Bewußtsein erwacht war, kirchlich-christliche Kritik angelegt und das deutsche Geistesleben für das Christentum zurückzuerobern versucht wurde, so konnte der scharfe Gegenstoß nicht fehlen.

Ich bitte nun, sich diesen Umschwung zu vergegenwärtigen und daraufhin die folgenden Mitteilungen anzusehen, die den deutlichen Stempel der Zeit vor demselben an sich tragen. Es heißt: „Es ist eine wissliche Sache, den Verranger zu übersezen, wenn derjenige, der ihn übertragen will, eine deutsche Natur hat, und sich deren bewußt ist. Das, was jenen Dichter seinen Landsleuten so lieb macht, was uns Deutschen fehlt und sogar zuwider ist, besteht in jenem unverwüstlichen Leichtsinne, der die Jugend überdauert und einen Franzosen bis ins späteste Alter begleiten darf und soll, wenn er von der großen Welt als recht lebenswürdig gepriesen werden will. Jener Leichtsinne ist sehr verschieden von dem leichten Sinne, dessen unschuldige Fröhlichkeit wol auch der Deutsche an älteren Leuten angenehm findet; es ist vielmehr ein beharrlicher Muthwille, der den Gesetzen der Sittlichkeit Hohn zu sprechen und das Heilige zu bespötteln nicht müde wird, und der zum Glück unseren Landsleuten selbst in der Jugend fremd ist. Wenn der junge Deutsche Abgötterei mit dem Irdischen treibt, so vergöttert er es wenigstens wirklich und glaubt in einer Welt der Ideale zu leben, grade dann, wenn er sich in den Strudel der Sinnlichkeit stürzt; diese Stimmungen sind in der deutschen Poesie vielfach ausgedrückt und regten sich am vollständigsten in Schlegels „Lucinde“ und anderen Produkten der romantischen Schule; aber das Gemeine, mit dem Bewußtsein, daß es ein Gemeines und Nichtiges ist, zu schildern und zu verherrlichen, und nichts Höheres darüber zu erkennen, ja alles Höhere zu leugnen und als albernen Wahn zu behandeln, daran hat die deutsche Muse, so lange sie sich nicht (wie Wieland und seine Nachahmer einigermaßen gethan) ihrer Rationalität entschlagen hat, nicht gedacht. Uebrigens glauben wir, daß sich selbst in Frankreich eine andere Aera der Poesie vorbereitet, und an den gefeiertsten jungen französischen Dichtern, Lamartine u. s. w. ist . . . nichts von jener Frivolität zu finden, die doch auch in Frankreich hauptsächlich der Extract des 18. Jahrhunderts und nicht gerade nothwendiger Bestandtheil des Nationalcharacters zu sein scheint. Dennoch wird wol Verranger noch lange der französische Volksdichter bleiben u. . .“ — Nachdem dann gesagt worden, daß er doch ganz gut in das Deutsche übertragen werden könne, weil unserer Sprache Hauptcharakter, Zucht

\*) Lavater wurde 1786 nach Bremen berufen, reiste auch hin, blieb aber nicht dort. Damals wird er auch durch Kassel gekommen sein (vgl. Brief an Reed p. 483 ff.).

und Würde, auch schon andere Proben überstanden hätte, — heißt es weiter: „Und grade in dieser Hinsicht erfreut uns das sonderbare Phänomen, das wir anzukündigen haben: eine Uebersetzung Véranger'scher Lieder — durch eine deutsche Matrone. Hier, wenn irgendwo, ist die Triebfeder nicht in einem unwürdigen und undeutschen Kitzel der Phantastie, sondern im unbefangenen Gesühle der Schönheit zu suchen; hier, wenn irgendwo, ist Mäßigung und Sittsamkeit selbst auf schlüpfrigem Pfade zu erwarten. Und so sagt denn auch die Uebersetzerin recht schön in ihrem Vorwort (und ich gebe dies Citat als höchst bezeichnend für Philippine wörtlich wieder): „Wie einem schönen talentvollen Knaben, den ein seiner Circle kennen lernen will, den sein Muthwille aber eben in Pfützen und Dornbüschen herumtrieb, die Mutter erst Haar und Kleid ordnen, Hände und Gesicht säubern muß; und wie sie die schmutzigen Spielzeuge und die Armbrust mit dem unheilbringenden spitzen Bolzen ihm entreißt — und ihn dann einführt; und er Alles entzückt durch seinen Geist und Witz und die zarteste Gutmüthigkeit (ein wenig Schelmerei muß ihm bleiben, sonst wäre er nicht er selbst): so mußte ich alte Dichterin mit Herrn von Véranger verfahren. Und so erlauben Anstand und Rücksicht, ihn der gesitteten deutschen Lesewelt darzustellen.“ — Die Rezension erkennt dann an, daß Philippinen ihr Vorhaben trefflich gelungen sei: „Die Grazie seines Leichtsinns und sein gutmüthiger Humor, der wenigstens uns Deutschen allein einen so fleischlich gesinneten Dichter leidlich machen kann, sind ihm in der Uebersetzung unserer Dichterin geblieben, und die hohe Leichtigkeit des Originals ist aus der deutschen Nachbildung nirgends ganz verschwunden. Hierin besonders hat sich die Uebersetzerin als Dichterin erprobt, denn ohne eigenen Dichtergeist wäre diese Schwierigkeit nicht zu überwinden gewesen.“

Aus einem Briefe Gustav Schwab's ersehe ich, daß er der Verfasser dieser Anzeige gewesen ist. Philippine hatte sich an ihn gewandt und er antwortet unter dem 12. Dezember 1829: „Hochverehrte Frau! Ihre gütige Gabe, Ihr herzlicher Brief hat mich überrascht und verpflichtet mich zu lebhaftem Danke. Mit Vergnügen sage ich ein öffentliches Wort über Ihre, wie mir scheint mit Dichtergeist und Leichtigkeit nicht nur überfesselt, sondern deutsch und sitzsam gemachten Lieder des geistvollen, leichtsinnigen Véranger, der freilich am entgegengesetzten Pole der französischen Poesie singt, mit meinem schwermüthigen Lamartine.“

„Daß Sie auf einer vorgerückten Laufbahn Kaltinn und Gleichgültigkeit erfahren, begreife ich, wenn ich sehe, wie es gegenwärtig auf dem Parnas und krit. Forum hergeht. Man darf nur kaum zwanzig Jahre singen wie ich, so ist einem das deutsche Publikum schon ganz gewohnt und hat schon wieder sechs neue Liedermodes durchgemacht. Doch was thut's? Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn der reichlich lohnet!“

„Mit Nahrung habe ich das Bild gelesen, das Sie mir von Ihren häuslichen Verhältnissen entwerfen; ich denke mich mit einer lieben Frau und vier oder bald fünf Kindern schon so reich; und nun zehn Kinder, dreißig lebende Enkel, und fortblühende Liebergabe und warmen Sinn für das Streben Jüngerer — da können Sie sich wohl über Welt und Kritik wegsetzen.“

„Lebhaft erinnere ich mich, daß mir Ihr Dichtername schon in früher Kindheit begegnet ist; war es nicht in Cottas Flora zwischen 1797—1804? Damals dachte ich nicht, daß die Dichterin mich einst noch so freundlich begrüßen und eine Freude an dem haben würde, was ich sage.“

„Im Lit. Blatt des Morgenblattes werde ich Ihre Uebersetzung schwertlich anzeigen können, weil es sehr ungewiß ist, ob ich noch ferner an diesem Blatt mit zu arbeiten habe. Dagegen hoffe ich, stehn mir die Brockhaus'schen Blätter für lit. Unterhaltung offen, und dorthin will ich mich wenden.“

„Erlauben Sie mir, mich mit herzlichem Dank und Verehrung zu nennen Ihren gehorsamst ergebenen Diener

Gustav Schwab.“

Litterarische Beziehungen wie diese brachte sie auch noch mit andern Größen der damaligen Zeit in mancherlei Verkehr. Das genannte Morgenblatt, das damals ein bedeutendes und angesehenes litterarisches Organ war, wurde eine Zeit lang von ihrer alten Göttinger Freundin Therese Heyne, später der Gattin Forsters, die unter dem Namen ihres zweiten Mannes als Therese Huber schriftstellerte, redigiert. An sie hatte sie sich, ohne zu wissen, daß sie an der Redaktion nicht mehr beteiligt war, einmal gewandt. Und diesem Irrtum verdanken wir den Brief der Huber, den Philippine mit jenem Rückblick auf ihre Jugend beantwortete, welchen ich an die Spitze dieser biographischen Skizze gestellt habe. Aus dem genannten Briefe vom 10. Nov. 1826 teile ich einige charakteristische Stellen mit:

„Meine liebe Freundin, nebst dem viel Wichtigern was sehr jämmerlich Kraft und Geistlos in der Welt getrieben wird, ist die Dichtkunst auch in einer jämmerlichen Verfassung! außer der Begeisterung die in Scherz und Ernst Müller den Griechen zu danken hat,\*) de la Vigne's und la Martine's erstem Genius und einzelnen Fragmenten englischer Dichter kann ich nichts Neues und meiner Freude willen lesen, sondern aus Nothwendigkeit die Zeichen der Zeit zu kennen, und um mit *connaissance de cause* über die Deutschhümer und spanischen Nachbeter zu lachen. Natürliche Gefühle wie Ihr Gedicht ausdrückt, befeelen selten einen Dichter, und Liebeln, Ländeln, Mondschein und Blümchen besingen zu hören, steht mir nicht mehr an seit mir so manche Blume welkte, und ziemt kaum so lange im Westen und Osten Unmenschlichkeit das Recht zu unterdrücken strebt. . . .“

„ . . . Ihre gute Schwester in Nürnberg besuchte ich Ende Mays d. J. Damals war Eiehorn so geschwächt, daß ich erstaunt bin, wenn er noch lebt. Die Begnugsamkeit dieser engelguten Seele ist fast wehmüthiger zu betrachten wie ihr strenges Loos. Sie ist unerschöpflich gut und sie zu begrüßen bei meiner Durchreise nach Bayreuth ist mir immer eine große Freude. Ihre Kinder, bis auf Luise, scheinen mir durch eignen Erwerb versorgt — möge diese den Werth der Freiheit einsehen und bei ihrer Mutter verharren! Hätten wir mehr milde Sitte in dem Innern der Familien, liebten sich Geschwister wie die Nächsten, welche Gott auf einander hinwies, so würden die unverheirateten Schwestern überall unter ihren Geschwistern Vater, Mutter, Kinder, das heißt: Gegenstände der Liebe, Sorge, Beschäftigung finden. So ist es in der französischen Schweiz, so noch häufig in Frankreich in den Provinzen. Unsere Familiensitten sind aber roh und unsere Neigungen ohne Anmuth. Wir sind zu läppisch wenn wir vertraulich werden, und steif wo es Anstand gilt. Gott bessers! denn an Herz und Geist fehlt es uns nicht. — Wir bedünkt, werthe Frau, Sie hätten genug für Ihre Kinder gethan, um für sie nicht mehr zu arbeiten — wenigstens nicht um ihnen Geschenke machen zu können. Haben Sie Zeit Ihre Feder zu beschäftigen, so thun Sie es um Ihrem lebhaften Geist Gegenstände außer Ihrer täglichen Umgebung zur Bearbeitung zu geben — das erhält seine Spannkraft. Sehr anziehend könnte es sein, wenn Sie bei Ihrem seltenen Talent die Gefühle des Familienlebens zu schildern — wie Ihre Poesien beweisen, einen rein bürgerlichen Roman aus den Zeiten Ihres Jugendlebens schrieben. Unter bürgerlich verstehe ich einen solchen, der Hof und Kriegstheater nie berührt. Unsere Jugendgenossen sind fast ohne Ausnahme dahin — die Sitte von 1770 bis 1780 (etwa) auf der Universität Göttingen und den kl. Städtchen, den ländlichen Orten, wo Sie sich, wie ich mich erinnere, aufhielten, zu schildern — im Charakter von Sophiens Reisen — wär eine sehr anziehende Unternehmung, und Sie könnten dabei bald als Geißel, bald als Ehrenbeispiel Ihre Feder brauchen. Das Reiz der Geschichte müßte Ihre Phantasie weben, die Ausmalung sänden Sie 100fach in Ihren

\*) Wilhelm Müller (der Griechen-Müller), Dichter tief inniger Lieder im Volkston und vieler von Begeisterung für die griechischen Freiheitskämpfe getragener Gesänge, der kleine Hydrion, die heilige Schar u. s. w.

Erinnerungen. Ich hätte das schon selbst gethan, wenn mein Lebensweg nicht zu romantisch gewesen wäre, um zu einem Roman zu taugen. — Gott erhalte Ihnen Ihre Gesundheit, Ihren raschen Gang, Ihre blonden Haare und Ihre freundschaftlichen Besinnungen für Ihre Therese Huber."

Wir haben früher schon gehört, in welcher Weise Philippine den hier gemachten Vorschlag ablehnte. Und sie that wohl daran. So trefflich sie auch einzelne Stimmungen der Natur oder des Gemüthes geschildert hätte, so wäre ein derartig angelegter Zeitroman doch wohl über ihre Kräfte gegangen.

Wie mit Therese Huber, der Freundin von früher, so stand Philippine noch mit anderen Schriftstellernden Frauen in Verbindung, deren Bekanntschaft erst ein späterer Erwerb war. Die Briefe von Frau von La Roche und Elise von der Rede, die ich besitze, führen uns in harmloser Weise in das Geistesleben und Empfinden der Zeit, die Wende des Jahrhunderts, ein. Frau von La Roche, Sophie, geb. Guttermann, ist die Freundin Wielands, der von ihr sagt: „Nichts ist wohl gewisser, als daß ich, wörens uns das Schicksal nicht im Jahre 1750 zusammengebracht hätte, kein Dichter geworden wäre.“ Sie war eine sehr fruchtbare Schriftstellerin in Prosa, ohne hohen Flug der Phantasie, ähnlich wie Philippine meist in den Verhältnissen auch in der Dichtung sich bewegend, in denen sie in Wirklichkeit lebte. Ihre Schriften sind überaus tugendhaft und tragen häufig direkt den Titel einer „moralischen Erzählung“. — In dem Briefe an Philippine nach Kassel von 1791 giebt sie sich selbst in charakteristischer Weise: „Freunde suchen unsere Tugenden auf, Tadler unsere Fehler — ich will leben, wer recht hat — und meine Tugend erhalten — Fehler bessern — aber weder Gram noch Stolz soll Platz in meiner Seele haben.“ — Ueber Philippinens Dichtungen sagt sie: „Ich liebe unendlich, daß Sie so gern und so lieb von Kinderstuben und Hausweien sprechen können, es ist immer die erste, schönste und wichtigste Bestimmung unseres Geschlechts u.“ —

Bekannt ist die zweitgenannte, Elise Gräfin von Medem aus Kurland, die nach trüber Jugend mit 16 Jahren an einen Herrn von der Rede verheiratet wurde, der durchaus kein Verständnis für sie hatte, was zu Aufsitzen führte, die sie aus dem Hause und später zur Scheidung trieben. Sie lebte nun meist in Deutschland, Berlin, Dresden, Karlsbad, Altenburg und Löbichau bei Altenburg, dem Besiz ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland. Bekannt machte sie sich zuerst durch Reiseitzigen, die sie unter dem Titel „Briefe einer Kurländerin“ herausgab. Aus einer an Schwärmerei grenzenden, aber positiv gerichteten Frömmigkeit ging sie allmählich in den richtigen Rationalismus über und trat für Tugend und Vernunft ein. Besonderes Aufsehen erregte ihre Schrift: der entlarvte Cagliostro, der den höchsten Beifall des bekannten Aufklärers Nicolai fand. Später lebte Tiebge, „der edle Sänger der Urania“, in ihrem Hause. Sie starb in Dresden 1833.

Wie Frau von der Rede mit Philippine bekannt geworden ist, habe ich nicht ermittelt. Doch stand sie schon im Jahre 1800 Gevatter bei deren jüngster Tochter, die wohl nach ihr den Namen Elise erhielt. Briefe von ihr liegen mir vor aus den Jahren 1802—1826. Der früheste derselben ist für die Anschauungen der Schriftstellerin und der Zeit, der Kreise, aus dem Philippine ihre Anregungen erhielt und in dem ihr Geist lebte, so charakteristisch, daß ich einige Mittheilungen daraus zu machen mir nicht versagen kann. Es sind nicht unwichtige Beiträge zur Kulturgeschichte. Elise schreibt:

„In diesem Lande der Erscheinungen, Theure, lebt wohl Niemand, für den sich nicht auf dem Pfade des Lebens verwundende Dornen unter die blühenden Blumen mischen. — Die Mutter so wohlherzogener Kinder als die Ihrigen sind, findet nach meinem Gefühle in diesem holden Häuflein mit das beste Lebensglück. Wenn ich Sie mir noch in Ihrer häuslichen Beschäftigung, im Kreise dieser aufblühenden Jugend denke, dann freue ich mich im Stillen Ihres kommenden Alters. Ich weiß nichts ehrwürdigeres, nichts glücklicheres als eine Mutter, deren Alter durch wohlherzogene Kinder

gepflegt wird, und die dann der zu allen Zeiten empfänglichen Jugend mit weiser Liebe die Erfahrungen ihres Lebens mittheilt. Wer dies höchste Lebensglück entbehrt, lebt meiner Ueberzeugung nach nur halb. So dacht, so fühlte ich seit meinem 20. Jahre, wo mein einziges Kind starb; so denke ich auch jetzt, wo die Vorsehung mir durch die Freundschaft bewährter Freunde, diese trübe Lücke einigermaßen gefüllt hat, und wo hier und da ein junges Wesen lebt, das mich mit kindlichem Gefühle liebt, weil es mir gewissermaßen seine Bildung des Geistes und Charakters zu danken hat. . . .

. . . . Ich lese so wenig die neuen Producte unserer Literatur, daß ich Elisa oder das Weib wie es sein soll bis jetzt nur aus dem Cataloge kenne; schon der Ausdruck das Weib wie es sein soll scheint mir schwachend. Nichts läßt sich auf einen allgemeinen Satz reduciren; das Weib wie der Mann ist zum ewigen Sein und daher zur beständigen Veredelung seines innern Ichs geschaffen. Das denkende Geschöpf in weiblicher oder männlicher Hülle wird, wenn es über den Zweck seines Daseins nachdenkt, auf dem Standort, wo es steht, mit redlicher Treue die ihm auferlegten Pflichten zu erfüllen suchen. Hausfrau, Gattin, Mutter sind mir am Weibe die ehrwürdigsten Namen, und das Weib, welches nach ihren individuellen Verhältnissen diese Pflichten am zweckmäßigsten erfüllt, ist auf ihrem Standorte das Weib wie es sein soll. Sanftmuth, Kraft zu dulden und Ordnungsgeist sind nothwendig weibliche Tugenden, aber bei Gott nicht die einzigen, die unseren Character ehrwürdig und uns auf unserem Standorte nützlich machen. Sanftmuth ohne Festigkeit artet in Schwäche aus, durch die unsere Kraft edel zu wirken, unser Haus weise zu führen, gelähmt wird. Negativer Geist der Duldung, der nicht von heiterem Frohsinn unterstützt wird, macht uns zu so langweiligen Geschöpfen, daß die sanfte Dulderin oft vermieden wird, weil man sich an ihrem Umgang gar nicht erholen kann. Ordnungsgeist, wenn er ins Kleinliche fällt, raubt uns das unwiederbringlichste, die Zeit. — Wollte man also einen Character entwerfen, der ist wie er sein soll, so müßte in diesem keine Tugend in Schwäche ausarten. Ich möchte sonst sagen, so wie für jeden Fuß ein eigener Schuh gemacht werden muß, so müßte auch für jeden Character, wie er sich mit einem andern verbindet, der für ihn passende da sein, wenn er nicht durch diesen gedrückt werden soll. Was ich vom Weibe mehr als vom Manne fordere, ist, daß das Weib sich mehr in die Schwächen ihres Mannes fügen muß, als sie es fordern und erwarten kann, daß der Mann sich in die ihrigen fügt; denn unsere Bestimmung ist die, denen, mit welchen wir leben, so viel möglich, ihre Sorgen zu vermindern, ihre Freuden zu erhöhen! — Der Mann muß außer dem Hause, das Weib im Innern ihrer Häuslichkeit wirken; wenn der durch äußeren Druck niedergebeugte und mürrische Gatte in sein Haus tritt, dann müssen ihn da sanfte Theilnahme, liebevolle Sorgfalt, verständiger Umgang und anspruchslose Zärtlichkeit erheitern. . . . Die Tugenden, die wir vorzüglich in uns pflegen müssen, sind Bescheidenheit, Sanftmuth durch festen Sinn emporgehalten, süßliches Betragen im weitesten Umfange, dienstfertige Gefälligkeit, die so anspruchslos als möglich ist, und dann die große Gabe zu schweigen, wenn wir sehen, daß man unsern Rath nicht achtet; dies wären ohngefähr die edlen Fertigkeiten, die jedes Weib in sich üben müßte, so wie Eitelkeit und Herrschsucht die Schwächen sind, welchen wir unseren Verhältnissen nach am meisten unterworfen sind und eben daher am sorgfältigsten vermeiden müssen. Eitelkeit ist die Klippe jeder weiblichen Tugend und Herrschsucht die Klippe jeder weiblichen Liebenswürdigkeit. . . .“

In späteren Briefen berichtet sie auch über ihre Freundschaft mit Tiedge, der „auch Ihre Muse liebt und Ihre Frauenwürde ehrt,“ über viel körperliches Leiden, allerlei Reisen u. dgl. — „Meinem liebebedürftigen Herzen schließen sich neue Freunde an, die meinen Umgang lieben, und durch beseligende Erinnerungen lebe ich mit meinen geliebten Heimgegangenen fort, und freue mich, ohne Ueberdruß des Lebens, auf die Stunde, in welcher ich zum neuen Leben hinüberschlummern werde. Indessen bestrebe ich mich, meinen Umgebungen möglichst ihre Bestrebungen zu erheitern.“ —

So hatte Philippine auch in ihren späteren Jahren einen Kreis von Geistesverwandten, mit denen zu verkehren ihr ein Genuß war. Und wenigstens in der früheren Zeit ihrer Ehe kam es auch nicht selten vor, daß Durchreisende sie ansuchten oder auch geradezu nach Kassel kamen, um die Bekanntschaft der Dichterin zu machen. Desto mehr fühlte sie wohl später die Vereinsamung. Zur Vervollständigung ihrer eigenen Ansichten über die Entwicklung der Poesie in ihrer Zeit gebe ich noch ein Fragment aus einem ihrer Briefe:

„... Uebrigens bescheide ich mich freilich gern, in dem Strom der jetzigen Zeit mit unterzugehen. Mich tröstet die ehrenwerthe Gesellschaft! Kaum kennen und steben noch einige Alte die Lieder von Hölty, süß und unschädlich wie Reseda und Nachtsviolenduft, die kräftigen lieblichen Oden von Stolberg und Klopstock, von dem mehrere Oden hinreißend schön und jedem Gebildeten verständlich sind. So manchem Kreis von Frauen und Mädchen nannte ich sie zur Probe: die meisten kannten die Namen nicht! Wohl haben wir in jetziger Zeit Dichter, die ich wundervoll nennen möchte, so wissen sie die deutsche Sprache zu gebrauchen, so melodisch und kräftig dichten sie, und deren Phantasie göttlichen Ursprungs ist. Auch ahmen sie ganz die phantasiereichen Dichter Italiens und Spaniens nach. Und manche auch fliegen selbst diese leuchtende Bahn. Aber ist's wohl klug und billig, nur einerlei Art Dichtung zu schätzen? Der Musit geht's jezt ebenso! es wäre viel davon zu sagen, auch erheben sich Stimmen — in der Wüste — dagegen! — Wunderliche Menschen! wie groß ist z. B. die Verschiedenheit der Früchte: Südlich und nördlich — in Farbe, Gestalt und Wirkung so mannigfaltig — und die Feinschmecker verschmähen nicht leicht eine Art derselben und der geistige Genuß des Schönen, der aus der mühseligen Gewöhnlichkeit des Lebens oft freundlich und selig uns erhebt — soll nur einerlei Modeweise sein!“ —





## Aus der Jugendzeit Binzendorfs.

Son

G. E. v. Ragner.

---

(Nachdruck verboten.)

### I.

Aus der Jugendzeit Binzendorfs, insbesondere über seine Studienreisen, ist erst wenig Urkundliches bekannt geworden und dies wenige, unter dem Eindruck theologischer Sonderinteressen, zu einer gewissen konventionellen Geschichtsauffassung nicht überall zum Vorteil der Person Binzendorfs herangezogen. Es scheint uns daher wünschenswert, daß von den in den Archiven vergrabenen Binzendorfschen Schriften die wichtigeren originaliter veröffentlicht werden.

Wir verdanken die nachfolgenden Mitteilungen der Liberalität der jetzigen Archiv-Verwaltung in Herrnhut, insbesondere der Güte des Herrn Pastor Glitsch.

Wenige Worte werden genügen, uns in die Zeit zu versetzen, in welcher die Aufzeichnungen gemacht sind.

Bekanntlich hat sich Binzendorf auf dem Pädagogium in Halle in einer harten Schule befunden; im Verkehr mit August Herrmann Francke ist ihm aber auch der Glaube erwacht, welchen die Großmutter Bersdorff, welche seine erste Erziehung leitete, frühzeitig pflanzte.

Mit welchen Empfindungen Binzendorf Halle verließ, ersehen wir aus dem nachstehenden Schreiben an seine Mutter:

„Gavernitz (Besitzung? von Binzendorfs Onkel und Vormund des Feldzeugmeisters), 8. April 1716. Hochwohlgeborne Frau, hochgebietende gnädige Mama. Nunmehr ist das liebe Halle verlassen! Wie wohl es aus meinem Sinn nicht kommen wird, weil ich lebe, denn da habe ich dasjenige erlernt, was mich in Zeit und Ewigkeit glücklich machen kann, und bin ich Ew. Gnaden hoher Vorsicht mit unendlichem Danke verbunden, daß Sie mich an einen so herrlichen Ort bringen wollen, wo ich bisherher die schönste Gelegenheit zu allerhand geist- und leiblich Gutem für mich gefunden.

Der Abschied ist mit unzähligen Thränen und starker Begleitung geschehen. Das liebste aber, nämlich den Baron v. Söhlethal, worauf ich mich lange gestreut, habe doch zurücklassen müssen, in der Hoffnung, ihn nachkommen zu sehen.

Ich bin nun zu Gavernitz angelangt, allwo ich mit vieler Betrübniß den gnädigen oncle krank, bei der gnädigen Tante aber viele unverdiente Gnade vor mich gefunden, daß ich die Abwesenheit einer so liebevollen Mama reichlich ersetzt sehe.

Man hört hier überall die ungemeine Huld, welche mit sowohl Ev. Gnaden als der gnädige Papa (General v. Nahmer) vielfältig erzeiget, rühmen. Die gnädige Tante sowohl als der liebste oncle bewundern solche und machen mir unendliche Lobeserhebungen hierüber. Wobei ich keineswegs unempfindlich sein, sondern nochmals vor alle erwiesene Liebe und Gnade gehorsamst danken will. Ich werde solches auch fernur nicht unterlassen und mit schuldigster Annehmung aller treugemeinten Lehren beständig meine Erkenntlichkeit nicht nur dem gnädigen Papa und oncle, sondern auch Ev. Gnaden und meiner herzlich geliebten Tante zu zeigen wissen. Nur bitte mir die schon besessene Gnade meiner gnädigen Tante und des hochgebietenden oncles fernurweit zu erhalten, wovor, nach Anrufung vieles göttlichen Segens, in unverrücktem Gehorsam ersterben werde Ev. Gnaden getreuester Sohn Zinzendorf."

Auf den Wunsch des Dukels bezog Zinzendorf die Universität Wittenberg. Er hoffte, ihn dadurch vor religiöser Einseitigkeit zu bewahren. Zudem aber der junge Mann durch die Umstände dazu gebracht wurde, zwischen den Lehren der orthodoxen Schultheologie und dem Halle'schen Pietismus eine Vermittelung zu suchen, kam die theologische Richtung in ihm zum Durchbruch. Ihn vor hierarchischen Gelüsten zu bewahren, veranlaßten ihn nun seine Angehörigen, auf Reisen zu gehen. Sie haben den etwas schwärmerischen Jüngling damit vor falscher Sicherheit bewahrt.

Den ersten längeren Aufenthalt nahm Zinzendorf in Utrecht; es traten dajelbst verschiedene theologische und philosophische Lehren an ihn heran, die seinen Verstand rüttelten, nicht aber sein Herz rührten.

Im September 1719 traf Zinzendorf in Paris ein und traktierte hier wie dort studia juris, historices et politices, aber nur als Kleinigkeiten, daneben die französische Sprache und körperliche Exercitien. Seine Hauptbeschäftigung war das Studium der Bibel und der Spenerschen Schriften. Er bildete dabei, mit seinen eigenen Worten zu reden, „mit seiner Wittenbergischen Theorie und Halle'schen Praxis eine besondere espèce eines jungen Reisenden, der übrigens für modest angesehen wurde, da er seinem Gegner das letzte Wort ließ, wenn seine Gedanken nicht widerhielten.“

Bei Hofe wurde Zinzendorf von der Mutter des Regenten, einer geborenen Prinzess v. d. Pfalz, ausgezeichnet, obwohl er weder tanzte noch spielte, auch kein Hehl aus seiner religiösen Richtung machte.

Seine Erholung suchte er im geistigen Austausch mit dem Kardinal v. Noailles und anderen frommen katholischen Geistlichen, insbesondere dem Père d'Albizi. Nachmals hat er sich über „deren Aufrichtigkeit und praktische Condescendenz für alle unsektirerische und in Absicht auf Intriguen unverdächtige Christen“ verwundert ausgesprochen. „Wer bestreiten will,“ meinte er alsdann, „daß die Katholiken und Reformirten der ewigen Seligkeit theilhaftig werden können, muß aus seiner Heimath nicht weit herausgetommen sein.“

Eine päpstliche Bulle wurde der Anlaß zu einer vorübergehenden Störung des Einvernehmens mit dem Kardinal, der sich der Auffassung des Papstes accomodirte, obwohl diese die Lehre des Augustinus und damit die Rechtfertigung verwarf.

Zinzendorf schrieb deshalb dem Kardinal: Was werden diejenigen sagen, die Ihre Tugenden bewundert haben, wenn sie erfahren, daß das weiße Buch, welches Sie der Gemeinde, die Gott Ihrer Sorge anvertraut hat, so nachdrücklich empfahlen, verdammt wird.

Der Kardinal antwortete: Die Verschiedenheit der Gesinnungen darf keinen Einfluß auf die Herzen haben, und er bewahrte das seine dem jungen Freunde. —

Der Aufenthalt in Paris mit dem Verkehr bei Hofe verschlang Summen, welche Zinzendorfs Verhältnisse überstiegen. Sein Stiefvater, welcher die bisherige Erziehung aus eigenen Mitteln bestritten hatte, trat wieder für ihn ein. Zinzendorf rühmte ihm noch in späteren Jahren nach: „vous êtes cause que douze mille écus de patrimoine que j'avais 1704 se sont augmenté jusqu'à vingt en douze ans.“

Seiner Mutter schrieb Zinzendorf:

„Paris, 12. Avr. 1720. Herzallerliebste, gnädige Frau Mutter. Der 10. 4. ist vorbei. Die gnädige Großmama hat ein Paar Tage vorher geschrieben, daß sie mit der Reise gar wohl zufrieden wäre. H. Hofrath Ritter\*) hat, seiner Gewohnheit gemäß, nicht ein Wort gemeldet. Was mich am einzigsten kränkt, ist, daß ich nicht weiß, ob der ehrliche Wattenweyl, der mir die bewußte Summe Geldes mit meinem so großen profit, der aber jezo, da Thaler auf 10 Franken kommen, wenig hilft, auf Herrn Riebers\*\*\*) Gutfindeu vorgehoffen, zu rechter Zeit bezahlt worden. Ob er mich nun gleich viel zu lieb hat, als daß er es mir übel nehmen sollte, so ist es mir doch sehr am Herzen.

Ich habe mich im übrigen der göttlichen Führung hingegeben und sehe dieses neue Retardement vor eine göttliche Züchtigung an.

Es wird auch noch viel Geld kosten und ich abermals nicht ankommen, denn meine Zeit in der Academie ist aus und werde ich ein ganzes Vierteljahr bezahlen müssen, wo ich mich länger darinnen aufhalte; die extra dépense ist aber so enorm, daß Ew. Gnaden sich entsetzen werden, wenn ich Ihnen die Theuerung und den Zustand, in welchem ich hier gewesen, erzählen sollte.

Ueber alles werde ich consolirt werden, wenn die gn. Eltern nur ein wenig content mit mir sein und sich über meine Rückkunft freuen wollen. —

Es ist mir vorgestern eine Ehre widerfahren, dergleichen noch keinem Teutschen, noch jemand begegnet zu sein glaube, nämlich, daß mich Madame selbst an den Regenten praesentirte.

Ich erkenne der Madame Liebe mit unterthäniger Dankbarkeit; nachdem ich Ew. Gnaden aber mein concept von der weltlichen distinction genugsam entdeckt und mit dem Ihrigen solchen ziemlich gemäß halte, kann ich's ohne Ruhmredigkeit wohl erzählen: die Madame hat schon lange mich so extraordinair distinguirte, daß sie ganze Stunden mit mir gesprochen und bei der Morgen-Audienz, da die Ambassadeurs, Envoyés und hohen ministres in quantität zugegen sind, zum wenigsten mit einem guten Morgen bewillkommet (hat). Ich habe ihr darauf den Marquis de Watteville, meines guten Freundes Bruder, den Kammerjunker von Grono und einen andern teutschen Cavalier aus Schlesien praesentirt, denen sie viel Gnade gethan.

Ich meldete Ew. Gnaden neulich, daß mich der kaiserliche Gesandte beim Regenten praesentiren würde. Nun tractirte er mich zwar mit so großer hauteur, daß er mir nicht einmal einen Stuhl gab, und da er mich Ehrenhalber zu Gaste bitten müssen, redete er nichts mit mir. Ich melirte mich unter die Gesandten, so bei ihm waren, dem Florentinischen und Braunschweigischen, mit denen ich von allerhand indifferenten Staatsfachen sprach. Ich nahm mir auch die Freiheit, mich selber zu placiren, da man mich nicht zum sitzen nöthigte und ich auf die legt müde ward. Ich hatte also eben nicht Ursach, mich groß zu ihm zu halten, da ich sah, daß er den Religions-Eifer bis auf die äußerliche politesse erstrecken wollte.

Weil ich aber nicht gern eine äußerliche Gelegenheit, übel von mir zu urtheilen, geben, sondern, nach Ew. Gnaden Rath vom 19. 2. 1718, allen Menschen gern mit Ehrerbietung zuvorkomme und ich wohl wußte, daß es dem Kaiserlichen ministre gehöre, die teutschen Cavaliere zu praesentiren, machte ich ihm deßhalb die avance, worauf er mir sehr hautain zur Antwort gab: Es könne schon einmal geschehen!

Das war zwar gewiß nicht viel gesagt, ich wartete aber solange, bis er mich etliche male bei Hofe zu praesentiren Gelegenheit gehabt, ja gar einmal mit und neben mir in der Madame Audienzgemaß gestanden, da er mich nicht sehen wollte.

\*) Zinzendorfs Vormund war inzwischen gestorben, Hofrat Ritter nahm seine Stelle ein.

\*\*) Zinzendorfs Begleiter resp. Hofmeister, den ihm sein Bruder Friedrich Christian überlassen hatte.

Nach etlichen Wochen, da ich wegen der Abreise pressirt war, ging ich am gewöhnlichen Tage nach Hofe und befand sich eben der Regent in der Madame Zimmer. Ich ward ganz roth, als mich dieselbe abermals mit einem sehr gnädigen compliment empfing und ich den Regenten zu sehen glaubte, den ich noch nicht kannte. Als er hinausgegangen, sagte ich der Madame: Sie solle es mir zu Gnaden halten, daß ich dem Regenten noch nicht aufgewartet, es habe mir immer M. v. Deutenrieder versprochen, mich zu praesentiren, und ich darauf gewartet. Sie sagte: Es hat nichts zu sagen. Der Regent hat erschrecklich zu thun. Er muß sich nur durch den Marquis de Simiane, seinen premier gentilhomme, praesentiren lassen, wenn der Regent früh seine chocolade nimmt.

Es verzog sich abermals fast 8 Tage damit. Als ich verwichenen Dienstag zur Madame komme, sängt sie auf teutsch an: Guten Abend, Herr Graf, ist Er heute in der oper gewesen? Ich sagte: Nein, Ihre Hoheit, ich habe nicht Zeit in die oper zu gehen. Sie sagte: H. Graf, ich muß Ihm sagen, daß ich wunder Gutes von Ihm höre, man spricht, Er kann die Schrift fast auswendig. Ich sprach: Es sollte mir lieb sein, wenn ich sie könnte und danach thäte, aber wer sagt Ew. Hoheit solche Sachen? Ich kann mich nicht besinnen, antwortete sie. Einer (der Umgebung) rieth auf Madame de Dangeau, ein anderer auf den Cardinal v. Noailles; der Baron Roshwurm meinte: es sagten alle Leute, womit Madame einstimmt.

Indessen kam der Duc de Chartres, da fing die Madame den Panegyricum auf französisch nochmals an.

Der Baron Roshwurm meinte: daß ich den Regenten noch nicht gesehen hätte. Madame ruffte ihren Groß-Stallmeister und sagte: Wendt, praesentirt den Grafen Zinzendorf morgen früh an den Regenten von meinemwegen.

Der bestellte mich auf halb 12 Uhr. Es wollte aber nichts daraus werden, ich mußte mich theils bei der Madame, theils auf der Gallerie gebuden. Endlich ward ich hereingeführt, da hieß es: der Regent würde mich nicht recht sehen können. Es wären so viel Leute da und möchte ich um 4 Uhr wieder ansprechen.

Als ich um 4 Uhr kam, wollte ich in der Madame Zimmer gehen, der Kammerdiener aber sagte: der Regent komme. Ich ließ ihn also vor mir passiren. Da er herein war, rief mich der Herr v. Wendt. Ich fand die Madame auf ihrem Fauteuil, der Regent stand. „Voici le comte de Zinzendorf,“ sagte die Madame, als ich hereintrat, „vous voyez le plus honneste garçon du monde et de très grande famille, il a voulu vous voir.“

Der Regent bedante sich mit einem großen compliment und fragte die Madame, ob ich von den Zinzendorff's wäre? Non, monsieur, antwortete sie, mais sa famille est beaucoup meilleure, contez là dessus. J'ai connu ici son père, il y a quarante ans. Der Regent machte viele Reverenzen, sagte aber weiter nichts. Ich glaube, er hat mich nicht erkennen können, weil er fast nicht sieht. Sonst ist er ein angenehmer, freundlicher Mann.

Als ich in der Gallerie auf den Regenten rebete, ging die Madame in die Messe. Wie sie mich sah, sagte sie: H. Graf, will Er mit mir in die Messe gehen? Ich antwortete: Ich bin ja lutherisch, was wollte ich da machen. Sie fing an zu lachen und sagte: Ich weiß es wohl!

Dergleichen Conversationen sind mir ein Zeitvertreib, wenn ich von der Arbeit müde bin. Ich halte mich aber nicht lange dabei auf, sondern bei meinem vorgesteckten Ziel, mich in der Gottesfurcht, theologie und den exercitiis des Reitens fest zu setzen, denn was die Jurisprudenz anlangt, wäre es zu spät, wenn ich jezo anfangen sollte, mich darin zu perfectioniren; ist auf Reisen meines Thun nicht, denn es gehört ein (ungestörtes) Leben dazu und das geht hier nicht an.

Ehe ich dies Schreiben schließe, hat endlich H. Hofrath Ritter geschrieben, er könnte die Reise gesehen lassen, weil ich nicht länger hier bleiben wolle.

Ich möchte (nur) wissen, ob der H. Hofrath mich länger hier zu lassen resolvirt gewesen und wo das Geld dazu herkommen sollen, denn ein jedes Vierteljahr in Paris nimmt 1000 Thaler weg und dabei lebe ich in einem Stübchen, darin ich mich kaum umwenden kann.

In der Academie ist es spott wohlfeil. Wenn ich aber den Wagen nur einen Tag halte, muß ich 25—30 Franken zahlen und das kommt oft, denn jetzt ist keine Möglichkeit mehr zu Fuß zu gehen.

Der Wagen ist ein halber fiacre, wovon Pferde sind, welche man in Teutschland vor einen Karren spannen würde, jedoch lässlich, sittlich. Will ichs besser haben, so kostet es monatlich 900 Franken."

Wir lassen dahin gestellt, an welche Gönnerin Zinzendorf den nachstehenden Brief schrieb:

Madame, Vous m'avez demandé la lettre, que j'ai écrite au cardinal de Noailles sur ma croyance. Elle a été conçue dans la langue latine, c'est pourquoi il a fallu la traduire, vous voyez qu'il a été impossible de vous satisfaire tantôt.

Vous me ferez la grace de croire que c'est avec bien du plaisir que je m'acquitte présentement de ma promesse. Il n'est pas nécessaire de vous en souhaiter quelque utilité. Vous n'en pourrez pas manquer, pourvu que vous impleurez pour cet effet le secours de notre sauveur, qui ne veut point que nous périssions. Au moins vous faudra-t-il convenir avec moi que ma croyance, soit luthérienne, soit autrement appelée, est plus évangélique que celle qui se vante pour catholique.

Voici ma lettre. Si elle n'est pas assez convainquante, n'en dérogez pas plus à notre sainte foi, mais croyez plutôt que je l'ai mal défendue. \*)

Der Brief an den Kardinal lautet:

Monseigneur, Vous m'avez fait la grâce de m'expliquer la doctrine Romaine autant que le temps le permettait, quand j'avais l'honneur de vous voir à Conflans. Souffrez que je vous donne l'idée que je m'en fais par ses auteurs principaux et que je vous dise ce que l'écriture sainte me fait croire.

Vous savez ma pensée de l'église Romaine, vous ne douterez plus des raisons qui m'empêchent de l'embrasser, vous aurez de quoi vous convaincre vous même de l'éternelle vérité, si vous ne cesserez pas de prier Dieu avec toute la candeur de votre âme et de votre intention.

Je tâcherai de ne pas confondre l'église gallicane d'avec celle de Rome, mais je dirai de celle-ci tout ce qui me pourra servir à faire la distinction plus évidente.

L'église que l'on professe à Rome a quittée absolument la foi des apôtres et s'en a fait une nouvelle que son souverain pontife défend rigoureusement quoiqu'elle s'oppose véritablement au symbole des chrétiens, mais il est de son intérêt que les hommes ignorent ce qu'ils doivent croire ou non.

Notre sentiment est toujours fondé: que l'église de Jésus Christ ne se renferme point dans les temples bâtis des mains des hommes, mais qu'elle est partout, recueillie pour notre Sauveur Jésus Christ par l'esprit de la sainteté, qu'on la peut reconnaître par la vérité de sa doctrine. L'on verra un Job dans l'Arabie, un Abraham dans la Chaldée, un Moïse dans les déserts au milieu des Idolâtres, un Esaïe et selon votre croyance entre le secte des infidèles une sainte Marie professer Jésus Christ l'espérance d'Israel.

Ce que la Samaritaine entendit de sa bouche forte prophétique contre les

\*) Hierzu findet sich nachstehendes Bekenntnis: Que le Dieu de la vérité nous fasse la grace de tenir ferme au modèle des paroles de vie que nous avons entendus de St. Paul et d'autres témoins immédiatement inspirés par Jésus Christ, de la foi et de l'amour de Dieu en Jésus Christ, qu'il nous aide à conserver ce dépôt par le Saint Esprit, qui demeure en nous. Tim. 1. 13. 14.

juifs qui se vantaient de leur temple, devrait faire quelque impression sur l'église de Rome, qui s'enfle encore de sa catholicité, visibilité et ubiquité, pour ainsi dire:

Vous ne savez pas ce que vous adorez, nous savons ce que nous adorons, car le salut vient des juifs, mais il viendra une heure et elle est déjà venue, dans laquelle les véritables adorateurs adoreront le père en esprit et en vérité. Car le père aime que l'on adore ainsi. Dieu est un esprit et il faut que ceux qui le prient, l'adorent en esprit et en vérité. Joh. 4, 22.

Zinzendorf ging über Straßburg zunächst nach Baiern zu einem Besuche von Verwandten, zwei Schwestern seines verstorbenen Vaters, einer Gräfin Bolheim nach Oberberg bei Nürnberg und einer Gräfin Castel auf Castel. Die Briefe, welche er von hier aus mit seinen Angehörigen wechselte, weisen uns in die Verlobungsgeschichte seines Bruders Zinzendorf mit einer Tochter des Oberbirger Hauses und in ein Interesse unsers Zinzendorf für die Konstinen, insbesondere die Gräfin Theodora Castel, ein, welche nachmals den Grafen Heinrich XXIX. Reuß zu Ebersdorf heiratete.

Zinzendorf schrieb seiner Mutter:

„Nürnberg, 1. Juni 1720. Meine allertliebste gnädige Mama. Mit vieler Freude schreibe ich meiner theuersten Freundin, die ich auf der Welt haben kann, von diesem Orte, wo ich gewiß einen gar süßen Vorschmack meines Empfangs zu Hennersdorff (bei der Großmama) erhalten.

Die Mama von Bolheim erzeigt mir so viel Liebe und Gnade, daß ich ganz beschämt davon bin und hat auch der gnädigen Großmama von der Liebe, so sie zu mir hat, part zu geben resolviret.

Mein Mamachen, die Fräulein v. Katenitz liebt mich auch gar über mein Verdienst und hat mir versprochen, gegenwärtiges an gnädige Großmama einzuschließen.

Nun hoffe ich, werden Ew. Gnaden sich den concept machen können, wie ich bei meiner lieben Juliane (Gräfin Bolheim), die mich zum Bruder angenommen, und bei dem guten Fritz (Bolheim) stehe. Sie erweisen mir beiderseits alle erstaunliche Freundschaft und Gutherheit, werden mich auch wohl noch eine Weile annageln. Das Ende davon wird hoffentlich sein, daß ich meinen lieben Bruder (Fritz) mit nach Hennersdorff bringe.

Ich sage das heiterste zu vorderst und erzähle Ew. Gnaden von meinem Bruder, ehe ich Ihnen gesagt habe, daß ich solchen hier angetroffen und viel Gutes von ihm gesehen. Meine allertliebste Mama werden mir zu Gnaden halten, daß ich im Schreiben so faul geworden; ich bin ganz unsicher, was ich schreiben soll, damit ich nichts verstoße und Ew. Gnaden Gedanken mache.

Ich hoffe, Sie werden genugam Freude vor alle die Sorge, so Sie vor mich auf Reisen gehabt, durch meine glückliche Wiederkunft finden.

Ich soll Ihnen noch die Sentimens der Gräfin Juliane sagen, welche sie vor das Hennersdorffische Haus hegt. Sie ist voll Veneration vor Ew. Gnaden und die gnädige Frau Großmutter und würde sich's vor kein geringes Glück schätzen, wenn sie Ihnen einmal aufwarten könnte, weil sie Gott von Herzen und alles, was diesen Herrn fürchtet, liebt und ehrt.

Zum Beschluß sage ich Ew. Gnaden, daß der Cardinal de Noailles das accomodement, so er mit dem Pabste gemacht, zu widerrufen geneigt ist. Wo es noch nicht geschehen, wird es doch bald sein.

Der Vater d'Albige und der Abt de la Riviero haben seit meiner Abreise an mich geschrieben und bezeugen noch allgemeine Liebe für mich. Der Herr gebe seinem Donner in Frankreich Kraft und lasse mich die Freude erleben, einen kleinen effect der mir geschenehen Verheißung zu sehen. Es wäre auch ungläublich, daß solche theure Seelen als die Bischöfe von Montpellier, Seney, Chalons, Boulogne und Apt? sollten verloreu gehen.

Der Herr gebe auch seine Gnade zur Beförderung des Guten in diesem Ort, allwo die Winklerische Historie zum Ende zu (gehen scheint?), weil der blinde Mann sich . . offerirt, Strafe von 100,000 Thalern, wo er nicht sehend wird und will doch niemand mit ihm wetten.

Ich kann Ew. Gnaden nicht sagen, wie viel Gutes Gott in die Comtesse Juliane gelegt. Er wolle es vermehren und herrlich ausbrechen lassen zu seinem Lobe.

Die Frau Gräfin ist gar krank an einem fast schwindfächtigen Husten. Gott helfe Ihr!

Sie empfiehlt sich Ihnen schönstens und mein Bruder zu Gnaden. Ich aber verharre mit unterthäniger Treue, nach gehorsamer respect Versicherung an die gnädige Großmama und Tante, meiner liebsten Mama gehorsamster Sohn Ludwig.

N. S. Mes compliments à Mesdemoiselles les baronnes de Gersdorff, Planitz, à Mss. Menzer et Marchen und an die Frau Liesel!"

An die Großmama schrieb Zinzendorf:

„Oberburg, 24. Juni 1720. Madame. Ich habe Ew. Gnaden zu allererst eine freundliche Empfehlung von meiner lieben Mama allhier auszurichten, welche sich über Ew. Gnaden Wohlbestinden und gutes Andenken gar besonders erstent und mir mehr Gnade erweist, als ich jemalen zu verdienen vermögend bin. Ew. Gnaden können glauben, daß die Oberburg allein capable sei, mich über meine Abwesenheit von Semersdorf zu trösten, denn hier finde ich noch etwas protection. Die liebe Mama weiß sich zu erinnern, daß ich ihres seligen Bruder Sohn. Sonst habe ich bis dato bei meinem väterlichen Hause in Sachsen nicht viel ein anderes tractement genossen als wenn ich ein Hurkino? wäre.

Meine Tante von Pirna ist auch hier. Sie würde aber blind ankommen, wenn sie sich wollte gelüsten lassen, die Pirnaischen comœdien mit mir zu spielen, so große Lust sie auch dazu haben mag.

Mit meinem Bruder (Stiefbruder Zinzendorfs) geht es gegen sonst auch christlich zu. Und ich bin über nichts so vergnügt, als daß ich es der Frau Gräfin, vor der man mir so Angst machen wollen, noch ziemlich recht machen kann.

Ich halte die Bestunden, die recht schön und andächtigt sind.

Ew. Gnaden kann ich die Ordnung nicht beschreiben, die im Hause ist. Wenn nur ein Stuhl oder Tisch wäre, wo man etwas Malpropres sähe! Die Frau Gräfin lebt von der Ordnung.

Von ihrer Tochter darf ich nicht viel gedenken, denn da bin ich etwas interessirt. Aber (das kann ich sagen), es ist nicht ein Mensch im Hause, der mir nicht perfect wohl gefiele. Wollte Gott, ich wäre eher hergekommen oder in der Gnade bei der Frau Gräfin, daß sie mir dazubleiben beföhle. Ich würde Ew. Gnaden keine angenehmere Post bringen können! Allein Gottes Wille ist jederzeit der meine und wenn ich dieses gewiß wäre, würde ich die Freimüthigkeit haben, meiner lieben Mama allhier mein Herz zu eröffnen und auf ihrem Gutfinden acquiesciren, denn wenn ich ohne ihren vorher mir bekannten Willen mich noch so glücklich zu machen wüßte, wollte ichs nicht verlangen. Der Segen des 4. Gebots ist unbeschreiblich groß.

Ich überfende Ew. Gnaden meinen Brief, den ich an den Cardinal geschrieben, als er mich ersuchte, meinen Begriff von Seiner Religion ihm aufzusetzen und erwarte mit gnädiger correctur den Brief zurück, je eher je lieber, denn ogleich er bei den appellanten verlesen wurde, so hat ihn doch der Cardinal gewisser Ursachen halber noch nicht bekommen, bis ich vor einigen Posten aus Paris von neuem gemahnt und zugleich von dem Bischof von Chalons, des Cardinals Herrn Bruder, ersucht wurde, mit ihm in correspondenz zu treten.

Ob ich solche faveur verdient, können Ew. Gnaden aus begehenden 8 Tage vor meiner Abreise an den Cardinal geschriebenen Adieu und dem an die appellirenden Bischöfe, sonderlich dem zu Voulogne geschriebenen Briefe schließen. —

Ich werde meinem Bruder wohl müssen den Herrn Niederer überlassen, weil er ihn braucht und er mir nichts mehr nütze ist. Wenn Ew. Gnaden aber befehlen, kann er von Birna aus Ew. Gnaden aufwarten.

Ich bin mit unterthänigster devotion Ew. Gnaden demüthig gehorsamer Knecht und unwürdiger Enkel Luz.

NS. Ich soll von der Birna'schen Gräfin eine gehorsame Empfehlung machen. Mein Bruder recommandirt sich unterthänigst. Ich wollte, daß seine Aufführung so beschaffen wäre, daß er Ew. Gnaden sich zeigen dürfte. Vielleicht hilft Gott mit der Feiath, daß noch etwas aus ihm wird.

Der lieben Tante v. Reusebach empfiehlt sich unser ganzes Haus, sonderlich die Frau Gräfin Polheim."

An seine Mutter schrieb Hinzendorf:

A. l'Oberburg, 25. Jun. 1720. Je vous ai, ma chère et très honorée maman, mille obligations de la bonté que vous avez eu de m'écrire. Votre lettre est si gracieuse que j'en ai été véritablement consolé.

Je vous dois dire en conséquence de cette lettre que je ne pourrai pas rester longtemps ici pour cette première fois.

Je serais à la charge à la jeune comtesse et peut-être à moi aussi.

Il n'est pas temps de vous exprimer les différents mouvements qu'elle sent pour moi, il suffit que je vous dise que si elle n'aurait été prévenue par la promesse que mon frère a tirée d'elle, elle ne balancerait pas de me recevoir.

Quoique je désapprouve fort le choix qu'elle a fait dans la personne de mon frère et que je suis persuadé qu'elle m'aime trop pour le préférer à moi si elle en était la maîtresse, je dois pourtant croire à la fin que c'est peut-être Dieu qui fait ce mariage et qui par sa grande miséricorde veut par là sauver mon frère.

Qu'il empêche seulement par sa puissance que la pauvre Julienne ne succombe pas à la tentation.

Il y a une drôle de clause, qui est, que mon frère est obligé de lui permettre tous les ans, au moins une fois, d'aller à Hennersdorf parcequ'elle sent une secrète amitié pour cette maison.

Je ne crois pas qu'il sera de la partie mais qu'elle viendra pourtant.

Vous pouvez croire que la situation d'ici est trop embarrassante pour que j'y reste longtemps. Je viendrai donc bientôt vous revoir, ma très-aimable maman, mais je viendrais que vous n'en sachiez rien.

Répondez-moi toujours à celle-ci à Nuremberg. Si je n'y suis plus, la comtesse me l'enverra.

Si je pourrais avoir la demoiselle française de la comtesse, qui ne restera pas chez elle à ce que j'en crois, si elle s'engage tout à fait à mon frère, j'en serais ravi pour l'amour de notre Jeanneton. Ce serait la meilleure personne du monde pour l'entretien et je crois pourtant que Dieu me fera la grâce de recevoir un jour mon épouse de vos mains.

Tout autre ménage ne serait qu'un sacrifice que je ferais à Dieu de ma volonté.

Si Jeanneton n'a pas changée de manières elle me convient fort et vous savez qu'il me faut une très aimable personne que je l'aime.

La mort de Mr. le baron de Gersdorf m'attriste, mais j'espère que vous serez l'appui des enfants sans lui. Adieu encore une fois. Aimez-moi comme je vous aime, Madame, votre très humble et très obéissant serviteur Louis.

NS. Mesdames, mes tantes, l'aimable cousine et mon frère vous assurent de ses amitiés et soumissions.



Auf der Reise zu seinen Eltern nach Berlin wurde Zinzendorf von August Herrmann Franke die Stellung angeboten, welche der kürzlich verstorbene Freiherr v. Canstein zu den Halle'schen Anstalten einnahm. Seine Angehörigen ließen es aber nicht zu, daß er dazu seinen Wohnsitz nach dort verlegte. Die Protection über die Stiftungen verblieb daher dem General v. Nagler.

Mündig geworden, betraute Zinzendorf einen gewissen Heiz, den er in Oberberg kennen gelernt hatte, mit der Verwaltung seines Vermögens. Mit den während seiner Minderjährigkeit aufgelaufenen Interessen erstand er das Hennesdorf benachbarte Gut Berthelsdorf in der Idee, daselbst zurückgezogen zu leben. Seine Angehörigen bestanden aber darauf, daß er sich dem Staatsdienste widme. Sie hatten übrigens an seiner Dienstbegierde für den Heiland nichts auszusetzen, denn sie liebten selbst sein Wort, glaubten aber, daß er in einer öffentlichen Stellung mehr Gutes würde ausdrücken können, als wenn er ein Prediger des Evangeliums oder ein frommer, in der Stille lebender Herr. —

Zinzendorf antwortete: Ich gehe in den Dienst, sobald die Meinigen es auf sich nehmen, es mir zu befehlen. Solches nenne ich den Beruf des Gehorsams.

Am 21. Oktober trat Zinzendorf in den sächsischen Justizdienst in Dresden. Er blieb dabei von seinem Beruf „in der philadelphischen Gemeinde“ überzeugt.

In die Zeit der Entscheidung fällt die nachstehende Auseinandersetzung Zinzendorfs mit seiner Großmutter:

1. Nach meinem Sinn ging ich nimmermehr ungebeten in Dienste, nicht aus Hochmuth, sondern Göttlichen Willen besser zu erkennen, indem mein Herz so beschaffen ist, daß ich nicht nur in der Welt und unter ihrem Schwarm mein Leben schwerlich zur Hälfte bringen, sondern vor der Zeit alt werden würde, auch dafür halte, daß im Lande ein größerer Segen auf mich warte und mir Gott wider mein natürliches temperament eine solche Liebe zur retirade und dem Leben Abrahams Gen. 21. 33. 34 nicht umsonst eingepflanzt habe, da ich denn auch im Zeitlichen am göttlichen Segen nicht zweifle und dafür halte, daß ohne dessen Schaden ich in Dresden nicht werde leben können.

2. Ich würde in Berthelsdorff, nachdem Gott Ew. Gn. zu dessen Verkauf regiert hat, meines Haushaltens Anfang in großer Stille und continuirlicher Arbeit, dabei auch die studia nicht negligirt worden wären, zugebracht, meine Sache in eine völlige Richtigkeit zu bringen getrachtet haben und endlich mich nicht geweigert haben, mit der Zeit in Dienst zu gehen, wiewohl Sachsen fast der letzte Hof wäre, den ich bei gegenwärtigen Zeiten gesuchte hätte; Landchargen aber hätte ich allemal acceptirt.

3. Wo ich nach Gottes Rath mich einmal verheirathen wollen, hätte solches an dem Lande ohne Umstände und andere zu befürchtende inconvenientien geschehen können, dagegen, des Aufwands nicht zu gedenken, ich solches in Dresden nie werde thun können ohne gleichsam die permission von jederman zu nehmen, weil die Person, alle Umstände und die hernachmalige Bezeigung jedermans Beurtheilung unterworfen sein wird, ich aber niemals nach dem Sinn der Welt heirathen werde, auch niemand nehme, die sich im allergeringsten derselben mehr gleichstellen mag als ich, daher auch auf die standesgemäße Unterhaltung nicht bedacht sein (werde), weil ich dazu eine reiche nehmen müßte, desgleichen ich nach meinem Sinn schwerlich finden werde.

4. Diesem allen aber ohngeachtet gehe ich dahin und in Dienst, sobald die Meinigen auf sich nehmen, es mir zu befehlen, solches nenne ich den Beruf des Gehorsams.

5. Also hätte ich gemeint, daß meine bisherigen actiones, gethamer Widerspruch mehr aus dringenden Ursachen als aus verbotenem Eigensinn und Hochmuth entstanden, auch also billig sollten genommen werden.

6. Zweifle auch nicht, daß nun mich Gott wider meinen Willen nach Dresden führt, er mir auch vielen und reichlichen Segen geben werde, daher ich mit großer

Freudigkeit hingehe und mich der Sache so ernstlich und munter annehmen werde, als ich ihr aus richtig und vor Gott wohlgeprüften Absichten widerstanden.

7. Daß ich aber mit andern jungen Menschen in billige Comparison nicht gezogen werde, das wiederhole ich mit großer Zuversicht ohne alle Ueberhebung, erkenne mich zwar dazu ganz unwürdig, wie es mich denn sehr oft beugt und mir scrupel verurfsacht, dennoch aber kann ich nach der wenigen Einsicht in die oeconomie Gottes anders nicht schließen, als daß es in der That wahr sei, daß Gott mich Umwürdigem zu einem Werkzeuge und Mitarbeiter an seiner Philadelphischen Gemeine ersehen habe. Denn da würden Erw. Gnaden nur die Umstände und besondern göttlichen Wege bei meiner Geburt damit verknüpfen, baldige Verwaisung, Grundlegung in Euer Gnaden Hause, sonderbar widerrwärtige und harte Auferziehung in Halle, welche wohl keinen Tag anders als unter unzähligen Scuzern meines Herzens geführt und ich dadurch recht hart worden bin, schwere Umstände mit meinen Hofmeistern, wunderbare Verfeudung nach Wittenberg, daselbst durch göttliche Gnade unter lauter Verführern bewerkstelligte Aufrechterhaltung des Grundes, indem ich in Rebendingen, freilich oft von der Regel ab — zum Spiele einiger Gleichstellung der Welt, großer natürlicher Gewaltthamkeit — verleitet worden bin, dennoch aber im Grunde nicht bewegt worden (bin), wozu kommt, daß Gott der Herrn Theologen Herz mir zugelenkt hat, daß sie am Frieden mit mir arbeiteten und solches, da es an ihren Personen weiter nichts fruchten können, und der Herr eine neue Prüfung mit mir vorhatte, dennoch an einem aus ihrem Mittel dergestalt anschlagen lassen, daß er herumgelehrt, von der Wahrheit gewaltig überzeugt, zu deren öffentlichem Bekenntniß gebracht und daß ihn damalige Umstände dazu mit beförderlich gewesen, frei zu gestehen, bewogen worden, welches zu Gottes Preise und vieler Erweckung am Tage ist und noch continuirt, wie er mir denn solches erst vor 8 Tagen in einem sehr feinen Schreiben bezeuget und als ein doctor und professor theologiae zu Wittenberg Dr. Speners Schriften „Kleinode“ genannt hat!

In Holland hat Gott durch die allerhärteste Anfechtung mich gewaltig geschüttelt, so daß auch der Leib ganz davon elend worden und ich mehr geschwebt als gangen und gestanden bin, da ich denn zum Trost wenig andre Leute als Atheisten, Separatisten und Arianer um mich gehabt.

Im Haag bin ich in 5 Tagen mit allen Leuten von distinction bekannt worden, ohngeachtet ich weder in Assemblies noch sonst dazu Gelegenheit gehabt. Die große distinction, welche mir der französische Ambassadeur durch die erste visite angethan, hat daselbst mir viel Gelegenheit gemacht, mit Autorität zu zeigen, daß die Kinder Gottes sich aus nichts Zeitlichem etwas machen, sondern immer der Ewigkeit zueilen, welches in Holland überhaupt behauptet und ganz offenbaren Segen gehabt.

In Frankreich ist die außerordentliche Gnade der Madame mir ein Schutz wider allen den Verderb gewesen, welcher mir aus so genauem Umgang mit dem Cardinal de Noailles und vertrauter Freundschaft mit dessen Brüdern und den appellirenden Bischöfen entstehen können, wodurch ich Gelegenheit bekommen, viel Wahrheit vor ihren Ohren in ihre Herzen zu reden, deren sie sich bei vielen occasionen wohl noch erinnern werden.

In Franken habe weisen müssen, daß die Kinder Gottes bei den Kindern der Welt sich in Schrecken und Furcht setzen können, wie denn die verhandelte Canzlei-Sache, die Errettung der Grafschaft von der Kais. execution und die nach meiner Abreise wieder entfallenen Kräfte und Hände genugsam gezeigt, daß Gott vorher durch sein Kind aus dem Glauben gearbeitet, nach dessen Abgang nichts mehr zu richten und zu thun gewesen. Die Verheirathung meiner Cousine, welche für alle Zeugen wie ein Wunder ist, rechne ich unter meine Particularia.“ —

Von dem häuslichen Leben Zinzendorfs in Dresden ist zu berichten, daß er keinen Unterschied in betref der Stände machte und sich in seinem christlichen Eifer

nicht scheute, auch solche aufzusuchen, welche sich von der Kirche fern hielten. „Das singuläre dabei war,“ sagte er von sich selbst, „daß ich ein Prediger war, der aus Gehorsam gegen seine Eltern einen Degen trug und in die Regierung ging.“

Mit seiner Großmama geriet er dabei in eine Auseinandersetzung über seine Hausordnung. Wir entnehmen derselben:

„Die Sache mit meiner Leute Ausbleiben aus den Bestunden und examinibus hat eine andre Ursache gehabt und weder der Hoffmeister noch ich einige falsche Absicht daranter gelegt. Letztere zu versäumen hat größtentheils der Tisch verursacht und weil die Leute mit der angehörten Predigt den völligen Nachmittag zu thun haben, wo sie sich solche recht imprimiren wollen; indem das viele Hören ihnen nur Verantwortung, wo es aber nicht inculcirt werden kann, keinen Nutzen bringt, wurde Nachmittags die Predigt in der Kirche repetirt; so würden unzweifelhaft meine Leute hineingeschickt werden, weil aber der Catechismus, die Predigt, die wöchentliche Epistel-Erklärung und Bestunden, die Theologie und meine tägliche Anstalt, wo sie der Hofmeister in die Schrift führt, und nach der Ordnung die ganze Heilige Schrift uebst mir ihnen vorträgt, sechserlei Materien in einer Woche sind, zu geschweigen, daß der Herr Pfarrer in einer jeden Predigt dreierlei differente Dinge abhandelt, so werden mir meine Intentionen nur confundirt und die Leute fassen ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Das waren meine Ursachen, welche ich mit dem Zusatz, daß mir wöchentlich 3 Tage in Unordnung dadurch kommen, in Erwägung brachte, solche aber auch durch die bloße Erinnerung, daß es Ew. Gnaden mißfalle, cassiren will. Daher meine Leute nebst mir ohne Noth eine Predigt oder Bestunde nicht versäumen sollen.“

Vor die Catechismus Examina wollte insofern unterthänig bitten, es wäre denn, daß der H. Pfarrer die meinigen aus der Predigt examinirte, da sie sich dann unter die Kinder aufstellen und von mir fleißig beaufsichtigt werden sollen.“

Am 7. September 1722 vermählte sich Zinzendorf mit der Schwester seines Freundes Heinrich XXIX. Neuß, nicht ohne vorher darüber eingehend mit der Mutter zu verhandeln, deren bezüglichlicher Brief in dieser Zeitschrift schon mitgeteilt ist. Zinzendorf schrieb seiner Mutter:

„Hennersdorff, 9. Mai 1722. Hochgeborne Frau, gnädigste und herzmüthigstgeliebteste Frau Mutter. Euer Gnaden erlauben mir Ihnen vor das wegen meiner Heirath an mich erlassenen mütterlichen Ermahnungsschreiben demüthigst zu danken. Ich bitte gehorsamst, mir zu glauben, so gewiß die Wahrheit in Jesu in mir ist, sollte es auch nur ein Funke sein, daß mit E. G. höchst vereinigt bin, denn ich suche dem Herrn Jesu getreulich nachzufolgen und in seine Fußtapfen zu treten und sehe alle andern Dinge für Noth dagegen an und ob es mir wohl begegnet, daß oft mit großer imprudens handelte, weil ich daran nicht soviel als ich sollte gedente, so weiß ich doch, der treue liebe Heiland, der den innersten Grund meiner Seele kennt, halte mirs um der Liebe willen, die er in mir kennt, zu gute, und wende auch meine groben Fehler zum besten, wie er mir in so vielen Dingen bisanhero gezeigt.“

Sollte ich nur vom leiblichen reden, so ist ja in der Auseinandersetzung mit meinem Bruder sein Rath so herrlich gewesen, daß ich noch mehr bekommen als ich vor Antretung meiner Reifen gehabt und solches ohne die geringsten Widerwärtigkeiten, die der Christen Thun einigen bösen Schein machen können.

Was die conduite gegen Ew. Gn. von meiner Schwägerin belauget, an welcher zwar mein Bruder einigen Theil nicht genommen, als welcher völlig in praedicamento passionis zu stehen scheint — welches jedoch nicht aus Spott, sondern zu seiner Entschuldigung anführe — so ist mir von gn. Groß Frau Mutter etwas zu gedenken nicht anständig, von Herrn Heitzen aber desapprobire ich höchlich, daß er auch Großmama den Bericht zu erstatten unternommen, indem, wo er mit einer Christl. Prudenz die Sache überlegt hätte, er nicht nur aus genugsamer 15 jähr. Kenntniß seiner comtesse, sondern auch aus den daher besorgl. bösen suten es gewiß unterlassen haben

würde, denn was die erste Ursache betrifft, so kennt er den Geist, in welchem das arme Herz der Juliane so fest verstrickt ist und weiß, daß sie in diesem affect Mutter, Mann und was ihr sonst lieb ist, zu kennen aufhört. (Er siehet an dem unverantwortlichen Bezeigen gegen die arme rebliche Tante zu Pirne, daß sie ihr zu lang lebt und sie oft nicht Worte genug finden kann, ihren Widerwillen ihr zu erkennen zu geben.)

Von dieser Sache nur zu reden, so weiß er ja (welches nur nach der Wahrheit in aller Unschuld melde), daß die Schwägerin mich lieber genommen hätte als meinen Bruder. Mit was vor Intriguen sie danach gearbeitet und wie sie endlich nur dadurch abgewandt worden (welches ich zum Theil aus ihrem Munde habe), daß man ihr gesagt, mein Vermögen wäre ganz ungewiß, ich hätte wenig oder nichts und dependire, so zu reden, von meines Bruders Gnade, hätte auch auf Reisen schon einige 1000 aufs Capital verthan (dem H. Vice-Canzler hat mein Bruder selbst von 6000 Thaler geschrieben), da sie von 27,000 Thaler und dem halben Hennersdorff reden hörte, sie von sich selbst gekommen. Ich gestehe, daß sie mich innigst gejammert hat und ich ihr die gegen mich ausgestoßenen injurien um so lieber verziehen, als ich gewiß wußte, daß sie depit und rage zum Grunde hatte. Ich will mich dabei nicht länger aufhalten; mehrere Versündigung zu verhüten habe ich gern in Pausch und Bogen gehandelt. Herr Marschall wird den ganzen Prozeß am besten wissen. Bei Ew. Gnaden habe nicht nöthig für sie zu bitten. Ich weiß, daß die Liebe Jesu Ew. Gnaden Herz erfüllt und Sie gelehrt hat, was es sei: Segnet, die Euch fluchen, bittet vor die, so Euch beleidigen und verfolgen.

Wollte Gott, daß Großmama in dero so hohem Alter mit dieser verwirrten affaire nicht wäre beßelligt und gegen meiner Schwägerin unbefonnene conduite in diejenige Festigkeit nicht gesetzt worden, worinnen sie bei aller vorkommenden Gelegenheit mit innigster Betrübniß sehen muß.

Von der Heirath zu reden, so bitte Ew. Gn., wo es anders möglich, dieses überhaupt zu glauben, daß ich in dem Heirathen mich auf zweierlei Art begreife, erstens nehme ichs gar nicht auf die leichte Schulter sondern ich halte es vor ein sehr wichtiges Werk, vor ein Werk, davon das übrige Leben abhängt; zum andern treibt mich kein affect im geringsten dazu, sondern ich sage das aufrichtig; gleichwie ich überhaupt von allem Fleischlichen schlecht persuadirt bin, es habe einen so guten Schein oder praetext als es wolle, so inclinire ich, nicht dem temperament sondern der durch die Ueberlegung und vielen innerlichen Kampf erlangten Reigung nach, mehr auf das andere extrem. Nachdem aber dasselbe mir sehr gefährlich vorkommt, nicht der fleischlichen Reizungen allein wegen, denn die halte ich vor ziemlich vincible, wo nur ein ernstlicher, tapferer Voratz mit Gott genommen wird, wie solches Gott lob! an eigenem Exempel wahrgenommen, sondern der geistlichen Höhe wegen, die ich, um in recht kindlichem Vertrauen mit Ew. Gn. davon zu sprechen, bis anhero fast bei allen wahrgenommen, welche sich aus eigenem Trieb auf den Fuß gesetzt, unehelich zu leben und auch wohl von Gott angebotenen Beruf und Gelegenheit dazu ausgeschlagen haben.

Nun halte ich einen Feind für größer als den andern. Einer ist geistlich, der andere fleischlich. Wer aus dem Tode ins Leben gedrungen, das ist den alten Menschen sammt seinen Werken ausgezogen hat, der streiet leichter wider die fleischlichen Lüste als wider dies geistliche Gift des Hochmuths, der unser letzter Feind bleibt und wahrlich oft unser Tod wird.

Im Ehestande reconcentre ich viel Gelegenheit unter heiligem und gutem Schein mein Fleisch zu fixeln; ich darf aber nur da einmal durchbrechen und durch die Gnade Gottes erkennen lernen, was den Ehestand heilige: Gottes Ordnung und Kinder-Zeugen. —

Die Eltern haben eine absolute Gewalt nicht nur die Person zu verbieten, sondern die Ehe an sich zu untersagen solange sie leben, denn das ist der klare Befehl. So aber einer bei sich beschließt, seine Jungfrau also bleiben zu lassen, der thut wohl

1. Cor. 7. Und in diesem Punkte können Ew. Gnaden mich kühsüchlich auf die Probe stellen. Der Herr wird Ihnen selbst eingeben, was das beste zu thun sei.

Soll ich von mir selbst etwas sagen, so hatte ich (mich) um deswillen zur Heirath entschlossen: Es ist eine sehr unbequeme Sache um einen jungen Menschen, der in einem öffentlichen Amte steht und soll keine eigene Haushaltung führen, wenn er nämlich sich alsbald gerne auf einen gewissen Fuß setzen und dem Herrn treu dienen will.

Es wird vielfältig auf ihn gelauert, er muß mit allerhand Personen umgehen. Es kommt ohne Unterschied alles zu ihm: das giebt üble Nachreden und wer mit einem Vermögen, wie das meinige ist, zu Dresden und auf einem Gute zugleich wirtschaften will, der muß sich zuweilen theilen können und in der Stadt muß er selbst wirtschaften, welches, wenn es mit Vernunft geschieht, so commodios einzurichten ist, daß die Bedienten zusammen mit der Herrschaft kaum so theuer zu stehen kommen als wenn man sich beim *traiteur* speisen lassen muß.

Ich habe etliche gesehen, die unverheirathet eigene ménage führen. Weil aber solches ohne Weibsvolk nicht kann geschehen, so giebt es die allergottloseste Lästerung, dazu ich ohnedem nur einen Finger reichen darf, so wird bald ein ganzes system daraus.

Das ist nur eine observation, die ich occasions davon gemacht; der eigentliche Grund ist dieser: Als ich von Castell kam und in der Gräfin Erdmuth (Reuß) ein so freies Gemüth antraf, als ich mir gewünscht hatte, damals aber in die comtesse Theodore (Castel) sehr verliebt war, und also auf sie nicht zu sehen hatte, so gestehe, daß hernach mich der liebe Gott in die Enge führte, da ich die comtesse Theodore entweder dem Grafen Reuß überlassen oder selbst nehmen mußte, indem sie sonst zwischen 2 Stühlen niederzusinken können, das letzte aber nicht sein konnte, weil Ew. Gnaden consens ohne vorhergegangene mündliche Unterredung zu verlangen sich nicht schiden wollte, von gn. Großmama auch schon wußte, daß sie cousins und cousinen nicht gern verheirathet sehe, so mußte ich in einen sauern Apfel beißen und habe, weil es das erstmal in meinem Leben war, gewiß alles empfunden, was Liebe fühlen kann, zumal mir das traurige Herz der Tante und die allgemeine Klage der Castellischen Leute, die mich gern dort behalten hätten, sehr zu Gemüthe gedungen.

Der Hofprediger Schubert zu Ebersdorf, der diese Heirath vor seinem Herren erringen helfen, und dem ich jammerte, (wie denn H. v. Bonin immer sagte: Ich sei ihm bei der Vermählung, da ich das Gebet that, und die Gräfin Castell bitterlich weinte, wie jener arme Mann vorkommen, der sein einiges Schäfchen dahin gegeben) sich darauf in einen ernstlichen discours über das Heirathen mit mir (eingelassen) und da er mir die rechten principia davon sehr herrlich gewiesen, sagte er: Gott würde die resignation meines eignen Willens in Gottes Regierung nicht ohne großen Segen sein lassen und mir es auch im Zeitlichen vergelten, daß ich seinem Herrn aus Liebe das Liebste überlassen.

Hierauf redeten wir von den comtessen Benigna und Erdmuth, welche beide in dem Ruf waren, sie würden garnicht heirathen. Da sagte er von der sonderbaren Führung der ersten und von der andern hieß es: daß man gesagt, sie werde den Grafen Hensel bekommen. Ich behielt aber doch den Eindruck von ihr in meinem Gemüth und als ich nach Böhlig kam, redete ich mit dem Grafen Hensel von ihr, der mir zur Antwort gab: Es sei eine sehr liebe comtesse; er begehre aber nicht mehr zu heirathen.

Mit Bonin sprach ich auch in Böhlig von ihr, der sich nach seiner Art bald deutlich explicirte, daß er sie mir wünschen wollte und dann viele genaue Nachrichten von ihr gab.

Nun hatte der Graf mich schon in Ebersdorf etliche male mit ihr aufgeredet, welches ich mich bediente, gegen ihn davon zu scherzen.

Als ich mit Ew. Gnaden ausführlich gesprochen und gemerkt, daß es ihnen nicht entgegen sei, bat ich Reuß, er solle mir die Liebe thun und seine Mama sondiren, was sie auf mich halte und wie viel sie Vermögen erfordern, (mir) eine ihrer Töchter zu

geben. Er verrichtete seine expedition mit sonderbarer Geschicklichkeit und that mir genauen rapport: Sie würde sich mit vielen Schwierigkeiten aufhalten. Wo es aber Gott haben wolle, würde es doch gehen. Mein Vermögen hätte er ihr bei Gelegenheit auch beigebracht, daran würde sich nicht stoßen.

Der Mutter Schwierigkeiten ginge nicht meine Person an, sondern die comtesse und tief dahinaus, sie (die Mutter) habe sie heftig lieb und würde festhalten, sie weg zu lassen. Soviel ist in dieser Sache procedirt worden und habe ich endlich davon abstrahirt.

Nun gedachte ich es also anzufangen. Nachdem Erw. Gn. Schreiben antommen, habe ich mich gegen die comtesse selbst ein wenig heransgelassen, die mir den Rath gegeben, Sie hoffe, der Einfall würde wohl wieder vergehen, indessen sollte ich's sein mit Gebet durchlochen, so würde ich auf bessere und nützlichere Gedanken kommen.

Weil ihr Gott viel Weisheit und dabei eines Lammes Sinn verliehen, so ist diese Sache mit niemand besser als ihr selbst zu tractiren.

Wie gesagt, bei der Fr. Mutter wird es keine Schwierigkeiten meiner Person halber seyn und die es bis anhero gehabt, wegen meiner Dresdenschen Funktion, werden durch den Segen, den mir Gott in diesem Vierteljahr, da ich doch sehr piano gehen müssen, geschenkt hat, vermuthlich hinwegfallen, denn da hat, des geistlichen Guten zu geschweigen, der liebe Gott 6 Proesse, darunter 4 zwischen Vater und Sohn, Bruder und Schwester, Ruhme und Reffen gewesen, einen zwischen Herrschaft und Unterthanen, einen zwischen zwei Königsämtern, in wenig Stunden jedesmal zu endigen Gnade geben, ja in dem zwischen Herrschaft und Unterthanen haben diese nach vollendetem Vorbescheid in die Regierung ein memorial eingegeben: daß, ob die deputation ihnen schon einige Vortheile noch unbeschnitten gelassen, daraus dermaleinst noch könnten Proesse entstehen, so wollten sie doch in honorem Ihres redlichen Zwecks und ernstlichen Fleißes, wofür sie sich herzlich bedanken und vielen Gott-Segen wünschten, sich dererelben hiermit freiwillig begeben haben.

Ich habe es gemeldet, weil der Gräfin Furcht dahin gegangen, ich werde in Dresden wenig oder nichts nuße sein und in großer Gefahr der Seelen stehen, so aber, wie ich aus Ebersdorfschen Briefen schließen kann, aus unvermutheter und unverdienter großer recommandation des 23. Herrn zu Halle ziemlich gehoben sein mag.

Was nun die comtesse belangt, so will ich Erw. Gnaden sein einfältig erzählen, wie ich es machen will. Wenn ich nach Ebersdorff komme, so will ich mich ganz ins geheim erkundigen, wohin die inclination derselben wegen des Heirathens gehe. Welches ich am besten bei der comtesse Benigna erfahre und daraus schließen werde, ob der Rath, den sie mir gegeben, daher rühre, daß sie sich nicht vermählen wolle oder die Sache nur recht überlegt wissen wolle. Ist das erstere, so will ich gleichwohl mit ihr darüber sprechen und ihr meine Gedanken eröffnen. Ist das andere, so will ich bei der Mama um Erlaubniß anhalten, mit ihrer Tochter ausführlich zu sprechen, jedoch, wie bisher, sub silentio, damit Gottes Wille sich desto ungehinderter zeigen und seine Nebenabsicht dazu kommen möchte.

Alsdann werde ich die comtesse selbst über die materie der Ehe, so wie ich solche erkenne, mit aller Bescheidenheit unter Gottes Beistand sondiren und was sie sich vor eine ideam davon mache, erforschen, die, wo sie mit der meinigen völlig übereinstimmt, mich erst überzeugen wird, was ich weiter von meinen Umständen, Gemüthsbeschaffenheit, Vermögen und wie ich wünschte, wie wir uns einrichten könnten, (ingeleichen wie ich mir die comtesse vorstelle nebst aufrichtiger Bitte, ihr portrait, wie sie gesinnt sei, sich selbst zu machen und danach zu prüfen, wozu uns Gott selbst Erkenntniß verleihen wolle) sprechen und vorbringen solle.

Weil unter meine Hauptunannehmlichkeiten Ausschlag zähle, so muß ich ihr davon sagen, daß mir solcher zur Natur worden und sie es nicht vor eine temporelle Sache

zu halten, die da vergehe, denn ich merke, daß er auch fremden Leuten oft zuwider ist, weil man sich allerlei widerliche Ideen davon zu machen pflegt.

Daß ich's vom Trinken habe, davon kann ich ihr wohl das contrarium bezeugen, aber um so viel weniger Hoffnung machen, daß es zu ändern stehe.

Was ihren Fehler im Auge belangt, ist's vor einen eiteln Weltmenschen, der nichts auszusetzen finden will, ein Anstoß, sonst aber ist der Mühe nicht werth, indem er kaum würde gesehen werden, wo man es nicht wüßte. Daher er mit obigen meinen Umständen in keine Vergleichung zu ziehen.

Kann sie es überwinden, in der Absicht, Gott mit mir rechtschaffen dienen zu können, welches auch meine Absicht bei ihr ganz allein ist: So sei es in Gottes Namen und nach diesen praeludiis will ich die Sache mit Ernst angreifen und bei Ew. Gnaden nochmal um einen solennen consensus, dann auch bei der Frau Mutter um die comessae anhalten. Wenn aber alle vorbergehende Ueberzeugung dahin sollte ausschlagen, welches unter herzl. Gebet zwischen uns beiden wohl gepriesen werden soll, daß sich Gottes Wille auf negativam von ihrer Seite lenkte, so will ich gleichwohl um sie anhalten, damit ihr auf keine Weise vor der Welt praejudicirt werde, denn es ist kein Zweifel, die Sache werde so heimlich tractiret als sie wolle, gerathe doch in der Leute Mäuler, ehe es Zeit ist und erwarten was diesfalls vor eine Antwort erfolgen wird, die mir, wie ich zur Zeit judiciren kann, ganz indifferent sein wird, denn ich wollte gerne von ganzem Herzen des Herrn eigen sein, und keinen anderen Zweck und Willen haben, als der von ihm und zu ihm gehe, in seiner Führung und Leitung aber, wäre sie auch noch so wunderbar, vollkommen Ruhe zu finden hoffe. Wird Er seinen Willen zeigen, so wird der liebe Papa, der seine regulam, die er mir gnädig wissen lassen, gleichwohl salva exceptione gestellt hat, allem Vermuthen nach selbst Freude darüber haben. Ich recommandire ihm in dieser Hoffnung diese oder wen Gott über lang oder kurz dazu bestimmen möchte, wosern nicht etwa garkeine daraus wird, zu eben der väterlichen Gnade und protection, deren er mich bis anhero gewürdigt hat, das ganze negocio aber Ew. Gnaden beiderseits zu herzlichem Andenken und Ringen vor Gott und beharre mit tiefstem respect."

Ueberall sieht man in den Briefen Bingenborfs ein aufrichtiges, klares, zielbewusstes, von seiner Mission in der philadelphischen Gemeinde überzeugtes Streben. Ältere Zeitgenossen besorgten an ihm eine für seine Jugend zu große Sicherheit; nirgends verfehlte aber seine Persönlichkeit einen bedeutenden Eindruck.



## Inner-Afrika.

Erlebnisse und Beobachtungen von Henry Drummond. Deutsch vom Verfasser von „Gordon, der Held von Chartum.“ Mit 10 Abbildungen. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. IX und 253 S., geb. 4 M.

Henry Drummond ist Professor der Naturwissenschaften in Glasgow. Sein Name ist in Deutschland zuerst bekannt geworden durch sein Buch *Natural Law in the Spiritual World*. Leider ist die deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks so fehlerhaft, den christlichen Inhalt hat der jüdische Uebersetzer so häufig mißverstanden, daß das Erscheinen einer zweiten Uebersetzung dringend wünschenswert ist. Drummond wird, guten Nachrichten zufolge, sein Buch für die in Aussicht stehende Auflage, welche die Verbreitung des Werkes bis zum hunderttausendsten Exemplar steigert, neu bearbeiten, vielleicht daß dann eine korrekte deutsche Uebersetzung erscheint und den Druck von 4000 Exemplaren der fehlerhaften Uebersetzung auch arithmetisch hinter sich zurückläßt.

In seinem neuesten Buch „*Tropical-Afrika*“, der Frucht einer Reise nach dem kleinen Shirwa- und dem großen Nyassa-See, macht der Verf. den Leser mit einer Reihe gemeinverständlich erzählter Naturbeobachtungen bekannt. Da Drummond aber mehr ist als ein trockener Naturforscher und seine Augen offen gehalten hat für die „Herzkrankheit Afrikas“ — die Sklavenjagd und den Sklavenhandel —, so wendet er sich in beredter Sprache an die Herzen seiner Leser, um dieselben für die Unternehmungen zu erwärmen, welche zur Befreiung der armen Schwarzen aus den habgierigen Händen der ruchlosen Araber ins Werk gesetzt werden. Auch in Afrika gilt es, gegen ein Semitenvolk zu Felde zu ziehen.

Meines Wissens hat die „Frankfurter Zeitung“ zuerst auf das neueste Buch Drummonds aufmerksam gemacht und zwar in so nachdrücklicher Weise, daß es nur der Schwerefälligkeit und Unbeholfenheit des deutschen Buchhandels zuzuschreiben ist, wenn erst jetzt eine deutsche Uebersetzung erscheint. Doch kann man sich mit dem Sprichwort trösten: Was lange währt, wird gut. Gut, sehr gut ist nämlich die eben erschienene Uebersetzung von „*Tropical-Afrika*“. „*Inner-Afrika*“ liest sich wie das Original. Der gefällige, leichte, humorbelebte, im besten Sinn vollstündliche Stil des gelehrten Verfassers ist von dem seit bald dreißig Jahren in England lebenden ungenannten Uebersetzer in geradezu unübertrefflicher Weise ins Deutsche übertragen worden. Ich bin fest davon überzeugt, daß sich „*Inner-Afrika*“ um seines in hohem Grade interessanten Inhaltes, wie um seiner vollendet schönen Darstellung willen in kurzer Frist eines großen Leserkreises zu erfreuen haben wird. — Das englische Original hat sechs Karten, diese fehlen der deutschen Uebersetzung, ein Mangel, der trotz Stiefelers, Andres u. weitverbreiteten



Kartensammlungen von manchem Leser schmerzlich empfunden werden wird. Dagegen sind die Abbildungen des Originals bis auf eine der Uebersetzung beigegeben; statt der fehlenden und entbehrlichen Abbildung ist das Bild eines „Tschirombo“ (die „Gepensschrede“) hinzugekommen. Diesen Mängeln der deutschen Ausgabe steht glücklicherweise die Zugabe eines ganz neuen Kapitels gegenüber. Drummond hat sich bestimmen lassen, der deutschen Ausgabe, in gerechter Würdigung des lebhaften, von Tag zu Tag wachsenden offiziellen wie nicht offiziellen Interesses Deutschlands an Ostafrika, ein erstes Kapitel „Die Sklaverei“ als „Ausruf“ an das deutsche Volk beizufügen. Wo nicht bornierte Parteipolitik die ohnehin blöden Augen eines der Reichsregierung feindlich gegenüberstehenden Lesers trübt, muß es überall freudig empfunden werden, daß ein Brite, ein Mann wie Drummond, mit der jungen Kolonialpolitik Deutschlands zu rechnen weiß, daß Drummond von dieser Politik mehr versteht, als die nörgelnden Kleinigkeitskrämer Richter, Windthorst u. s. w.

Es ist schwer, aus dem reichen Inhalt des Buches Einzelheiten mitzuteilen. In meiner Jugendzeit verursachte das Nachzeichnen der Karte von Afrika wenig Mühe. Hatte man den Umriss glücklich zu stande gebracht, Nordafrika, Aegypten und Aethiopien einigermaßen ausgefüllt, dann konnte man mit seiner Rabensefeder den unendlichen Sand der Sahara punktieren und das übrige innere Afrika wie eine von ewigem Schnee bedeckte Fläche erscheinen lassen. Welch riesengroße Fortschritte haben seit 40 Jahren die Forschungsreisenden gemacht! Große Seen, gewaltige Hochgebirge, in welchen die mächtigsten Ströme des schwarzen Erdteils ihr Quellgebiet haben, sind in die Karte Afrikas eingezeichnet worden. Dem fieberreichen Küstenland schließt sich nach dem Innern hin ein Bergland an, das in eine gesunde fruchtbare Hochebene übergeht, auf welcher nichts weniger als eine afrikanische Hitze herrscht. — Von den Herrlichkeiten des tropischen Urwaldes hat Drummond nicht viel gesehen. Die unendlichen Wälder machen einen fast europäischen Eindruck. Die Vorstellung, als ob das Reisen in dem unfruktivierten Erdteil ein schweres, irreführendes Unternehmen sein müsse, widerspricht der Thatsache, daß sich nirgends leichter reisen läßt als im inneren Afrika. Alle Dörfer sind durch uralte, steinharte Fußpfade mit einander verbunden. „Ein Dorf liefert den Reisenden weiter ans andere, in Zickzacklinien zuweilen, um natürliche Hindernisse zu umgehen oder, was seltener ist, feindliche Stämme; er braucht aber nie in Urwäldern herumzuirren, nie ganz und gar nur auf die Sterne zu vertrauen, nie den getretenen Weg zu verlassen, bis Hunderte von Kilometern zwischen ihm und der Küste liegen, bis der letzte Fußpfad ihn zu einer Fähre am Tanganjika bringt. Er durchkreuzt den See, landet im Gebiet irgend eines Stammes und findet, vom nächsten Dorf ausgehend, abermals seinen Pfad. So dringt er weiter, zu Fuß und zu Wasser, und Dörfer sind seine Meilensteine, bis er nach vielen Tagen wieder die wohlige Meeresluft atmet, und sein treuer fußbreiter Führer ihn am Atlantischen Ozean abliefert. Die Fußpfade sind erstaunlich direkt, wie die alten Römerstraßen, gleichwohl bilden sie keine fünfzig Schritte lang eine gerade Linie. „Liegt ein Felsblock im Weg, so fällt es keinem Eingeborenen ein, ihn zu entfernen; warum auch? es ist einfacher, um den Stein herumzugehen. Der nächste, der des Weges kommt, denkt ebenso; er weiß, daß andere nach ihm kommen, denen der Stein, wie ihm, im Weg liegen wird; er sieht das Hindernis, es wäre keine Kunst, den Felsblock auszugraben und auf die Seite zu werfen, aber es fällt ihm nicht ein, nicht etwa weil er die Mühe scheute, sondern er denkt nicht daran. Daß man einen Stein aus dem Weg schaffen könnte und daß es dem allgemeinen Verkehr förderlich sein dürfte, es zu thun, kommt ihm so wenig zum Bewußtsein als etwa die Vorstellung, daß derselbe gemeiner Feldspath ist. Eine Generation nach der andern geht um den Stein herum, und der Stein wartet noch immer des Eingebornen, in dessen Ideentreib die Möglichkeit einer gemeinnützigen Aenderung gedrungen sein wird. — — Es ist kaum zu viel gesagt, daß jede Stunde Weges auf diesen Pfaden durch unzählige kleine Krümmungen zu fünfviertel bis anderthalb Stunden sich ausdehnt; das ist nicht ohne

Grund, dieses Geschlängel hat seine Geschichte, eine Geschichte, die vielleicht ihre tausend Jahre alt ist, und der Schlüssel dazu ist in den Jahrhunderten verloren gegangen. Gestürzte Bäume sind wohl die Hauptursache. Wenn ein Baum über den Weg fällt, wird er so wenig auf die Seite geschafft wie der Felsblock; der Eingeborne geht um ihn herum. Grünes Holz kann er zur Feuerung nicht brauchen, und ehe das Holz trocken ist und die weißen Ameisen den Stamm ausgehöhlt haben, ist der neue Umweg dem alten Fußspad einverleibt." —

Von der weißen Ameise handelt das „eine Studie“ überschriebene sechste Kapitel. Dasselbe beginnt mit der humoristischen Bemerkung: „Vor einigen Jahren, von Darwin zu Ehre und Ansehen gebracht, war der Wurm das herrschende Geschöpf in wissenschaftlichen Kreisen. Gegewärtig ist die Ameise Mode.“ Was der Wurm in dem sonnenverbraunten Boden Afrikas nicht vermag, das bringt die weiße Ameise zu Stande, sie schafft beim Tunnelbau als blinder Mineur in alles abgestorbene Holz kleine Erdklümpchen aus der Erde. Das zerfallende Holz samt den aus Erde gewölbten Minen verwittert bald und vermehrt die Fruchtbarkeit des Humus.

Das nächste Kapitel ist wie im Englischen „Mimicry“ überschrieben, ein unübersetzbares, das Verstellungsvermögen gewisser Insekten andeutendes Wort. Schon in dem Kapitel über die Njassa-Tanganjika-Hochebene ist die Rede von einem auf der roten Einbandbete des englischen Originals abgebildeten seltsamen und seltenen Insekt, das einer großen löcherigen Flechte gleicht. Die Nachbildung, Anpassung in Farbe und Form ist dem der „Mimicry“ ergebene Tiere von Nutzen, es wird dadurch vor seinen Feinden geschützt. Drummond erzählt in lebendiger Weise, wie er mit einer „Tschirombo“, einem ungenießbaren Tiere, bekannt wurde, das S. 165 abgebildet ist und wie ein Zweig ausfieht. Drei Seiten später sehen wir das „wandelnde Blatt“ und das „Roosinfekt.“

Von besonderem Interesse für die unmittelbare Gegenwart ist das kolonialpolitische zehnte Kapitel insofern, als in demselben nachgewiesen wird, daß Portugal durch langjährige Bedrückung und schlechte Verwaltung seine nur theoretischen Ansprüche auf ostafrikanisches Binnenland völlig verloren hat. Die Portugiesen „haben den Sklavenhandel nie zu unterdrücken gesucht, wohl aber haben sie ein Auge zugebrückt, wenn er blühte; hat doch Livingstone einmal mit eigener Hand einen Untergebenen des Gouverneurs von Tette auf frischer That an der Spitze einer großen Sklavenkarawane ergriffen.“ —

Liberale Zeitungsleser empfinden, zartbesaitet wie sie sind, eine Art Grusel, wenn sie lesen, daß im finstern Mittelalter friedlich ihres Weges ziehende Kaufleute von feudalen Raubrittern geplündert oder zu empfindlichen Abgaben gepreßt worden sind, sie zuden aber mit keiner Wimper, wenn der nichtswürdige Handel, den die Welt kennt, wenn der Handel mit Menschenfleisch vom gewinnsuchenden Geschäftsmann in der „Rölnischen Zeitung“, jenem charakterlosen „Weltblatt“, zu rechtfertigen versucht wird. Das vierte Kapitel Drummonds handelt von der „Herzkrankheit Afrikas“. Die Herzkrankheit Europas beruht in dem Ueberhandnehmen der Juden; sie leben von der Arbeit der Christen, welche, wenn nicht bald auf diesem oder jenem Wege Einhalt geschieht, der Geldherrschaft der Juden unrettbar verfallen. Von den Leibern der unglücklichen Kinder Afrikas lebt das andere Semitenvolk, die Araber. Wie die Ketten, wie die Juden hängen sie fest unter sich zusammen, und obschon an Zahl gering, beherrschen sie die nach vielen Millionen zählenden, unter sich uneinigen oder nicht verbundenen Schwarzen. Von Norden und Osten her dringen Araber in ihr Land ein, durchstreifen es in allen Richtungen, und wo sie hinkommen, da ist die Hölle auf Erden. Es ist, als ob dies unstete und flüchtige Arabervolk nur dazu da wäre, andere ihrer Heimat zu berauben; und wo auch immer in Afrika die Befehle des Islam erscheinen, erweisen sie sich als Feinde des Friedens, als Zerstörer des patriarchalischen Lebens, als sorglose Zerreißer der Familienbände. Es ist nicht zu viel gesagt, ganz Innerafrika seufzt unter der von

ihnen aufgerichteten Schreckensherrschaft. Sie haben das erreicht kraft eines einzigen Vorteils: sie haben Pulver und Blei; sie thun es um eines einzigen Zweckes willen: Elfenbein und Sklaven, denn diese beiden sind gewissermaßen eins und dasselbe. Der arabische Händler braucht Sklaven um Elfenbein zu kaufen, wiederum braucht er Sklaven, die ihm das Elfenbein an die Küste schleppen. Der Eingeborne, die lebendige Menschenseele, gilt dem Araber daher nicht sowohl nur als gangbare Ware, sondern thatsächlich als Geld: man kann ihn stehlen, man kann ihn von dannen treiben, er ist allerwärts umsehbar.“ — Dem Jagen nach „schwarzem Elfenbein“ und dem fluchwürdigen Handel mit diesem kann nur gesteuert werden, wenn durch ganz Innerafrika hin die Gewalt des Arabers durch ein organisiertes Schutzsystem gebrochen wird. An dieser Organisation sollten alle Kolonialmächte teilnehmen. Nun sind aber die Portugiesen lässig und die Sklavenschiffe fahren vielsach unter französischer Flagge! Friedlich wird jener Menschenhandel sich nicht beseitigen lassen. Der Galgen muß die ultima ratio sein für das in Geiz, Wollust und Grausamkeit versunkene Volk des falschen Propheten. Welcher Leser hat sich nicht von Herzen gefreut, als vor kurzem durch die Zeitungen die Kunde lief, daß Buschiri gehängt worden sei. Möchten wir bald erleben, daß den Sklavenjägern und Sklavenhändlern durch das gleiche Schicksal zahlreicher Genossen ein wirksamer Todeschrecken in die Knochen fährt.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß das Buch Inner-Afrika insofern von praktischem Wert ist, als es manche falsche Vorstellung beseitigt, zu den meist knappen Zeitungsberichten einen lebendigen Kommentar über Land und Leute giebt und dem beginnenden deutschen Antisklaverei-Verein zur Förderung dient. Auf der kürzlich im Kölner Gürzenich abgehaltenen großen Versammlung der Afrikafreunde ist der rasch ausgeführte Beschluß gefaßt worden, das erwähnte eilfte Kapitel Drummonds durch Sonderabdruck massenhaft zu verbreiten. Drummond läßt in diesem meisterlich geschriebenen Kapitel zur Erhärtung der in Anklagestand versetzten Semiten eine Reihe von Zeugen auftreten, deren Aussagen auch dem stumpfsinnigsten Europäer mindestens vorübergehend einen gerechten Zorn über Sklavenjäger und Sklavenhändler erregen muß. Der erste Zeuge ist Major Wichmann. Dann folgen Noir (von der African Lakes company), der Kardinal Lavigerie, Stanley.

Möchte auch in dem Leserkreis dieser Blätter Drummonds „Ausruf“ lebhaften Wiederhall finden.

O. K.



## Eine wohlthätige Frau.

(Herzogin von Galliera.)

Von

C. M. Berres.

Unter dieser schlichten Aufschrift bringt die Revue des deux mondes einen Aufsatz, dessen Inhalt unseren Lesern nahe gehen wird. Der Verfasser Maxime du Camp ist einer der angesehensten französischen Schriftsteller, selbstverständlich Mitglied der ersten Gelehrten-Gesellschaft seines Landes, ein Mann von reicher Begabung und erstaunlicher Vielseitigkeit des Wissens und Schaffens: Künstler, Reisender, Dichter, unternimmt er schon als Jüngling eine Reise in den Orient, liefert eine prächtige Schilderung dieser Reiseindrücke, kämpft darauf in den wüsten Tagen des Aufstandes 1848 mit solcher Auszeichnung, daß Cavaignac ihm eigenhändig das Kreuz anheftet, zieht dann wieder in die weite Ferne des Morgenlandes beobachtend, photographierend, forschend, die Ergebnisse in einem mit größtem Beifall aufgenommenen Werke „Egypte, Nubie, Palestine, Syrie“ niederlegend, dessen 125 Tafeln seinen Lichtbildern entstammen. Mit noch größerem Erfolge wendet er sich später dem Romane zu und vertieft sich endlich im reiferen Alter (er zählt jetzt bald 70 Jahre) einer ersten Seite des französischen, besonders des pariser Lebens zu, den Bestrebungen der Wohlthätigkeit, den Aeußerungen christlicher Nächstenliebe. Einen dieser vortrefflichen Aufsätze bringt das letzte Heft der oben erwähnten Zeitschrift vom 1. Februar d. Js. — er behandelt die Wohlthätigkeitsanstalten der Herzogin von Galliera, welche auch in Deutschland nicht unbekannt ist, seit ihre wirklich fürsüßliche Weise wohl zu thun die Aufmerksamkeit unseres Königshauses erregt hat, dessen Frauen immer in gleichem Dienste christlicher Liebe thätig waren.

Diese viel genannte Genueserin war von hoher Abkunft, aus dem Hause der Brignole-Sale, verwandt mit den Spinola, Durazzi, Grimaldi. Als Piemont noch zu Frankreich gehörte, war ihr Vater Staatsrat des ersten Kaiserreichs; später, während der Restauration, kam er als Gesandter des sardinischen Königs Karl Felix nach Paris. Dort von früher her als ein kluger, lebenswürdiger, wichtiger Mann von feinsten Umgangsformen allbekannt, wurde er von den bedeutenden Staatsmännern Pasquier, Broglie herzlich aufgenommen. Als Vertreter eines Frankreich verbündeten und verwandten Königs durfte er der ihm als Genuesen angeborenen scharfen Zunge nur im vertrauten Kreise unter Freunden die Zügel schießen lassen: bitter pfl egte er das Ungeschick der Bourbonen zu beurtheilen, mit welchem sie sich in allerlei zweifelshafte Angelegenheiten

verwickelten. Zu jenen Diplomaten gesellten sich in seinen Räumen die Blüte des altfranzösischen Adels, die ersten Schriftsteller und Dichter — in diesem auserwählten Kreise bewegte sich als Wirtin die älteste Tochter des Grafen von Brignole-Sale; viel umworben, umschmeichelt sah sie die Söhne der ältesten Familien Frankreichs zu ihren Füßen; sie heiratete endlich Rafael Ferrari Marquis von Ferrari, späteren Herzog von Galliera.

Ueber seine Familie liefen dunkle Gerüchte: der Großvater sollte auf eine entseßliche Weise ums Leben gekommen sein. Ungeheuer reich, aber noch viel geiziger ließ er sich in seinem Palaste ein Gewölbe einrichten, mit eiserner Thür, durch ein Meisterstück der Schlosserei gesichert. Dort wühlte er, wie der Zwerg Zwotto, im Golde, sich am Klange berauschend.

„Ich wälze in Banne, ich wähle in Wohlthun,  
Wähl' ich und wähl' ich in dir!“

Eines Tages schloß sich das Kunstschloß hinter ihm: war die Einrichtung zum Oeffnen nur von Außen zu erreichen? wurde er vom Schlagflusse befallen? Nichts ist bekannt geworden; als man nach langem peinlichen Suchen den Meister gefunden, der allein die Thür öffnen konnte, war das Gewölbe zum Grabe geworden; auf den Goldhaufen lag, das Gesicht von Todeskrampf verzerrt, der Besizer, schon seit mehreren Tagen tot. — —

Die junge Herzogin führte ein fröhliches Leben: klug und reich, von rascher Auffassung, lebhaften Anteil an allen künstlerischen Bestrebungen nehmend, selbst Bildhauerin, stellte sie doch in den Mittelpunkt alles Wollens und Schaffens ihren einzigen Sohn, an dem sie mit übertriebener Härlichkeit hing, für dessen Zukunft sie nicht müde wurde die kühnsten und stolzesten Pläne zu schmieden. Plötzlich im Alter von 15 Jahren stirbt der Knabe. Die Herzogin sank unter der Last des größten Schmerzes, der ein Mutterherz treffen kann, fast zusammen; lange Zeit war ihr Leben durch ein schweres Nervenleiden, die Folge des verzweifeltsten Kummeres, gestört; vernichtet, ohne Willen, ohne Denken, lebte sie dahin.

Von diesem Uebermaß von Verzweiflung rührt eine tiefgehende Umwandlung her: Hoffnungen, Wünsche, Pläne und Träume der Zukunft, alles war dahin! Alle die Neckerlichkeiten ihres an Freuden und Zerstreuungen so reichen Lebens lagen hinter ihr, wie etwas Fremdes. Die lebhaft und geistvoll plaudernde Gesellschaftsdame hatte ihren scharfen Verstand nicht verloren, aber sie wurde scharf, oft verletzend in ihren Worten, zu denen dann ihre Thaten in rührendem Gegensatz standen. Aus ihrem eigenen Leiden gewann sie ein Verständnis für das fremde Leid; sie begriff es, sie suchte es auf. Seitdem liebte sie die Armen, und diese haben es dankbar erfahren.

Die furchtbare Macht unserer großen Volksgewohnschaften, das Geld, welches der Herzogin in ungewöhnlicher Menge zu Gebote stand, hat sie gebraucht in der edelsten Weise, wie nur ein das Gute wollendes Herz eingeben kann; das bleibt ihr ein dauerndes Lob!

In diesem Wirken gewann sie wieder Lebensfrische, sodaß von da an ihre Gesellschaften wieder die besten Kräfte der feinen Welt vereinigten. Mit sicherem Urtheil Menschen und Verhältnisse überschauend, wußte sie in dem überstürzenden Wechsel der französischen Staatsentwicklung unberührt ihre vornehme Stellung zu wahren: alle Auswüchse des Ehrgeizes, des Strebertums mit scharfem Witze kennzeichnend blieb sie frei von den vielen Irrungen, welche im wüthlichen Treiben der Pariser Gesellschaft so mancher Dame von Stellung verhängnisvoll wurden. Ihre Hauptthätigkeit aber war und blieb immer das Wohlthun! Freilich hat sich mancher unwürdige, mancher „unverschämte Arme“ an sie gedrängt, sie ließ sich durch Warnungen der Freunde nicht irre machen; jenen gab sie, damit die verschämten Armen jederzeit sicher waren, Zutritt zu ihr zu gewinnen. 1876 machte der Tod ihres Mannes sie zur Witwe; mit Staunen erfuhr sie nun, daß ihr Vermögen sich verzehnfacht habe, — mit Trauer, daß gewagte Geschäfte, fruchtbringende Unternehmungen, die nicht fragten, ob sie den Menschen Nutzen

oder Schaden brächten, die Quelle dieses Zuflusses gewesen. Sie beklagte, daß ihr Mann nicht dem schönen Spruch der Königin Maria Leszcynska gefolgt war: „Besser ist's, denen folgen, die uns von weitem zurnen: „helfet unserm Elend,“ als denen, die ins Ohr flüstern: „Vermehre dein Vermögen.“ Seitdem gab sie überall, immer, jedem, mit vollen Händen! Besonders zwei Gruppen der Nothleidenden wandte sie ihre ganze herzliche Theilnahme zu: der unbewachten Kindheit, den Waisen, den ihrer Eltern aus anderen Gründen entbehrenden, ohne Erziehung ins Elend hinein wachsenden Kleinen — und den von Enttäuschungen, Entbehrungen gebeugten Alten, denen ein Leben der mühseligen Arbeit nicht eine Ruhestätte gebracht, besonders denjenigen Greisen, welche ihre Manneskraft der Sorge für andere geopfert.

Ihre Wohlthätigkeit hat sich ein Denkmal gesetzt, schöner, prächtiger gar nicht zu denken: drei Werke sind es, das „Siechenhaus Ferrari“, das Zufluchts- und das Waisenhaus.

Am Abhange der Paris von Südwesten beherrschenden Höhen von Meudon liegt ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern, Clamart. Verläßt man den Bahnhof der Westbahn, folgt der krummen, schlecht gepflasterten Hauptstraße, so trifft man auf eine Kirche aus dem 15. Jahrhundert, welche bis vor einigen Jahren hinter einer Menge von baufälligen Häusern verschwand; sie sind jetzt alle fortgeräumt und haben einen großen Platz ergeben. Eine ganze Seite desselben nimmt ein mächtiges Gebäude ein, vor demselben ein weiter, mit Gittern umgebener Hof — es ist das Siechenhaus Ferrari. Schon ein Blick durch das Gitter läßt die bei aller Zierlichkeit vornehmen erstreuten Formen bewundern, noch eindringlicher ist die Ueberzeugung, daß die Grundröße der Gesundheitspflege den Plan vorgeschrieben. Alle Maße dieses Werkes des Künstlers Gimain, Mitgliedes des französischen Instituts, sind gewaltig. Es soll 100 Greise aufnehmen, 50 Männer, 50 Frauen, und sie bis zu ihrem letzten Stündlein pflegen. Wer die gleichen Zwecken dienenden „Zusammenpfechtungen“ des Bicêtre und der Salpêtrière — altherühmter Pariser Siechen- und Irrenanstalten — gesehen hat, wird die Herzogin segnen, aber auch den Baumeister loben, der ihre Absichten so herrlich ausgeführt. Mit einem Blicke übersieht man die ganze Anlage; der Mittelbau, allgemeinen Zwecken der Anstalt dienend, liegt am Plage von Clamart, rechts und links stoßen an denselben mächtige Flügel, jener für die Frauen, dieser für die Männer, zwischen beiden ein lachend grüner Garten, durch ein Gitter von Ellbogenhöhe geteilt. Beim geringsten Sonnenschein strahlt alles von heitrer Frische — die blanken Mauern, der blumenreiche Garten, die rauschenden Gipfel der alten Bäume. Hat man den Hof durchschritten, an dessen Eingang das schmutze Häuschen des Thorwächters steht, so tritt man in das Treppenhaus des Mittelbaus, eine Halle, geräumig genug, um allen Pflöglingen bei trübem Wetter einen Spaziergang zu gestatten. Eine breite, mit sehr bequemen Stufen versehene Treppe führt hinauf zur Vorsteherin. Ihr Sprechzimmer hat nichts von der eisigen Kälte derartiger Räume in Klöstern, die nur für die Beratungen des Aufsichtsrates bestimmt zu sein scheinen. Hier steht man Sessel, eine Decke auf dem Tische, an der Wand ein Bild der Stifterin und ein altes italienisches Delgemälde, alles einfach, aber behaglich. Die Vorsteherin hat das ganze große Anwesen, Vermögensverwaltung und Beaufsichtigung der Bedienung, unter sich. Sie gehört zur Ordensgesellschaft der Schwestern der göttlichen Weisheit, welche Erzieherinnen und Krankenpflegerinnen sind, d. h. in ihrer Thätigkeit das gesamte Gebiet wohlthätiger Bestrebungen umfassen. Man findet sie in den Krippen, an den Wiegen der Neugeborenen, in den Freischulen, auf der Krankenabteilung der Erziehungsanstalten, in den Stadtkrankenhäusern, den Kriegslazaretten, den Siechenhäusern, wie in Clamart — überall, wo es der Hingebung und Selbstverleugnung bedarf. Sie holen ihre Mitglieder aus allen Ständen, die Tochter der Bäckerfrau und die der Gräfin arbeiten in schweesterlicher Eintracht mit der Tochter des Krämers und des Generals. Man kann nicht, wie im Weltleben, die gute Herkunft an den wohlgepflegten Händen erkennen; denn die harten Arbeiten haben längst wohl-

gepflegte Nägel zerrissen, glatte Haut rissig gemacht. Zur Zeit sind viertausend dieser Schwestern durch Frankreich, Hayti, Belgien und Canada verbreitet. Die Vorsteherin zu Clamart ist eine kluge, offene Frau, an Glend gewöhnt, barmherzig, den Glenden aus Beruf wie aus Antrieb ihres warmen Herzens sich widmend, durch reiche Erfahrung des Lebens nachsichtig geworden, und endlich fröhlich wie die meisten derjenigen, welche ihren Beruf in thätiger Pflege der Unglücklichen finden. Diese ihr schweres Amt so willig, so fröhlich, so herzlich ausübenden Nonnen muß jeder verehren, bewundern, nicht nur, wer ihren Glauben teilt, sondern wer nur eine Empfindung für Gerechtigkeit hat.

Ihr Aeußeres ist noch abstoßender, als das der meisten weiblichen Ordensgesellschaften: ein Leibchen aus kurzen Schößen und ein aus groben grauen Wollstoff in dicke Falten geschlagener Rock werden durch eine weiße Schürze vervollständigt, deren Brustflap bis zum Halse hinaufgeht; im Gürtel hängt der Rosenkranz; eine Haube mit breiten Flügeln bedeckt den Kopf, so daß vom Haar nichts zu sehen ist; starke Schuhe umschürren die Füße, welche immer zum Wohlthun in Bewegung sind.

Im Mai vorigen Jahres enthielt das Siechenhaus Ferrari 30 Frauen und 34 Männer, zwanzig neue waren angemeldet; allmählich wird die Zahl auf hundert gebracht. Dieses Häuslein zu pflegen genügen neun Schwestern, von denen mehrere die besonderen Aemter der Aufsicht über die Leinentammer, Krankenabteilung, Kirche haben. Die Zucht ist eine milde, wie sie sich für arme Wesen gehört, denen das Leben rauh mitgespielt; sie findet bei diesen willigen Gehorsam.

Hier, wie überall in Pflegeanstalten für beide Geschlechter, sind die Männer folgsamer, als die Frauen; diese geben oft Widerworte, jene verbiegen sich ergeben und murren nie.

Zweimal wöchentlich ist das Sprechzimmer für Besuch offen; nur die Männer haben das Recht, wöchentlich einmal auszugehen. Seit das Haus eröffnet ist, sind an diesen Urlaubstagen nur zwei Fälle von Trunkenheit vorgekommen. Um 7 Uhr steht man auf, um 8 Uhr geht man schlafen; die Schwestern aber sind Sommer und Winter schon um 4 Uhr morgens auf — um 9 Uhr abends schlafen alle. Der Mahlzeiten, für welche die Vorsteherin den Küchenzettel schreibt, sind drei: Frühstück — bestehend aus Suppe und Kaffee mit Milch oder Chokolade; Mittagessen: Suppe, ein Fleischgericht, ein Gang Gemüse, Nachtisch und  $\frac{1}{2}$  Liter Wein; Abendessen: Suppe, ein Gang Braten oder Eier, ein Gang Gemüse, Käse, eine Milchspeise oder gefochtes Obst, wieder  $\frac{1}{2}$  Liter Wein.

Die Speisefäle sind ebenso weit und lustig gebaut, wie die Räume, wo sich die Bewohner bei kaltem oder Regenwetter versammeln. An heißen Tagen halten sich die Alten mit Vorliebe in einer langen, glasbedeckten Gallerie auf, welche den Garten entlang läuft. Männer und Frauen, welche sonst gesondert leben, können sich im Garten treffen, der groß ist und rund umher von alten Parks umgeben.

Gang besonders zweckmäßig sind die Schlaffäle eingerichtet, in denen jeder für sich schläft, ohne doch allein zu sein. Die Säle sind durch Zwischenwände, welche aber nicht bis zur Decke gehen, in Zellen geteilt, jede von dem gemeinsamen Mittelgange durch einen Vorhang geschieden, jede mit einem Fenster versehen. So können die Alten sich im Falle eines plötzlichen Unwohlseins den Nachbarn bemerkbar machen; außerdem schläft noch ein Krankenwärter am Eingange jedes Saales, welcher sich wieder mit der den Nachtdienst versehenen Schwester durch eine Glocke in Verbindung setzen kann. Die einzelnen Zellen sind gut ausgestattet, das Bett sogar üppig. Die Kapelle, deren Wände eine sanfte Farbe haben, ist einfach ausgestattet, aber ein großartiger Bau; Bänke und Stühle, Tafelungen und alle übrigen Holztheile sind in bestem Eichenholz geschnitten.

Im Apothekenraum herrscht der Geruch von Salbei und Lindenblüten vor; dort haust eine Schwester mit fröhlichem Lächeln und schönen guten Augen; sie mischt

Latwergen, rollt Pillen, kocht Abgussthees — auch als geschickter Zahnarzt hat sie Ruf. Die alten Huster holen sich dort ihren Gerstenzuder, und sie verteilt freundlich die Naschware unter die alten Kinder.

Die Wäschekammer muß alle diese tüchtigen Hausfrauen der Kleinstädte neidisch machen, welche zu sagen lieben: „Mein einziger Luxus ist das Leinen!“ In diesem ungeheuren Saale, voll von Tischen, die Wände mit großen Schränken umstellt, sieht man nichts als die gute schöne Leinwand von Vimoutiers in der Normandie, weit berühmt durch seine Flachspinnereien und Leinwandwebereien. Die Vorräte sind so gewaltig, daß sie für viele Jahre ausreichen — ein stolzer Publied für die Schwestern! Die Reinigung wird in einer ungeheuren Dampfwäscherei besorgt, in einem besonderen Seitenbau gelegen, nach den neuesten Erfahrungen der Maschinenkunde eingerichtet — eine kostbare Anlage, die aber wenig Bedienung erfordert und daher ihrem Preise gerecht wird; denn die zu bewältigende Arbeit umfaßt nicht nur die Wäsche dieser, sondern auch der beiden anderen Anstalten, welche in der Nähe, in Fleury-sous-Meudon, liegen. Beide sind auf dem Boden einer alten Befestigung, Pastoret, gebaut und umfassen nahe an neuhundert Hectaren, Ebene und Hügel. Im Thal liegt das Ruhehaus für die Brüder des christlichen Glaubens, auf der Höhe das Waisenhaus St. Philippi, beide zusammenhängend, beide von derselben Mauer umschlossen, ein wonniger Aufenthalt! Uralte Bäume rauschen im Park, lachender üppiger Rasen dehnt sich überall hin aus, von Wegen durchschnitten, durchströmt von einem frisch dahin eilenden Bächlein; langsam steigen die breiten schattigen Baumreihen zum Höhenzuge von Meudon auf, der, wie schon erwähnt, Paris von Südwest her beherrscht. Wer dort oben steht, sieht vor sich im fernen Panorama Qualm und Dunst der ungeheuren Stadt, aus welchem wie Ungeheuer die Mißgestaltungen der letzten Ausstellungsgebäude ragen, und hinter sich in lieblichster Frische und wohlthuender erquicklicher Ruhe den wunderschönen Park, welchen die Herzogin den im Priesterkleid ergrauten Lehrern und den elenden Verhältnissen ent-rissenen Waisen dargeboten hat.

Das eine der Gebäude, das Zufluchtshaus, ist ausschließlich für jene tapseren Ignorantiner oder Brüder der christlichen Nächstenliebe bestimmt, welche seit ihrer Stiftung durch Jean-Baptiste de la Salle — Ende des 17. Jahrhunderts — dem gemeinen Manne in Frankreich so unendlich viel Segen brachten; waren doch diese Bauern und Winger in einer Unwissenheit aufgewachsen, gleich den afrikanischen Negerstämmen. Wohl gingen sie zur Kirche und verrichteten ihre Gebete, aber ihr Denken war von Aberglauben erfüllt: Hexenmeister, Kobolde, Zauberer, Wärmölke, Geistererscheinungen waren für sie Grausen schaffende Wirklichkeiten: als das sanfte Wirken der Brüder sie lesen und schreiben lehrte, da wich auch die dunkle dumpfe Wolke der Gespenssterfurcht und gab dem freundlichen Lichte der Lehre unseres Heilands Zulaf. Wenn in diesem steten Kampfe gegen die Finsternis des Aberglaubens die Kräfte verbraucht sind, sollen die Brüder einen Ort der Ruhe in diesem Hause finden. Kehren wir dorthin zurück. Eine hohe Mauer umschließt den prächtigen Park, die ganze Anlage, vorn durch ein Gitter unterbrochen; hinter demselben rechts die Pförtnerwohnung, links das Haus des Oberverwalters. Geradeaus führt ein wohl gepflasterter, mit alten Bäumen eingefasster Weg auf ein ungeheures, klosterähnliches Gebäude zu, aber ein Kloster für die Großen dieser Welt, so prächtig steht es da; dort sollen die armen Lehrbrüder hausen, ruhen, weil das Alter, die Strapazen, die Mühseligkeiten des Amtes sie unfähig gemacht haben, weiter zu wirken. Es mag ihnen anfangs schwer werden, ihre beschiedene, bedürfnislose Lebensweise dem prächtigen Rahmen anzupassen; doch ähneln glücklicherweise die langen Gallerien den Kreuzgängen eines Klosters, die Zimmer sind, obgleich groß und hell, Zellen gleich eingerichtet und die Stille, welche auf den Gängen, den Sälen ruht, mahnt an die Einsamkeit, in welcher sich die Andachtsübung einer frommen Seele wohlgefällt. Die Ausdehnung des Hauses scheint das Siechenhaus in Clamart noch zu übertreffen. Auch hört man dort auf den Korridoren das Rauschen der Kleider,



den geschäftigen Tritt der Schwestern; ihre weißen Hauben tauchen auf, bald hinter diesem Fenster, bald in jenem Saale, bald im Garten; hier ist stete, völlige Stille.

Die sechzig Bewohner (auf hundert ist die Anlage berechnet) sind fast alle aus der Ferne gekommen, aus Hindostan, Canada, Kalifornien; einer von ihnen hat 61 mal den Jahresgang im Unterricht durchgemacht; fast alle sind gebrechlich: vier Krüppel, zehn blind, mehrere engbrüstig; man hört durch die Stille das röchelnde Atmen, zumal wenn sie, am Geländer sich mühsam haltend, die Treppen hinaufschleichen; aber auf ihren Gesichtern liegt schon die heitre Ruhe eines Lebens im Jenseits.

Wenn das Haus noch nicht gefüllt ist, so liegt es daran, daß viele dieser im Amte ergrauten Brüder eine Pflgestelle in denselben Anstalten fanden, wo sie gewirkt hatten, an welche sie mit so zahllosen Beziehungen und Wohnheiten getnüpft waren: dort kennen sie jede Schwelle, auf der Straße grüßt sie jedermann. Viele — aus den kleinen Orten — schrecken außerdem vor der Nähe von Paris zurück, diesem Babylon unserer Tage, wo das Tier der Offenbarung brüllt.

Doch wir wollen weiter gehen: die Zellen sind behaglich eingerichtete Zimmer mit Bett, Schrank, Vestuhl, Tisch, zwei Stühlen. Dazu ein Kamin in jedem Raum, der an kalten Tagen, bei unfreudlichem Wetter Auge und Herz erfreuen soll; die eigentliche Erwärmung findet durch ein mächtiges System von Kaloriferen statt. Nicht minder behaglich sind die Räume der Krankenabteilung; diese letztere steht übrigens auch den Bewohnern des Pariser Mutterhauses der Brüder offen; sie ist mit einer trefflichen Apotheke versehen und wird täglich vom Arzte besucht.

In dieser fürstlichen Wohnung, in dem großartigen Park sehen die Brüder vom christlichen Glauben das bescheidene Leben fort, welches sie ihr Leben lang geführt haben und im Alter auch ohne Gefahr nicht verändern durften. Sie leben gemeinsam, und bleiben auch in dieser prächtigen Umgebung dem Gesinde der Armut treu. Der Verwaltungsrat der Briguote-Galliera-Stiftungen setzt alljährlich die Summe fest, welche jedem der im Zufluchtsstause aufgenommenen Brüder zukommen soll. In Teil II Abschn. 23 der Satzungen heißt es: „Diese Geldbewilligung gilt in Bausch und Bogen für alle Ausgaben, Beleuchtung, Heizung, Kleidung und Kost mit unbegrenzt.“ Ein Verwalter, aus der Zahl der Brüder unter die Botmäßigkeit des Leiters gestellt, hat die Geldangelegenheiten zu besorgen. Zur Zeit erhält jeder 800 Franken. Sind die gemeinsamen Unkosten abgezogen, hat dann der Almosenpfleger noch ein Teil bekommen, so bleibt jedem etwas mehr als ein Frank täglich für die Nahrung und Unterhaltung. Glücklicherweise hat, wer die Vorschriften der Kirche pünktlich ausführt, viele Fasttage; außerdem sind die Orden immer durch eine an's Wunderbare grenzende Sparsamkeit berühmt gewesen. Man könnte fast sagen, es genüge ihnen, nicht Hungers zu sterben.

Von dem eben beschriebenen Plage steigt ein Baum ganz in der Diagonale des Parks zur Höhe hinauf; dort ragt, einer Burg ähnlich, das Waisenhaus empor. Im Freien spielen, janzzen, tummeln sich fröhliche Kinder; sie wetteifern am Springpferd, am Barren, im Ballspiel. Für ungünstiges Wetter ist daneben ein gedeckter Platz mit einer Menge Spielgerät: Stelzen, große Kugeln, auf denen sie sich im Gleichgewicht halten sollen, Ziehseile, an denen gegeneinander anstrengend sie ihre Muskelkraft stärken u. s. w. In der anstoßenden Turnhalle befindet sich gleichfalls ein großer Vorrat von Gerät. Das ganze Gebäude steht gegen die bisher beschriebenen beiden anderen an Größe und Pracht nicht zurück; besonders tritt das Streben hervor, die gesunde Entwicklung der Waisenkinder zu fördern. Lehrzimmer, Schlafräume, Eßsäle, alles erhält Licht und Lust in Ueberfluß; nur Wasser ist noch etwas sparsam, da es durch Menschenarme hergeführt wird; aber die großen Wassermaschinen werden schon gebaut, welche auch dieses Bedürfnis überreich befriedigen sollen.

Die gewaltigen Räume zu erwärmen, sind im Kellergeschoß ein halbes Duzend riesengroße Kaloriferen aufgestellt. Dort befinden sich auch Einrichtungen für Vollbäder, für Fußbäder. Durch das ganze Haus verteilt sind Wascheinrichtungen, aber in sauberstem

Zustande. Auch ein Raum für laute Bäder ist nicht vergessen, für Schüler eines der größten und gesundesten Vergnügen. In einem tief gelegenen sonnigen Teile des Gartens hat man einen viereckigen Teich ausgegraben und ausgemauert, in denselben einen Bach geleitet; dieser BADEPLATZ besteht aus einer Hälfte für die des Schwimmens Kundigen und einer seichteren, in welcher die im Schwimmen ungeübten „Plätscherer“ Grund finden.

Keine Erziehungsanstalt ist je unter gesünderen Verhältnissen angelegt; auf einer Anhöhe nach Südosten gelegen, gegen den Nordwind durch einen Wald geschützt, der unmittelbar an das Grundstück stoßend seine reine Luft ihm mitteilt, hat dieses Waisenhaus den doppelten Vorzug, auf dem Lande zu liegen und doch aus der Nähe von Paris viele Vorteile für die Ausbildung der Kinder zu ziehen.

Der Unterricht der Brüder vom Orden der christlichen Lehre entspricht den jetzigen Unterrichtsgeetzen. Die Zahl der Jüglinge — auf 350 bestimmt — beträgt jetzt 130; erst allmählich sollen Aufnahmen die Zahl der Bestimmungen erreichen, damit alle Klassen gleichmäßig gefüllt seien. Keinerlei Bedingung ist an die Aufnahme geknüpft, sie ist ganz kostenlos; auch wenn die Kinder nackt kämen, der „Neue“ würde im Wäsche-, Kleider-, Schulzimmer in kürzester Frist ganz gekleidet. Nur eine Einrichtung ist verbesserungsfähig: die Kinder wechseln nur einmal in der Woche die Leibwäsche, wie es die Bauern thun.

Eine Bestimmung der Geetze dieser Stiftung ist zu bedauern: man nimmt nur Waisen auf, d. h. Kinder, welche den Totenschein von Vater und Mutter, oder eines der beiden aufzuweisen haben. Dadurch scheidet man die allerhilfsbedürftigsten aus, die Kinder von unbekannter Herkunft, welche als Waisen gewissermaßen geboren sind.

An die Schule schließt sich Unterricht im Gartenbau an. Dort werden die Kinder unterwiesen, wie Blumen, Gemüse, Obstbäume, Biersträucher und Waldpflanzen gezogen werden und zwar immer durch die sorgsamste Anleitung; sie werden unterrichtet, was schwerer und leichter Boden ist, welchen Wert Humus und Dünger haben; der ganze Park mit seinen Gärten steht dem Lehrer zu Gebote, ferner acht große Gewächshäuser, zwei Orangerien, sechs durch Warmwasser geheizte Behälter für Pflanzen der Tropen, und empfindliche Sträucher. Mai 1889 enthielten die Gärten etwa 2000 Birn-, 1000 Apfelbäume, 250 Weinstöcke, ebenso viele Pfirsichbäume, ferner eine entsprechende Zahl von Kirichen- und Pflaumenbäumen, Himbeer-, Stachel- und Johannisbeersträuchern, beinahe dritthalb tausend Rosensträucher, 400 Georginen, Gladiolen, Chrysanthemumarten, Hyacinthen, Tulpen in entsprechender Menge. Dazwischen tummeln sich mueter die kleinen Gärtnerlehrlinge; den Strohhut aus dem Gesichte geschoben, schneiden sie hier mit der Baumschere, nehmen dort einen Setzling auf; Beete werden angelegt, andere umgegraben, dann die Gewächshäuser gegen die sengende Sonne durch Strohecken geschützt, — und immer und überall steht der Lehrmeister hinter und neben ihnen.

Von der Terrasse, welche vor den Schulgebäuden hergeht, kann man die ganze Fleury-Jous-Neubon liegende Stiftung Brignole-Galliera mit einem Blicke umfassen, ein überwältigender Anblick, der an die gewaltigen Kloster des Mittelalters mahnt, in denen Stranzenhaus, Gasthof, Kirche und Kloster vereinigt waren; diese Keuschheit wird noch verstärkt durch den einheitlichen Zug der ganzen Anlage. Die Zahl der Gebäude ist groß: das Waisenhaus, das Ruhehaus der Brüder vom christlichen Glauben, die Kapelle, die Wohnung des Oberverwalters, die des Almosenpflegers, der bürgerlichen Beamten, des Bergärtners, des Pförtners — endlich die Gebäude für Stallung und Wagen. Schon der Stein, aus dem alles gebaut ist, giebt dem Ganzen etwas gemeinsames, bis auf die Kragsteine der Spaliermauern hinab ist alles aus dem festen Steine von Château-Landon gebaut, dessen Widerstandsfähigkeit gegen den Einfluß der Witterung der Triumphbogen de l'Étoile beweist. Mit ganz besonders feinem Geschmack, dabei doch durchaus einfach, ist die Kapelle gebaut, manche große Stadt kann diese Stiftung darum beneiden; nirgend ausbringliche Vergoldung, freischwebende Farben; überall aber größte Sorgfalt im einzelnen bei großartigem Grundplan. Die Kanzel mit Treppe und

Schalldeckel, sowie der darunter stehende Taufstein sind aus einem Block gehauen, mit den zierlichsten Steinmetzarbeiten bedeckt — ein Meisterstück der Steinschneidekunst. Im Waisenhanse selbst sind das Kranzgesims des Treppenhauses, die Eisenarbeit der großen Fenster Wunder von feiner und kunstfertiger Leistung. Für die Bracht der Ausführung giebt einen Anhalt die eine Ziffer von 300 000 Franken, welche allein das Haus des Obergärtners gekostet hat.

Es ist nicht etwa mit der Weitherzigkeit der Herzogin von Galliera Mißbrauch getrieben worden; nach ihren ausdrücklichen Anordnungen wurde alles ausgeführt. Sie ist am 9. Dezember 1888 zu Paris gestorben, hat also alle die Anlagen ihrer Stiftung entstehen sehen, die Ausführung überwacht. Die Freude ihres Lebensabends war eine Fahrt nach Clamart, nach Fleury-sous-Neudon; wenn sie dann eine Aenderung der ursprünglichen Pläne wollte, so war immer nur eine Verschönerung, Vergrößerung beabsichtigt. Wurde bei solcher Gelegenheit auf die größeren Unkosten hingewiesen, so antwortete sie: „Wenn die angewiesenen Summen nicht genügen, werde ich größere anweisen.“ So hat denn diese dreitheilige Stiftung die Summe von siebenundvierzig Millionen Franken gekostet — wir schreiben die Zahl aus, damit sie nicht für einen Irrthum gehalten wird — in deutscher Reichsmünze beträgt sie 37,600,000 Mark.

Wäre dieses ungeheure Vermögen nicht besser anzuwenden gewesen? Die Herzogin jedenfalls hat von ihrem Eigentum den ihr zustehenden Gebrauch gemacht, sie hat es einem edlen Zwecke gewidmet und eine wohlthätige Anlage geschaffen, die nirgend ihres gleichen hat. Im letzten Sommer reiste Herr Maxime du Camp mit dem Vater Joseph, dem Vorsitzenden vieler wohlthätiger Vereine und Stiftungen, dem Leiter von drei Waisenhäusern für Bauernkinder — einem in Frankreich seiner großen Thätigkeit und Menschenfreundlichkeit wegen weit bekannten Geistlichen. Als du Camp von den Eindrücken erzählte, die er kurz vorher beim Besuche der Stiftungen Brignole-Galliera empfangen und die Summen nannte, hob Vater Joseph die Arme zum Himmel und rief: „47 Millionen! Güttiger Gott! damit würde ich alle Waisen Frankreichs herbergen und erziehen!“

Wenn doch das von der edlen Herzogin gegebene Beispiel einige der vielfachen Millionäre zur Nachahmung reizte, eine ähnliche Summe zu geben, damit ein Versuch der letzteren Art gemacht werde!



## Sankt Wendel zum Stein.

Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von

Julius Hartmann.

I.

Beim Kappelmann.

Eben verhallten in der frischen Morgenluft die letzten Klänge des Glöckchens, das vom Turm der Wendeliskapelle seinen frommen Gruß ins Thal und über die Berge sandte und, wann es erschallte, des Morgens oder um die Mittagsstunde oder des Abends, zu einem stillen Vaterunser jedweden rief, der durch den Wald streifend oder auf den Fluren arbeitend die silbernen Töne vernahm.

Noch zitterten die letzten Schwingungen durch den klaren Aether, in leichtem Echo von der mächtigen Felswand wiederhallend, an welche die Kapelle sich anlehnt, als der Kappelmann aus dem spitzbogigen Thörlein ins Freie trat, um seinem nahe bei der Kapelle liegenden Häuschen zuzuschreiten. Im Weitergehen drehte er sich um, hinauf zu schauen auf den Kreis, der mit allerlei Zierrat versehen an einer der Seiten des niederen fünfeckigen Turmes aufgemalt war. Er wollte aus dem Schatten, welchen die Eisenstange auf die im Kreis rund laufenden Riffen warf, den Stand der Sonne erschauen und die Zeit erkunden. Es war noch sehr frühe.

„Guten Morgen, Leonhart!“ so grüßte ihn eine frische Mädchenstimme. Er kannte sie wohl, noch ehe er sich überrascht über den frühen Morgensbesuch nach dem Menschenkind umwandte, das ihm so freundlichen Gruß geboten.

„Schön' Dank, Eva, so früh schon unterwegs? Es ist doch etwas Herrliches, die schöne Gotteswelt am frühen, frischen Morgen, wenn die Vögelin so munter singen und die Blumen und Gras und Laub taufeucht glitzern und blinken. Hast recht, wenn du's auch genießen willst. Aber — wie geht's der Mutter?“

„Dank der Nachfrag'!“ erwiderte Eva, „es geht ihr gut, so gut es eben bei ihr gehen kann. Aber —“

„Was aber?“ fiel ihr teilnehmend der alte Leonhart ins Wort.

„Einen andern Patienten haben wir wieder, — im Stall,“ berichtete das Mädchen.

„Haben die Kräuter dem Sched nicht geholfen? Da müßte doch fast der Martin den Saul nicht recht besorgt haben,“ ereiferte sich, diesmal ganz unnötigerweise, der heilkundige Kappelmann, der schon zu der Zeit, da er noch als Schäfer mit der Herde

ausführ, für alle Schäden ein gutes Mittel wußte, vollends aber seit er den Ruheposten als Sankt Wendels, des Schäferpatrons, Kappelhüter bekleidete, es fast als seinen Hauptberuf ansah, heilkräftige Kräuter und Wurzeln zu sammeln und zu trocknen und wirksame Salben und Tränklein zu bereiten, und auf die fast unsehnbare Wirkung seiner Mittel sich viel zu gut that. Um so mehr war er erstaunt, daß, wie er meinte, die jüngst verordneten Kräuter beim alten Sched auf dem Albertshof nicht von Erfolg gewesen seien. Doch über das alte Röhlein, das sich wieder ganz wohl befand, beruhigte ihn das Mädchen alsbald.

„Den hab ich selbst versorgt, Lenhart, das würd' ich mir nicht nehmen lassen, und bald ist er durch euer Heilmittel wieder kuriert gewesen. Doch wir haben wieder ein Pferd im Stall, dem ihr helfen müßt, es lahmt auf einem Fuß. s'ist ein fremdes. Einem Soldaten gehört's.“

„Einem Soldaten?“ fragte höchlichst verwundert der Kappelmann.

„Ja, wir haben Einquartierung. Zehn kaiserliche Reiter sind gestern Abend, es hat schon stark gedämmt, auf den Hof gekommen, und einer davon hat ein Pferd gebracht, das lahm geht. Es muß sich wohl den Fuß — hinten rechts — übertreten haben. Wir sind anfangs gewaltig erschrocken, wie der ganze Reitertrupp kam. Doch können wir zufrieden sein. Es sind zwar hungrige und durstige Leute, diese Soldaten, wir geben ihnen aber gern, so viel sie wollen, wenn sie nur so in der Ordnung bleiben. Dem der Gaul gehört, das ist der ruhigste, ein stiller Mensch. Wie der nur unter die Soldaten gekommen ist, die doch sonst so wilde Leute sein sollen!“

„Schlimme Zeiten!“ sagte der Kappelhüter und schüttelte bedenklich sein graues Haupt. „Bin noch lang vom Albertshof droben mit den Schafen ausgefahren, wie die Botschaft gekommen, daß ein Krieg im Reich selber ausgebrochen. Ich glaub, im Böhmerland hat er angefangen. Dann hat er drunten in der Pfalz gewütet. Kannst dir's wohl auch noch denken — bist zwar noch ein kleines Mädchen gewesen — wie die ersten Kriegsvölker durchmarschiert sind, der Mansfeld, der in den katholischen Orten arg gehaust, und dann der Tilly, der ihm nach in die Pfalz gezogen. Da hats uns auch gestreift; grad damals ists gewesen, als mich der gnädige Herr zum Kappelmann bei Sankt Wendel bestellt hat. s'ist auch schon sieben Jahre her seitdem. Und immer noch ist der Brand nicht gelöscht. Schlimme, schlimme Zeiten! Gott bewahre uns, daß der Krieg nicht in unser Land sich zieht.“

„Für diesmal, glaub' ich, bleiben wir verschont“ — beruhigte ihn Eva, „ich hab' von den Reitern, die bei uns liegen, gehört, daß sie's gar eilig haben. Sie reden beim Wein viel von den Schweden, auf die sie ganz wütend sind. Einen hört ich sagen: Die werfen sie gleich ins Meer, sobald sie aus ihren Schiffen steigen. Kommen die Schweden übers Meer?“

„Ja, s' wird wohl so sein. Gelehrt ist der alte Lenhart nicht. Frag ihn über eine Blume, über ein Kraut, die kennt er alle bei Namen, und weiß, wo mans findet, und weiß auch, wozn's gut ist. Da will ich das gnädige Fräulein fragen, wenn sie wieder auf die Kappel kommt. — Aber jetzt geh mit mir in die Stube. Ich will schon sorgen, daß die kaiserlichen Reiter bald mit ihrem lahmen Gaul ans Meer, meinetswegen ins Meer reiten können. — Hast den Fuß angesehen, Eva?“ fragte er im Weiterschreiten.

„Ei, Lenhart, was denkt ihr von mir, für einen Patienten ein Mittel besorgen und nicht vorher untersuchen, wo's fehlt. Wär' eine schlechte Schülerin von euch. Ueber der Fessel ist er angeschwollen. Wir haben nasse Umschläge fest um den Fuß gewickelt.“

„Hoho, nur nicht gleich beleidigt! Jungfer Doktorin Bombasta Theophrasta!“ scherzte der Schäfer, der unter seinen Schäpen drinnen sogar eines der Bücher des großen Wunderdoktors Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus hatte, ein Stück seiner in Um gedruckten „Großen Bundarzuwei.“ Wie oft ist er beim Lesen des Titelblatts über den gewaltig langen Namen des Arztes gestolpert, der ein Jahrhundert

zuvor auch diese Gegend durchzogen und dabei viel mit Schäfern und Badern verkehrte. Das Lesen des Buchs machte ihm allerdings viel Mühe. Eva hat ihm schon manchmal ausgeholfen. „Ich weiß ja schon, daß du dich aufs Kurieren bald auch verstehst.“

So traten sie in das kleine Häuschen. Ein wirziger Kräutergeschmack kam ihnen entgegen. In der Stube des Kappelmanns sah's aus wie in einer Apotheke. Da lagen auf Brettern, die rings um die Wände liefen, leinene Beutel aufgeschichtet mit allerlei getrockneten Blüten und Stengeln, Kräutern und Wurzeln. Ihre Namen standen auf angebundnen Holzchen. Kein heilkräftiges Pflänzchen fehlte darunter von allen, die weit und breit zu finden waren, Schafgarbe und Fenchel, Schlüsselblumen und Wollblumen, Kamillen und Pfefferminze, Bärlapp und Blutwurz und viel andere, und wohlgeordnet von den anderen die Giftpflanzen, die weislich verarbeitet und vorsichtig verordnet so wunderkräftig wirken, roter Fingerhut und blauer Eisenhut, von ihm in der gelehrten Sprache Digitalis und Aconitum genannt, Tollkirsche und Stechapfel, das heilkräftige Bilsenkraut und was sonst der liebe Gott den kranken Menschen und Tieren zu Nutz und Frommen wachsen läßt. Auf einem andern Gefims standen in stattlicher Reihe in irdenen Töpfen Wundsalben aller Art, zu denen Tiere, groß und klein, das linde Fett geliefert haben.

„Den ersten Seidelbast hab' ich auch blühen sehen,“ sagte Eva, als sie die Namen auf den Holzchen sah, die an den Kräuterbündeln hingen, „gleich droben, wo der Weg in den Wald einbiegt. Nun wird ja bald wieder in Wald und Feld alles mögliche zu finden sein, was ihr brauchen könnt.“

„Ja, ja, Mädchen, 's ist doch wunderbar, wie der gütige Gott in so viel unscheinbare Kräutlein, die der Mensch achtlos zertritt, geheime Wunderkräfte gelegt hat, zum Heil für die leidende Kreatur.“ Und er nahm, indes sie so miteinander redeten, ein Spanschächtelchen, die er in einsamer Wintertime sich zurechtgeschneidet, wenn die Wege zur Kapelle alle tief verschneit sind und außer dem Knecht vom Albertshof, der ihn von Zeit zu Zeit mit frischen Lebensmitteln versorgt, kaum jemand zum Kappelmann kommt, es sei denn, daß die Hüße des heilkundigen Mannes begehrt wird. „Ich denke, das wird euren vierbeinigen Gast heilen,“ sagte er, während er mit einer hölzernen Spachtel aus einem größeren Topf die Spanschachtel füllte. „Reibt das leicht auf die schmerzende Stelle ein, ihr werdet sehen, wie bald der Gaul wieder laufen kann.“

„Ihr sollt schönstens bedankt sein, Leonhart. Für heute b'hit Gott! Heut hab' ich's eilig.“ Sie wandte sich zum Gehen. „Doch ein paar Kappelblümlein zu pflücken muß es wohl noch reichen — zu einem Sträußchen für die Mutter. Sie werden ohnehin bald wieder verblüht sein, die zierlichen blauen Sterne.“

Rasch pflückte sie einen Strauß von Scilla, die an der Kapelle „Sankt Wendel zum Stein“ als eine der ersten Frühlingsblumen zu Tausenden mit ihrem zarten Blau den Wiesengrund schmücken.

Langsam schritt indes der alte Leonhart die Staffeln an seinem Häuschen herunter.

„So, schon fertig — jetzt guten Tag, Leonhart. Wamü kommt ihr zur Mutter?“ fragte sie noch im Gehen.

„Am Sonntag, denk ich, wamü ich von der Predigt komme,“ erwiderte der Alte. „Wünsch ihr indessen gute Zeit. B'hit Gott! grüß mir deine Mutter. 's nächste mal eitt's hoffentlich nicht so sehr“ rief er ihr nach, denn schon schritt das Mädchen den steilen Weg hinan, der von dem Thalgrund hart an den feutrecht aufragenden Tuffsteinfelsen hinauf führt, und wegen der überhängenden, oft wunderbar schönen Tropfsteingebilde da und dort kaum Raum für eine Person bot.

Unten stand der Kappelmann und schaute dem stattlichen Mädchen nach, das so flüht die Felswand hinaufklimmt und bald in dem frischgrünenden Wald verschwunden war.

„Ein prächtiges Menschentind, die Eva,“ sagte er vor sich hin, „wenn auch die Leute ihre Mucken darüber haben, daß sie so eine b'sondere ist. Hat freilich statt an Spiel und Tanz mehr Freude an Blümlein und Kräutern, an alten Sagen und Märchen.“

Und er dachte daran, wie manche Stunde sie schon als Kind bei ihm auf der Kapelle zugebracht, wie oft sie ihn fragte, wer in der von Rauch geschwärzten Felsenwohnung gehaust habe, dem engen, halb vermauerten Loch, zu dem der schmale, nur für Schwindelfreie gangbare Ausstieg hinter dem Dach der Kapelle an der senkrecht emporstehenden Felswand führt; wie oft sie, nachdem sie einmal den steilen Pfad mit ihm gegangen, dort hinaufgestiegen, um die wundervolle Aussicht zu genießen, die sich von dort aus Thal auf, Thal ab eröffnet; wie aufmerksam sie's beobachtete, wie die nie versiegenden Bächelein, die aus dem Tuffsteinfelsen allerwärts rinnen, zierlich gefiederte Moosblättchen und kleine Zweiglein sachte, sachte mit Kalk überzogen, den sie mit sich führten, und nach und nach ein wunderfeines Steingebilde daraus entstand, das immer weiter wachsend die seltsamsten Formen und Gestalten annahm, bald zierlichem Steingespinnste vergleichbar, bald wie Trauben sich formend, während an den Felsen selbst, wo das Wasser an der senkrechten Wand herabrann, Tropfsteine sich bildeten und wie Eiszapfen herniederhingen, immer länger und länger sich streckend, immer schärfer und schärfer sich spitzend. Und wie staunte sie, wenn sie des Winters wunderbares Kunstwerk betrachteten konnte, sobald die Wege zur Kapelle für sie gangbar waren, wie da die ganze Felswand rings um die Kapelle in einen Eispalast verwandelt schien und zahllose riesengroße Eiszapfen in grünlich-blauem Schimmer erglänzend an den Felsen hingen oder kristallne Säulen von oben herab bis zur Erde sich senkten, um dann unter der Einwirkung der warmen Frühlingssonne, die dort freilich erst spät ihre Macht ausüben konnte, da die Felswand mit der Kapelle gen Norden schaut, mit trachendem Getöse zusammenzustürzen. Wie oft schon sah Eva staunend diese Märchenpracht, für welche so mancher kein Auge, keinen Sinn hatte. Und wenn dann der Lenz wieder die schlummernde Natur erweckte und Wald und Aue mit frischem Grün sich deckte, wie unermüdet war sie im Fragen nach den Pflanzen und Kräutern, den Blümlein und Blättlein, die sie dann eifrig suchte in Wald und Feld, wie unersättlich im Hören auf die alten Kappelsagen, die er nicht oft genug erzählen konnte; so zum Beispiel vom heiligen Wendelinus, der ein Königssohn gewesen, aber um der Liebe Christi willen alle Pracht und Herrlichkeit der Welt verachtete, fortan in der Einöde gelebt und dort das Vieh gehütet habe; wie er dann bald um seiner Frömmigkeit willen als ein Heiliger gegolten, der mit Gott in besonderem Umgang stehe und von ihm zu einem wunderthätigen Patron, besonders in den Viehsuchen, bestellt worden sei.

Leonhart hatte bei solcher Erzählung der alten Legende seiner jungen Freundin auch einmal das Geständnis gemacht, daß er selbst lange Zeit, ob er gleich im evangelischen Glauben erzogen worden sei, zu seinen Kuren neben den Namen der heiligen Dreieinigkei auch den Namen des heiligen Wendelin gebraucht habe, — die Leute haben es so gewollt, sie hätten sonst an die Heilkraft seiner Mittel oft keinen Glauben gehabt, — ja wie er auch sonst allerlei Hokuspokus getrieben habe, dem Begehre der thörichten, abergläubischen Leute nachgebend, bis er einstmals, da er beim Kräutersammeln von einem schrecklichen Gewitter überrascht unter einer Eiche Schutz gesucht, durch einen furchtbaren Blitzstrahl, der trachend in die Eiche geschlagen, beiseite geschleudert und für einige Zeit gelähmt worden sei. Damals, so erzählte er seiner Freundin, habe er Gott gelobt, all der zweifelhaften Künste sich fortan zu entschlagen und einzig im Hinblick zu Gott und dem Heiland die Heilmittel zu verwenden.

Einmal nur hatte er ihr das alles erzählt, im Anschluß an die Legende vom hl. Wendelin, oft und viel aber die Sage vom Bau der Kapelle, die ihm auch jetzt, wie er seine alte Freundschaft mit dem Mädchen überdenkt, Wort für Wort durch den Sinn geht, wie ers immer wieder dem lauschenden Kinde erzählt hat. Da fing er immer an mit den Worten: „Es war einmal ein Schäfer, der sand auf der Waldwiese, dort oben über der Kapelle, einen großen Schatz;“ und dann erzählte er, wie der Schäfer, der ein gar frommer Mann gewesen, das Geld, das ihm Gott in die Hand gegeben, auch zu Gottes Ehre verwenden wollte. So beschloß er, an der Stelle, da er den Schatz

gefunden, eine Kapelle zu bauen, Gott und Sankt Wendel, dem Schäferpatron, zu Ehren. Schon war auf der Waldwiese alles zum Bau bereit, die Steine behauen, das Holz zugerichtet, der Graben für das Grundgemäuer ausgehoben. Als die Werkleute am frühen Morgen kamen, den Bau zu beginnen, siehe, da waren Balken und Steine verschwunden. Sie fanden alles drunten am Ufer der Jagst, auf dem schmalen Streifen zwischen der Felswand und dem Wasser, aus dem eben dort ein Felsen emporragte. Mühfam schafften die Werkleute Steine und Balken wieder hinauf und begannen, nach der Weisung des Schäfers, die Grundmauern an der Fundstelle einzusetzen. Am andern Morgen lagen die Steine samt dem Bauholz wieder am Fuß des Felsens, doch nicht mehr durcheinander geworfen, sondern so gerichtet, daß der Grundriß der Kapelle deutlich erkennbar war. Jetzt wußte der Schäfer, was das bedeuete. In dem wunderbaren Begebnis erkannte er den Willen Gottes und baute die Kapelle an der Stelle, die eine unsichtbare höhere Gewalt ihm angewiesen, und also lag der Segen Gottes sichtlich auf dem Bau, daß niemand, der daran arbeitete, je ermüdete und kein Tropfen Schweiß dabei vergossen ward. Als die Kapelle fertig war, trat der fromme Stifter über die Schwelle des Kirchleins, stellte das Bild des heiligen Wendelinsus auf den Altar und sprach: dem Schußpatron der Hirten soll die Kapelle geheiligt sein, denn ich bin ein Schäfermann; und Sankt Wendel zu Ehren weihte der Bischof die Kapelle.

Vom Stifter selbst wußte er auch zu erzählen: Viel Volks wallte bald, besonders am Wendelinstage, nach „Sankt Wendel zum Stein“, und oft und viel wandte der fromme Stifter hieher seine Schritte zu heiliger Andacht. Als er alt und schwach geworden und nicht mehr Schafe hüten konnte, baute er neben die Kapelle ein kleines Häuschen, hier seine Tage zu beschließen. Er läutete das Glöcklein auf dem Turm und administrierte als Sacristan, wenn der Frühmesser von Dörzbach die von ihm gestiftete Messe las. Eines Abends ertönten nur etliche schwache Klänge des Glöckleins und es klang so traurig. Dann blieb alles still; man hörte das Kapellenglöcklein nicht mehr; den frommen Kappelmann aber fand man, die im Tod erstarrten Hände über dem Strang des Glöckleins fromm gefaltet. Noch einmal läutete es ihm — über seinem Grab, das dem Stifter neben der Kapelle bereitet ward.

Wie oft hatte Eva als Kind andächtig auf diese Geschichte gehorcht und nimmerfakt eine andere Geschichte sich erbeten. Ihr alter Freund erzählte ihr dann wohl von dem silbernen Glöcklein, das droben hängt im Turme, von einem Edelräulein gestiftet, aus einem der Geschlechter, die lange vor den Tyben und Versichungen im Schloß zu Dörzbach geessen. Das Fräulein war im Wald verirrt und wie sie im Dunkel der Nacht umherirrte, da hörte sie das Glöcklein von Sankt Wendel. Sie folgte den wohlbekannten Klängen und kam so auf die Waldwiese über der Felsenwand, von der aus sie den rechten Weg zum Schloß finden konnte. Aus Dankbarkeit stiftete sie ein silbernes Glöcklein auf Sankt Wendels Turm. Als später die Dörzbacher das Glöcklein auf ihre Kirche verjetzten, da zerprang es beim ersten Schlag des Klöppels mit schrillum Ton. Sie ließen es wieder umgießen und auf den Turm verbringen, auf den es gehörte, den Wanderer auf dem Weg, den Arbeiter im Feld, den Jäger im Wald zur Andacht zu rufen.

\* \* \*

Wie lange Leonhart dagestanden, in Gedanken versunken, — er wußte es nicht. Er hatte ja auch mit nichts zu eilen, der alte Schäfer auf seinem Ruheposten. Er ging ins Häuschen zurück, einen Krug zu holen und mit frischem Wasser zu füllen an der kristallklaren Quelle, die unter seinem Häuschen, von einem gemauerten Bogen überwölbt, entsprang, um nach gar kurzem Lauf in den Bassern der Jagst sich zu verlieren.

Murmeln zogen die raschen Wellen des jagenden Flusses vorüber, den Felsen umrauschend, auf dem das Chörlein der Wendelkapelle sich erhebt, und in das Murmeln und Rauschen der Wellen mischte sich der liebliche Gesang der Vögelin, der munteren



Bewohner der grünen Ahornbäume, die den Turm der Kapelle mit ihrem dichten Ge-  
weige halb verhüllten.

Sonst war alles still an dieser friedlichen Stätte, der einsamen Kapelle Sankt  
Wendel zum Stein.

## II.

## Auf dem Albertshof.

Die wenigen Bewohner des Albertshofes waren in nicht geringen Schrecken ver-  
setzt, als gestern Abend die Hunde ansetzten, wütender als sonst, bei dem ihnen  
ungewohnten Anblick eislicher Reiter, die in der Dämmerung dem Hofe zutrabten. Die  
rüstigen Knechte, welche auf den von der freiherrlich Eysichen Herrschaft hauptsächlich  
zur Schäferei benutzten Albertshof gehörten, waren mit ihren Herden auf weitabgelegenen  
Feldern im Pferch. Kaum ein paar Vuben hatte der Oberknecht unter sich, der, ein  
bejahrter, durch harte Arbeit gebücker Mann wehrlos jedem Angriff gegenüber gestanden  
wäre. Am ruhigsten war die Frau Grete gewesen, des ehemaligen Verwalters hinter-  
lassene Wittib, welche als eine besondere Vertrauensperson der Gutsherrschaft auch nach  
ihres Mannes Tod die Leitung der Wirtschaft auf dem Albertshof in ihren kundigen  
Händen behielt, aufs kräftigste unterstützt von ihrer stattlichen Tochter, die fast die ganze  
Arbeit auf sich genommen, seitdem die Mutter lebend geworden war.

So war denn auch Eva gestern Abend, als die Hunde so wütend bellten, hinaus-  
getreten, um zu sehen, was es gäbe; und wenn sie auch beim Anblick der Reitertruppe  
einen Augenblick bestürzt war, wußte sie sich doch äußerlich völlige Ruhe zu bewahren.

Ein Wort, ein Blick, und lauernd krochen die beiden Käter in ihre Hütten.

„Holla! schöne Jungfer, kaiserliche Reiter begehren Quartier!“ rief ihr einer entgegen.

„Na, Sepp, da hat dich ein guter Stern geführt,“ warf ein anderer beim Anblick  
des stattlichen Mädchens dazwischen. „Hätt's dem Dach nicht angesehen, wie wir's von  
der Heerstraße aus gesehen, daß wir's so gut treffen.“

„Ja, ja,“ sagte wieder der erste, indem er galant den Hut küßte, so wie er's  
an seinen Offizieren gesehen, wenn sie Damen ritterlich begrüßten, „wo solch ein Engel  
unterm Haus steht, wird's an gutem Unterstand nicht fehlen.“

„Wie wirs euch bieten können, sollt ihr's haben,“ antwortete Eva ruhig, als ob  
sie die Schmeicheleien der Soldaten überhört hätte. „Doch ihr seid, scheint's, nicht die  
einzigsten zur Herberge?“ fragte sie, indem sie die Gestalt eines Reiters ins Auge faßte,  
der langsam folgte.

„Nur einer noch kommt, dem sein Gaul lahmt,“ gab der Reiter auf die Frage  
des Mädchens zurück und schwang sich aus dem Sattel. „So, allen Heiligen Dank!  
Doch wieder einmal aus dem Sattel. Ein langer Ritt! Wenn unser Christ noch oft  
so reiten läßt, werden wir bald am Meer sein und den Schweden ins Wasser werfen,  
wenn er nicht vorzieht vorher aufs Schiff sich zu flüchten und hinzugehen, woher er  
gekommen ist.“

So schwadronierte der Dragoner, indes auch seine Kameraden von den Pferden  
stiegen und sie am Bügel dem Hof zuführten, unter erneuem Gebell der beiden Hunde.  
Denn schon war ihre Herrin dem Hofe zugeschnitten.

„Martin! Vuben! schnell daher!“ rief sie in den Hof hinein, und als einer der  
gerufenen kleinen Knechte erschien, gab sie ihm Weisung, den Reitern für ihre Pferde  
den besten Stall zu zeigen. Sie selbst war ins Haus gehuscht, um der Mutter die  
Neuigkeit zu sagen und den Soldaten für ein kräftig Abendessen zu sorgen.

Indessen hatte auch der Nachzügler sein lahmes Ross eingestellt und sich zu den  
Kameraden begeben, deren lautes fröhliches Treiben er schon über den Hof herüber  
gehört hatte. In der geräumigen Geküdestube hatten sie sich bequem gemacht und  
schon ließen sie fleißig die Kannen kreisen, obwohl der Jagttöpler, der ihnen reichlich

vorgefetzt wurde, im letzten Jahre nicht sonderlich geraten und, wie der Freiherr selbst öfters scherzend bemerkte, von mehr als angenehmer Säure war.

„Trink Jörg!“ — und drei, vier Becher streckten sich dem Eintretenden entgegen, „bist schon zu kurz gekommen durch deinen lahmen Gaul!“

„Der muß doch wieder nüchtern bleiben, und wenn der Wein in Strömen fließt, daß alle unter den Tisch fallen,“ sagte ein anderer und stieß mit den Kameraden an; „wivat Friedland!“ — Versäumt nicht viel! Ein saurer Tropfen, Jörg!“

„He, Böhme, du scheinst ihn doch nicht zu verachten. Hast bald die größte Kanne allein geleert.“ So ließ sich Sepp vernehmen auf die Auflage des Kameraden, der mit der That seine Worte Lügen strafte.

„Warum denn nicht? Hab noch anderes im Krieg gelernt als sauren Wein trinken,“ antwortete der Böhme und leerte die Kanne vollends bis auf den letzten Tropfen.

So unterhielten sich die Reiter aufs beste mit Bechen und Scherzen, bis das Abendessen ihnen neue Unterhaltung bot. Kräftig bereitet mundete es trefflich den hungrigen Dragonern. Als Eva wieder mit einer dampfenden Schüssel kam und sie niedersezte auf den Tisch, wandte sie sich an den zuletzt angekommenen Kriegsmann.

„Ihr habt ein lahmes Kof?“

„Ja, leider, Jungfer Eva, so heißt ihr doch? 's ist gefehlt, wenn dem Reiter im Feld das Köhlein lahmt.“

„Ich will euch dafür sorgen, daß es bald wieder springt wie ein Reh. Der Venhart in Sankt Wendel drunten hat für jeden Schaden ein heissam Kräutlein oder Sälblein.“

Es war nicht bloß der Wunsch, die Reiter möglichst bald wieder aus dem Haus zu bringen, sondern die gewohnte Bereitwilligkeit zu helfen, wo es etwas zu helfen gab, was ihr den Gedanken eingegeben, in aller Frühe zum Kappelmann zu gehen, um eines seiner bewährten Mittel zu holen, das schneller den Schaden gutmachen wird, als der nasse Umschlag, den sie ihm noch heute machen wollte.

Der Abend war hingegangen. Etwas später als sonst war das Licht auf dem Albertshof ausgeföscht worden. Die Reiter legten sich, müde von langem Reiten und scharfem Trunk zur Ruhe, nachdem sie noch, nicht ohne daß es etlichen schwer gefallen wäre, nach ihren Pferden gesehen und auch sie reichlich versorgt gefunden hatten.

Die letzte, die ihr Lager aufgesucht, war, wie immer, Eva. Leise war sie zuvor in den Hof hinausgegangen und hatte einen der Köter, ein starkes Thier, von der Kette genommen.

„Pst! Fasan!“ beruhigte sie ihn, als er vor Freude über die unerwartete Freiheit an ihr emporspringend laut geben wollte. Vorsichtshalber hatte sie ihm sein Lager in ihrer und ihrer Mutter Kammer angewiesen.

\* \* \*

Das waren die Ereignisse des letzten Abends. Sie gingen uebst der Freude, daß bis jetzt alles so gut abgelaufen, dem Mädchen durch den Sinn, als es langsam den steilen Fußweg hinaufftieg, der quer durch den Buchwald von der Wendelskapelle zum Albertshof führte.

Eben versorgten die Reiter, die nach dem scharfen Trunk des vergangenen Abends nicht sonderlich früh daran waren, ihre Pferde, als Eva wieder auf den Hof zurückkehrte. Sie eilte ins Haus, um die Mutter zu begrüßen und einen Leinwandlappen zurechtzuschneiden. Als bald erschien sie wieder im Stall; sachte rieb sie um dem Pferde Georgs sein lahmes Bein mit stärkender Salbe ein und wand um die Fessel einen festen Verband. Man sah, daß ihre Hände nicht zum erstenmal solches besorgten.

„Gelt, Lise, bist wie wir in gute Hände geraten.“ So redete der Reiter, während Eva den Verband anlegte, sein Thier an, das verständnißvoll seinen Kopf wandte und jedem verständlich, der in dem wundervollen Auge des Tieres zu lesen versteht, dankbar auf die Pflegerin blickte, die so sanft mit ihm verfahren. „Ich dank euch, Jungfer Eva,

daß ihr den Weg in aller Morgenfrühe für mich und meinen Gaul nicht gescheut habt. — Ein gutes Tier, meine Lise, wie kaum eines im ganzen Regiment. Ich möcht sie nicht unterwegs einem Bauern im Stall lassen und könnt' ich seinen schönsten Gaul dafür requirieren. Doch ich hoffe, des Kappelmanns Salbe und eure Pflege machen sie bald wieder flott. Darauß geh ich mehr als auf Sankt Wendels Segen, auf den meine Kameraden ihre Fiduz setzen für meine Lise. — Und, Jungfer Eva, noch eins: Kann ich euch helfen in Haus und Hof, solls gerne geschehen!" so fügte er hinzu, als Eva, mit ihrem Verband fertig, sich zum Gehen wandte.

"Wenn ihrs gern thut, weiß ich euch Dank. An Arbeit fehlt's ja nicht, wenn das Haus voll Gäste ist und die Knechte fast alle draußen. Nach eurer Lise will ich wieder sehen."

Und fort war sie. Die Morgensuppe zu kochen war es hohe Zeit.

Den Dragonern war es ein willkommenes Anlaß, einen Rasttag zu halten auf dem Albertshof, auf dem es ihnen und ihren Rossen so gut ging; denn auch das war ihnen als echten Reiterseelen gar wichtig. Ihre Truppe wollten sie schon wieder einholen, eh's ins Würzburgische ging; der Obrist mußte doch in den nächsten Tagen einen Rasttag halten. So hielten sie diesen zum voraus hier. An Speise und Trank fehlte es ihnen nicht; Mühsal sorgte Eva dafür, um die Reiter bei guter Laune zu halten. Sie hatten auch nicht den geringsten Versuch gemacht, um ihr gegenüber etwas Unziemliches zu thun. Offenbar waren sie unter dem Bann dieses Mädchens, das so fest und sicher austrat, so ruhig und würdevoll ihres Amtes als Haushälterin wartete.

Georg ließ es sich nicht nehmen, der Quartiergeberin dienstfertig zu helfen, Wasser zu tragen und Holz zurecht zu spalten für den Herd, auf dem das Feuer heute nicht ausging; und ob auch die Kameraden wieder spötelten, wie manchmal schon, wenn er nicht mit ihnen that, es war ihm doch lieber als der lustige Rundgesang der Genossen, denen auch heute die Kannen nicht leer auf den Tisch gestellt wurden. Auch ein scharfer Trunk konnte nicht sobald diese Zecher meistern.

Biel wohler fühlte sich Georg in der behaglichen Stube der Frau Verwalterin, in der es allerdings auch einem an Behaglichkeit längst nicht mehr gewöhnten Kriegsmann besonders gefallen mußte. Denn so sauber, so freundlich mochte wohl in weitem Umkreis auf keinem Hofe, in keinem Dorf eine Stube sich finden; der Boden so blank gescheuert, die Wände ringsum in halber Höhe mit dunkelbraun gewordenem Holz verziert, von dem sich der weiße Anstrich der Wand doppelt blendend abhob. Auf dem Gesims der Vertäferung stauden blißblanke Kannen und buntbemaltes Geschirr, während über der Kammerthüre ein Bücherbrett angebracht war, wohlansgerüstet mit einer Bibel, einem Gebetbuch und Luthers Katechismus. Die Wand über dem Tisch zierte einer der kraftvollen Dürer'schen Holzschnitte, eines der Blätter aus „der heiligen Passion", das einst der selige Verwalter seiner Frau als Reisegeßent von Nürnberg mitbrachte, als er einmal dorthin im Auftrag seines auch in jener Gegend begüterten Herrn gehen mußte. Einen besondern Schmuck aber bildete ein Ephestock, dessen üppiges Wachstum von sorgfamer Pflege zeugte; denn weithin an den Wänden brüteten sich seine mit großen glänzenden-grünen Blättern dichtbesetzten Ranken aus, von denen sich eine auch um das Vogelbauer am Fenster schlang, aus welchem ein Schwarzköpfigen seine muntere Weise pfiß. Von dem dunkeln Gefäßer der Decke aber hing ein Kränzlein herab, von Himmelfahrtsblümlein geflochten. Das frische Rot und Weiß der unzähligen Blümlein, die da zu dichtem Kranz gewunden waren, zeigte deutlich, daß Himmelfahrt noch nicht lang vorüber war. Vorjorglich war das Kränzlein da erneuert worden, das nicht nur einen Schmuck der Stube bilden sollte. Seiü Alters hatten die Blümlein, an Himmelfahrt zum Kranz gewunden, das Haus vor Wetterschlag behüten.

Wundersam berührte die trauliche Behaglichkeit dieses Raumes den heimatlosen Reiter, als er zum erstemal die Schwelle der Stube überschritten hatte. Daheim — ja da hing einst auch solch ein Kränzlein von Himmelfahrtsblümchen von der Decke

herab, das seine Schwester alljährlich gewunden. Ja, er hat auch einst eine Heimat gehabt, eine liebe, traute Heimat; es war auch solch ein einsam gelegenes Gehöft, auf dem sich alle, die da wohnten, nur um so inniger aneinander angeschlossen. Auch ihm wie tausend andern hat der Krieg das Heimathaus zum Schutthausen gemacht.

Uebermächtig drang die Erinnerung auf ihn ein in diesem Raume, wo so manches ihn ans Elternhaus gemahnte. Dort stand ja auch eine Bibel auf dem Bücherbrett über der Thüre und täglich ward sie auf den Tisch gelegt, um den sich die Eltern, die Kinder, das Gefinde versammelt hatten. Wie lange hatte er keine Bibel mehr in der Hand gehabt!

Er griff hinauf aufs Bücherbrett und holte die Bibel herab. So war sie auch daheim gebunden, in schweren Holzdeckeln wohl verwahrt, mit gepresstem, durch fleißigen Gebrauch dunkelbraun gewordenem Leder überzogen. Er legt sie auf den Tisch, an dem er sich niederläßt auf der Bank, die zwei Seiten des Tisches umschloß; er blättert darin; es ist das erstmal wieder seit Jahren, daß er in einer Bibel liest.

Ueber all dem denkt er nicht mehr daran, daß ihn Eva in die Stube gesandt habe, von ihrer Mutter nochmals ein Stück Leinwand zu holen zu einem neuen Umschlag für sein Röcklein.

Frau Grete, die sonst immer in der Stube saß, meist am Spinnroden, um die Spindel drehend ihre Zeit nützlich zu verwenden — und kaum konnte jemand feinere Fäden aus dem Flachse ziehen — war heute auch, so schwer ihr das Gehen wurde, hinausgegangen, um die Tochter in häuslicher Arbeit zu unterstützen. So traf Georg sie nicht an, als er zum erstenmal die Stube der Frau Verwalterin betrat; und über dem, was er sah, über den Erinnerungen, die in ihm erwachten, vergaß er für einen Augenblick, wozu er gekommen und wo er sich befand.

Doch nur auf einen Augenblick; denn als die Thür aufging und Frau Grete eintrat, erschrak er fast, als wäre er bei etwas Unrechtem ertappt worden, da er sich mit der Bibel am Tisch niedergelassen, als ob er hier daheim wäre. Auch die Verwalterin war überrascht, den Keiter in ihrer Stube zu finden und erst recht erstaunt, wie sie ihn vor ihrer Bibel sah.

„Ihr werdet meiner Bibel doch nichts anthun?“ fragte sie halb in der Angst, daß die kaiserlichen Soldaten in den Häusern der Kezer nach Bibeln forschen müßten, um sie zu vernichten. „Doch nein, von euch hab ich wohl nichts zu fürchten für mein Buch.“

„Nein, Frau Wirtin, wahrlich nicht. Hab', seit ich fort bin von der Heimat, keine Bibel mehr so vor mir gehabt, in langen Jahren nicht! Ihr müßt es schon verzeihen, wenn ich die eure zur Hand genommen und über der Bibel mich vergessen und nicht mehr daran gedacht habe, wo ich bin.“

„Ihr leset auch die Bibel?“ fragte nun erst recht erstaunt die Hausfrau, „so seid ihr kein Feind unseres Glaubens, den der Kaiser doch schon seit so vielen Jahren bekriegt?“

„Wohl dien' ich seit etlich' Jahren im kaiserlichen Heer; doch wir Soldaten, wir kämpfen nicht für den römischen, nicht gegen den evangelischen Glauben. Wir streiten eben für den, zu dessen Fahnen wir uns werben siehen. 's ist eben leider Gottes unser Handwerk, das Kriegen, seit der lange Krieg so viel Felder verwüstet und Städte zerstört und friedlicher Arbeit den Boden genommen hat. Meines Glaubens bin ich ein evangelischer Christenmensch, wie ihr es seid. Soll ich euch erzählen? — Doch ich vergesse, wozu ich in eure Stube gekommen. Eure Jungfer Tochter hat mich hereingeschickt, daß ihr mir nochmals ein Stück alter Leinwand für meinen Gaul gebet, den sie in ihre Pflege genommen. Ich mach euch besondere Mühe.“

„'s ist nicht der Rede werth!“ erwiderte freundlich Frau Grete und war schon daran den Schrank zu öffnen, um das Gewünschte zu geben. „Ihr habt ja auch dienstfertig uns geholfen. Das wird recht sein.“ Sie reichte ihm das Linnen. „Und wenn ihr euer Roß versorgt habt, so erzählt mir, was ihr mir erzählen wolltet. Ich bitt euch

d'rum. Aber es wird euch bei euren lustigen Kameraden besser gefallen, als in meiner stillen Stube."

"Ich kann nicht lustig sein. Hab' schon zu viel Herbes erfahren; und in eurer Stube, darin mich's an die Heimat erinnert, wird der Jammer, den ich erlebt, mit Schmerzen neu. Doch Jungfer Eva wird nicht wissen, wo ich so lang verweile."

Und er ging und eilte mit großen Schritten über den Hof, wo Eva längst seiner gewartet. Rasch war der Umschlag gemacht.

"Probiert einmal, wie eure Lij' geht," sagte Eva voll Zuversicht auf den Erfolg der Salbe von Sankt Wendel.

Georg führte sein Pferd heraus. Nur wenig schonte es noch sein Bein.

"Hab' ich nicht recht gehabt?" und Eva streichelte bei diesen Worten den glänzenden Rücken des Tieres. "Der Lenhart weiß für jeden Schaden ein heilsam Kraut. Bis heut Nachmittag läuft eure Lije, wie ihr wollt."

"Ja, ja, eine wunderbare Salbe! Hätt's nicht gedacht, daß es so schnell geht!" entgegnete Georg ziemlich kleinlaut. Es war keine ganz ungetrübte Freude, daß das Befinden seiner Lije sich so rasch gebessert. Da hieß es auch bald wieder weiter ziehen aus dem Frieden dieses Hauses hinaus ins feindliche Leben.

### III.

#### Georg.

Georg führte sein Pferd wieder in den Stall; gern hätte er es noch lange in der Pflege dieses Mädchens gelassen, das schon wieder zu anderen Geschäften geeilt war. Eva hatte fast immer, um so mehr in diesen Tagen die Hände vollaus zu thun.

Nach dem Mittagessen wollte er wieder zur Frau Berwalterin gehen. Vielleicht konnte er den guten Leuten wieder in irgend etwas behülflich sein. Ob er wohl Eva, die unermüdlche, auch dort fände, wenn er, wie er's versprochen, ihrer Mutter seine Geschichte erzählte? — Die traurige Geschichte! Ob sie wohl Mitleid mit ihm, dem armen heimatlosen Reiter hätte, den der Zufall in ihr Haus geführt? Es war ihm recht, daß sein Pferd einer Pflege bedurfte. Hatte er doch so einen Anlaß, von der lauten Gesellschaft seiner Kameraden sich fern zu halten, in deren lustigen Kreis er heute weniger denn je paßte, und so auch verschont zu bleiben von den kleinen Sticheleien, an die er übrigens schon gewöhnt war. Zu arg trieben sie es nie mit ihm; sie kannten ihn zu wohl als guten Kameraden in Not und Gefahr und ließen ihn mit feinen an einem Kriegsmann der damaligen Zeit freilich ungewohnten Eigenheiten gewähren.

So war es ihnen auch gar nicht auffallend, daß Georg nach dem Mittagmah, kaum daß er den Rößel gewischt hatte, aufstand, während sie auf das kräftige Mahl, mit dem die Quartiergeber die gute Laune der Dragoner zu erhalten und zu erhöhen wußten, zum Nachtisch noch etliche Könnlein Jagstthaler setzen wollten, an dessen etwas sauren Geschmack sie sich gewöhnt hatten. Der Würfelbecher, der in mancher Satteltasche steckte neben dem Wichtigsten, was sie mit sich ins Feld führten, war gestern Abend schon hervorgeholt worden und ging auch jetzt wieder zum Zeitvertreib im Kreise herum. Da der Wein heut glücklicherweise nichts kostete, spielten sie um den Sold, den sie eben gefaßt hatten.

Gerne ging Georg diesem Treiben aus dem Weg. Drüben in der Wohnstube der Frau Berwalterin behagte es ihm besser. Eva war auch dort. Es war ihr gewöhnliches Feierstündlein, das sie bei der Mutter zubrachte. Da ruheten die geschäftigen Hände. Frau Grete saß im Stuhl und saltete die Hände im Schoß, während Eva wie gewöhnlich ein Stück aus der Bibel las, damit die Seele auch ihre Speise habe, nachdem für des Leibes Nahrung gesorgt war.

Sie hatte eben angefangen zu lesen, als Georg eintrat.

„Kommt nur!“ rief ihm die Hansfrau entgegen, als er, befürchtend, er möchte sie in ihrer Andacht stören, wieder zurücktreten wollte. „Ihr werdet's auch nicht ungern hören.“ Andächtig las Eva mit klarer Stimme, andächtig lauschte Frau Grete auf die Worte der Schrift, und andächtig nahm auch der Soldat teil an dem einfachen Hausgottesdienst.

„Amen!“ fiel die Mutter ein, als Eva den Segen gesprochen.

„So war's daheim“ — und nur mühsam, man merkte es der Stimme an, unterdrückte Georg seine innere Bewegung. „Ich hab' auch einmal eine Heimat gehabt; 's ist eine traurige Geschichte, die ich euch erzählen soll. — Mit Verlaub, Frau Wirtin“ — unterbrach er sich selbst und setzte sich auf die Bank an dem Tisch. „Eine traurige Geschichte, — hab' noch zu niemand davon gesprochen. Doch ich glaub', es thut mir gut, wenn ich mit einer teilnehmenden Menschenseele davon rede. Ich hab's immer in mich hinein verschlossen. Wer hätt's auch anhören mögen!“

Und nun erzählte er den lauschenden Frauen, wie er einst auf dem Unternhof in der Nähe von Wimpfen eine glückliche Kindheit verbracht habe. Rüstig konnte er schon dem Vater zur Hand gehen bei der Arbeit in Haus und Stall, in Hof und Feld, während der Mutter Mariann', seine ältere Schwester, fleißig zur Seite gestanden, just so, wie hier Eva der Frau Verwalterin. So gingen im Frieden ihre Tage hin. Doch es sollte anders kommen. Der Krieg, der in den ersten Jahren im fernem Böhmerland geführt wurde, hatte sich in die Pfalz gezogen, in das Erbland des unglücklichen Böhmenkönigs und einstigen Kurfürsten von der Pfalz, des um seine Böhmenkrone und um seinen durch gekommenen geächteten Pfalzgrafen Friedrich. Der Markgraf von Baden-Durlach war seinem Glaubensgenossen zu Hülfe geeilt und wurde bei Wimpfen im Mai des Jahres 1622 von Tilly gänzlich geschlagen. — Ein alter Wachtmeister, der alle Bataillen im Böhmerland und in der Pfalz mitgemacht, hatte den jungen Soldaten oftmals am Wachtfeuer von all' dem erzählt. —

Und nun berichtete Georg, wie nach der Wimpfener Schlacht das Unglück über sein Heimathaus hereingebrochen. Erbarmungslos verwüsteten die siegreichen Tilly'schen Scharen die Gegend um Wimpfen. Der Unternhof, der in der nächsten Nähe des Schlachtfeldes lag, war einer der ersten Weiler, der am Tag nach der Schlacht ihrer Raubluft zum Opfer fiel. Die Mutter und die Schwester hatten sich in der Scheuer versteckt aus Angst vor den Mißhandlungen der rohen Soldaten, während er mit dem Vater unter der Hausthüre stand, um, was verlangt würde, für die Soldaten, für die Pferde, herzugeben.

„Dein Geld her, Bauer!“ rief einer der Missethäter den Vater an, „oder du bist des Todes!“

„Bar Geld hab ich keins, aber was ihr zu essen braucht —“

„So fahr' zum Teufel, verfluchter Bauer!“ fuhr wild ein anderer Soldat dazwischen und stieß ihm die Pike in die Brust.

Mit einem Aufschrei stürzte sich Georg über den Vater, der sterbend am Boden lag.

„Dein Geheul könnten wir grad' noch brauchen, Bube!“ schrie der Missethäter. Ein Kolbenschlag mit einer Muskete und bewußtlos blieb Georg bei der Leiche seines Vaters liegen. Als der Bub wieder zum Bewußtsein kam, da war es Nacht. Die Nacht war spärlich erhellt durch die letzten Flammen, die aus dem niedergebrannten Hofe züngelten. Unter seinen Trümmern waren auch Mutter und Schwester begraben. —

Georg mußte inne halten im Gedanken an jenen furchtbaren Maientag, den er eben vor acht Jahren erlebt. Die Sprache verjagte ihn in Erinnerung an all' den Jammer.

Tief erschüttert, mit feuchten Augen hatte Frau Grete ihm zugehört; Eva verbarg ihre Thränen in den Händen, die sie vor ihr Antlitz hielt. Wie wohl thaten Georg diese Thränen; es waren die ersten, die außer ihm ein Mensch über sein Unglück geweint hat.

„O armer Mensch! Euch hat unser Herrgott schwer heimgesucht!“ sagte die Berwalterin mit warmen Worten, aus denen man die herzlichste Theilnahme herausfühlen konnte. — „Doch wie erging's euch weiter?“

„Ja, wie ging's weiter? Das ist bald vollends gesagt,“ erwiderte Georg, der sich wieder aufgerafft hatte aus seinem dumpfen Schmerz, und erzählte weiter, wie er halb betäubt von dem Muskelenschlag, der ihn getroffen, noch mehr von dem Jammer, der auf ihn eingestürmt, die Nacht zugebracht habe vor den Trümmern seiner Heimat. So fanden ihn am andern Morgen durchmarschierende Reiter, die den Troß des Tilly'schen Heeres begleiteten. Da war ein mitleidiger Wachtmeister, der hier den Knaben sah, dort die Leiche des Bauern vor den rauchenden Trümmern. Er wußte genug. Nicht zum erstenmal hatte er solch graufiges Bild gesehen.

„Armer Teufel! Dir hat der Krieg übel mitgespielt! Aber was tot ist, wird nimmer lebendig und allein kannst nicht dableiben. Komm, ich will dich zum Troßbuben machen, kann grad' einen brauchen.“ So redete der Wachtmeister den Buben an.

Mühjam machten sie ein untiefes Grab unter einem blühenden Birnbaum, — eher wäre der Jüngling nicht gegangen. Wortlos stand er dabei; keine Thräne hatte er mehr, kein Gebet, als ein paar Handvoll Erde den Vater notdürftig deckten. Das war sein Abschied von der Heimat.

Willenlos ließ er sich auf einem der Troßwagen weiterführen. So kam er ins Heer der katholischen Liga. Mit dem Troß des Heeres, dem er bald als Troßbub eines hohen Offiziers angehörte, war er, wie es der Gang des Krieges mit sich brachte, nach Niedersachsen gezogen, dann hinunter gen Dänemark, nach der Schlacht bei Lutter am Barenberg, wo des Dänenkönigs Heer fast vernichtet wurde, wieder nach Süddeutschland. Da hörte er anno 26 die Werbetrommel, die Wallenstein rühren ließ. Georg war nun zwanzig Jahre alt und fühlte sich zu stark zum Troßbuben. So schwur er zu des Friedländers Fahnen und kam in das Regiment Dragoner, mit dem er jetzt dem Schwedenkönig entgegenreiten sollte.

„So bin ich bei euch,“ schloß er seine Geschichte, „und wollte Gott, ich könnte bei euch Schafe hüten; als geringster Knecht wollt' ich euch dienen. Doch so muß ich halt weiter reiten unter der Fahne, der wir zugeschworen, und bleib', was ich bin, — heimatlos!“

„Will's Gott, so wird der Krieg doch auch bald einmal ein Ende haben,“ sagte Eva. „Dann wird der Himmel auch euch wieder eine Heimat irgendwo bescheren.“

„Ihr könnt ja auch, wenns durch Gottes Gnade wieder Frieden geworden ist, eures Vaters Besitztum als ener Hab und Eigentum fordern,“ fügte Frau Grete bei.

„Nie möcht ich dort das Feld bebauen, wo ich so Trauriges erlebt, und wo anders werd' ich eine Heimat finden? Doch — ich werd' wohl keine mehr brauchen. Ich bin Soldat, und Soldaten, die müssen sterben. Hab' schon manchen Kameraden an meiner Seite sinken sehen. Das ist Soldatenlos. 's ist ja ein Wunder, wenn unser einer heil aus all' den Schlachten und Scharmüßeln gekommen, die wir schon durchgefochten; und jetzt geht's erst in den ernstesten Kampf. Der Schwede wird uns heiß machen.“ Er stand auf. „Habt Dank, daß ihr mich freundlich angehört. Jetzt heißt's bald: wieder weiter! Mein Köhlein wird jetzt kuriert sein. Ich will nach ihm sehen.“

Dankbar für das Stündlein, das er bei diesen freundlichen, guten Menschen verbracht hat, verließ er die Frauen und ging hinüber nach dem Stall, die Lise zu probieren.

„Wie weit ist's ins nächste Städtlein dem Würzburgischen zu, Alter?“ fragte er den Oberknecht Martin, der aus der Scheune trat, wo er neues Futter für die Pferde geschitten.

„Zuviel fürs'erstmal will ich meiner Lise nicht zumuten.“

„Nach Krautheim sinds keine zwei Stunden, Herr,“ gab auf die Frage der Alte Bescheid, „bequem zu reiten und auch der Weg ist nicht schlecht.“

„Na, da sollt ihr heut noch eure Ställe leer und eure Habertrube wieder für euch allein haben.“

So sagte denn Georg auch alsbald seinen Kameraden, daß von ihm aus nichts mehr im Wege stehe, heut noch bis zur nächsten Stadt zu reiten, die kaum zwei Stunden weit sei.

„Schad' drum! Hier wärs gut sein; Ueberfluß ohne zu plündern giebt's nicht alle Tage!“ mit diesen Worten nahm der Böhme Georgs Meldung auf. Der Rottenmeister fiel auch sofort fragend ein:

„Zwei Stunden sagst du, Jörg? dann hats noch keine Eile. Da reichts noch, wenn's anfängt zu dämmern. He Bub!“ und er winkte einem der kleinen Knechte mit der leeren Kanne, „sag der Frau Wirtin, allzeit durstige Reiter bitten gehorsamst um einen Abschiedstrunk.“

Es sollte nicht daran fehlen. Auf die paar Kannen kam es vollends nicht mehr an. So kam der Abend heran. Sie tränkten ihre Pferde, denen der alte Martin nochmals Haber eingeschüttet hatte. Bald standen die Rosse alle gefattet im Hof. Den Reitern solt es auch für den Weitermarsch, auf dem sie vielleicht nur notdürftig Quartier finden würden, an einem guten Wissen nicht mangeln; mit würzigem Rauchfleisch füllte Eva in der Mutter Auftrag die Satteltaschen, und weil das ein durstig Essen war, so wurden noch etliche Krüglein Wein beigegeben.

Indeß die Reiter in der Gefindestube den letzten Tropfen Wein aus den Kannen geleert hatten (auf daß ja nichts verderbe), hatte Georg bei der Frau Verwalterin angeklopft, um Dank zu sagen und Abschied zu nehmen. Mit herzlichem Segenswunsch entließ sie den freundlichen Soldaten, für den sie mütterliche Teilnahme fühlte. Hier hörte er auch, daß Eva bei den Pferden sei, er fand sie bei seiner Lise, wie sie dem Pferde nochmals sein Wein mit stärkeuder Salbe einrieb und seine Fessel gut umwand.

„Immer treulich besorgt, Jungfer Eva! Wir zwei schulden euch besonderen Dank, die Lis' für eure Pflege und ich, daß ihr euch der Thränen nicht geschämt habt über das Unglück eines wildfremden Soldaten.“ Er ergriff ihre Hand, die sie gerne zum Abschied in die seine legte. „Jetzt muß geritten sein! Lebt wohl, Eva, dies Quartier vergeß' ich nimmer.“

„Bhüt euch Gott, und in der Schlacht sei Er allezeit euer Schuß und Schild,“ erwiderte das Mädchen freundlich des Soldaten Abschiedswort, und während Georg seine Lis' am Baum zu den anderen Pferden führte, strich sie nochmals mit der Hand über die schimmernden braunen Haare ihres Pfleglings, der nun wieder ganz fest auftrat.

Schon saßen etliche der Reiter im Sattel und sahen hinüber zu ihrem Kameraden, der sonst nie nach den Weibern schaute und auf dem Albertshof so vertraulich mit der stattlichen Tochter des Hauses redete. Andere stiegen eben zu Pferde, was dem Böhmen einige Schwierigkeit bereitete; er hatte den Jagstuhler gar zu sehr sich schmecken lassen. Der Rottenmeister ritt etliche Schritte dem Mädchen entgegen, das stehen geblieben war, als Georg sein Pferd weggeführt hatte.

„Schönste Jungfrau, ihr müßt mir schon erlauben, daß auch ich euch zum Abschied nochmals anrede. 's ist wahrlich Christenpflicht, wo ihr uns also gut gehalten, daß wir noch unterwegs an euch denken müssen. Nehmt unsern Dank“ — er streckte ihr, vom Pferd sich beugend, die Hand entgegen, die Eva ihm nicht verweigerte, „so wünsch' ich mir noch manches Quartier. Grüßt eure Frau Mutter und gehabt euch wohl.“

Er küßete den Hut und wandte sein Pferd. „Kameraden, unsere schöne Wirtin, die Jungfer Eva vom Albertshof vivat hoch!“ So ritten sie fröhlich von dannen.

In kurzem Trab gieng auf dem Feldweg, der die weite Ebene durchschneid. Als eine glühend rote Scheibe ging die Sonne unter, über dem Wald, der den Horizont begrenzte und ihre letzten Strahlen fielen auf den Albertshof, dessen Fenster in heftiger Blut aufleuchteten. Und wie die letzten Sonnenstrahlen auf dem Geböste ruhten, so weilten auch Georgs Gedanken auf dem friedlichen Hause und manchenmal sah er hinter sich während des Rittes, der seiner Lise zu lieb und wegen der kurzen Wegstrecke nach dem Städtlein nicht allzusehnell gieng.



„Jörg, hast dein Herz verloren?“ spöttelte der Rottenmeister. „Andere Städtchen, andere Mädchen, so heißt's beim Reitermann.“

Unter allerlei Neben mochten die Dragoner ungefähr eine halbe Stunde geritten sein. Raum war der Albertshof in dümmriger Ferne noch sichtbar. Manchmal noch suchte Georg mit den Blicken die kleine Hünsergruppe.

Da — was war das? — eine dunkle Rauchwolke stieg über den Dächern auf.

„Halt, Kameraden!“ Mit einem Ruck hatte er sein Pferd gewendet. „Dort brennt!“

Immer dichter Qualm verbreitete sich über den Hof. Schon öffneten die Kasse unruhig ihre Rüstern bei dem brenzlichem Geruch, den der Wind über die Ebene hertrug.

„Wir müssen zurück!“ rief Georg.

„Ach was! nur zu! wir können doch nichts helfen!“

„Verdammtes Troßgesindel!“ schalt der Rottenmeister, „die brennen um zu stehlen.“

„'s ist halt der Krieg!“ sagte der leichtsinnige Böhme. „Schad' um das Rauchfleisch, das jetzt im Feuer schmort.“

So gingen die Stimmen der Reiter durcheinander, die nicht geneigt waren, wegen des Hofes, auf welchem es für sie jetzt doch nichts mehr zu suchen gab, in noch weiteren Abstand von ihrer Truppe zu kommen.

„So geh' ich allein, und wenn mein Gaul Tag und Nacht rennen muß, um euch einzuholen. Das ist auch Christenpflicht. Meldet's dem Rittmeister.“ Er rief's ihnen nach; denn schon hatte er seinem Roß die Sporen in die Seite geschlagen, daß es in rasendem Lauf dahinsauzte, dem Hof entgegen, über welchen das Feuer sich mehr und mehr ausbreitete. Schon stand die große Scheuer in hellen Flammen. Was war jenen ein brennender Hof, und wenn sie eben das beste Quartier darin hatten. Wie viel Dörfer und Städte gingen schon vor ihren Augen in Flammen auf — und durch ihre Hand. Das ist der Krieg!

Auf dem Albertshof war Eva, als der Rauch aus der Scheuer hervorquallte, zuerst den Stallungen zugeeilt, um das Vieh losbinden und die ihrer Rettung widerstrebenden Tiere aus dem Stall bringen zu helfen. Die Mutter hatte sie in dem vom Brand noch unberührten Wohnhaus sich selbst überlassen. Nur wenig, was ihr besonders wertvoll war, wollte Frau Grete, nachdem sie sich von dem ersten gliederlähmenden Schrecken erholt hatte, in der Stube und Kammer zusammenraffen. Doch es war zuviel für sie. Der Schrecken, der eindringende Rauch raubten der kranken Frau, der sonst schon das Atmen schwer fiel, die Kraft und ohnmächtig sank sie in der Stube zu Boden, die zusammengerafften Wertsachen, darunter die ehrwürdige Bibel, entfielen der Schürze, in der sie dieselben geborgen.

Da stürmt Georg in den Hof. Sein Pferd hatte er draußen rasch an einen Pfahl angebunden. Eben hörte er Eva nach der Mutter rufen. Man sah sie nirgends.

Mit einem Sprung ist er im Haus, in der Stube. Da sieht er die Ohnmächtige liegen. Mit starkem Arm hebt er sie auf und erwachend aus ihrer Betäubung legt sie den ihren um seinen Hals. So trägt er die teure Last zur Thür hinaus.

„Halt!“ rief es ihm entgegen, wie er auf den Hausflur tritt. „Zuvor das Geld her!“ und schußbereit sah er die große Pistole des Marobeurs, der den Brand gestiftet, gegen sich gerichtet.

Ein Faustschlag ins Gesicht des Frevlers, mit verzweifelter Gewalt geführt, ein dröhnender Schuß aus der Mordwaffe, die dem Räuber losgegangen, als er durch Georgs Faustschlag jäh getroffen ward; taumelnd fällt der betrunkene Brandstifter zu Boden.

„Georg! um Gotteswillen!“ so hörte er, wie er durch den Hausflur eilte, Eva in verzweifeltstem Angstschrei rufen.

Hat ihm die Angst ihres Herzens gegolten, als der dröhnende Schuß sie ein Unheil befürchten ließ, ihn und nicht der Mutter zuerst, nicht der Mutter allein? War er ihr mehr als eben nur ein fremder Soldat, den der Zufall auf einen Tag in ihre Nähe geführt, um wieder vergessen zu werden? Es war nur ein Gedanke, der ihn durchblitzte und mit einem Schauer von Freude mitten in den Schrecken dieser Augenblicke ihn durchzitterte. Doch jetzt wars nicht die Zeit, darüber nachzusinnen.

Noch ein Schritt und er sah das Mädchen, das um ihn gebangt. Sie wäre nun ganz verwaist, hätte er ihr die Mutter nicht aus dem Brand geholt. Es war die höchste Zeit, denn immer dichterem Qualm erfüllte alle Räume.

Auf weichem Rasen legten sie die Kranke nieder. Eva, neben ihr knieend, hielt sie in den Armen und schaute dankerfüllt zu Georg auf. Was drinnen verbrannte, es kümmerte sie nicht, da ihr die Mutter gerettet.

## IV.

## Der Cornet.

Mit schmetternden Trompetenklängen war „des Herrn Obristleutenants Compagnie vom Regiment Schönberg“ in Dörzbach eingerückt, um auf dem Durchmarsch gen Norden, wo das kaiserliche Heer dringend Verstärkung bedurfte, Rasttag zu halten und den Troß, der auf dem Marsch oftmals von der Truppe kam, wieder zu sammeln. Während anderwärts d. Drangsale des Krieges, der nun schon zwölf Jahre lang in deutschen Landen wüthete, schwer auf den Städten und Dörfern lastete, war das Jagstthal bisher fast verschont geblieben von Quartier und Requisition. Wie hart oft die Bevölkerung dadurch bedrückt wurde, davon war freilich auch ins stille Jagstthal manch eine Kunde gedrungen. Kein Wunder, daß die Bürger und Bauern im Ort alsbald, nachdem die Quartiermacher hereingesprengt waren, ängstlich bargen, was sie wertvolles in der Eile bergen konnten, und mit bangen Gemüthern dem Einmarsch der kaiserlichen Reiter entgegen-sahen. Doch die strenge Mannszucht, auf die, wie im ganzen Pappenheim'schen Korps, so auch im Kürassierregiment „Schönberg“ gehalten wurde, besonders streng auch in des Obristleutenants Compagnie, konnte den Bewohnern des Marktlebens schon beim Einmarsch der Truppen nicht entgehen, und das beruhigte bald einigermaßen die Gemüther; ja da und dort sah ein Wägdlein, das aus Angst vor Gewaltthat sich schon verborgen hatte, mit Wohlgefallen auf die schmucken Reitergestalten, welche, den Stahlhelm auf dem Haupt, die Brust vom blanken Kürasch umfassen, auf ihren großen Säulen gar stattlich dreinsahen.

Dröhnenden Schrittes schwenkte die Reiterschar an der Kirche vorüber, an der freilich kein Marien- oder Heiligenbild ihnen Gelegenheit gab zu gewohntem frommen Gruß, durchs äußere Schloßthor, in den großen Hof des freiherrlichen Schlosses. Ueber die Brücke, die aus dem innern Thor des trübsigen von Wassergräben rings umgebenen Baues in den äußeren Hof führte, schritt der alte Freyherr Hans von Ehb, um die ungebeten Gäste, wiewohl sie unwillkommen waren, doch mit der ihm eigenen ritterlichen Freundlichkeit zu begrüßen.

„Wir sind doch wohl nicht gar zu große Last, gnädiger Herr,“ rief ihm der Obristleutenant ehrerbietigst grüßend entgegen, „und nur zu kurzer Rast, bis wir den Troß gesammelt, suchen wir Herberg in eurem Schlosse. Für einen freilich werd' ich wohl länger eure Gastfreundschaft erbitten müssen, für meinen Fähndrich, der mit Mühe nur den Ritt hierher prästirt. — Cornet Sprotti!“ rief er und wandte sich dabei gegen die vor der Front sich haltenden Offiziere.

Der Fähndrich ritt heran und verneigte sich mit militärischem Gruße vor dem alten Herrn.

„Ich höre, daß ihr der Pflege bedürftet, Herr Cornet,“ so redete ihn der Freiherr an, ehe der Obristleutnant seinen Föhndrich weiter in die Gunst des Schloßherrn empfehlen konnte, „es soll euch nicht daran mangeln. Wir hoffen euch bald gesund zu machen.“

„Ich dank euch, gnädiger Herr! Nur zwei Tage hoff' ich, werde ich Ruhe brauchen, dann, denk ich, geht's wieder in den Sattel.“

„Nur gemacht, Cornet! und hübsch ruhig gehalten, bis ihr euch ganz erholt habt,“ warf der Obristleutnant ein mit einer Stimme, aus der ein besonderes Wohlwollen für den jungen blaffen Offizier sprach, den es im Fieber fröstelte, trotz des warmen Sonnenscheins, der herniederstrahlte. Und zum Freiherrn gewendet sagte der Anführer: „Entschuldigt, edler Herr, wenn ich euch einen Augenblick noch stehen lasse. Der Dienst —“

Sie wandten die Pferde. Mit erusten Worten befaß der Obristleutnant den Kürassierten strengste Mannszucht. Sie wußten wohl, wie hart ihr Führer es ahndete, wo sie nicht gehalten wurde. Dem Wachtmeister ward die Führung übergeben. Die Offiziere ritten, von ihren Dienern gefolgt, in den Schloßhof, indes die Mannschaft ihre Pferde in den angewiesenen Ställen, zum Teil in den weiten Stallungen des Schlosses unterbrachte.

Die Zimmer in der langen Flucht von Gefassen, welche schönen Ausblick auf die Jagt und die über dem Ufer aufsteigenden bewaldeten Berge gewährten, waren den kaiserlichen Offizieren zugewiesen; der Obristleutnant selbst sorgte, daß der Cornet Sprotti sein Quartier in einem ruhigen, sonnigen Zimmer erhielt; denn mit dem Feldscher befürchtete er, der Schüttelfrost, der den jungen Offizier gepackt hatte, werde der Vorläufer einer schweren Erkrankung sein. Nur mit willensstarker Aufbietung der letzten Kraft hatte er überhaupt noch mit der Compagnie reisen können. So ward denn auch der Cornet vom Feldscher, wie von seinem sorglichen Gönner alsbald ins Bett gesprochen. Er mußte sich fügen, und er fühlte wohl, es ging nicht mehr.

Im „Ritteraal“ erwartete der Freiherr seine Gäste, ihm zur Seite seine Tochter Menate, die mit jugendlicher Anmut und rühmlichem Geschick die Leitung des freiherrlichen Haushaltes führte.

Es war schon spät am Nachmittag, als die Offiziere im Saal erschienen. Galant führte der Obristleutnant das Geßfräulein zu Tisch — das Zeichen für die Dienerschaft, ihre Schüsseln und Platten aufzutragen. Die Leibjäger des Freiherrn hatten heute zur Abwechslung ein scharfes Auge auf leere Gläser zu richten. Während des Mahles empfahl der Obristleutnant mit warmen Worten seinen kranken Cornet dem Fräulein zu freundlicher Pflege.

„Was sorgsame Wartung thun kann zu baldiger Genesung soll nicht fehlen“, versprach das Fräulein, „ich möchte dem Anker wohl wünschen, daß nur vorübergehende Unpäßlichkeit ihn überfalle.“

„Wollt es auch wünschen, gnädiges Fräulein“, erwiderte der Obristleutnant, „ich kann meine Offiziers wohl brauchen und solch tüchtigen doppelt. Doch fürcht ich, ihr werdet ihn länger behalten müssen, länger wohl, als euch lieb ist.“

„So lang er Pflege bedarf, soll sie ihm geleistet sein. Nicht um unseretwillen, nur um feinetwillen wünscht' ich es, er möchte bald genesen. Jedem zu dienen, wer er auch sei, hoch und nieder, arm und reich, dem Fremden wie dem Wohlbekannten, das hat mich die selige Mutter gelehrt.“

„Verzeiht mir, Fräulein, wenn meine Worte vielleicht so lauteten, als ob ich zweifelte an eurem Edelsinn, der auch den Fremdling gerne in die Fürsorge eures Hauses aufnimmt. — Gott wirds euch lohnen!“ fügte er seinen entschuldigenden Worten dankbar bei.

Der Freiherr, der schon bei Beginn des Mahles nach dem Befinden des Cornets teilnehmend sich erkundigt hatte, wandte sich wieder an den Obristleutnant, um seinen Gast nach der Tafel auf sein Zimmer einzuladen, in einem Pflaundersbüchsen ein

Breischen Kanasters mit ihm zu rauchen — ein seltener Genuß damals, denn vor noch nicht zu langer Zeit war das aromatische Kraut von Holland her als ein Genußmittel nach Deutschland gekommen. Es war fast der einzige Luxus, den sich der sonst fast in bürgerlicher Einfachheit lebende Freiherr erlaubte.

So saß dann am späten Abend der Obristleutnant, der freundlichen Einladung des Schlossherrn folgend im behaglichen Zimmer des Edelmannes, in seinem „Dachsbau“, wie der alte Herr, ein Weidmann echter Art, den etwas düsteren, aber nur um so gemüthlicheren Raum gern scherzend nannte. Durch das Zimmer wehte in blauen Wölkchen der Luft holländischen Tabaks, die Gemüthlichkeit des Zusammenseins erhöhend. Auf's beste unterhielten sich die beiden Herrn über Jagd- und Kriegsgeschichten. Der Obristleutnant sah das Gebiet des reichsunmittelbaren Freiherrn als neutralen Boden an; der Freiherr seinerseits war, trotzdem er von Herzen der evangelischen Sache zugeneigt war, froh, auf seinem einsamen Edessitz eine angenehme Unterhaltung im Berkehr mit dem Offizier zu haben, der schon weit herumgekommen war, schon manchen Strauß durchgeschoßen, schon manches ernste und heitere Abenteuer erlebt hatte. Solch eine heitere Geschichte erzählte der Obristleutnant, wie sie unter anderem auf den Troß zu sprechen kamen, in dem oft eine doppelt so große Anzahl Weiber und Kinder mitzog, als es Streiter waren. Er war noch Lieutenant, da befahl einmal der Obrist seines Regiments bei der Uebersezung der Donau den Schiffsteuten, die Weiber nicht überzuführen. Poß tausend! was gab's da für ein Wehklagen auf beiden Seiten des Stroms. Die Soldaten schrien nach ihren Weibern, die ihre Fremden und Schutze und anderes Zeug trugen, die Weiber kreischten nach den Männern. Es blieb dem Obrist schließlich nichts übrig als nachzugeben und in Gottes Namen wieder den ganzen beschwerlichen Troß mitzuschleppen. „'s ist ein Unglück“, fügte er bei, „solchen Schwanz nachzuschleifen, ein leidiges Uebel für das Heer und, wir sehens wohl ein, ein größeres noch für das Land, durch welches ein Heer sich wälzt.“

Während die Herren gemüthlich plauderten, entstand unten im Hof eine Bewegung, welche dem scharfen Ohr des Obristleutnants nicht entging. Deutlich hörte er die Stimmen der im Schloßhof auf Wache liegenden Soldaten. Diese umstanden eine seltsame Gruppe; ein kaiserlicher Dragoner führte sein Ross am Zügel; auf dem Pferde saß eine ältere Frau, während ein junges Mädchen auf der andern Seite des Köhlschritts schritt, gleich dem Dragoner sorglich um die Frau bemüht. Ihre Gesichter waren von Rauch geschwärzt. Nun hob der Dragoner die Frau vom Pferde, und während sich die Frau mühsam auf die beiden jugendlichen Gestalten stützte, bat der Soldat den Wachmeister, ihn bei seinem Oberen zu melden. Mittlerweile drang die Kunde von der Ankunft der Verwaltersteute vom Albertshof zu der Dienerschaft. Ihr Anblick sagte genug, warum sie so am späten Abend kamen, und wie ein Lauffeuer flog die schlimme Botschaft durchs Schloß: der Albertshof ist abgebrannt.

Wie der Schloßherr und der Obristleutnant sich anschieden, Bericht über die auffallende Unruhe sich geben zu lassen, stürzte ein Diener ins Zimmer, zu sagen, was er soeben erfahren, ein zweiter ihm nach, um zu berichten, daß die Frau Verwalterin mit ihrer Tochter angekommen sei, und mit ihm erschien ein Uneroffizier von der Wache, um dem Obristleutnant die Ankunft eines Dragoners zu melden, der um die Gnade bitte, vor den Herrn Obristleutnant treten zu dürfen.

Noch wußten die Herren nicht, wie das Braudunglück über den Albertshof gekommen, wiewohl der Schloßherr in der ersten Aufwallung bei der schlimmen Nachricht sich nicht enthalten konnte, zu seinem Gast zu sagen:

„Herr Obristleutnant, ich fürchte, die kaiserliche Armee zeichnet die Spuren ihres Durchzugs mit Brandmalen und Trümmerhaufen.“

„Nein, Freiherr, das thut sie nicht, darf sie nicht thun, wo Pappenheim das Kommando führt, und so lang wir unter ihm dienen. Ich kann's nicht glauben, daß

durch ihre Schuld der Schaden euch zugefügt worden, den ich bedauere. Doch — da kommt der Dragoner. — Was bringst du, Dragoner?"

„Melde mich gehorsamst beim gnädigen Herrn Obristleutnant, Georg Strecker, Dragoner im kaiserlichen Dragonerregiment Gallas“, sagte Georg, indem er in strammer soldatischer Haltung vor dem Obristleutnant stand.

„Du warst beim Brand auf dem Hof des Freiherrn? Man sieht dir an. Was weißt du?“ fragte der Obristleutnant mit strenger Miene und strengem Wort, dem man anmerkte, wie ergrimmt er war bei dem Gedanken, kaiserliche Soldaten könnten bei der Geschichte beteiligt gewesen sein.

Mit schlichten Worten erzählte Georg von seiner Einquartierung und dem Aufenthalt auf dem Albertshof, von ihrem Abmarsch und seiner Umkehr, als er den Brand wahrgenommen, von seinem Zusammentreffen mit einem Mann, der seiner halbmiträrtschen Kleidung nach zweifellos zum Troß des kaiserlichen Heeres gehörte.

„Gottes Horn über den Mordbrenner!“ rief der Obristleutnant. „Aber bei allen Heiligen! so viel an mir liegt, soll mit dem Lumpenpack im Troß ausgeräumt werden, und für ein Gericht will ich sorgen über die Ränberbande, die die kaiserlichen Fahnen besteden, für ein Gericht, gegen das Spießrutenlaufen ein geringes ist! Und zu dem Dragoner sich wendend sagte er mit milderem Worte: „Du hast zwar gegen den Befehl gehandelt, daß kein Soldat sich allein von seiner Compagnie entfernen soll, auch bei Fouragierung nicht. Doch hast dich brav gehalten, Dragoner! Ich will dich selbst deinem Regiment melden, daß dir nichts Schlimmes in den Garten wächst. Nun geh und melde dich bei meinem Wachtmeister zum Quartier.“

„Sehr wohl, Herr Obristleutnant!“ erwiderte militärisch der Dragoner. Doch wie er sich zum Gehen wandte, bat der Freiherr seinen Gast, dem Dragoner, der sich um seiner Untergebenen willen so brav gehalten, Quartier im Schloß anweisen zu dürfen. Gerne gestattete es der Obristleutnant.

Kaum hatte sich der Dragoner entfernt, als Renate erschien, um mit Thränen in den Augen dem Vater zu erzählen, was sie von der Verwalterin und von Eva gehört, wie mutvoll der fremde Soldat die Frau gerettet, wie lieblich er sich um beide bemüht habe. Als bald hatte sie der Frau Grete und ihrer Tochter Unterkunft im Schloß bereitet und von Herzen gerne nahm sie die leidende Frau in ihre Pflege, die als frühere Dienerin im freiherrlichen Hause und als Pflegerin des Fräuleins in deren erstem Lebensjahr hier immer wieder aus- und einging und später ihr eigenes Töchterlein als willkommene Spielgefährtin mit sich brachte; und aus der Spielgefährtin wurde mit den Jahren eine Freundin.

Doch über den neuen Pflegling hatte sie den ersten nicht vergessen, den auch dieser Tag ihrer Fürsorge übergeben hatte. Sie hatte sich nach dem Befinden des Cornets erkundigt und nachgesehen, ob nichts zu seiner Pflege fehle, und eben wollte sie dem Vater und seinem Gast die Nachricht bringen, daß der Zustand des Offiziers unter glühender Fieberhitze sich bedenklich verschlimmert habe, als auch zu ihr die Kunde von Brandunglück gedrungen war und von der Ankunft der beiden Frauen.

„Nun behalten wir beide, Väterchen — drüben im Jägerhaus sind zwei leere Stuben; die werd' ich morgen für unsere Abgebrannten richten lassen. Und denke dir, Vater, noch einen dritten Pflegling mußt du für ein Weilchen ins Haus nehmen; erschrick nur nicht“, setzte sie schelmisch hinzu, — „das brave Pferd des Dragoners. Eva hat's mit Hülfe von Leonharts Kunst glücklich kuriert gehabt, doch der scharfe Ritt zum brennenden Hof zurück ist zu viel für das Pferd gewesen, das der Schonung bedurfte. Nun lahmt's ärger denn zuvor. Aber Herr Obristleutnant, was machen wir dann mit dem Soldaten?“

„Da weiß ich Rat, Gnädigste! Der kommt mir gerade recht. Ich mag nicht gern von meinen Kürassieren einen dahinten lassen. Die brauch ich Mann für Mann; und unser Cornet braucht doch Weibung für sich und für sein Pferd. Da mag der

Dragoner bei ihm bleiben und mit ihm, wenn er genesen, zum Heere stoßen. Ihr gestattet es, Freiherr, daß ich den Mann so lange euch ins Quartier lege, als ihr meinen Cornet in Pflege behaltet. Doch nun meinen Dank, Freiherr, für das Stündlein, das leider so jählings unterbrochen worden. Muß noch den Feldscher hören!" Und den Herrschaften angenehme Ruhe nach dem ereignisreichen Tage wünschend, empfahl sich der Obristleutenant.

Als wieder die Nacht über das Jagstthal sich senkte, wars ruhiger geworden im Schlosse. Die Schönbergischen Kürassiere waren abmarschirt. Auch der Troß der Heeresabteilung, ein buntes Gemisch von allerlei Wagen, von Fuhrleuten, Marktendern und Troßbuben, Weibern und Kindern, alle unter der Aufsicht der Troßwäibel stehend, hatte seinen schwerfälligen Durchzug gehalten. Einige Aufregung hatte heute noch die Nachricht hervorgerufen, daß beim Abräumen auf dem Albertshof auf der Schwelle der Stube der Marodeur gefunden wurde. In seiner trunkenen Betäubung unfähig sich zu erheben, war er im Rauch erstickt.

Im Schlosse wars besonders still nach dem bewegten Treiben des vergangenen Tages, und stiller noch als sonst erschien alles, weil Renate der Dienerschaft gemessenen Befehl gegeben hatte, um des schwer Kranken Offiziers willen jedes Geräusch zu vermeiden. Als der Obristleutenant vor dem Abmarsch noch einmal nach seinem Cornet sah, kannte ihn dieser nicht mehr. In wirren Fieberphantasien lag er da; bald sprach er von der fernen italienischen Heimat, von der blauen Adria, bald meinte er, die Mutter sei um ihn, wenn die zarten Hände Renatens ihn stützten, um ihm den kühlenden Trank zu reichen, welchen der Feldscher ihm noch gegen das Fieber bereitet hatte. Dann wieder war der Kranke voll Aufregung und wählte sich im Gewühl der Schlacht, um dann wieder ermattet in die Kissen zurückzusinken.

Renate erwartete Eva zur Nachtwache bei dem Kranken. Die Verwalterin hatte sich von dem Schrecken des letzten Abends erholt in der behaglichen Stube, welche das Fräulein ihr eingeräumt, und konnte Eva wohl entbehren. Den Tag über hatte Georg schon seinen Dienst beim Cornet besorgt. Mit größtem Eifer und peinlichster Sorgfalt machte er sich an die neue Aufgabe, die er mit tausend Freuden übernommen. Er hätte laut aufjubeln mögen, als ihm der Wachtmeister den Befehl des Obristleutenants eröffnete, der ihn auf unbestimmte Zeit hier zurückhielt. So konnte er doch täglich das liebe Mädchen sehen, das eine seltsame Verkettung des Geschicks nun auch in den Umkreis derselben Mauern geführt hat; und auch Eva war mehr, als sie sich selbst gestehen wollte, erfreut, als ihr Renate ohne zu ahnen, wie nahe sich schon diese beiden jungen Herzen gekommen seien, die Theilung machte, daß zum Dienst beim Kranken Cornet der Dragoner, der ihre Mutter gerettet, zurückbleiben müsse. Um dieser Rettungsthat willen war das Fräulein selbst dem bescheidenen Soldaten von Anfang an wohlgeneigt.

So gingen Wochen dahin. Was treueste Pflege, was die erprobte Heilkunst des Rappelmanns bieten konnte, geschah. Manchmal hatte in dieser Zeit Eva oder Georg den Weg zur Kapelle gemacht; denn mehr als dem alten Bader im Steden trauten die Pflegerinnen des Offiziers den oft bewährten Mitteln des heilkundigen Schäfers.

Endlich war die Kraft der Krankheit gebrochen. Die Jugendkraft Sebastian Sprotis hatte den Sieg davon getragen.

Noch lag er freilich müd' und matt auf seinem Lager. Die Fieberstürme der letzten Wochen hatten gewaltig an ihm gezehrt. Und wie er so dalag in der stillen Krankstube mit dem Gefühl, daß die Kräfte wiederkehren, daß er auf eine weitere Frist für dies Leben gerettet sei, fing er an, etwas zu vermessen, was ihm in den schwersten Zeiten der Krankheit so unsagbar wohlthuend gewesen, ohne daß er damals in der körperlichen Schwachheit, die ihn umfassen hielt, sich weiter Gedanken darüber gemacht hätte. Renate kam seltener als zuvor in die Krankstube, und wenn sie kam, um nachzufragen, wie's ihm geht, um nachzusehen, ob nichts mangle, war's immer nur auf kurze Zeit. Als die Krankheit am heftigsten tobte, da sah sie wohl manche Stunde bei

Tag und Nacht an seinem Lager oder, wenn er schlummerte, in der Fensternische; da sah er, wie sorglich ihre Blicke auf seinem Antlitz ruhten, da fühlte er's in seiner Todesmüdigkeit, wie wohlthuend es war, wenn sie seine fieberheiße Hand in der ihren hielt, und wie gern hörte er's, wenn sie aus dem Krankenbuch ihrer seligen Mutter das Morgen- und Abendgebet vorlas; und wenn sie das Zimmer verließ, um einem andern Pfleger Platz zu machen, da war es ihm, als ob ein lichter Engel die düstere Krankenstube verlassen hätte. Und nun kam sie so selten!

Kenate fühlte in seinem weiblichen Zartfina, daß, jemehr der Offizier in der Genesung fortschreite, sie um so weniger ihren Platz bei ihm habe. Nicht daß sie seiner nicht nach wie vor teilnehmend gedacht, nach wie vor aufs treulichste für ihn gesorgt hätte; das Bild des schönen, durch die Blässe der Krankheit nur um so edler erscheinenden Männerkopfes mit den schwarz gelockten Haaren hatte sich ihr unauslöschlich eingepägt. So lang er schwer krank war, hilflos wie ein Kind, da ließ sie gerne seine Blicke kindlich dankbar ruhen auf ihrer Gestalt, wenn er sie in lichten Augenblicken so unverwandt ansah. Doch jetzt fühlte sie sich gedrungen, die Augen niederzuschlagen, wenn sie merkte, daß seine Augen, die schönen, tiefen, immer noch in leichtem Fieber glänzenden Augen auf ihr ruhten. Sie war befangen. Warum war er ihr nicht mehr bloß der fremde Kriegermann, den der Zufall ihrer Pflege in die Hand gegeben? Ist auf dem Boden christlicher Brudertiebe, die sie zu aufopfernder Pflege willig machte, ein Keim jener zarten Liebe entsprossen, die Herz und Herz unlöslich bindet? Vielleicht mied sie auch darum mehr als sonst die Nähe des genesenden Cornets weil sie die aufsteigenden Gefühle unterdrücken wollte. Und ach! je mehr sie die stille Krankenstube mied, desto mehr weikten bald die Gedanken dort drüben, wo der fremde Mann langsam seiner Genesung entgegenging; und damit kam Scheiden und Weiden näher und näher und sie wird dann, gleichsam erwachend, sagen müssen: „es war ein Traum!“

Langsam ging es freilich der Genesung entgegen. Nur sagte wagte sich allmählich ein leises Rot auf die bleichen Wangen Sebastian Sproti's. Sinnen, träumend sah er in der traulichen Fensternische und ließ seine Blicke hinauszuweisen in den sonnig-schönen Sommertag, hinunter in den blühenden Garten, hinüber auf die flüßigen Wellen der Jagst. An was dachte er? ob ihm hier auch eine Blume blühen könnte? aber hieß es nicht auch für ihn: weiter, weiter, wie die eisenden Wellen des Flusses?

Träumend griff er nach dem Buch, das Kenate auf dem Tischchen am Fenster liegen ließ. Das Neue Testament wars, das erste, das er Zeit seines Lebens in der Hand gehalten. Im Buch lag eine Rosenknospe, leicht gepreßt, doch frisch noch duftend. Sebastian Sproti ließ sein Auge drüber gleiten. Noch nie hat er darin gelesen. Er hätte es in seinen jungen Jahren für Sünde gehalten; so war er belehrt worden, so erzogen. Und er las jenes Hofsied von der Liebe, wie Paulus im 1. Corintherbrief sie preist — eben da lag die Rosenknospe — und las: „sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe hört nimmer auf.“ Und er las durch, die ganze Seite, und hörte sich selbst vor sich hin sagen: „nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Wie er diese Worte hörte, von seinen eigenen Lippen kommend, da erwachte er aus seinem Sinnen und Träumen. Für den Glauben zu kämpfen war er begeistert in den Kampf gezogen, die Ungläubigen zu bekämpfen; — waren es Ungläubige? er zweifelte daran nach dem, was er hier im Hause erlebte. Und Hoffnung? — konnte er hoffen, für sich etwas hoffen? und wenn er hier nichts zu hoffen hatte, konnte er hoffen, wie er meinte, durch sein Streiten für den katholischen Glauben dem Fegfeuer zu entriemen und in die Seligkeit des Himmels versetzt zu werden? — dadurch? Er fing an auch daran allen Ernstes zu zweifeln. „Liebe, ja du bist die größte! — Kenate, ich liebe dich!“ sagte er leise, beugte sich wieder über den Tisch, über das Buch und begrub sein Haupt in seinen Händen.

Wie heiß die Hände waren! — er fühlte, wie er fieberte. Die Erregung seines Innersten war zu gewaltig für den Wiebergenesenden.

Ein leises Gehen der Thüre, ein leichter Tritt schreckte ihn auf. Renate war's. Sie sah ihn, wie er zusammenschreckte, sah die glühenden Wangen, die glänzenden Augen, und wie sie ihm die Hand reichte und fühlte die seinige so heiß in der ihren, sagte sie mit sanftem Ernst:

„Ei, Herr Cornet! wer wird so lange am Fenster sitzen! Ihr fiebert, ihr müßet zu Bett. Wollt ihr denn wieder krank werden? Ich werde Georg rufen, daß er euch helfe.“

„Ich glaube, der Sonnenschein hat mir so warm gemacht, der über die Welt und vielleicht auch über mein Leben scheint,“ antwortete mit etwas unsicherer Stimme der Cornet.

„Ja, der wird wieder über euer Leben scheinen, Gott hat euch zu neuem Leben erhalten; aber schonet euch, sonst ist's Gott versucht. Ich will ein andermal nach euch sehen, haltet euch nur hübsch ruhig.“ Und ehe er etwas erwiderte, wandte sie sich, sah, indem sie sich wandte, ihr Neues Testament offen liegen, sah die Rosenknospe, die sie daren gelegt — sie wußte wohl, an welcher Stelle — und ein glühendes Rot überflog ihr Antlitz; — glücklicherweise sah er's nicht mehr. Rasch enteilte sie der Krankenstube.

(Schluß folgt.)





## Eine Literaturgeschichte mit neuen Gesichtspunkten.

Geschichte der deutschen Litteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung über die deutsche Litteratur von 1800—1832. Von Paul Heinze und Rudolf Götte. Mit 10 Bildnissen und Namenszeichnungen deutscher Dichter. (Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag.) VI und 460 Seiten. 6 M., geb. 7 M.

Die Verfasser, von welchen der eine zugleich Verleger ist, wollen „von neuen Gesichtspunkten aus einen Ueberblick über die Vielheit der Erscheinungen in unserem jüngern Schrifttum geben,“ sie wollen „Führer im Gewirr der Erzeugnisse unseres geistigen Lebens“ sein. Worin bestehen die neuen Gesichtspunkte? Im Darthun der Wechselbeziehung zwischen Dichtung und Leben. Als ob dieser „Gesichtspunkt“ bisher übersehen worden wäre! Ich habe diese allerneueste Litteraturgeschichte sorgfältig durchgegangen, aber außer dem wenigstens in der wissenschaftlichen Welt neuen Gesichtspunkt, die gläubigen Christen unter dem Ausdruck „Rudertum“ zusammenzufassen, habe ich nichts Neues entdeckt. — Die Verfasser geben das „Deutsche Dichterheim“ heraus, wie sie im Vorwort sagen. Dieser Umstand ist ohne Bedeutung für die Litteraturgeschichte an sich, sehr bedeutungsvoll dagegen für die vorliegende Litteraturgeschichte, denn die mit dem „Deutschen Dichterheim“ in Verbindung stehenden Dichter werden nicht bloß auf Grund ihrer gedruckten, sondern auch auf Grund ihrer ungedruckten, dem großen bemitleidenswerten Publikum bisher vorenthaltenen Dichtungen mit Vorliebe gewürdigt. Auch erfreuen sich die in Dresden wohnenden Dichter einer besonderen Aufmerksamkeit, jedoch mit Ausnahmen. Die Verf. haben Victor von Strauß nicht genannt, nicht einmal in einem Haufen, wie auf S. 368, wo zehn Dichter summarisch als Romanschreiber „auf der breiten Grundlage des gesellschaftlichen Lebens“ abgethan werden. V. v. Strauß, der Sänger geistlicher Lieder, der Verf. des Romans „Altenberg“, vieler trefflicher Novellen, des Epos „Robert der Teufel“ wird übergangen und Leute wie Max Kreßer, Karl Bleibtreu und andere unreife Erscheinungen werden besprochen. — Mir ist die Eigenschaft der Verfasser als Herausgeber des „Deutschen Dichterheims“ auch noch in einer anderen Weise unangenehm. Und weil diese Wahrnehmung in hohem Grade bezeichnend ist für das subjektive Urtheil der Verfasser, will ich ausdrücklich darauf aufmerksam machen. Die Verfasser liegen seit längerer Zeit in heftigem Streit mit Karl Emil Franzos, dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung“, einem sog. Konkurrenzblatt des „Dichterheims“. Wie wird der Roman „Ein Kampf ums Recht“ von Franzos von den zwei neuen Litterarhistorikern beurteilt. „Der bedeutendste seiner

Romane ist unstreitig „Ein Kampf ums Recht“ (1882), eine Dichtung, die freilich dem Grundgedanken nach in unzulässiger Weise an „Michael Stohlsbaas“ gemahnt, wie überhaupt Franzos in Erfindung von Motiven wenig schöpferische Kraft entfaltet.“ Die Verfasser scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß sie mit diesem Satz sich einer Ungereimtheit schuldig gemacht haben. Wissen sie nicht, daß Shakspeare den Grundgedanken, ja die ganze Geschichte von „Romeo und Julia“ dem italienischen Novellisten Bandello entlehnt hat? Haben sie nicht erwogen, daß sie Robert Waldmüller und seinen Roman „Um eine Perle“, daß sie fünf Seiten nach jenem Urtheil über Franzos Gottfried Keller und sein „Prachtstück“ „Romeo und Julia auf dem Laube“, daß sie Julius Moser und sein Trauerspiel „Die Bräute von Florenz“, das sein Grundmotiv mit „Romeo und Julia“ gemeinsam hat“, ungetadelt gelassen haben? „Neue Gesichtspunkte“ oder originale Grundgedanken sind nicht jedermanns Sache. Die großen Dichter haben sich mit fremden Motiven begnügt und Meisterwerke geschaffen. „Selbst eine glückliche neue Benützung schon früher von anderen gebrauchter Motive setzt einen Schriftsteller keineswegs herab, vielmehr gereicht ihm solches zur Ehre, wenn er es nur recht macht.“ (Goethe. Nach Kiemer.) Von „neuen Gesichtspunkten“ aus können nur Leute wie die Verfasser Bücher schreiben. Der Franzos'sche in zwei Auflagen veröffentlichte Roman ist übrigens ins Englische überetzt, von Gladstone als eine hervorragende Dichtung gepriesen und bereits unter dem Titel „For the right“ in drei Auflagen gedruckt worden. — Um dem Leser des weitern nachzuweisen, welcher Art von „Nährern“ durch den Irrgarten der schönen Litteratur man sich bei Paul Heinz und Rudolf Götte anvertrauen muß, soll hier ein nicht gerade kleines Sündenregister mitgeteilt werden. — Den „Sängern der Freiheitskriege“, von „neuen Gesichtspunkten“ aus „Dichter der staatlichen Erneuerung“ ebenso geschmacklos als ungeschichtlich genannt, wird H. v. Kleist zugesehlt. Warum? Wegen der „Grundrichtung seines Schaffens“! „In gewisser Beziehung“ auch W. Müller. Warum? Er ist der Sänger der „Griechenlieder“! Diese Verwirrung hängt wahrscheinlich mit den Vorstellungen der Verfasser von der „Vaterlandsliebe“ zusammen. Die „Klassiker“ konnten im Anfang unseres Jahrhunderts ihre Vaterlandsliebe „nur mittelbar“, d. h. durch Neubelebung zeitlich fernliegender Stoffe oder durch Verherrlichung fremden Volkstums in Erscheinung treten lassen. Eine schöne Vaterlandsliebe das! Die Nachahmer und Verherrlicher des Franzosenums sind indirekte deutsche Patrioten! In Chamisso's Gedicht „Die alte Wafchrau“ soll „ein Ton wohlwollenden Humors“ anklingen. Haben die Verf. dieses Gedicht jemals gelesen? Oder haben sie es vielleicht mit der „Tragischen Geschichte“ verwechselt? — Abschließende Urtheile über Dichter werden gewöhnlich bis zu dem Zeitpunkt verschoben, in welchem ihr Leben und Dichten seinen Abschluß gefunden hat. Ein „neuer Gesichtspunkt“ ist es, das Urtheil nicht abzuschließen bei Dichtern, die längst tot und menschlichem Ermessen nach zu früh gestorben sind, wie dies S. 100 mit dem Grafen Strachwitz geschieht. — Von Dingelstedt heißt es S. 135 höchst leichtfertig: „Wenn der Dichter gegen den Reichtum und die Ueppigkeit der Aristokratie zu Felde zieht, so fühlt er sich doch in deren Salons am wohlsten.“ Hiernach müßte Dingelstedt der charakterloseste Mensch gewesen sein. Sein aristokratisches Leben ist aber nach einer ganzen Reihe von Jahren auf sein demokratisches Dichten gefolgt. Die Herren in Treiden werden einem Dichter doch die Entwicklung aus gärendem Most zu klarem Weine gönnen! — Der Kultusminister von Mähler wird S. 146 statt konservativ „rückschrittlich“ genannt, was eine Unwahrheit ist. — Sehr mild wird von den Verf. die Schamlosigkeit der Gutzkow'schen „Wally“ behandelt und hertömmlicher Weise sehr hart von Woslg. Menzels Denunziation geredet. Die Verf. haben weder die „Wally“ gelesen, noch die Nummern 93, 94, 99 und 107 des Menzelschen Litteraturblattes von 1835. Wenn die Behörden von der vernichtenden, in heiligem Zorn geschriebenen Kritik über die Gutzkow'sche „Schändlichkeit“ Anlaß nahmen, gegen den üppig phantasierenden Dichter einzuschreiten, so haben sie wohl daran gethan und sämtlichen Emanzipatoren

des Fleisches einen heilsamen Schrecken in die Knochen gejagt. Menzels Rezension war eine in hohem Grade verdienstvolle That. — In ihrer Einleitung sprechen die Verf. zwar von der „deutschen Volksseele“, von „Volksbewußtsein“, vom „Volkstum“, vom „Leben des Volks“, die eigentlichen Volksschriftsteller werden aber von ihnen aus Unkenntnis höchst stiefmütterlich behandelt. Zwar der Jude Auerbach, welchen die Verf. „in der Reichshauptstadt“ sterben lassen, während er doch in Cannes gestorben ist, kommt noch glimpflich durch; von Jeremias Gotthelf aber, welcher mehr als 20 Bände geschrieben hat und einer der genialsten Dichter ist, wird nur der „Mli“ genannt. Gesehen haben die Verf. kein einziges Buch von Gotthelf, auch nicht die zwei Bände „Mli“, sonst könnten sie sich nicht mit einer so elenden Bettelstuppe wie auf S. 246 und 247 begnügen. Alban Stolz, der von Millionen Katholiken gelesene Kalenderschreiber, D. Glaubrecht, Karl Stöber werden nicht einmal von den Männern der „neuen Gesichtspunkte“ genannt. Dagegen werden die Dichter von langweiligen Romanen, von noch langweiligeren, nie zur Aufführung kommenden Dramen und von nie gelungenen Liedern ausführlich besprochen: Dichter, deren Namen die meisten Leser zum erstenmal in der Literaturgeschichte nach „neuen Gesichtspunkten“ begegnen. Nicht muß sich mit drei Zeilen begnügen, aber einem gewissen Günther Walling werden anderthalb Seiten gewidmet! — Jordan ist nicht wegen „freierlicher Strebungen“ — welches Strafgesetzbuch bedroht solche Strebungen? — sondern wegen Gotteslästerung s. J. aus Leipzig ausgewiesen worden. — Scheffels Eckhard ist nicht mit einem „Dogma“, sondern mit dem von der kirchlichen Disziplin vorgeschriebenen Eölibat in Konflikt geraten. — Wie unklar die Führer in der Literatur-Wirrnis sind, ergibt sich insbesondere aus dem Satz S. 322: „wenn man die Frage offen lassen will, ob Ebers berechtigt war, seinen Gestalten aus fernster Vergangenheit neuzeitliche Denkwörter zuzuschreiben u. s. w.“ Diese Frage darf man gar nicht stellen. Kein Dichter ist berechtigt, neuzeitliche Denkwörter urzeitlichen Menschen anzudichten, ja noch nicht einmal neuzeitliche Denkwörter europäischer Kulturvölker neuzeitlichen Völkern im Innern von Afrika. — Von der „Stiftsdame“ Heyses sagen die Verf., daß über ihrem Ende „der verklärte Schimmer der Entfagung“ ruhe. Ist das Entfagung, wenn eine Frau ihren Mann im Stich läßt? — Von der „Genoveva“ Hebbels heißt es S. 425: „er (Hebbel) vertritt eine ziemlich ansehbare Moral, wenn er die Verechtigung der Gattentreue nur bei räumlich unmittlerem Zusammenleben gelten lassen will.“ Das soll „ziemlich ansehbar“ sein? Es ist eine Rechtfertigung des Ehebruchs. — Auf S. 433 wird den deutschen Regierungen, „welche die schöne Litteratur den übrigen Künsten gegenüber als Stiefkind behandeln“, die „Mitschuld“ am Tode des im Wahnsinn gestorbenen Dramatikers Albert Lindner beigemessen. Warum? Lindner war Gymnasiallehrer in Rudolstadt, als ihm der „Schillerpreis“ für sein Trauerspiel „Brutus und Collatinus“ in solchem Maße zu Hirne stieg, daß er seine sichere Stellung aufgab und sich aufs Ungewisse hin in Berlin als Theaterdichter niederließ. Hunger und Entbehrung ließen es ihm dann angenehm erscheinen, Bibliothekar des Reichstags zu werden. Aber auch diese Stellung gab er freiwillig auf. Und nun sollen die deutschen Regierungen an seinem Wahnsinn und Tod schuld sein! Wo kämen wir hin, wenn die Regierungen so etwa 20000 Dichter und Dichterinnen, welche sämtlich von ihrer hervorragenden glänzenden Begabung erfüllt sind, auf Staatskosten erhalten sollten! Oder wo ist die Grenze zu finden? —

Ich habe noch auf die reiche Phrasologie der Verfasser aufmerksam zu machen. „In seiner (Moritz Hartmann) Kennzeichnung muß bemerkt werden, daß seine Leistungen von sehr ungleichem Werte sind“ — das läßt sich von jedem Dichter sagen — „die Gebichte von Schanz sind von sehr verschiedenem Gehalt“ — gilt ebenso von Goethe, Schiller o tutti quanti — „übrigens ist doch noch immer manches Minderwertige in dem starken Bande (von M. Greif) enthalten“ — von welchem starken oder schwachen Bande Gebichte läßt sich nicht daselbe sagen? — „indes sind dieselben (Hebbels

Epigramme) ungleichartig" — gilt auch von den Goethe-Schillerschen Xenien. Der letzte Satz des Buches lautet: „Wenn Meerheimb in einzelnen dieser Dichtungen auch ins Gefuchte verfällt, so kann ihm das den Ruhm nicht schmälern, mit lebenskräftigen, erfreulichen Gebilden eine daseinsfähige, neue Gattung der dramatischen Poesie begründet zu haben.“ Daseinsfähig! Welch nichtsfagendes Wort, mit dem nur die Thatfache der Existenz ausgesprochen wird. Offenbar wollten die Verfasser sagen „daseinswürdig“. — Wer Phrasen liebt wie „eine formenschöne ausgemeißelte Strophe“, „er genas zur Daseinsfreude“ (statt: er wurde geboren), muß sich bei „Sängern“ nach Musikfreudenarten umsehen. Nun, in diesem Fache sind die Verf. wohlbewandert. Da wird „eine Feier auf eine Tonart gestimmt“, die „Harfe“, „die erste Saite“, die „lyrische Saite“ wird angeschlagen, wir hören „männliche Töne“, „warme Klänge“, „sanft gedämpfte Töne“, „volle Klänge“, „martige Töne“, „martige Klänge“, „sanft wehmütige Klänge“, „feurige zuversichtsfrohe Klänge“, „weiche Töne“, „kraftvolle Klänge“, „frische jugendhelle Klänge“, „innerlich wahre Klänge des Gemütes“, bei zwei unbekanntem Dichtern liegt sogar „etwas troubadourartiges im Klange ihrer Harfen“. Recht bescheiden nimmt sich dagegen die „Stufenleiter — Tonleiter? — der ihm zu Gebote stehenden Klänge“ aus oder die bloß „metallne Klangfarbe“. Schon besser klingt die „tief nachdruckende Farbenabtönung“, recht gut die „in stolzen Rhythmen einherflutenden Oden“. Um so schlimmer ist es, daß bei anderwärts herrschendem „Klangreichtum“, bei „Weisen von inniger Schlichtheit“ und „duftiger Stimmung“, doch gegenüber der „Klangfarbe alttestamentlicher Dichtungen“ eine „Dichtung in dem Gewimmer von sechstausend am Kreuz verrückelten Sklaven verflingt“. — Wenn man heutzutage zur Kennzeichnung eines Menschen, einer Sache u. s. w. nichts besonderes zu sagen weiß, so wendet man das Modewort „Eigenart“ oder „eigenartig“ an. Die Verf. haben auch diesen „neuen Gesichtspunkt“ der deutschen Sprache nicht außer Acht gelassen. Bei ihnen findet man: „ausgeprägte Eigenart“, „besondere Eigenart“ (!), „entschiedenere dichterische Eigenart“, „seelische Eigenart“, „starke Eigenart“, „große Eigenart in der Wahl der Stoffe und der Art ihrer Behandlung“, „frische Eigenart“. Soweit die Substantive. Nun kommen die Adjektive: „eigenartige Beleuchtung“, „eigenartige Begabung“, „eigenartige Erscheinung“, „eigenartige Fassung“, „eigenartige Prägung“, „eigenartige Vereinerung“, „eigenartigste Veranlagung“, „eigenartige Durchführung“, „eigenartige Gattung“, sogar ein „eigenartig angelegter Pascha“, „eigenartiges Leben“, „eigenartige Ergänzung“, „eigenartige Einleidung“, „eigenartige Färbung“, „eigenartige Kunstauffassung“. Alle „eigenartige“ Redensarten werden aber von dem herrlichen, bewundernswert-schönen Sage übertroffen: „Ein eigenartiges Licht giebt das grelle Gestirn Leopold von Sacher-Masoch über die Bühne der Romanliteratur!“ Bei dem Worte Bühne hat man selbstverständlich nicht an die Theaterbühne, eher an die Sänger- und Musikantenbühne zu denken. S. 390 findet sich das Wort „neuartig“, eine ganz neue, artige Erfindung, die durchaus nicht ein Erfolg für „modern“, sondern für „eigenartig“ sein soll. Erbschwörter für Fremdwörter haben die Verfasser mit mehr oder weniger Glück verwendet: z. B. Ichheit, Wirklichkeitsinn, gegenständlich, Seelentunde, Gegensätzlichkeit u. s. w. Dagegen kommt ein halbes Duzend mal das entsetzliche Wort „ballades“, und die ganz entbehrliche „Berve“ wiederholt vor. Lieblingswörter sind im übrigen: stofflich, gedanklich, martig, wichtig, Wurf, passend. Neuartig sind die Ausdrücke: goldiges Gemüt, goldiger Humor. Ich hätte „golden“ gesagt. — Wer im Bann der Phrase steht, verfällt leicht dem Unfinn. S. 45 ist die Rede von Büchern, die nur einem „unmittelbaren Zweck“ dienen. Jedes Buch hat seinen unmittelbaren Zweck. Von W. Hauff heißt es, daß sein Auftreten „etwas Meteorartiges, Blendendes“ habe, „trotzdem hat er Werke hinterlassen, die ihm ein bleibendes Andenken sichern“. Darin liegt ein starker Widerspruch. Wer meteorartig erscheint, kann nichts Bleibendes hinterlassen. — Auf S. 70 heißt es von Heine, daß er „die Länge seines Hohnes“ „aus innerem Zwang“ über alles ergossen „habe; „es war ein Dämon, der ihn beherrschte“.

Dieser Dämon muß aber ein „eigenartiger“ Teufel gewesen sein, denn „dieselbe Macht, die seine Harfe in zarten Weisen ertönen ließ, verwandelte diese zum Schluß in gellendes Gelächter“. Hätten die Verf. doch an die Stelle im Faust gedacht: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.“ — Von Leopold Schefer, dem Dichter des schauerlich langweiligen Laienbreviers, heißt es, daß er die Weltansicht gepredigt habe, „der Mensch habe sich stets der Allwissenheit der Natur unterzuordnen!“ Was soll das heißen? — In den „Poeten“, „die durch die ernste Richtung ihrer Kunst und den Hinblick auf das Ewige, den tiefern Gehalt des Christentums, die bewegte Sturmflut des Zeitgeistes von sich abzuwehren wußten“, rechnen die Verf. in erster Linie Julius Hammer, der als Vertreter des „tiefen Christentums“ die Lehre von der Erbsünde bekämpft, die angeblich zu slavischer Demut entwürdigt. Spitta, dessen „Psalter und Harfe“ mit fünfzig Auflagen in alle Schichten des Volks bis hinab zu den untersten Ständen gelangt ist, steht nach Meinung der Dresden-Striesener Litterarchistoriker weit hinter dem Hammer zurück. Spitta wird in 6 Zeilen erledigt, der längst verschollene F. v. Sallet wird mit dem vierfachen Raum bedacht. Geistliche Säger wie A. E. Fröhlich (der bekannte Fabeldichter), Ludwig Giesebrecht, Gustav Zahn, Gustav Knal, die Fürstin Eleonore Reuß, A. Schwarzkopf, A. v. Zeller und Dialektdichter wie Franz v. Kobell (K. Stieler's Vorbild), Kadler, Lennig, Schandein kennen die Verfasser nicht einmal dem Namen nach. „Etwas krankhaft Angehauchtes“ haben P. Heinze und K. Götte in den geistlichen Liedern der Meta Heuser-Schweizer (der Mutter der bekannten Erzählerin Johanna Spyri) entdeckt. Ich habe davon noch nichts gemerkt, und ich glaube etwas mehr in diesem Punkte zu verstehen, als die Vertreter der „neuen Gesichtspunkte“. — „Das Gottesgnadentum“ wird S. 134 zu den vertotteten und überlebten Zuständen gezählt.

S. 283 heißt es in der Besprechung des Jordanschen Romans „die Sebalds“ völlig richtig: „Der Dichter ist hier von einem in weiten Kreisen als Schlagwort verbreiteten Irrtum besungen, daß die Wahrheiten von Glaubenssagenungen durch naturwissenschaftliche Erkenntnis widerlegt werden können. Unmittelbar darauf folgt aber als Ansicht der Verfasser der ebenfalls verbreitete Irrtum, daß „eine folgerechte Kritik von Dogmen nur durch reines, vernunftgemäßes Denken eines geschulten Geistes, also auf philosophischem Wege geschehen kann.“ Was würde man von einem Manne sagen, welcher die Musik vom Standpunkt des Malers aus beurteilt, den Standpunkt des Bildhauers aber als groben Irrtum verwirft? Ist es denn so schwer, diese getrennten Gebiete reinlich auseinander zu halten? — Fragt jemand, ob denn die Verfasser nicht auch manches treffende Urteil abgegeben haben, so antworte ich: gewiß, nur enthalten diese richtigen Urteile keine „neuen Gesichtspunkte“, sind vielmehr im wesentlichen die Wiederholungen der Urteile anderer. Doch will ich einiges Gute erwähnen. Von Schack wird gesagt, daß er seinem Entwicklungs gange gemäß eine mehr anempfindende und nachbildende, als schöpferisch erzeugende Natur sei. Jordan bildet sich ein, seine Nibelungen seien das deutsche Volksepos. Die Verfasser nennen es mit Recht: „ein reines Kunstepos“. S. 369 wird in wenigen, aber zutreffenden Worten mitgeteilt, wie „Nataly“ von Eschstruth, „Verfasserin eines herzlich schwachen Romans“, berüht geworden ist. Von H. Wagner heißt es S. 402, daß er „die Sprache durch geschmacklose Anwendung des Stabreims wie durch verfehlte Neubildungen gemißhandelt habe und daß seine Texte im großen und ganzen nichts weiter seien, als mit Geschild in Reime gefügte Prosa“.

So weit man die Verfasser verstehen kann, glaube ich sie verstanden zu haben, nur das Wort „ausknobeln“ ist mir gänzlich unbekannt und auch aus dem Zusammenhang nicht verständlich geworden.

O. K.



## Berliner Brief.

Von

Johannes Stegbalt.

Berlin, Ende Februar 1890.

Es war auf dem großen „Reichskommers“ des Berliner Vereins deutscher Studenten in der Philharmonie, in der ich mich mit zahlreichen anderen geladenen Gästen eingefunden hatte, wo ich die erste Nachricht von den Vorfällen unseres jungen Kaisers vernahm. Ich brauche wohl kaum zu sagen, welchen gewaltigen Eindruck die vom Vorsitzenden des Vereins aus einem Extrablatt verlesenen Erlasse auf die Gemüter der deutschen Jugend ausübten. Wer mußte da nicht stolz auf seinen Kaiser, stolz darauf sein, daß gerade der erste und erhabenste Vertreter der deutschen Nation die Sache der wirtschaftlich Schwachen und Bedrückten zu der seinigen gemacht hatte! So wäre es also doch keine Fabel, was von der geistigen Führerschaft des deutschen Staumes gesagt und geschrieben wird, so wären wir also doch berufen, in dem Zeitalter des übermüthigsten Materialismus, des eisengepanzerten, waffenstarrten Hasses, das Banner der christlichen Liebe zu entfalten? Diese Gedanken mußten auch ein pessimistisches Gemüt einen Augenblick lang erfüllen, einen Augenblick sage ich, weil der vom Kaiser ausgesprochene Gedanke so mächtig und tief einschneidend ist, daß Einen wohl der Zweifel überkommen darf: werden wir, wird unsere Zeit fähig sein, die gewaltige Aufgabe zu erfüllen und dem idealen Gedankenfluge eines edlen Monarchen mit der That zu folgen? Mag die Zeit diese Fragen mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten, sie kann doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die deutsche Reichsregierung die erste gewesen ist, welche sich mutvoll, besonnen und klug an die Spitze derjenigen Bewegung gestellt hat, welche wohl vielleicht in der Richtung geleitet, niemals aber in ihrer treibenden Kraft gebremst werden kann. Wie sich auch die Dinge in Zukunft gestalten mögen, — jedenfalls wird das Recht auf des Kaisers Seite siegen und diesem Rechte wird es, wie immer in der Geschichte, auf die Dauer doch gelingen, der widerstrebenden Kräfte Herr zu werden. Es hat sich in Berlin gleich gezeigt, daß die eigentliche Sozialdemokratie unverföhlich ist. In einer der Versammlungen, die gerade während der Veröffentlichung der Erlasse abgehalten und in welcher diese selbst verlesen wurden, nahmen die anwesenden Sozialdemokraten das nachfolgende Hoch auf den Kaiser mit derselben Kälte und Gleichgültigkeit auf, die sie auch sonst allen Rundgebungen monarchischen Gefühls entgegenzubringen pflegen — d. h. sie blieben einfach auf ihren Plätzen sitzen. Mit diesen Leuten ist eben nichts anzufangen. Die Massen können ja überhaupt durch keine im Bereiche der Möglichkeit

liegende Sozialreform umgestimmt werden, weil ihr erräumter Zukunftsstaat mit paradiesischen Zuständen identisch ist. Und wer wollte solche auch mit den denkbar besten irdischen tauschen? Die Führer aber werden sich wohl hüten, die Illusionen ihres Hansens zu zerstören, denn wo blieben sie dann selber?

Der sinnliche Mattenhäuser,  
Er will nur freffen und lausen,  
Er denkt, nicht während er säuft und frißt,  
Daß unsere Seele unsterblich ist.

So eine wilde Kage,  
Sie fürchtet nicht Hölle noch Kage;  
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld  
Und wünscht auf's neue zu teilen die Welt."

Wer schon einmal das sozialdemokratische Kartotikum gekostet hat, der wird es auch nicht mehr lassen, ebensowenig wie der Opiumraucher seine Genüsse. Es kann sich also jetzt nur darum handeln, zu retten, was noch zu retten ist, und dieser Aufgabe leisten die kaiserlichen Erlasse mächtigen Vorschub!

Auf demselben „Reichstommers“, auf dem ich die erste Kunde von den allerhöchsten Bottschaften empfang, sprach auch Stöcker. Er sprach über die Notwendigkeit des „Agitierens“ für Christentum, Monarchie und deutsches Volkstum und nannte sich selbst mit wahren Humor — o lachende Thräne! — einen „Agitator auf Urlaub“. Da mußte ich mich wieder einmal fragen: warum? Wessen Verdienst ist es, wenn es heute in Berlin überhaupt noch ganze Arbeitervereine gibt, welche die kaiserlichen Erlasse mit Dankadressen beantworten? Einzig und allein dasjenige Stöckers! Man braucht wahrhaftig nicht „Stöckerianer“ zu sein, um die unschätzbaren Verdienste dieses Mannes um die konservative Sache voll zu würdigen; man kann selbst in wesentlichen Punkten von seinen Ansichten abweichen und dennoch die unswetwillige Zurückhaltung dieses unerfesslichen Kämpfers nur auf das tiefste beklagen, wenn man überhaupt nur in der ausschlaggebenden Frage: „Sein oder Nichtsein?“ der bestehenden Gesellschaftsordnung und Weltanschauung mit ihm übereinstimmt. Denn was bedeuten sämtliche „gemäßigte“ Redner des Kartells diesem einen, nicht gemäßigten, aber bei aller Energie dennoch maßvollen Mann gegenüber! Wo sind sie denn, die Herren, die statt seiner den Umsturzhelden à la Most und Konforten öffentlich die Stirne bieten? Man hört und sieht von ihnen nichts, man hört und sieht in allen Berliner Wahlkreisen nur eine heillose Verwirrung. Was Stöcker mühsam an positiven Elementen um das große Banner, Christentum, Monarchie, Deutschtum, in der Berliner Bewegung zusammengeschart hat, das scheint jetzt in unendlich kleine, einander beschneidende Parteien auseinanderbröckeln zu wollen. Selbstverständlich ist von einer wahrhaften gegenseitigen Unterstützung der „nationalen“ Parteien in Berlin keine Rede. Thatsache ist, daß selbst „gemäßigte“ konservative Kandidaten, wie z. B. Herr von Liliencron, der nur in sehr bedingter Weise dem Antisemitismus beitrifft, den Stützen des Kartells nicht mehr „mäßig“ genug sind. Aber eine andere Thatfache verdient auch Erwähnung, nämlich die, daß jetzt sogar die Antisemiten einander in den Haaren liegen. Es kann wohl nichts Dämmeres geben als das. Zu vermeiden ist der Bruch für den besseren und gebildeteren Teil freilich nicht. Es handelt sich natürlich um Böcklerianer und Deutsch-Soziale. Die Böcklerische Richtung, der „reine“ Antisemitismus, ist ebenso unsinnig als unsittlich. Schon die Persönlichkeit Böcklers dürfte nicht zur Vertretung einer so ausgefegten Partei geeignet sein. Nun aber noch die Grundsätze, denen zufolge der Antisemitismus geradezu als Selbstzweck erscheint! Wo die Bevölkerung dermaßen unter dem Judentum zu leiden hat, wie in Hessen, da mag der Haß gegen die Juden ausreichen, um einem redgewandten Demagogen genügende Anhänger zu sichern; wer aber für die Sache aus idealen Gründen eintreten soll, der kann unmöglich eine Richtung billigen, die lediglich den

Instinkten natürlicher Abneigung und der Begehrlichkeit ihr Dasein verdammt. Lieber keinen Antisemitismus als einen solchen! Schließlich sind wir doch auch Christen, oder sollten es doch jedenfalls sein. Das Christentum aber verbietet den Haß und predigt die Liebe. Aus Liebe für unsere bedrängten, ausgefogenen und irrefeleiteten deutschen Brüder und Glaubensgenossen sollen wir uns derselben thatkräftig annehmen und sie gegen ihre Ausbeuter, Bedrücker und Verführer beschützen. Das ist der einzige Gesichtspunkt, unter welchem betrachtet der Antisemitismus nicht nur sittliche Berechtigung besitzt, sondern auch als gebieterische sittliche Pflicht erscheint. Nun hat sich der hiesige deutsche Antisemiten-Bund („D. A. B.“) in letzter Zeit ins Bödelche Fahrwasser leiten lassen und da ist es denn auch kein Wunder, daß sich der sogenannte „Kadantiantisemitismus“ wieder stark in den Vordergrund drängt. So spielten sich während einer Versammlung, die Dr. Paul Förster einberufen hatte, um gegen die vom D. A. B. befürwortete Wahlenthaltung zu sprechen, die widerwärtigsten Scenen ab, Scenen, die lebhaft an sozialdemokratische Gepflogenheiten erinnerten. Auf einer anderen, einer Versammlung des D. A. B., erlebte man gar die Ueberraschung, einen der eifrigsten Bödelianer sich plötzlich — zur Sozialdemokratie bekennen zu hören, nämlich zur „wissenschaftlichen“, wie er mit geheimnisvoller Miene andeutete. Was der Mann, seines Zeichens ein Schuster, sich unter dieser „wissenschaftlichen Sozialdemokratie“ denkt, das hat er leider nicht näher erklärt. Natürlich ward er seitens der ehemaligen Parteigenossen mit einem donnernden: „Indenknecht!“ moralisch vernichtet. Das sind nur kleine Züge, aber sie charakterisieren doch den aumütigen Ton, der in diesen Kreisen seit einiger Zeit immer häufiger zu hören ist. Es wird für die ernsthaften und gebildeten Anhänger der christlich- und deutsch-sozialen Idee kaum etwas anderes übrig bleiben, als diese Gattung „Gefinnungsgenossen“ von den Hochschöben abzuschütteln, und Dr. Paul Förster hat damit bereits den Anfang gemacht, indem er sich gegen allen Zusammenhang mit derartigen „Antisemiten“ ausdrücklich verwahrt hat. Diese Leute schaden der Sache bei weitem mehr als alle jüdisch-freisinnigen Nachenschaften.

Erfreulicher war ein anderer Vorgang im Berliner Leben: die charaktervolle Rede des Professors von Treitschke, sein erstes Auftreten in öffentlicher politischer Versammlung nach 12jähriger Pause. Der berühmte Historiker befürwortete eifrige Wahl-ausübung für den konservativen Kandidaten im 2. Reichstagswahlkreise, Dr. Irmer. Besondere Beachtung verdienen die allgemeinen Ausführungen des vom Kaiser so hochgeschätzten Redners. Treitschke sprach von dem Mißbrauch des kaiserlichen Namens auf Seiten aller Nationalliberalen, und erhob u. a. auch die Frage: „Glauben Sie, meine Herren, daß es mir jemals einfallen könnte, meine Stimme einem Mann von der Farbe der Nationalzeitung zu geben?“ Mit besonderer Wärme gedachte er auch der großen Verdienste Stöckers, obwohl Treitschke durchaus nicht zu den unbedingten Verehrern dieses Mannes gehört: „jezt sieht man ein, was Stöcker erstrebt hat. Er hat endlich Bewegung und Mut in die lethargisch gewordenen, aber staatserkaltenden Kleinbürgerlichen Massen unseres Volkes gebracht . . .“ „Als die Stöckerische Bewegung oben keine Unterstützung fand, kam Mißmut über manchen kleinen Mann und trieb ihn in die Arme der Sozialdemokratie. Der Ausfall der nächsten Wahlen wird zeigen, wie es sich gerächt hat, Herrn Hopprediger Stöcker und seine Bewegung von der hochhoffiziosen Presse als Vaterlandsfeindschaft hinstellen zu lassen.“ Und die Wahlen in Berlin haben das bereits in unzweideutiger Weise gezeigt! Zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, ist zwar der Wahlkampf noch nicht entschieden; das aber steht schon jetzt sicher fest, daß die Parteien der Rechten in Berlin eine ungeheure Einbuße der Stimmenzahl erlitten haben und zwar in sämtlichen Wahlkreisen. Es sind im ganzen abgegeben 121,471 sozialdemokratische, 72,617 freisinnige, 35,707 kartellparteiliche Stimmen. Diesem Ausfall stehen die Ergebnisse vom Jahre 1887 mit 71,756 kartellparteilichen, 67,077 freisinnigen, 93,335 sozialdemokratischen Stimmen gegenüber. Demgemäß haben die erhaltenden Parteien ungefähr um die Hälfte ihrer sämtlichen Stimmen abgenommen.



Leider haben sich gelegentlich der Wahlen wieder ganz entsetzliche Vorgänge abgepielt. Am 20. d. M. kam es im IV. Wahlkreise am Andreasplatz und in den benachbarten Straßen zu einer förmlichen Schlacht zwischen der nach Tausenden zählenden Menschenmenge und einem starken Aufgebot von Schutzleuten. Nachdem der Pöbel sich zunächst mit dem Singen der Arbeiter-Marceillaise, Hochs auf Paul Singer und dergl. begnügt hatte, kam es etwa um 10 Uhr abends zum Handgemenge. Ein junger Arbeiter stürzte sich plötzlich mit dem Rufe, er sei von dem Pferde eines Schutzmannes überritten worden, auf die Erde. Damit war das Signal zu einem fürchterlichen Wutausbruch der ohnehin schon aufgeregten Massen gegeben. Zwei Schutzleute, welche den am Boden liegenden, angeblich überrittenen Arbeiter aufheben und zur Sanitätswache bringen wollten, wurden in barbarischer Weise mißhandelt, so daß sie wiederholt zu Boden stürzten. Man schlug ihnen die Helme ein und riß ihnen die Kleider vom Leibe. In die Sanitätswache drangen sofort etwa 20 Mann gewaltsam ein und verlangten die Herausgabe der dorthin geflüchteten Schutzleute, um dieselben totzuschlagen. Neu hinzukommende Schutzleute wurden nun ebenfalls thätlich angegriffen, von den Pferden heruntergerissen, diese selbst mit Messern bearbeitet. Nun machte die Menge einen Versuch, die Sanitätswache zu erstürmen; sie zertrümmerte die Fenster, schleuderte Eisenstücke in das Sanitätslokal und streckte den Widerstand leistenden Inhaber der Wache mit einer derartigen Gewalt zu Boden, daß er bewußtlos liegen blieb. Einer neuen Abteilung berittener Schutzleute gelang es endlich durch Anwendung der blanken Waffe die wütende Menge zum Rückzuge zu drängen. Eine Anzahl von Polizisten ist bei dieser Gelegenheit für längere Zeit dienstunfähig gemacht und etwa 30 Personen sind verhaftet worden. Ich weiß nicht, ob es angesichts derartiger Vorgänge wirklich angebracht ist, die heiteren Eindrücke des Berliner Lebens in den Vordergrund zu rücken. Ich denke vielleicht zu pessimistisch, aber ich muß doch offen bekennen, daß Auftritte wie der eben geschilderte meines Erachtens doch nur noch von offener Revolte übertrumpft werden können und daß die Vogel-Strauß-Politik jetzt weniger als jemals angebracht sein dürfte. Die 120,000 Anhänger, welche die Sozialdemokratie nach den neuesten Wahlergebnissen in der deutschen Reichshauptstadt zählt, sollten doch darüber belehren, daß diese staatsfeindliche Bewegung weder durch brutale Polizeigewalt, noch durch Ausnahmeesetze, noch durch Kartellpolitik bekämpft werden kann.

Wer nun auch an dem Ausgange der Wahlen schuld sein mag, — der Herausgeber des „kartell-politischen“ Wochenblatts „Neu-Berlin“, der österreichische Jude Friedenstein, der Held des Sensations-Prozesses, ist es jedenfalls nicht. Diefem ist von einer „extremen“ Justiz die Bethätigung kartellpolitischer Neigungen im Keim erdrückt worden. Dieser Tage begannen die öffentlichen Verhandlungen gegen ihn. Friedenstein ist zahlreicher Betrügereien und Erpressungen angeklagt, die er vermittelt seines Revolverblättchens verübt haben soll. Ein ungeheurer Apparat von Zeugen ist gegen ihn aufgeboten. Schauspielerinnen, Restaurateure, Börsianer, Musikdirektoren, eine ganze Welt von Geprellten und Geprellten, ist gegen ihn vor die Schranken gerufen. Auf die Frage des Präsidenten, welcher Richtung „Neu-Berlin“ angehöre, antwortet Friedenstein, stolz wie ein Spanier: „der kartellpolitischen“. Der Präsident meint freilich, daß das Kartell sich für die Unterdrückung von seitens dieses Organs „bedankt“ haben würde — aber der Ruf, dafür gewirkt zu haben, muß dem Angeklagten doch bleiben. Ich erinnere mich noch sehr wohl eines Artikels, der aus „Neu-Berlin“ von vielen anderen Blättern wohlgefällig abgedruckt und in dem die Jüdischheit dringend aufgefördert wurde, nunmehr — nachdem nämlich die Regierung gezeigt habe, daß sie von den Antisemiten nichts wissen wolle — auch ihrerseits thätkräftig diese Regierung und das Kartell zu unterstützen, da das den jüdischen Interessen nur entsprechen könne. Wer weiß — wenn Friedenstein auf denselben Wege, auf dem er Abonnenten und Inserate „acquirierte“, auch Wahlstimmen gesammelt hätte, wer weiß, ob er dann nicht auch dem Kartell eine ganze Anzahl unfreiwilliger Anhänger zugeführt hätte. „Neu-Berlin“ verfuhr nämlich auf eine ebenso wirksame als schlichte

Weise: es stürzte sich mit dem Schlachtrufe: „la bourse ou l'honneur“ auf seine Opfer. Das Theater, das der Redaktion Freibillets, das Geschäft, das ihr Inserate, die einzelne Persönlichkeit, die ihr das Abonnement verweigerte, wurde in den nächsten Nummern moralisch und geschäftlich niedergebaut. Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Inhaber zweifelhafter Lokale, wurden mit besonderer Vorliebe heimgeführt. Die Betroffenen erhielten zunächst eine „Probenummer“ mit ausgefüllter Abonnementsquittung. Hatte das keinen Erfolg, dann wurden sie durch eine zweite Sendung überrascht: in einem blauangeführten Exemplar fanden sie die Schilderung interessanter Episoden aus ihrem Leben. Es versteht sich, daß diese Schilderungen von phantastischer Feder verfaßt wurden und des romantischen Reizes keineswegs entbehrten. Ist hieß es auch noch: „Fortsetzung folgt“. Andere wurden durch den Besuch von Engländern beehrt, deren Beredsamkeit durch unheißschwängere Mienen und düstere, apokalyptische Drohungen ebenso effektiv als erfolgreich unterstützt wurde. „Ich will nicht geliebt sein“ — antwortete Friedenstein gelegentlich einem Vertreter, der seinem Bedauern über den schlechten Ruf des Chéss glaubte Ausdruck geben zu müssen — „ich will nur gefördert sein“. Und er wurde gefördert — von vielen, die lieber den Geldbeutel öffnen wollten, als Gegenstand einer Skandalgeschichte werden. Das „Geschäft“ ging eine Weile ganz gut, dann freilich ward der Chefredakteur und Eigentümer von „Neu-Berlin“ seinem Leserkreise auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Verhaftung und Einsperrung entrückt —: das kartellpolitische Wochenblatt „Neu-Berlin“ hatte aufgehört zu sein! Es ist das übrigens nicht die erste Erscheinung eines ausgesprochenen Revotverblattes in Berlin. „Der Unabhängige“, berüchtigten Angedenkens, hatte schon ähnliche Ziele verfolgt. Die deutsche Reichshauptstadt scheint indessen doch nicht der geeignete Boden für derartige Unternehmungen zu sein, die z. B. in Wien in zahlreichen Blüten aufgejochten sind.

In ganz anderer Weise bemerkenswert ist die Neklamé des belauuten „Berliner Lokal-Anzeigers“. Derselbe nimmt nicht nur einen guten Teil sämtlicher Titelfäulen dauernd mit seinen Ankündigungen in Anspruch, sondern er malt auch „hoch oben, wo die Wolken ziehen“, d. h. an den Giebelwänden der größten Häuserpaläste auf himmelblauem Grunde mit riesenhohen Buchstaben seine „weltberühmten“ Namen hin. Darius soll nun die Berliner Polizei neuerdings ein Haar gefunden haben. Und in der That — viel geschmackvoller und „eigenartiger“ dünkt mich die Art und Weise, in welcher der Verleger eines kleinen hiesigen Blattes, der „Berliner Vereinszeitung“, Herr Emil Richter, seine alten Abonnenten an sich zu fesseln und neue zu gewinnen sucht. Schon das Dasein einer gutbestehenden besonderen lokalen Vereinszeitung ist nur in einer Weltstadt, wohl auch nur in einer deutschen Weltstadt denkbar. Das Blatt bringt die Berichte aus sämtlichen Berliner Vereinen und ist offizielles Organ der meisten derselben. Herr Richter hat nun den Einsall gehabt, für seine sämtlichen Abonnenten ein besonderes Fest zu veranstalten. Dasselbe fand auch wirklich im Kaiserfaal des Etablissements Beynaghens Anfang dieses Monats unter reger Beteiligung statt. Man laun sagen, daß es nach jeder Richtung hin befriedigend verlief und einen ebenso anständigen als freundlichen Eindruck hinterließ. Einer Reihe musikalischer und dramatischer Darbietungen folgte eine „Kaffeepause“, während welcher Vorträge des „urromischen Venedig“, und anderer Komiker mit gutgemeinten Tischreden abwechselten. Nun muß man sich vorstellen, daß das einen de Band, welches sämtliche Anwesende zusammengeführt hatte, in nichts anderem bestand, als in dem gemeinsamen Abonnement auf die „Berliner Vereinszeitung!“ Ein gefelliges Vergnügen, dessen Teilnehmerschaft die Abonnenten eines bestimmten Preisorgans bilden, dürfte bisher in Deutschland noch nicht veranstaltet worden sein. Entsprechend diesem Charakter des ganzen Festes waren auch die während der „Kaffeepause“ gehaltenen Ansprachen. Den Schluß machte ein Tanzkränzchen, welches von dem Redakteur der Zeitung eröffnet wurde. Daß die Teilnehmer an dem Feste Vergnügen fanden, erhellt aus der Thatfache, daß dasselbe bis gegen Morgen währte. Und angesichts solcher Erscheinungen in unserem sozialen Leben will man immer noch

an dem Worte Ven Affias festhalten, daß alles schon dagewesen sei? Nein, hier haben wir es wirklich einmal mit etwas Neuem, mit etwas Anderem zu thun, und deshalb hielt ich es nicht für uninteressant, das Vorkommnis auch an dieser Stelle zu berücksichtigen. Eine derartige „Reklame“, welche auch die schönen Künste in ansprechender Weise verwertet, ist jedenfalls ungleich sinnreicher und annehmbarer, als die sonst üblichen Kosofaleffekte auf Säulen und Wänden. Ja, ja, Berlin wird Weltstadt!

Auch eine „Vereins-Zeitung“ hat Anfang dieses Monats (bezw. Ende Januar) zu erscheinen begonnen. Sie vertritt die Interessen des bereits mehrfach von mir besprochenen Vereins „Freie Bühne“. Der Titel ist: „Freie Bühne für modernes Leben“. Als Herausgeber zeichnet Otto Brahm, als Verleger der K. schwed. Hofbuchhändler S. Fischer. Im Prospekt ist sehr viel von „Wahrheit“ und „neuer Kunst“ die Rede. Worin die „Wahrheit“ besteht, wird freilich ebensowenig gesagt, als der Begriff der „neuen Kunst“ befriedigend erläutert wird. Es ist überhaupt eine der lächerlichsten Annahmen der neuen realistischen Richtung, daß sie Klassikern wie Schiller und Goethe gegenüber den Begriff der „Wahrheit“ anspielt. Als ob jene nicht viel mehr vom verschleierteu Bilde zu Saß gesehen hätten, als sämtliche moderne Realisten zusammengekommen! Noch eigentümlicher berührt es aber, wenn diese Geistesheroen gelegentlich als Zeugen für die Veredlung der „neuen“ Kunstanschauungen aufgerufen werden. So bemüht sich Herr Ludwig Fulda in dem ersten mir vorliegenden Hefte der „F. B.“ den Beweis zu erbringen, daß „Moral und Kunst“ in einem gänzlich unabhängigen Verhältnisse zu einander stehen und beruft sich zur Erhärtung dieser kühnen Behauptung auf keinen Geringeren als Schiller! Gründlicher mißverstehen konnte man unseren deutschen Lieblingsdichter überhaupt nicht. Schiller, der die „Schaubühne als moralische Kunst“ geschrieben hat, und die Behauptung, daß die Moral mit der Kunst nichts zu schaffen habe! Freilich darf man den Dichter für die unmoralischen Thaten und Anschauungen seiner Figuren nicht verantwortlich machen, soweit er nicht selbst für sie Partei ergreift, aber — ist damit denn auch gesagt, daß des Dichters Ziele unter irgend welchen Umständen andere als veredelnde sein dürfen? Der Künstler ist kein Moralprediger, aber er bessert dennoch durch die Schönheit seiner Werke. Seine höchsten Aufgaben fallen naturgemäß mit denen der Menschheit zusammen, und worin anders könnte die Aufgabe dieser bestehen, wenn nicht in einer fortschreitenden Veredelung? In demselben Hefte, in welchem nachgewiesen werden soll, daß Kunst und Moral von einander unabhängige Begriffe seien, wird das Drama des Grafen Leo Tolstoj: „Die Macht der Finsternis“, das jüngste Sensationsstück der Freien Bühne, als ein Meisterwerk der „neuen“ Kunst gepriesen. Nun ist aber gerade dieses Werk ein ausgesprochenes moralisches Tendenzdrama! Ja, es beweist, wie der Dichter, dessen moralisches Streben sich über die Grundgesetze seiner Kunst hinwegsetzt, Wirkungen erzielt, die weder nach der moralischen noch nach der künstlerischen Seite voll ausfallen können, weil das Wahre nicht mit falschen Mitteln erreicht werden kann; weil eben auch in der Kunst der Saß gelten muß, daß der Zweck die Mittel nicht heiligt. Der Dichter kann nur auf einem Wege das Gute erreichen: auf dem Wege des Schönen. Und gegen die Gesetze des Schönen veräußigt sich das Tolstoj'sche Drama in geradezu furchtbarer Weise. Nun muß man freilich das Stück auch unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß es vom Verfasser für russische Bauern bestimmt war. Tolstoj konnte ja nicht ahnen, daß Damen und Herren aus der Berliner Gesellschaft sich für ein Werk begeistern würden, welches durchweg dem geistigen Horizonte einer Menschenklasse Rechnung trägt, der Europas übertünchte Höflichkeit durchaus fremd ist. Er hat deshalb auch keine Rücksicht auf das Schönheitsgefühl gebildeter Zuschauer genommen. Und auf russische Bauern hätte sein Drama gewiß eine sehr gute Wirkung ausgeübt, wenn es eben nicht von der moskowitzischen Zensur verboten worden wäre. Denn der russische Bauer steht im allgemeinen noch auf einer zu niedrigen Stufe, als daß sein geistiges Nervensystem durch irgend welche häßliche

Eindrücke herabgestimmt werden könnte. Er hätte lediglich den moralischen Vorteil genossen, ohne den Nachteil einer Vergewaltigung alles ästhetischen Gefühls zu empfinden. So wäre das Stück in Rußland nicht als ein Werk der Kunst, sondern als eine Sittenpredigt zu betrachten und lediglich von diesem Standpunkte aus zu beurteilen gewesen. Anders steht die Sache bei einer Aufführung in Berlin. Uns wird das Drama als ein Kunstwerk geboten, lediglich als ein Kunstwerk, denn unmöglich können wir doch die Moral des Dramas auf uns selbst beziehen. Wie schlimm unsere Gesellschaft auch sein mag — aus solchen Leuten, wie sie „die Macht der Finsternis“ uns vorführt, besteht sie denn doch nicht. Unsere Verbrechen liegen auf ganz anderen Gebieten als auf denen des gemeinen Mords und Totschlags. Daß gewöhnliche Mörder und Totschläger Strafe verdienen und von der menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit erkeit werden, das braucht man uns wahrhaftig nicht im Theater zu versichern; das wissen wir ohnehin ganz genau; um das zu erfahren, haben wir wirklich nicht nötig, uns durch einen fünfaktigen dramatischen Morast schleppen zu lassen. Rein, die Moral, die wir von der Bühne erwarten, kann nur eine solche sein, von der wir uns selbst getroffen fühlen, die uns selbst im Innersten erbeben macht. Empfangen wir einen derartigen Eindruck von „die Macht der Finsternis“? Die meisten Zuschauer werden aus der Aufführung ein mitleidiges Gefühl für die „armen, verwahrlosten Russen“ und einen heftigen Ekel mitgenommen haben. Tolstoj schildert das ganze sittliche Elend seines Volkes: u. a. eine Frau, die ihren Mann vergiftet, um ihren Liebhaber zu heiraten, der seinerseits wieder sein eigenes Kind erdrückt, indem er ein Brett auf dasselbe legt und sich darauf setzt!!! Tolstoj braucht möglichst grelle Farben, um die Roheit des Substitums, das er im Auge hatte, durch Schilderung einer womöglich noch größeren Roheit zur Selbsterkenntnis zu bringen. Daß aber derartiges von modernen deutschen „Aesthetikern“ für die „neue“, alleinseigmachende „Kunst“ erklärt werden kann, würde man schwerlich glauben, wenn man es nicht schwarz auf weiß vor sich sähe. Dennoch dürfte es gerade das Vorwiegen solcher Brutalitäten gewesen sein, was der „Macht der Finsternis“ Herrschaft über die „Freie Bühne“ gegeben hat. Denn schwerlich darf man der Annahme Raum geben, daß die Leitung dieses Instituts von dem warm religiösen Hauche, von welchem das Stück durchweht wird, mächtig und angenehm genug berührt wurde, um daraus hin die Aufführung zu beschließen. Tolstoj paßt überhaupt gar nicht in diese Gesellschaft hinein. Seine tiefsten Absichten und Gedanken, sein inniges, wenn auch gewiß häufig irrendes Christentum, sein tiefes christliches Streben sind von unseren „realistischen“ Schriftstellern und Kritikern niemals recht verstanden, geschweige denn nach Gebühr gewürdigt, und es lassen sich wohl auf das Verhältnis dieses großen Dichters zu unserer realistischen Kinderstube die Verse anwenden, mit denen Heine die Beziehungen zu seinen Genossen gekennzeichnet hat:

„Selten habt ihr mich verstanden,  
 Selten auch verstand ich euch,  
 Nur wo wir im Roth uns fanden,  
 Da verstanden wir uns gleich!“



## Monatschau.

### Politik.

Das Ereignis des abgelaufenen Monats sind die Wahlen zum Reichstag, oder richtiger das Resultat, welches sie ergeben haben. Haben wir sonst oftmals Wahlbewegungen gehabt, die an Lebhaftigkeit hinter der gegenwärtigen um nichts zurückstanden, ja sind vielleicht früher schon die Wogen der Leidenschaft höher gegangen als heute, so wird doch kaum seit Gründung des Reiches ein Wahlkampf durchgeföhrt sein, dem so bedeutungsvolle Ereignisse wie diesmal den Stempel aufgedrückt haben; kein Wahlergebnis wird zu verzeichnen sein, welches auf die ganze Politik der Regierung in stärkerem Maße einzuwirken die Kraft hätte, als das heutige.

Die Wahlbewegung erging sich auch diesmal anfänglich in den gewohnten gegenseitigen Anschuldigungen der Parteien, und zwar mit einer nicht ungunstigen Tendenz für die Parteien der Linken, weil diese in dem Schlagwort der „Lebensmittelverteuerung“ eine überaus wirksame Wahlparole gefunden hatten. Die sämtlichen Mitglieder der bisherigen Kartellmehrheit wurden beschuldigt, auf Kosten des armen, arbeitenden Volkes sich die Taschen gefüllt zu haben, und durch indirekte Steuern die direkten Abgaben sich abnehmen zu lassen, welche sie nach Recht und Billigkeit selber tragen müßten.

In diese über den banalen Durchschnitt sich wenig erhebbende Agitation trafen unerwartet zwei kaiserliche Erlasse hinein, die der Entwicklung der sozialpolitischen Dinge einen ganz neuen Anstoß zu geben bestimmt und auch völlig geeignet waren — der Entschluß, die Lösung der sozialen Frage, soweit sie auf nationalem Gebiet nicht erreichbar ist, auf das internationale zu übertragen und nun von Deutschland aus die bezüglich seitens der Schweiz geplante Konferenz der europäischen Industriestaaten nach Berlin zusammenzurufen.

Die Wirkung der Erlasse war natürlich eine sehr viel bedeutendere, als es früher die entsprechenden Kundgebungen der Schweiz gewesen. Der Plan wurde breit und viel in den Zei ungen besprochen und zwar im wesentlichen zu stimmend. Während vor zehn Jahren noch ein konservativer Publizist, der gleiche Ansichten vertreten hätte, gesteinigt oder totgeschwiegen wäre, so hatte jetzt Niemand den Mut zu widersprechen. Jeder hatte die Empfindung, daß in der That in dieser Richtung die Entwicklung der Zukunft liege und daß es vergeblich sei, sich offensibaren Zukunftsideen zu widersetzen. Selbst die Freisinnigen machten gute Miene, obgleich ihre ganze politische Vergangenheit den Ideen der Erlasse schnurstracks widerspricht. Am wenigsten erfreut waren natürlich die sozialistischen Führer; diese suchten jeden Eindruck auf das Volk zu hindern und zu schwächen. Bald suchten

sie die Kundgebung als ein von ihnen erreichtes Zugeständnis darzustellen, bald mühten sie sich, dieselbe als wirkungslos und unbedeutend den Wählern zu schilbern.

Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Nirgends war der erzielte Eindruck nachhaltig genug, um irgend einen Wähler von seinen vorgefaßten Meinungen abzubringen, oder auch nur die bisherigen Freunde der Regierung bei der Fähne zu halten.

Die Wahlen vollzogen sich, und sie ergaben ein Resultat, welches den von der Regierung im Wahlkampf gesteckten Zielen in keiner Weise entsprach. Das Resultat war erstens ein ungeheures Anwachsen der Sozialdemokratie und zweitens die völlige Zertrümmerung des Kartells, d. h. derjenigen Mehrheit, auf welche sich die Regierung bisher gestützt hatte, und in Folge dessen drittens die Entstehung einer neuen Majorität, in welcher das Centrum die Ausschlag gebende Partei ist.

Welche Wirkung wird das alles haben?

Was zunächst das Kartell betrifft, so ist bekannt, welche gradezu ungeheuerliche Mühe die Regierung sich seit bald 10 Jahren gegeben hat, dasselbe zu schaffen und zusammenzuhalten. Ursprünglich war es als „Mittel-Partei“ gedacht, welche völlig grundlos der Regierung durch Dick und Dünn zu folgen bereit wäre. Als alle Versuche in dieser Richtung mißlangten, gab man sich dann formell mit dem Kartell zufrieden, welches ehrlich gehalten den mittelparteilichen Gedanken in keiner Weise förderte. Eben deshalb aber, weil es ehrlich gehalten, im Sinne der Offiziösen nichts half, so mußte es unehrlich ausgenutzt werden, um die Hindernisse der Mittelpartei, die grundsätzlich Konservativen zu beseitigen. Man weiß, welche Anstrengungen die „Königliche“ und die „National-Blg.“ auf dem Wege dieser Unehrlichkeit gemacht haben und wie trotzdem garnichts erreicht worden ist, sondern das helle Gegenteil der eigenen Wünsche. Gerade die eigentlichen Vertreter jenes traurigen offiziellen und nationalliberalen Standpunkts sind so völlig aufs Haupt geschlagen, daß sie von ihren zahlreichen Eigen kaum ein Duzend gerettet haben.

Was werden nun die Offiziösen zu dieser Niederlage sagen? — so fragte man sich naturgemäß nach der Wahl, nicht ohne die Teilnahme, welche das Unglück zu wecken pflegt. Die Antwort ist schon da. Ohne mit der Wimper zu zucken, vollziehen sie die nötige Schwankung. Das Kartell bekommt den bekannten Gelbtritt, das Centrum, welches früher in der ersten Reihe der Reichsfeinde stand, wird in die Liste der staats-erhaltenden Parteien aufgenommen und auch die Extrem-Konservativen werden wieder zu Gnaden angenommen, da sie leidlich vollzählig wieder auf dem Platze sind. Alles in Allem stellt man sich, als sei die neue Majorität ein Geburtstagsgeschenk, das man sich „schon lange gewünscht“ habe.

Weniger leicht ist selbstredend über das ungeheure Anwachsen der sozialistischen Stimmen hinwegzukommen, namentlich über die bedauerliche Thatfache, daß die Sozialdemokratie von den Städten sich immer stärker auch auf das flache Land ausdehnt. Es ist hier besonders charakteristisch, daß die kaiserlichen Erlasse gar keinen Eindruck auf die Wähler gemacht haben, ja daß die ganze begonnene Sozialreform von denjenigen, denen zu Gunsten jetzt die nationale und internationale Gesetzgebung arbeitet, als Luft behandelt wird.

Es hat das hier und da die politischen Optimisten enttäuscht. Wir unsererseits haben uns der Täuschung nicht hingegeben, als könnten durch Worte oder Schriftstücke irgendwelcher Art die leidenschaftlich erregten Arbeitermassen umgestimmt werden. Dieselben wollen vor allen Dingen materielle Vorteile sehen und fühlen. Und ob sie sich zufrieden erklären würden, wenn wirklich dergleichen in dem ganzen Umfang geboten würde, der überhaupt durch Gesetzgebung erreichbar und möglich ist, erscheint auch noch zweifelhaft. Ob überhaupt noch eine andere Lösung, als durch „Blut und Eisen“ möglich ist, hängt von einer Ziffer ab, die niemand kennt, von der Verhältniszahl der Bewußten zu den unbewußten Sozialdemokraten. Bei den letzteren ist auf Umkehr zu hoffen. Bei den ersteren natürlich nicht. Einstweilen aber haben sich alle hineingelegt

in den Gedanken, daß ihre Führer in der sozialistischen Theorie ein Mittel besitzen, um auch dem Ärmsten die Taschen mit Goldstücken zu füllen. Und da diese Zuversicht der Urteilslosen nicht auf politischer Einsicht, sondern auf persönlichem Vertrauen zu den Führern beruht, so wird das Feuer auch nicht erlöschen, wenn und so lange die Agitatoren für gut halten, dasfelbe zu unterhalten und zu schüren.

Dem gegenüber an freundlichen Hoffnungen fest zu halten, ist schwer. Und die ernste Frage drängt sich auf: wird es schnell genug gehen mit den Reformen? — Die geplanten Gesetze sind Bäume, die langsam wachsen, Bäume, die vielleicht erst den Kindern ihren vollen Schatten geben werden. Und weiter: wird das dann Erreichte der erwachten Begehrlichkeit genügen? Wird nicht jede erfüllte Hoffnung nur neue Forderungen zeitigen?

Wir wollen nicht pessimistisch grau in grau malen. Aber Anlaß zur Sorge ist da. Und wenn jetzt etwa, was bei den manchesterlichen Dispositionen Englands und Frankreichs und bei der vollen Herrschaft des Kapitalismus in diesen Ländern sehr möglich ist, die internationale Arbeiterschunferenz resultatlos im Sande blasser Kompromißbeschlüsse verlaufen sollte, so wird keine Macht der Erde das Vorurteil brechen, daß auch in Deutschland der Wille der Regierung und der Besitzenden, den Arbeitern zu helfen überall nicht vorhanden sei.

Dann aber ist kaum eine andere Perspektive denkbar, als daß die soziale Frage rein zur Machtfrage wird und daß die Kriegserklärung der Arbeiter an die Besitzenden mit einer Gegenkriegserklärung so lange beantwortet wird, bis die Führer und Agitatoren mit diskutierbaren Vorschlägen herauskommen. Daß dieser Kampf am letzten Ende mit voller Niederlage der Angreifer enden wird, ist uns nicht zweifelhaft. Aber ebenso wahrscheinlich ist es, daß der Weg zum Siege durch Blut und Thränen hindurchgehen, daß er bezeichnet sein wird durch Trümmer und Scherben.

Die Hoffnung Deutschlands ruht nun, nächst Gott, auf seiner Armee. Freilich tritt damit auch eine Frage, die bisher nur in Spanien und Frankreich und anderen Ländern bei inneren Wirren akut wurde, auch bei uns auf die Tagesordnung, die Erwägung nämlich, wie weit auf die Armee zum Schutz von Ordnung und Eigentum Verlaß sei. Und hier liegt nun die Sache bei uns insofern anders und besser als in den romanischen Ländern, da Pronunciamentos ehrgeiziger Offiziere bei uns nicht zu fürchten sind. Der Offizierstand steht fest zu seinem Kriegsherrn. Das aber ist doch auch klar, daß wenn erst die Verhegung und Verbitterung zwischen Besitz und Nichtbesitz sich auch auf das militärische Verhältnis der Vorgesetzten und Untergebenen in seiner vollen Schärfe überträgt, auch in Deutschland Ereignisse ins Auge gefaßt werden müssen, die wir bisher nicht gekannt haben.

Daß solche Ereignisse — Auflehnung der Truppen und Bürgerkrieg — nicht eintreten mögen, hofft gewiß jeder Patriot. Geschwächt wird aber immerhin die Hoffnung, durch eine andere Aussicht, die nun mit Bestimmtheit sich eröffnet, wir meinen die Unmöglichkeit, das Sozialistengesetz erneuert zu sehen. Ohne das Centrum ist im neuen Reichstag keine Mehrheit möglich. Jede Mehrheit mit Centrum wird aber günstigstenfalls so abgeschwächten Vorlagen zustimmen, daß dieselben dann keinen Wert mehr weber für die Konservativen noch für die Regierung haben. Es wird also voransichtlich gar nichts vorgelegt und ohne Gesetz regiert werden — so lange wie es eben dauert.

Möglich, daß die Führer der Sozialisten versuchen werden, den Beweis zu liefern, daß sie die Massen völlig in ihren Händen haben, daß sie selber nicht die Auführer sind, als welche man sie ausgiebt, und daß auch die Massen nur „wissenschaftliche“ Revolution wollen unter Ausschluß jeder Verwendung der „schwierigen Fäuste.“ Daß dieser Beweis gelingen sollte, ist freilich schwer zu glauben. Es wird zunächst wieder jene Agitation der Hölle entbrennen, welche einst die Demagogen Rost und Hasselmann

gezeitigt hat und dann wird es den neuen Revolutionäremachern nicht besser ergehen wie den alten:

Die ich rief, die Geister.  
Werd ich nicht mehr todt.

Dann Aufrühr und Salven; Reaktion in der feigen Bourgeoisie. Und endlich als dauerndes Ergebnis und freundliches Correlativum des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts, der große Belagerungszustand im ganzen deutschen Reiche. Und das Zukunftsbild, welches wir hier gezeichnet haben, ist nicht etwa ein schwarz gemaltes, sondern das denkbar günstigste. Sehr viel schlimmer kann die Sache werden, wenn das mißgünstige Ausland sich einmischt und unsere inneren Wirren zu eigenem Vorteil ausnützt. Schon haben die deutschen Sozialisten von ihren französischen, rumänischen, dänischen und anderen Brüdern jubelnde Glückwunschadressen zu ihrem großen Wahlerfolge bekommen. Das hat vorläufig allerdings noch nicht viel zu bedeuten, aber es kann Bedeutung gewinnen, sobald einmal die deutsche Regierung in ernste Verwicklungen mit dem Ausland kommt.

Inzwischen überheben alle Zukunftsorgen nicht vor der Erfüllung nächstliegender Pflichten, und diese bestehen in der unverdroffenen Fortsetzung der sozialen Reform. Erfreulich ist es da, daß die Vorbereitungen zur internationalen Konferenz in Berlin mit Ernst und Eifer getroffen werden. Vor allen zu weit gehenden Hoffnungen wird man sich freilich auch hier zu hüten haben, denn in den beiden zunächst maßgebenden Industriestaaten, in England und Frankreich, ist man weit entfernt von der Gewöhnung an staatssozialistische Ideen, wie sie sich in Deutschland allmählich ausgebreitet haben. In London und Paris herrschen dagegen noch fast unumschränkt das Manchesterium und der Kapitalismus und sie werden ohne Zweifel jedem wirklich durchgreifenden Beschluß den zähesten und härtesten Widerstand entgegenzusetzen wissen.

Nicht minder bedeutungsvoll, als die objektiven Ursachen und Wirkungen der kaiserlichen Erlasse — es ist schwer zu sagen, was Grund und was Folge ist — sind die subjektiven, die persönlichen, in erster Linie das zeitweilige Auseinandergehen der sozialpolitischen Anschauungen von Kaiser und Kanzler. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die politische Auffassung der sozialen Frage, welche in den Erlässen niedergelegt ist, den Absichten des Kanzlers nicht durchweg entsprochen hat. Die Folge war eine Kanzlerkrisis, der Wunsch des Fürsten Bismarck, von der Ministerpräsidentenschaft zurückzutreten und sich auf das Auswärtige zu beschränken, wo übrigens ebenfalls Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Monarchen und seinem ersten Ratgeber obgewaltet haben dürften. Indessen hat das Ergebnis der Wahlen die Situation nun völlig verändert. Um nicht den Schein entstehen zu lassen, als ob er vor den Schwierigkeiten der kommenden Tage zurückweiche, hat der Kanzler seine Abgangspläne aufgehoben, wenn nicht gar aufgehoben. In einer längeren Audienz, welche Fürst Bismarck beim Kaiser hatte, sind allem Anschein nach die zusammengezogenen Wolken zerstreut und die Hoffnung erscheint begründet, daß ein annäherndes, wenn nicht gar ein volles Einverständnis wiederum erzielt sein möge, als unentbehrliche Grundlage pflanzvoller Handlung in den Tagen der Kämpfe und Wirnisse, denen wir nach menschlichem Ermessen rettungslos entgegen gehen.

**Oesterreich-Ungarn** betrauert den im verflohenen Monat erfolgten Tod eines seiner hervorragendsten Staatsmänner, des Grafen Andrássy, der nach einem wechselvollen Leben — er wurde in seiner Jugend als Revolutionär in eiskalte gehauert — einem schweren Leiden erlegen ist. Graf Andrássy verdient es aber, daß man ihm nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Deutschland ein dankbares Andenken bewahrt, denn er ist der mutige Staatsmann gewesen, welcher, den stärksten Gegenwirkungen zum Trotz, die deutsch-österreichische Freundschaft zu einer Zeit schon erstrebt und vorbereitet und gepflegt hat, wo sie die später erlangte Volkstümlichkeit noch keineswegs gewonnen hatte.



Man hat dem Fürsten Bismarck als eine seiner höchsten diplomatischen Leistungen den Abschluß des österreichischen Bündnisses zugerechnet; und die hohen Verdienste desselben in dieser Hinsicht sollen von uns gewiß nicht verringert werden. Aber am Sarge Andraffy's darf gewiß auch gesagt werden, daß, wenn es vom Sieger weise war, den Besiegten zu schonen und Mäßigung im Erfolge zu beweisen, das Verdienst und die Befinnung des Besiegten nicht minder groß scheint, der sich entschloß, im Interesse seines Vaterlandes durch die Vergangenheit einen Strich zu machen und vergebend und vergessend die Hegemonie des früheren Rivalen in Deutschland rückhaltlos und neidlos anzuerkennen.

Noch wichtiger fast und noch bedeutender erscheint es, daß Oesterreich auch davor nicht zurückgeschreckt ist, Italien in den Dreibund aufzunehmen, d. h. ein Land und eine Regierung, welche noch weit mehr als Deutschland den ablehnenden Gefühlen des Volkes begegneten. Auch dieses politische Verhältnis ist Verdienst des heimgegangenen Staatsmannes, und seinen überlegenen Maßnahmen ist es sonach mit zu danken, wenn wir und Europa mit uns sich eines zwanzigjährigen Friedens erfreuen durften.

Zur Verlängerung dieses äußeren Friedens kann es nur beitragen, wenn auch der innere Friede sich in Oesterreich konsolidiert. Und das ist in hervorragender Weise geschehen durch den böhmischen Ausgleich. Zwar sind die lärmenden Jungtschechen nicht zufrieden mit demselben — ihrem Größenwahn kann nichts anderes genügen, als Unterjochung der Deutschen und Herstellung der Wenzelskrone. Aber zum Glück sind diese Fanatiker nicht maßgebend. Alle verständigen Leute in beiden Lagern freuen sich des Ausgleichs und hegen keinen anderen Wunsch, als daß die Verständigung mit allen ihren segensreichen Folgen von Dauer und Bestand für lange hinaus bleiben möge.

\* \* \*

In Frankreich haben in neun Wahlkreisen Ersatzwahlen für die Abgeordnetenkammer stattgefunden. Bekanntlich hat das Parlament die Wahlen der boulangistischen Kandidaten (im Seine-Departement) für ungültig erklärt und daher sind besonders die für diese erfolgten sechs Ersatzwahlen von Bedeutung. Die Republikaner rechneten mit Bestimmtheit auf eine Niederlage der Anhänger des Eggenerals; indessen haben dieselben in fünf Wahlkreisen wieder gesiegt. Die Pariser republikanische Presse ist unangenehm überrascht und Boulanger selbst sprach das stolze Wort: „Noch ist der Boulangismus nicht tot!“

Um sein „Prestige“ besorgt zu werden, hat er aber alle Ursache. Denn der eben großjährig gewordene Sohn des Grafen von Paris, der Herzog von Orleans, hat mit einem Theatercoup die Absicht bekundet, als Prätendent den anderen Prätendenten Konkurrenz zu machen. Der Herzog kam verkleidet trotz des Verbannungsdekrets, welches ihm das Betreten französischen Bodens untersagt, nach Paris und meldete sich bei der Aushebungskommission, angeblich um seinen Eintritt als einfacher Rekrut in das französische Heer zu bewirken. Dieser gesetzwidrige Entschluß hat ihm einstweilen zwei Jahre Gefängnis gekostet, zu welchem er von dem zuständigen Gerichtshof verurteilt wurde; indessen wird er wohl nicht allzulange im „Kerker“ schmachten, in welchem er übrigen Besuche empfängt und gute Diners einnimmt, sondern „begnadigt“ in das Ausland und in die Vergessenheit zurückkehren. In Frankreich ist zwar alles unberechenbar, und politische Prophezeiungen sind dort noch mißlicher, als anderswo. Und so sind ja auch zukünftige Erfolge des jungen Prätendenten nicht ausgeschlossen. Einstweilen freilich ist gar nichts erreicht. Und sein Märtyrertum war doch zu billig erworben, als daß es außerhalb der eigentlichen Parteigängerkreise etwas anderes gewekt hätte, als geringschätziges Lächeln.

## Kirdje.

Den Monatsbericht soll diesmal eine Fortsetzung der im vorigen Heft begonnenen Wanderung bilden durch eine Anzahl neuerer Werke der theologischen Litteratur.

An eigentlichen Kommentaren der heil. Schrift ist eine schon 1888 erschienene Erklärung des Johannesevangeliums zu nennen, die hier noch immer nicht zur Besprechung gelangt ist, und die es verdient, den theologischen Lesern der „Allg. konserv. Monatschrift“ bekannt zu werden: Das Evangelium nach Johannes, ausgelegt von Dr. Gustav Fr. Wahle, Garnisonpfarrer in Graudenz. (Gotha 1888. Fr. A. Perthes. 12 M.) In der Einleitung werden wir über die kritischen Fragen kurz und bündig, aber gründlich orientiert; der Verf. tritt mit Entschiedenheit für die Echtheit ein und macht sich in der nachfolgenden Erklärung zur Aufgabe, das Bild, wie es aus der Seele des Jüngers hervorstrahlt, herausstreuen zu lassen in all seinen Eigentümlichkeiten und seiner Tiefe, die es auszeichnet. Der Kommentar ist ausgestattet mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit, die unsere Zeit bietet. Eine besondere Richtung oder Zweck tritt nicht hervor, und es könnte die Frage sein, ob nach der kritischen und philologisch genauen Arbeit in den Mayerschen Kommentaren, den Kommentaren von Tholud, Sobel, Hengstenberg u. a. noch ein Bedürfnis nach einer neuen Auslegung vorhanden war. Der Verf. bringt auch keine wesentlichen neuen Ergänzungen, und die Rechtfertigung seines Unternehmens liegt lediglich in der Aufgabe, welche die kirchliche Wissenschaft immer hat, fortgehend die Arbeit an ihren Schätzen von neuem aufzunehmen, was sich durch die Benützung und Berücksichtigung der neuesten theologischen Probleme auch immer lohnen wird.

In die Reihe der biblischen Litteratur gehört auch das Kompendium der biblischen Theologie des Alten und Neuen Testaments von D. Konstantin Schlottmann, weil. Prof. der Theologie zu Halle. Herausgegeben von D. Ernst Kühn, Konsistorialrat und Pfarrer in Dresden. (Leipzig 1889. Dörffling & Francke. 192 Seiten.) — Eine so kurze Zusammenfassung des gesamten Gebietes mit so warmer Liebe und tiefem Verständnis der Offenbarung wird man kaum wieder finden. Es sind allerdings nur die kurzen Paragraphen, welche der sel. Schlottmann im Kolleg dictierte, die uns hier geboten werden; aber sie enthalten alles, was nötig ist zum Verständnis der Hauptsachen und zur Einführung in tieferes Studium. Die Ausgabe dieser theolog. Disziplin ist bekanntlich: einzuführen in die geschichtliche Entfaltung der göttlichen Offenbarung und ihre Wirkungen auf das menschliche Bewußtsein. Schlottmann hat für die alttestamentliche Theologie die fünf Abschnitte: die Urüberlieferung — das Gesetz — die Prophezie — das theokratische Gemeinbewußtsein — der nachkanonische Judentum, — für die neutestamentliche nur: die Lehre Jesu und die Lehre der Apostel. Daß wir das opus posthumum dieses frommen Theologen, der zur Vermittlungstheologie und in Preußen zur kirchlichen Mittelpartei gehörte, aber einst in der Schweiz gegen die Biedermann, A. Schweizer u. a. zum Märtyrer seines christlichen Bekenntnisses wurde, in dieser Weise hier empfehlen, soll natürlich nicht besagen, daß wir in allem Einzelnen zustimmen (sfr. S. 209, 259 u. a.). Doch ist es in unserer Zeit dankbar hinzunehmen, wenn der Offenbarungscharakter der Schrift mit solchem Ernst festgehalten wird, wie von diesem Schüler Neanders, Nitsch u. a. —

Die wichtigste Einführung in die hl. Schrift bleibt doch immer die praktisch-erbauliche. Einige treffliche Beiträge dazu können wir jetzt nennen. In erster Linie: Die heilige Schrift des neuen Testaments mit Erklärungen und Betrachtungen von Johannes Gohner. (Hamburg, 1888 u. 89. Evang. Buchhdl. der Niedersächs. Gesellschaft.) I. Teil: das Ev. Matthäi. 2 M. — III. Teil: das Ev. Lukas. 1,60 M. — Wer die innige, kindlich einfältige und doch fernige und treffende Weise des Vater Gohner kennt, der wird wissen, was er in diesem Werke zu erwarten hat. Unter den praktischen Bibelklärungen stellen wir es unbedenklich in die erste Reihe. Die ganz

kurze Einleitung in den Matthäus beschließt er in treffender Kürze so: „Ob Matthäus den Markus, Lukas beide gekannt und benützt hat, darüber sind sich die Gelehrten nicht einig. Sicher ist, daß der hl. Geist bei unserem Evangelium mitgeholfen hat, und das ist ja die Hauptsache.“ Vers für Vers giebt er entweder kürzere erklärende Bemerkungen oder auch eingehendere Betrachtungen. Zu Matth. 2 B. 1 heißt es u. a.: „Die Weisen kamen nach Jerusalem, weil sie wähten, in der Hauptstadt unter den Großen, Gelehrten und Priestern müßten sie ihn finden. Sie verloren aber darüber den Stern.“ Und dann folgt eine Betrachtung über „das Vorurteil von menschlichem Ansehen gewisser Personen und Dertter.“ — So könnten noch viele einzelne Stellen hervorgehoben werden, so zu Luc. 2, 49: „das darf ihm kein naseweiser Junge nachthun“, — die Bemerkungen zu 9, 50: „wer nicht wider uns ist, der ist für uns“ u. s. w. Doch denke ich, daß dieser Hinweis genügt, um alle diejenigen auf Gohners Erklärungen hinzuweisen, die das Neue Testament Andern in Bibelstunden und Predigten auszulegen haben, oder die sich selbst und die Ihrigen tiefer in die Gedanken der hl. Schrift einsühren wollen. Was man bei Gohner nicht suchen darf, sind die Uebersichte über ganze Partien und Abschnitte und ihre Zusammenhänge.

In ein Hauptstück des Neuen Testaments führt uns ein: Der Brief an die Römer, erläutert von F. E. Kleinschmidt, † Prediger der Brüdergemeinde. (Gütersloh, 1888. C. Bertelsmann. 189 Seiten.) — Kraftvoll und originell, aber etwas starke Speise. Schon darum nicht jedermanns Ding, weil er in der Uebersetzung häufig eigene Wege geht. Auch weicht er von der „gesunden Lehre“ nicht bloß durch seine Lehre von der „Wiederbringung“ ab, die bei Kap. 5 und 11 hervortritt (dann macht freilich die Gnadenwahl in Kap. 9—11 keine Schwierigkeit!). — Die Rechtfertigung und Heiligung sind voll ergriffen und werden klar ausgelegt und eingepreßt. Auch sonst viel höchst anziehende Ausführungen, z. B. die zu Kap. 3 B. 8 — die Zurückweisung Hinzendorfs bei 3, 20, und nicht minder in dem ethischen Teil von Kap. 12 an. — In ein „Seitenthal“, wie das Bild des Verfassers in der Vorrede lautet, führt uns dagegen: Philemon. Der Brief des Apostel Paulus an diesen seinen Freund in 9 Betrachtungen von E. F. Petersen, Hauptpastor am Dom in Lübeck. (Leipzig, 1889. J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 1,20 M.) — Diese neun ziemlich kurzen Bibelstunden liefern den Beweis, wie viel aus jedem Worte Gottes in der Bibel zu machen ist. Und dabei sind keine ungefundnen Hülfsmittel der Allegorie oder der falschen Vergeistigung zu Hülfе genommen. Wenn B. 1 zu der Erwähnung des Namens Paulus eine Betrachtung über Tausnamen folgt, so scheint das vielleicht etwas weiter hergeholt, aber wie tief im Worte begründet und wie praktisch sind die Betrachtungen über christliche Gemeinschaft bei dem Worte „Bruder“ (B. 1), über Mann und Weib bei der Erwähnung der Appia u. s. w. Das Büchlein ist ein Beispiel guter Bibelstunden: Ergeße und zugleich die Ergänzung einer Lücke, die grade bei diesem unscheinbaren Briefe vorlag.

Zu den praktischen Bibelklärungen rechnen wir auch zwei Werke, welche zwei hervorragende Stellen des Neuen Testaments in Predigten behandeln, nämlich: Die Seligpreisungen Jesu, ein Büchlein für Notleidende und Nothelfer, und Das Gebet des Herrn, erklärt aus dem Leben des Herrn, — beides von Hermann Schmidt, Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in Cannes. (Basel, 1889. C. Detloff. 163 und 150 Seiten.) Es sind wirkliche Predigten, mit Partition aber auch als solche bemerkenswert; sie sind nämlich durchweg — und das sind nicht alle Predigten — interessant; und dann sind es eben wirkliche Auslegungen, die es ganz und gar auf ein Herausstreichen des Textes absehen. Die Auslegung selbst ist wiederum in hohem Grade interessant. In H. Schmidt tritt uns ein reicher Geist entgegen, ein erfahrener Seelsorger (vgl. Seligpreisungen S. 99 u. a.), ein selbständiger Theologe. Und er ist wohl im stande, jeden, der zu seiner Predigt greift, tiefer einzuführen in die gewaltigen Worte, mit denen sie sich beschäftigen. Bei den Seligpreisungen

zieht er Luc. 6 mit heran und geht von dem natürlichen Sinne (z. B. bei den Armen) aus. Daß er gelernt hat, was ein Nothleidender und ein Nothhelfer ist, spricht aus jeder Seite. Das Vaterunser wird in erster Linie an den Lebenslagen Christi verdeutlicht, z. B. bei der ersten Bitte an Jesu Trauer über den entheiligten Tempel, das undankbare Volk, die Finsternis auf dem ganzen Erdboden, „Niemand kennt den Vater“ u. s. w. Besonders sei hervorgehoben, daß hier endlich „die dritte Bitte richtig erklärt und nicht mit dem Gebet der Ergebung in Gethsemane verwechselt wird. H. Schmidt braucht sich künftig nie zu entschuldigen, wenn er Predigten herausgibt, wie er das im Vortort zu der Seligpreisung thut.

Den Schluß machen wir mit einem weit angelegten Werke des Verfassers, mit dessen Vortrag wir begannen: Exegetisch-homiletisches Handbuch zum Evangelium des Matthäus. Von D. Robert Kübel, ord. Prof. der Theologie in Tübingen. (Nördlingen, 1889. G. H. Beck. 8 M.) — Es bildet das erste Stück einer Reihe von exegetisch-homiletischen Handbüchern zu den Evangelien. Was besagt der gewählte Titel? Es ist zunächst ein exegetisches Handbuch ganz in der Anlage und dem Umfang der andern, mit eingehenden kritischen, grammatischen, historischen, apologetischen u. s. w. Ausführungen, — und als solches sehr brauchbar und besonders durch Klarheit und Verständlichkeit ausgezeichnet. Es folgt dann weiter jedem Abschnitt eine „Meditation“, d. h. eine kurze Heraushebung des Gedankengehaltes, der etwa zur Predigt daraus verwendet werden kann, und zwar gleich in einer Form, die den Gedanken an eine Verwertung für die jetzt herrschende synthetische homiletische Weise eines abstrakteren Themas mit nachfolgendem Erstens, Zweitens, Drittens nahe legt (z. B. bei Matth. 4, 12—25: Jesu Heilandswirken, 1. wem gilt es? u. s. w.). Dadurch wird zweifelsohne dem Prediger ein guter Dienst geleistet und insofern der Gemeinde, für die derselbe seine Predigt ausarbeitet. Und hierin liegt der Wert des Buches, daß an die Vorbedingung einer gründlichen Exegese für jede Predigt aus dem Urtext dadurch erinnert wird. Möchten die zahlreichen Hilfsmittel der Gegenwart, welche diesem Zwecke dienen wollen, denselben auch erreichen; es würde dann weniger über leere Kirchen zu klagen sein. Ob nun die von Kübel gewählte Art die geeignetste ist? — Ich wage es nicht zu entscheiden. Es mag ja sein, daß ohne eine solche Verbindung des rein exegetisch-kritischen und praktisch-homiletischen Elements die meisten Prediger ersteres bei Seite liegen lassen würden. Allein verhindert wird das doch bei Trägern auch durch Kübel nicht werden. Und an sich scheint es mir doch geeigneter, das erstere der zwei genannten Elemente besonderen Werken zu überweisen und dann für die praktisch-homiletische Vorbereitung tiefer in der Exegese zu gehen als es — bei allem Reichtum des vorliegenden Werkes — geschieht. Gerade die Umbiegung der biblischen Gedanken in die Gebiete des heutigen praktischen Lebens, ihre Zuspitzung für die Verwertung in den Gemeinden, ist etwas, für das die wenigsten Homiletiker von selbst Geschick besitzen. Hier könnten gute Zusammenstellungen zur Einföhrung und zu tieferem eigenen Versenken in den Text dienen. Sommer giebt in seinen praktischen Erklärungen zu den Evangelien und Episteln mehr davon als Kübel. Es mag dies freilich grade die Absicht des Verfassers des vorliegenden exegetisch-homiletischen Handbuchs gewesen sein, das mehr der eigenen Arbeit zu überlassen und diese mehr auf der kritischen Exegese zu basieren; wir wollen darüber nicht rechten. Es wird jeder nun ein Bild von der Aufgabe erhalten haben; und das ist gewiß, daß wer nach dem hier Gebotenen greift, reiches und treffliches Material zum Verständnis der hl. Schrift finden wird. —

Ueberblicken wir noch einmal das durchwanderte Gebiet, so überkommt uns unwillkürlich die Erinnerung an das alte Wort von dem Strome, in dem der Elefant schwimmen kann und das Lamm waten. Welche Fülle von Arbeit, im kritisch gelehrten Apparat und in einfältiger Gebetsarbeit ist an dies ewige Zeugnis Gottes schon gewandt, und immer noch heißt es: wir sehen jetzt durch einen Spiegel, — andererseits aber auch: wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet. In

hellstem Lichte erscheint dabei das Wort des Apostels: Die Welt in ihrer Weisheit erkannte Gott in seiner Weisheit nicht, — und: Er hat die Weisen zu Schande gemacht in ihrer Weisheit. Man geniert sich unwillkürlich in der Seele der Kritiker, die ganz ruhig z. B. von „zwei Seelen in der Brust des Matthäus“ sprechen (Holsten), einer jüdisch-gelehrten und einer antinomistischen, oder die den Gedankengang des Galaterbriefes für zusammenhanglos erklären (Sted), und damit weiter nichts beweisen, als daß sie noch außerhalb des Vorhofes zum Heiligthum stehen, also über Dinge reden, die turmhoch über ihr Verständnis gehen.

Wir gehen zur Predigtliteratur über.

Im allgemeinen ist es schwer begreiflich, wie es möglich ist, daß sich noch immer so viel Berleger finden, welche die Herausgabe von Predigten übernehmen. Es gab eine Zeit, wo kaum ein Litteraturzweig eine so zahlreiche Vertretung hatte wie dieser. Und wenn es auch im letzten Jahrzehnt etwas anders geworden ist, so erscheinen doch noch immer sehr viel Predigten. Dieselben sind recht verschieden, nicht nur nach Inhalt und Form, sondern auch nach Wert. Doch sind wir heute umstände, eine ganze Reihe von lauter in ihrer Art trefflichen und empfehlenswerten Predigtwerken anzuzeigen. Unsere Zeit ist für die Entwicklung der evangelischen Predigt in Deutschland sehr bemerkenswert. Trotz gewisser gemeinsamer Grundzüge zeigt sich eine neue Epoche darin, daß sehr viele von der etwas steifen Regelmäßigkeit schulmäßiger Homiletik abzuweichen für nötig halten, wobei dann freilich recht verschiedene Wege gewählt werden. Möchte man sich auch in der fortlaufenden Praxis dabei mehr von geschichtlichen Studien leiten lassen, als es im ganzen geschieht. An guten Lehren würde die alte und immer junge Lehrmeisterin Geschichte es nicht fehlen lassen.

Um den Geistlichen solche geschichtliche Kenntnisse zu verschaffen, aber auch um dem gebildeten Laien aus dem Schatze der Jahrhunderte Belehrendes und Erbauliches mitzuteilen, hat Lic. Gust. Leonhardi ein Sammelwerk veranstaltet, das es bisher auf 7 Bändchen gebracht hat und nach den vorliegenden Leistungen sehr empfohlen werden kann. Es heißt: die Predigt der Kirche. Klassiker-Bibliothek der christlichen Predigtliteratur. Mit einleitenden Monographien. Leipzig, 1888. Fr. Richter. (Jeder Band 1,60 M.) Es sollen im ganzen 50 Bände werden, wobei die Kirchenväter, die Volksprediger des Mittelalters, einzelne Scholastiker und Mystiker, die Vorreformatoren, die Prediger der alten lutherischen und reformierten Kirche, sowie die englische und französische Predigt vertreten sein sollen. Es liegen mir vor: Chrysostomos ausgew. Predigten und Reden, vom Herausgeber, — Luther's ausgew. Predigten und Casualreden (in 2 Bänden) von Joh. Zimmermann, — Claus Harns von W. v. Langsdorff, — Augustin, vom Herausgeber, — Bernhard v. Clairvaux von Dr. Vict. Fernbacher — und Schleiermacher von W. v. Langsdorff. — Bei Augustin sind auch Auszüge gegeben, sonst meist die unverfälschten Predigten. Die Lehrer werden nicht erwarten, hier über die Auswahl, die Uebersetzung u. s. w. kleinliche Rückfragen zu vernehmen. Es genügt wohl dieser Hinweis, um auf die Bedeutung der Sammlung, besonders für Prediger aufmerksam zu machen, die nicht nur die schon erwähnte speziell homiletische Anregung erhalten, sondern auch zum Textverständnis reiche Beiträge finden werden.

Ein anderes Sammelwerk bietet uns gleichfalls ein Stück aus der Predigtliteratur, es ist der 3. Band der „Bibliothek theologischer Klassiker“, die bei Berthes in Gotha erscheint; er enthält u. a. A. Tholuds ausgewählte Predigten mit einer Einleitung von Leopold Witte (2. Aufl. 1888. 2,40 M.) — Tholud nimmt in der Entwicklungsgeschichte der Predigt unseres Jahrhunderts eine bedeutende Stelle ein. Er ist derjenige gewesen, der am frühesten und stärksten die Beweglichkeit unserer Predigt betont und ernstlich gefordert hat, daß man „den Verächtern der Religion unter den Gebildeten die Hände entgegenstrecke.“ Als einen wesentlichen Grund, warum auch christliche Prediger nicht anzu ziehen vermögen, sieht er an, daß sie aus dem Kreise des

Glaubens heraus für die innerhalb dieses Glaubens stehenden reden und dadurch denen, die außer diesem geweihten Kreise stehen, unverständlich reden. Wie wenig damit die Gefahr verbunden zu sein braucht, der Wahrheit etwas zu vergeben, das beweisen diese herrlichen Predigten, die in tief zu Herzen gehender, das Gemüt ansprechender Weise und doch mit praktischer Klarheit die Fragen des christl. Lebens (ohne systematische Disponierung) behandeln. Schon die bloßen Themata müssen einem Lust machen, das Buch zur Hand zu nehmen, z. B.: der Christ in seinem Verhalten zu den Gütern der Erde — Das Lob der Liebe — Was fehlt unsern Gottesdiensten, daß sie rechte Gottesdienste seien? — Die Gnade und unsere Temperamentsünden — Des Herrn Wort wie ein Hammer — Was ist die menschl. Vernunft? u. s. w.

Nach diesen Klassikern lasse ich einige hervorragende Prediger der Gegenwart folgen. Christus und die Gemeinde. Ein Jahrgang Predigten über freie Texte von Wilhelm Baur, D. theol. und Generalsup. der Rheinprovinz. Bremen 1889. C. Ed. Müller. 7 M. — Diese Predigten haben einen frischen Schwung an sich und bringen lähn ein in die konkreten Verhältnisse des Lebens, z. B. die über Ps. 31 vom Beichten mit den Ermahnungen an Eheleute und dergl. Sehr seelsorgerlich! Tholucks Forderung einer Sprache, die auch außer dem Kreise vertraut ist, der sich in biblischen Anschauungen und Redewendungen bewegt, ist hier freilich nicht erfüllt, aber der Titel der Sammlung schon zeigt ja, daß auf solche nicht besonders gerechnet ist. Die Anwendung biblischer Gedanken auf das wirkliche Leben der Christen giebt diesen Predigten ihren Wert. Die Einteilungen sind ungekünstelt und mehr auf praktisches Verständnis als auf logische Korrektheit zugeschnitten.

Anderer Art sind die Predigten des früheren Kollegen Baur's in Berlin: Eins ist Not! Ein Jahrgang Volkspredigten über freie Texte von Adolf Stöcker. Berlin 1889. Buchh. d. Berl. Stadtmission. 4. Aufl. 3 M. — Es sind dies vielleicht die Predigten, die solche Verbreitung und Ausnützung erfahren, wie vor ihnen so schnell keine andern in den 18 Jahrhunderten der Kirche; sie sind sonntäglich, nachdem sie gehalten und gedruckt sind, in ganzen 100,000 Exemplaren in vielen Orten Deutschlands verbreitet. Schon dies verleiht ihnen ein besonderes Interesse. Das steigert sich aber noch, wenn man ihnen näher tritt. Volkspredigten sind sie nicht allein dadurch, daß eine derbe Sprache geführt würde, oder daß hervorragende öffentliche Angelegenheiten besprochen würden, vielmehr sind es wirkliche Predigten, aus dem Heiligum und für das Heiligum. Aber das volkstümliche liegt in der knappen Saphbildung, der klaren Folge der Gedanken, der prägnanten Kürze und den schnellen praktischen Wendungen. Häufig bekommt die Darstellung etwas malerisches, poetisches, das ungemein zum Herzen redet, z. B. in der Ehestandspredigt über 1. Mos. 2, 18—24 über „Vater und Mutter verlassen“ — wie viel liegt in der Wahl der beiden Worte: „es schlägt die Stunde, aus dem Vaterhause, vom Mutterherzen wegzugehen.“ Oder von der Wüste am Jordan (bei Jesu Taufe): „eine großartig einsame Stätte, diese Wüste mit dem Jordan und den hohen, kahlen, verbrannten Felsenusern in der Ferne. Mächtiger wirkte hier das Wort des neuen Propheten, das selbst wie ein Strom der Offenbarung durch die glaubenstlose Wüste der israelitischen Menschheit rauschte.“

Mit einem ähnlichen Titel wie die Stöcker'schen führen sich die Predigten eines Engländers ein: Predigten von Charles Kingsley. Autor. Uebersetzung von Dina Krüßinger. Gotha 1889. Fr. A. Perthes. Dorfpredigten, Bd. I. (4 M.) Sie tragen allerdings ihren Namen nur davon, daß sie in einer kleinen englischen Landgemeinde gehalten sind, denn Beziehungen auf ländliche Verhältnisse oder dgl. fehlen gänzlich. Wir können darum mit ihnen zusammen besprechen den Bd. III. derselben Sammlung, Predigten von Ch. K., mit dem Titel: Frohe Botschaft von Gott I. (3 M.) — Es ist eine wirkliche Erquickung, diese Predigten zu lesen. Zunächst rede ich aus der Seele des Recensenten, der hier auf ein ganz neues Gebiet tritt; er findet nichts von den in Deutschland gewohnten Einteilungen, Uebersetzungen, Thema und

Teilen, — absolut keine Kanzelsprache, sondern kurze, streng im Zusammenhang fortlaufende Betrachtungen in rednerischer Form. Es sind Homilien im schönsten Sinne, ähnlich den Predigten der Kirchenväter, freilich in Haltung und Sprache Kinder des 19. Jahrhunderts, in Geist und Glauben alle dem ebenbürtig, das jemals in der Kirche das Siegel Christi getragen hat. Der originelle, hochgebildete Verf. der Hypatia redet hier, ohne sich zu verbergen, doch die Sprache, die jeder verstehen muß. Die Predigt über den Glauben und Abrahams Gehorsam ist vortrefflich. Ich nenne noch einige Themata: der Gesang der drei Männer im Feuer — Selbstachtung und Selbstgerechtigkeit — Musik (Weihnachten). — Unsere Privilegien u. s. w. Wir zweifeln nicht, daß man die Predigt mit reicher Erbauung lesen und daß der deutsche Prediger viel homiletische Anregung aus ihnen entnehmen wird.

Predigten auf Sonntage und Feste des Kirchenjahres von A. Theurer, † Stadtpfarrer an der Stiftskirche in Stuttgart. Stuttgart 1890. Greiner und Pfeiffer. 3. Aufl. — Nach dem Heimgange dieses treuen schwäbischen Pfarrers, dessen biederer Gesicht uns vor dem Tode anschaut, hat sein Kollege, Prälat Dr. v. Burk, die 3. Auflage besorgt. Schon dieser äußere Umstand charakterisiert die Predigten, sie sind gern gehört und werden gern gelesen. Sie verdanken das ihrem echt christlichen, biblischen Gehalt. Es sind die Predigten eines württembergischen Theologen, wie wir sie ähnlich von manchen gern gehörten Namen besitzen; ich erinnere an Hofader, Karpff u. a. Damit ist auch schon gesagt, daß sie durchweg für die gläubige Gemeinde berechnet sind, ganz den Ton und die Weise der herrschenden guten Predigt an sich tragen. Auch in der Art zu disponieren halten sie sich an die hergebrachte Sitte. — Ich wünsche, doch dies hier im allgemeinen bemerkt, nicht auf den grade vorliegenden Fall, daß die Macht dieser Sitte mehr durchbrochen wird. Mir scheint die gegenwärtige Art einzuteilen sich überlebt zu haben; sie bietet oft mehr eine Schnur, an der Perlen nebeneinander aufgereiht sind, als einen wirklich organischen Aufbau der Gedanken. Ich meine, daß die Logik der meisten Predigten gewinnen würde, wenn sie sich nicht in das Gewand einer Einteilung stecken. Man erkläre entweder den Text Vers für Vers, oder verfolge wenigstens dessen Gedanken nach der Reihe, oder man führe einen Gedanken mit Klarheit und Vollständigkeit aus; häufig aber thut man das erstere und hängt — nur zum Schein, und dem Zuhörer nicht zur Erleichterung — einen Dispositionsmantel darum. Ich bin z. B. überzeugt, daß die treffliche Predigt Theurers zum 4. Advent gewonnen hätte, wenn er der Entwicklung der Textgedanken nicht die Disposition gegeben: Christus das Leben, 1) das Leben, das vom Anfang ist — 2) das Leben, das erschienen — 3) das Leben, das zur Gemeinschaft ruft — 4) das Leben, das unsere Freude völlig macht.

Ehre sei Gott in der Höhe! Zwanzig Festpredigten von Dr. E. Hüchelstädt, Pastor zu Betsow. Anklam 1889. A. Schmidt. 139 S. — Auch diese Predigten bewegen sich in der homiletisch recipierten Sprache und Form und enthalten treffliche Gedanken und Ausführungen.

Laß meinen Gang gewiß sein in Deinem Wort! Neue Sammlung von Casuarreden, herausgeg. von Dr. L. Ed. Suppe, Archid. zu St. Thomä in Leipzig. Leipzig, Theod. Rother. — Vor mir liegen drei Hefte (à 1 W.): Weicht- und Abendmahlsreden und Heft 5 und 6: Leichenreden. Mit beiden ist es eine heikle Sache. Der geistliche Gehalt eines Predigers zeigt sich nirgends klarer als bei den ersteren. Die vorliegenden sind nicht übel, ich würde mir aber die Vorbereitung zu meiner Weichte entscheidend eingetretener wünschen; sie überlassen dem Hörer noch zu viel. An den Leichenreden scheitern oft auch „große Leute“. Die von Herrn Archid. Suppe zeichnen sich durch ein sehr tiefes Eingehen auf die konkreten Verhältnisse aus, ob jeder Witwe aber erwünscht sein würde, so schmeichelhaftes über sich zu hören, wie hier zuweilen gesagt wird? Der Prediger scheint das Glück gehabt zu haben, nur an solchen Leichen und in solchen Kreisen zu sprechen, wo das Wort galt: unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Nur dem Namen nach gehört in die Reihe der jetzt besprochenen Bücher eines, mit dem ich für heute schließe: Kinderpredigten über Geschichten aus dem N. T. von Gerhard Heine, Seminarlehr. in Cöthen. Cöthen 1889. P. Schettler. — Es sind Vorträge über bibl. Geschichten an kleine Kinder und sie werden dem Lehrer, auch dem Sonntagsschullehrer, viel brauchbare Winke geben. Ob sie in dieser Form für Kinder nicht zu lang und nicht zu lehrhaft sind — das sind Fragen, die ich nur aufwerfe, aber dem so verdienten und erfahrenen Pädagogen gegenüber nicht zu bejahen wage. M. N.

### Verschiedenes.

**Verichtigung.** In dem Artikel über Walter Scott im Dezemberheft 1889 dieser Zeitschrift, den ich zufällig erst spät gelesen, hat sich der Verf. leider eine Bemerkung gestattet, die, wie mir scheint, an dieser Stelle nicht unwiderprochen bleiben darf. Er spricht von dem genialen Ossian Macphersons, der leider mit einer Lüge in die Welt getreten sei, und scheint danach die Beschuldigung zu glauben, daß der Kandidat Macpherson die gälische Volksgeänge, die Jahrhundertlang der Schotten Abendunterhaltung bildeten, und die er der Vergessenheit zuerst entriß — selbst erfunden habe. Der Verf. kennt offenbar die Ehrenrettung nicht, welche Hately Waddel dem alten Ossian und seinem Herausgeber Macpherson hat zu teil werden lassen (Ossian and the Clyde, Glasgow 1875). Ich empfehle, wenn das Werk nicht zu Gebote steht, die Darlegungen und wichtigen Ergänzungen, welche A. Ebrard in der Allg. lous. Monatschrift (1881 I pg. 196 ff.) gebracht hat, wodurch die Echtheit des Ossian, auch für den, dem sie zweifelhaft werden konnte, gegen jeden Zweifel zur Evidenz gebracht ist. Die an jener Stelle des Art. über Scott gemachte Bemerkung über den Durchbruch der romantischen Richtung in der englischen Litteratur ist völlig richtig und wird durch die Beschäftigung mit der alten Volkspoesie (wie sie u. a. in der Herausgabe Ossians durch Macpherson lag) grade bestätigt. M. v. Nathusius.

**Verteidigung.** Im Februarheft d. J. findet sich in dieser Zeitschrift eine Recension meines Buches: „Eine Weltanschauung in Poesie und Prosa“ (Jena 1889), welche ich jetzt erst zu Gesicht bekomme. Ich will in Bezug auf sie nur einige Bemerkungen machen, so sehr sie zu einer längeren zürnenden Abwehr auffordert. — Recensent äußert seinen Unwillen vorzüglich über das dem Buche angehängte Verzeichnis meiner Schriften. In dieser Hinsicht ist zu bemerken: Ein solches ist nötig, wenn sie nicht schon bekannt sind. Denn jedes Werk eines echten Schriftstellers ist der Ausdruck seiner Persönlichkeit und als solcher wirkt erst die Schrift, wie sie kann und soll. Darum hat auch der Verf. einer Recension\*) meines religionsphilosophischen Werthens, der mich meines Wissens nicht kennt, wie ich ihn nicht kenne, meine Anzeigen zu einem Ueberblick über mein Leben und Streben benutzt.

Eine „Goethe-Verbesserung“ liegt gar nicht, wie Recensent meint, in meiner Darstellung vom Inhalte des Faust; (ich halte den ersten Teil für vollendet als eine Herrlichung der Superiorität des Glaubens über das Wissen, wie ich es aneinandersetze.) Ich habe in dieser Darstellung den „Faust“ von allem Allegorischen befreit, so daß sie eine wahre Geschichte sein kann. Dadurch kommt Wahrheit und Wert der unvergleichlichen Dichtung erst recht zum Bewußtsein.

Ueber den philosophischen Inhalt, den Recensent auch ungünstig beurteilt, bitte ich zu vergleichen mein Werkchen: „Zur Religionsphilosophie“ (Jena, H. Pöhle, 1889), welches eben eine Neugestaltung des alten Rationalismus, den Recensent verwirft, erstrebt. Jena, 20. Febr. 1890. Ulrich Rudolf Schmid, emer. Pastor.

\*) in theol. Literaturbericht Juli 1889. Nr. 7. Bertelsmann, Gütersloh.





## Neue Schriften.

### 1. Politil.

— Der wirtschaftliche Wert von Deutsch-Ostafrika. Von Richard Diltgen, Amtsgerichtsrat. Der Reinertrag ist für die Pflege der Kranken und Verwundeten der Bismarckschen Expedition bestimmt. (Düsseldorf, August Vogel) 47 S. 0,60 M.

Die hier behandelte Frage ist für die Zukunft unserer Kolonisationsbestrebungen sicherlich von größter Wichtigkeit, die gegebene Antwort indessen — wie das in der Natur des Gegenstands liegt — noch wenig ausreichend. Ueber den Wert eines Landes läßt sich nicht eher ein abschließendes Urteil fällen, als bis man es allseitig und gründlich auf alle Lebensbedingungen hin untersucht hat, die es etwa bietet. Das ist aber bei Ostafrika noch lange nicht der Fall, und der Verfasser, der nur den Küstenstrich bereist hat, kann über das eigentliche Wertobjekt, das Hinterland, aus eigener Anschauung nichts berichten. Die Hauptsache bleibt immer, ob die Bodenverhältnisse daselbst einen erfolgreichen und lohnenden Plantagenbetrieb gestatten, denn nicht ausschließliche Handels-, sondern Ackerbau- oder doch wenigstens Plantagenkolonien sind für uns zunächst Bedürfnis und von bleibendem Wert. Diese wichtige Frage aber läßt sich, wie der Verfasser zugiebt, „einzigweilen noch nicht mit Sicherheit beantworten.“ Doch ist zum Glück die gedrückteste Aussicht vorhanden, daß sie — wenn auch bedingungsweise — zu bejahen ist und wohl schon längst bejaht wäre, wenn nicht die Katastrophen des vorigen Jahres die ganze ostafrikanische Entwicklung gehindert hätten. — Die vom Verfasser eingehend befürwortete deutsch-ostafrikanische Dampferlinie ist ja inzwischen zur Annahme gelangt.

A. W.

### 2. Kirche.

— Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die

deutsche Nation von F. H. Wichern. Dritte Auflage. (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.) 1889. VIII und 279 S. 3 M.

Vierzig Jahre sind es, daß Wichern, der große Herold, oder wie er auf dem Kongress der inneren Mission in Mainz genannt wurde, der Prophet der inneren Mission, diese Schrift ausgeben ließ; eine Taube mit dem Zweig über den Fluten des inneren Todes und sündiger Verkommenheit in der Christenheit. Solche Propheten — so sagt ein altes Wort — sind den übrigen Sterblichen 60 Jahre voraus. So mag die vorliegende Schrift Wicherns vielleicht in dieser dritten unveränderten Auflage dem heutigen Geschlecht verständlicher sein, als vor 40 Jahren; denn die innere Mission ist seitdem in alle Kreise eingedrungen, und was Wichern gewünscht, ist reichlich geschehen: es ist Hand an ein Werk gelegt, das, wenn Gott es segnet, die Kräfte der Arbeiter und Liebessamer durch die reichste Gemeinschaft des Lebens stärken und die Arbeit im Glauben und Dienst unserer ev. Kirche zu ihrer und ihrer Gemeinden Erbauung und zur Förderung des Heils im ganzen Volke wehren laun“. (S. IV.) Sehr bestimmt hat Wichern damals schon die Stellung der inneren Mission zur Kirche gezeichnet: „Die innere Mission ist nicht eine Lebensäußerung außer oder neben der Kirche, will auch weder jetzt noch einst die Kirche selbst sein, wie man von ihr gefürchtet hat, sondern sie will eine Seite des Lebens der Kirche selbst offenbaren, und zwar das Leben des Geistes der gläubigen Liebe, welche die verlorenen, verlassenen, verwahrlosten Massen sucht, bis sie sie findet. Sie anerkennt die ihr von der Fremdenmission, den Konfessionen und dem geordneten Amte gestellten Grenzen.“

Wir wollen weiteres aus dem monumentalen Buche nicht geben, wir müßten sonst fast ziemlich den I. Abschnitt: Allgemeines über die innere Mission, abschreiben. Wir denken aber, dazu hat der gegenwärtige Präsident des Zentralausschusses D. Weiß das Buch wieder ausgeleitet, daß es

selbst dem jüngeren Geschlecht der Pastoren, Dienern der inneren Mission und allen Gebildeten, denen die evangelische Kirche lieb und wert ist, seine Predigt verständlich. Doch wollen wir wenigstens eine kurze Inhaltsangabe den Lesern bieten, damit sie sehen, wie umfassend schon damals Wichern die Sache angeschaut hat. Auf den eben genannten I. Abschnitt: Allgemeines über die innere Mission, folgt ein II. Abschnitt S. 33 bis 195: Das Gebiet der inneren Mission. 1. Die inneren Grenzlinien: das staatliche, kirchliche, allgemeine sittliche und soziale Gebiet. 2. Die geographischen Grenzlinien: die innere Mission im Vaterlande, der Diaspora. Ein dritter Abschnitt befaßt sich mit der Organisation der inneren Mission.

A.

— Die evangelische Konfirmation vornehmlich in der lutherischen Kirche. Von Walter Caspari, Dr. u. Prof. d. Theol. in Erlangen. (Erlangen und Leipzig. A. Wicher (H. Böhm) 1890. 3 Wr.

Ein treffliche Studie über einen Punkt, der durch die neuere katechetische Wissenschaft ebenso in den Vordergrund gerückt ist, als die kirchliche Praxis es schon seit geraumer Zeit darauf abseht, neugestaltend damit zu verfahren. Für alle derartigen Pläne, aber auch für die einfache nächtliche Arbeit an den Konfirmanden und für die Konfirmation ist eine gesunde Theorie die notwendige Grundlage. Und sie gewinnen wir aus der Geschichte. Regentem würde viel erwünschter gegen die ganze Methode des gegenwärtigen Konfirmandenunterrichts auftreten, als es von Caspari geschieht und zur Reform auch andere Wege vorschlagen. Dennoch kann das Buch als eine gründliche, gelehrte, aber durchweg klare und von ernster Liebe zur Sache getragene Arbeit dringend empfohlen werden, die jedenfalls auch ihrerseits zur weiteren Klärung und Anregung dienen wird. M. N.

— Heilswahrheiten und Heilsleben oder Glaube und Heiligung. Biblische Betrachtungen zum Gebrauch für Mädchen- und Jungfrauenvereine. Aus dem Englischen. (J. A. Verthes.) 3 Wr.

E. Lewis nennt sich die Verfasserin. General-Superintendent Baur hat dem Buch einen kurzen Geleitbrief mit auf den Weg gegeben. Dasselbe will ja auch Gottes Wort unter das Volk bringen. Die Betrachtungen ordnen sich unter freigelegten Texten in den Gang des Kirchenjahres ein. Die Texte sind nach englischer Weise meist ganz kurz, aber die Verfasserin zieht denn auch andere Worte heiliger Schrift heran, die Schrift durch die Schrift auslegend. Diese Auslegung ist gesund, einfach. Die Stärke der Betrachtungen liegt in der Art und Weise, wie dieselben das innere und äußere Leben, letzteres auch in seinen kleinen Beziehungen, in seiner gemeinen Alltäglichkeit, unter das Licht des göttlichen Wortes stellen. Die großen Heilthaten Gottes treten zurück gegenüber dem, was sie in uns wirken sollen, wie wir sie aufnehmen sollen, und hierin wieder überträgt die Heiligung

den Glauben. Die Verfasserin ist bemüht, die Weise zu denken, zu empfinden und zu sprechen zu treffen, die in dem Kreise herrscht, für den sie ihr Buch besonders bestimmt hat, im Kreise junger Mädchen. Vielleicht geht sie darin manchmal etwas zu weit, in dem Wunsch, recht verständlich zu werden. Da diese Betrachtungen nur erst von Advent bis Pfingsten reichen, liegt es wohl in der Absicht, ihnen eine Fortsetzung über die zweite Hälfte des Kirchenjahres hin zu geben. Für eine solche möchte ich den Wunsch aussprechen, daß die Texte mit in das Inhaltsverzeichnis aufgenommen würden, da man aus der Ueberschrift der Betrachtung nicht immer mit Sicherheit erkennen kann, an welches Gotteswort sie anknüpft. D.

— Der Spittler'sche Verlag in Basel, der neben manchen vorübergehenden Erscheinungen auch schon recht viel erbauliche Litteratur gebracht hat, legt uns einiges alte und neue vor aus dem Schatz der Kirche: 1) der Blick in das ewige Leben von E. W. Woltersdorf; es ist eine Abendstunde, die er am 3. Osterfesttag 1761 gehalten hat. — 2. Von Georg Müller in Bristol, dem bekannten Waisenvater: die vier wichtigsten Fragen (S. Ruß.) und der Segen des Lebens. Im ersten neben entschiedener Forderung einer Erziehung von der Gewisheit der Gnade, doch die gesunde Gründung auf das Wort. „Durch seinen Traum, durch sein bef. Gefühl: ... wenn der Friede nicht aus dem festen Grunde des Wortes Gottes selbst gedaut ist, können wir ihn nicht auf die Dauer genießen.“ — 4. Frühel täglich! hertal immer wieder! Ein Mahnwort von Reinhard Zeller zunächst an seine Bräggener Jüglinge gerichtet, also meist Jünglinge. Sehr schön.

M. N.

— Viderbuch zur dritten Bitte. Von Ludwig Hunzinger, Pastor zu Melst in Redtenburg. (Bremen, Ed. Müller) 1889. 143 S. 1,80 Wr.

Wer bloß den Titel dieses Buches hört, der wird kaum wissen, was er als Inhalt desselben erwarten soll — und was das Buch selbst gelesen hat, der wird sich vielleicht wieder über den Titel wundern. Der Verfasser stellt zunächst, mit Zuhilfenahme auch der Kontraste, an einer Reihe von Beispielen das Elend dar, das die ganze lebende Kreatur durchzieht, den Jammer, der besonders auch dem Menschenaffen überall anhaftet, und knüpft daran die Frage: ist dieser Zustand wirklich das Resultat des Gotteswillens? Die Antwort wird gegeben in einer dichterisch ausgemalten Schilderung des Sündenfalles, durch den die Sünde und als Folge derselben das Elend in die Welt gekommen ist; diese Sünde zu tilgen und damit aller Kreatur die selbstverschuldete Jammerlast wieder abzunehmen, das ist Gottes Heilswille, der in der Mission Jesu zur Erscheinung tritt. — Theologische Fragen finden in dieser Darstellung mit Recht keine Berücksichtigung, am wenigsten solche unlösbare, wie sich z. B. der absolute Wille Gottes mit der menschlichen Freiheit vereinbaren läßt. Eine längere, populär gehaltene Zurückweisung des Darwinismus scheint

mir in den Mahnen des Buches nicht ganz zu gehören, ebenjo wenig wie die ausführliche au und für sich sehr zutreffende) Schilderung der sozialen Zustände auf norddeutschen Landgütern. — Die Darstellungweise, die wohl in gutem Einklang gehalten sein soll, öfters aber den Predigten nicht verläugend, ist wohl nicht gerade für Jedermann, aber sonst überzeugend. An der mit dichterischer Phantasie ausgeschmückten Wieder- gabe biblischer Erzählungen würde ein Anhänger der christlichen „Müchternheit“, wie z. B. der jetzige Mängel es war, kaum Gefallen gefunden haben. Da man aber dem Verfasser überall an- merkt, daß es ihm mit dem, was er sagt, von Herzen geht, so braucht man nicht zu zweifeln, daß es auch manchem unter seinen Lesern zu Herzen gehen wird. A. W.

— Gott mit uns. Ein Jahrgang Predigten über freie Zeit zum 25jähr. Jubiläum des Nassauischen Kolportagevereins, unter Mitwirkung vieler Agenten, Mitglieder und Mitarbeiter des Vereins herausgegeben von H. Maurer, Teslau und Professor zu Herborn. Herborn, Buchhandl. des Nass. Kolportagevereins: 1889. 591 S. 3 M. geb. 3,60 M.

Diese Predigten können als anregend und nicht zu lang durchaus empfohlen werden. Sie werden sich besonders für den Hausgebrauch als zweckmäßig erweisen, da die große Anzahl der Ver- fasser auch eine oft gewöhnliche feste Abwechslung in der Predigtweise mit sich bringt; daß dieser selbe Umstand bisweilen auch eine Schwäche der Sammlung (in einzelnen unwiderwertigen) bilden kann, soll nicht verschwiegen werden. Druck und Papier sind sehr gut. A. W.

— Gottes Brünlein hat Wassers die Fülle. Tägliche Hausandachten von R. Wenger, Pfarrer in Heinrichsbad. (Gall und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung, St. Gallen, Buchhandlung der Ev. Gesellschaft. 1889.) 500 S. 4 M. 80 Pf., geb. in Leinwand 6 M., mit Goldschnitt 7 M.

Nach dem Kalenderjahr geordnete Haus- andachten, bestehend in einem Wort der hl. Schrift, Erklärung desselben, kurzem Gebet und einem oder zwei Lieberverjen. Alles vorzulesen, wie man es von dem bekannten Verf. erwarten kann. Ich habe das Buch Tag für Tag im Gebrauch gehabt, kann es darum aus Erfahrung empfehlen. Die und da wünscht man Einzelnes anders ausgedrückt. Wenn es z. B. S. 234 heißt, daß heututage „bei Heilen, vielleicht auch bei Christen, das Gebet eine Hauptfessel“ sei, so hätte der Verf. das Wort „vielleicht“ ganz getrost streichen können. — Warum ist nicht die Ordnung des Kirchenjahres zu Grunde gelegt worden? Wäre dies geschehen, so würde die in der Andacht zum 16. April ent- haltene Bemerkung: „auch die diesjährige Osterzeit ist zu Ende“ unter allen Umständen am Ort gewesen sein, während gleich im ersten Gebrauchs- jahre der vorliegenden Andachten die Osterzeit erst am 23. April zu Ende war. Eine derartige Un- richtigkeit ist für die gemeinsame Hausandacht in hohem Grade störend. Warum wird ein Buch,

das für die lebendigen Glieder der Kirche be- stimmt ist, nicht nach der Ordnung der Kirche, sondern nach dem bürgerlichen Jahre geordnet? O. K.

### 3. Kirchengeschichtliches.

— Die Wittenberger Konfodie, die Union Wittenbergs. Eine Jubelbroschüre zum 350jähr. Gedächtnis des 23. Mai 1536, von Amm. Erhard Kölker, ev. luth. Pfarrer zu St. Martin in Gr. Jägerheim. 3. Aufl. — und von demselben Konfodie-Jubelbroschüre. 2. Teil. Die Lehre der Konfodie, dem luth. Christenvolke... dargeboten. 10. Auflage. Ludwigsborg 1889. 32 und 24 S.

Die Zahl der Auflagen spricht für die Popu- larität des Heftchens aus der Feder des Haupt- vertreters ernstlichen Unitarismus in Schwaben. Die erste enthält mehr Geschichtliches, die zweite eine Uebersicht der luth. Lehren. Die Wittenberger Konfodie heißt die Uebersetzung zwischen Luther und Bucer vom Jahre 1536.

— Die Lehranweisung der Brandenburg- Kärnberger Kirchenordnung von 1533, neu herausgegeben von D. Ad. Frhr. v. Schenkl. Wörlingen 1888. E. S. Bed. 70 S.

Der Late ahnt nicht, wie fleißig die Kirchen- leitungen der Reformationzeit, die noch Zeit hatten, sich mit nützlichen Dingen zu beschäftigen, durch Kirchenordnungen der spezielsten und erd- lichsten Art für ihre Gemeinden gesorgt haben. Ein Stück derselben wird hier in recht lesbarer Form der Gegenwart, insbesondere den Geistlichen der Gegenwart angeboten. „Die ursprüngliche Fische der reformatorischen Gedanken, der schlichte, tiefe Ernst evangelischer Gesinnung, die seelsorge- reiche Weisheit in der Pflege der anvertrauten Gemeinden — dies alles tritt hier in so wohl- thuernder zu Herzen sprechender Weise hervor, daß es dem evangelischen Theologen der Gegenwart zum Spiegel und Vorbild reichen darf“ — sagt Kraut im Vorwort zu dem Schriftchen. — Zu wie praktischer Weise die Pastoren angewiesen wurden, wie sie Lehren sollten, zeigen einmal die Titel der Kapitel: von der Lehre, vom alten und neuen Testa- ment, von der Buße, Geis, Evangelium, vom Kreuz und Leiden, vom Gebet, freien Willen, christlicher Freiheit und von Menschenlehren. — weiter die Ver- merkung auf S. 25: „Und obgleich solcher Verstand des Geistes dem einfältigen, gemeinen Mann zu hoch wäre, so müssen doch die Diener des Wortes das alles wissen, sollen sie anders ordentlich lehren können.“ M. N.

### 4. Pädagogisches.

— Liebebuch der Weltgeschichte oder die Geschichte der Menschheit von ihrem An- fange bis auf die neueste Zeit, allgemein sächlich erzählt von Wilhelm Hebenbacher. 3. verb. Aufl. der illustrierten Ausgabe. (Gall und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) Vollständig in 8 Lieferungen zu je 1 M. bis Herbst 1889/1. Lieferung 128 S.

Die 2. Auflage dieser Weltgeschichte habe ich im Februarheft 1843 der Monatschrift angezeigt. Seitdem habe ich im eignen Hause die erste Auflage abgedruckt, daß jugendliche Leser nach Wabrtnehmung der Schulausgaben Nebenbachers Weltgeschichte aufgeschlagen haben, um sich zu erfrischen und zu erquicken. Damit ist an der Hand der Erfahrung der beste Beweis geliefert, daß das vorliegende Geschichtswerk mit seinem erstaunlich reichen Stoff eine anziehende Lektüre für die reifere Jugend ist. Auch mancher, der die Jugendzeit längst hinter sich hat und beim Lesen der Zeitungen dann und wann seine Läden in der Kenntnis der Weltgeschichte inne wird, könnte sich in dem vollständig frisch geschriebenen Geschichtsbuche Nates erholen. O. K.

— Pflicht und Verantwortung der Eltern in Betreff der Erziehung ihrer Kinder. Vortrag in der mit dem V. deutschen ev. Schulcongreg. zu Barmen verbundenen Volksversammlung von G. Schloffer 2. Aufl. (Berlin. Verlag der Buchhandlung der deutschen Lehrer-Zeitung. Jülfen. 1889.) 30 Bfg.

Hier ist alles vortreflich; der Verfasser, der Verlag, der Vortrag und die Gelegenheit, bei der er gehalten. Wähten doch mehr solcher Volksversammlungen gehalten werden. Heran, ihr Herren Pastoren! wenn ihr nichts anderes könnt, lernt diesen Vortrag auswendig, oder ein Stück davon und haltet ihn und ihr werdet euch einen Gotteslohn an 100 Müttern und 1000 Kindern verdienen. M. N.

### 5. Geschichte.

— Unter drei Kaisern. Gesammelte Reden und Aufsätze von Ernst Curtius. (Berlin, Wilhelm Fern.) 1889. 269 S. 5 M.

Seinen Spezialtitel verdankt dieser III. Band von „Altertum und Gegenwart“, unter welcher Bezeichnung der berühmte Gelehrte von Zeit zu Zeit seine hier und da zerstreuten kleineren Arbeiten zu sammeln pflegt, den drei zu Anfang stehenden Vorträgen, deren einer eine Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I., der zweite eine solche auf Kaiser Friedrich II. (der inzwischen die erste Rede noch auf seinem Schmerzenslager gelesen und seinem ehemaligen Erzieher Dank und Anerkennung dafür ausgesprochen hatte), und deren dritte, am Geburtstag Kaiser Wilhelms II. gehalten, „die Bürgschaften der Zukunft“ behandelt. — Ernst Curtius ist, das läßt auch dies Heft wieder durchblicken, nahezu zum griechisch denkenden, griechisch empfindenden Manne geworden, und wie sollte es anders sein, da dem Volke der Hellenen das ernste Studium seines ganzen Lebens gehört hat. Mit Geist und Seele des idealen Hellenentums verbindet sich bei Curtius jedoch die Eittlichkeit des Christentums und das deutsche Nationalgefühl, wobei denn freilich unvermeidlich ist, daß diese beiden letzteren, Christentum und Deutlichkeit, durch Einwirkung des Hellenentums an ihrem besondern Gehalt etwas einbüßen. Man kann das annähernd vielleicht so ausdrücken:

Curtius ist Christ und Deutscher, wie etwa ein griechischer Denker und Dichter aus der klassischen Zeit beides gewesen wäre, wenn die Weltgeschichte ihm das ermöglicht hätte. — Die hier abgedruckten Reden, eif an der Zahl, sind in verschiedenen Jahren in der Berliner Universität oder der Akademie der Wissenschaften bei festlichen Anlässen gehalten. Daran schließen sich einige Aufsätze, in wissenschaftlichen Zeitschriften schon veröffentlicht, welche in kurzen Zügen den Lebensgang und die wissenschaftliche Bedeutung einzelner Männer (Böckh, Otfried Müller, Richard Lepsius, Georg Curtius u. a.) behandeln, und die um so wertvoller sind, als der Verfasser durchweg mit den beschränkten Personen in persönlicher Beziehung gestanden hat. Besonders interessant ist hierunter der seinem Bruder Georg, dem berühmten Sprachgelehrten, gewidmete Nachruf, sowie die „Erinnerungen an Emanuel Geibel“, mit dem Curtius in Lübeck aufgewachsen und in Berlin als Student wieder zusammengetroffen war; bald nachher waren beide lange Zeit Hausgenossen in Athen gewesen, hatten als solche eine von Curtius hübsch geschilderte Reise nach Paros und Kosos unternommen und waren dann nach langer Trennung in den Jahren 1847 und 48 abermals in Berlin zusammengekommen, bis Geibel nach Lübeck überiedelte, von wo aus er jedoch bis an sein Lebensende mit dem alten Freunde in regem persönlichen und brieflichen Verkehr blieb. — Den Schluß der Sammlung macht ein schon 1846 veröffentlichter Aufsatz über die Insel Kosos und ihre Geschichte, die Frucht eben jener mit E. Geibel dorthin unternommenen Reise. A. W.

— Kaiser-Porte. (Hannover, Wolf und Hohorst.) 10 S.

Zusammenstellung der Ansprachen und Erlasse, die wir aus der kurzen Regierung unseres ritterlichen Kaiser Wilhelms von ihm haben, bis zum Trinkspruch im Ständehause in Hannover am 15. September. M. N.

— Roehrich Mme. Ernest, Le Ban-de-la-Roche. Notes historiques et souvenirs, avec 2 portraits, 3 vues, des autographes, une carte et quelques sermons et fragments de sermons inédits d'Oberlin. (Paris 1890. Fischbacher.) 224 S. 8. 3,20 M.

Ein treffliches, mit französischer Klarheit und Eleganz geschriebenes und von poetischem Geist durchwehtes Buch, welches wir allen Vätern und Müttern empfehlen möchten, die für die erwachsene Jugend ein Buch wünschen, das im Gegensatz zu so manchem sog. christlichen Roman oder christlicher Novelle eine für Geist und Herz gesunde Speise bietet. Es wird uns hier nicht eine Geschichte des Steinthals (Ban de la Roche), jenes lieblichen Vogesenstriches, der durch des berühmten Pfarrers J. Fr. Oberlins Thätigkeit weit über das Elßth hinaus in der ganzen evangelischen Christenheit bekannt worden ist, geboten; aber höchst interessante historische Notizen über das Steinthal vor und während dem dreißigjährigen Krieg, wie wir

sie in keiner Biographie Oberlins, auch nicht in der ausführlichen von Bodemann finden. Die zweite größere Hälfte des Buchs ist eigentlich eine kurze, trefflich skizzierte Lebensbeschreibung Oberlins, der als Mensch, als Civilisator und als Barrer geschildert wird. Die vortrefflich gelungenen Bildnisse Oberlins und seiner Gattin, sowie Auszüge aus dessen Predigten, die man nur noch viel ausführlicher zu lesen wünschte, sind eine dankenswerte Beigabe des Buchs. Die Verfasserin, eine im Uaß längst rühmlich bekannte Schriftstellerin, hat mit demselben ihrer Heimat, dem Steinthal, ein schönes Denkmal gesetzt. Möchte es ihr vergönnt sein, ihre schriftstellerische Thätigkeit auf diesem Gebiete zu erweitern, und uns noch manche ebenso belehrende, anregende und im besten Sinne des Wortes unterhaltende Schrift wie diese zu bieten.

### 6. Biographisches.

— **Christliche Lebensbilder.** Von Max Reichard. (Hätersloh, C. Bertelsmann.) 1889. 438 S. 5 M.

Blaise Pascal, Alexander Binet, Vater Lacordaire, Adolfs Monod, Louis Meyer (Paris), Friedrich Oberlin, Helene von Orleans, Ludwig Harms sind hier in Biographien behandelt, die zwar bedeutend länger als die einschläglichen Notizen in encyclopädischen Werken, andererseits aber kürzer als die Einzeldarstellungen sind, die wir von den genannten Personen schon besitzen. Den Schluß machen, etwas inkongruent zum Gesamtittel, einige „Bilder aus dem Leben der Vorgemeinden Froßweiler und Worsbroonn.“ — Die Lebensbilder sind ursprünglich für periodische Zeitschriften („Neue Christotopie“, „Tageheim“, „Monatsschrift für innere Mission“) geschrieben und dort in verschiedenen Jahren erschienen; daraus erklärt und rechtfertigt sich auch die Art der Darstellung, welche sich weniger der klassischen Einfachheit, als einer ornamental reich bedachten und ästhetisch wirkungsvollen Redeweise zuneigt. So hat ein etwas manierierter, oft übertriebener Stil, wie er in unserer periodischen Litteratur herrschend ist, nicht ganz vermieden werden können. Fast jedes Abstraktum von einiger Bedeutung hat sein schmädelndes Epitheton, das oft noch wieder im Superlativ gebraucht ist, wodurch für den Verfasser jeder der äußere Nachteil entsteht, daß, wenn einmal wirklich Außerordentliches ausgesagt werden soll, die Ausdrucksweise zur Steigerung nicht mehr zureicht. Ein Verlangen ist in der Regel „brennend“, ein Erfolg „durchschlagend“, oder „der beste“, Ahnungen sind „herzbewegend“ und Qualen „un-säglich“ oder dergleichen, auch wenn ein besonderer Grad dieser Substantiva gar nicht bezeichnet werden soll. Nicht selten finden sich auch ganze Sätze, die wesentlich der Ornamentik wegen da sind. — Von dieser formalen Seite abgesehen, sind aber die sachlich gut abgerundeten Lebensbilder interessant und sesselnd entworfen und ihre Sammlung zu einem selbständigen Bande ist durchaus dankenswert. Einen besonderen Wert erhalten sie noch dadurch, daß der Verfasser zu den meisten der

behandelten Personen in irgend eine, wenn auch nur lose persönliche Beziehung getreten ist. So vermag er zur Charakteristik derselben stellenweise nicht nur wirklich neues Material zu bringen, sondern versteht es auch, die Klippe des Biographen, eine trodene Aufzählung der Thaten und Taten, zu vermeiden und eine belebte und interessante Schilderung zu erzielen. A. W.

— **Calwer Familienbibliothek.** (17. Band.) Jarouffeau, der Barrer der Wüste. Aus dem Französischen von Eugène Pelletan. (Calwe und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung.) 213 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Eine geschichtliche Erzählung, von der französischen Akademie als „Odysee eines Wüstenparrers auf der Suche nach Gewissensfreiheit“ mit einem Preise ausgezeichnet. Der Erzähler, geboren 1813, hat den Barrer Jean Jarouffeau von St. Georges-de-Tibonne (Gironde), seinen Großvater, noch gekannt, denn dieser ist 1729 (oder 1730) geboren, und erst 1819 gestorben. Das Buch ist vortrefflich geschrieben und interessant zu lesen. Eine Rezension habe ich nicht nötig zu schreiben, denn die Einleitung enthält eine Rezension, die nichts zu wünschen übrig läßt. — Der Verf. verberichtet die franz. Revolution in maßloser Weise, darum hat ihm der Uebersetzer einiges gestrichen, anderes gemildert. Die Einleitung schließt mit dem treffenden Wort: „So mag denn Jarouffeau als eine wunderliche Vermählung eines alsgläubigen Parrers und eines liberalen Fortschrittlers gelesen und beurteilt werden.“ — Ich glaube, daß der Verf. das die Züge seiner Zeit tragende Bild des alten, frommen, sich selbst verleugnenden Predigers in der Wüste durch die politischen Farben des 19. Jahrhunderts entstellt hat. Trotzdem ist das Buch eine recht interessante Lektüre. — Um zum Lesen einigermaßen anzureizen, will ich noch mittheilen, daß Jarouffeau zu einer Audienz bei Ludwig XVI. nach Paris reitet und hier mit Ralesherbes und Franklin zusammentrifft. O. K.

— **Carl Wilh. Theod. Rind.** Ein Lebensbild von F. Gung, Pastor an St. Pauli in Bremen. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) 229 Seiten. Preis geb. 1,80, geb. 2,70 M.

Pastor Gung in Bremen, der Schwager des Peimgegangenen, hat mit Liebe und mit vollem Verständnis für den Charakter, die Denkwürdigkeit und die Arbeit Rinds dies Lebensbild gezeichnet. Auch wer den Verstorbenen nicht gekannt, bekommt ein anerkennendes Bild seiner Person und seines Wirkens und wird erkaunt sein über die gewaltige und vielseitige Arbeit, die dieser unermüdete Freund der Armen und Elenden im Dienste derselben geleistet. In dieser Richtung kann in der That die Wirksamkeit Rinds nicht überschätzt werden. Rind war ein Mann des Gebets, was er anfangs gelang ihm, wie mit Recht in dem Buche gesagt wird, deshalb, weil er seine Kraft nicht an erachtete und gemachte Unternehmungen verschwendete, sondern weil er stets erst dann vorging, wenn Gott die Wege zeigte und die Thüren öffnete.

In einigen anderen Punkten mag doch wohl etwas Ueberschätzung unterlaufen. Das Kind J. B. die Gabe der Geistesprüfung in besonders hohem Grade besessen, ist untrüglich nicht der Fall. Es passierte ihm gelegentlich auch bei seinem warmen Herzen, was uns gewöhnlichen Sterblichen gleichfalls passiert, daß er durch Unwahrheit gräßlich getäuscht wurde. Noch weniger ist es so gemein, wie Seite 227 erzählt wird, daß Kind, wenn er an der Kirchenthür den Strom der Kirchgänger grüßend an sich vorüberziehen ließ, dort ohne weiteres erkannt hätte, „bei welchem seiner Zuhörer diesmal der Geist des Herrn angeknüpft hatte.“ Das mag ja im Einzelfall passiert sein, ist aber in dieser Allgemeinheit doch wohl Illusion. Trotzdem aber bleibt Kind ein Mann, der seinen geistlichen Amtsvorgängern nicht minder wie jedem Laien zum kräftigsten Vorbild dienen kann, und trotzdem bleibt das Lebensbild von Cung ein treffliches, mit Liebe und Verstandnis geschriebenes Buch, das allen christlichen Häusern auf das wärmste empfohlen werden kann.

— Thomas Platters Briefe an seinen Sohn Felix. Herausgegeben von Achilles Burckhardt. Basel 1890. C. Detloff. 240 Bl.

Platters Name ist bekannt aus der Geschichte der Schweizer Reformatten. Wir besitzen von dem gelehrten Autodidakten eine Selbstbiographie und von dem Sohne Felix, einem Arzte, sein Tagebuch. Die vorliegenden Briefe, die noch nicht gedruckt waren, bilden zum Theil die Quelle für die ersteren, haben also ein vorzugsweise gelehrtes Interesse. Sie sind zumeist lateinisch geschrieben, in welche Sprache der Briefschreiber immer wieder versällt, auch wenn er in seinem Schwärmepredigen begonnen hat. Viel kulturhistorisch und pädagogisch interessante Stellen sind darin enthalten, J. B. die Ermahnungen zum frühen Fleiß in Rt. XV.; die Aeußerungen über das Teuschsprechen der Baseler in Montpellier, wenn sie unter sich sind (Vos Basilienses ständem by cinandren, klappren tütsch etc.) u. s. w.

— Oberst Otto von Büren. Nach seinen Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen von Samuel Dettli, Prof. der Theol. in Bern. Basel. C. Detloff. 142 S. 1 Bl. 30 Fig.

Otto von Büren, der Letzte eines altherber Patriarchengeschlechts, geb. 19. Sept. 1822, gest. 25. Dez. 1888, ererbte von seinen Vätern nicht nur ein reiches irdisches Gut und einen hochgeachteten Namen, sondern auch eine fröhliche Ueberzeugungstreue, die keinen als wahr und gut erkannten Grundhaz verleugnet und auf die Gefahr der Befehdung und Vereinstammung hin niemals den Mantel nach dem Winde hängt, eine unbedingte Ehrfurcht vor dem geschichtlichen Recht, gepaart mit Wohlthun gegen alle Menschen, daneben die Neigung und Befähigung, dem Gemeinweiren in öffentlicher Stellung, zumal zur Wehre des Vaterlandes, zu dienen, und nicht zum geringsten eine gewisse Ritterlichkeit des Charakters und der Erscheinung. — Von den Offizieren eines neutralen Staates lassen sich nicht viel Thaten mit-

teilen. Ingleich bedeutungsvoller war v. Bürens politische Thätigkeit und sein Arbeiten im Reiche Gottes. Alle Gefahren für sein Vaterland sah er von Frankreich her kommen, darum redete er dem Anschluß an Deutschland das Wort. Nachdem Henriette von Sinner aus Würdungen 1849 seine Gattin geworden, wurde Büren immer wärmer in Bethätigung seines Christenglaubens. Was er als Stadtpräsident 1864 bis 1888 und in anderen öffentlichen Aemtern geleistet hat, wird von dem Verf. in überflüssiger Weise dargelegt. Daß ein Mann wie Otto von Büren als deutsch denkender Schweizer, als Konservativer (er war ein warmer Freund dieser Zeitschrift. Red.) und als werththätiger gläubiger Christ den Leiern dieser Wälder in hohem Grade sympathisch sein muß, bedarf keiner Auseinandersetzung.

O. K.

— Zur Erinnerung an Christian Isaal Gottlieb Specht, Pfarrer zu Uppingen. Karlsruhe, Ev. Christenverein für Baden. 1889.

Das ist ein Buch, lieblich zu lesen, namentlich für Pastoren, aber auch für jeden Christenmenschen. Es enthält das Leben eines gläubigen reichbegabten Pfarrers aus der Badischen Landeskirche, der mitten in der Revolution festhielt an dem Kirchengebret für seinen durch dieselbe vertriebenen Landesfürsten, der es aus der Badischen Generalisynode 1882 aussprach: „Ich habe die Ehre schon 4 Synoden angehört zu haben, aber auf keiner, wie auf dieser habe ich den Eindruck so erhalten, daß wir vergängliche Menschen sind, daß wir bei all unserm Wirken auf die Ewigkeit sehen müssen, ringebend des Wortes: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen.“ Dieser Gedanke ist mir sehr ans Herz gefallen, und ich habe bei den vielen Nachrufen zu meinem Nachbar gesagt: vielleicht das nächste Mal gedenkst du unser. Es wird die Zeit kommen, wo man auch meiner denken wird, und da wünschte ich, daß, was auch sonst von mir gesagt werden möge, doch besonders das von mir hervorgehoben werden möge: er hat im Jahre 1864 mit Freudigkeit den Beotest (gegen Schulteis Leben Jesu) unterschrieben, er hat im Jahre 1867 mit Entschiedenheit gegen die sogenannte Gleichberechtigung der Richtungen geiprochen und gestimmt, und deshalb hat er im Jahre 1882 auch gegen den neuen Katechismus, der dieser Gleichberechtigung der Richtungen auf die Beine helfen sollte, seine Stimme eingelekt, und da ich dieses Bewußtsein habe, so kann ich ruhig sterben.“ — Diese Worte zeugn schon an, daß der Pfarrer Specht ein Mann festen entschlossenen Glaubens gewesen ist. Sein Leben ist von keinem Schwaozer, dem W. Hagemeyer in Jugwoeler bei Tinglingen frisch und erwecklich geschrieben. Angefügt sind die bei dem Begräbnis des im Nov. v. J. Verungangenen gehaltenen Reden, sowie einige Gedichte, welche er hinterlassen hat, die jeden ansprechen werden.

Ahrenburg.

Hochmann.

— Sperl, Dr. Aug., D. Georg Christian August Bomhard. Ein Lebensbild aus der Zeit des Wiedererwachens der evangelischen Kirche in

Bayern. Mit einem Bildnis. (München 1889, Beck'sche Verlagsbuchh.) VIII, 157 S. gr. 8. 2 M.

August Bomhard war nicht Einer von Vielen, sondern Einer der Wenigen, welche zu der Zeit des herrschenden Nationalismus in der bayerischen Landeskirche und über dieselbe hinaus als Vorkämpfer des neu erwachten Evangeliums eine geeignete Wirksamkeit erlangten. In Süddeutschland, und zwar in der bayerischen Landeskirche, war im Jahr 1825 — also noch vor der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung — das „Homiletisch-liturgische Korrespondenzblatt“ von Brandt gegründet worden. Seine providentielle Bedeutung lag aber weder auf dem Gebiet der Homiletik, noch auf dem der Liturgik, sondern in dem frischen und fröhlichen Kampf gegen die Pflüster des vulgären Nationalismus, welche damals die Rathgeber und Kanzeln so ziemlich allein inne hatten.

Nicht in der schweren Rüstung theologischer Wehrsamkeit gingen die Streiter des Korrespondenzblattes gegen die Feinde des Evangeliums an, sondern mit der Hirtenscheider Davids. Der Name Bomhard war damals wohl bekannt von Augsburg bis Dorpat. Ein volles Jahrzehnt standen namentlich die beiden Brüder August und Heinrich Bomhard auf der Bretel. Und erst, als nun auch in den theologischen Fakultäten ein Mann Gottes nach dem andern den Kampf aufnahm, und das alte Evangelium mit dem darauf gegründeten Vorkämpfer der Kirche auch wissenschaftlich wieder zu Ehren kam, so daß in der theologischen Jugend der Geist des neu erwachten Glaubenslebens sich regte, legten jene Männer ihre Schleuder bei Seite und beugten sich, im engeren Kreise ihre Herde zu weiden.

Unter jenen Vorkämpfern in erster Reihe standen zu haben, das ist die Bedeutung des Gottesmannes, dem hier von der Hand seines Entfels ein Denkmal gesetzt wird.

Der sel. Thomasius in Erlangen hat schon vor mehr als 20 Jahren ein Buch geschrieben: „Das Wiedererwachen des evangelischen Lebens in der lutherischen Kirche Bayerns. Ein Stud. süddeutscher Kirchengeschichte.“ Dort ist die Bedeutung Bomhards vollständig gewürdigt, so daß sein Name für die Kirchengeschichte der ersten Hälfte des Jahrhunderts nicht verloren ist. Aber nicht bloß diese seine Wirksamkeit, sondern der Mann selbst in seiner durchaus originalen Persönlichkeit, sein Vaterhaus, seine Freunde und Mitarbeiter, sein Leben in Amt und Haus ist es wert, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Ein Mann dümmerischer Wirklichkeit, evangelischer Milde, — aber wo es galt, ein streitbarer Held mit zündendem, weithin treffendem Wort, ein gefalteter Prediger, ein weiser Seelsorger war August Bomhard. So lebt sein Bild noch in seiner Gemeinde.

Die ungeschminkte Wahrhaftigkeit, die kindliche Pietät und biographische Kunst, mit welcher das Büchlein aus meist handschriftlichen Quellen zu einem wertvollen Zeit- und Charakterbild gestaltet ist, verbreitet einen Hauch von Lebenswärme, der den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt. Dasselbe wird darum nicht bloß für angehende Theo-

logen, sondern auch für das christliche Haus eine empfehlenswerte Lektüre sein.

— Johann Valthasar Schupp. Beiträge zu seiner Würdigung. Von Theodor Wischhoff, Prof. (Rürnberg. Herm. Volkhorn.) 218 S.

Vorliegende Schrift ist ein Sonderdruck der Jubiläumseilage zum Jahresbericht des Rürnberg'schen Realgymnasiums 1888/89. Schupp ist neben dem Weidenburger Laurenberg der hervorragendste Satiriker des 17. Jahrhunderts. „Dieser thätige, lebhaft, launige Mann war ein erklärter Gegner der Dipsich'schen Poetik, und nachgerade auch ein Gegner der ganzen beschwerlichen und umäßen Schulweisheit seiner Zeit. Seine Schriften sind voll Humors und Witzes, in einem natürlichen, lebendigen Stile, der von der geschraubten Prosa seiner Zeit auf ungläubliche Weise absteht, voll launiger Treuhersigkeit und treuherrlicher Laune, voll Anschaulichkeit und voll der glücklichsten Griffe aus dem wirklichen Leben — unter denen des 17. Jahrhunderts weit zu den besten zu zählen, wenn sie nicht wirklich die besten sind. Ebenso waren auch seine Predigten, frei von der steifen Gelahrtheit der Predigten aller seiner damaligen Kollegen im evangelischen Deutschland, vollmächtig, treffend, zuweilen herb, aber höchst eindringlich und mitunter ergreifend.“ (Wilmr.) — Gehören in den letzten Tagen des März 1610 in Sieben, einer Patrizierfamilie entstammend, studierte Sch. in Warburg Theologie. Mitten im dreißigjährigen Krieg zieht er drei Jahre lang im Norden und Osten von Deutschland umher (1624—31). Seinem Aufenthalt in Lenden (1634) verbankt er den weiten Blick in staatlichen und kirchlichen Dingen. 1635 Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Warburg, zehn Jahre später Hofprediger und Superintendent in Braubach, daneben Staatsmann und Diplomat zur Förderung des westfälischen Friedens — in Münster hielt er die feierliche Friedenspredigt —, zuletzt wider seine Reigung, die ihn nach Augsburg zog, Hauptpastor in Hamburg, wo er am 26. Oktober 1661 starb, „ein Opfer seines Berufes, seines Freimuths und seiner Ueberzeugungstreue.“ — Schupp war in allen Dingen ein Mann, der weit über die Schranken seiner Zeit hinausah. Ein Gegner der lateinischen Sprache bei den Gelehrten, in der Politik dazu mahnend, die Kassen und Tärken zurückzuwerfen, auf der Kanzel ein unerschrockener Fußprediger, dem alles Volk zufließ, ein Seelsorger in Armen- und Krankenhäusern, ein warmer Berater der Schulen. Kein Wunder, daß die meisten seiner Amtsbrüder ihn aus Reid und Mißgunst heimlich durch gedruckte und ungedruckte Verleumdungen zu beseitigen suchten. „Die Bedeutung der Theologie liegt für Schupp weit mehr in der Erfahrung als in der Wissenschaft. Eine Handvoll gut Gewissen ist ihm lieber als ein Sad voll Wissen. Er ist zufrieden mit einem Platz in dem allgemeinen Bauern- und Fischerhimmel.“ Schupp war ein Mann von großartiger Freigebigkeit, frei von aller Eitelkeit und Selbstsucht, ein Prediger, der sich nur auf nachhaltiges Bitten zum Tode einer Predigt herbei-

lieh, dagegen was er für das Volk außerhalb der Kirche auf dem Herzen hatte, in vielen Flug-schriften markig und scharf veröffentlicht. Die vor uns liegende Schrift giebt eine vorrefli-liche Lebensstizze (S. 8—45), dann drei Abhandlungen über Schupp's Stellung zur Schulreform, zur Politik und seine Wirksamkeit als Prediger (S. 45—185) und endlich Auszüge aus Schupp's Schriften (S. 185—218). — Die Pfarrer unserer Tage können von dem Prediger und Seelsorger Schupp mehr lernen als von allen Universitäts-professoren aller Universitäten zusammengenommen. „Die größte Weisheit eines Theologen ist, daß er die Verübte und Angefordnete zurecht bringen und die Sterbende recht trösten könne. Ob man das aber bei den akademischen Cathedern voll-kömmlich lernen könne?“ Diese Frage des treuen Zeugen des 17. Jahrhunderts gilt auch für das 19. Jahrhundert. O. K.

### 7. Länder- und Völkerkunde.

— Im Süden Indiens. Silber aus Stadt und Dorf nach den Jugenderinnerungen eines Hindu. Aus dem Englischen. (Basel, Missions-buchhandlung) 1888. 176 S. 1,20 Ml.

In dem Rahmen einer Lebensgeschichte werden wir nach Süd-Indien geführt. Zuerst ins Tamil-land (zu den Tamulen), und bekannt durch die jetzige Leipziger Mission, die gesegnete Nach-folgerin der Palle'schen Mission, begonnen durch Josenbald und Flürschau 1705. Beinahe zwei Jahrhunderte hat diese Mission also dort gear-beitet. Das Christentum ist denn auch eine Nacht geworden. Das zeigt uns diese Erzählung. Mit der Eisenbahn, welche Madras mit der Malabar-küste verbindet, kommt man auch nahe der West-grenze des Tamil-Landes nach Koimbatour, woselbst seit 1830 die Londoner Mission arbeitet; neben ihr seit 1858 auch die Leipziger Mission. Wir werden auch hier durch die Erzählung bekannt. Aus der Londoner Mission stammt das Buch und die Geschichte spielt hauptsächlich in Koimbatour und Umgegend. Jenseits von Koim-batur beginnt dann die Basler Mission in Mala-galam-Land. Man sieht also in dreier Missionen Arbeitsstätten, in den Erfolg bei den einzelnen, wie im großen und ganzen. Freilich, wer nicht weiß, was Heidentum ist und es sich nicht in seiner ganzen Verkommenheit darstellen kann — auch unter den Kulturvölkern — der wird fragen: Ist nicht mehr erreicht mit so viel Menschen-, Geld- und Zeit-Opfer? Wer aber weiß, wie lange es dauerte, bis unter günstigen Bedingungen das Heidentum in Deutschland entwurzt wurde, der sagt sich: Wie Großes hat der Herr schon an dem zahllosen Indierervolk ausgerichtet! Viel ist freilich noch zu thun. Die Schilderungen unseres Buches geben ein treues und naturwahr's Bild des Volks und Landes. Es zeigt dem Missionsfreund, wie man dort gegenwärtig lebt. Der Uebersetzer ist ein Veteran der Basler Mission, der mehr als zwei Jahrzehnte in Indien gearbeitet hat und sich von unserem Buche befriedigt fühlte.

A.

F.

— Zwei Jahre am Congo. Erlebnisse und Schilderungen von P. Aug. Schunje. Herausgegeben von Karl Hespers. Mit 7 Ab-bildungen nach Originalphotographien. (Köln, Kommissions-Verlag von J. B. Bachem). 1889. 104 S. 2 Ml.

Diese Schrift, herausgegeben von der „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katho-lischen Deutschland“, enthält das afrikanische Tagebuch und einen Auszug aus Privatbriefen des Vaters Schunje, der mit zwei andern Brätern im Jahre 1886 eine der äußersten katholischen Missionen am Stanten-Pool gründete und bis zu seiner Abberufung 10 Monate lang inne hatte. Die Aufzeichnungen bringen in wissenschaftlicher Hinsicht kaum etwas Neues, auch ist der Verfasser bescheiden genug, nicht eine unbedingte Korrektheit seiner Schilderungen in Anspruch zu nehmen. „Wenn ich heute lese, was ich vor 18 Monaten in mein Tagebuch schrieb, da muß ich selber mich oft beneiden über die Naivität meiner Ideen, und wenn nach 6 Monaten ich diese Zeilen gedruckt sähe, würde ich wahrscheinlich auch das eine oder andere daran aussetzen haben“, schreibt er gegen Ende seines afrikanischen Aufent-halts. Das ist ganz natürlich, und wenn dafür ein anschauliches und zusammenhängendes Bild afrikanischen Lebens oder auch nur afrikanischer Missionstätigkeit geliefert wäre, so könnte das Buch trotzdem interessant und wertvoll sein. Da es aber nur ziemlich abgerissene Tagebuchnotizen sind, mit einer Fülle jugendbrecherischer Personen- und Ortsnamen obendrein, für die der Leser kein Gedächtnis haben kann, so geht vielsach nicht nur der Zusammenhang, sondern auch die Anschauung in den erzählten Begebenheiten vollkommen ver-loren. Eine wenn auch noch so dürftige Karte des beschriebenen Kongogebietes hätte auch nicht fehlen dürfen.

Die Redaktion des Tagebuches könnte eben-falls sorgfältiger sein. Da finden sich verschiedene Dinge zweimal erklärt, einmal vom Verfasser und an anderer Stelle noch durch eine Fußnote des Redaktors; auch eine ganze Geschichte wird gelegentlich doppelt mitgeteilt. Das Wort „Bula-matari“ („Reisbrecher“, Stanten's Name bei den Eingeborenen) ist in der kleinen Schrift sogar dreimal gründlich erläutert. Auch formell hätte ich einen Satz, der in zwei Reichen dreimal das Wort „allmählich“ aufweist (S. 81), nicht zugelassen, und eine Wortbildung, wie „zwischenzeitlich“ wäre gleichfalls geirrt.

A. W.

### 8. Poesie.

— Vor uns liegt wieder eine ganz stattliche Anzahl von Gedichtbänden. Leider kann man nicht allen Verfassern derselben zugesehen, daß sie ein Recht hätten, sich auf die Aufforderung Uhlands:

Singe, wenn Gesang gegeben

In dem deutschen Dichterwald!

zu berufen. Vielmehr gehören einige der zu be-sprechenden „Dichter“ ohne Zweifel zu denen,



welchen der Gesang nicht gegeben ist und die von der Waise wenig mit auf den Weg bekommen haben.

Um zunächst mit zwei Bändchen zu beginnen, welche auf christlich-kirchlichem Gebiet sich bewegen, nennen wir:

Gottesminne. Wieder von Eduard Vamerdin. (Karlsruhe, Schriftenverein.) 236 S. — und Johann Valentin Andreä redivivus. Eine Pastoral-Theologie in Versen von J. Chamloth, Pastor zu Benzingerode. (Braunschweig, Wollermann.) Preis 1,80 M. 150 Selten.

Die Gedichte des Bändchens Gottesminne sind der Form nach glatt und dem Inhalt nach unanfechtbar, aber sie entbehren jeder Originalität. Es sind im wesentlichen christliche Gemeinplätze. Angesichts von Epitta, Gero! und den vielen anderen ausgezeichneten christlichen Gedichtsammlungen, welche wir schon besitzen, kann die Notwendigkeit, dem Guten Wittelmähiges folgen zu lassen, schwerlich anerkannt werden.

Die poetische Pastoral-Theologie giebt in mittelalterlichen Hans Sachs'schen Knittelversen gereimte Ratsschläge, wie ein Theologe und Pastor sich in allen möglichen Lebenslagen zu benehmen hat. Die kleinen, teilweise epigrammatisch geformten Gedanken sind, wie das Vorwort mittelst, schon früher vereinzelt in Zeitschriften erschienen und nunmehr zu einem Bändchen gesammelt. Wir glauben, offen gestanden, daß die ausdruckslosere Art und Weise der Veröffentlichung die richtigere war. Zur Sammlung in ein Bändchen didaktischer Poesie reicht nicht ganz. Die Ratsschläge an und für sich sind ja gut und schön. Wenn man aber solche oft sehr unächtere Lebensweisheit poetisch an den Mann bringen will, so muß das mit sehr viel Geist, Grazie und Formbeherrschung geschehen, um erträglich zu bleiben. Das alles ist hier nicht immer vereint. In manche Epigramme laufen grade da, wo man die Spitze erwartet, spizenlos aus und gehen zu Ende „wie das Hornberger Schießen.“ Zum Beispiel:

Kein Ort zum Ketten ist der Altar,  
Ist nicht zum Stürmen eine Schanze,  
Darfst nicht drauf springen wie zum Tange  
Und sollst ihn nicht verlassen gar,  
Als wär's ein Schiff im Untergehn.  
Rein, still und aufrecht drinnen stehn,  
Dich zum Gebet herniederbeugen,  
Doch nie dich vor dem Volk verneigen.

Ist das Poesie?

Solche kleine Gedichte, die einfach eine praktische Pastoral-Regel in mäßige Reime bringen, sind viele vorhanden. Andere sind besser geraten:

Kannst zahlen nicht aus leeren Taschen,  
Kannst zechen nicht aus leeren Flaschen.  
Und wer mit Vernun wird aufhören,  
Der wird sich bald durch Lehren leeren.

Das ist doch wenigstens eine epigrammatische Spitze. Ganz häßlich ist auch das folgende:

Ein Pfarrer in einem Dörflein klein,  
Tief im Gebirg, im Haideland,

Wird balde doch vereinsamt sein,  
Wenn er als Weib eine Martha fand,  
Die nie ihm auf sein Heißesleben  
Verständnisvoll kann Antwort geben.  
Dagegen die Marien-Seelen  
Lassen es oft im Hause fehlen,  
Und daß sein Haus in Verfall gerat,  
Bracht' manchen Pfarrer in Not und Schanden.  
Die rechte Pfarrersfrau ist die  
Martha und auch zugleich Marie.

Wenig angenehm berührt es, daß Verfasser an einer Stelle sein Lutherthum damit glaubt erhärten zu müssen, daß er singt:

Kommt nicht der Papst durch die HINTERTHÜR,  
Zwingli und Calvin stehn auch dafür.

In Summa: Reizen und Spren! Verf. hätte vor der Publikation von einem unbestochenen Freunde sichten lassen sollen.

Auch von einem Geistlichen, aber nur zu einem sehr geringen Teile geistlich sind die unter dem Titel: „Dies und das“ von dem Kreuzherrnordensprediger P. Josef Bergmann herausgegebenen Gedichte. Zum großen Teile sind dieselben trivial, gereimte Prosa, einige wenige sind wohl gelungen, z. B. „Lohn der Trägheit“:

Ein Genie, strechts nicht vom Fleck,  
Wird bald Dumm'te vor sich sehn;  
Bleibt der Fuchs zu lange stehn,  
Ueberholt ihn eine Schnecke.

Das ist artig! Ebenso ist nicht übel, was der Dichter uns in den beiden kleinen Versen „Altardienst“ ausdrückt:

Der dem Altare dient,  
Soll vom Altare leben!  
Dagegen läßt sich wohl  
Kein Widerspruch erheben;  
Doch hat nicht minder wahr  
Wir stets das Wort geheißen:  
Der vom Altare lebt,  
Soll dem Altare dienen.

Im ganzen aber wird die kleine Gedichtsammlung (Karlsbad, bei Jakob, Preis 1 M.) wohl nur im engeren Kreise, in dem der Verfasser persönlich bekannt ist, auf Leser zu rechnen haben.

Noch enger als auf diesen engeren Kreis möchten wir beschränken: Letzte Jugendlieder von Ernst Rehmisch. (Norden, Fischer.) Sollte es wirklich wahr sein, daß diese elenden Reimerlein schon eine 2. Auflage erlebt haben? Man lese z. B. was Seite 48 geraten wird. Die ganze Seite fällt nur der folgende Vers:

Berscharfe nicht die Gegensätze,  
Versöhnung bahne an;  
Das Trennende hinweg zu schweigen,  
Ist immer wohlgethan.

Unwillkürlich bebauert man doch, daß das Papier nicht ganz weiß geblieben ist. Weißäugig sind die Gefinnung des Dichters und seine Weltanschauung bedentlich genug; zum Teil, wie das Gedicht auf Seite 25 „Gehelmes“, in welchem

Verf. bedauert, daß das Kind einer Frau, für welche er früher eine Neigung empfunden, nicht von ihm erzeugt sei, von verletzendem Mangel an Delikatesse.

Auf dem Boden einer ähnlichen Westanschauung steht der pseudonyme Karl Einsam, der uns ein Bändchen „Weltlieder“ (Berlin, Fontane) beschert hat, die 6 Bl. kosten und von einem prächtigen, äußerst geschmackvollen Einband zusammeng gehalten werden. Der Dichter scheint ein jüngerer Mann zu sein; eine große Menge seiner Geistesfinder sind anafreontische Liebeständeleien, zum Teil von recht sinnlicher Art, auch wohl, wie das ja oft Hand in Hand geht, mit etwas Pessimismus und Weilschmerz durchsetzt. Originelles ist wenig in den Gedichten und kaum eines darunter, das um Lobes oder Tadel's willen zur Mittheilung reize.

Soll schon anafreontisch gedichtet werden, so bleibt schließlich der alte Anakreon selber Meister. Und man liest ihn schließlich um so lieber, wenn ein berufener Uebersetzer ihn uns in das „geliebte Deutsch“ überträgt. Das Bändchen „Anakreon“, Nachdichtungen von Otto Kaphel (Kudwigslust, Hinckorf), enthält aber in der That so vortreffliche Uebersetzungen, daß die Lectüre zum Genuß wird.

Es sagen mir die Mädchen,  
Den Spiegel nimme zur Hand,  
Und laß es dir bestän'gen,  
Daß deine Jugend schwand.  
Ihr lieben, schönen Kinder,  
Ich weiß, es flieht die Zeit,  
Doch lieb' ich euch nicht minder,  
Wenn ihr auch jünger seid.  
ll. f. w.

Wer lächelt nicht zu diesen und anderen artigen Tändeleien?

Ein wunderliches Büchlehen ist die kleine Sammlung von poetischen Nat'schügen: „Was du thun und nicht thun sollst.“ Textgut in Sprachgaben von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. (Berlin, Deder.) Preis 1 M. 32 S.

Die dem Buche vorzüglich beigelegte kleine Rezension belehrt uns, daß die Verfasserin „durch ihre Pflege der künstlerischen Geselligkeit und ihre pädagogischen Leistungen ausgezeichnet“ ist. Wir können nur wünschen, daß diese trotz der „Allgemeinheit“ uns unbekanntem Leistungen besser sein möchten, als die poetischen, um so mehr, als einige derselben überhaupt nicht mehr in das Gebiet der Poesie, sondern in das der Prosa fallen, z. B. Seite 7:

Lebe so, daß du von der Nachwelt  
gekront wirst.

Nicht der Zeitgenossen defangenes Urtheil,  
Nicht das hyperbolische Lobes parasitischer

Schmeichler

Bestimmt, wer heute der Erste und Zweite;  
Das erst bestimmt der Nachwelt partielloses Richter.  
Darum bemüht sich vergeblich, unsterblich zu leben,  
Wer heute Trompeter des Lobes als Bläser besoldet.  
Nur belacht wird der Vorber, von Creaturen  
gerecht.

Ganz gut ist ja der Rat: „Kokettiere nicht“, aber die poetische Durchführung des Gedankens

Hände nicht der Liebe Glut  
Durch kokettes Augenpiel,  
Leicht mußt selbst du dran verbluten  
Wenn verfehlt du hast das Ziel.

läßt doch fast die Deutung zu, daß die Sache weniger schlimm ist, wenn das Ziel erreicht wird. Am Schluß finden sich einige Aphorismen, darunter lautet Nr. 3 kurz und gut:

„Sein Schicksal schafft dem Mann die Frau.“

Wenn das wahr ist, so kann man im Interesse der Männer nur wünschen, daß die Dichterin unvermählt bleiben möge.

Zum Schluß freuen wir uns, ein poetisches Werkchen noch aufrichtig loben zu können: „Von Heimath zu Heimath.“ Ein Lebensbuch in Liedern von Gustav Wed. (Leipzig, Knauer.)

Der Inhalt dieser Gedichtsammlung zerfällt in eine Reihe von Abteilungen: „Das Vaterhaus“, „Auf der Fahrt“, „Eigener Herd“, „Winterabend“ und endlich: „Unser Englein“, Gedichte auf den Tod eines Kindes. Diese Gedichte, nicht adäquat gemacht, sondern offenbar allmählich, im Lauf der Jahre entstanden, sind eine erfreuliche Verkürzung. Sie sprechen in schöner, edler Sprache, in vollendetem, gefeilter Form, welche vielfach an Geroß erinnert, zu Herz und Gemüth. Wir greifen eines heraus, das der Dichter gesungen, nachdem er, jung vermählt, in das neue eigene Heim seinen Einzug gehalten.

D a h e i m.

Nun sei willkommen, meine Blume,  
Willkommen mir im eignen Heim,  
Und laß in unfrem Heiligthume  
Dein Väckeln Tag und Sonne sein!  
Vorüber drauß des Lebens Welle,  
Getürmtes Schwallot, todumdräut,  
Doch höher steigt die stille Schwelle,  
Der ehrene Helsen, den sie schaut.

Der Held, nach manchem Kampf gewonnen!  
Du weißt ja, wie ich stritt und litt;  
Wie oft der Rachen, Schaumumronnen,  
Die Kluten mähedoll durchschnitt.  
Und lüdt dich aus nach meinem Sterne,  
Der meine Seele ganz erfüllt,  
Dann hatte weitergraue Ferne  
Dein süßes Antlitz mir verhält.

Doch nun ist's gut! — mit Wonnebeden  
Begrüß ich dich am trauten Ort,  
Du Liebste, mir zum Licht gegeben,  
Du meiner Wege Schmuck und Hort!  
Was ich bereitet und betrieben,  
Vollendet ist's und lüdt dich ein,  
Und über allem steht geschrieben  
Das holde Zeichen: dein und mein!

Unter den Gedichten der „Winterabende“ finden sich Uebersetzungen aus dem Russischen, längere Romanzen von Vermetoff. Vergleiche mit dem Original haben wir hier nicht anstellen können,

da wir des Russischen nicht mächtig sind, jedenfalls sind aber auch diese Verse außerordentlich glatt und gefällig.

— Nordlandsbarse. Ein Liederblid über die neuere Kritik des Nordens. Uebersetzungen von P. S. Willagen. (Kreinen. Trud und Verlag von M. Heimins. 1889.) 512 S.

Die Nordlandsbarse ist dazu bestimmt, ein Bild von der Schönheit und dem Reichtume der neuere Poësie des Nordens zu geben. Wie uns das Vorwort mitteilt, ist vorliegende Sammlung aus einem bereits 1858 erschienenen Veruche der Uebergabe nordischer Poësieen herausgewachsen. Es ist nur zu bedauern, daß der Verfasser nicht die von ihm beachtlichsten literarischen und biographischen Anmerkungen beigelegt hat, die von großem Interesse gewesen sein würden und für die er den Raum wohl dadurch hätte ermöglichen können, daß er von den — allerdings verhältnismäßig nicht zahlreichen — unbedeutenderen Gedichten einige weggelassen hätte.

Die mit größter Sorgfalt und Liebe und nicht gemöhnlichen Geschick angefertigten Uebersetzungen des Verfassers verdienen hohes Lob. Es wird nicht leicht ein Leser das Buch, das eine Fülle schöner Gedanken enthält, unbefriedigt aus der Hand legen. Schade, daß von dem originellsten Dichter, dem genialen Henrik Bergeland, nicht eine größere Anzahl Poësieen mitgeteilt sind. Die drei übersehten Gedichte allein aber können schon die Anschaffung des Buchs, das hiermit aufs angelegentlichste empfohlen sein soll. Sch.-K.

— Joachim oder Neue Zeiten. Vaterländisches Schauspiel in vier Akten von Hans Halven. (Stettin, Trud von Herde und Uebeling.) 1888. 94 S.

Der hier zur Behandlung kommende Stoff ist aus der braunenburgischen Spezialgeschichte, mehr noch aus den vaterländischen Romanen W. Alexie's (Höring) bekannt genug. Der Aufbau der Handlung ist kurz folgender: H. v. Litterstedt, märkischer Ritter, sucht den mit dem Einschreiten Joachims I. abnehmig unzufriedenen Abel zur Empörung zu verleiten, um dann selbst zur Herrschaft zu gelangen. Er wird dazu bewogen durch die diinnle Prophezeiung einer alten Frau und durch die fränkische Gräfin Walburg, die ihrerseits wieder durch Rache und Eifersucht gegen Joachim getrieben wird. Es gilt, den Rat Lindenberg, die rechte Hand des Fürsten, den dieser wie einen Freund liebt, für das Kampflott zu gewinnen, und das gelingt um so leichter, als dieser ein Heuchler ist, der seinen Haß gegen Joachim nur unter der Maske der Treue und Ergebenheit verbirgt. Derselbe läßt sich sogar durch die Wunst des Augenblicks und seine Schuldlast verleiten, selbst einen Krämmer zu überfallen und auszuspiindern. Dies geschieht auf dem Grund und Boden Göy v. Bredaws, dessen Mantel und Barett Lindenberg durch Zufall bei seiner That benutz. (I. Akt.) — Ins Berliner Schloß verlegt uns der II. Akt. Wir sehen Joachim im intimsten Verkehr mit dem gleichnamigen Lindenberg. Aber schon naht das

Verhängnis. Der überfallene Krämmer klagt beim Kurfürsten, und dieser läßt sofort den Göy bis auf weiteres gefangenlegen. Bei einem zur Stiftung eines Kammergerichts einberufenen Landtage, wo sich die allgemeine Gärung unter dem Abel schon sehr bemerklich macht, wird dann Lindenberg in dem Augenblick, wo er vom Kurfürsten den neugestifteten Schwanorden erhalten soll, durch den Krämmer als Straßenräuber entlarvt und zum Tode geführt. Der Kurfürst ist tief erschüttert, der Abel, darunter der wieder freigelassene Göy, aufs höchste erbittert. — Der III. Akt führt zunächst auf Göy's Schloß. Die allgemeine Verschwörung gegen Joachim ist fertig geworden, Göy selbst hat die Gefangenahme des Fürsten übernommen. Seine kluge Gemahlin Brigitte, die auf eine Verbindung Joachims mit ihrer Tochter Eva hofft, sucht das Vorhaben ihres Gatten zu durchkreuzen. Eva selbst wird wirklich vom Kurfürsten geliebt, liebt aber ihrerseits ihren Retter, den ehrlichen Hans v. Bredaw (Hans Jürgen\* bei Alexie), den sie jedoch nach einem zornigen Ausspruch ihres Vaters, des alten Göy, nicht eher betrauten soll, als bis derselbe kurfürstlicher Rat geworden. Joachim kommt aufs Schloß, um Göy zu verfühnen, trifft aber dort nur den Hans, der ihn nicht kennt, und den er aus einem Freunde zu seinem treuesten Freunde macht, auch mit an den Hof nach Berlin nimmt. Mit dem Ausschreiben der Truhnung: „Joachim, Joachim, habe di, sange wi di, so hange wi di!“ an Joachims Zimmerthür vomseiten der Verschworenen schießt dieser Akt. — Der Schlußakt bringt den Ausbruch der Verschwörung. Eva hat in der guten Absicht, den Kurfürsten und ihren Hans zu schützen, der mitverschworenen, intriganten Gräfin Walburg den Ort verraten, an dem Joachim zu jagen denkt. Die kluge Frau Brigitte aber hat, um die Vetteligung Göy's an dem Handel zu verhindern, dessen Unausprechliche samt seiner Rüstung an Hans nach Berlin gesandt. Hans endlich ist durch folgende Leute von dem Vorhaben der Verschworenen unterrichtet, auch davon, daß sein Heime Göy der Gefangenenehmer Joachims sein soll. In Göy's Rüstung mischt er sich, da der Kurfürst von der Jagd nicht abstehen will, unter sie und nimmt Joachim zu seinem Gefangen. Die Verschworenen sind inzwischen umstellt und werden überwältigt, mit ihnen auch Göy-Hans, der aber beim Eintreffen des wirklichen Göy (ohne Beinkleider?) erkannt und für seine Treue und Klugheit von Joachim zu seinem Rat gemacht wird. Folgt seine Verlobung mit Eva gleich im Walde und die Verbannung der Walburg. Zwei Haupt-ritter werden gefängt. H. v. Litterstedt stirbt an seinen Wunden, die übrigen Adeligen werden auf Verwendung von Hans, Brigitte und Eva begnadigt und stehen von da an tren zum Hause Hohenzollern.

Das Stück hat im einzelnen unlegbar manche Vorzüge. Die Charakteristik ist zum Teil gut gelungen, am besten bei den rauen und doch ehrlich-offenen Gestalten der Ritter in ihren verschiedenen Nuancierungen, gut auch bei Lindenberg und dem Krämmer, auch die lebenshaftige Gräfin

Walburg mit ihrem Schwanken zwischen Liebe und demgemäßen inkonsequenten Handeln mag noch angeben. Joachim ist zwar weniger charakteristisch, aber doch auch folgerichtig durchgeführt. Eva zeigt sich, obwohl vom christlichen Hans als „sein Frühlingshauch“ bezeichnet (NB. anno 1500!), doch nicht so anziehend, als man wünschen möchte; wirklich verzeichnet aber ist ihre Mutter, die Frau Brigitte, deren bedeutsames Auftreten im Schlusssatz nach ihrer eingangs gegebenen Charakteristik ganz unerständig bleibt. Der Schlusssatz ist überhaupt der schwächste; fällt in ihm doch sogar der sonst so hübsch durchgeführte alte, weinselige Götze aus der Rolle. — Die Motivierung ist nicht allemal die stärkste, aber ausreichend. — Trotz mancher Schönheiten im einzelnen befriedigt das Stüd als Ganzes nicht. Die Handlung ist nämlich zersplittert. Ich wollte nichts sagen von der obligaten Liebesgeschichte und von den Hoffen des Herrn v. Bredow; beides sind Epizoden und ganz geschickt in die Haupthandlung verschoben. Aber diese Haupthandlung selbst ist, wie schon aus obiger Inhaltsangabe ersichtlich, zweigeteilt. Der erste Teil hat Lindenberg zum Mittelpunkt und seine höchst wirksame Katastrophe am Ende des II. Aktes. Lindenberg stirbt — und der Vorhang fällt unter allgemeiner offener Empörung des Adels. Wenn nun sofort die Schlusssatstrophe käme, so möchte es gut sein; statt dessen wird wieder erst im III. Akt eine neue Verwicklung angebahnt und so entsteht ein zweiter Hauptteil, in dem Hans v. Bredow die Hauptperson ist. Der Schluß dieses Teils soll die eigentliche Katastrophe vorstellen, dieselbe ist aber wenig wirksam und tritt hinter der früheren im II. Akt um so mehr zurück, als jene vor unsern Augen, diese aber nur hinter der Scene sich abspielt. Der erste Teil allein hätte — bei etwas moderner Charakterisierung Lindenberg's — einen guten Trauerspiel, der zweite ebenfalls einen Schauspielstoff abgegeben, zu verschmelzen waren aber beide Stoffe nur dann, wenn auch die Katastrophen in eine verschmolzen wurden. Das mag nicht historisch sein; darum aber steht der Dramatiker auch über der Geschichte. Will er von diesem seinem Rechte keinen Gebrauch machen, dann muß er sich eben andere Stoffe suchen; die sind freilich selten, denn die Geschichte kümmert sich in der Regel nicht um das Drama, das nach ihr noch einmal könnte angefertigt werden.

Im einzelnen wäre noch manches zu bemerken. 3. B. sind Evas Worte über Joachim wenig wahrscheinlich:

„Er ist ein Hohenzoller. Dies allein schon  
Berleht ihm Wert. Denn hochgeartet ist  
dies herrliche, dies fürstliche Geschlecht. — —  
Es wird wohl andre Kronen noch erringen.“  
Als untrtes Brandenburgs armeligen Kurhut.“

Vergleichen „Prophezeiungen“ lassen sich heute wohl schreiben, haben aber in dem Munde eines eingetandenermaßen „kürdichten Kindes“ vom Jahre 1500 sehr zweifelhaften Wert.

A. W.

## 9. Litteratur.

— Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte zum Gebrauch der obersten Klassen der Gymnasien und Real Schulen von W. Herbst. Fünfte Auflage. (Gotha, F. A. Perthes.) 80 Bl.  
Wenn man in der Litteraturgeschichte nicht distillieren will, — und das ist geraden und löblich, — müssen die Schüler ein Buch in der Hand haben, welches ihnen den eigentlichen Kernstoff vermittelt. Aber es ist nicht gut, wenn ein solches Buch bloß Zahlen und Namen enthält, es muß zugleich eine geistige Führung darbieten, die den Weg durch ein Gebiet hindurch zeigt, welches, obwohl national eingegrenzt, doch weit und reich genug ist für den Schüler, der es durchmessen soll. Es wird grade an diesem Punkt viel gefehlt. Als ich Schüler war, was allerdings an die 40 Jahre her ist, hörten wir von der altdeutschen Heldensage so gut wie nichts, aber auch bis zu Goethe und Schiller drangen wir nicht mehr hindurch, wir blieben in den Vorhöfen. Das war uns natürlich sehr langweilig. Nun, das ist anders geworden. Aber der Unterricht in der Litteraturgeschichte schwankt auch heute noch zwischen zwei Extremen; einmal legt man alles Gewicht auf den Inhalt und kommt dann meist nicht weit, oder man verläumt es, aber dem geschichtlichen Stoff die Schüler in die Sache selbst einzuweisen. Wenn nun Einer bezaun war, an diesem Gebiet die richtige Weise zu treffen, war es gewiß der selbige Herbst. Sein Hilfsbuch, dessen spätere Auflagen v. Jurborg bearbeitet hat, ist schon in vielen höheren Schulen in Gebrauch. Und es bewährt sich für seinen Zweck, namentlich nachdem es nun auch einen Abschnitt über die altdeutsche Litteratur in sich aufgenommen hat und dadurch vollständig geworden ist. Ob der Abschluß nach der Gegenwart zu richtig getroffen, ist mir freilich fraglich. Indessen kann da der Unterricht leicht das Nötige hinzufügen.

— Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neubruden herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 32. Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leskieny. (Heilbronn. Gedr. Henninger. 1889.) LXIX u. 143 S. 2 Mfl.

Leskieny, ein Schüler Lessings, wie dieser beim Dichten „alles durch Druckwert und Köhren aus sich herauspressend“, hat der Einladung Schröders und der Sophie Charlotte Adernann vom 28. Febr. 1775, neue Dramen einzurichten, Folge geleistet und den schon während der Studienjahre in Göttingen begonnenen Julius von Tarent eingeschickt. Denselben Gegenstand — Brudermord — behandelten die gleichzeitig eingereichten Willings Klingers und „Die unglücklichen Brüder“ eines Dritten. Klinger siegte über Leskieny bei Schröder, nicht aber beim Publikum. 1776 erschienen nicht nur die Willings als erster Band des Hamburgischen Theaters, sondern auch, und zwar ohne Willen des Dichters, Julius von Tarent; eine kritiklose, fehlerreiche Veröffentlichung. Um dem Dichter gerecht zu werden, hat R. R. Werner in

Vemberg aus dem Nachlasse seines Freundes Gregor Kutschera einen genauen Abdruck des im Braunschweiger Stadt-Archiv aufbewahrten Originalmanuskriptes des Julius von Tarent veranstaltet. Wenn ein Mann wie Lessing dieses Trauerpiel für ein Werk Goethes halten konnte, so werden Leser von lebhaftem literargeschichtlichem Sinne sich nach mehr denn 100 Jahren bereit finden lassen, das einzige Drama eines Dichters in unannehmbarem Gehalt kennen zu lernen, der, durch den Mißerfolg abgeschreckt, den Weg der Dichtkunst verließ, um sich ausschließlich in seinen Ruhestunden der Geschichte zu widmen. O. K.

#### 10. Unterhaltungslitteratur.

— Martin der Mann. Eine Erzählung von P. K. Hofegger. (P. K. Hofeggers ausgewählte Schriften.) Band 24. (A. Hartleben, Wien.) 4 R. Hofegger ist in nicht allzulanger Zeit ein beliebter Schriftsteller geworden; seine Bücher und Büchlein viel, namentlich von der Damenwelt, gekauft und gelesen. Es ist dies kein Wunder. Seine Schriften zeichnen sich durch Reinheit des Gefühls, reiche Poesie und prächtige Natur-Schilderungen aus. Wir nehmen daher mit Interesse sein neuestes Buch „Martin der Mann“ in die Hand. Aber wir sind selten so enttäuscht, wie durch dies Buch. Der Dichter ist verschwunden, ein rabulischer Demagoge, dessen phantastisches Ideal eine Bauernrepublik, ist geblieben. Denn das scheint des Dichters bestes Ziel zu sein, daß jedermann unter der Herrschaft des freien Volkes seinen Ort selbst baut. Wir sagen absichtlich „scheint“. Denn eigentlich ist aus der Geschichte nicht klug zu werden. In der Vorrede und in der Einleitung giebt er einige Erläuterungen über das Wesen seines Werkes. Wir setzen einige der hervortretendsten Stellen zur Klarstellung hierher. Der Autor sagt:

„Dieses Werk neigt zu jener Art von Dichtung, in welcher Welt und Menschen-schicksal ein Gleichnis wird. Wer gewohnt ist, die Wahrheit nur nach Außerlichkeiten zu messen, der wird in diesem denksamen Buche auf Unerhörtestes stoßen; wer aber die Natur eines von Vorurteilen befreiten menschlichen Herzens sieht, der wird die Begründung der Dinge vielleicht erkennen. Wer sein literarisches Gewissen beruhigt, wenn er diese Erzählung ein Märchen nennt, der möge es thun, doch wird ihm am Ende das Märchen zu realistisch sein. Zu Beginn der Erzählung heißt es weiter: „Der Menschenherzen höher schätzt als Fürstentronen, der wandte mit uns. Unser Weg, an dessen Rande wohl manch blaues Blümelein im Thau, aber auch manch glühende Kasse stehen wird, unser Weg, der eine Wirklichkeit und ein Gleichnis ist, hat Ausblicke in die Abgründe der Leidenschaft, und Ausblicke auf die Höhen menschlicher Größe. Und die Liebe waltet, die Liebe waltet, wir sollen staunen sehen, was die Liebe kann.“

Der Inhalt der Erzählung ist kurz folgender: Der regierende Herzog wird ermordet, als das Opfer einer geheimen Umsturzpartei, der „weißen Brüder“. Der Thron fällt, da keine männlichen

Erben mehr da sind, an ein junges Mädchen, Herzogin Juliane von Ebenstein. Diese ist von ihrem, Abraham genannten, Lehrer in sehr freisinnigen Anschauungen erzogen worden, schwärmt für das Bauernleben und haßt das Hofstreben. Auf dem Throne sucht sie die Ideen ihres Erziehers zu verwirklichen. Mit ihrer Jugendgepielin, der Förstergattin Marie Baumgartner, sieht sie in reger Korrespondenz. Diese, ein einfaches Bauernweib, ist ihre beste Freundin, ist die Vertraute, der sie ihre Regierungsjorgen, ihr Herzleid berichtet. Sie fühlt sich nämlich in der Residenz, in der Mitte des ihr unheimlichen Adels keineswegs glücklich. Der Tod ihrer Mutter und Widrigkeiten in der Regierung erschüttern ihre Gesundheit. Im Walde, bei ihrer Freundin Marie, sucht und findet sie Erholung. Gelegentlich einer Bergpartie sieht sie in der Ferne eine unabherrschbare bläuliche Fläche; sie hält dieselbe für das Meer, erfährt aber, daß es ein ungeheurer Urwald ist, der „Schatt“ genannt wird. Nach diesem erfährt sie eine räthselhafte, unbezähmbare Sehnsucht. Sie bricht in Begleitung Mariens und eines kleinen Gefolges von Jägern und Holzbauern dahin auf. Die Wildnis, die desto mehr zunimmt, je tiefer sie eindringen, schreckt die Leute ab, und die Herzogin sendet sie zurück. Nur von Marie begleitet, dringt sie immer weiter ein, verirrt sich und gerät schließlich in Gefahr von einem Wolfe zerrissen zu werden; da streckt diesen ein Schuß nieder. Ihr Lebensretter ist Martin, der sich auf diese Weise als echter Romanheld einführt. Natürlich entbrennt sie sogleich in heißer Liebe für ihn und bietet ihm ihre Hand an. Er aber, der stolze Mann, verschmäht es, der Gotte einer Regentin zu sein; das Weib muß dem Manne folgen, nicht umgekehrt. Aus Liebe zu ihm verachtet die Herzogin zu Gunsten des Volkes auf die Herrschaft. Vor der Hochzeit gesteht er ihr, daß er den Herzog getödtet habe; er hat dem Bunde der „weißen Brüder“ angehört und auf ihn ist das Loos gefallen, deren Plan auszuführen. Juliane hat den Mörder ihres Onkels bisher gehaßt, zumal sie das Todesurtheil bestätigt hat, das über einen Mann gefällt worden, den man fälschlich für den Thäter gehalten hat; und nun ist der Mörder jener Mann, den sie so heißgeliebt hat. . . und noch liebt. Da sie aber sieht, daß es doch nicht angehe, wenn sie den Mörder ihres Onkels zum Manne nimmt, tödtet sie sich, indem sie sich auf dem Wege zum Traualtar aus dem Fenster hinaus stürzt. Martin geht in den „Schatt“ zurück und wird nicht mehr gesehen.

Wo und wann die Erzählung sich abspielt, wird nicht gesagt. Der Dialekt der Bauern und Bäuerinnen, die der Verfasser mit dem ihm eigenen, nicht selten aber bitterem Humor treffend gezeichnet hat, weisen auf die österrreichischen Alpen hin. Die Zeit der Erzählung kann der Leser sich nach Belieben wählen. Die sinnliche Darstellung des Hoflebens, die auftretenden Landsknechte deuten auf das Mittelalter; die Eisenbahnen, Pferde rennen, Oppositionsblätter, die Erziehung der Herzogin in den Ideen der Aufklärung gehören unserer Zeit an.

Die Erzählung selbst stürzt von einer Unwahr-

schelnlichkeit und Unmöglichkeit in die andere. Woher kommt dieser unendliche sagenhafte Urwald, der „Schatt“ genannt, mitten in dem wohlgebauten und zivilisierten Herzogtum? Was treibt die Herzogin, ohne jede angemessene Begleitung gerade in diesen Wald zu kommen? Doch wohl nichts anderes als die Not des Verfassers, sie mit seinem Helden in Verbindung zu bringen. So verrückt endlich die Herzogin sich in dem Schatt betrügt — sie nennt sich selbst verrückt —, so liebevoll wird doch kein Mädchen sein, wenn es nicht direkt aus dem Irrenhause entsprungen, daß es mit dem ersten Bauernburschen, der ihr entgegen tritt, dessen Namen sie nicht einmal weiß, vor den Tranaltar zu treten begehrt. Dies soll nun gar eine Herzogin thun! Als sie um seinetwillen ihre Krone niederlegt, wehst sie von ihm nicht weiter, als daß er Martin heißt und im irdischen Nobeland bereitet. Aber unserer Erzählung kommt es auf solche Kleinigkeiten ja nicht an. Sie ist ein Gleichnis. Auf sie Trenbens kommt es an. Martin ist ja „der Mann“. Wie ist um dieser Mann, also das Bild des Mannes, wie er sein soll? Als Jüngling studiert er an deutschen Hochschulen. Er ist nicht besser und schlechter, als mancher andere. Er studiert etwas, liebt häufig und macht in den Ferien Gebirgsreisen. Als ihm dies Leben „über“ wird, wird er Forstläufer bei einem Förster, von dem er weggejagt wird, als er mit dessen Frau ein Liebesverhältnis anzufangen sucht. Während seiner Verbannung hat er demokratische Ideen in sich aufgenommen und ist Mitglied einer Verschwörung zur Ermordung des Fürsten geworden. Im Auftrag der „weißen Brüder“ erschießt er seinen Fürsten, nicht weil derselbe etwa ein Väterlich ist, sondern weil er „der Fürst“ ist. Auch dieser Heldenthat geht er in den Schatt, um Bauer zu werden, übrigens ein Bauer, der trotz der auf ihm lastenden Vaterschuld das Vaterunser betet und mit seinen Leuten Sonntag feiert. Daß an seiner Stelle ein Unschuldbiger hingerichtet wird, bedrückt das Gewissen dieses „edlen Mannes“ auch nicht. So ist Moseggers Ideal „des Mannes“ beschaffen. Nach dieser Probe sind wir einer Charakterisierung seines Frauenideals, dessen Ende der Selbstmord ist, wohl überhoben. Denn die Herzogin muß doch im Gleichnis „das Weib“ darstellen. „Martin der Mann“ ist nichts anderes, als eine Verherrlichung des Fürstenmordes. Dem entsprechend sind auch die übrigen politischen Tendenzen des Buches. Das Buch wäre gefährlich, wenn es nicht zu langweilig und zu unverständlich wäre. Das große Publikum, das in dem Roman nur Unterhaltung und Zerstreuung sucht, wird es schwerlich zu Ende lesen.

— Alles verhaaktlicht. Sozialpolitischer Roman. Nach dem Englischen des Edward Bellamy. Bearbeitet von Georg Malwowsky. (Berlin. Richard Schmidt Nachfolger. Hammer und Klinge.) 256 S. 2 Mt.

Ein Roman, der die ihm zu Grunde liegende Idee mit Laboulaye's „Paris in Amerika“ teilt. Hier wie dort ein weit angelegter utopistischer

Träum, in dessen Rahmen alle möglichen Zukunftsbilder Platz finden. Laboulaye's Franzose wird durch spiritistische Kräfte nach Amerika verlegt und endet, nachdem er sich durch den Angensein von der Borgiafalschheit der borgia'schen politischen und sozialen Einrichtungen überzeugt hat und dieselben in Paris in Frankreich zur Einführung bringen will, in einem Irrenhause; Bellamy's Amerikaner schläft einen totenähnlichen magnetischen Schlaf, träumt sich in das Amerika der Zukunft verlegt, in dem in über hundert Jahren alles verhaaktlicht ist, verlobt sich mit der Urentelin seiner ewlichen Braut, die vor hundert Jahren, nachdem er verschollen war, einen anderen geheiratet hat, und bekommt nach seinem Erwachen, als er vor seiner in Wirklichkeit noch nicht verstaatlichten Braut und deren Verwandten von den Zukunftsbildern des im Traume erhaschten Lumberlandes schwärmt, ihnen Vorwürfe macht über ihren Privatluxus, in grausamer Weise den Abschied und steht weinend in der Nacht, einsam und verlassen. Laboulaye's Wert ist unendlich viel geistreicher und gehaltvoller, aber auch Bellamy's Träume enthalten, neben vielen verkehrten Ansichten, eine Fülle anregender Gedanken und guter Beobachtungen.

Die starke Seite der immerhin interessanten Darstellung ist die freimütige, heutzutage allerdings ziemlich leicht gemachte Kritik unserer sozialen Verhältnisse. Die Verstaatlichungsträume erweichen uns weniger verlockend, so wunderbar auch die Früchte ihrer Verwirklichung waren. S. 217: Es gab keine Bettler und Armenempfangsger mehr. Die Gerechtigkeit hatte das Mitleid anher kürs geiebt, die zehn Gebote wurden veraltet und unndig in einer Welt, wo keine Verückung zum Diebstahl — vorhanden war. — Wie eigentümlich heben diese Worte im Gegensatz zu dem Ausspruch Christi: „Arme habt ihr allezeit bei euch“.

Allen Lesern, die für sozialpolitische Ideen Interesse hegen, auch wenn ihnen dieselben in einer gerade nicht zuzugewenden Form geboten werden, sei der Roman als eine oft zum Widerspruch reizende und dadurch fruchtbare Lektüre gut empfohlen. Das Buch ist von ebtem Verfaßte besetzt und mit Gewandtheit und Wärme geschrieben. Die Bearbeitung ist durchaus wohlgeheimen. Sch.-K.

— Die Schweden von Berlin. Historische Novelle von Oskar Schwedel. Berlin, Verlag der Buchhandlung der Deutschen Lehrzeitung.)

Der Sängler der märkischen Heide, Oskar Schwedel, verlegt uns hier in eine der traurigsten Zeiten der Mark zurück. Die Mark ist von Schweden und Kaiserlichen vermaßt. Was das Schwert übriggelassen, frist die Zeit dahin. Der schwache Kurfürst hat Land und Volk verlassen und sich selbst nach Königsberg, in Sicherheit gebracht. An seiner Stelle waltet als Statthalter der Mark in Sponban der ungetreue Graf Schwarzenberg. Dies ist der historische Hintergrund der Novelle. Aus dem ganzen Elend der Zeit führt sie uns nur eine kurze Episode, „die Schweden vor Berlin“ vor Augen. Aber diese Episode ist so meisterhaft gezeichnet und dargestellt,

daß sie als Beispiel und Vergewärtigung dieser ganzen Geschichtsperiode gelten kann. Hier in Berlin herrscht Not und Elend, dort in Spandau am Hofe des Statthalters die Hülle und Hülle im Ueberflusse.

Aber die Not zeitigt feste Charaktere. Was für ein wacker Mann ist Heinrich Meylow, Bürgermeister von Alt-Berlin, der nicht wankt und weicht, als alles über ihn zusammenbricht, der, wenn auch der Kurfürst die Stadt verläßt, doch ihn nicht verläßt und ihm seine Stadt erhält! Ein wie barscherziger Samariter ist der Magister Johannes Ködner, der sich zum Dienst der Pestkranken weihen und absondern läßt! Ihm zur Seite dient die edle Gräfin Anna Katharina von Hohenzollern, die allein von ihrem Geschlechte im Lande geblieben ist, den Kranken und Elenden. Ein wie trotziger wider Mann, ein rechtes Kind seiner Zeit, ist der Herr von Hade, der Landeshauptmann der märkischen Junter, der getreu seiner Lebenspflicht zwar Haus und Hof willig verläßt, und tapfer für Berlin streitet, dann aber im wilden Zorn das Haupt dieser Stadt, von dem er beleidigt zu sein glaubt, ohne weiteres ersticht!

Bücher, wie „die Schweden vor Berlin“, anzugehen, ist eine angenehme Aufgabe, die darin ihre einzig mögliche Lösung findet, daß man nicht kritisiert, sondern zum Selbstlesen anfordert.

tz.

— Robert Elsmere. Roman von Mrs. Humphry Ward. Mit Autorisation der Verfasserin deutsch von Theresie Leo. 2 Bde. 12 M. brosch., 15 M. geb. (Verlag von J. F. Schöner.)

Wir haben dies Buch ausführlich angezeigt auf Grund des englischen Originals. Wir verstehen nicht, jezt auf die deutsche Uebersetzung hinzuweisen, die vortreflich ausgefallen ist und sich wie Original liest. Unsere Leser erinnern sich, daß die religiösen Anschauungen der Verfasserin im wesentlichen abzuwehnen sind. Sie vertritt den Standpunkt eines weiten Theismus, begeistert sich für philosophische und geschichtliche Bibelkritik, und behandelt danach Probleme, deren voller Erfassung sie als Frau doch nicht immer gewachsen ist. Trotzdem ist das Buch anziehend von Anfang bis Ende, wenn auch der Held desselben tragisch endet und das, was die Verfasserin verhöhrend wirken lassen möchte — das angeblich blühende Fortleben einer von ihm gegründeten ganz neuen Religionsgemeinschaft — von keinem christlichen Leser für verhöhrend gehalten werden wird, weil eben niemand an das Fortleben dieser wunderlichen Sekte glaubt. — Trotzdem — noch einmal sei das Buch gereisten Lesern aufs wärmste empfohlen.

— Apollonia von Celle. Eine Familiengeschichte aus der Reformationszeit von A. von der Elbe. (Leipzig, G. Böhmig Nachf. [E. Ungleich].) 204 S. 2 M. 80 Pf., geb. 3 M. 80 Pf.

Apollonia, Prinzessin von Celle undüneburg, verläßt das Kloster Wienhausen, um an dem Hof ihres Bruders Ernst zurückzukehren und auf diese Weise ihrem Kloster eine mehrljährige Gnadenfrist bei ihrem Bruder, dem evangelischen Landesherren, zu sichern. In Celle lernt sie den Fürsten Wolf-

gang von Anhalt-Zerbst kennen. Um die Frage, ob sie dessen Frau wird oder nicht, dreht sich die ganze Erzählung, auch dann noch, als Apollonia wie ihre alte Mutter, Margareta von Sachsen, evangelisch geworden ist. Die Frage wird glücklicherweise verneint. Die Bejahung wäre schon deswegen ein Mißgriff gewesen, weil Fürst Wolfgang eine keineswegs liebenswürdige, vielmehr mit plumpen Mitteln zu Wert gehende Persönlichkeit ist und weil auch nicht der geringste Umstand dafür spricht, daß die streng an ihrem Gelübde festhaltende Nonne in die Verführung gerät, ihr Herz an jenen zu verlieren. Die Verfasserin schildert zwar an mehreren Stellen den inneren Kampf der Klosterfrau, aber der Leser überzeugt sich nicht davon, daß es sich um einen wirklichen, ernstlichen Kampf handelt. Auch des Anhalters Liebe ist schattenhaft und wenig glaublich. — Das Licht des Evangeliums wird in der ganzen Geschichte kaum bemerkbar. Wie die Mutter Apollonias lutherisch geworden, erfahren wir nicht; auch nicht, wie die Nonne selbst hierin ihrer Mutter folgen konnte. Und doch haben wir es von A bis Z mit der standhaft römisch-katholischen Cisterzienserin Apollonia zu thun. Hierin liegt augenscheinlich ein Fehler. M. E. schreibt die Verfasserin zu viel. Dadurch werden ihre Erzählungen oberflächlicher, als man dies nach ihrem unzugabaren Talent vermuten sollte. Das Fruchtbare ihrer Arbeit wird auch in vielen Einzelheiten bemerkbar. — S. 191 wird von einem Pater Guardian erzählt, daß er plötzlich unter seiner Mönchsstute eine Streitart hervorgezogen, diese (wie ein Indiarer, um seinen Kopf geschwungen und wüchtig ans des Anhalters Kopf habe fallen lassen. Der Mann ist verloren, sein Schädel ist zertrümmert, vermutet der betäubte Leser. Vier Seiten später erfährt man aber, daß die Art, die wüchtig sausen, nur die Stirnhaut verletzt hat. Ein selten glücklicher Fall — Auch in einzelnen Ausdrücken ist das 16. Jahrhundert vergessen worden: „Fräulein“ ist die bürgerliche „Bobelinda“ nicht tituliert worden, sondern „Jungfer“, und von „Aufklärung“ und „Glaubensfreiheit“ spricht man erst seit dem vorigen Jahrhundert. O. K.

— Die Adjaren. Roman von A. G. von Suttner. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890.) 376 S.

Der Roman ist, wie aus dem Titelratelander ersichtlich, schon 1887 erschienen. Das Buch ist eine gute Durchschnittsleistung, ohne hervorragende ethische Tendenz, aber auch ohne das Gegenteil; es kann daher allen romanfreundigen Seelen wirklich empfohlen werden. Sittlich bestimmte Charaktere oder psychologisch interessante Entwicklung sind freilich nicht zu erwarten. Auch läuft die etwas breite Darstellungsweise oft Gefahr, der schlimmsten Feindin, der Langweiligkeit anheimzufallen, wofür indes zum Glück an andern Stellen eine reichlich verabreichte, abwechslungsreiche Handlung entschädigt. Die Geschichte spielt in und um Batum kurz vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges und während desselben, der (1878) im Frieden

von San Stefano mit der Abtretung des Landesstriches an Rußland endete. Die türkische Art der Landesverwaltung, in der Befestigung und hauptsächlich die Hauptrollen spielen, wird in den verschiedensten Variationen gut illustriert, die russische wird nur gelegentlich gestreift. Wenn der Hochappler Savine, gegen den im Sommer in Berlin verhandelt wurde, ein klaffcher Zeuge wäre, so wäre die letztere nicht viel anders. „Bei uns in Rußland giebt man Polizei Trinkgeld und thut, was man will!“ sagte er bekanntlich mit sittlicher Entrüstung über die deutschen Behörden. — Die Gebräuche Georgiens machen es dem Verfasser möglich, auch wieder einmal eine regelrechte Entführung durch seinen Hauptthemen in Scene setzen zu lassen. Weiter sei den Lesern vom Inhalt nichts verraten. — Der Stil ist ebenfalls Durchschnittsfeil, verliert sich nur hier und da in offenbar Absonderlichkeiten. Dazu gehört folgende „farbenprächtige“ Schilderung einer Abenddämmerung, die ich mir nicht verjagen kann mitzutheilen: „Das Tagesgestirn war vor wenigen Minuten untergetaucht, und die Vögel, die erst von Blutfarbe gewesen, wechselten nach und nach die Tinten: sie erglühten erst in dunkler Röthe, gingen dann in helles Bronze und Weisinggelb über, hier und da von Violett und blaßblauen Streifen durchbrochen, bis sich der ganze Horizont in ein absterbendes Rosa verwandelte. Dann glitten lange, mattgelbe Strahlen über das Himmelsgewölbe, während ein heller Nebelbunt halbdurchsichtig und stellenweise perlmutterglänzend über der Stadt schwebte.“ Ein Beobachter dieses Phänomens bricht in den Ausruf aus: „Mag die Welt auch noch so schlecht sein, schön und herrlich bleibt sie doch immer!“ Das Wort ließe sich mutatis mutandis auch auf manche schön „ausgestattete“ Bücher anwenden. Für das vorliegende übrigens nicht. Da würde es zu hart und ungerecht sein. A. W.

### 11. Verschiedenes.

— Das heuchlerische Jahrhundert. Von Paul Mantegazza. N. d. Ital. von Hulda Reister. Einzig autorisierte deutsche Uebersetzung. (Zena. S. Costenoble.) 170 S.

Das Interessanteste in diesem Buch ist der Anhang S. 138 bis 170. Derselbe enthält nämlich ein Verzeichnis „der bekanntesten Schönheitsmittel mit der Beschreibung ihres hygienischen Wertes“. Mundus vult dechi. Statt solchen Unjag aus allen Eden und Winkeln der gebildeten und aufgeklärten Welt auszutreiben, hat das naturwissenschaftliche Jahrhundert diesen Unjag erst mit der Heuchelei wissenschaftlichen Fortschritts möglich gemacht. Was der Verf. sonst vorbringt, liest sich ganz gut, insofern er sich gegen einzelne Formen der Heuchelei wendet, doch haben andere schon dasselbe gesagt. Da und dort versteigt sich der nach Originalität strebende Verf. zu Ungereimtheiten. So sollen die Menschen die Heuchelei von

den Tieren gelernt haben; die erste Heuchelei sei das sich schämen der ersten Menschen über ihre Kadtheit gewesen u. s. w. Der Verf. hat auch ein Buch über „Das nervöse Jahrhundert“ geschrieben und will eins über „Das skeptische Jahrhundert“ schreiben. O. K.

— Die Welt in ihrer Verkommenheit oder Keulenschläge nach rechts und links von Veander Herz. (Graz. Verlag von Paul Cieslar.) 254 S. 2 Mt.

Trauriges Zeichen der Zeit, daß solch elendes, biddsinniges Zeug wie diese „Keulenschläge“ überhaupt gedruckt werden kann! Einem Neuge soie dem vorliegenden kann man die Ehre einer Rezension unmöglich zu Teil werden lassen, dafür ist es zu haarsträubend dumm und zu bodenlos gemein. Beweise dafür stehen auf jeder Seite zu Diensten. Sch. K.

— Seeberg, Reinhold: „Ein Kampf um jenseitiges Leben.“ Lebensbild eines mittelalterlichen Frommen in protestantischer Beleuchtung. (Dorpat 1889. E. J. Karovs Universitäts-Buchhandlung.)

Das wirklich schöne und interessante Büchlein enthält den vielfach ergreifenden Schwanengesang des nun wohl für immer von seiner Heimat scheidenden hochbegabten Lehrers unierer baltischen Hochschule. — Mit kräftigen Strichen zeichnet und der Verfasser das Bild Heinrich Sauses, eines der edelsten Vertreter des mittelalterlichen Mystizismus. — „Wir leben im Glauben und nicht im Schauen!“ — Darum versucht auch kein Sterblicher ungefragt den von Gott über die zukünftige Herrlichkeit gebreiteten Schleier zu lüften, „denn es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden!“ — Das sind die Haupt- und Grundzüge des anziehenden Gemäldes, welches uns der geniale Maler im Rahmen einer protestantisch-evangelischen Weltanschauung vorführt, wobei er oft grelle Schlaglichter auf unsere moderne Zeit und Bildung fallen läßt! „Tolle, lege!“ C. v. K.

— Guter Rath für Hausfrauen. Unter Mitwirkung von Dr. Bindert, Oberarzt am Spital, Hennig, Strajansaltdirektor, Dr. von Hoffmann, Augenarzt, Kieber, Anstaltslehrer, herausgeg. von Marie Habe. Zum Besten des Justizministeriums in Straßburg. (Gotha, 1889. Fr. A. Perthes.) 2 Mt.

Ein Volkstesebuch, enthanden aus den Bedürfnissen der Zuchtshauschule, aber darüber hinaus unbegrenzt brauchbar. Es sind 18 Abschnitte, einige kurze in anziehender Weise geschriebene christliche Geschichten und Betrachtungen von M. N., einiges Hauspallisches, zur Krankenpflege, Bienezucht, Federzucht, Schweinezucht u. dgl. M. N.





*G. A. [unclear]*



## Gustav Schlosser.

Wenn je von einem evangelischen Geistlichen der Gegenwart, hat von dem am 1. Januar 1890 aus der leidenden und streitenden in die triumphierende Kirche abgerufenen Pfarrer Gustav Schlosser das Wort gegolten: „mit einer Hand thaten sie die Arbeit und mit der andern hielten sie die Waffen.“ Ein fleißiger, unermüdlicher Arbeiter war Schlosser von Jugend an, in der besten Zeit seines Mannesalters war er daneben ein tapferer, unerschrockener Kämpfer, die Tage seines Alters waren wieder mehr Tage der Arbeit. Einem befreundeten Pfarrer hat er 1876 in das Fremdenbuch geschrieben: „Strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre 2. Tim. 4, 2. Was der Apostel dem Prediger auf der Kanzel gebietet, das gilt auch dem Prediger auf der Straße, — heutzutage in der Presse.“ — Auf der Kanzel war Schlosser der im Geiste Gottes und in der Kraft Gesetz und Evangelium predigende Pfarrer, dessen Festpredigten als geistgefalbte Zeugnisse von 1863 an vielfach gedruckt worden sind. Der Vortrag war bei ihm nicht des Redners Glück, seine Rede war ziemlich eintönig und ohne alle Gesticulation, aber der Inhalt war der dem Prediger geschenkte reiche Segen Gottes. — Auf dem Katheder hat Schlosser als Geistlicher der inneren Mission die Gebiete betreten, welche dem geistlichem Amte als solchem in der kläglichen Gestalt unserer Landeskirchen so gut wie verschlossen sind. — Als Redakteur des Hessischen Kirchenblattes (von 1855 bis 1874) hat er tapfer gekämpft für den christlichen Glauben gegen Unglaube und Protestantenverein, für den evangelischen Glauben gegen den Bischof von Ketteler und die Jesuiten, für die lutherische Kirche gegen die Union und liberale Ständekammern. — Deutsch war Denken und Fühlen Schlossers von Jugend an. Konservativ und konfessionell ist er geworden, als er nach dem Völkerfrühling des Jahres 1848 die Früchte kennen lernte, welche von den Freiheitsbäumen geschüttelt wurden.

Ueber dreißig Jahre war ich mit Schlosser in treuer Freundschaft verbunden, ich kann darum aus lebendiger Erinnerung sein von mir verlangtes Lebensbild zeichnen.

Gustav Schlosser, einer sächsischen Familie entstammend, wurde am 31. Januar 1826 in dem oberhessischen Städtchen Hungen geboren, wo sein aus der sachsen-altenburgischen Stadt Koda gebürtiger Vater Friedrich Gottlob Schlosser fürstlich Solms-Braunfelsischer Kammerat war. Seine Mutter Henriette Karoline Scriba war eine Tochter des Pfarrers Scriba in Wiggertshausen (Oberhessen). In den ersten Sähen seines 1880 in Braunschweig gehaltenen Vortrags „Bild und Bildung“ gedenkt er des tiefen Eindrucks, welchen er von einem Bild in der Kirche seines Großvaters Scriba

empfangen hat. Dort war über dem Altar ein großer Crucifixus, „der so gar nicht schön gearbeitet war, so unschön mit weißer Lackfarbe angestrichen, mit den grellen, roten Blutstropfen, so verzerrten Angesichts, so verrenkt in den Gliedern, und doch so mächtig ergreifend. Von der Predigt verstand ich damals so gut wie nichts; ich betrachtete die Bilder oben in den Füllungen der Emporbühne und lernte die biblische Geschichte lange ehe ich sie in der Schule hörte, von Adam an bis zum ersten Pfingstfest in Jerusalem. Und diese Bilder wurden für meinen ganzen Lebensgang, den inneren, wie den äußeren, von entscheidender Bedeutung.“

Seinen ersten Unterricht erhielt Schloffer in der Volksschule zu Hungen, dann kam er in den Unterricht eines Hauslehrers aus Sachsen und von diesem in das weithin berühmte Knabeninstitut des Pfarrers Kleeberger in Melbach. Hier wurde er confirmiert, hier entschloß er sich, Theologie zu studieren. Nachdem sein in Ruhestand versetzter Vater das Gut Neuhof bei Aschaffenburg gekauft hatte, besuchte Schloffer von 1841 bis 1843 das Gymnasium in Darmstadt, wohin 1842 seine Eltern übergesteelt waren. „Wie ich einst das Gymnasium verließ,“ erzählt Schloffer in seinen „Reiseerinnerungen“ (R.-Bl. 1863 Nr. 18), „war ich ganz erfüllt von der Herrlichkeit der f. g. klassischen Dichtung, der alten griechischen wie der neuen deutschen. Wenn jemals, so sagte ich in meiner Abschiedsrede, unser deutsches Volk einmal entarten und in Noheit versinken, wenn eine Zeit kommen sollte, wo Glaube, Liebe, gute Sitte leere Namen geworden sind, dann werden es die Geister Herders, Schillers und Goethes sein, die aus goldener Wolke dem sinkenden Volk die rettende Hand entgegenstrecken.“ — Eine rechte Pennalrede, damals aber sehr belobt. Ich bezog die Universität (Siehen, 1843), um Theologie zu studieren und die Art, wie sie damals betrieben wurde, war nicht geeignet, mich von so überschweblichen Verkehrtheiten abzubringen und mir die wirklich „rettende Hand“ zu zeigen. Nicht einmal das konnte ich bei der „grammatisch-historischen Exegese“ wahrnehmen, daß die Bibel doch auch nicht ohne großartige Poesie sei. Sophokles ging mir über die Propheten und auf dem Tischchen neben meinem Bett lag nicht etwa ein neues Testament, sondern Goethes Faust. Vom Christentum, an dessen Quellen ich täglich beschäftigt war, wußte ich nichts.“ — Schloffer war in jenen Jahren vor der Revolution das Bild eines deutschen Studenten. Sein offenes, frisches Gesicht, die untersekte, kräftige Gestalt, der elastische Gang haben mir, der ich in Darmstadt in derselben Straße wohnte und an dem neun Jahre Älteren bewundernd in die Höhe sah, neben den akademischen Abzeichen nicht wenig imponiert. Er war ein geistig reglamer, fleißiger Student. Was die Vergnügungen im akademischen Leben anlangt, so erzählt er in seiner Schrift „Ueber Erholung im Lichte des Evangeliums“ (1879): „Ich selbst muß gestehen, daß ich als Student Wälle nicht aufgesucht; wenn ich aber einmal an einem teilgenommen, den unsere studentische Verbindung (Franconia) ehrenhalber geben mußte, stets mit einer Art idealer, poetischer Stimmung dabei gewesen bin. Nur Eins fiel mir unangenehm auf. Ich sah die eifrige Unterhaltung der tanzenden Paare und meinte, da möchte doch von sehr wichtigen Dingen die Rede sein. Ich selbst konnte keine rechte Unterhaltung in Gang bringen. Einst fiel mir ein höchst interessanter Gegenstand ein. Ich fing an von den damals von englischen Altertumsforschern vorgenommenen Ausgrabungen in Niniveh. Die Dame sah mich an und sagte kein Wort. Nicht eine Spur von Widerhall! Einstillig, ja stumm blieb es wie zuvor. Nun suchte ich dahinter zu kommen, was denn eigentlich die andern sprachen, ich horchte hinein und merkte, daß das meiste, ja fast alles, was da geredet und oft auf das stärkste belacht wurde, ganz trivial und sad war. Und als ich einen gewandteren Freund fragte: Was sprichst du denn eigentlich mit deiner Dame? so gab er die kurze Antwort: Bleh!“

Im Herbst 1847 ging Schloffer nach wohlbestandener Fakultätsprüfung, an welche sich eine Erholungsreise nach Norddeutschland angeschlossen, auf das Predigerseminar Friedberg in der Wetterau. Ein halbes Jahr später brach die Revolution aus. Auf Volks-

versammlungen wurden von Karl Vogt und anderen Maulhelden der roten Republik, aber auch von Schloffer und seinen Freunden gewaltige politische Reden gehalten und gehört. Was das wüste Geschrei der Demokraten nicht zustande brachte, das gelang dem stillen Einfluß pietistischer gerichteter Christen. Schon zu Ende 1847 hatte der Kandidat Schloffer von Frieberg aus an der in sehr bescheidenen Verhältnissen vor sich gegangenen Gründung eines Rettungshauses in den vom Grafen Otto zu Solms-Laubach zur Benutzung überlassenen Räumen des ehemaligen Klosters Krusburg teilgenommen. Ein Jahr später ist er Zeuge des Barrikadenkampfes in Frankfurt gewesen. „Ich selbst bin am 18. September jenes Jahres auf der Reise durch Frankfurt a. M. über die Barrikaden gelleitert, um das Thor zu erreichen, ich sah die verzweifelt Fliehenden, hörte das Musketenknattern und das Kugelgewütscher, aber kaum der Anblick der Leichen der ermordeten Abgeordneten v. Auerswald und Lichnowsky hat mich so ergriffen, wie die bald nachher erscheinenden Zeichnungen von Alfred Rethel „der Totentanz“. (Bild und Bildung S. 16). Seine Erinnerungen an das tolle Jahr hat Schloffer in dem Buche: „Die Revolution von 1848“ veröffentlicht (1883). Ueber die Politik hat er jedoch nicht die Theologie vergessen. Die positiv gerichteten Kandidaten des Predigerseminars wurden von der ganz ungläubigen Majorität als halbverrückte Menschen angesehen, die für eine abgethane, völlig verlorene Sache kämpften. „Man nannte uns wohl die Augustinerbrüder, und wir selbst nannten uns auch so, denn die theologische Debatte war veranlaßt hauptsächlich durch die Lehre von der Sünde, wie sie der Kirchenvater Augustin ausgebildet, in dessen Studium, wenn auch auf einigen Umwegen, wir hineingezogen worden waren.“ Bei einer gegen den Seminardirektor Größmann gerichteten Debatte über die Erbsünde wurde es Schloffer klar, daß er sich nach litterarischen Hülfstruppen umsehen müsse, er kam so zum erstenmale auf das Buch von Professor Müller in Halle: „Ueber die Sünde.“ „Ich hatte bis dahin von meinen akademischen und seminariistischen Lehrern nur mit großer Geringschätzung und spöttisch vom „Sündenmüller“ in Halle reden hören und mir vorgestellt, in seinem Buche müsse viel verkehrtes und dummes Zeug stehen. Jetzt las ich es und hatte bald den Eindruck: „Das ist ja alles ungeheuer geistlich“, ja was noch mehr: „ganz unwidersprechlich wahr.“ Müller führte uns auf Augustin, den wir daheim, am liebsten aber in dem benachbarten Offenheimer Wäldchen, im Hause des Försters Dehle, mit einander lasen, daher unser Name Augustinerbrüder.“ Am 1. März 1849 bestand Schloffer die Definitorialprüfung. Die nun folgende Zeit brachte er in Darmstadt im Hause der Eltern zu; die Mutter starb 1850, der Vater 1853. — Schloffer hat in Darmstadt 1850 ein Knabeninstitut eröffnet, das auf christlicher Grundlage in der damals dem Unglauben fast ohne Einschränkung ergebenden heftigen Residenz nur wenigen Schülern dienen konnte. Mit gleichgesinnten Freunden, wie Wolf, Stod, Schaffnit, Baur (dem Generalsuperintendenten der Rheinprovinz), suchte Schloffer dem Evangelium in Bibel- und Missionsstunden Eingang zu verschaffen. Eine zu diesem Zweck erbetene kleine Friedhofskapelle wurde den als „Pietisten“ verschrienen Kandidaten verweigert, während die obere Kirchenbehörde den Deutschkatholiken bereitwillig die Kirchthüren öffnete. Damals begann für Schloffer — gelinde gesagt — die Zeit des Gegensatzes gegen das Kirchenregiment in Darmstadt. — Ich erinnere mich, in jener Zeit regelmäßig die Erbauungsstunden in der Aula des Gymnasiums besucht und namentlich die von dichtgedrängter Volksmenge mit Begierde ausgenommenen Vorträge Schloffers über Luthers Leben mit angehört zu haben. In jener Zeit begann auch für Schloffer der Gegensatz zur demokratischen Kirchenverfassung. „Die damals von einigen gläubigen Kandidaten herausgegebenen „Politisch-kirchlichen Blätter“ bekämpften diese Verfassung; ein des Zeichnens kundiger Kandidat (Preuschen) gab eine Illustration. Ein Stromer der vornehmsten Art tritt in eine Schnapsstube hinein, während ein paar Menschen durch das weitgeöffnete Portal einer in der Nähe stehenden fast leeren Kirche gehen, in deren Turm die Sonntagsglocken vergeblich ihren Ruf erschallen lassen. Unter dem Stromer aber standen die Worte:

„Wähler und wählbar zur Hessischen Generalsynode.“ Das Bild könnte man neu auflegen und darunter setzen: „Wähler und wählbar zum deutschen Reichstag.“ So Schloffer in seinem 1879 in Vielesfeld gehaltenen Vortrag: „Die Bagabundennot.“ Vor den Erfahrungen über die Wirkungen des allgemeinen Stimmrechtes im Februar 1890 ist Schloffer, der mit Recht sehr düster in die Zukunft sah, in Gnaden bewahrt geblieben.

Eine Erinnerung an das Leben in der Residenz Darmstadt enthält Schloffers auf dem Kongreß für innere Mission zu Magdeburg 1878 gehaltener Vortrag „Welche sozialen Verpflichtungen erwachsen dem Christen aus seinem Besitz?“ „Als ich noch Kandidat war, besuchte ich einmal das Theater einer kleinen Residenz. Es wurde der „Faust“ gegeben, so gut es eben ging. Als Mephistopheles in jener Scene mit dem Schmuckkästchen den Priester perfidierte und höhnisch die Worte sprach: „Die Kirche hat einen guten Magen, hat ganze Länder angefressen und doch noch nie sich übergeben; die Kirche allein, meine liebe Frauen, kann ungerechtes Gut verdauen,“ da brach vom obersten Zuchhe (Galerie) bis zur Proszeniumsloge ein Beifallssturm los, daß die Wände des Hauses bebten. Nun hätte Faust erwidern müssen: „Das ist ein allgemeiner Brauch; ein Jud und König kann es auch.“ Aber er sagte nichts. Die Theaterzensur hatte die Worte gestrichen. Mag die Kirche verhöhnt und verlästert werden und der ganze gebildete und ungebildete Haufe darin seine Sympathie mit mephistophelischen Anschauungen kundthun — der Jude oder „unser Mitbürger mosaïschen Glaubens“ darf nicht angetastet werden, noch weniger vielleicht als Serenissimus. Das ist charakteristisch.“

Am 16. September 1852 ist Schloffer ordiniert worden. Er wurde Pfarrverwalter der in der katholischen Stadt Bensheim an der Bergstraße neubegründeten evangelisch-lutherischen Pfarrei Bensheim. Hier hatte er vielfach Gelegenheit, mit der Praxis der römischen Kirche bekannt zu werden, eine Praxis, welche ihm auf Schritt und Tritt hemmend beim Sammeln und Zusammenhalten seiner kleinen Gemeinde in den Weg trat. Bei Bensheim mündet das Schönberger Thal in die Bergstraße. In Schönberg wohnte in einem reizend gelegenen Landhaus der Steuerrat Debus, dessen zweite Tochter Emilie die glückliche Braut Schloffers wurde. Als 1854 die Stelle des Gräflich Erbach-Schönbergischen Hofkaplans in Schönberg besetzt werden mußte, konnte der ehrwürdige Graf Ludewig keine bessere Wahl treffen, als die des Pfarrverwalters Schloffer im nahen Bensheim. Neben dem pfarramtlichen Beruf lag dem jungen Hofkaplan auch der Unterricht des Erbgrafen Gustav ob.

Am 14. August 1854 verheiratete sich Schloffer mit Emilie Debus. Sechs Jahre blieb die Ehe kinderlos. Auf dieses Entbehren folgte durch Gottes Gnade der reiche Schatz von drei Söhnen und vier Töchtern, von welchen das zweite nach dem Großvater Friedrich genannte Söhnchen früh starb. Wer Schloffer im Kreise seiner Kinder gesehen hat, wer sich die im treuen Gedächtnis des Vaters haftengebliebenen Kinderanekdoten bei einem Besuch im stets gastreichen Pfarrhaus hat erzählen lassen, der kann ermessen, welches Glück mit den sechs Kindern dem lebenswürdigen Paare Gustav und Emilie zu teil geworden ist. Eine Kinderanekdote aus dem Munde des Sohnes Otto ist mir im Gedächtnis geblieben. In Schloffers Studierzimmer waren die Wände mit den Apostelbildern vom Grabe St. Sebalds geziert. Der kleine Otto fragt eines Tages seinen Vater: wer die Männer seien. „Das sind die zwölf Apostel.“ Einige Tage darauf erscheint der kleine Sohn wieder in des Vaters Zimmer und weil er zweimal am Tag das stets merkwürdige Ereignis des mit orangegebeim Thurn- und Taris'schen Postwagen am Pfarrhaus vorbeifahrenden Postillons zu erleben hat, so erkundigt sich das Dübchen diesmal nach den zwölf Apostillonen.

Schönberg war mir lange bekannt, ehe Schloffer dort wohnte. Wie gern bin ich in das romantische Thal mit seinem hochragenden Grafenschloß und seiner von hoher Stelle, dem Schloß gegenüber, ins Thal schauenden Kirche gewandert, als der liebe Freund mein Führer wurde und mich an Aussichtspunkte brachte, von deren Schönheit der Fremde nichts weiß. Und wie hing Schloffer selbst an seinem Schönberg und später

an seinem thalaufwärts liegenden Reichenbach mit dem Blick aufs Felsenmeer! In einem seiner letzten Briefe an mich lauten die Schlussworte: „Wie gerne möchte ich Sie wieder einmal von Angesicht sehen, möchte darum selbst einmal einen Ausflug in den Obenwald machen, nach dessen stillen Thälern mich in diesem ruhelosen Treiben oft ein wahres Heimweh befüllt.“ Wo er wohnte, kannte Schloffer Weg und Steg. An hundert Stellen erwarcten ihm bald ernste, bald heitere Erinnerungen. In der Schrift „Ueber nationale Erziehung“ (1872) heißt es: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, — auch die Felder und Wälder, und nicht bloß mit ihrem Segen, sondern auch mit ihren Erinnerungen. Hier am Abhang, in dem stillen dunkeln Fichtenwäldchen, wo ich so manche Predigt memoriert, war mirs einst so schwer ums Herz, als mir mein einzig Söhnchen tobtrank lag, hier habe ich zu Gott gefleht um des Kindes Leben, dort durch den Wiesgrund, vom Wege ab, am Erlénbach hin, bin ich einst an stürmischen, nassen Novemberabend wie hingeflogen mit der Arznei, die mir ein Nachbarcollege aus seiner Hausapotheke bereitet, mit gepreßtem Herzen, ob ich das Kind noch lebend antreffe. Gott der Herr ließ das Kind genesen, ich kann nicht durchs Fichtenwäldchen gehen, nicht den Wiesgrund hinauf am Erlénbach, ohne daß mir jene Angststunden und Gottes gnädiges Erbarmen in Erinnerung kämen. Sie sind Denkmale seiner Barmherzigkeit.“

Mit dem Beginn des Jahres 1864 übernahm Schloffer die Schönberg benachbarte Pfarrei Reichenbach. Von hier aus entfaltete sich seine im Dienste der inneren Mission erwachsene Thätigkeit in immer größerem Umfang. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, ihm zu allen Missions- und Jahresfesten kirchlicher Vereine im Geiste nachzureisen. Aber das kann hier eingeschaltet werden, daß Schloffer, der echtdeutsche Mann, ebenso sehr an der Heimat hing, als er gern der Reise- und Wanderlust nachgab. Seine günstigen Vermögensverhältnisse machten es ihm möglich, im Lauf der Jahre nicht bloß ganz Deutschland, sondern auch die Alpen nach allen Richtungen hin zu durchwandern. Nach Hause zurückgekehrt, veröffentlichte er seine „Reiseerinnerungen“ im Hess. Kirchenblatt. Die Reisen erfrischten den vielbeschäftigten Pfarrer und Redakteur in der wohlthätigsten Weise. Auch als Redakteur nahm er vieles an seine Schultern. In den Jahren 1868 bis 1870 war es nicht bloß der herrschgewaltige „streitbare“ Bischof von Ketteler in Mainz, dessen ungeschickte, nachmals ungeschickt in Abrede gestellte Angriffe auf die Reformation entschieden zurückgewiesen wurden in der Schrift „Evang. geistliche Friedensgedanken“ und in der Beteiligung an der dem Bischof von den drei hessischen Superintendenten gegebenen Antwort, sondern wiederholt die an sich geringe Erscheinung des Darmstädter Mitpredigers Wigenius, dessen Kästerschriften, vom gebildeten und ungebildeten Kirchenpöbel mit lautem Beifall begrüßt, von Schloffer und seinen Freunden mit wuchtigen Schlägen als die unerhörtesten, frivolsten Angriffe auf den christlichen Glauben gekennzeichnet wurden. Unmittelbar aus der dem Wigeniusschen Handel entstandenen irreligiösen Bewegung der Residenz Darmstadt — so hat es Schloffer wiederholt bezeugt — ist das seit 1848 und 1863 immer wieder laut gewordene Verlangen nach einer demokratischen Kirchenverfassung aufs neue rege und endlich mitten in der Kriegszeit des Jahres 1870 in einer Weise befriedigt worden, welche die Beseitigung der lutherischen Kirche zum Zweck und Ziel hatte. Anfänglich mit G. Chr. Dieffenbach in Schütz („Die kirchlichen Zustände im Großherzogtum Hessen. Eine Denkschrift“ 1872 und „Die dermalige Lage der evang. Kirche im Großherzogtum Hessen“ 1872) später allein hat Schloffer wader, aber vergeblich gekämpft, um die Verfassungsunion von der luth. Kirche in Hessen fernzuhalten. In diesen kirchlichen Kämpfen hat sich sein Eitel vor den im Wert befindlichen Verfassungsexperimenten allmählich so gestiegt, daß er im Januar 1873 um seine Dienstentlassung nachsuchte. Er wurde sehr rasch beschieden. „Am vorigen Freitag bin ich um meinen Abschied eingekommen (schrieb er mir am 31. Januar) und am Sonntag Vormittag hatte ihn der Großherzog, wie er meinem Grafen sagte, schon bewilligt; das geht schnell.“ Er hatte einen Ruf als Vereinsgeistlicher der Inneren Mission in Frankfurt a. M. angenommen. Einen

fast gleichzeitigen Ruf nach Leipzig mit ausschließlich litterarischer Thätigkeit mußte er ablehnen. Schon 1871 war ihm „die Oberleitung eines Komplexes von in starkem Wachstum begriffenen Anstalten christlicher Barmherzigkeit in Bielefeld“ angeboten, aber wegen der Verbindung dieser Stellung mit der preussischen Union schließlich abgelehnt worden. „Aus dem hessen-darmstädtischen Staats- und Kirchenverband,“ schrieb er mir in den Tagen der Ungewißheit, „scheide ich mit leichtem Herzen, ja jubelnd. Denke ich aber an die Freunde, die Verwandten, meine Gemeinde, ja nur an das Thal, in welchem ich nun schon 19 Jahre lebe und arbeite, so kommen mir jetzt schon die Thränen ins Auge.“ — Kurz ehe Schloffer aus dem stillen Dorf des Odenwaldes nach der geräuschvollen Handelsstadt am Main überzog, schrieb er mir: „Noch ist mirs furchtbar öde im Hause und der sprossende Frühling erfüllt mich mit tiefer Wehmut.“ Gottes Hand hatte ihn sechs Monate vorher tief gebeugt. Die Geburt eines Sohnes kostete seiner heißgeliebten Frau das Leben. „Sie hatte einen seligen Tod. Trotz großen körperlichen Schmerzen, trotz dem tiefen Weh des Scheidens leuchtete in einzelnen Momenten, wo wir beteten oder ich ihr ein Wort Gottes sagte, ihr Auge, wie das ganze Angesicht in wahrem Himmelsglanz. Ihr erstes Wort, als ich ihr die zuerst gar nicht für wahrscheinlich gehaltene Gefahr andeutete, war: „Ach Gott, ich bitt durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut!“ — — Denke ich an sie, so bin ich ruhig und ist mir, als spräche sie den Spruch, den sie für unseres kleinen Friedrich Grabstein gewäht: „Mein Loß ist mir außs lieblichste gefallen.“ Sehe ich mich und meine Kinder an, so zerreißt mir der Jammer das Herz und habe ich keinen Trost als den, daß Gottes Wege und Gedanken höher sind als die unsern, daß sein Rat wunderbarlich ist, aber alles herrlich hinausführt.“ Wie ergreifend klingt die Erinnerung an diesen schweren Verlust sechs Jahre später in einer Rede beim Jahresfest der Kleinkinderschule in Seckbach nach: „Ich habe an vieler Menschen Grab gestanden und habe selbst den Jammer des Todes im eigenen Haus erfahren. Ich stand vor der Bahre, auf die man die treueste Mutter legte, sie hinaufzutragen zum Friedhof in ihr letztes Ruhekammerlein. Der Jammer zerriß mir das Herz und vielen, vielen der Anwesenden rollten Thränen über die Wangen. Und droben am Fenster standen die kleinen blau-ängigen Blondköpfechen und schauten auf die Leute herab und auf die schönen Blumen und Kränze, die man der Mutter auf den Sarg legte, und lächelten. Das Kind weiß nichts von dem Tod und dem Schrecken des Todes und das steht ihnen fest: die Mama oder der Papa, das Brüderchen und Schwesterchen ist im Himmel beim lieben Gott. Siehe, das ist der Sieg des Kindergemütes über Welt und Tod.“

Wer die bis zu ihrem Ende bescheidene, stille und lieblich wie eine Jungfrau geliebte Frau Pfarrer Schloffer in Reichenbach gekannt hat, der kann es einigermaßen nachfühlen, welch reichen Schatz der Gatte an ihr verlor. Schloffer war ein starker Mann, der sich sehr in der Gewalt hatte. Beim Erzählen launiger Geschichten machte sich sein unerhöplicher Humor nie in lautem Lachen Luft. Auch dem bittersten Schmerz konnte er Widerstand leisten. Als ich ihn aber sechs Wochen nach dem Tode seiner Frau zum erstenmale wieder sah und ihm Worte der Teilnahme sagte, umfaßte er mich und ein Strom von Thränen, ein Sturm von Schmerz erstickte ihm die Antwort. Wie oft mag er in dem Hause an der Weißfrauenkirche in Frankfurt an das Grab auf dem Reichenbacher Kirchhof gedacht haben!

Die Berufung Schloffers nach Frankfurt konnten sich die freisinnigen Protestanten dieser Stadt nur mit der Annahme erklären, der Berufene habe eine Wänderung seiner weber Zugeständnisse gemacht, noch von Seiten der Berufenden solche von ihm verlangt worden seien, beides auch gar nicht nötig sei. „Die Arbeit, die mir in Frankfurt angewiesen ist, hat mit den konfessionellen Fragen und Kämpfen unserer Zeit rein nichts zu thun. In Frankfurt leben die evangelischen Konfessionen friedlich nebeneinander. Ein solches friedliches Nebeneinander und auch Miteinander in gemeinsamer Arbeit

auf gemeinsamem Grunde (ohne kirchliche Grenzverrückung) habe ich mir von jeher gewünscht. Mit den interkonfessionellen Verhältnissen der Stadt Frankfurt wären wohl weitaus die meisten Lutheraner des Großherzogtums Hessen für ihr Land zufrieden. Sie haben nie die Rechte einer evang. Konfession bestritten, nie den Frieden zwischen den evang. Konfessionen, sondern nur das Recht der eigenen Konfession, — wie es in Frankfurt unangefochten besteht — gegen Vergewaltigung verteidigen wollen. Kein unbefangener Mensch wird das „Schroffheit“ nennen. Mit ersten Gliedern reformierter und unierter Konfession lebe ich schon seit mehr denn einem Vierteljahrhundert in dem allerinnigsten, nie gestörten Freundesverhältnis und gedanke darin zu verharren bis an mein Ende und darüber hinaus, denn es hat einen ewigen Grund. — — Das brüderliche Verhältnis wird allüberall ein herzliches und wahres sein, wo man nicht gleich von vornherein den Leuten die Unionsfrage wie eine Pistole auf die Brust setzt.“

Mit den Freunden in Hessen blieb Schloffer in unwandelbarer Treue fest verbunden. Das geht aus zahllosen Einzelheiten hervor. Ich nenne nur zwei. 1872 hatte Schloffer seinen Vortrag über nationale Erziehung, 1873 seinen in den ersten Tagen zu Frankfurt „über die Abnahme des Studiums der Theologie“ niedergeschriebenen Vortrag auf der luth. Konferenz zu Leipzig veröffentlicht und das „Hess. Kirchenblatt“ bis Ende 1874 redigiert. In diesem Blatt wird im Jahre 1875 zu seinen Vorträgen bemerkt: „Wir kennen keinen Schriftsteller der Gegenwart, der so aus der Zeit heraus und in die Zeit hinein zu reden und zu schreiben vermöchte wie unser Schloffer — das Wörtlein „unser“ lassen wir uns nicht nehmen, es ist der kleine, aber stolze Rest, der von dem trefflichen Manne uns geliebt ist.“ Das andere ist die deutsche und christliche Treue, welche er seinen und des lutherischen Bekenntnisses willen verfolgte, aus Hessen hinausgebrängten oder gar abgesetzten Brüdern bewahrt hat. In kirchlichen und politischen Zeitschriften hat er mannhaft die Sache der „Renitenten“ verteidigt, namentlich auch gegen nachgiebig gewordene Freunde, von allen Seiten hat er Gaben eingesammelt, um die von Haus und Hof vertriebenen Pfarrer vor der bittersten Not zu schützen. Einer dieser Pfarrer hat ihn einst um ein größeres Darlehn gebeten. Bei der nach Jahren erfolgten Rückzahlung war Schloffer ganz überrascht: „Darauf habe ich nicht gerechnet; ich dachte, das sei mein Opfer für die renitenten Brüder.“ — Mit dem Ueberzug nach Frankfurt war Schloffer genötigt, die Leitung der „lutherischen Einigung“ in der Provinz Starkenburg aufzugeben. Die „unvergleichlichen luth. Konferenzen beider Hessen“, in welchen er mit Wilmar Hand in Hand ging, der als der geistige Leiter dieser Zusammentünfte anzusehen war, nennt Schloffer im Gedanken daran, daß die Ereignisse des Jahres 1866 den Konferenzen ein Ende machten, „die reichsegneten unvergeßlichen“. So warm und anhänglich als er in dem Buche „Die Revolution von 1848“ hat sich kaum ein Theologe über und für Wilmar ausgesprochen. —

In Frankfurt nahm Schloffer eine große Arbeitslast auf seine starken Schultern, und als diese Last in Folge seiner rastlosen Bemühungen von Jahr zu Jahr schwerer wurde, war er genötigt, seinem Hilfsgeistlichen und seinen Diakonen die Arbeiten zu überlassen, welche er nicht mehr tragen konnte. Wer die einzigartige Sammlung von Schloffers „Reden im Freien“ (1842), wer seine „kurze Darstellung der Thätigkeit der inneren Mission in Frankfurt a. M. (1882) auch nur flüchtig durchblättert, kann sich einen Begriff davon machen, was alles auf seinen Schultern lag. Kindergottesdienste, Besuche in den Gefängnissen seitens des Magdalenen-Vereins, Vorschul- und Magdalenum, der Jünglingsverein und der Verein christlicher junger Kaufleute, Herberge zur Heimat, Marthahaus, Schriften-Niedertage, alle diese der christlichen Barmherzigkeit entsprungenen Anstalten bedurften seiner Pflege. Dazu kamen noch zahlreiche freiwillige Arbeiten nach außen hin. Auf Anregung des Buchhändlers Karl Zimmer gab er zehn Jahre lang den „christlichen Bücherhaß“ heraus, von 1881 an übernahm er mit E. Freiherrn v. Ungern-Sternberg die Herausgabe der „Zeit-



fragen des christlichen Volkslebens". „Der evangelische Schulverein“, „die südwestdeutsche Konferenz für innere Mission“ verlangten seine Arbeit. Dazu kamen die von allen Himmelsebenen an ihn ergangenen Einladungen zu Festpredigten und Vorträgen. Auf der Konferenz für innere Mission am 8. und 9. Oktober 1874 hielt er einen ergreifenden Vortrag über „die Fürsorge für die konfirmierte weibliche Jugend des Arbeiterstandes.“ In der sich daran anknüpfenden Besprechung nahm der unvergeßliche Fabrikant Mey von Freiburg das Wort und wiederholte zum Eingang seiner Worte mit vor Bewegung zitternder Stimme aus Schloffers Vortrag: „Ei, Rieckchen, wir sind ja zusammen konfirmiert worden.“ Diese Worte liebevoller Erinnerung einer „vornehmen“ jungen Dame zu einer Kellnerin gesprochen, haben dieses mitten in täglicher Verjuchung stehende Mädchen fest gemacht und ihr einen dauernden Halt gegeben. Hier hatte die christliche Liebe die unglückselige weite Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten überbrückt. Das war im Vortrag Schloffers der Punkt, wo niemand kalt bleiben konnte. Ich habe diese Einzelheit erwähnt, weil an ihr klar wird, daß Schloffer es in fettem Maße verstanden hat, immer aus dem Leben heraus mit konkreten Einzelheiten die ihm gestellten „Fragen“ zu beantworten. Er war in hervorragender Weise das, was man sonderbarer Weise einen „praktischen Theologen“ nennt. Der Gegensatz ist der unpraktische, abstrakt-wissenschaftliche Theologe. Was ist aber von einer Theologie zu halten, die eiskalt, mit hochnasiger Wissenschafts-Miene vorbeigeht an unserem armen Volk, an einem Volke, das in die Hände der sozialdemokratischen Räuber und Mörder gefallen ist. Für unser armes verführtes Christenvolk schlug Schloffers Herz bis zum Ende seines Lebens. Wie wurde er angelauten von Vornehmen und Geringen, von Reichen und Armen! Er sollte nicht bloß als treuer erfahrener Seelsorger raten und helfen, auch in äußeren Dingen, wenn es sich um die Unterbringung junger Mädchen zur Erlernung des Haushaltes, um die Aufnahme von Knaben und Jünglingen in christliche Erziehungsanstalten, wie beispielsweise in das so oft von ihm empfohlene Institut auf dem Reichenberg im Obenwald, wenn es sich um die Heilung eines dem Trunk ergebenen Menschen oder um die Verpflegung eines alten alleinlebenden Fräuleins, oder um ein angeheubtes Dienstmädchen, oder um einen in die Lehre tretenden Jungen handelte. Einer seiner nächsten Freunde erinnert sich, daß er mit einer Anzahl Freunde nach einer Konferenz nach seiner Wohnung ging, unterwegs von einem Unbekannten „auf ein paar Worte“ festgehalten, kaum frei, von einem andern angesprochen wurde, so daß er erst nach einer halben Stunde zu Hause erschien. In seinem Hause ging es wie in einem Taubenschlag, das weiß jeder, der ihn besucht hat. „Ich komme gleich wieder,“ hieß es in solchen Fällen, aber das Zwiesgespräch mit dem in das Nachbarzimmer Geführten dauerte nicht selten eine halbe Stunde und länger. Er ließ die Leute sich aussprechen; die geringsten Einzelheiten ließen ihn Aufklärung gebende Blicke in das Leben eines Menschen thun. Schloffer war das Gegenteil von einem gefühlseligen Schwärmer, kein nüchtern, wahrheitsliebender Sinn, seine durch und durch gesunde, maßvolle Lebensanschauung, welche sich den Wahlspruch „Nicht treiben, sondern wachsen“ zur Lebensregel gemacht hatte, behütete ihn vor vielen Täuschungen und ließ ihn auf dem einmal betretenen Pfad fest und treu ausharren. Mit den um ihn her wachsenden neuen Aufgaben neben den alten Arbeiten mußte er sich als Familienvater seinen Kindern entfremden. Er konnte nur wenig Zeit den Tag über den Kindern widmen, seine Abende waren fast alle mit Berufsarbeiten außer dem Hause besetzt. Gerade zur rechten Zeit aber füllte Gottes Güte die im Oktober 1872 entstandene Lücke aus. Am 29. September 1881 verheiratete er sich mit der Gräfin Julie Rehbinder aus Eßland. Dieser Ehe entstammte eine Tochter. Mit der zweiten Frau und Mutter kam warmer Sonnenschein ins Haus. Sie hat der Kinder Herz erst sich und dann dem Vater erschlossen. Als ihm ein Freund einmal die hervorragende Begabung einer seiner Töchter rühmte, sagte er: „Ja, das sehe ich jetzt auch, die hat mich erst meine Frau kennen gelehrt.“

Im April 1886 wurde der rüstige, gesunde Mann von einer heftigen Bronchitis niedergeworfen. Sechzehn Wochen lang mußte der unermüdete Arbeiter im Weinberge Christi der Ruhe pflegen. Als er wieder nach allen Richtungen hin thätig war, schrieb er mir, daß das nur ermöglicht werde durch allerlei Gesundheitsmaßregeln, die mindestens das Dritteil eines jeden Tages in Anspruch nähmen. Wenn irgend möglich fügte er einen einstündigen „Rannt“ hinzu. „Es ist ein darmstädtisches Wort, Sie werden es kennen, es kommt von reunen her, daher wohl auch meine Orthographie oder Schreibweise richtig sein wird. Vor 11 Uhr kam ich nie an meinen Schreibtisch, von 12—1 Uhr war meine Sprechstunde, am Nachmittag Unterricht in den Anstalten.“ Seit 1887 fing das Gehen an ihm beschwerlicher zu werden und dies langsame, mühsame Gehen ließ ihn alt erscheinen; geistig blieb ihm aber die volle Frische bis zuletzt. Ein beginnendes Rückenmarksleiden, von dessen Vorhandensein er nichts ahnte und das ihm auch noch keinerlei Schmerzen oder Leiden verursacht hatte, ließ für die nächste Zeit Siechtum fürchten. Das hat ihm aber Gottes Gnade erspart. Am vierten Advent 1889 hielt er noch die Weihnachtsfeier im Gefängnis zu Breunghesheim. An demselben Tage hatte er noch eine Andacht im Vorahyl für Magdalenen. Am darauffolgenden Montag hielt er noch eine Armen-Bescherung. Den Weihnachtsabend (Dienstag) feierte er mit seiner Familie, so fröhlich und dankbar wie kaum jemals. Am ersten Weihnachtstag erkrankte er mit leichtem Fieber. Es hielt sehr schwer ihn im Bett zu halten, denn er sollte noch verschiednemale reden. Die Influenza war da. Zuerst so leicht, daß er am Freitag und Samstag wieder aufstehen durfte. Nun zeigte es sich, daß die Beine den Dienst verlagten. Nachdem er mühsam wieder zu Bett gebracht war, äußerte er: „Das legt sich wie Nacht auf meine Seele, was soll werden, wenn ich nicht mehr gehen kann!“ Wie in prophetischer Eingebung sagte seine Frau zu ihm: „Darum gräme dich nicht, das erspart Gott dir ganz gewiß!“ In der Nacht trat wiederum Fieber ein. Am Sonntag Abend redete er zum erstenmal irre, kam aber immer wieder gleich zur Besinnung, wenn seine treue Pflegerin zu ihm sprach. Am Montag und Dienstag wuchs das Fieber von Stunde zu Stunde. Am Montag hat er noch manchmal gesprochen, am Dienstag fast nichts mehr. Abends begann der Todeskampf. Nach 9 Uhr rief der Arzt ihm ins Ohr: „Herr Pfarrer!“ Da antwortete er, wie aus weiter Ferne, unendlich mühsam und fast unwillig: „Was soll ich noch?“ Während des angstvollen Kampfes suchte er manchmal zusammen, wenn das tolle Schreien und Schreien der Neujahrsnacht an sein Ohr drang. Mit dem Stockenschlag sieben am 1. Januar 1890 ist der treue Knecht heimgeholt worden von seinem Herrn und Heiland. Nun kann er ruhen von seiner Arbeit, denn seine Werke sind ihm nachgefolgt. Charakteristisch für seine Treue ist, daß er noch am Sonntag den Korrekturbogen seiner letzten literarischen Arbeit „Freiherr von Stein“ für das Januarheft der „Konservativen Monatschrift“ durchsehen wollte. Da es nicht recht ging, war er erst dann beruhigt, als die von der treuen Pflegerin besorgte Korrektur glücklich abgeschickt war.

Am 4. Januar ist sein sterblicher Teil auf dem Sachsenhäuser Friedhof, unter zahlreicher Beteiligung derer, die ihn lieb hatten, zur Erde bestattet worden. Konsistorialrat und Senior Dr. Krebs und Pfarrer Leybheider, ein treuer Freund des Heimgegangenen, als Geistlicher des Diakonissenhauses in Frankfurt im engeren Sinne sein Berufsgenosse, haben im Sterbehause und auf dem Friedhof Worte des Trostes und dankbaren Gedächtnisses gesprochen. Die Hinterbliebenen, seine Familie und seine Freunde, haben ja wohl hoffen dürfen, daß der Vollendete uns noch eine Reihe von Jahren erhalten bleiben könnte; nun er aber wider Erwarten abgerufen worden ist, müssen wir Gott danken, daß er uns den herzlichsten Freund so lange Zeit gelassen und durch seines getreuen Dieners Hand so viel fruchtbaren Samen ausgestreut hat.

Wenn die gläubigen Christen von den Feinden des Glaubens als Finsterlinge, als schrofne einseitige Menschen verschrien werden, so läßt sich die vollendete Thorheit solcher Beurteilung an Persönlichkeiten, wie Schloffer eine war, am leichtesten dathun.

Alle seine Freunde gedenken seines unerschöpflichen Humors, der bisweilen die ernstesten Erörterungen durchblitzte. Das Stücklein „Nie etwas vergessen!“ im Daheimkalender 1883 und „Eine lustige Vogelgeschichte“ im Daheim 1880 sind köstliche Gaben seines Humors. Bei einem Festessen hatte er zum Nachbar einen jungen Mann, welcher von der süßen Schüssel sich so viel auf den Teller lud, daß Schloffer als nächster Gast sozusagen das Nachsehen hatte. Als aber der Unbescheidene beim Weiterreichen der Schüssel wie zum Hohne sagte: „Süßigkeit ging von dem Starken,“ antwortete ihm Schloffer: „Warum lassen Sie die erste Hälfte der Stelle weg? Sehen Sie doch hinzu: „und Speise vom Freßer.“ —

Wer konnte den Mut haben, Schloffer einen einseitigen Mann zu nennen? Neben der Theologie war er ein tüchtiger Kenner der Geschichte und der schönen Litteratur. In seinen Vorträgen finden sich zahlreiche Citate aus den Klassikern. Seine Vorträge über Goethes Iphigenie (1875) sind ein glänzender Beweis seiner vielseitigen, harmonischen Veranlagung. —

Schloffer war der direkte Gegensatz eines vielgeschäftigen Machers, eines berechnethätigen Strebers. Er drängte sich nie vor, er ließ viel lieber alles an sich herankommen. Wenn er aber etwas angriff, dann brachte er stets ein warmes, nachhaltiges Interesse für die Sache mit. Darum war bei ihm nichts unreif, verfrüht, aber auch nichts verspätet, verzährt. Auch auf Konferenzen hörte er lieber zu, als er selber redete. Er war wie ein Faß edeln Weines, das erst angezapft werden mußte, dann aber die Fülle gab. Sein gutes Gedächtnis kam ihm dabei trefflich zu statten. Stets stand ihm sozusagen eine Illustration zu Gebote, meist Selbsterlebtes. Er erlebte aber auch viel mehr als andere Leute, denn er hatte offene, aufmerksame Augen und Ohren für alles. —

Seine Vorträge waren meist Vorlesungen. Das störte aber nicht im mindesten, nicht bloß weil er im Ablefen eine große Virtuosität besaß, sondern weil er dabei wie bei seinen Predigten auf alle rhetorischen Mittel verzichtete. Seine Worte gingen zu Herzen, nicht bloß in die Ohren. —

Von Ehrgeiz, Eitelkeit war die lautere Seele Schloffers gänzlich frei. Etwas zu werden, Dekan, Konsistorialrat, Generalsuperintendent, lag ihm völlig fern. „So ein Mann wie Wichern oder Harms,“ sagte er einmal, „möchte ich wohl werden im Dienste meines Gottes und der Armen, aber ein Würdenträger an der Spitze einer Landeskirche zu werden, darnach geht mein Begehren nicht.“ — Äußere Ehren sind ihm darum auch nicht zu teil geworden. Man hat ihn nicht zum Kirchentat gemacht, man hat ihm keinen Orden verliehen, man hat ihn nicht Doktor der Theologie werden lassen. Aber das ist sicher, das Kirchenregiment und der Landesfürst und die Fakultät, welche ihm eine solche Ehre erwiesen hätte, würde sich damit nicht im Licht gestanden haben.

In Ehren, in hohen Ehren aber soll sein Gedächtnis bleiben! Hat dieses Gedächtnis doch zur Ueberschrift die Worte Soli Deo gloria. Diese Worte hat er beim fünfzigjährigen Amtsjubiläum seines Freundes Hefserich, des ehemaligen römischen Priesters, auf das „Denkmal dankbarer Liebe“ geschrieben, welches er dem „Veteranen der Militia Christi“ gesetzt hat. Diese Worte sollte man über das Lebensbild jedes frommen und getreuen Knechtes setzen, der zu seines Herrn Freude eingegangen ist.

Ich kann auch nichts Besseres thun als mit denselben Worten schließen, mit welchen Schloffer sein Hefserich-Denkmal geschlossen hat: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

O. K.



## Sankt Wendel zum Stein.

Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von

Julius Hartmann.

V.

Das Altarbild.

Im Jägerhaus drüben saß Georg bei der Frau Verwalterin. Freundlich anheimelnd sah's dort wieder aus. Der große Epheustod breitete seine Zweige in der halben Stube aus; dort hing wieder der Vogelläufig am Fenster; das arme Schwarzköpfchen war freilich im Rauch erstickt, aber ein anderer pfliff darin seine fröhlichen Weifen. Dort lag die Bibel, die beim Aufräumen mit andern Sachen unverfehrt gefunden worden; denn nur der qualmende Rauch, nicht das verzehrende Feuer war beim Brand auf dem Albertshof bis in die Stube der Verwalterin gedrungen.

Besten lehrte Georg bei ihr ein im Jägerhaus, wenn der Dienst beim Cornet ihn nicht in Anspruch nahm, und manchmal war er dort unter der Mutter Augen ein Stündlein mit Eva zusammen. Wie gute Freunde, fast wie Geschwister verkehrten sie miteinander.

So war er auch heute wieder gekommen, nachdem er das Pferd seines Herrn, einen feurigen Rappen, ausgeritten hatte — gestiefelt und gespornt, ein stattlicher Kriegsmann, blühender als zuvor; man sah ihm wohl das gute Quartier an, in dem er seit Wochen gelegen.

„Nun wird der Herr Cornet bald selbst wieder seinen Rappen reiten,“ sagte Georg kleinlaut und schaute auf den Boden, einer Rüde nach, die im Sonnenschein auf den Dielen hin- und hersief und ihre Flügel und den stahlfarbenen Leib bläulich glitzern ließ.

„Ich freue mich, bis ich den Offizier in blühender Schönheit auf dem prächtigen Tier sehe.“

„Ihr freut euch, Frau Verwalterin? so?“ — noch kleinlauter, fast düster hatte Georg das erwidert.

„Ja, ich freue mich, daß ihm Gott das Leben erhalten hat, und die treue Pflege von euch allen, die ihr euch um ihn bemüht habt, nicht vergeblich gewesen ist.“

„Und denkt ihr nicht daran, daß dann auch meine Zeit hin ist, die ich im Frieden bei euch hab' verbringen dürfen? Fast wollt ich, ich wär' damals weitergeritten, nachdem ich euch vom Brandplatz hieher gebracht hatte und ihr in Sicherheit gewesen seid! Dann wüß' ich nicht, wie schön es in friedlichem Hause und wie schön bei lieben Menschen —“

„Ihr werdet uns auch fehlen, Georg,“ sagte mit warmen Worten die Frau Verwalterin und reichte ihm die Hand hinüber aus dem Sessel, in dem sie ruhte, „und kommt ihr wieder, sollt ihr bei uns willkommen sein.“

„Bei euch, bei euch beiden? — o Mutter, Mutter!“ — und ehe sie wußte, wie ihr geschah, fühlte sie die Thränen des Soldaten, der vor ihr kniete, auf ihren Händen und sah, wie die tiefste Bewegung ihn erschütterte.

Sie ließ ihn ruhig gewähren; sie fühlte es, wie der ganze Schmerz des heimatlosen Soldaten, der einst so jäh Vater, Mutter und Schwester verloren, das heiße Sehnen nach Menschenherzen, die teilnehmend, liebend, sorgend seiner gedenken, der fast hoffnungslose Wunsch, auch einmal in friedlichem Haus und Geschäft zu walten, sich Luft machte in jenen Worten: „o Mutter, Mutter!“

„Ja, Georg, ich will dir eine Mutter sein und dankbar, daß du einst Leib und Leben für mich gewagt hast, an dich denken, wo du auch sein magst, und mit mütterlichen Gebeten dich geleiten auf allen deinen Wegen. Und Gott wird mein Gebet erhören, ich fühl' es; du wirst wiederkommen, — dann sei meinem Kinde ein treuer Gefährte durchs Leben, wenn du mich selber nimmer triffst. — Ich weiß, wie gern du sie hast und wie lieb du ihr geworden bist. Mutteraugen sehen klar.“

„O Mutter! daß ich noch so glücklich werden könnte, das hab ich armer heimatloser Mensch nie mehr geglaubt.“

Er sah zu ihr auf, noch immer vor ihr knieend, sah einen vollen Strahl von Mutterliebe aus ihren guten Augen sich entgegenleuchten.

Indessen saßen drüben im Herrenhause im großen Zimmer in einer der tiefen Fensternischen, die, im unteren Stockwerk noch geräumiger als im oberen, Zeugen sind von den gewaltigen Mauern des alten Schlossbaues, Renate und der Cornet beim Schachspiel.

„Gardez la reine!“ sagte Renate, nachdem der Cornet eben so unvorsichtig gewesen war, durch einen höchst bedenklichen Zug seine Königin ihrer guten Deckung zu berauben. Glücklicherweise hatte er noch einen Cavallo zur Verfügung, der seinen Kösselsprung machte und die bedrohte Königin deckte. Er spielte zerstreut; er sah zu viel auf das Gesicht Renatens, wenn sie nachdenklich die Augen niederschlug, um ihre und ihres Partners Stellung genau zu überdenken. So hatte Sebastian Sproti wieder nicht bedacht, daß der Zug, den er zur Deckung der Königin gemacht, in der Folge für seinen König gefährlich wurde.

„Schach dem König!“ rief denn auch bald das Fräulein; noch etliche verzweifelte Züge ihres Gegners. „Schach!“ — „Schach!“ hieß es wieder und wieder — „und matt!“

„Immer siegreich, Fräulein Renate! Ihr habt mich überwunden. Vor euch muß ich das Feld räumen. Wird es überhaupt bald räumen müssen. Ich fühle allmählich Kraft und Lust, meinen Castor zu besteigen, und dann —“

Nun war es an der bisher so spielfrohen Renate, schweigsam zu sein. „Dann, ja dann!“ dachte sie bei sich, und ausweichend sagte sie: „Kommt her, Cornet, wir gehen in den Garten auf den Mauerwall und sehen nach dem Vater, der vom Wald heimkehren wird. — Das Schachspiel strengt euch immer noch an.“

„Ganz zu euren Diensten, gnädiges Fräulein! —“

Renate zog die Klingel.

„— Wann werden wir unsere Schritte einmal weiter lenken?“ fuhr der Cornet fort, „längst freue ich mich darauf, von euch in das Kirchlein geführt zu werden, von dem ihr mir erzählt habt. Heute morgen habe ich das Glöcklein von Sankt Wendel läuten hören, — es bedeutet gut Wetter. Von Osten her hat der Wind den Klang getragen.“

„Den Hut dem Herrn Cornet!“ befahl Renate dem eben eintretenden Diener. „Der Weg ist steil nach Sankt Wendel zum Stein,“ wandte sie sich wieder an den Offizier, „es wird euch wohl noch beschwerlich sein. Und kühl ist dort an der steilen feuchten Felswand. Ich muß euch noch behüten.“

Sie stand schon an der Treppe. Ritterlich bot Sebastian Sproti dem Edelräulein die Hand, sie die Treppe hinabzuleiten. Wie sie an das Pfortlein kamen, das zum oberen Garten führte, sah Renate eben Eva ins Jägerhaus gehen; sie ahnte noch nicht, daß Georg dort eine Mutter gesunden.

Am Nachmittag aber, während Sproti zum erstenmal wieder auf seinem Rappen in Georgs Begleitung ausgeritten war (wie fröhlich grüßte er herauf mit dem Federhut, als er auf seinem Gastor zum Schloßthor hinausritt), da kam die Freundin und erzählte dem Freiräulein von ihrem Glück, das freilich der Gedanke trübte, daß die Trennung so nahe sei, „wer weiß, auf wie lange, ob nicht für immer!“

„O du glückliche Eva,“ sagte Renate, „dir bleibt doch die Hoffnung. Und mir nichts, nichts!“ Und sie barg ihr Haupt an der Freundin Brust.

„Du hast ihn gern, den schönen Mann, den du gepflegt, Renate. Der wird doch auch Liebe im Herzen tragen zu dem edlen Fräulein, dem er sein Leben verdankt. Er muß ja, er muß!“ ereiferte sich die Freundin.

„Sprich nicht so! Gott hat ihm sein Leben erhalten, nicht unsere Pflege. Aber nicht für mich. — Und wenn er mich liebte, wie ich ihn, uns scheidet dasselbe, was unser armes deutsches Land zerreißt, — der Glaube. Ich darf ihm, er kann mir nicht angehören fürs Leben. Da heißt's eben kämpfen, überwinden, verzichten!“

Und sie gab sich redlich Mühe in den Tagen, die noch folgten, bis der Cornet eines Tages erklärte, daß beschworene Pflicht ihn rufe und er bald scheiden müsse von dem Ort, da ihm so viel Liebes erwiesen worden. Obwohl man ihn noch halten wollte, bis er noch mehr Kraft gesammelt, es drängte ihn fort; er sei, wenn er unterwegs sich noch schone, wohl im Stand, zu Felde zu reiten. Es drängte ihn, weiter zu gehen, sich selbst den Kampf zu erleichtern, den er mit sich selber kämpfte. Mehr als je vermied es Renate, mit ihm allein zu sein; so wagte er's nie zu sagen, was ihm schon so oft auf den Lippen gelegen.

Auch aus dem Gang zur Kapelle war immer noch nichts geworden. Renate fand immer wieder eine Ausflucht, ein Hindernis, und doch hätte Sebastian Sproti so gerne die Stätte gesehen, von der er so viel gehört, und auch persönlich dem Manne gedankt, der ihm mit seiner Heilkunst gebietet. So wagte er die Bitte, als seine letzte, Renate möge ihr Versprechen von früher her halten und ihn nach „Sankt Wendel zum Stein“ geleiten. Sie sagte zu und bat ihren Vater, mit ihnen zu gehen, er wolle ja schon längst wegen des Wiederaufbaus des Albertshofes nach den Tuffsteinbrüchen sehen, die neben der Kapelle lagen.

Bis zum Steinbruch wollte er mit ihnen gehen, den Weg hinauf auf die Waldwiese und dann steil hinunter an der Felsenwand sollten sie ihm erlassen. Georg erhielt den Befehl, auch mitzugehen, um den Feldmantel des Cornets zu tragen, — „daß er sich in der kühlen Felsenkapelle nicht erkälte.“

So gingen sie zur Kapelle, hinüber über die Brücke, die nicht weit vom Schloß in weitem Bogen über die Jagst sich wölbt, dann eine Zeitlang den Fluß entlang, bis der grüne Wald sie aufnahm. Da fühlte sich der Freiherr daheim und machte seinen Gast auf alles aufmerksam, da auf eine uralte Eiche, dort auf jene Zwillingsbuche, da horchte er auf die süße Stimme des Pirols, dort auf den Schrei des Kranvogels und sprach darüber mit dem Cornet. Am Steinbruch erwartete den Freiherrn der Rentamtmann und der Werkmeister. Renate und der Cornet setzten den Weg allein fort, in gemeinsamer Entfernung folgte der Dragoner. Schweigsam gingen die beiden nebeneinander.

Ein Ausruf des Erstaunens war der erste Laut, der von Sebastian Sprotis Lippen kam, als sie plötzlich aus dem schmalen Waldweg an den steilen Pfad gelangten, der zur Kapelle hinabführt, und diese selbst, überragt von den wundervollsten Tropfsteingebilden, friedlich im Wiesengrunde am rauschenden Flusse liegend, vor seinen Blicken sich darstellte.

Sie stiegen den steilen Felsenpfad hinab, eines hinter dem andern, für zwei bot der Weg nicht Raum. An den heißesten Stellen bot der Offizier seiner Begleiterin die Hand und glücklich gelangten sie an die Kapelle. Georg legte dem Cornet den Feldmantel um und ging den Kappellmann in seiner Stube zu begrüßen.

Ein dämmeriger Raum war es, der die beiden umfing. Spärlich war das Schiff des Kirchleins beleuchtet, dessen eine Giebelwand der natürliche Tuffsteinfels bildete. Nur in den zierlichen fünfseitigen Chor strutete reiches Licht herein, auch da teilweise gebrochen durch die farbigen Scheiben, welche das Maßwerk der gotischen Chorfenster füllten. Ueber ihren Hauptern wölbte sich ein vertäfeltes Tonnengewölbe, über und über bemalt mit zierlichem Rankenwerk, stilisierten Blumen und Blättern in lichter Farbenpracht. Anno 1520 ward die Kapelle also geschmückt, in großen Riffen stand diese Zahl über dem Triumphus, dem Bogen des Chorgewölbes. Im Schiff des Kirchleins stand auf einem Seitenaltar das uralte Bild des heiligen Wendelin, in Holz geschnitten, vom Hauptaltar hieher versetzt seit in der Reformation die Kapelle, dem Mutterort folgend, evangelisch geworden war, und doch nicht ganz verbannen wollte man das alte Wendelsbild, denn noch trug ja die Kapelle des Heiligen Namen, noch wallfahrte auf den 20. Oktober von weit her katholische, wohl auch noch evangelische Landleute, um die Fürbitte des heiligen Wendelin an dieser Stätte für ihr Vieh sich zu erbitten und abergläubisch, wie sie waren, unbefehen einen Span von dem Holzbild des heiligen Wendels wegzuschneiden und als besonderes Schutz- und Heilmittel mit nach Hause zu nehmen. Der gute Wendel war schon halb ausgehöhlt.

Immer noch fand keins das rechte Wort. Der Cornet hatte Renaten den Arm geboten und sie hatte ihn angenommen; — halb umhüllte auch sie der weite Feldmantel des Cornets und sie fühlte sich so geborgen. Sie hörte sein Herz pochen, so laut, so erregt schlug es. Unwillkürlich lehnte sie sich inniger an ihn.

„Renate!“ sagte Sebastian Sproti und sah sie an mit einem Blick innigster Liebe, wehmüthvoll zugleich; der Schmerz des nahen Scheidens lag in Wort und Blick.

„Du lieber Mann! nur einmal laß mein Haupt ruhen an deiner Brust!“ sprach das Mädchen, überwältigt von den Gefühlen, die sie so lange ritterlich bekämpft, so tapfer im Grund ihrer Seele verborgen.

Und er beugte sich nieder und drückte einen langen, innigen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich danke dir mein Leben, Renate, dir nächst der Gnade des Himmels; dir weih ich auch mein Leben, dir zu eigen bis zum letzten Atemzug!“ Und willig ließ sie's geschehen, daß er abermals mit heißem Kuß sein Gelöbniß besiegelte.

„Du kannst mir nicht gehören, Geliebter! nie darfst du die Kezzerin der Mutter bringen, die deiner in der fernern Heimat wartet, nie kann ich den Glauben lassen, den ich von Herzensgrund bekenne. Wir haben uns gefunden, um uns zu verlieren. Nein — ich will dein gedenken all Zeit und Stund, so bist du mir, so bin ich dir doch unverloren.“

„Renate, ich habe in deinem herrlichen Buch gelesen, nicht bloß von der seligen Liebe, die die größte ist, auch von Glauben und Hoffnung, und habe gelesen: „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller.“ So sind wir eins vor Gott im Glauben, berufen auf einerteil Hoffnung.“

„Ja, ich will hoffen und harren, vielleicht führt uns Gott doch noch zusammen, hienieden oder erst dort droben. Für jetzt heißt's scheiden, scheiden!“

Der Cornet war niedergesunken auf den Betsthemel, der vor dem einfachen Altar mit seinem kunstlosen hölzernen Kreuzifixus stand, und neben ihm kniete Renate, deren reiches Haar sich gelöst hatte und in seiner Fülle sie umwallte. In stillem Gebet vereinigten sich ihre Seelen vor Gottes Thron.

„Ein schlichter Altar, zu schlicht für diesen geweihten Raum,“ begann wieder Sebastian Sproti. „Ein Bildwerk soll hier stehen, die Dankesgabe eines Mannes, dem sein Leben wiedergegeben ward, reicher als zuvor. Und du, Renate, wandelst hieher

und betest zu Gott für den, der dir zu eigen gehört, und im Wetter der Schlachten werden mich deine Gebete umwehen als eine heilige Wolke zum Schutz und Schild, oder“, fügte er ernst hinzu, „als die lichte Wolke; die des Todwunden Seele zum Himmel trägt.“

„Geliebter, du sollst nicht sterben!“

„Mein Leben steht in Gottes Hand!“

Sie hörten Schritte kommen. Der Kappelmann war aus seinem Häuschen geschritten. Nicht in die Kapelle wollte er gehen; er ahnte, daß dort zwei Menschen sich viel zu sagen haben. Er wollte nur auch die beiden für sich lassen, die in seinem Häuschen zum Abschied beisammen saßen. Doch hatten seine Schritte die beiden in der Kapelle zum Aufbruch gemahnt. Noch ein inniges Umarmen, noch ein Kuß — und still, schweigsam verließen sie den dämmerigen Raum.

„Ein traulich Kirchlein, Alter, das ihr da hütet,“ rebete der Cornet den Kappelmann an. „Ich freue mich, daß ichs auch noch gesehen habe, ehe ich das schöne Thal verlasse. Ich bin noch euer Schuldner: ihr habt mit eurer Heilkunst mir gute Dienste geleistet. Ich dank euch von Herzen.“

Mit reichem Geschenk bedachte er den alten Schäfer, der sich wehren wollte, so viel zu nehmen, und reiche Gabe legte er in den Opferstock, der an der Kapelle angebracht war und besonders zur Zeit der Wallfahrten sich füllte.

Auf dem feuchten Wiesengrund, durch welchen die unter dem Metznerhäuschen entspringende Quelle rieselt, blühten die schönsten Bergglocken, so groß und schön, wie man sie weit und breit nicht schöner finden mochte. Renate pfückte sie zum Strauß; Sebastian Sproti sollte im Feldlager bei ihrem Anblick dieser Stunde in der Kapelle Sankt Wendel zum Stein gedenken. Er selbst hatte inbessen ein Büchlein aus der Brusttasche seines Wamses gezogen und warf in wenigen gewandten Strichen mit dem Reißblei ein Bild des von Felsen überragten, von Bäumen umrauschten, vom Wasser bespülten Kirchleins auf das Pergament. Dann wandten sie sich zum Gehen.

\* \* \*

Tags darauf ritten auf der staubigen Landstraße, welche durch das enge Rengershäuser Thal gen Mergentheim führt, zwei Reiter; der eine der beiden führt ein Packpferd am Bügel, beladen mit dem Zeug des Offiziers, dessen blanter Stahlhelm am Knopf des Packfatters hing. Der Offizier trug, wie sein Begleiter, zum Schutz gegen die heißen Strahlen der Augustsonne den breitrandigen, mit Federn geschmückten Hut. Schweigsam ritten die beiden ihre Straße, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, ein jeder mit seinem Herzen in dem Schlosse, das sie seit Wochen beherbergt hatte.

Von Mergentheim, dem lieblichen Sitz des Hochmeisters vom Deutschorden, woselbst die erste Raft gehalten wurde, ging's weiter nach Würzburg. Dort sollte der Cornet erfahren, in welcher Gegend er sein Regiment treffen werde. Am zweiten Tag nach ihrem Abschied ritten sie gegen Abend in der türme- und kuppelreichen Bischofsstadt ein. Kaum hatten sie im „Schwanen“ ihre Pferde eingestellt, und an einfachem Imbiß sich gestärkt, da wandelte der Cornet durch die engen Gassen, einen Bildhauer aufzusuchen, dessen Namen er während der Mahlzeit von dem gesprächigen Wirt erkundet hatte. Schon rückte der Schein der Sonnenstrahlen höher hinauf an den schlanken romanischen Türmen des Domes, als Sebastian Sproti in die Franziskanergasse einbog, um den Künstler in seiner Werkstatt aufzusuchen. Er fand den Meister mit etlichen Gehülften, beschäftigt mit der Ausföhrung von Arbeiten, welche noch der mächtige Fürstbischof Julius Echter von Messpelfbrunn geplant und vergeben hatte. Unter den kunstsinigen Fürstbischofen des reichen Bistums hatte die Kunst hier stets besondere Pflege und Gönnerschaft gefunden.

Der Cornet begrüßte den Meister, der Meißel und Hammer weglegte, und fragte ihn, ob er ihm ein Altarbild in Marmor fertigen wollte.



„Wollt ihr eine Madonna, Herr?“ fragte Meister Anton, „ihr könntet hier allsgleich ein Bild der heiligen Jungfrau sehen, ob es euch gefalle; — zwar erst im Modell gefertigt und noch nicht ganz ins Feinste ausgearbeitet“ — er enthüllte bei diesen Worten ein Thonmodell von den nassen Tüchern, in welche es eingeschlagen war, um den Thon vor der Verhärtung zu bewahren.

Eine liebliche Jungfrau, einen Knaben auf den Armen, stand vor den Augen des kunstverständigen Offiziers, und mit Wohlgefallen ersah er aus diesem Modell die hohe Künstlerfähigkeit des Bildhauers.

„Ihr seid mein Mann, Meister Anton, — ein herrlich Bildwerk! Ihr habt göttliche Erhabenheit und menschliche Holdseligkeit aufs beste vereinigt in dieser Gestalt. Doch — ich habe etwas anderes im Sinn als ein Bild der Mutter Gottes. Wollt ihr mir einen Rötel geben, Meister, und ein großes Blatt?“

Der Meister nahm von einem der Tische einen Rötel und indem er ihn fein spitzte, gab er einem Gehülfen die Weisung, eines der aufgezogenen Reißbretter zu bringen.

Der Cornet nahm den Stift und zeichnete mit sicheren Strichen das Bildwerk, wie ers sich auf dem schweigsamen Ritt hieher ausgedacht hatte; — bis in die kleinste Einzelheit stand es fertig vor seinem Geiste. Und so warf er es auch auf das Blatt. Staunend betrachtete Meister Anton das werdende Bild, die klaren Conturen, die kräftigen, plastisch wirkenden Schatten, die der Cornet mit wenigen Strichen auflegte. Erst zeichnete er in den Umriß des das Ganze krönenden Auffasses in ein Kreisrund im Brustbild Gott-Vater — ein mitbes, ehrwürdiges Haupt, mit wallendem Barte, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die Weltkugel haltend, das Gewand, in edlen Faltenwurf gelegt, in Wolken sich vertierend. Zu die Kröhle des kräftig hervortretenden Gesimes, das er zwischen dem Auffass und dem Hauptstück anordnete, zeichnete er die Taube, das Symbol des heiligen Geistes, in geistvoller Weise den Auffass mit dem Bild Gott-Vaters und das Hauptstück des Bildwerkes, auf das er den Gekreuzigten sich dachte, miteinander vermittelnd. Und nun zeichnete er den herrlichen Leib des Erlösers am Kreuz, das edle, unaussprechlich milde und doch von einem Zug schweren Leidens überhandte Antlitz sanft geniegt, den Körper mit einer verkärten Lebenswahrheit, die den echten Künstler zeigte. Man sah es jeder Linie an, daß das Auge des Zeichners in seiner Heimat die herrlichen Meisterwerke eines Michelangelo, eines Benevento Cellini geschaut hatte, und doch war wieder die strenge, gewaltige Formengebung Michelangelos gemildert. Unverkennbar war darauf der Einfluß der Gemälde Guido Renis, den Sebastian Sproti in Bologna während der Zeit seines freilich bald aufgegebenen Studiums an der altherwürdigen Hochschule auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens kennen gelernt hatte.

Als der Cornet das Bild des Gekreuzigten unter der wachsenden Bewunderung Meister Anton's vollendet hatte, skizzierte er ganz flüchtig vier kleine Engelstündergestalten, welche das Blut aus den Wunden des Erlösers in Bechern auffangen, und jedem dieser kleinen Engel wußte er mit wenigen Strichen einen besonderen Gefühlsausdruck zu verleihen: gläubig schaut der eine auf, trauernd wendet der andere sein Antlitz ab, während wieder ein anderer den Beschauer ansieht, als wollte er ihn belehren; sorgsam schaut der vierte auf seinen Becher, daß ja kein Tropfen des heiligen teuren Blutes verloren gehe.

Aber noch war die Arbeit des Offiziers nicht vollendet. Zur Rechten und Linken des Erlösers zeichnete er zwei am Fuß des Kreuzes knieende Gestalten, gläubig aufblickend zum Heiland der Welt; zur Rechten sich selbst mit betend gefalteten Händen, mit dem Kürass angethan, den Stahlhelm mit seinem Federschmuck am Fuß des Kreuzes; zur Linken eine weibliche Gestalt mit aufgelösten Haaren, von langem Gewand und weitem Mantel umwallt, dies alles in edelstem Faltenwurf, mit einer Hand das Kreuz fassend, die andere aufs Herz gelegt; und wenn das Kardengefäß am Fuß des Kreuzes auf die Maria von Bethanien deutet, so erwecken die Gesichtszüge eine Erinnerung an

Kenate. Hat ihm wohl das aufgelöste Haar, das in der Kapelle die Knieende umhüllte, den Gedanken an die Maria nahegelegt, die mit dem Haare des Herrn Füße trocknet? Zwischen dem Stahlhelm zur Rechten und der Kardenschale zur Linken des Kreuzes zeichnete er auf den Fuß des Kreuzesstammes sein Wappen.

„So möcht ichs haben — in halberhabener Arbeit aus edelstem Marmor gemeißelt,“ sagte Sproti und legte den Rötel weg.

„Ihr seid ein Künstler, Herr, wie nur einer, ein Künstler von Gottes Gnaden, daß ihr solch edle Gestalten zu zeichnen vermöget. Wißt ihr mit dem Schwert so gut umzugehen, wie mit dem Stift, so hat der Kaiser einen Helden in seinem Dienst.“

„Wollt ihr das Bildwerk machen, Meister?“ unterbrach ihn der Offizier.

„Ob ichs will mit tausend Freuden und so gut als meine Kunst es vermag. Leben sollen die Gestalten in edelstem Gestein, wie sie leben von eurem Geist beseehlt!“

„Aber bald, Meister Antonius, bald müßt ihrs machen; und wenn es fertig ist, dann sendet ihrs wohlverwahrt fort. Hier stehts, wohin.“ Er hatte, während er redete, auf ein Blättchen alles genau verzeichnet.

Nachdem sie über die Größe des Bildwerkes und über den Lohn für die Ausführung in Marmor sich verständigt und Sebastian Sproti die bedungene Summe alsbald in Goldgulden erlegt hatte, verließ der Offizier die Werkstatt des Künstlers.

\* \* \*

Als der Wald bei Sankt Wendel im bunten Schmuck des Herbstes prangte und die Ahornbäume am Chor des Kirchleins nach einer Nacht, die den ersten Reif gebracht hatte, mit einemal ihre Blätter verloren hatten, wurde auf dem Altar der Kapelle das herrliche Bildwerk aufgerichtet, das eben mit Kaufmannsgütern von Würzburg wohlverwahrt angekommen war — bis auf die Stunde ein köstlicher Schmuck der uralten Steintafel.

Wie die Werkleute fertig waren, kam der Freiherr mit seiner Tochter, begleitet von dem Pfarrer Ulrich Neuß, das Altarbild an der Stätte, für welche es gestiftet war, zu beschauen. Am Fuß des Bildwerks war die Inschrift eingemeißelt:

„Der wol edel gestrenge Sebastian Sproti, der Zeit under Herrn Obrist Schönbergischem Regiment bei Herrn Obrist Lieutnampts Compagnio Cornet hat dis Werk auf sein costen hieher fertigen lassen anno 1630.“

Der Pfarrherr begann das Bildwerk zu erklären. Kenate bedurfte solcher Erläuterung nicht. Die Erinnerung an jene Stunde hier in Sankt Wendels Kapelle sagte ihr alles.

„Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller“ — sagte sie bei sich und dachte der Hoffnung, derer sie sich gemeinsam getrösteten. Der Freiherr fühlte, als er den feucht verklärten Blick sah, mit dem Kenate zu dem Altarbild aufschaute, daß der kaiserliche Offizier ihrem Herzen teuer geworden sei. Die Zeit werde die Wunde heilen, dachte er bei sich.

Auf dem Wiesengrund bei der Kapelle blühte noch ein einsames Bergglockenmännchen. Kenate pflückte es und gedachte der Stunde, da sie dem Geliebten einen Strauß der Blaublümlein gegeben.

## VI.

### Bei Lüßen.

Die Schweden rückten in Eilmärschen von Süddeutschland wieder gen Norden. In raschem Siegeslauf war Gustav Adolf nach München vorgezogen und hatte seine Waffen bis zum Bodensee getragen. Da erhielt er die Nachricht, daß in Sachsen Wallenstein, der seit dem Frühling des Jahres 1632 zum zweitenmal als kaiserlicher Obergeneral berufen worden war, mit dem Feldmarschall Pappenheim sich vereinigt

habe und mit gewaltiger Heeresmacht den Norden bedrohe. Unge säumt brach Gustav Adolf auf, um dem brandenburgischen und sächsischen Bundesgenossen zu Hülfe zu eilen.

In einem der deutschen Reiterregimenter des schwedischen Heeres ritt auch der ehemalige kaiserliche Dragoner Georg Strecker.

Glücklich hatte er — es war jetzt eben zwei Jahre her — mit seinem Cornet das Pappenheim'sche Reiterkorps erreicht und war seinem alten Dragonerregiment eingereiht worden. Als Unteroffizier hatte er an den mancherlei mit wechselndem Kriegsglück ausgeführten Unternehmungen des kühnen Reitergenerals teilgenommen. „Überall und nirgends!“ — so hieß es von Pappenheim und seinen Reitern. Bei Breitenfeld stand Pappenheim als Unterbefehlshaber unter dem Generalissimus Tilly zum erstenmal dem großen Schwedenkönig selbst gegenüber. Durch einen seiner gewohnten stürmischen Reiterangriffe hatte an jenem 17. September 1631 Pappenheim eine schnelle Entscheidung herbeizuführen gesucht. Doch der Angriff mißlang; in seinem Feuerreißer hatte sich Pappenheim, seinen Regimentern voranstürmend, zu weit fortreißen lassen. Der König, welcher selbst das Kommando auf dem Flügel führte, den Pappenheim mit seinen stolzen Regimentern so stürmisch anrannte, ließ kaltblütig den Angriff an sich herankommen und brachte die stolzen Reitercharren in ein mörderisches Kreuzfeuer, das Pappenheim's Regimente gänzlich aufzureiben drohte. Mit schwerem Verlust mußten sich die Pappenheimer zurückziehen; zu Hunderten bedeckten sie das Schlachtfeld, zu Hunderten fielen sie den Schweden als Gefangene in die Hände. Eine schwedische Musketenkugel hatte auch Georg's Pferd getroffen. Er kam zu Fall und im Sterben deckte ihn seine brave Life gegen das feindliche Feuer. Beim Rückzug der Pappenheim'schen Reiter wurde Georg in nächster Nähe des Königs Gustav Adolf gefangen genommen.

Unvergeßlich war es ihm, als mitten im Schlachtgewühl das Adlerauge des nordischen Königs ihn traf; — er begriff, daß seine Soldaten ihn vergötterten.

Den Tausenden von Gefangenen, die bei Breitenfeld den Schweden in die Hände fielen, stellte man es am Tag nach der Schlacht frei, in die Reihen des schwedischen Heeres einzutreten. So wars gewöhnlich der Brauch in damaliger Kriegszeit, wenn nicht gegenseitiger Verlust an Gefangenen die Möglichkeit zum Austausch bot. Die Truppen waren ja nur angeworbene Söldner, aus allerlei Volk zusammengewürfelt; ihnen war es gleich, wessen Fahnen sie folgten. Um so unbedenklicher nahm Georg das Anerbieten an, als seine fünfjährige Dienstzeit, für welche er angeworben war, zu Ende ging; es war ihm auch manchmal schmerzlich gewesen, daß er gegen die Sache seiner Glaubensgenossen zu kämpfen gezwungen war. Nur eins war ihm unlieb, die Trennung von dem Lieutenant Sebastian Sprotti, den er von Zeit zu Zeit gesehen, wenn die Pappenheim'schen Regimente beieinander waren; und immer, wenn er ihn nur von weitem sah, war es eine Erinnerung an die Zeit, da er wieder ein Eigentum, eine Heimat auf der Welt gefunden hatte. Sie stand ja freilich auch ohne dies oft und viel vor seinem Geiste.

So ritt denn Georg als schwedischer Reiter unter den Fahnen Gustav Adolfs, und wie nur einer im schwedischen Heer, stand auch er unter dem Bann dieser machtvollen Persönlichkeit.

Die Bäume waren alle entlaubt und eifige Stürme brausten über das Blachfeld, als Gustav Adolf in Sachsen anlangte. In der Nähe von Leipzig traf er auf Wallensteins Heer.

Es war am 16. November 1632. Ein undurchdringlicher Nebel lag über der Ebene bei Lützen, auf welcher Gustav Adolf sein Heer in zwei Treffen hintereinander aufgestellt hatte. Noch war der Tag nicht angebrochen, als die Trompeter zum Beginn der Morgenandacht Luthers glaubensstarkes Kampfsied bliesen:

Ein feste Burg ist unser Gott,  
Ein' gute Wehr und Waffen.

Erhebend klang die kraftvolle Weise durch die Morgendämmerung. Gustav Adolf stimmte das Lied an, das er einst selbst aufgesetzt und das sein Feldprediger und Weichvater Dr. Jakob Fabricius in Verse gebracht hatte:

Verzage nicht, o Häuslein klein,  
Obschon die Feinde Willens sein  
Dich gänzlich zu verführen,  
Und suchen deinen Untergang,  
Davor dir recht wird angst und bang,  
Es wird nicht lange währen.  
Dich tröste nur, daß deine Sach'  
Ist Gottes, dem befehl die Rach',  
Laß ihn in allem walten! — — —

Was das Schlußwort des Liedes so zuversichtlich ausspricht:

Gott ist mit uns und wir mit Gott,  
Wir werden Sieg erlangen!

das sollte auch seiner Soldaten Herz mit Mut und Zuversicht erfüllen. „Gott mit uns!“ Das war darum das Feldgeschrei dieses Tages, dasselbe Lösungswort, mit dem einst der Sieg bei Breitenfeld errungen ward.

Vor der Front des Heeres hielt der Feldprediger Fabricius eine feierlich ernste Morgenandacht. In der Stille des Feltes hatte Gustav Adolf zuvor in langen Gebete knieend die Hülfe Gottes sich erfleht und seine Sache und sein Leben in Gottes Hand befohlen.

Den Angriff, den der König vor Tagesanbruch noch beginnen wollte, mußte er verzögern. Immer noch lag dichter Nebel über dem Felde und hüllte den Gegner in einen undurchdringlichen Schleier. So ritt denn inbessen Gustav Adolf die Reihen seiner Regimenter ab, um an jedes ermutigende Worte zu richten, die schwedischen Truppen in der heimischen Mundart anredend, die deutschen Regimenter in der von ihm völlig beherrschten deutschen Sprache. Hier als Antwort auf seine Ausrufe, dort als Gruß dem nahenden König erscholl unter Wassengeflirr der Ruf: Vivat Gustavus Adolphus!

Todesmutig wie ihr König und Feldherr harrten die Regimenter des Befehls zum Angriff. Endlich brach die Sonne durch den dichten Nebel; es war schon Vormittag geworden. Die feindlichen Stellungen kamen in Sicht. Noch eine letzte Weisung an die Feldherrn, die unter ihm befehligten, und der König sprengte mit seinen Generalen vor die Front der Schlachtordnung. Da blickte er auf gen Himmel mit gefalteten Händen und rief:

„Nun wollen wir in Gottes Namen dran. Jesu, Jesu, Jesu! laß uns heut zu Ehren deines Namens streiten!“

Und er zog das Schwert aus der Scheide und schwang es über seinem Haupte. „Vorwärts!“ rief er, und die Schlachttrompeten schmetterten den Befehl zum Angriff über das Feld.

In raschem Ansturm nahmen die schwedischen Regimenter die Landstraße, welche quer durch das Schlachtfeld lief, und setzten über die Gräben, welche die Kaiserlichen zu beiden Seiten derselben ausgehoben und mit Musketieren besetzt hatten; als der ersten einer war Gustav Adolf drüben. Als des Friedländers Reserve auf einem Flügel der Schlachtordnung die siegreich vorgedrungenen, aber ermatteten Schweden über die Landstraße zurückwarf, sprengte Gustav Adolf heran und stellte sich an die Spitze des smaländischen Regiments, das schon seinen Obersten verloren hatte und nun unter seines todesmutigen Königs Führung unaufhaltsam der hart umstrittenen Landstraße entgegenstürmte. Der erste, der darüber stürzte, war der König; in weitem Sprung hatte sein edles Roß den Graben genommen und ihn mitten unter feindliche Kürassiere getragen. Im dichten Nebel, der sich wieder über das Feld gelagert hatte, ward der König von den Seinen getrennt; nur wenige Reiter seiner nächsten Umgebung, etliche Herren und

Knechte, standen ihm zur Seite. Ein Pistolenschuß zerschmetterte des Königs linken Arm, ein zweiter traf ihn in den Rücken. Er stürzte vom Pferd, das, wild geworden durch einen Schuß durch den Hals, ihn eine Strecke schleifte.

Zum Tod verwundet lag der König am Boden. Ein einziger Edelknabe war ihm geblieben. Die anderen Begleiter waren tot oder versprengt. Feindlichen Kürassieren, die fragten, wer der Verwundete wäre, gab der Edelknabe keine Antwort. Gustav Adolf nannte seinen Namen. Ein Schuß durch den Kopf war die Antwort. So endete der große König.

Wald drang die schreckliche Kunde von dem Fall des Königs durch die Reihen der Schweden. Da und dort wurde kein Pferd gesehen, wie es ohne Reiter blutüberströmt über das Schlachtfeld raste. Von Rache entflammt, stürzten Reiter und Fußvolk über Landstraße und Graben und unter dem gewaltigen Anprall war das kaiserliche Kriegsvolk über den Haufen geworfen. In wirrer Flucht jagten Reiterscharen, Fußknechte, Troßhaufen Leipzig zu.

Aber nochmals sollten die Schweden den teuer erkauften Sieg blutig verteidigen müssen. In fliegender Eile war Pappenheim mit seinen Reiterregimentern auf dem Schlachtfeld erschienen. Am Abend vor der Schlacht hatte er in Raumburg durch einen Eilboten Wallensteins den Befehl empfangen, „alles stehen und liegen zu lassen und herbeizuziehen mit allem Volk und Stücken,“ um morgens in der Früh bei dem Hauptheer einzutreffen. In stürmischem Angriff ritt er das müde schwedische Kriegsvolk an, er selbst in fühner Kampfeslust allen voran, aber der ersten einer, die todwund aus dem Gewühl getragen wurden.

Noch einmal ein furchtbares Ringen auf Leben und Tod. Ein letzter Angriff der Schweden, als noch einmal vor ihrem Untergang die Sonne hervorbrach und auf kurze Zeit den Nebel zerstreute, und der Sieg war zum zweitenmal erstritten.

Die Abenddämmerung begann sich über das blutgetränkte Schlachtfeld von Lüßen zu senken, das der Rest der Wallensteinschen Regimenter geräumt hatte. Den König hatten die Seinigen gefunden, bis aufs Hemd geplündert, von Wunden entstellt, mit dem Angesicht gegen die Erde gelehrt — neben ihm den todwunden treuen Edelknaben.

Blutroter Schein, von den Flammen der brennenden Stadt über das Gefilde geworfen, beleuchtete das Schlachtfeld, auf welchem die Schweden unter den Tausenden von Toten und Verwundeten, die den Kampfplatz bedeckten, nach manchem Helden suchten, den sie vermißten.

Auch Georg Strecker hatte mit seiner Rotte, soviel davon noch übriggeblieben waren, den Befehl erhalten, das Schlachtfeld nach verwundeten Offizieren abzusuchen, daß wenigstens diese der ersten Hülfeleistung teilhaftig würden. Die armen Musketiere und Reiter, die aus den Reihen der Freunde und Feinde verwundet auf dem Felde lagen, mußten sich gedulden, bis der andere Morgen auch ihnen Hülfe bringen konnte.

Die Soldaten kamen an den Platz, auf welchem der letzte Kampf ausgekämpft worden war, das verzweifelte Ringen mit der frischen Pappenheimschen Heeresmacht. An dieser Stelle hatte der Tod die grauigste Ernte gehalten. Da lag, wie ein Mitleidkämpfer der Schlacht berichtet, fast ein ganzes Regiment „in schöner Ordnung tot bei seinen Waffen.“ Verwundete waren wenige zu finden, so erbittert war hier gekämpft worden. Auf Tragbahnen, die sie von aufgesehenen Piken und Musketen sich zurecht machten, trugen die Soldaten etliche schwerverwundete Offiziere weg.

Schon wollte Georg mit seiner Abteilung diese grauige Stätte verlassen. Da bemerkte einer der Dragoner aus Georgs Rotte einen feindlichen Offizier an einem Ackerain liegen, sah, wie er mühsam einen Arm zu heben suchte, als wollte er nach der durchschossenen Brust fassen, aus der das Blut Tropfen um Tropfen rann. Der Soldat machte den Rittmeister darauf aufmerksam. Ein roter Feuerschein, der eben aufs neue von der brennenden Stadt her aufleuchtete, fiel auf das tobbliche Antlitz des kaiserlichen Offiziers.

„Herr Gott im Himmel! Ihr seid's, Herr Lieutenant!“ rief entsetzt Georg aus. „Halt, Leute! daher, helft!“

„Daß! — ich bedarf keiner Hülfe mehr,“ sagte Sebastian Sproti mit schwacher Stimme. Mühsam rang sich jedes Wort aus der wunden Brust. „Du, Georg? — im Heer des Schweden —“ und er sah seinen ehemaligen Kriegsgefährten verwundert an, mit einem Blick, der Georg durch die Seele ging.

„Herr Lieutenant, Ihr dürft mich nicht verachten —“

„Weiß schon, wie's geht,“ unterbrach Sproti den Rottmeister, der fürchtete, daß sein guter Herr es ihm verdenken möchte, daß er in den Reihen der Schweden gekämpft. „Heut hat Freund und Feind tapfer gestritten, — alle wie Helden!“ Ein dumpfes, schmerzvolles Aufstöhnen unterbrach seine Worte und wieder zuckte die Hand nach der wunden Brust, aus der das Leben tropfenweise entran.

„Nicht mich auf, Georg! — so“ — und er legte sein todmüdes Haupt an die Brust des ehemaligen Dieners, der ihn mit starkem Arm umfaßt hielt.

Sproti schloß die Augen, — auf kurze Sekunden, inbessen Georg des Lieutenants Feldbinde nahm, um mit ihr die Wunde zuzuhalten, als könnte er damit das entfliehende Leben aufhalten.

Es war, als hätte Sproti neue Kraft gesammelt, da er so mit geschlossenen Augen an Georgs Brust ruhte. Er schlug sie wieder auf und sah diesen an.

„Gieb mir die Hand, Georg, — und verpflanz mir auszuführen, was ich dir auftrage, — wenn dir das Leben erhalten bleibt.“

„Was ihr wollt, Herr, ich gelob's euch!“

„Löse das Bams auf!“

Georg that es, und Sproti versuchte mit der Hand in den Waffenrock zu greifen. Mit Mühe gelang es ihm, und er zog ein doppeltes Pergamentblatt heraus. Es war von Blut getränkt, fast in der Mitte durchschossen von der Kugel, die ihn selbst tödlich verwundet. Es war jenes Pergamentblatt, auf das er einst in jener Abschiedsstunde auf Sanft Wendel zum Stein die Kapelle gezeichnet, die andere Seite trug die Skizze des Altarbildes, das er entworfen und in Marmor für den Altar in Sanft Wendels Kapelle hatte anfertigen lassen. Zwischen den blutigen, vom Schuß angebrannten Blättern lagen gepresste Blumen, aus denen die Kugel ebenfalls Stücke herausgeschlagen und ihm in die Brust getrieben hatte, — es waren die blauen Blümlein, die Renate an der Kapelle gepflückt und ihm gegeben hatte, daß er in ihrem Anschauen ihrer gedenke.

„Nimm das“ — begann er wieder — „bewahr es gut und bring's dem gnädigen Fräulein, gieß's meiner süßen Braut.“ Wieder mußte er innehalten und krampfhaft hielt die Hand die Blätter umfaßt, welche die Blumen bargen. „Sag ihr, ich habe ihrer nicht vergessen, im Lager nicht und nicht in blutiger Schlacht, — im Leben nicht und nicht im Sterben. — — — Laß mich's nochmals sehen, den trauten Ort.“ — Seine Augen suchten mühsam in dem vom Feuerschein matt erleuchteten Dunkel das Bild der Wendels-Kapelle. — „Du liebe Mutter!“ — hauchte er, „mein Herr und Heiland!“ fügte er fromm hinzu, als er das blutbefleckte Bild am Kreuzestamm sah. Und die welken Blumen führte er an die bleichen Lippen, sie zu küssen.

„Nimm's zu dir, Georg, bewahr es treulich als mein Heiligthum und bring's Renaten mit meinem letzten Gruß!“

Wieder schloß er die Augen. Mühsam hob sich die Brust in kurzen raschen Stößen. Stumm standen Georgs Begleiter bei Seite.

„Ich werd's ihr bringen, wenn mir Gott das Leben erhält, bei meiner Seele Seligkeit!“ sprach Georg und Thränen traten dem Kriegsmann in die Augen.

„Hab Dank, Georg — ich will dir's lohnen. Ich kann's noch. — Nimm zu dir, was ich in den Taschen trage. Es gehört dir, mein Sold von langer Zeit.“ Der Lieutenant mühte sich selbst noch ab, aus der Tasche den goldgefüllten Beutel zu ziehen, obwohl ihn jede Bewegung schmerzte, und reichte ihn seinem ehemaligen Diener.

„Sorgt nicht um mich Herr! — Ich würds auch ohne Gotteslohn ganz treulich ausrichten, so mirs Gott gelingen läßt.“

„Er würds dir gelingen lassen. — — Georg, noch eins. Such mein treues Tier, meinen Castor, dort am Aderrain muß er liegen, nicht weit von mir. — In der Sattelstasche ist ein Büchlein, — brings mit den Blättern dem Fräulein. — Hab oft darin gelesen, sag's ihr, und den gefunden, in dem unsere Hoffnung ist. — Er und Er allein sei mein Trost — jezt im Sterben, — Er allein.“

Ein Blutstrom drang aus der Wunde. Das Sprechen war eine zu große Anstrengung für ihn gewesen.

„Renate!“ kaum hörbar kam der Name über seine Lippen, an denen ein Blutstropfen hing. „Am Himmel!“ — hauchte er noch, indem seine Hände sich falteten. Der junge Held hatte vollendet.

Lange noch, nachdem der Offizier ausgesitten, hielt ihn Georg in seinen Armen, der Zeiten gedenkend, da ihn selbst der Zufall des Kriegs mit ihm zusammengeführt, um an der gleichen Stätte das Glück der Liebe zu finden. Er gedachte der Lieben im fernern Jagstthal, gedachte des edlen Fräuleins, das den Schlag nicht ahnte, der ihr Herz getroffen, und inbrünstig bat er Gott, es ihm gelingen zu lassen, das Vermächtnis des edlen Toten auszuführen.

## VII.

### Wange Stunden.

Weiter tobte der Krieg. Feuer und Schwert that seine gräßliche Arbeit, gräßlicher als zuvor. Je länger die Furie des Kriegs durch die deutschen Lande stürmte, desto mehr entflammte sie in den Herzen des Kriegsvolkes wilde Leidenschaften. So waren die Kriegsvölker, ob feindlich oder freundlich, eine furchtbare Geißel für die Gegend, durch welche ihr Weg sie führte. Oberste und Kriegsknechte lebten von Raub und Erpressung, da die Fürsten keinen Sold mehr bezahlen konnten. Nicht das Eigentum des Bürgers oder die Habe des Bauers, nicht die Ehre der Frauen und Mädchen war sicher vor der Gewaltthat der Soldaten. Und immer noch tobte der Krieg und Feuer und Schwert forderten ihre Opfer.

Entsezen erfüllte aller Gemüther, als an einem Septembertag des Jahres 1634 flüchtige Bauern von der Hohenloher Ebene herab ins Jagstthal kamen und die Schreckenskunde brachten, daß kaiserliche Kriegsvölker von der bairischen Grenze her das Land überschwemmten. Die schlimmsten Horden des kaiserlichen Heeres waren es, die in die Dörfer brachen, mit Mord und Brand sie zu verheeren. Von verstreuten Soldaten hatte man die Kunde, daß Bernhard von Weimar in den ersten Septembertagen bei Rörblingen nach heißem Kampf vom bösen König Ferdinand aufs Haupt geschlagen worden.

Von dem alten bicken Turme der Kirche in Hohebach heulten die Sturmgloden, die Bürgerschaft zusammenzurufen. Die ersten, welche sich auf diesen Schreckensruf an der Kirche sammelten, hörten von den Flüchtigen graufige Dinge, die da geschehen sein sollten und freilich nur zu oft geschehen waren, und die Neuherzukommenden hörten es von den entsezten Mitbürgern: wie die Kroaten den unglücklichen Bauern die Daumen statt der Feuersteine in die Pistolen schraubten, bis sie gestanden, wo sie ihre Silbergulden aufbewahrt hatten; wie sie ihre Opfer in den Backöfen schoben und Feuer darin anzündeten, durch das die Mißhandelten kriechen mußten; welche Schmach die Weiber zu erdulden hatten. Da wußte einer zu berichten von schrecklicher Mißhandlung eines evangelischen Geistlichen, dort erzählte einer, daß Brüben in Morsbach der alte Herr Ludwig Casimir von Stetten von einem „Krawatten“ erschossen worden sei. Die unheimlichsten Gerüchte, die den wilden Herhaufen voranlogen, fanden ihre traurige Bestätigung durch den roten Feuerstein, den droben auf der Hoheebene die Flüchtigen

in der Ferne gesehen. Da war schon manch stattlicher Hof, manch schönes Dorf in Flammen aufgegangen, seit das kaiserliche Heer von Nördlingen her über das Land sich ergossen.

Immer noch tönten in all den Anstuh'r hinein, den diese Nachrichten erweckten, die Sturmglocken, um auch die Entsetzten von den Feldern ins Dorf zurückzurufen.

Da trat aus dem Pfarrhause der Pfarrer Johann Georg Untermann. Sein abgeschossener, kaum noch schwarzer Amtsrock zeigte so recht die Not der Zeiten. Er trat zu der Menge von Männern, Weibern und Kindern, welche um die große alte Dorfsinde vor der Kirche versammelt waren. Kaum konnte sich der Geistliche Gehör verschaffen bei dem lärmenden Hausen, den jammernden Weibern und weinenden Kindern.

„Still, Weibsteul! laßt jezt euer Geseinn! da kann ja keiner den Herrn Pfarrer hören. Der weiß vielleicht Rat.“ So suchten etliche besonnene Männer die Verzweifelten zu beruhigen.

„Jammern hilft nichts, ihr lieben Leute,“ so begann der Pfarrer zu der allmählich sich beruhigenden Menge zu sprechen. „Jammern hilft nichts. Auf Gott vertraut, der rettet uns vielleicht aus dem drohenden Unheil. Flüchtet euch in den Kappelwald, dort findet euch kein Feind. Nehmt euer Vieh mit euch, rafft von eurer Habe zusammen, so viel ihr tragen könnt und wartet unter Gottes Schutz, bis das Wetter vorbeigezogen. 's ist zwar kaum mehr Jahreszeit, um mit Weibern und Kindern unter freiem Himmel zu kampieren, aber besser in Gottes Hand fallen unter freiem Himmel, als in die Hände der Kroaten unter der Hausthüre. Und jezt machet eilig, daß uns das Wetter nicht über den Hals kommt. Mag wohl sein, daß die reiche Beute, die sie droben finden in den stattlichen Dörfern der Ebene, uns kleinen Aufschub gewährt.“

Ehe der Pfarrer geendigt, waren schon etliche der Leute davongerannt, um das Nötigste zusammenzuraffen, andere sprachen ihre Zustimmung aus zu diesem Rathschlag, um dann auch ihren Häusern zuzueilten. Auf der Waldwiese über den Felsen der Wendelkapelle wollten sie sich sammeln.

Langsam schritt der Geistliche seinem Pfarrhause zu. Sein erstes war, daß er die Kirchenbücher in den Keller trug und in einer Höhlung unter einem aufgehobenen Steine barg. Eigene Reichthümer hatte er keine zu bergen. Dann nahm er die heiligen Gefäße an sich, in dessen die Pfarrerin mit ihrem Töchterlein den Schränken warme Kleidung und der Kammer Lebensmittel für etliche Tage entnahm.

Als sie aus dem Hause traten, war schon der Weg dem Kapellenwald zu mit Flüchtigen bedeckt. Es war kaum eine kleine Viertelstunde dorthin. Noch einen Blick warf der Pfarrer dem altherwürdigen Kirchlein zu, in Gottes Schutz das Gotteshaus befehlend; dann gesellte er sich, die heiligen Gefäße und die Bibel tragend, zu der Schar der Flüchtlinge.

Kaum war der Pfarrherr einige Schritte unter seinen Gemeindegliedern gegangen, als ein etwa zehnjähriger Knabe, der ihn unter dem Hausen gesucht und endlich gefunden hatte, ihn anrief.

„Herr Parr! Ihr sollt zu meinem Frale (Großmutter) kommen. Sie möcht's Nachtmahl.“

Er blieb zurück. Nur noch ein kurzes Abschiedswort richtete er an die Seinen. Während die andern ihr Leben in Sicherheit brachten, hieß ihn sein Amt noch bleiben.

„Komm, Jakoble,“ sagte gelassen der Pfarrer, „ich geh' sogleich mit dir.“

Und sie drängten sich an den Scharen der Flüchtlinge vorbei, die trotz ihres Jammers mit einem Gefühl der Bewunderung ihrem Seelenhirten nachschauten, der seines Amtes zu walten in das Dorf zurückging, während sie sich retten durften vor dem Feind.

Der Pfarrer waltete in dem Kämmerlein der Alten seines heiligen Amtes und spendete der verlangenden Seele den Leib des Herrn. Sie wollte nicht das Haus verlassen, obwohl die Nachbarn der Kranken Alten behüßlich sein wollten, auch sie in dem schützenden Wald zu bergen. Sie vertraue der göttlichen Zusage, sagte sie, die bis zu



dieser Stunde sich an ihr erfüllt habe: „Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet, Ich will es thun, Ich will heben und tragen und erreiten.“ Und bei ihr wollte der kleine Jakob ausharren. Um keinen Preis hätte er die treue Großmutter verlassen, welche den Verwaisten auferzog und ihre Armut mit ihm geteilt hatte.

Er habe keine Angst, sagte er, sie sollen nur kommen, seinem „Fraue“ solle keiner etwas anhaben. Und er ballte die Fäuste, als ob er sich schon eines Angriffs erwehren müßte.

Nachdem der Pfarrer seinen Dienst gethan und die Alte samt ihrem jungen Beschützer der Obhut des allmächtigen Gottes betend empfohlen hatte, schritt er durch die stiller gewordenen Gassen des Dorfes. Ueberall waren die Spuren davon sichtbar, in welcher Verwirrung die Flucht unternommen worden war. Da und dort war einer und der andere, der die Besonnenheit nicht verloren hatte, noch beschäftigt, von seiner Habe zu bergen, was er noch bergen mochte, oder zum Mitnehmen zusammenzurichten, was man draußen wohl noch brauchen konnte.

Als der Letzte einer kam endlich auch der Pfarrer an die verabredete Stelle.

Heut bot die Wiese ein anderes Bild dar, als im Maien, da Jung und Alt zum Maientest sich zusammensand. Da stand wohl, wenn der blaue Maienthimmel über Berg und Thal sich wölbte, mitten auf dem ebenen Wiesenplan, an dessen mit niederem Gebüsch und silberglänzenden Birkenstämmen besetzten Rändern die Felsen der Wendelskapelle steilab in die Tiefe sich senkten, ein hoher, bunt aufgeputzter Kletterbaum, an dem die Jugend fröhlich ihre Kraft und Gewandtheit erprobte. Da maßen sich die Knaben im Laufe, die Mägdlein sangen die Reigen, die ein Kindergeschlecht das andere lehrt. Dazwischen ließen die Spielleute ihre lustigen Weisen ertönen und die ledige Jugend ließ es sich nicht ansechten, daß es oft greuliche Töne waren, wenn sie nur den Takt gaben zu munterem Tanze. Heut sah's anders aus auf der Waldwiese über Sankt Wendel zum Stein. Der trübe Herbsthimmel, so ganz anders als ein frischer, grüner, sonniger Maientag, paßte ganz zu der Stimmung der Leute, die fröstelnd sich hier zusammendrängten oder mit abgebrochenen Aesten und Zweigen notdürftige Schutzhütten für die Nacht sich bereiteten.

In ängstlicher Spannung schauten die Leute immer wieder auf das verlassenene Dorf hinüber, das von dem Rand der Felsen aus eben noch überschaut werden konnte. Im Frieden lag's immer noch drunten im Thale. Eine einzige Rauchsäule stieg behaglich qualmend zum Abendhimmel empor aus dem Häuslein, in dem der tapfere kleine Jakob seiner Großmutter für ein warmes Stübchen sorgte, und mancher, der hier fröstelte und unbehaglich der kalten Nacht entgegensah, mochte wohl die Alte beneiden, welche die Flucht verschmähte und nun mit Gott und der Welt versöhnt hinter dem warmen Ofen der Dinge harrete, die da kommen sollten. Als es dunkelte, wagte noch mancher einen Gang ins Dorf, um dies und das noch zu bergen, dies und das noch zu holen, was in der Eile der Flucht vergessen war.

Auch die Nacht ging ruhig vorüber. Freilich kündete die Rote am Himmel, die mitten in der Nacht im Osten sich zeigte, daß droben auf der Ebene der Feind gar übel haufte. So ging's einem argen Tag entgegen, und manch inbrünstig Stoßgebet stieg hinauf zum nächtlichen Himmel, zu dem, der über den Wolken thront.

Am frühen Morgen schon sahen die Wächter die ersten Reiterseharen die steile Steige von der Ebene ins Thal herabkommen. Wie ergrimmt die Räuber, als sie das Nest leer fanden. Sie glaubten wohl, daß andere ihnen zuvorgekommen und das Dorf geplündert hätten; denn überall zeigten sich deutliche Spuren, daß die Kammern und Ställe geleert waren. Jörnig steckten sie ein Haus mitten im Ort in Brand. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Lager der Flüchtlinge im Kappelwald, als die Wächter die Schreckenskunde brachten. Schon sahen sie in ihren angstfüllten Gedanken das ganze Dorf in Schutt und Asche sinken. Doch merkwürdig, der Rauch

wurde durchsichtiger; die Flammen hatten genug daran, zwei Häuser zu verzehren. Aber war alle Gefahr vorüber? Denn neue Heerhaufen stiegen ins Thal hernieder.

Die feindlichen Scharen stürmten auf der Straße, welche dem gegenüberliegenden Höhenzug entlang thalabwärts führte, Dörzbach zu. Sie eilten wo anders Leute zu machen. Schloß und Flecken wurden denn auch gründlich geplündert. Bange Stunden verbrachte Renate mit ihrem Vater und ihren Hausgenossen in einem der unterirdischen Gewölbe, die in dem alten Schlosse, für Fremde unauffindbar, sicheren Schutz gewährten.

Auch Frau Grete, die Verwalterwitwe, wurde hier geborgen. Sie wollte sich kaum dazu bewegen lassen, denn Eva war nicht bei ihr. Die weiste beim alten Kappelmann auf Sankt Wendel, in seiner Krankheit ihn zu pflegen. Für seine Krankheit war kein Kraut gewachsen, das wußte der alte Leonhart wohl.

Als Eva ihn einmal wieder besucht hatte, lag der alte Schäfer auf seinem Lager. „Mit mir geht's zu Ende, Eva,“ so hatte er sie damals sogleich angerebet, als sie in seine Stube eingetreten war und ihn begrüßt hatte, „und ich freue mich darauf.“ — „Weiß wohl, wie es um mich steht“ — fiel er ihr sogleich ins Wort, als sie Einwendungen machen wollte und meinte, im Herbst, wenn der Winter herannahe, gehe es meist den alten Leuten weniger gut; aus Frühjahrs werde es sich schon wieder bessern. „Weiß wohl, wie es um mich steht. Meine Lebenskraft schwindet dahin. Für's Alter hilft keine Salbe und kein Kraut.“

„Freilich,“ fügte er hinzu, „ich hätte gern noch sagen wollen: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren. — Wann wird's denn auch wieder einmal Frieden für unser armes Land, Herr Gott, wann! — Aber sieh, Eva, ich kann auch sagen: meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Und sieh, ich meine, seit der Herr Cornet, der Herr Sprotti, das schöne Bild auf den Altar der Kapelle hat stellen lassen, sei mir der Heiland noch viel näher gekommen. Wie oft habe ichs angeschaut, wie er die Arme ausstreckt am Kreuzestamm, als wollte er uns alle mit seiner Gnade umfassen. Wenns so still um mich her gewesen ist im einsamen Kirchlein — man hörte nur die Tröpflein fallen, die von der Tuffsteinwand herabsickerten, — sieh, da hab ich seine gnadenvolle Gegenwart gespürt. Und nun steht er immer so vor mir, sieh, da, vor meinem Bett, Tag und Nacht, wie ich ihn dort trüben so oft geschaut habe; — und ich glaube, auch wenn in der Welt der schreckliche Krieg noch lange wüthet, der Herr läßt mich bald in Frieden fahren, denn meine Augen haben seinen Heiland gesehen.“

Tiefbewegt hatte Eva auf die frommen Worte Leonharts gelauscht. Es fiel ihr schwer, zu denken, daß sie diese treue Seele, ihren alten väterlichen Freund verlieren müßte, auch ihn verlieren, wie sie den wohl längst verloren hatte, den ihr die Mutter als Freund und Gefährten fürs Leben verlobte.

Als Leonhart den Namen des Cornets genannt, da tauchte die selige Zeit vor ihrer Seele auf, die sie einst mit Georg verbringen durfte, da ward der Schmerz in ihr neu, den sie in ihrem Herzen trug seit jenem Tage, da der Herr Sebastian Sprotti die erste und einzige Nachricht von sich in das Haus gesandt, darin er so sorgsame Pflege, so süße Liebe gefunden. Da schrieb er, daß er selbst aus manchem Treffen heil zurückgekommen sei, von Georg aber könne er leider keine Grüße senden, seit der für die Kaiserlichen unglücklichen Schlacht bei Breitenfeld sei er vermißt worden, es sei aber zu hoffen, daß er unter den vielen Gefangenen sich finde, die von den Schweden eben aus den Reihen des damals allzu kühnen Pappenheim'schen Reitercorps in besonders großer Anzahl gemacht worden seien.

So schwankte Evas Herz, seit sie diese Kunde vernommen, zwischen Furcht und Hoffnung. Bald sah sie den Geliebten blutend am Boden liegen, seinen Leib von den Hufen der Kasse zertreten, um dann sich wieder trösten zu lassen durch eine innere Stimme, die ihr sagte: er lebt und wird wiederkommen, der gute Georg ist dir nicht genommen und hat dich nicht vergessen; und nur zu gern gab sie dieser hoffnungsfrohen

Stimme Gehör, bis wieder bange Ahnungen ihr Herz bedrückten, daß sie ihn längst verloren — für immer!

Das alles bewegte wieder, wie schon oft in diesen Jahren ihr Herz, als Leonhart mit dem Namen des Cornets die Erinnerung an Georg in ihr wachgerufen und mit seinen Todesgedanken der Schmerz um den Geliebten, den sie tot glauben mußte, neu geworden war.

Lange saß sie schweigend an seinem Lager, das Gesicht in ihrem Arme bergend, den sie über die Lehne des Stuhls gelegt hatte. Er wußte wohl, welch traurige Gedanken durch ihr Herz gingen und störte sie nicht in ihrem Sinnen. Plötzlich stand sie auf. Sie hatte sich wieder gesammelt und hatte einen Entschluß gefaßt.

„Ich komme zu euch, Lenhart,“ sagte sie, „die Mutter ist im Schloß gut aufgehoben. Ihr seid so allein und krank. Ich will euch pflegen, so lang ihr der Pflege bedürftet.“

„Kind, du traust dir zu viel zu, — hier in dieser Einsamkeit, jetzt, wo's dem Winter zugeht.“ So wollte er es ihr ausreden.

„Ich komme, Lenhart,“ wiederholte Eva mit Bestimmtheit, „die Mutter, ich weiß es, läßt mich gern zu euch. Morgen früh bin ich wieder da und bleib bei euch.“

Und sie wünschte ihm eine gute Nacht, schüttelte ihm noch das Küssen zurecht und ging heim, um am andern Morgen, wie sie's versprochen, ihren Platz als seine Pflegerin einzunehmen.

Noch keine zwei Tage war sie beim Kappelmann, als sie eine seltsame Unruhe hoch über der Felswand der Wendelskapelle vernahm. Sie wußte sich nicht zu erklären. Es schien ihr, als ob viele Menschen dort oben beieinander wären. Bald erhielt sie die Aufklärung durch die Leute, welche den Felsenpfad herabgestiegen kamen, um an dem Flusse Wasser zu schöpfen.

Die bange Sorge, welche im Gedanken an die Mutter und die Freunde im Schlosse ihr Herz bewegte, entging dem Alten nicht. Sie hätte es gerne ihm verschwiegen, um seine Tage, die sich, wie sie wohl sah, zu Ende neigten, nicht zu verkümmern durch die Kunde von dem drohenden großen Unheil. So mußte sie's ihm berichten, daß droben auf der Kappelwiese Flüchtige kampierten, um vor dem nahenden grausamen Feinde sich zu retten.

Er hörte es schweigend an; innerlich aber bekümmerte ihn tief der Jammer der Zeit. Die Unruhe, die sich auch in der Nacht über der Kapelle bemerkbar machte, doppelt, wo sonst so tiefe Stille herrschte, ließ auch die Bewohner des Wefnerhauses nicht zur Ruhe kommen. Am Lager des Alten saß Eva und las ihm auf seinen Wunsch aus einer alten Hauspostille vor. Gegen Morgen erst fiel er in einen ruhigen, aber kurzen Schlummer. Als er daraus erwachte, sagte er zu Eva:

„Mein Stündlein naht. Im Traume hab ich schon den Herrn gesehen, der kommt, mich abzurufen.“

„Ach, wenn wir alle mit euch dürften, heraus aus dieser Welt voll Elend!“ erwiderte Eva, die des Alten kalte Rechte in ihren beiden Händen hielt, sie zu erwärmen.

„Du hast gesagt,“ hub der Sterbende wieder an, „der Pfarrer von Hohebach sei auf der Wiese droben. Geh hinauf, Kind, und hol ihn. Er möge einem müden Pilger die letzte Wegzehrung reichen.“

Eva warf ein Tuch um die Schultern und schritt hinaus in den dämmrigen Morgen. Rasch hatte sie den steilen Felsenpfad erstiegen, an dessen Ende sie die Wächter traf, die von dort Auslug hielten. Sie fragte sie, wo ihr Herr Pfarrer zu finden sei.

Im Lager der Flüchtigen war schon alles wach, wer überhaupt die Nacht über ein Auge hatte zuthun können. Angst und Kälte hatten von den meisten den Schlaf verschreckt. Der Pfarrer verwunderte sich, das Mädchen hier zu treffen in dieser frühen Morgenstunde und stieg alsbald mit ihr zur Kapelle hinab. Sein Wefner trug die heiligen Gefäße. Es war die Zeit, wo der Kappelmann sonst die Morgenglocke geläutet.

Dankbar empfing der Alte den Geistlichen. Als die heilige stille Feier zu Ende war, sprach Leonhart noch einen letzten Wunsch aus — fast schon versagte die Zunge ihm den Dienst.

Es sei Betglodenzeit, sagte er, man möge das Glöcklein auf Sanft Wendels Kapelle läuten.

Der Mesner von Hohebach ging, den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Eva kniete an seinem Bette. Der Geistliche sprach den Segen über ihn. Drüben auf Sanft Wendel begann das Glöcklein zu läuten. Ein letztes Ausleuchten der brechenden Augen und sanft entschlummerte der müde Pilger.

Am Abend des folgenden Tages, ehe die Flüchtlinge in ihr glücklich gerettetes Dorf zurückkehrten, brachte man seine sterbliche Hülle zu Grabe, das sie ihm neben der Wendelskapelle unter dem weißen Fliederbusch, den er gepflanzt, bereiteten.

## VIII.

### Heimkehr.

„Frau Meisterin, habt ihr auch schon die Schwalben gesehen? Hab lang schon darauf gewartet, ob nicht endlich so ein Schwalbenpaar das alte Nest dort auffuche. — Seht, wie sie lustig das Nest umfliegen.“

Der Kriegsmann, der dort auf der Bank vor dem Hause saß, um in der warmen Frühlingssonne sein krankes Bein zu sonnen, wies die Hausfrau, die eben mit ihrem blank gepußten kupfernen Wassereimer aus der Hausthüre trat, auf die zwitschernden langgeschwänzten Vöglein, welche ihr von einem vorpringenden Balken beschütztes Nest umkreisten und ab und zu einen Strohalm oder ein Federchen brachten, um für die künftige junge Brut ein weiches warmes Bett zu rüsten. Nach dem langen Winter waren die Schwalben als Frühlingsboten dem invaliden Kriegsmann doppelt willkommen.

„Ja, ja, Herr Wachtmeister, jezt wirds ernstlich Frühling. Das wird euch vollends gesund machen. So warm wie heut hat das ganze Jahr noch nicht die Sonne geschienen. Kein Wunder, wenns da die Vöglein wieder zu uns zieht, ihr altes Nest wieder aufzusuchen. — Nun, Herr Wachtmeister, was seuzt ihr, wird euch die Zeit lang bei uns?“

Und als der schwedische Wachtmeister noch immer schwieg, fuhr die freundliche Hausfrau tröstend fort: „'s wird auch bald die Zeit kommen, wo ihr wandern könnt, um ein Nest euch zu bauen.“

„Ein lahmer Vogel ein Nest bauen? — Das mag er gefunden überlassen,“ erwiderte der Wachtmeister Georg Strecker und bohrte mit der Spitze seines derben Krüdstodes in die Fugen des Straßenspflasters.

„Nur getrost, das Wandern wird auch wieder gehen, und ich denke, wenn die Jungfer euch einmal von Herzen gut gewesen ist, wird sie's immer noch sein und Gott von Herzen danken, daß Er ihr ihren Schatz so wieder zuschickt. — 's ist das ein Wunder in diesen schredlichen Zeitläuften, und vollends, wenn der Liebste just ein Kriegsmann gewesen.“

„Ja, ja, Meisterin, 's ist wahrlich ein Wunder, ihr habt Recht —“

„Wie immer,“ warf scherzend die muntere Meisterin dazwischen.

„Nun ja, ihr habt Recht, 's ist ein Wunder. Gott sei's gedankt. Und ich muß ja hingehen und wenn ich auf allen Vieren hinkriechen müßte! — Aber das Nest —“

„Verdet ihr bauen! Ein Wachtmeister kann überall ankommen, auch mit einem steifen Bein; und ihr seid ja noch jung, da wirds mit der Zeit schon gut werden, daß ihr wieder feste Tritte thun könnt. — — Doch ich mache euch Schatten und den

Sonnenschein könnt ihr wohl brauchen, und geclaubert ist's auch genug, sonst wird mein Meister unwillig, wenn's Essen nicht zur Zeit fertig ist."

Die Meisterin ging weiter, ihre Eimer am nahen Brunnen zu füllen.

\* \* \*

Sieben Monate waren schon vergangen, seit Georg Strecker in Nördlingen lag, um Heilung von schwerer Verwundung zu erwarten, die er in der Nördlinger Schlacht davongetragen hatte. Nach der blutigen Schlacht bei Lützen, die große Lücken in die Reihen der Regimenter gerissen hatte, Korporal geworden, hatte er später in manchem Schärmüßel, so besonders bei der Belagerung von Regensburg im November 1633 sich derart ausgezeichnet, daß ihn Herzog Bernhard von Weimar zum Wachtmeister ernannte und bei nächster rühmlicher Gelegenheit ihm gar den Offiziersrang in Aussicht stellte.

Alle die Zeit her hatte Georg das ihm anvertraute Gut, Sebastian Sprotis Pergamentblätter, wohlverwahrt in seiner Brusttasche getragen und sie mit dem Neuen Testament, das er auf Lützens Schlachtfeld wirklich gefunden, und der Feldbinde, die er dem toten Offizier abgenommen, wohlbehalten durch alle Fährlichkeiten der letzten Jahre gebracht. Da kam der Unglückstag von Nördlingen.

Glücklich war der erste Tag der Schlacht vorübergegangen, wenn auch ohne entscheidenden Erfolg für die schwedischen Waffen, welche die hartbedrängte, nur von einer kleinen Besatzung rühmlich gehaltene Stadt entsetzen wollten. Am zweiten Schlachttage, am 6. September, kämpften Herzog Bernhard und der neben ihm kommandierende General Horn unglücklich gegen das übermächtige kaiserliche Heer. Als schon ganze Heerhaufen zur Flucht sich wandten, suchte Georgs Regiment noch immer seinen Platz zu behaupten. Doch immer größer wurden die Verluste, immer lichter die Reihen, schon hatte Georg einen Streifschuß erhalten, es kümmerte ihn nicht. Das Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden; so kämpfte er, wie die meisten schon, zu Fuß, mit dem Knie sich auf sein totes Roß stemmend; — er wollte es nicht lassen, denn er hätte auch ein Erbstück lassen müssen, das er in die Hände liefern wollte, für welche es bestimmt war. Eben wollte er sich niederbeugen, um Sprotis Neues Testament aus der Satteltasche zu ziehen, in welcher er es verwahrt hielt, um wenigstens das zu retten, wenn der Platz nicht länger behauptet werden konnte, da zerschmetterte ihm eine Pistolensugel den Oberschenkel und er stürzte über den Leib seines Rosses.

Ueber ihn weg jagten die Reiterscharen Johann von Werth's, die den Sieg entschieden. Georg blieb unter den Haufen von Toten und Verwundeten liegen, — die ganze Nacht. Notdürftig hatte er mit einem Feszen seines Mantels, der auf dem Rasse aufgeschnallt war, seine Wunde verbunden und unter rasenden Schmerzen, welche ihm die geringste Bewegung verursachte, versucht, aus der Packtasche am Sattel das kostbare Buch zu nehmen, das seiner Obhut anvertraut war.

Endlich verging die qualvolle Nacht. Die Bürger der Stadt Nördlingen, deren schwache Besatzung nach der Niederlage des Entsatzheeres kapitulieren mußte, waren gezwungen worden, am Tage nach der Schlacht für die Bestattung der Toten zu sorgen. Andere zogen hinaus, um für die Verwundeten zu sorgen. So nahm sich ein ehrfamer Handwerksmeister des schwerverwundeten schwedischen Wachtmeisters an. Im Hause des Drechslermeisters Veit Oswald fand er freundliche Pflege und um so fleißiger bemühte sich der Stadtchirurgus um den Schwerverwundeten, als dieser, mit reichlichen Mitteln versehen, wie ein Offizier die Dienste belohnte. Auch dem Hausherrn hatte er ein Pflegegeld gegeben, so gern dieser auch samt seiner Meisterin bereit gewesen wäre, dem jungen Wachtmeister ohne Lohn abzuwarten. Hatte der ja doch mit denen gekämpft, welche von der Stadt Nördlingen mit Einsetzung ihres Lebens das schwere Geschick abwenden wollten, das nun freilich über sie gekommen.

Noch zeigten sich in den Gassen von Nördlingen überall die Spuren der Ereignisse jener schrecklichen Septembertage.

Nun war das Frühjahr herbeigekommen und immer noch harrte Georg der völligen Heilung. Zwar durfte er sich wohl damit zufrieden geben, so weit wieder hergestellt zu sein, daß er mit Hülfe eines starken Krückstodes wieder schreiten konnte, zu weiterem Marsch fehlte noch die Kraft. Indessen hatte er, seit er vom Lager sich erhob, seine Zeit nicht unbenützt dahingehen lassen. Anfangs zum Zeitvertreib hatte er dem Meister bei seiner Arbeit geholfen und mit dem Schnitzmesser allerlei Holzwerk zugerüstet, das der Meister weit verarbeitete. Bei den größeren Arbeiten, welche dieser, da die feinen Drechslerwaren in jener Nothzeit wenig begehrt waren, auch anfertigte, konnte Georg bald behülflich sein. Er lernte allerlei Küchen- und Hausgeräth herstellen. Wer weiß, wie er solche Geschicklichkeit später noch gut verwenden konnte. Doch zunächst that er es zum Zeitvertreib.

Die warme Sonne bekam dem Invaliden gut. Sie wirkte wahrhaft Wunder an seinem verletzten Bein. Steif blieb es zwar, aber die Kraft lehrte wieder und es war ihm möglich, nach und nach immer weitere Gänge, immer festere Tritte zu thun.

Eines Tages brachte er von einem seiner Gänge, auf denen er sich für seinen künftigen Wanderweg übte, ein stattlich Krüglein mit zum Andenken für den ehrfamen Meister Weit, und ein silbern Kettlein zu einem Halschmuck für die freundliche Meisterin. Den Kindern, welche den Hausgenossen, seit er ein Genesender war, als ihren besonderen Freund in Anspruch genommen hatten, brachte er die lezten Pfefferkuchen und schenkte jedem einen Sechsbäzner in die Sparbüchse.

Die Frau Meisterin haß ihm ein Bündel schnüren; er hing sich den schlachterproben Degen um, nahm den Krückstock zur Hand und machte dankbaren Herzens seinen Abschied. Weit über das Stadthor hinaus gaben ihm die guten Menschen das Geleite.

In kurzen Tagesmärschen näherte er sich den Hohenloheschen Landen. Mit Freuden grüßte er die munteren Wellen der Jagst, als er zum erstenmal ihrer ansichtig wurde; aber in die Freude, daß er dem Ort sich wiederum näherte, in welchem er so schöne Zeit verbracht und heimatlos eine neue Heimat gefunden, mischte sich das Bangen vor der Erfüllung seines traurigen Auftrags und die Ungewißheit, ob er Eva dort wiedersehen, ob er als die Seinige sie wiederfinden werde.

Langsam nur kam er vorwärts. Die Straßen zogen sich durch das Jagstthal nicht unten im Thalgrund hin, sondern meist an den Bergabhängen, indem sie bald steil aufwärts stiegen, bald steil abwärts sich senkten. Sie waren auch in jenen Zeiten, in welchen so manches in Verfall geraten war, nichts weniger als gut im Stand. Das ermüdete sein eben erst geheiltes, noch nicht völlig erstarktes Bein mehr und mehr. Je geringer der Abstand wurde, welcher ihn noch von dem Ziel seines Wanderns trennte, desto kürzer wurden die Strecken, welche er bewältigen konnte. Doch kam er wenigstens ohne Fährlichkeiten seinem Ziele näher. Die Gegend war von Truppen wieder entblößt, — sie hätten ja auch nicht mehr viel zu ihrem Unterhalt gefunden — und in den armen Dörfern, in welchen er Herberg suchte, fand er, der Bekehrung und Herberg in gutem Gelde bezahlen konnte, fast immer freundliche Aufnahme. Vor unsanfter Behandlung bewahrte ihn sein guter Degen, der immer noch Respekt einflößte. Manah ein Trümmerhaufe, wo früher ein stattlich Dorf gestanden, und wußt liegende Felder, für die sich kein Bebauer mehr fand, zeigten ihm, daß die Nördlinger Schlacht nicht bloß für ihn allein traurige Folgen hatte.

Endlich kam er nach Hohenbach und sah zum erstenmal wieder, da wo die Jagst in scharfem Bogen sich wendet, die Felswand, die sich weithin sichtbar vom dunkeln Wald abhob und vor ihr das Türmlein der Kapelle Sankt Wendel zum Stein.

Fast trugen ihn nicht mehr seine Füße. Ermattung von der langen Wanderung, die nachgerade über seine Kräfte ging, die Aufregung, die, je näher er dem Ziele kam, um so mehr sein Innerstes bewegte, beides setzte ihm zu. Doch er faßte seine letzte Kraft zusammen, um wenigstens den Weg bis zur Wendelskapelle vollends zu machen. Dort wollte er ausrufen und für die letzte Strecke seine Kräfte sammeln.

Er ging den schmalen Fußweg, der am Ufer der Jagst sich hinzieht, um dann plötzlich, wo der Wald beginnt, steil aufzusteigen; denn eben da begannen auch die senkrechten Felswände des mächtigen Luffsteinslagers, das hier überall zu Tag tritt.

Ost hielt er an und schaute, während zu seinen Füßen das Wasser der Jagst um den Felsen rauschte, auf seinen Krüchstock gestützt hinüber auf die Kapelle und sich — da tauchte von der zum Abend sich neigenden Sonne hell bestrahlt, die gewaltige Masse des Dörzbacher Schlosses vor ihm auf.

Nun hatte ihn der dämmerige Wald aufgenommen, durch welchen der Weg zur Kapelle sich hinzog. Wieder schmückte der Wald sich mit dem ersten, frischen Grün, wie damals, als Georg zum erstenmal — jetzt eben vor vier Jahren — diese Gegend betreten. Schon fing das junge, rötlichbraune Eichenlaub an, sich ins Grüne zu verfärben und die frischen Buchenzweige hatten sich schon aufgerichtet. Die zarten Fichtentriebe, die sich mit ihrem lichten Grün von den dunkeln älteren Nadeln abhoben, hauchten würzigen Harzduft aus. Georg ging an all der jungen grünen Pracht achtlos vorüber. Im Wald wars lebendig. Weissen und Finken zwitscherten in dem Gezweige und von dem hohen Gipfel einer Fichte, die mitten aus einer Gruppe von Laubhölzern emporragte, erklangen die wundervollen Töne der Drossel. Dazwischen ließ sich ein eigentümlicher Trommellaut vernehmen — der Grünspecht wars, der mit seinem mächtigen Schnabel gegen einen dürren Buchenast hämmerte. Georg schritt durch das raschelnde Buchenlaub, das den Boden bedeckte, und hörte von all dem nichts.

Wald hatte er den kurzen Weg bis zur Kapellenwiege zurückgelegt, an welcher sich der Felsenpfad steilabwärts senkt zur Wendelkapelle. Da lag es vor ihm, das friedliche Kirchlein, so wohlgeborgen an der mächtigen Felswand; an ihm waren die Schrecken des Krieges spurlos vorübergegangen.

Zunächst kam Georg ans Häuschen des Kappelmanns. Er fand es verschlossen.

Er klopfte an der Thüre des Häuschens und da ihm niemand öffnete, versuchte er, von der Staffel aus durchs Fenster in die Stube zu sehen. Auf den Gesimfen sah er die bekannten Säcken mit den getrockneten Kräutern und aufgeschichtete Spannschachteln.

„Der alte Leonhart wird wohl einen Gang in den Flecken gemacht haben oder sonst wohin, wo seine Hülfe begehrt war,“ dachte er sich und schritt der Kapelle zu. Die war offen. Er trat hinein. Da stand auf dem Altar das weißschimmernde Marmorbild des Gekreuzigten. Die Strahlen der Abendsonne fielen durch das westliche Chorfenster herein und strahlten wieder von dem edlen weißen Steine. Am Fuß des Altarbildes lag ein Strauß Frühlingsblumen. Er wußte, wer den gewunden.

Lange stand er da und schaute das Bildwerk an. Am getreuen Abbild seines einstigen Herrn, des Cornets, blieb sein Blick haften. Ja, das waren seine edlen Züge, so hatte er sie sich noch einmal eingeprägt, als er den Sterbenden in seinen Armen gehalten. Unten las er den Namen: „der wohl edel gestrenge Sebastian Sproti, der Zeit unter Herrn Obrist Schönbergischem Regiment bei Herrn Obristlieutnants Compagnie Cornet.“

„Nun will ich euren letzten Willen erfüllen — in Gottes Namen!“ sagte er vor sich hin. „Wärs nur schon vorüber!“

So still wars in der Kapelle und ringsumher, daß Georg fast über den Klang seiner halbtaut gesprochenen Worte erschraf.

Es bangte ihm davor, da er so nahe vor der Erfüllung der heilig übernommenen Pflicht stand.

Aber er wollte ja ausruhen. In der Kapelle wars ihm zu kühl. Immer noch war er nach dem langen Krankenlager empfindlich. So warf er noch einen Blick auf das lichtumflößene Altarbild und ging dann hinaus, um draußen an einem sonnigen Platz sich niederzusetzen und zu ruhen. Wie er aus dem Pfortlein trat, sah er in den Garten hinein. Da war noch nichts gepflegt. Das war sonst des Kappelmanns Art nicht.

„Was seh ich! — ein Grab!“ — Unter dem Fliederbaum, der schon seine Blütenbalden aufgesteckt hatte, sah er ein schlichtes hölzernes Kreuz auf einem Grabhügel, den wildblühende Scilla umgab. In die frisch aufgeworfene Erde des Grabhügels hatten die blauen Kappelblümlein noch nicht ihre Wurzelknollen verpflanzt.

„Bist auch dahingegangen, Alter! Drum ist's so totenstill und leer.“ Und er trat in den Garten und betete an dem Grab des Kappelmanns ein stilles Vaterunser. „Wen von den guten Menschen werd ich wiedersehen? Bist wohl der einzige nicht, der zum ewigen Frieden eingegangen.“

So verließ er die stille Stätte, an der nur das Murmeln der Wellen vernehmbar war, stieg den Felspfad wieder hinauf und ruhte droben auf der Kappelwiese, auf der hölzernen Bank unter dem Lindenbaum, der inmitten der Waldwiese stand. Nur eine kurze Rast. Nun weiter! — die letzte Wegstrecke.

Auch diese war vollends zurückgelegt. Fast unbemerkt von neugierigen Leuten über die Jagtbrücke herübergekommen wandte er sich alsbald rechts ab. Er wußte ja wohl noch, daß hier durch ein Hinterpförtchen der nächste Weg in den großen Schloßhof führte. Geraden Weges schritt er dem Schloßthor zu. Ehe er den Wunsch des eigenen Herzens befriedigte, die Braut zu sehen, wollte er der heiligen Pflicht sich entledigen, die er auf sich genommen.

Ein Diener trat ihm entgegen, als er durch den Thorbogen in den inneren Schloßhof kam; — vor vier Jahren war dieser noch nicht im Hause; er kannte den invaliden Kriegsmann nicht.

„Guter Freund!“ redete ihn Georg an, „wollt ihr mich dem gnädigen Herrn und dem gnädigen Fräulein melden? Sagt ihnen, ein invalider Wachtmeister bringe eine Botschaft vom Feld.“

Während der Diener ihn meldete, hatte Georg seinem Bündel das neue Testament und Sprotis Feldbinde entnommen. Alsbald kam der Diener wieder, um ihn zu ersuchen, sogleich ins Zimmer des gnädigen Herrn zu treten.

Mit Herz klopfen, als wäre er ein junger Rekrut, der zum erstenmal gegen den Feind geführt wird, trat der Wachtmeister über die Schwelle. Der Freiherr, stark gealtert in den letzten Jahren, saß in seinem hohen Sessel, eine warme Decke über die Füße gebreitet. An die hohe Lehne des Stuhls hatte sich Renate gelehnt, mit einem Arm den Vater umfassend, um sich an ihm zu halten. Sie ahnte, daß die Botschaft ihr gelte und sie ahnte, daß die Botschaft Schlimmes verkünden werde.

In der Dämmerung, die in den tiefen Räumen des Schlosses bald als draußen herrschte, erkannte sie nicht, wer der Bote war. Aber beim ersten Wort des ehrerbietigen Grußes, den Georg an den Freiherrn und seine Tochter richtete, hatte sie ihn erkannt.

„Georg, ihr seid’s?“ rief sie und schaute auf, und ehe Georg seine Botschaft bestellen konnte, hatte sie die blutige Feldbinde gesehen.

„Er ist tot! o Gott!“ — Ein herzererschütternder Schrei, und ohnmächtig brach Renate zusammen.

Nachdem der Ohnmächtigen die erste Hülfe gebracht und sie auf das Ruhebett im Zimmer nebenan gebettet war, richtete Georg dem Freiherrn die letzte Botschaft des Lieutenants Sproti aus.

Der Vater selbst nahm es auf sich, seiner Tochter, die in den letzten Jahren unter der Ungewißheit um den Geliebten schwer gelitten hatte, mitzuteilen, was der Lieutenant sterbend ihr noch hatte sagen lassen, und die letzten Zeichen seiner Liebe ihr in die Hand zu geben. Thränenlos sah Renate auf die Blätter, die Blumen, das Testamentlein nieder.

„Gott steh dir bei, mein armes Kind. Er hats von dir gefordert, zu entsagen. So trags denn in Geduld, was Er dir auferlegt. Die jammervolle Zeit, die schwer auf uns allen lastet, — sie ist kein Boden, auf dem ein Liebesglück ohne bitteres Leid



erblühen konnte. Nun hat ja freilich der Zeiten Noth dein junges Herz am schmerzlichsten getroffen."

Und Renate, von bitterem Schmerz durchzuckt, kniete vor dem alten Vater und barg ihr Haupt in seinen Schoß. Lieblosend fuhr er mit seiner Hand über ihr Haar. Da löste sich Renatens Schmerz in heißen Thränen. Auch dem Freiherrn waren die Augen feucht geworden.

Die Ankunft eines Kriegsmannes, der eine Botschaft aus dem Feld gebracht habe, war alsbald im Schloß bekannt geworden. Daß es eine schlimme Botschaft gewesen, wußte ein jedes, als von dem niederschmetternden Eindruck verlautete, welchen sie auf das Fräulein gemacht hatte.

Eva war indessen im freiherrlichen Küchengarten beschäftigt gewesen. Seit ihre Mutter gestorben war — im Lauf des Winters hatte der Tod sie von ihren Leiden erlöst — hatte Eva die Aufsicht über die Hauswirtschaft im Schlosse übernommen. Nun war sie daran, den Garten zu bestellen. Ahnungslos, was inzwischen im Schlosse vorgefallen, kam sie mit ihren Mägden vom Garten herauf. Kaum ins Schloß eingetreten, hörte sie, was geschehen.

Sie eilte die Treppe hinauf, sich Renatens anzunehmen und sie zu trösten in demselben Leid, das, wie sie meinte, sie schon längst getroffen. Da trat eben der Wachtmeister aus des Freiherrn Zimmer. In der dämmerigen Vorhalle sah sie den Kriegsmann, auf seinen Krückstock gestützt, langsam schreiten. Sein Gesicht, von einem vollen Bart umrahmt, war tief beschattet durch den breitrandigen Hut, den er eben wieder aufgesetzt. Kein Gedanke, daß dieser „Wachtmeister“ ihr Georg, ihr Dragoner sein könnte. Sie dachte nur an Renate und deren bitteres Leid.

Georg hörte einen raschen leichten Schritt und sah die Gestalt auf der Treppe.

„Eva!“ rief er ihr entgegen.

„Hilf Himmel!“ in freudigem Schreck starrte sie ihn einen Augenblick an. „Du lebst, Georg!“ — und sie flog ihm entgegen und schluchzend lag sie in seinen Armen. Sie konnte es kaum fassen, daß sie den Totgeglaubten nun wieder haben sollte, daß sie, die Verwaiste, an seinem Herzen ihre Heimat haben dürfte. „Georg, lieber Georg, bist du es wirklich?“

„Ja, ich bin's wirklich, du treue Seele, — ein Wunder vor deinen Augen. Glücklicher als der junge Herr —“

„Der Cornet? so ist's wahr, was die Leute sagen?“

„Ja, seit zwei Jahren schon ist er tot, in meinen Armen hat er sein Leben ausgehaucht. Das arme Fräulein! Wie gern hätte ich ihr bessere Botschaft gebracht. Aber jetzt, Eva, führ mich zur Mutter.“

„Die schläft draußen auf dem Gottesacker,“ sagte Eva, und in die Freude des Wiedersehens mischte sich die Trauer um die Verlorene. „Nie hat sie die Hoffnung aufgegeben, daß du wiederkehrst, nie, und fest hat sie geglaubt, daß Gott ihre Gebete für dich erhören werde. Du werdest wiederkommen, das hat sie noch auf ihrem Sterbebett gesagt und mich damit getröstet. Und nun hab ich dich und gelt, Georg, jetzt bleibst du bei mir für immer.“

„Ich kann dir nichts mehr bieten, — ich bin ein armer Krüppel geworden,“ erwiderte Georg und seine Stimme klang ernst und traurig.

„So brauchst du mich erst recht. Und — so arg ist's nicht, armer Schelm,“ sagte sie und versuchte unter Thränen zu scherzen, „bist ja auch hieher gekommen, dann wirst du auch vollends mit deinem Krückstock und deiner Eva den Weg zum Altar fertig bringen.“

Und mit innigem Kuß besiegelten die Liebenden aufs neue den Bund fürs Leben.

Am Mehnerhäuschen an der Wendelskapelle prangen zwei Birkenbäume, — das landesübliche Zeichen, daß ein junges Paar seinen Einzug hält. Und das junge Paar

ist Georg Strecker, der invalide Wachtmeister, und Eva, die Verwalterstöchter vom Albertshof.

Seit der alte Leonhart zu Grabe getragen worden, war das Glücklein auf Sankt Wendel zum Stein verstummt. In dem Jammer, der in jenen Tagen über die Umgegend hereingebrochen war, hatte man sich nicht um die Besetzung des Postens gekümmert, den der Alte seit Jahren bekleidet hatte. Es trug in den gefährlichen Zeiten auch niemand Lust, an der einsamen Kapelle sich häuslich niederzulassen, zumal da der Winter vor der Thüre gestanden. Als nun einmal die beiden jungen Leute miteinander auf die Kapelle gingen, um auf dem Grab des alten Kappelmannes frisch verpflanzte Blumen zu begießen, sind sie auf den Gedanken gekommen, selbst hier ihr Nest sich zu bauen. Georg mochte ohnehin nicht länger ohne etwas zu leisten die Gastfreundschaft des Schlosses genießen, den Dienst aber, der hier zu thun war, konnte er gut versehen — auch mit einem steifen Fuß. So bat er denn den Freiherrn, den Patron des Kirchleins, ihn zum Kappelmann zu machen. Er habe ja auch, ehe er das Kriegshandwerk getrieben, als Knabe friedlich seines Vaters Schafe gehütet, so könne er wohl, wenn schon nach altem Brauch ein Schäfer sein müsse, das Amt des Sacristans bei Sankt Wendel zum Stein übernehmen. Der Freiherr mochte ihm seine Bitte nicht abschlagen, obwohl er ihn, auch um Eva in der Nähe zu behalten, lieber sonst einmal mit einem Kemptlein in seinem Dienst betraut hätte. Doch dachte er sich wieder, es sei vielleicht auch gut, wenn Renate nicht gar zu nah die beiden hätte, denen das Glück freundlicher gelächelt als ihr, um nicht zu oft an das erinnert zu werden, was ihr versagt geblieben. Um dem invaliden Wachtmeister eine seinem militärischen Rang entsprechendere Stellung zu geben, übertrug der Freiherr ihm zugleich die Aufsicht über die Arbeiter in den Tuffsteinbrüchen, die flussauf- und abwärts zu beiden Seiten der Kapelle lagen. Es sollte in der nächsten Zeit besonders streng in den Brüchen gearbeitet werden, weil überallhin zum Aufbau zerstörter Kirchen und Häuser die guten Bausteine begehrt wurden.

Für seine freie Zeit und für die langen Wintertage wußte Georg auch eine Arbeit. Er verwertete die Geschicklichkeit in der Aufertigung von Haus- und Landwirtschaftsgeräten, welche er im Hause des Meisters Beit Oswald in Nördlingen sich angeeignet hatte. Das Holz, das er dazu brauchte, durfte er sich nach Bedarf aus den umliegenden Waldungen des Freiherrn holen. Eva aber trat in die Fußstapfen des alten Leonhart, von dem sie nicht umsonst in die Geheimnisse der Heilkräft von allerlei Kräutern eingeführt worden war. Nach wie vor kamen die Leute in allerlei Nöten in Haus und Stall zur freundlichen Kappelfrau, um, wie in alten Zeiten, in Sankt Wendel ein wirksames Heilmittel zu holen.

So führten die beiden jungen Leute in ihrem einsamen Wohnsitz ein zufriedenes, durch gegenseitige Liebe beglücktes Dasein.

Oft und viel weilte Renate bei ihnen. Nach Sankt Wendel war fast ihr einziger Spazierweg. Die feierliche Stille der Waldkapelle that ihrem tief verwundeten Herzen wohl; im Anschauen des Bildes auf dem Altar erneuerte sie stets das Andenken an den toten Geliebten, um zugleich im gläubigen Blick auf den Heiland Trost und Frieden zu finden.

Wieder war fast ein Jahr dahingegangen. Zu ungewohnter Stunde hörte man das Glücklein auf Sankt Wendel läuten. Renate hob das Töchterlein des Wachtmeisters und seiner Geliebten aus der Taufe. Auf ihren Wunsch war der Herr Pfarrer aus die Kapelle gekommen, um hier die heilige Handlung zu vollziehen.

Mit den Jahren spielte die kleine Renate mit den Blümlein, die nirgends schöner wuchsen, als bei Sankt Wendel zum Stein. Wenn dann das Fräulein kam und die kleine Renate ihrer Patin einen Strauß Bergißmeinnicht in den Schoß legte, da dachte diese der Blumen, die sie einst in einer seligen Stunde hier gepflückt, und dachte des Geliebten, der jene blauen Blümlein mit seinem Herzblut tränkte und im Sterben dieses trauten Ortes gedachte, den er mit edlem Kunstwerk so fromm geschnitten.



## Döllinger.

Am 13. Januar d. J. wurde zu München der Kirchenhistoriker Ign. v. Döllinger zu Grabe getragen, dessen Name neben L. von Ranke und C. v. Hase in erster Reihe der großen Historiker aller Zeiten stehen wird. Man kann die drei als Säkularmenschen bezeichnen, welche trotz wesentlicher Unterschiede sich einer univiersalen Bildung und eines klassischen Stils von aristokratischer Bornehmheit erfreuten. Alle drei erreichten ein ungewöhnlich hohes Alter bei voller Reifigkeit geistigen Schaffens, C. v. Hase das 89., Ign. v. Döllinger und L. v. Ranke das 90. Lebensjahr. Alle drei haben nicht für Laien geschrieben, sondern setzen geschichtliche Vorkenntnisse voraus. Alle drei waren warme Verteidiger des Deutschtums und Christentums, v. Hase von einem mehr liberalisierenden, v. Ranke und v. Döllinger von mehr konservativem Standpunkte aus. Während die beiden ersten sich aber konsequent entwickelten und im großen und ganzen im Jünglingsalter dieselben Ziele wie im späteren Leben erstrebten, hat v. Döllinger große Wandlungen durchgemacht. Als Jüngling und Mann war er ein Vorkämpfer der römisch-katholischen Kirche, als Greis deren gefürchteter Gegner. Wohl keines modernen Gelehrten Leben und Wirken ist mit der neuzeitlichen Entwicklung der katholischen Kirche mehr verknüpft als das seine. Seine Biographie bildet daher einen interessanten Einblick in die Kirchengeschichte der letzten 70 Jahre. Auch hat kein katholischer Gelehrter der Neuzeit, wenn auch zum größten Teile indirekt, der Reformation Doktor Martin Luthers ein günstigeres Zeugnis ausgestellt, als gerade v. Döllinger. Schon aus diesem Grunde verdient er die Beachtung auch der evangelischen Kreise.

Joh. Jos. Ign. v. Döllinger ist am 28. Febr. 1799 zu Bamberg geboren. Sein Vater war der berühmte fürstbischöfliche Anatom und Physiologe P. Döllinger zu Bamberg. Das Fürstbistum Bamberg fiel aber 1803 an Baiern. Der Vater wurde an die Universität Würzburg veretzt. Hier besuchte der junge Döllinger Schule und Gymnasium. Der frühere Würzburger Professor und spätere badische Hofrat Friedrich kam häufig in sein Elternhaus und wußte den eisernen Fleiß des jungen Studenten, der nur auf väterlichen Befehl sich Erholungsstunden gönnte, nicht genug zu rühmen. Aus Neigung wandte er sich der Theologie zu, wurde 1822 in Bamberg ordiniert, erwarb in Landshut den Doktorgrad, war eine Zeitlang Kaplan in Schönsfeld (Mittel-franken), wurde 1823 Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht am Lyceum in Aschaffenburg und 1826 an der Universität München. Hierher war im selben Jahre die alte Universität Ingolstadt-Landshut verlegt worden. Mit Ausnahme der Jahre 1847—1849, wo er wegen des um die Tänzerin Lola Montez entbrannten Kampfes durch Ludwig I. abgesetzt war, hat Döllinger von 1826 bis 1871 an der Universität

Kirchengeschichte gelehrt. Im letzteren Jahre wurde den Kandidaten der Theologie der Besuch seiner Vorlesungen durch den Erzbischof von München-Freising untersagt. Seit 1835 war er außerordentliches und seit 1843 ordentliches Mitglied der königl. bair. Akademie der Wissenschaft, der 1858 die historische Kommission hinzugefügt wurde. Der erste Präsident der letzteren war L. v. Ranke und der zweite W. v. Giesebrecht. 1858 kam auch Döllinger in die historische Kommission und war nach Justus v. Liebig's Tode, von 1873 bis 1890, der Vorsitzende der Akademie, in welcher Eigenschaft er jährlich Vorträge hielt, die alsbald in die verschiedensten Sprachen übersetzt wurden und das Interesse der gebildeten Welt fesselten. Im Jahre 1847 war Döllinger auch insulierter Probst des Kollegiatstifts von St. Cajetan in München, Direktor der Allerheiligen Hofkirche und damit der erste Hofgeistliche geworden. Die theologische Fakultät zu Prag verlieh ihm ehrenhalber 1848 und die philosophische Fakultät zu Wien 1865 den Dokortitel. Seit 1870 war er lebenslänglicher Reichsrat der Krone Baierns. Mit einer Reihe von Orden war er im Laufe der Zeit geschmückt worden. Wie sehr er an hohen Stellen geehrt war, beweisen auch die Kränze, welche die Kaiserin Friedrich, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Prinzregent Luitpold von Baiern auf seinem Sarge niederlegen ließen.

Sein Leben fällt in zwei Perioden, in die seines ultramontanen Wirkens und die seines Konfliktes mit der Neuscholastik und der Hierarchie. Die erste Periode geht von 1823 bis 1863, die andere von dort bis zu seinem Tode. Wenn man irgend eine katholische Zeitung aus den Tagen seiner Beerdigungszeit oder beispielsweise die „Germania“ vom 17. Februar zur Hand nimmt, so findet man in derselben die größte Verherrlichung der ersten Periode, weil sie der Bekämpfung des Protestantismus galt, und eine Verdammung der zweiten Periode, weil Döllinger in dieser sein früheres Verdikt über die Reformation revidierte und dem Vater Dr. Martin Luther gerecht wurde.

Als Döllinger 1823 in Aschaffenburg Kirchengeschichtsprofessor wurde, lag das kirchengeschichtliche Studium in katholischen Kreisen sehr darnieder. Mit Rücksicht auf Dorners Geschichte der protestantischen Theologie sagte Döllinger in einer seiner letzten akademischen Reden: „Die protestantische Theologie ist die erstgeborene Tochter der Reformation und das eigenste Produkt des deutschen Geistes. Zwei Jahrhunderte hat dieser Aufbau gewährt; zahllose Hände haben mit erstaunlichem Fleiße und lange unbehelligt von den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens und Forschens an ihm gearbeitet; die protestantische Kirche war gleichsam mit sich allein und konnte, bloß den mit der Reformation gegebenen Gesetzen und Antrieben folgend, der Konstruktion dieses imposanten Gebäudes sich widmen. Aber nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird diese Theologie von der allgemeinen Geistesbewegung ergriffen und in einen Zersetzungsprozeß unanshaltfam hineingezogen; sie sieht sich genötigt, die ganze Bahn, jeden früheren Schritt biblisch und historisch prüfend, bis zum Ausgangspunkte und darüber hinaus zurückzumessen; dann aber wird auf breiterer Basis und in steter Gemeinschaft und Berührung mit den anderen Wissensgebieten der Neubau begonnen, auf welchem die Gegenwart rüstig fortarbeitet. Die Bauleute reden verschiedene Sprachen; aber diese führen nicht zur Verwirrung, sondern zu steigender Klärung; und jene Fülle edler Kräfte, welche dem Dienste dieser Wissenschaft auch jetzt sich geweiht hat, darf mit gutem Vertrauen der Zukunft entgegensehen.“

Die Richtigkeit der einzelnen Züge des von Döllinger entworfenen Bildes der protestantischen Theologie lassen wir dahin gestellt. Hier interessiert uns nur folgende Charakteristik der katholischen Theologie.

„Ganz verschieden,“ sagt er, „ist der Gang der katholischen Theologie in Deutschland geworden, wie ihn das Buch des Wiener Theologen Werner (eines seiner Schüler) vorführt, ein Buch, das für den Kundigen ebenso beredt ist in dem, was es verschweigt, als in dem, was es sagt. Hier entrollt sich uns ein fast tragisch zu nennendes Geschick. Wir sehen die Theologie nach der Reformation drittehalb Jahrhunderte lang in absoluter,

knecbtlicher Abhängigkeit von den Fürsten; diese aber werden geleitet von ihren Gewissensräthen, den Jesuiten, welche ihrerseits die meisten Lehrstühle innehaben und durch die Büchereienur über Sein und Nichtsein theologischer Schriften, mitunter auch ihren Verfasser verfügen. Vergeblich würde man in dieser Theologie das Gepräge oder auch nur einen Hauch deutschen Geistes suchen; sie nährt sich kümmerlich von der reich besetzten Tafel der französischen und italienischen Litteratur; erst nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) versucht sie es, ihre durch lange Einschüderung starr und steif gewordenen Glieder zu regen und zu reden. Endlich, seit dem Jahre 1827 etwa, wagt sie es, gestützt auf die viel früher und mit freierer Bewegung ausgebildete protestantische Schwester, belehrt und gewarnt durch deren Wege und Irrwege, ernstlich gemeinter Forschung sich hinzugeben; ein viel versprechender Aufschwung tritt ein; aber nur ein kurzer Flug, nur eine Frist von vier Jahrzehnten etwa ist ihr vergönnt. In dem Verhängnisjahr 1870 haben dieselben Hände, welche jede Möglichkeit einer Eintracht zwischen Kirche und Staat zerstört, welche den permanenten Kriegszustand zwischen Staat und katholischer Kirche zur Notwendigkeit gemacht haben, eben diese Hände haben auch der Theologie innerhalb der katholischen Konfession ihr Schicksal bereitet; sie gleicht einem Vogel, der vom feindlichen Geschloß getroffen, herabgestürzt am Boden liegt und nur mit mattem Flügelschlage noch einen Nest des entstehenden Lebens bekundet. Der alte Todfeind der germanischen Völker und der Wissenschaft, der Jesuitismus, hat die Theologie besiegt, und wenn die Herrschaft, die er jetzt errungen, sich besätigen sollte, dann wird Berners Geschichte der katholischen Theologie die Bedeutung eines Grabsteins bewahren.“

Es ist ein düsteres Gemälde, welches Döllinger hier über den Zustand der katholischen Theologie entwirft. Kann es auch keinen allgemeinen Beifall finden, so ist es doch insofern ein vernehmendes Bild, als der greise Gelehrte seine vier Jahrzehnt dauernde polemische Arbeit gegen die Reformation als eine fruchtlose und unheilvolle preisgibt und sich in Ehrfurcht vor der religiösen Bewegung des 16. Jahrhunderts beugt, wie sich noch später zeigen wird.

Döllingers Studienzeit fällt in die Zeit der Napoleonischen Eroberungskriege und der Befreiungskämpfe. In seinem elterlichen Hause wehte großdeutsche Lust und ein starkes deutsches Nationalgefühl. Er selbst hat viel früher als die übrigen katholischen Celebritäten die Hoffnung auf Oesterreich aufgegeben und Preußens Entwicklung mit Sympathie verfolgt, ohne deswegen aufzuhören, ein guter Baier zu sein. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie er im Jahre 1866 in einem Colleg antäfllich der Schilderung der Bedeutung Macedoniens für Griechenland und Asien und Piemonts für Italien auf die Rolle zu sprechen kam, welche Preußen für Deutschland von der Vorsehung überkommen habe. Aber selbstverständlich hat Döllinger im Jahre 1817 für Preußen ganz andere Gefühle gehabt, als in seinen letzten 25 Lebensjahren. Das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation und die dasselbe verherrlichenden Schriften haben ihn zum Eifern für das Papsttum bewogen. Ihm galt damals wie heute Leo XIII. die Reformation als die Mutter der Revolution, deren Verwüstungen er in seiner Jugend und seinem angehenden Mannesalter auf Schritt und Tritt begegnete. Er teilte diese Anschauung ja auch mit manchem Protestanten, einem Friedrich von Schlegel und Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, die später convertierten, der erstere gefangen durch Kölnische, der andere durch Würstliche katholische Familien. Die alten Kurfürst-Erbbischofe und sonstigen Fürstbischofe, deren Länder in seiner Jugendzeit säkularisiert worden waren, galten ihm als halbe oder ganze Illuminaten und lockere Weltmenschen, insbesondere der Kurfürst von Mainz und dessen Coadjutor Dalberg. Sollte es besser werden, so mußte, nach des jungen Döllingers Meinung, in den bischöflichen Palais und den Pfarrhäusern wieder ein religiöser und kirchlicher Geist, wieder mehr Liebe zum Studium der Kirchenväter, wieder mehr Eifer um die religiöse und sittliche Hebung des Volkes heimisch werden.

Kühl, wenn nicht abwehrend stand er gegenüber dem Bestreben des Konstanzener Bisiumverweisers H. v. Wessenberg und der liberalisierenden Theologie-Professoren zu Tübingen, Freiburg, Gießen, Breslau und Bonn, der Männer wie Hirscher und Staudenmaier in Freiburg, Hermes und später Knoobt in Bonn, Schmidt in Gießen, Günther in Wien und Balzer in Breslau, welche beeinflusst oder doch angeregt durch die moderne Philosophie die katholische Kirchenlehre mit der Wissenschaft in Einklang bringen und für die Bischöfe eine gewisse Unabhängigkeit von Rom erringen wollten. Dagegen übte Wöhler, der bekannte Verfasser der *Symbolik* und Gegner des Tübinger Professor Ehr. Baur's, ferner der Mystiker Görres und der tief sinnige Theosoph Franz v. Baader wie auch Schelling einen gewissen Einfluß auf den jungen Gelehrten aus. Franz v. Baader († 1843) in München ist einer der geistreichsten Philosophen der Neuzeit. Seine Werke gehören zu den besten Verteidigungsschriften der christlichen Lehre. Bis in die Mitte der dreißiger Jahre war er ein glühender Anhänger Roms. Als er aber dann in die Geschichte der alten Kirche sich vertiefte und den größten Kontrast zwischen der alten Kirche und dem jetzigen Katholizismus fand, schrieb er gegen Rom fulminante und noch heute lesenswerte Schriften, die seit 1870 in neuen Auflagen, veranstaltet durch Professor Franz Hoffmann zu Würzburg, erschienen sind, und sandte eine Anzahl von erfolgreichen Gutachten an den König von Preußen und die Kaiser von Rußland und Oesterreich, betreffend die Förderung der Religion durch eine Allianz der Großmächte. Döllinger aber ging mit Baader nicht mehr mit, als dieser sich vom Papsttum abwandte und dasselbe als die größte Schwäche der Christenheit bezeichnete. Auch Herrn Wöhler stimmte Döllinger nicht bei, als jener in seinem Buche über Einheit der Kirche das Papsttum als überflüssig darstellte und fast auf den Index d. h. die päpstliche Liste verbotener Autoren gekommen wäre, wenn nicht König Ludwig I. den Papst daran gehindert hätte. Aber auch einem Görres folgte er nicht auf seinen sonderlichen Pfaden der Mystik, noch auch den Theologen zu Straßburg und Mainz, welche alles Heil von der Repristinierung mittelalterlicher Scholastik erwarteten. Er bezeichnet sich selbst als Autodidakt. Im Dienste der katholischen Kirche wollte er mit wissenschaftlichen Mitteln die Reformationskirchen bekämpfen. Dadurch glaubte er das katholische Bewußtsein zu stärken und der Kirche eine größere Selbständigkeit gegenüber den byzantinischen Bestrebungen der Regierungen erringen zu können. Das erste Werk, welches er 1826 über „die Lehre von der Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten“ veröffentlichte, sollte das Herz der evangelischen Kirche treffen, indem er das Messopfer als eine urchristliche Einrichtung nachweisen wollte. Das Werk strotzt von Gelehrsamkeit, aber ist dennoch für den, welcher die Quellen kennt, ohne Wert. Es kann für den Kenner gar keinem Zweifel unterliegen, wie das z. B. der Pariser Theologe Pressensé trefflich nachgewiesen hat, daß der liturgische Gottesdienst der Christen der ersten drei Jahrhunderte mit der heutigen katholischen Messe so wenig zu thun hat, wie das Baiersche unser mit dem Ave Maria. Damals war das urchristliche Lehr- und Erbauungsbuch: „Die Zwölfapostellehre“, noch nicht bekannt, welche im 9., 10. und 14. Kapitel die Feier der Eucharistie in einer Weise behandelt, welche der römischen Anschauung wenig günstig ist. Die Fortsetzung und Neubearbeitung der Kirchengeschichte von Hortig, seine Schrift zu Gunsten des gegen die preussische Regierung revolutionierenden Kölner Erzbischofs Clemens August (1838), sein offenes Sendschreiben an den bayerischen Oberkonsistorialpräsidenten Harßß waren ebenfalls gegen die Evangelischen gerichtet. In letzterer Schrift verteidigte er sogar eine Verordnung Ludwig I., der zufolge protestantische Soldaten vor der durch die Strafe getragenen Hostie bei der Fronleichnamsprozession das Knie zu beugen hätten. Die Polemik gegen die Reformation erreichte ihren Höhepunkt in seinem dreibändigen Werk: „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses“ (1845—1851) und „Luther, eine Skizze“ (1851). In dem ersten Werke findet man die Stimmung und die Urteile der Zeitgenossen eines Erasmus von Rotterdam, Georg Wigel, Johann Haner, Johann

Widenauer genannt Egranus, Crotus Rubeanus, Theobald Billitanus, Jakob Strauß, Johann von Staupitz, Vitus Amerpach, Wilibald Pirtheimer, Ulrich Zasius, Heinrich Lorini Glareanus, welche sämtlich anfangs Luther zugejubelt, dann sich aber zurückgezogen hätten, was nur teilweise richtig ist. Sodann stellt er die Wiedertäufer Sebastian Franck, Johann Denk, Ludwig Hezer aus ihren eigenen Schriften dar und führt weiterhin die Klagen der Reformatoren und ihrer Jünger über die Folgen ihrer Lehre vor. Das Buch machte wegen seiner riesigen Gelehrsamkeit, wegen der vielen bisher unbekanntenen Quellenauszüge allgemeines Aufsehen. Es hat nicht wenig zum Preisgeben der Kirchenehre und zum vollen Unglauben in hohen wie in Arbeiterkreisen beigetragen. Die zweite Schrift „Luther, eine Skizze“ namentlich wurde seitens solcher Agitatoren, welche zum Austritt aus der Landeskirche und zur Trennung von Staat und Kirche aufforderten, viel benutzt. Gott weiß aber alles Schlimme wieder zum Guten zu lenken. Eine große Anzahl protestantischer Gelehrten wurden durch dieses Werk zur genaueren Erforschung der Reformation veranlaßt. Der erste, welcher gegen ihn auftrat, war der Erlanger Theologie-Professor v. Hoffmann, welcher in einer Paulus-Skizze durch Zusammenstellung der den Heiden-Apostel in einem üblen Lichte darstellenden biblischen Selbstbekenntnisse oder Aussagen der Zeitgenossen nachwies, daß man durch geschickte Gruppierung von Quellenbelegen den größten Mann unrichtig charakterisieren kann. Es würde zu weit führen, auch nur andeutungsweise zu erwähnen, was v. Nauke und seine zahlreichen Schüler, was die protestantischen Kirchenhistoriker Neander, Brieger, Reuter, Walz, Kurz, Schmid, Köstlin, Kolde, Mücke, Kawerau und hundert andere seit jener Zeit zur Rechtfertigung der Reformation gethan haben. Diese Forschungen haben schon zu Anfang der 60er Jahre selbst Döllinger zu einer anderen Beurteilung geführt. Was in den letzten Jahrzehnten seitens katholischer Schriftsteller wie Perrone in Rom, Valmes in Madrid, Ségur in Paris, Janßen in Frankfurt a. M., Konrad von Dolanden, Sebastian Brunner, Pastor Evers, Hohoff, Hohjunte, Gottlieb u. a. gegen Luther geschrieben worden ist, hat Döllingers Beifall nicht gefunden.

Das letzte Buch Majunkes über den Tod Luthers wird selbst von der „Köln. Volkszeitung“ und „Germania“ als ein verfehltes bezeichnet. Döllinger hat in seinem Werke: „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat“ (1861) S. 10 gesagt: „Dem Rationalgefühl des deutschen Volkes bot sich der gewaltigste Volksmanu, der populärste Charakter, den Deutschland je besaß, der Augustinermönch von Wittenberg als Führer und bereiteter Sprecher dar.“ Wie vollständig Döllinger durch eingehenderes Studium von Luther eine günstigere Ansicht gewonnen, könnte aus seinen Vorlesungen über die Reformation aus der Mitte der 60er Jahre erwiesen werden. Allein das ist hier überflüssig, da er vor zwei Jahren bei Beck in Nördlingen seine akademischen Reden herausgegeben und in einer derselben offen erklärt hat: „Für mich, ich muß es bekennen, ist eine lange Zeit meines Lebens hindurch das, was in Deutschland von 1517 bis 1555 sich begeben, ein unverstandenes Rätsel gewesen und zugleich ein Gegenstand der Trauer und des Schmerzes; ich sah nur das Ergebnis der Trennung, nur die Thatsache, daß die zwei wie durch scharfen Schwerthieb getrennten Hälften der deutschen Nation, zu ewigem Hader verurteilt, sich feindlich gegenüberstanden. Seit ich die Geschichte Roms und Deutschlands im Mittelalter genauer erforscht und betrachtet habe, und seit die Ereignisse der letzten Jahre das Ergebnis meines Forschens mir so einleuchtend bestätigt haben, glaube ich auch das, was mir vorher rätselhaft war zu verstehen und bete die Wege der Vorsehung an, in deren allwaltender Hand die deutsche Nation ein Werkzeug, ein Gefäß im Hause Gottes und kein unedles geworden ist. Für jetzt ist das päpstliche Rom in Deutschland mächtiger als in Italien. Doch das war schon im 14. und 15. Jahrhundert der Fall, und dann geschah, was wir alle wissen. Es sei noch ein Selbstbekenntnis Döllingers mitgeteilt. Vor einigen Jahren machte er einem protestantischen Fachgenossen folgende Mitteilung: „Mein Vater, welcher sich vornehmlich für die Naturwissenschaften interessierte, wünschte nicht, daß ich Theologie studieren sollte,

gab aber schließlich meinem Verlangen nach und forderte nur, daß ich zuerst juristische Vorlesungen nebenbei hören möchte. Das habe ich eine Zeit lang gethan, ohne Neigung, die ganz nach der theologisch-praktischen Seite ging. In einer Zeit (1817—1819), in welcher die Erinnerungen an den Heldenmuth und das Martyrium eines Pius VII. noch frisch waren, und welche die Restauration des Katholizismus und der päpstlichen Herrschaft erlebt und die Wiederherstellung des Jesuitenordens — freilich in Unkenntnis über den eigentlichen Sinn dieser Maßregel — mit Jubel begrüßt hatte, trat ich in das akademisch-theologische Studium ein. Begeistert von dem Gedanken der Restauration des Katholizismus erblickte auch ich in der Wiederherstellung des Jesuitenordens das Siegel und vornehmste Werkzeug für die sehnlichst erhoffte, aber auch zuverlässig erwartete Wiedererweckung des katholischen Lebens zum Heile der Völker, und indem ich in das akademische Studium eintrat, war ich selbst gehoben durch den Gedanken, in bescheidenem Maße — mein Ziel und Ideal gingen nicht über das Amt eines einfachen Landpfarrers hinaus — an der Verwirklichung dieser Aufgaben mitwirken zu können. Bestimmend für meine Stellung zum Protestantismus und zur Reformation wurde außer den allgemeinen Verhältnissen und Anschauungen, in denen ich mich bewegte, auch die Thatfache, daß mir in Würzburg, wo ich die Erlaubnis bekam, frei in der Bibliothek zu schalten, eine Ausgabe von Luther „Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet“ in die Hände fiel, welche von einem katholischen Ordensgeistlichen, dem Abt Prechte — ich glaube unter dem Titel: „Ein Monument Luthers gelegentlich des Reformationsjubiläums 1817“ — mit Glossen veröffentlicht worden war. Man mag sich den Eindruck vorstellen, den diese Schrift auf ein Gemüth hervorbringen mußte, das so disponiert war wie das meinige. Ich griff nun, nachdem ich mir durch Bossuets „Geschichte der Veränderungen der protestantischen Kirche“ ein Bild von der Haltlosigkeit der protestantischen Lehre eingeprägt hatte — was auch durch eifriges Studium von Plands „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs“ keineswegs verdrängt wurde — etwas später zu Luthers eigentlichen reformatorischen Schriften. Die in ihnen und den übrigen reformatorischen Schriften der Zeit enthaltenen Darstellungen der kirchlich-religiösen Zustände im Katholizismus erschienen mir als Verleumdungen, mindestens Uebertreibungen. Mit Vorliebe hielt ich dagegen, was katholische Autoren — zwar Eck widerte mich an; aber Wizel und andere las ich um so eifriger — über jene Zeiten berichteten, und konstruirte mir darnach ein vorkäufiges Bild, wie es in meinem Werke über die Reformation niedergelegt worden ist. Erst nach und nach, durch fortgesetzte eingehende Studien grade in den Autoren der Reformationszeit bin ich zu ganz andern, ja diesen grade entgegen-gesetzten Resultaten gelangt. Ich erkannte, daß die Schilderungen der Reformation nicht Verleumdungen, nicht einmal Uebertreibungen waren. Das ganze Bild der Zeit wandte sich mir um; ich erkannte, daß die Reformation nicht Willkür, sondern Notwendigkeit war, daß die Zustände der Zeit und die bisherige Entwicklung sie forderten. So bin ich aus einem Verfolger der Reformation ein gerechter Beurtheiler geworden, der ihre historische Notwendigkeit vollständig anerkennt.“ Wer heute das Wesen der römisch-katholischen Kirche in seinen Verirrungen und Mißbräuchen kennen lernen will, findet das nötige Rüstzeug in Döllingers Duhenden von Reben, die er seit 1870 gehalten und in seinen zahlreichen Schriften, ich erinnere nur an seinen Janus, Quirinus, Biographie des Cardinals Bellarmin, Altentstücke zum Tridentiner Konzil, päpstliches Finanzwesen, das er durch seinen Sekretair Woler, jetzt Professor in Bern, päpstlichen Index, den er durch seinen Freund Prof. Reusch herausgeben ließ. Zweierlei hat Döllinger allmählich zu einer anderen Ueberzeugung geführt: 1. unbestechliche Wahrheitsliebe und 2. patriotischer Sinn. Er strebte stets darnach, alles bis auf den Grund kennen zu lernen. Er wurde in den 40er Jahren Abgeordneter der bayerischen Kammer und 1848 des Frankfurter Reichsparlamentes, 1849 und 1850 war er Teilnehmer an den Konferenzen deutscher Bischöfe und der ersten katholischen Generalversammlung. Auf all diesen that er sich hervor als schneidiger Verteidiger der Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen



Kirche. Seine diesbezüglichen Anträge wurden 1850 als Artikel 15 in die preussische Verfassung aufgenommen, zur Zeit des Kulturkampfes aber wieder ausgemerzt. Auf diesen Versammlungen und im vertrauteren Umgange mit den Bischöfen und den Häuptern der katholischen Partei hat er manche Einblicke gethan, welche ihn entnützteten. Auch ein längerer Aufenthalt in Rom hat seiner früheren Begeisterung einen Dämpfer aufgesetzt. Ehren und sonstige irdische Rücksichten hatten keinen Reiz für ihn. Nach einem Bischofs- oder Kardinalshute verlangte er nicht. Was Dr. Jörg in den „Historisch-politischen Blättern“ von seiner Eitelkeit und seinem Wohlsein um die Gunst der Mächtigen behauptet, bedarf sehr der Einschränkung. Der alte Adam hatte in ihm wie in jedem Sterblichen eine große Macht, aber die ihn beherrschende Leidenschaft bewegte sich doch um die Beschäftigung mit den Büchern und der Eruierung der historischen Wahrheit. Als zu Anfang der 50er Jahre die Philosophumena des römischen Bischofs Hippolytus nach ihrer Wiederauffindung durch Rynoides Rynas von Miller in Oxford veröffentlicht wurden, sah sich Döllinger zu einer genaueren Erforschung der römischen Kirche in den ersten drei Jahrhunderten durch eine Schrift v. Bunsens veranlaßt. Er betrieb seine Studien und schrieb auch seine Schrift Hippolytus und Callistus (Regensburg 1853) in der Absicht, die römische Kirche zu verteidigen und die protestantischen Behauptungen Bunsens zu widerlegen. Aber er kam dabei zu manchen Resultaten, welche die jetzige römisch-katholische Kirche zum Schrecken der strengen Anhänger des Papsttums in einem gewissen Gegensatz zur Urkirche brachten. Vor allem verdroß es viele seiner Glaubensgenossen, daß er so stark die Macht der geschichtlichen Wahrheit betonte, während nach römischer Anschauung die Geschichtsforschung sich nach den päpstlichen Entscheidungen zu richten hat. Noch mehr als dieses fiel in den Kreisen der Jesuiten und deren Anhänger Döllingers Liebe zum deutschen Vaterlande auf. Als Abgeordneter in München wie in Frankfurt, auf Bischofskonferenzen wie auf katholischen Generalversammlungen hatte er für alle Interessen des deutschen Volkes ein lebhaftes Interesse bekundet und war sogar so weit gegangen, gegen die Bevormundung der deutschen Katholiken durch italienische Bischöfe und Hofstrazzen ernste Worte fallen zu lassen und dem Verlangen nach vollständiger Gestaltung der katholischen Kirche Deutschlands, ja nach einer deutschen Nationalkirche, Ausdruck zu geben. Als er nun gar in seiner Schrift „Papstfabeln des Mittelalters“ angesehene päpstliche Historiker der früheren Jahrhunderte und die römische Kurie der Geschichtsfälschung zieh, erstanden dem großen Historiker von München eine Reihe von Feinden und Gegnern im eigenen Lager. Er selber hatte aber auch mit diesem Buche der römischen Kirche dienen wollen. Die noch von Spanheim, Rist und Hase festgehaltene Geschichte der Päpstin Johanna um 855 erwies Döllinger als eine von mittelalterlichen papstfeindlichen Mönchen erfundene Fabel, zu dem Zwecke gemacht, um das den päpstlichen Thron beherrschende Weiberregiment der Marozia und Theodora zu verhöhn. Merkwürdigerweise ist dieser Fabel durch das im Mittelalter allgemein gebrauchte Kirchengeschichtsbuch des Dominikaners Martinus Polonus († 1279) überall Verbreitung und Glauben verschafft worden, selbst in Rom, so daß Johann XX. sich ihretwegen Johann XXI. († 1277) nannte. Seit dem Buche Döllingers hat niemand von Bedeutung mehr die Geschichtlichkeit der Päpstin zu behaupten gewagt. Sein Buch hatte die Folge, daß auch eine Anzahl anderer Katholiken die Fabeln zum Gegenstande ihrer Studien machten, welche in dem den Geistlichen vorgeschriebenen Gebetbuche, Brevier genannt, in reicher Fülle vorhanden sind. Ein Freund Döllingers, der Oratorianer-Pater Gratry, hat 1870 über die vielen Fälschungen in den offiziellen Büchern der römischen Kirche merkwürdige Enthüllungen gebracht. Der Bischof Raetz von Straßburg erkommunizierte ihn aber und zwang den Mann, welcher die Zahl der 500 Pariser Kutscher, die ehemals katholische Geistliche gewesen sind, nicht vermehren wollte, zur Unterwerfung. Der am 25. Januar d. J. in London gestorbene Dr. R. F. Littledale hat in seiner bei Wyß in Bern in deutscher Uebersetzung erschienenen Schrift: „Klare und einfache Gründe gegen den Eintritt in die römische Kirche“ Gratrys Studien fort-

gesetzt, ebenso Dr. Guettee in Paris, ehemals römisch-katholischer, jetzt griechisch-katholischer (russischer) Priester in seinen Schriften: „La papauté hérétique“ und „La papauté schismatique“, sowie in seiner vielbändigen „Histoire de l'Église“.

Wahrheitsliebe und vaterländischer Sinn trieben Döllinger schon 1861 in offenen Konflikt mit der römischen Kurie und deren Anhang in Deutschland. Damals machte die Einigung Italiens riesige Fortschritte. Die Bevölkerung der von den Päpsten seit einem Jahrtausend regierten Länder wollte vom Papstregiment nichts mehr wissen und jubelte dem König Emmanuel zu. Wie der päpstliche Kardinalstaatssekretär Antonelli 1866 auf die Kunde von dem Siege von Königgrätz in die verzweiflungsvollen Worte „il mondo casca: Die Welt bricht zusammen“ ausbrach, so glaubten viele deutsche Katholiken, hohe und niedere, bei den Nachrichten von der Annexion der päpstlichen Länder durch die Piemontesen, wenn nicht an das Ende der Welt, so doch an ähnliche Evolutionen wie 1789 in Frankreich. Döllinger wurde nun vielfach als Kenner der Geschichte der Vergangenheit um sein Urteil gefragt. Da sich auf den katholischen Versammlungen und in den katholischen Blättern eine fieberhafte Erregung kund gab, entschloß sich Döllinger zu zwei öffentlichen Vorträgen im Odeon zu München am 5. und 9. April 1861 über diese Frage. Er meinte, das Papsttum hätte in den ersten 8 Jahrhunderten ohne Kirchenstaat auch bestanden, folglich würde es auch jetzt nach dem Verluste des Kirchenstaates noch weiter bestehen. Der päpstliche Nuntius von München verließ damals demonstrativ den Vortrag, welcher das größte Aufsehen machte. Napoleon III. ließ sich über den Vortrag Bericht erstatten. In allen Weltteilen nahm man Stellung zu ihm, seitens der päpstlichen Partei eine sehr feindselige. Denn wie heute noch Leo XIII. bei jeder Gelegenheit feierlich erklärt, zuletzt noch am 2. März d. J. aus Anlaß seines 80. Geburtstages, daß er den Kirchenstaat zurückhaben müsse, daß er ohne die nötige Polizeigewalt, Rom von den Kezern zu säubern, die Kirche nicht regieren könne, so galt es auch damals, auf Grund zweier päpstlicher Encycliken vom 18. Juni 1858 und vom 15. Januar 1860 in katholischen Kreisen als ein Dogma, daß dem Papste ein weltliches Reich kraft göttlicher Einrichtung zustehe. Man fand in den Döllingerschen Vorträgen, zu deren Verteidigung er dann binnen wenigen Monaten ein 670 Seiten großes Buch schrieb, eine bedenkliche Neologie, und glaubte derselben dadurch am besten das Wasser abgraben zu können, daß plötzlich auf der ganzen Linie der Hierarchie Rückkehr von der modernen Theologie zur mittelalterlichen Scholastik, insbesondere zu dem von Leo XIII. zum Kirchenlehrer erhobenen Dominikanermönche Thomas von Aquin, gefordert wurde. Dieser Mönch, welcher 1274 starb, hat für die katholischen Theologen ein Handbuch geschrieben, welches von den Päpsten überall eingeführt wurde. Es hat zum erstenmale die Lehre vom Primat, das heißt von der Oberherrschaft des Papstes über die ganze Kirche und die Lehre von seiner Unfehlbarkeit in die Dogmatik gebracht. Die dafür beigebrachten Stellen aus den Kirchenvätern, insbesondere aus den griechischen Vätern sind fast sämtlich entweder mißverstanden oder gefälscht — nicht von ihm, denn er überkam sie von dem getäuschten Papste Urban IV. gefälscht und nahm sie in gutem Glauben an, da er kein Griechisch verstand. — In den Schriften des Thomas finden wir bereits alle Lehr-Sätze der heutigen römischen Kirche, u. a. auch den, daß ein Nichtkatholik nicht selig werden könne, daß der Kexer, welcher sich nicht unterwerfe, aller Habe beraubt und getötet werden müsse, daß Kaiser und Könige dem Papste zu folgen hätten und von einer vollen Selbständigkeit der weltlichen Regierung keine Rede sein könne. Das System dieses Dominikaners verlangt Leo XIII. von jedem Katholiken angenommen, nachdem Pius IX. in seinem Syllabus bereits dasselbe gefordert hatte. 1861, wo die Kurialisten die Fühler ausstreckten, was sie alles dem deutschen Volke bieten könnten, da bäumte sich das wissenschaftliche und patriotische Gefühl Döllingers auf. Er war sich klar, daß man in unseren Tagen das System eines Thomas nicht annehmen könne, welcher seine meisten Argumente aus dem, ihm nur aus einer schlechten lateinischen Uebersetzung bekannten, griechischen Philosophen

Aristoteles entnommen hatte, der heute in vielen Stücken durch die Naturwissenschaft unbrauchbar geworden ist, und seine alttestamentlichen Erörterungen vielfach wörtlich aus dem päpstlicherseits verbrannten „Buche Rose“ des Juden Maimonides abgeschrieben hatte. Dabei bleibt aber der Ruhm des Thomas des größten Denker aller Zeiten unge schmälert. Döllinger berief 1863 mit Haneberg, dem späteren Speierer Bischofe und dem Freiburger Kirchengeschichtsprofessor Alzog eine Gelehrtenversammlung nach München, um gegenüber den streng Ultramontanen eine Vereinigung derjenigen katholischen Gelehrten Deutschlands zu stande zu bringen, welche unabhängig von der mittelalterlichen Scholastik wissenschaftliche Theologie fördern, erweitern und verbreiten sollten. In kindlicher Weise freute sich Döllinger mit den Seinen damals, daß auf Betreiben des mit ihm befreundeten Kardinals Hohenlohe Papst Pius IX. der Gelehrtenversammlung seines apostolischen Segen gab. Indessen es nahmen auch Segner wie die Professoren des Mainzer und Kölner Priesterseminars in München an der Versammlung teil, protestierten daseibst gegen Döllingers Thesen und berichteten an den Papst, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als zu erklären, daß der durch Hohenlohe gesandte Segen aus Versehen an eine falsche Adresse gesandt sei. Kurz darauf erließ der Papst auch ein öffentliches Breve an den Münchener Erzbischof, in welchem die mittelalterliche Scholastik als normgebend allen ans Herz gelegt und den Professoren demütiger Gehorsam gegen die römischen Stuhlsprüche eingeschärft wurde. Döllinger hatte bisher das Papsttum als göttliche Einrichtung angepriesen, ihm blieb nichts übrig, als sich zu unterwerfen. Sein Schüler Dr. Bichler, der spätere unglückliche Oberbibliothekar in Petersburg, schrieb in diesem Betreff: Schuster und Schneider, ja Küster dürfen sich jährlich versammeln, aber die Professoren der katholischen Theologie dürfen das nicht. Doch im folgenden Jahr 1864 gab der Papst dem Döllinger und seinen Freunden eine noch härtere Nuß zum Knaden. Sie hatten soviel von der Macht der allgemeinen Konzilien und der Notwendigkeit der Wiederholung von Reformkonzilien geschrieben und geredet. Pius IX. verdamnte nun am 9. Dezember 1864 ohne ein Konzil mit „unsehlbarem Munde“ in 80 Sätzen im sogenannten Syllabus außer verschiedenen unchristlichen Philosophemen auch die Gewissensfreiheit, die Leugnung der katholischen Staatsreligion, der göttlichen Einrichtung der Kegergerichte, der Inquisition, der Immunität des Klerus, des Kirchenstaates, kurz, er verdamnte die Leugnung alles dessen, was vom evangelischen Standpunkte aus als spezifische päpstliche Eigentümlichkeiten bekämpft wird, weil es mit dem Worte Gottes im Widerspruche steht. Döllinger schwieg zum Syllabus. Er hatte sich mit seinen Freunden auch zehn Jahre vorher in tiefes Schweigen gehüllt, als Pius IX. am 8. Dezember 1854 gleichfalls, wie eine Marmortafel im Petersdome zu Rom meldet, aus „unsehlbarem Munde“ den Glaubenssatz von der unbesleckten Empfängnis Marias orbi et urbi verkündigt hatte. Bei diesem Dogma handelt es sich nicht um die wunderbare Geburt Jesu, sondern um die Sündenlosigkeit Mariens von ihrer Empfängnis und Geburt an. Dem Kirchenhistoriker konnte es nicht verborgen sein, daß ein Bernhard von Clairveaux und der ganze Dominikanerorden gegen diese Lehre gekämpft hatten, daß mit der Dogmatisation derselben durch Pius IX. die Konzilien für überflüssig erklärt, oder zu einer leeren Ceremonie degradiert worden waren und der Anspruch der katholischen Kirche, stets dieselbe geblieben zu sein, sich in einer sehr auffallenden Weise als unberechtigt gezeigt hatte. Aber Döllinger, welcher 1870, als Rom die einfachen Konsequenzen der Jahre 1854 und 1864 zog, laut protestierte, blieb damals stumm und sah gleichgültig zu, daß der katholische Geistliche Thomas Braun und einige andere, welche das neue Dogma der unbesleckten Empfängnis Mariens öffentlich als ein unchristliches verwarfen, weil es dem Herrn Jesu den einzigen Vorzug der Sündenlosigkeit schmälerte und auch der Maria eine wunderbare Geburt zuschrieb, von den Bischöfen exkommuniziert und von der weltlichen Regierung aus ihren Pfarren vertrieben und dem Hunger überliefert wurden. Als man 1870 den protestierenden Professoren ihr früheres Schweigen vorhielt, erwiderte

einer ausweichend: Es habe der Aufrat verboten, gegen ein Dogma zu streiten, über das in Erörterungen sich einzulassen die Hebammen die geeignetsten Personen seien. Indessen das stellt heute niemand mehr in Abrede, daß das Papsttum mit dem Syllabus von 1864, der Heiligspredhung des Großinquisitors Arbes und der unbesleckten Empfängnis von 1854, die allenthalben durch Illuminationen und Volksfeste, neue Andachten und Ablässe populär gemacht wurden, das Dogma der Papstunfehlbarkeit von 1870 vorbereitet hat. Professor Friedrich hat seiner dreibändigen Geschichte des Vatikanischen Konzils das Motto vorgestellt: „Alle Dispositionen waren im voraus getroffen und nichts fehlte mehr.“ Seit 1864 konnten die Apologeten des Papsttums um so mutiger vorgehen, je zahmer die gallikanischen Bischöfe Frankreichs mit Dupanloup an der Spitze wurden, und durch Verschweigungen und Abschwächungen die Willen des Syllabus und anderer päpstlichen Erlasse der stauenden Welt verزندert darzulegen wagten. Döllinger aber veröffentlichte 1868 die zweite Auflage seines Buches „Christenthum und Kirche in der Zeit ihrer Grundlegung“, welches die göttliche Stiftung des Papsttums und Petrus als ersten Papst von Rom festhält und noch heute in katholischen Kreisen viel benutzt wird. Man muß dieses Buch gelesen haben, welches der zweite Band einer auf viele Bände berechneten Kirchengeschichte sein sollte, aber der letzte geblieben ist, um Döllingers schwierige Stellung im Konzilsjahre 1870 ermessen zu können. Es handelte sich auf diesem Konzil befanntlich darum, die sogenannte gallikanische oder hebronianisch-josephinische oder liberal-katholische und episkopalistische Anschauung, daß nur die allgemeinen Konzilien oder der Papst in Uebereinstimmung mit den Bischöfen unfehlbar seien, zu verdammen und als Dogma zu deklarieren, daß der Papst aus sich selbst ohne Zustimmung der Kirche unfehlbar sei, mithin die gottgewollte Verfassungsform der Kirche nicht der Konstitutionalismus oder gar die Demokratie, sondern der Absolutismus sei, wie ihn schon die mittelalterlichen Päpste Gregor VII., Innocenz III., Bonifacius VIII. aufgestellt hatten. Nach sechsmonatlichem Beisammensein in Rom, nach einer ungeheuer großen Anzahl von Schriften und Reden für und gegen das neue Dogma wurden am 18. Juli 1870 vier Flüche gegen alle diejenigen geschleudert, welche leugnen: 1. daß Petrus vom Herrn zum Papste von Rom eingesetzt, dort als Bischof regiert und des Märtyrertodes gestorben sei, 2. daß die Päpste die alleinigen und wahren Nachfolger Petri seien, 3. daß jeder Christ dem Papste in allen auf Glauben und Sitte, Disziplin und Kirchenregierung bezüglichen Dingen unbedingten Gehorsam zu leisten habe, und daß der Papst der eigentliche Bischof einer jeden Diözese auf dem Erdbreite und jeder Bischof wie jede Gemeinde ihm unterthan sei, 4. daß der Papst aus sich unfehlbar sei. Wer einen dieser vier Sätze oder alle verdirft, wird verdammt. Daß mit diesen vier Flüssen dem Protestantismus der Fehdehandschuh hingeworfen war, ist nicht nötig auszuführen. Aber auch den sogenannten bischöflich gesinnten, das heißt für eine gewisse Selbstständigkeit der Nationalkirchen begeisterten Katholiken war hiermit der Stuhl vor die Thüre der Kirche gesetzt. Döllinger kämpfte mit aller Kraft gegen das Zustandekommen des Dogmas durch Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, durch sein Buch Janus, durch eine den Bischöfen überreichte Denkschrift, durch fortlaufende Berichte über den Gang des Konzils. Als alles nicht geholfen, das Dogma perfekt geworden und der Münchener Erzbischof ihn zur Unterwerfung aufgefordert hatte, erließ er am 28. März 1871 seinen berühmten Protest, in welchem er ausführte, daß er „als Christ, als Theologe, Geschichtskundiger und als Bürger die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht annehmen könne. Nicht als Christ, denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe; denn die gesamte echte Tradition der Kirche steht ihr unveröhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen; denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie

der Welt Herrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbaun der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximierte Stellung, welche sie für den Klerus forderte, den Grund legte zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Teil der deutschen Nation herrschen würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechtums in das eben erbaute neue Reich oerpflanzen würde."

Um dieselbe Zeit erklärte er einem Freunde: „Wir waren früher, ohne es zu wissen, alle stark im Vertuschen und im Beschönigen. Ich möchte noch zwanzig Jahre leben, um meine Bücher zu revidieren.“ Er hat noch zwanzig Jahre gelebt und ununterbrochen für die kirchengeschichtliche Wissenschaft gearbeitet. Seine Vorträge über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, seine Regergeschichte des Mittelalters, die Geschichte der Moralfstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert, vor allem seine geistvollen Vorträge, die er als Präsident der kgl. Akademie der Wissenschaften jährlich hielt, werden von jedem gebildeten Christen stets mit Dank gegen den Verfasser gelesen werden. In jeder Zeile merkt man den universalgebildeten Mann, welcher auf allen Gebieten des Wissens heimisch war und eine Reihe von Sprachen beherrschte wie kaum ein zweiter. Unter den Gelehrten wird er stets geachtet sein, auch wenn sein theologischer Standpunkt nicht sympathisch ist. Er blieb auf halbem Wege stehen. Er wollte Katholik sein und bleiben, wie er noch im vorigen Jahre dem Licentiaten Müde erklärte. Er verwarf die zwei letzten Dekrete des vatikanischen Konzils, nämlich den Universalpatripotat des Papstes und die Unfehlbarkeit, dagegen nahm er die beiden ersten über die angebliche göttliche Institution des Papsttums an, obwohl aus den beiden ersten Dekreten die beiden anderen naturnotwendig folgen. Er protestierte gegen die Exkommunikation, unterwarf sich ihr aber insofern, als er sie als formell berechtigt anerkannte, seit der Zeit, also in 20 Jahren, keinen Gottesdienst in seiner Kirche mehr abhielt und niemals mehr zum Abendmahl oder zum Gottesdienste ging. Er wollte mit großen Männern der Vorzeit die Ausschließung aus der Kirche ertragen in der Hoffnung, daß ein allgemeines freies Konzil Remedur schaffen werde. An seiner Beerdigung beteiligte sich kein Vertreter der katholischen Kirche. Professor Johann Friedrich, welcher gleichfalls im Jahre 1871 vom Münchener Erzbischofe exkommuniziert worden und 1878 aus der von Bischof Reinkens geleiteten altkatholischen Bewegung ausgetreten war, sprach das Gebet und hielt die Rede am Grabe, in welcher die Verdienste des Kirchenhistorikers und des Bekämpfers des vatikanischen Konzils betont werden, dagegen über sein Verhältnis zum Altkatholizismus geschwiegen wird. Professor Weichslag zwar will diese Frage durch einen „unlängst veröffentlichten Brief Döllingers an Pfarrer Widmann in Offenburg“ zu gunsten der altkatholischen Gemeinschaft ein für allemal erledigt wissen. Indessen er hat dabei übersehen, daß der betreffende Brief bereits 1875 durch das „Heidelberger Journal“ veröffentlicht worden ist und lediglich von der damaligen Stimmung und Hoffnung Döllingers Kunde giebt. Daß Döllinger nach 1875 der katholischen Reformbewegung nicht mehr so günstig gegenüberstand, haben seitdem viele aus seinem Munde gehört. Keine Bestimmung seines Testaments, keine Gabe zum Neubau altkatholischer Kirchen, keine Teilnahme an deren Gottesdienste, keine Zurücknahme des Protestes gegen die altkatholische Gemeindebildung können die Deutsch-evangelischen Blätter für die Richtigkeit ihrer Behauptungen anführen. Es ist wahr, daß Döllinger seit 1863 und insbesondere seit 1869 vom Liberalismus viel als Fleisch von seinem Fleische angegriffen worden ist. Sein wiederholtes Auftreten gegen die Antisemiten ließ auch die kirchenseindliche jüdische Presse den Kreis seiner Verehrer

mehren. Aber so sehr auch bei Döllinger das Nationelle und Kulturelle in den Vordergrund treten mag und der religiöse und kirchlich-reformatorische Geist zurücktritt, kein aufmerksamer Leser seiner Schriften kann leugnen, daß ihn während seines ganzen Lebens eine christlich-konservative Ueberzeugung beseelt und ihn bei seiner öffentlichen Thätigkeit geleitet hat. Seine wärmsten Freunde waren daher auch nicht in den liberal-katholischen Kreisen Deutschlands, sondern in der Aristokratie der Bischöfe Englands, Amerikas, Scandinaviens und des Orients, mit denen er 1874 und 1875 eine Union aller von Rom unabhängigen bischöflichen Kirchen auf den Bonner Konferenzen plante. Nach dem Gefühl eines deutschen Christen wäre es wenn nicht erfolgreicher, so doch wünschenswerter gewesen, wenn er seinen Einfluß für ein engeres Zusammengehen aller gläubigen Christen unseres Vaterlandes geltend gemacht hätte, da doch die Voraussetzungen der Bonner Unionskonferenz, wie der katholische Kirchenbegriff, die bischöfliche Succession, die Priesterweihe, der Primat des Papstes und manches andere mehr als problematisch sind. Aber wer weiß, was Döllinger gethan haben würde, wenn ihn das Jahr 1870, wo es ihm nach seinem eigenen Geständnisse wie Schuppen von den Augen fiel, als rüstigen Mann und nicht als 71jährigen Greis angetroffen hätte. Jeder kann nur das geben, was er hat und nur mit den Gaben wirken, die ihm von der Vorsehung verliehen sind. Döllinger hat niemals beansprucht, ein Kirchenmann im eigentlichen Sinne oder gar ein Reformator zu sein. Dazu fehlte ihm die religiöse Energie, wie praktisches Geschick und Organisationstalent. Aber im hohen Grade besaß er die Gabe der *prosa*, der Wissenschaft. Bis in sein 91. Lebensjahr hat er in selbstloser Forscherarbeit für die katholische, im weitesten Sinne von allgemein genommen, Kirche rastlos gearbeitet. Noch am Tage vor seinem Tode war er mit einer Arbeit über den Templerorden beschäftigt. Mögen die durch ihn mächtig geförderten kirchengeschichtlichen Studien in weiten Kreisen Liebe zur freimachenden Wahrheit und zum beseligenden Evangelium entzünden und erhalten!

r.



## Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.

Von

Martin von Nathusius.

---

### VII. Privatleben bis zum Ende.

Wir wenden uns nun zu dem näheren Kreise, in dem Philippine ihre Lebensjahre seit der Verheiratung zubrachte. Zunächst sehen wir uns nach ihren Beziehungen um, die sie in Kassel selbst hatte. Ihre Stellung war daselbst nicht ohne Schwierigkeiten und sie selbst hat sich dieselben nicht gerade erleichtert. Ihre jugendliche Originalität, die sie mit dem Alter keineswegs ablegte, wurde natürlich mit den Jahren immer auffallender. Wie in der Poesie, so hielt sie sich auch im Leben und im Verkehr nie an die anerkannten Regeln. Ihre Offenheit und Herzengüte durchbrach manche Schranke, die dem steifen Philisterium als unübersteiglich galt. Und so kam es dem, daß die Kriegsrätin eine stadtbekannte Persönlichkeit wurde, von der eine Menge Geschichten, teils wahr, teils halb wahr, teils ganz erfunden, in der Leute Mund waren.

Die Schwierigkeit der Stellung lag zum Teil an der tiefen sozialen Kluft, die damals im ganzen noch den Adel und die Bürgerlichen trennte. In dem bereits erwähnten Gedicht an die Königin Luise spricht Philippine aus, daß sie es ganz zufrieden wäre, nicht adlig geboren zu sein, von Raubrittern abzustammen u. dgl., aber heute, meint sie, hätte sie doch gewünscht, zu denen zu gehören, die, weil sie vom Adel waren, sich dieser Königin, „der Göttin der Erde“, hätten nahen dürfen. Solcher Schranken aber gab es viele. Und nun hatte die Dichterin gerade in der vornehmen Welt manchen Freund und Verehrer, wie u. a. das Subskribentenverzeichnis der zweiten Sammlung beweist, — und da sich daraus auch ein gewisser Verkehr ergab, so führte es zu Konflikten. Besonders der Frau Schwiegermama waren diese Beziehungen gar nicht recht. Sie war eine etwas steife Dame, die sich überhaupt in das Wesen des originellen Mädchens nicht finden konnte, die in Kassel den Namen „Champagner“ erhielt, nachdem ihr Mann als Bräutigam bewundernd von ihr gesagt hatte, sie verbielte sich zu den Kasseler Mädchen wie Champagner zu Apfelwein.

Als Philippine einst als junge Frau aus einer Gesellschaft kam und mit ihrem schönen Loupé im Sofa einschlief, sah die Schwiegermama dabei und äußerte ihr Mißfallen durch die sprüchwörtliche Redensart: „Nachbars Ruh und Rind — da weiß man, was man daran hat.“ — Philippine empfand dies Verhältnis natürlich selbst lebhaft, das

dadurch noch drückender wurde, daß sie mit des Mannes Mutter zuerst in ein und denselben Haushalt kam. Da gab es für ihre freie Natur viel Selbstüberwindung. In einem späteren Briefe an eine verheiratete Tochter schreibt sie: „Solltest du auch hierin mein Schicksal haben, daß du zuweisen bei deines Mannes Mutter, die andere Erziehung, anderes Zeitalter und andere Leibes- und Seelenbeschaffenheit hat und hatte, so bitt ich dich, sei wie ich war! Komm auch, wenn dir Unrecht geschehen sollte, immer freundlich wieder. Die Schrift sagt: „Laßt euch nicht das Böse überwinden, sondern überwindet das Böse durch das Gute!“ Und so auch bei dem, was wohl nicht Böses, nur Schwachheit ist. So kommt die schöne Frucht.“

Ein Gegenstand des Tadels der Schwiegermutter, wie auch aller „vernünftigen“ Leute in Kassel war, daß sie im Jahre 1790 unter des Mannes Mitwirkung, aber auf ihren alleinigen Namen ein Haus mit Garten vor dem Weißsteiner (jetzt Wilhelmshöher) Thor kaufte. Damals war es noch nicht üblich, daß Honoratioren vor dem Thore wohnten, dazu brachte die damals noch bestehende Thorsperre manche Beschwerneisse mit sich. Allein Philippine durchbrach mutig das Vorurteil, und schließlich zog einer nach dem andern in dieselbe Gegend, und so ist die jetzt so prachtvolle Wilhelmshöher Allee entstanden.

Noch einen besonderen Gewinn sollte Philippine von dieser Vorstadtwohnung haben. Dort lag auch das Korps der Fehlbäger im Quartier, und einer der Offiziere, mit denen sich ein reger Verkehr ergab, war der als Dichter und Freund Seumes bekannte Herr von Münchhausen. Er wurde ein wirklicher Hausfreund und ist in den Jahren von 1798—1802 sehr häufig des Abends bei Engelhardts gewesen. Seine Erzählungen über seine Bekanntschaft mit Seume, über die Scenen des amerikanischen Krieges (zu welchem hessische Truppen unter dem Namen von „Hülstruppen“ an England verkauft waren\*), waren sehr unterhaltend, und seine Unterhaltung über Dichtkunst für Philippine von großer Wichtigkeit und Bedeutung. Von ihm geht die Geschichte, daß er eines Abends gesehen habe, wie die Kaze sich die noch etwas warme Ofenröhre zum Ruheplätzchen ausgesucht. Da habe er lachend ausgerufen: in diesem Hause ist doch alles genial, selbst die Kaze!

Diese Genialität läßt sich allerdings nicht leugnen. Es war ein wunderliches Gemisch in ihr von praktischer und sehr sparsamer und wirtschaftlicher Hausfrau mit poetischem Sinn, überprüfender und nicht selten verletzender Offenheit mit einer Weichheit des Herzens und einer hingebenden Liebe, die überrascht. Ein Zeitgenosse berichtet nach ihrem Tode: „Was mich selbst betrifft, so gestehe ich, daß mich das Wunderliche in ihrem Charakter eher abstieß als anzog, erst später lernte ich das Treffliche recht schätzen und erkennen, indem sich darin meine Ansichten mit denen der Brüder Grimm begegneten und wir uns gegenseitig darauf aufmerksam machten. Dieses ungemaine Wohlwollen gegen ihre Mitmenschen, besonders gegen bedrängte und leidende, diese Lebensfrische und Lebenslust im hohen Alter, ohneachtet einer höchst mühseligen und sorgenvollen Jugend, und der lebendigste Sinn für alles Gute, mit einer großen Lebensklugheit gepaart, waren Erscheinungen, welche sie zu einer höchst ausgezeichneten Frau machten, ganz abgesehen von den poetischen Talenten, in denen sie sich eine ganz eigne Art geschaffen und verbiente Anerkennung gefunden hat.“ —

Der Verkehr mit den Gebrüdern Grimm ist schon einmal erwähnt und es ist hier der Ort, einiges darüber einzuschalten. Jacob und Wilhelm Grimm, die verdienstvollen Begründer der deutschen Sprachwissenschaft und die sinnigen Sammler deutscher Märchen und anderer Aeußerungen des Geistes unseres Volkes, waren geborene Hessen (Hanau 1785 und 1786) und lebten zur westfälischen Zeit in Kassel, an der dortigen Bibliothek angestellt, bis Jacob in Göttingen Professor wurde, wohin ihm Wilhelm

\*) Der alte Regnerus Engelhardt war amtlich an diesem Geschäft beteiligt gewesen und soll aus Gram über das Schicksal dieser armen Landsleute früh gestorben sein.



nachfolgte. Besonders Jacob war eine Zeitlang öfter im Engelhardtschen Hause, versorgte Philippine mit Büchern und Zeitschriften und erlustigte sich an ihrem Wesen. Anstatt der mir vorliegenden Notizen über die aus der beiden Brüder Munde aufbewahrten Nachrichten, die sich auf unsere Dichterin beziehen, gebe ich die damit übereinstimmenden Stellen aus deren gedruckten Briefen, auf die mich der Herausgeber derselben freundlichst aufmerksam gemacht hat.\*)

Aus einem Brief vom 5. Mai 1820 an Frä. v. Harthausen: „Die Frau Geheime Rätbin Engelhardt wohnt nicht mehr in dem Haus, sie hat es verkauft, und da fast alle ihre Kinder versorgt sind, so muß sie mit etwas Gespräch und einer lebhafteren Unterhaltung ihre Zeit nützlich anzuwenden suchen. Ich sehe sie äußerst selten, indeß besuchte sie mich neulich auf eine Minute, d. h. etwas über eine Stunde, worin sie mir einen Theil ihrer Familiengeheimnisse vorgetragen hat. . . .“

Au dieselbe vom 27. Mai 1821: „Unsere Freundin die G. R. G. hat sich wie ein Phönix verjüngt, nachdem sie ihr Haus verkauft und das viele alte Gerümpel, das ohne Zweifel darin gesteckt, zusammengetragen, angesteckt und sich darauf verbrannt hat, ist sie jugendlich wieder daraus hervorgegangen. Eigentlich geschieht ihr durch dies Gleichniß zu viel Ehre, sie würde es gern annehmen, da sie über ihre Dichtergaben selbst am wenigsten Zweifel hegt. Sie hat sich vor dem andern Thor in einer kleinen Villa eingemietet, die ein französischer Baumeister sich erbaut, und die innen allerkiebst eingerichtet, außen reizend in einem kleinen Bosket liegt. Wir waren einmal zum Thee eingeladen. In dem größten Zimmer stand ein prachtvolles Sofa mit gleichen Stühlen von schwerem weißen Seidenzeug mit kleinen Blumen besät. Sie sagte mir: das ist mein Brautkleid, womit ich diese Möbel habe überziehen lassen; ich hatte es für den Fall, daß ich Wittve würde und meine Kinder alle verheirathet sein würden, aufgehoben. Einen Herrn, der sich auf das Sofa niedergelassen, um sein Stüchchen Butterbrod zum Thee zu genießen, rief sie ah, um ihn in ein dringendes Gespräch zu verwickeln. Sie gestand mir heruach, oder vielmehr sie sagte es aus freien Stücken, denn sie sagt Alles heraus: sie hätte ihn bloß weggelockt, damit nicht ein Bröschchen Butterbrod auf das Sofa fiel, es könnte davon steckig werden, es sei doch ihr Brautkleid. Sie hat beides, etwas von einer Heze und einer wohlwollenden und gutmüthigen Frau. In einer Kammer, in die ich gerieth, fand ich ein Bett mit einer Unzahl von alten gewaschenen Handschuhen, die darauf trocknen sollten. Sie hatte alle, die sie je gebraucht, ich glaube auch seit sie Braut gewesen, aufgehoben und wollte sie jetzt wieder in Stand setzen, um sich wahrscheinlich für die übrige Lebenszeit damit zu versorgen. So lebt sie beständig in geschäftigem Müßiggang. In einem der äußerst kalten Wintertage dieses Jahres hat sie einmal, wie alles weggegangen war, in einem Windofen selbst Feuer anzumachen wollen, es ist kein Stroh da und ihr fällt ein, daß in einer Bodenkammer unter anderem Bettzeug auch ein Sack stecke, dessen altes Stroh zu verbrennen eine löbliche Oekonomie wäre. Sie geht also hinauf, wirft alles Bettwerk, denn der Sack liegt unten, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit auseinander. Es thürmt sich gegen die Thür und drückt diese zu. Wie sie endlich den Sack gefunden und die Hand voll Stroh erberntet hat, sieht sie, daß die Thür, die nur von außen kann geöffnet werden, zugeschnappt ist und so muß sie drei Stunden in der Kälte verweilen, wo erst jemand heimkommt, der ihr Pochen hört und sie erlöst. Sie hat mir das Stüchchen selbst erzählt.“

Man merkt es diesen Mittheilungen an, wie der Schreiber — entsprechend der oben mitgetheilten Aeußerung — auf das Treffliche in Philippine sich selbst immer erst wieder aufmerksam machen mußte. Sie mag ihn manchmal etwas lästig gewesen sein. So wollte sie einst dem Jakob G. ihren Väterger aufdrängen zur Beurteilung und

\*) In „Arenndesbriefen“ von Wilhelm und Jacob Grimm. Mit Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. Alex. Reifferscheid, Professor der Philologie in Greifswald. Weidmann, Demninger.) 1874.

Beschaffung eines Verlegers; sie wurde abgewiesen, aber erklärte warten zu wollen bis er nach Hause käme, und sie sagte der Schwägerin geradezu: er will mich nur nicht sprechen. — Auch meinten die Grimms später, sie hätte einen durch ihr energisches Neben selbst oft zu Ankerungen genötigt, die man nicht gern gethan hätte; sie bewegten einen zu sehr; deshalb mieden die Brüder den zu häufigen Verkehr. — In einem Briefe an Jakob macht sie ihm Vorwürfe, daß er — in ihrem Zimmer — nicht etwas länger gewartet hätte: „Noch vier Messerschneitten und ich und die Magd waren fertig und schlossen die Stube zu, sie lief nur noch hinaus, mir heißes Wasser für die Hände zu holen, und nun wollte ich hinüberlaufen, war froh gewesen, daß unser Franz Sie höchstens ein Viertelstündchen besaß und Sie liefen davon. Waren Sie preßirt? Freilich Antwort auf die Lesegesellschaft hatte ich nicht.“ — Ein andermal beklagt sie sich: „Niemals meine Zimmer zu betreten — ist das wol recht? Nie das Handwerk zu begrüßen?“ —

Den Anfang ihres Verkehrs mit J. Grimm bespricht ein Brief vom 11. Februar 1807: „Daß ich eine arme geplagte Hansfran bin, der Sie gar nichts übel nehmen und in jeder Lage vorlieb nehmen müssen, beweist Ihnen das hinlänglich, daß ich über die Kinder, die das böse Wetter wie Küchlein unter die Henne an mich drängt, Ihnen noch kein Wort auf Ihr die Bücher begleitendes Billet sagen konnte. Die unsichtbare oder heimliche Gemeinde der Fühlenden und Denkenden in Kassel sollte wie alle nur geduldete und gedrückte Sekten desto fester zusammen halten. Sie wissen, daß ich daher Sie zuerst anredete und wir Sie zu uns einluden, weil mein Mann Sie außerordentlich als Geschäftsmann lobte und wir Franzzimmer den Denter und Schreiber in Ihnen sehen wollten. Freilich, neulich Ihr erstes Kommen schlug fehl. Wir waren ausgebeten und das Stündchen uns geweiht verlängerte sich und die Mädchen, was ich nicht wollte, da mich ein Geschäft zurückhielt, waren, da sie Ihre Stimme nicht kannten, in ihre Kammer gelaufen. Die schöne Mode sollen sie bei Ihnen, der ein befehrender Umgang ist, ablegen. Kommen Sie wann Sie wollen, auch Ihr Bruder soll witzig, fleißig und brav sein, bringen Sie auch ihn mit. Ich sage Ihnen, handeln Sie klüger als durch Klummer über nicht zu ändernde Lagen des Landes und durch Nachsitzen bei literarischen Arbeiten, noch dazu bei schwerer Amtsarbeit sich aufzureiben. Man muß machen, daß man die bösen Zeiten überlebt, um bessere genießen zu können. Musik und munteres Gespräch soll, denke ich, Sie zuweilen aus dem Trübsinn ziehen, den ich in Ihrem Antlitze lese. Des Abends ist man wohl am ruhigsten. Kommen Sie aber, daß Sie noch sehen können. Wer wird den Weg scheuen, den mein Mann zu allen Zeiten geht? . .

Ein andermal beschreibt sie in zwei Briefen, durch fast 14 Tage getrennt, den Eindruck eines Romans, den ihr Grimm verschafft. Die Heldin heißt Delphine. Im ersten Brief ist sie ganz entzückt: „O es waren schmerzlich süße Stunden, in denen mein alterndes Herz die Qual dieser Liebenden las. Früh deckte der Regen Herzen, deren Qual ich nicht für so mächtig hielt, bis ich es selbst fühlte. Die Zeiten der Blüthe, von denen mir nichts blieb als Erinnerungen, die kein Alter vertilgt — in schönen mit Nacht schattirten Bildern zogt er mir vorüber in diesen Schilderungen.“ Jedoch, nachdem sie auch die andern Teile gelesen, heißt es: „Alle schmerzlich angenehmen Empfindungen . . . verfohlen mich nicht mit der grausamen Schreiberei, die alle diese Eigenschaften bloß benutzte, um die in jeder anderen Lage an die Gottheit grenzenden Menschen zu verderben! . . . Weg mit ihr! sie hat mich so beklemmt und geängstet, daß ichs ihr nie vergehe. Sonderbar genug, daß ich mein bescheiden Theil besonders darin bekommen, die oft schon, indem sie Menschen zu helfen suchte, an Ruf und Ruhm und Vermögen litt, und stets so handelte wie jenesmal, wo ich drei Hunde einer Freundin von einer englischen Dogge retten wollte, welche sie halb zerriß, mein Unglück vorausahnd und dennoch die Schürze über die armen Thiere zog, als ich mit Rufsen sie gelockt und den großen Hund stammem gemacht hatte — er schüttelte mich aus Gnade nur so, daß ich mit achttägigen Krüemschlägen davon kam. — Ich danke Ihnen nochmals für das

siele böse Buch. Leihen Sie mir, die, seit sie die Heffische Brodwisheit lernen mußte, in Geistesarmuth gerieth, doch ferner Bücher, was es ist, in meiner Lage und Alter verdaut man Alles. NB. sogar in einer Stunde kann ich, wenn es sein muß, ein mäßiges Buch auslesen. Bestimmen Sie nur die Zeit. Wenn Sie's aber erlauben, so geb ich sie auch den Töchtern zuweilen zu lesen. Journale haben Sie und Ihre Freunde wol viele. Ich kenne fast keins und oft ist von mir selbst etwas darin."

Diese Grimm'schen und ihre eigenen Aeußerungen geben, so denke ich, ein anschauliches Bild ihres Wesens. Die Lebhaftigkeit ihres Sprechens muß außerordentlich gewesen sein. Sie wußte alles mitzuteilen, was sie bewegte und immer mißte sie — wie in dem Brief über Delphine — Selbsterlebtes, Eigenes hinein. Sie aß kaum vor Sprechen und konnte auch, da sie alles was um sie vorging bemerkte, die geringsten häuslichen Kleinigkeiten episodisch mitten in der größten Führung, etwa Trauer über lieben Verlust oder dergl. einfügen, z. B. „schmier nicht so dick, die Butter ist theuer.“ — Auch auf der Straße redete sie ihre Bekannten fleißig an und soll zuweilen in den haltenden Wagen hinein lange Geschichten erzählt haben. Oder sie kam zum Besuch bei ihren verheirateten Kindern, machte nur die Thür auf, rief etwas Freundliches hinein oder eine gute Lehre oder etwas, das sie gerade beschäftigte — und ging wieder.

Die von der Mutter gelernten sprichwörtlichen Redensarten wendete sie noch im Alter viel an. Man konnte sie sitzen und lesen sehen, plötzlich schlug sie das Buch zu und rief im Aufspringen: „Man kann nichts verschwören als das Naseabbeißen“ — d. h. es ist doch wirklich alles möglich. Ueber die Zeit der Mode hatte sie das Scherzwort: „Wenns Mode ist, singt man Pumpennidel in der Kirche.“ Andere solche Redensarten waren: „Das Licht an beiden Enden anstecken geht nicht“ — „die Tollen frieren nicht“ u. s. w.

Ihr Leben in dem Hause vor der Stadt hat sie sich und den Ihrigen recht freundlich gestaltet. Große Gesellschaften, in denen es steif herging, sowie die gesundheitsgefährlichen Bälle mochte sie gar nicht. Gern dagegen unternahm sie Vergnügungen im Freien mit Kaffeetrinken, Musikieren u. dgl. Heutzutage verstehen sich derartige Unterhaltungen von selbst. Damals gehörte eine gewisse innere Freiheit dazu, um sich nicht durch Vorurteile darin stören zu lassen.

Ihre eigne Geselligkeit im Hause war sehr belebt. Noch manche andere originelle Stücke außer dem Brautkleid als Sofaüberzug fielen dabei vor. Einst hatte sie Gesellschaft, war aber mit den Vorbereitungen dazu noch nicht fertig, so daß die eintretenden Gäste sie im Hause nicht finden und in den Garten treten, wo sie etwas deutlich ihre Verwunderung über dies Benehmen der Frau Kriegsräthin aussprechen. Philippine sah in den Erbsen und hörte diese Aeußerungen. Sie rief plötzlich: die Frau Kriegsräthin pflückt Erbsen, wenn ihr sie nachher essen wollt, müssen sie doch erst gepflückt werden.

Mit welcher raschen Entschlossenheit sie handeln konnte, dafür ist Belag, daß, als einst ein vornehmer Besuch angemeldet wurde, sie aber in der Wohnstube von vielen nicht sehr sehenswerten Gegenständen umgeben war, Windeln u. s. w., — sie schnell alles zusammenraffte und aus dem Fenster warf.

In den ersten Jahren ihrer Ehe regte sie befreundete Familien dazu an, daß sie gemeinsam ein Liebhabertheater einrichteten — wieder zum großen Kummer der Schwiegermutter. Daß Philippine ihre Rolle lebendig durchgeführt, läßt sich denken. Auch Musik wurde viel getrieben. Sie selbst sang reizend zur Harfe und in den spätern Familienschilderungen kommt wiederholt der hütreichende Gesang ihrer Töchter vor.

Erwähnt habe ich im häuslichen schon ihre Wirtschaftlichkeit. Auch darin freilich hat sie gewiß manchen Mißgriff gethan. Ihr Wirtschaften war ohne System, bestand in einer Unzahl kleiner Besorgungen und kostete daher viel Zeit. Doch hatte sie Sinn für alle Kleinigkeiten und auch Lust dazu. Des Abends suchte sie im Garten mit der Laterne die Schnecken ab. Noch aus der Ferne, in Briefen, sorgt sie für ihre Blumen und fragt an, ob dem Vogel das Fressnäpfcgen nicht etwa auch verkehrt gehängt werde.

Sie hielt sehr viel auf Reinlichkeit und war deshalb viel in der Küche, um alles stets zu überwachen.

Durch das Wirtschaften hindurch aber konnte sie poetische Eingebungen haben und sich innerlich geistig beschäftigen. Oft schrieb sie die besten Gedanken, Briefkonzepte, Gedichte zc. auf die Rückseite einer gerade vorhandenen Rechnung, z. B. einer solchen für Flickens eines schwarzen Strohhuts. Auf Schusterrechnungen, Mietkontrakten, Witwengehältsquittungen haben wir solche Entwürfe, auch so, daß sich die Zeilen überlaufen; recht ein Bild ihres Lebens! Wenn sie auch wirtschaftlich fein wollte, so durfte doch nie die Sparsamkeit zu sehen sein. „Keine ausgezirkelte, oft der Gesundheit schadende Sparsamkeit ängstigt die Mitgenießenden,“ sagt sie selbst. Um aber alles preiswürdig zu bekommen, ging sie am liebsten selbst zu den Kaufleuten. Sie behauptete, sie kaufe alles selbst am besten ein, weil sie freundlich mit den Leuten, so gäben sie ihr auch immer das Beste. Jedoch mag ihre Gutmütigkeit dabei oft getäuscht sein. Seitens der Diensthoten war dies wenigstens der Fall. Sie war zu harmlos, ließ sich hinter das Licht führen, weil sie allen Menschen das Beste zutraute und auch da, wo sie Fehler sah, nicht energigisch einschritt. Sie klagte selbst, daß sie mit Untergebenen schlecht auskäme, weil sie es nicht über sich vermöchte, durch Zwang etwas zu erreichen.

Für ihre außerordentliche Herzensgüte und feinen Takt erzählte ich noch eine Anekdote. In einem kleinen Kreise von Freunden ihres Mannes war es eines Abends sehr heiter hergegangen. Der eine der Freunde kommt etwas angeheitert zu seiner ziemlich ungebildeten Frau zurück und erzählt, wie reizend es bei Engelhardts gewesen sei und was das für eine Frau sei, wie sie verstehe das Leben zu verschönern u. s. w. Darüber wird die eigene Frau gereizt und antwortet: Nun, eine Gans kann sie doch gewiß nicht braten. Das erzürnt aber den begeistertsten Gatten noch mehr und es kommt schließlich zu Schlägen. Philippine hört davon und ist außer sich, daß sie die unschuldige Ursache einer so gemeinen Handlung gewesen. Nach einiger Zeit macht sie sich deshalb auf, um die Frau zu besuchen, trifft sie im Garten und redet sie sehr freundlich an, wie sie gehört, daß jene so sehr erfahren in Gartenarbeiten sei, während sie selbst lange nicht genug davon verstehe; sie hoffte recht, daß sie ihr mit Rat zur Seite gehen werde u. s. w. Es entwickelt sich daraus ein ganz freundschaftliches Gespräch und ein herzlichtes Verhältnis der beiden Frauen.

Die schon mehrfach erwähnte Herzensgüte zeigte sich bei Philippine in einer großartigen Wohlthätigkeit, wie auch bei den kleinsten Gelegenheiten. Grimms erzählen, daß der Herr Kriegsrat einst in Gala aus einer feierlichen Sitzung kommend, auf ihr Geheiß dem weinenden Fleischerjungen den Karren bergan schieben mußte. Sie schenkte und gab was sie hatte. Ihr Mann erbat einst von ihr die Flasche Wein, die er noch stehen habe, — allein Philippine mußte sich entschuldigen, sie habe sie grade einem armen Manne geschenkt. Ein Bedürfnis kennen und es nicht erfüllen, das war ihr unmöglich. Wiederholt ging sie mit Bitten an die Oeffentlichkeit, und auch der ehemals landgräfliche und später kurfürstliche Hof mußte ihr herhalten. Sie selbst nannte sich einen Anwalt aller Nothleidenden. Aber das war grade ein Kennzeichen ihrer Wohlthätigkeit, daß sie nicht allzuviel prisen und überlegen wollte. Ueberlegte Varnherzigkeit, meinte sie, ist schon eigentlich keine mehr.

Ein Brief von ihr an die Hofdame der Kurfürstin (30. Juni 1806) versetzt uns am besten in diese Art ihrer Thätigkeit. Sie schreibt: „Ich sagte kürzlich zu unserm Pfarrer Wille, ich wollte suchen, mich aus dem guten Rufe — der Wohlthätigkeit zu bringen. In Wahrheit, so oft ein Thälerröckchen endlich gesammelt ist zu nothwendiger Bekleidung oder ein bißchen Weinen für die Kinder, so zergänzt es eines Unglücklichen Bitte, oder mein eignes Ausforschen des häßlichen Elends der Armuth; und ein Kindbett oder Sterbelager dieser oft von Allem entblößten nimmt wohl Alles auf einmal weg. Ich habe eine Weile her meine erhabenen Freundinnen ziemlich in Contribution gesetzt. Fr. von Raumbach gab eben ein ganzes Bett einer unheilbar Schwindsüchtigen,

die Wund und als Geripp ihr Fieber auf mürben Lumpen und hartem Stroh litt. Sie hat nun ausgehitten und durch das Bett fand ihre tolle und gebrechliche Tochter Aufnahme. Die gute W. ging selbst an das ekelhafte erste Lager und hat ein Kostgeld zusammengeworben für das verlassene tolle Mädchen. Frau v. Waiß gab einer Kranken monatlich einen halben Thaler, und so haben manche mir geholfen, etwas Linderung zu geben, wie Gott befohlen hat. . .“ Und nun kommt das eigentliche Anliegen erst selbst, nämlich wie früher einer Frau von Stande, so jetzt einer gewöhnlichen Frau zu helfen.

Sehr viel Gelegenheit, ihr mitleidiges Herz rühren zu lassen, hatte Philippine durch die amtliche Thätigkeit ihres Mannes. Nach der Restauration wurde Engelhardt Direktor des General-Kriegskollegiums. Das Heer mußte schnell wieder hergestellt werden und so drängten sich die Geschäfte. Es wurde angehoben und für Kriegsbedarf geforgt. Zum Kriegsdienst wurde alles, was nur Waffen tragen konnte, herangezogen und die Unabkömmlichkeit von Hause wenig berücksichtigt. Nun kamen aber Männer, Weiber, Kinder als Supplikanten, umlagerten das Haus und klagten oft wehmütig ihre Not, zuweist die Frau Kriegsrätin. Sie wurde durch die Dürftigkeit dieser Leute und ihre Not gerührt und sah sich bei der Erschöpfung ihrer eigenen Mittel veranlaßt, in öffentlichen Blättern zur Beihilfe aufzufordern. Eine solche poetische Bitte habe ich oben schon mitgeteilt. Sie hatte eine Kasse für Soldatenfrauen, für welche ihr auch der Kurfürst 20 Rthlr. und die Frau Kurfürstin 10 Rthlr. zukommen ließ.

Bei ihrer rücksichtslosen und zügellosen Wohlthätigkeit wurde es dem Manne zuweilen etwas bange. „Du wirst noch Ungelegenheiten davon haben“ — sagte er zuweilen, obgleich er selbst gleichfalls sehr wohlthätig war und auch ganz die menschenfreundliche Art seiner Frau hatte. Er führte selbst, in voller Uniform, Bettelkinder an der Hand seiner Frau zu mit der Bitte: „Du wirst wohl noch etwas über haben.“ — Die vorausgesagten Ungelegenheiten traten aber wirklich ein. Engelhardt selbst zwar erlebte es nicht mehr. Er starb am 27. Januar 1818 plötzlich am Schlagfluß. In diese Betrübniß hinein aber kam eine andere, in die sie durch eine schwere Verleumdung versetzt wurde. Ein nichtsnutziger Jude nämlich, in gerichtliche Untersuchung darüber gezogen, daß er einem Soldaten im Jahre 1814 300 Rthlr. unter dem Vorwande abgepreßt hatte, ihn vom Militär freizumachen, was aber nicht eingetreten war, — gab vor, er habe jenes Geld an Philippine gegeben, um durch sie ein gutes Wort für den Soldaten zu erlangen. Also die Beschuldigung einer geduldeten Bestechung. Nun war nicht zu leugnen, daß der Jude eine Kleinigkeit zu jenem Unterstützungsfonds beigetragen und sich auch oft Gelegenheit gemacht hatte, um in Engelhardts Haus zu kommen, aber der unerlaubte Zweck dabei war frei erfunden. Auf Philippine machte die Sache einen tiefen Eindruck, besonders schmerzlich war ihr die Beschuldigung des Audekens ihres eben verstorbenen Gatten. Sie selbst mußte vor Gericht als Zeugin erscheinen. Glücklicherweise blieb kein Neß von Verdacht gegen beide und der Jude wurde wegen Erpressung zu sechs Monaten Buchsthaus und zur öffentlichen Ausstellung verurteilt.

Charakteristisch ist die in dieser Angelegenheit gepflegte Korrespondenz Philippinens mit ihrem Sohne Wilhelm, der ihr Anwalt war. Unter andern hat sie das ganze Sachverhältnis schriftlich aufgesetzt, natürlich in ihrem Stil, der durchaus nicht der Gerichtssprache entsprechend war. Aber sie setzt hinzu: „den erzählenden Anfang las ich nur so, das Ungewöhnliche macht immer Eindruck.“ —

Wenden wir uns zum Schluß noch zu Philippinens engerem Familienleben insbesondere. Mehrfach vorgekommen ist schon der Mann. Schon bei der Verlobung mußten wir die etwas steife Hülle erwähnen, in der sich der beste und redlichste Kern barg. Die Neigung zur Bedanterie kann man sich als Erbschaft seiner Mutter wohl denken. Als junger Mensch soll er eine Viertelstunde sich mit einem Fleden haben beschäftigen können, den er aus seinem Rock bürtete. Hält man daneben Philippinens rasches freies Wesen, ihr vieles Neben, mit dem sie auch den Gatten oft in vielen

Kleinigkeiten meisterte (z. B. bei Tische: so mußt du nicht schneiden u. dgl.) — so kann man sich denken, daß es an Reibungen nicht fehlte. Desto mehr ist es hervorzuheben, eine wie glückliche Ehe sie doch führten. Seine Freude an ihrem frischen gefälligen Wesen ist bis zum Ende dieselbe geblieben.

Ein Bürger schrieb sie (Nr. 23): „Engelhardt ist fromm, hat viel Kopf und Geist und sein Neuhäres ist mir angenehm.“ Und Bürger hatte darauf geantwortet: „Dank Sie dem Himmel für den lieben frommen Mann; desto weniger Schläge kriegt Sie.“ — Diese innere Gebiegenheit aber tritt wirklich überall an ihm und seinen Neuhäres hervor. Als junger Mann hatte er (anonym) ein Buch geschrieben, das uns hier interessiert. Es führt den Titel: Versuch über den wahren Begriff der Ehe und die Rechte bei der Errichtung derselben in Hessen-Casselschen Landen. (Erraro non vitium est sed natura. Seneca.) Cassel, 1776. — In der Vorrede entschuldigt er sich sehr komisch und weitsäufig, daß er, ein lebiger junger Mann, über die Ehe schreibe, als ob ihm „eine üble Auslegung“ gemacht werden könnte „über die Beschäftigung seiner Gedanken mit einem Gegenstande, den einige zu heilig, andere zu prosaisch dazu halten.“ Er erklärt dies für ein Vorurteil, streicht die Wichtigkeit des Gegenstandes heraus und sagt, wie er „diese Lehre auch schon vorher wegen ihrer Verbindung mit der praktischen Philosophie vor vielen anderen Lehren der Rechtsgelehrsamkeit vorgezogen“ habe und jetzt durch Sammlung von Verordnungen darüber zu dieser Untersuchung veranlaßt worden sei. Mit Bayards Wahlspruch sans peur et sans reproche tritt er, dem Rat seiner Freunde entgegen, damit ans Licht. — Aus dem Inhalt teile ich nur mit, daß er keineswegs aus Kompilationen besteht, sondern auf Grund eigenen Nachdenkens tritt der Verfasser aus herrschenden Ansichten entgegen und zeichnet sich namentlich durch die Anhänglichkeit an deutsche Sitte und christliche erhöhte Forderungen dem römischen Rechte gegenüber aus. Zur Kennzeichnung gebe ich nur folgenden Satz: „Das eigne Bewußtsein wird es hoffentlich Viele lehren, daß das Sanfte der ehelichen Freundschaft, daß die ungetrennte Vereinigung und willige Theilnehmung am Glück und Unglück mit einer der Hochachtung und Freundschaft würdigen Person des anderen Geschlechts der Endzweck ihrer Ehe war. Aber dies sind immer Güter, die uns die Ehe nicht von selbst mittheilt. Es sind Güter, deren Besitz von uns selbst, von der Güte und der Moralität unserer Gesinnungen, von unserer Wahl und kurz von Neben Umständen abhängt, die, so fähig auch übrigens die Ehe ist deren Erlangung zu befördern, dennoch vielleicht nur allzuoft von derselben getrennt sind. Und eben dies zeigt uns, daß auch diese nicht die Eigenschaft habe, die bei einem Zwecke, der uns das Wesen der Sache selbst darstellen soll, nöthig sind.“

Die Güte und die Moralität der Gesinnungen“ waren es, welche auch die Engelhardt'sche Ehe zu einer glücklichen machten. In dem Entwurfe zu einer Erzählung stellt sie als Forderung auf, daß die Frau dem Manne alles Vorhergegangene bekennen müsse. Also ohne die innigste Harmonie konnte sie sich die Ehe nicht denken. Selbstredend zeigte sich auf diesem Grunde doch nicht selten Verschiedenheit der Ansicht. So z. B. auch in der Erziehung. Philippine hatte gar keinen Sinn für strenge Zucht. Sie gewährte grundsätzlich den Kindern möglichste Selbstständigkeit, wobei ihre Nachsicht in das Weite ging. So gestattete sie, daß ihre Kinder, wenn sie sich bei Tage müde getobt, des Abends das Sofa in der Wohnstube einnahmen, gewöhnlich da einschließen und zum Abendessen nicht geweckt wurden. Wenn sie dann vom Bedienten zu Bett gebracht werden sollten und sich dagegen sträubten, weil sie noch nicht gefressen hätten, befahl der Vater, daß sie trotzdem transportiert würden. Dann aber legte sich Philippine ins Mittel und gab ihnen erst noch eine Mahlzeit mit den Worten: sind sie's nicht wert, so sind sie es doch bedürftig.

Die Kinder hatten deshalb auch mehr Liebe zu ihr als gerade Respekt. Aber darauf ging auch ihr Erziehen aus. Sie gab sich ganz den Kindern hin, und bei ihrer reizenden Art, mit ihnen umzugehen, ihre Interessen zu teilen und sie in die ihrigen

einzuführen, ist es begreiflich, daß die Kinder mit einer wahrhaft schwärmerischen Liebe an der Mutter hingen. Besonders die Töchter erzog sie sehr häuslich und freute sich, wenn ihre Näh- und Kochkunst gerühmt wurde. Wie eine Glücke, sagte sie selbst, säße sie immer in Haus und Garten, von ihren Küchlein umgeben, mit denen sie spricht, näht, singt u. s. w.

„Sanft nur ziehe der Kinder Herz und Willen,  
Daß sie Freundin in der Mutter sehn“ —

so drückt sie selbst ihr Streben aus.

Weiber blieb dies innige Verhältnis der Jugend nicht in die späteren Jahre hinein. Sie schreibt 1810 an ihren Schwiegervater Nathusius: „Ich traue darin meinen Töchtern mehr Festigkeit zu als ihrer Mutter, die stets der Sachwalter der Unarten der Kinder war und die gute Polizei hintansetzte, um nur nicht strafen zu müssen. Jetzt sinnt sie auf ein anderes Mittel gegen die unangenehmen Folgen eines solchen Benehmens, wodurch die Kinder eigenwillig und ungehorsam werden, und will sie alle von sich entfernt wissen.“ — Entsprechend schreibt an denselben der Mann von dem „sonderbaren Gedanken meiner Frau, alle Kinder bis allenfalls Elixen von sich entfernen zu wollen und darin den Anfang einer glücklicheren Lage zu setzen. Aber ist sie nicht selbst Ursache an dem Mangel an Folgsamkeit und Ehrerbietung, indem sie aus Schwäche und Weichherzigkeit auch bei den jüngsten Kindern durch augenblickliche Bestrafung ihren Worten und Befehlen Ansehen zu geben unterläßt? Dadurch, daß sie sich jedesmal des zu Bestrafenden gegen mich angenommen und Mißthelligkeiten veranlaßt hat, ist es denn dahingekommen, daß nur in ihrer Abwesenheit ich mich getraut habe, durch Strafen eine bessere Hauspolizei und Kinderzucht aufrecht zu erhalten.“

Uebrigens konnte Philippine in ihrem Alter doch im Ganzen über schlecht erzogene Kinder nicht klagen. So kann sie denn auch wieder ganz befriedigt auf ihr Erziehungsverfahren zurückgehen: „Ich habe den Kleinen nicht ihr zartes ungewisses Leben durch Schläge und Ausraschen jeder kleinen Schwachheit getrübt und den großen liebevollen Rath statt Beschämung und Härte gegeben und erstauend selten mich meines Mütterrechts bedient. Gott sei Dank, daß nun auch jedes in der Welt seine Stelle gut auszufüllen weiß.“ Sie hat sie fast alle in guten und ehrenvollen Stellen gesehen und hat in regem Verkehr mit ihnen gestanden und an den Freunden und Leiden derselben innigen Anteil genommen. Wie schon erwähnt, war sie fast in jedem Sommer ihrer späteren Jahre in Althaldensleben bei ihrer Tochter Nathusius. Aus der dortigen Kinderstube und den Gängen des herrlichen Gartens haben wir eine Anzahl hübscher Lieder von ihr. Sie hatte dadurch auch ein völlig sorgenloses Alter, das ihr gestattete auch zu den Verwandten nach Nürnberg, zum Bruder nach Heidelberg, zu der Freundin in Gotha anregende Reisen zu unternehmen. In früheren Jahren war es zuweilen etwas knapp hergegangen. Besonders zur westfälischen Zeit. Mit dem Jahre 1806 begann die unheilige Zeit der beständigen Einquartierungen mit sehr viel Unbequemlichkeit und Kostenaufwand. Im Jahre 1808 bei der Organisation des Königreichs Westfalen bekam Engelhardt als Appellationsrichter eine geringere als seine frühere Besoldung. Man mußte sich einschränken und so entstand der Gedanke, einige Zimmer zu vermieten. Auf diese Weise kam der spätere Schwiegervater Nathusius in das Engelhardt'sche Haus, dessen Verbindung mit Luise der Lage der Familie, die damals erst einen wohlverordneten Sohn hatte, eine ganz andere Wendung gab. Den lebhaftesten Anteil, den Philippine an dieser Verbindung nahm, die Liebe, die sie dem ersten Schwiegervater zuwandte, machte die Bedrängnis der früheren Zeit vergessen.

Im Jahre 1813 kamen neue Kriegsschreden: der Ueberfall der Kosaken, das Abziehen und Wiederkehren der Franzosen, endlich die Flucht des Königs u. s. w. Philippine ertrug alles mit Geduld und nahm an der Befreiung des Vaterlandes den herzlichsten Anteil. Die rohe russische Einquartierung, besonders die Kosaken, mußte sie auf unglaubliche Weise durch Musik, Klavier und Gesang zu bezähmen. Die Rückkehr

des Kurfürsten brachte alle Angestellten wieder auf ihren früheren Posten. Engelhardt wurde Direktor des General-Kriegskollegiums. In der westfälischen Zeit schreibt sie mal an Grimm, daß ihr Mann vom Minister in die zweite Klasse gesetzt sei und fürchtet gar, daß er pensioniert werde. Er selbst sagt erbittert: laß sie machen und suche ja nicht zu vermitteln. Aber sie kann es denn doch nicht ganz lassen. „Mehrere sind, die nicht den zehnten Theil der Billigkeit und Gelehrsamkeit meines Mannes haben, welches nebst Gottesfurcht zum Appellationsrichter gehören. Was wissen aber die Fremden! Schon einmal hintanzusetzen sie ihn.“

Ihre Teilnahme an den öffentlichen Ereignissen geht schon aus den Liedern hervor, die ich früher erwähnte. Zuletzt war es noch die Revolution von 1830, die sie in Aufregung versetzte. Unter der Menschenmenge, die ganz schwarz die Allee ausfüllte, befand sich auch Philippine. Ein Bürger redet sie an: dies ist doch keine Zeit für alle Frauen! und fährt sie nach Hause. — Aber es leidet sie da nicht lange, sie muß wieder dazwischen. — Diese Lebendigkeit und Teilnahme hat sie nie verloren. Selbst in der Gestalt hat man noch die Greisin, sobald man das Gesicht nicht sah, für ein junges Mädchen gehalten.

Auch ihre Gesundheit war im ganzen eine kräftige. Nur an Rheumatismus litt sie später oft. Merkwürdig aber war, daß diese tapfere Frau eine große Angst vor gefährlichen Krankheiten hatte. Auch von der Meinung, Geister gesehen zu haben, war sie nicht frei. Und vor einer stark ausgeprägten Todesfurcht konnte sie ihre aufgeklärte Art der Frömmigkeit nicht schützen.

Es war im Sommer 1831, daß die Cholera durch Deutschland ging. Philippine reiste mit Furcht vor dieser unheimlichen Krankheit nach Magdeburg, floh aber von da bald auf das Land nach Althaldensleben. Und als auch da Vorbereitungen gegen diesen Feind getroffen wurden, trieb es sie zurück nach Kassel. Dann bald von da zum Sohn nach Ampfurth wieder in das Magdeburgische und endlich langte sie in Blankenburg am Harz an, wo sich ihre Tochter Karoline für einige Monate aufhielt. Die Tochter war erschrocken über das Aussehen der Mutter. Nachdem sie dort einige Tage geweilt und auch die schöne Umgegend in einem weiten Spaziergange genossen hatte, legte sie sich zu Bett. Es war aber nicht die gefürchtete Cholera, sondern eine Nierenentzündung, die sie niederwarf. Ein wiederholter Schlaganfall nahm ihr fast ganz die Besinnung. Während der letzten Stunden zog gerade die Kurrende vor dem Hause auf und sang einige geistliche Lieder. Philippine gab deutliche Zeichen, daß sie verstehe und zuhöre. Ihre Tochter kniete am Bette nieder und betete um ein sanftes Ende, das denn auch am Abend des 28. September 1831 eintrat.

Am Fuß des Harzes auf dem alten Kirchhof in Blankenburg steht auf ihrem Grabe ein Stein, auf ihm eine Leier. Die Saiten derselben sind gerissen und Philipppines Poësie ist längst verklungen. Nur in einem geschichtlichen Rückblick auf Kultur und Litteratur vergangener Tage ist ihrer auch hier gedacht. Aber der große Kreis ihrer Nachkommen verehrt dankbar das Andenken der Ahnfrau und manch Erbstück ihrer poetischen Genialität, ihrer Anmut und Herzengüte lebt in ihren Nachkommen.





## Bum Gedächtnis Karl Geroks.

Von

Immanuel Weiskredt.

Als Karl Gerok am 14. Januar in Stuttgart entschlafen war, hatte man nicht nur in seinem schwäbischen Heimatlande, sondern überall, wo Deutsche wohnen, die wehmütige Empfindung, daß einer unserer Besten von uns geschieden sei. Witten aus einem reichen und gesegneten Tagewerk heraus wurde der edle geliebte Sänger der „Palmblätter“ abgerufen; in Fried' und Freud' ist er hingegangen, er, dessen Haupt zeitlebens von den Palmen des Friedens umrauscht war.

Das neu angebrochene Jahr hat Eile gehabt, soviel Beute an großen und geliebten Menschen einzubringen. Die Theologie und die Kirche aber haben besonderen Anlaß zur Trauer: kaum hatte sich das Grab über Hase und Döllinger geschlossen, den großen Kirchenhistorikern beider Konfessionen, und schon öffnete sich ein neues für den hervorragendsten Vertreter der praktischen Theologie, Gerok. Er war nicht nur der gefeiertste, er war ohne Zweifel auch der erste Kanzelredner des jetzigen evangelischen Deutschlands und die Geschichte der Homiletik wird für alle Zeiten seinen Namen unter den besten zu nennen haben.

Aber weit größer noch war die Gemeinde, welche dem Dichter der „Palmblätter“, der „Blumen und Sterne“, der „Deutschen Stern“ zu Füßen saß, wenn er seiner goldenen, kreuzgeschmückten Leier allerlei wundersame Klänge von klarer Innigkeit und anmutsvollem Hauber entströmen ließ. Er hat durch seine Lieder, die geistlichen wie die weltlichen, in vielen Tausenden von Herzen eine Ahnung des Ewigen und Ubergänglichen geweckt. Man kann in diesem Betracht von einer großen Gerok-Gemeinde reden, deren Glieder sich finden, wo immer deutsche Sprache und Sitte, deutsche Art und deutsches Empfinden, deutsches Glauben und Lieben noch in Ehren stehen.

Uns Schwaben geht das Scheiden unseres Gerok sehr nahe; wir kannten ihn nicht bloß mit dem Prälatenkreuz auf der Brust und mit dem Dichterlorbeer im wallenden Silberhaar; wir kannten und wir liebten ihn zugleich, weil er wie ein Vater und Freund unter uns wandelte, an Herz und Sitte ein Sohn der Heimat; vor uns lag sein Leben so offen und vertraut, wie unser Redarthal im Sonnenglanz.

Und gerade, weil er das Wesen seiner engeren Heimat unverfälscht in sich trug, hat sein Wort und Lied Wiederhall gefunden auch im großen deutschen Vaterland, dem sein Herz treu und feurig entgegengeschlagen hat.

Es liegt mir daran, den Lesern dieser Feste ein Bild vor allem des Dichters Gerok zu geben; das ist aber kaum möglich ohne eine kurze Skizzierung seines äußeren

Lebensganges, aus welchem ein Bild seiner menschlichen Persönlichkeit zu entnehmen ist, in welches das Bild der dichterischen Persönlichkeit doch erst hineingezeichnet werden kann.

D. theol. Karl von Gerol, Prälat und Oberhofprediger, ist geboren am 30. Januar 1815 zu Baihingen an der Enz als der Sohn des Diaconus M. Christoph Friedrich Gerol. Durch die Verletzung des Vaters nach Stuttgart gelangte der Knabe schon mit wenigen Wochen in diejenige Stadt, die er immer als seine eigentliche Heimat angesehen hat. In seinem „Gruß an Stuttgart“ preist er diese seine liebste Stadt in ihrer Berge grünem Kranz und möchte lebenslang ihr „treuer Sohn und guter Bürger“ sein (1867). Seine „Jugend-Erinnerungen“, zuerst im Leipziger Dacheim erschienen, geben ein feinsinnig und treuherzig-einfach gezeichnetes Bild einer glücklichen Jugendzeit, welche er — entgegen dem sonstigen schwäbischen Brauch bei künftigen Theologen — bis zum 18. Lebensjahre im Elternhause zubringen durfte. Dem Stuttgarter Gymnasium hat er in seinem „Ehrengruß fürs Gymnasium illustre“ zu dessen 200-jähriger Jubelfeier 1886 ein schönes Denkmal gesetzt — unter dem Motto: „Die Weisheit baute ihr Haus.“ Es war schon damals für ihn die goldene Zeit der Ideale, in welche neben den alten Griechen und Römern die Gestalten der deutschen Dichter und Helden wie von Himmelslanz beschieden hereinragten. Dann ist Gerol ins Tübinger Stift, das alte herzogliche Stipendium, übergetreten. „Von Kindheit an,“ schreibt er selbst, „betrachtete ich den Beruf eines Predigers, der mir in der Gestalt des Vaters und zweier Großväter ebenso lieblich als ehrwürdig vor Augen stand, als den meinigen, und in dieser Wahl, bewußtlos beinahe, wie sie getroffen ward, darf ich den Zug eines höheren Willens verehren. Denn sie hat mich noch keine Stunde gereut und der Beruf, den ich zur Aufgabe meines Lebens gemacht, ist auch die Freude meines Lebens geworden.“ Unter Gerols Studiengenossen nenne ich Christoph Hoffmann, das spätere Haupt der Tempelgemeinde auf dem Kirchenhardtthof und Bischof des deutschen Tempels (gestorben in Palästina 1885); ferner den 1889 verstorbenen Kanzler der Universität Tübingen Gustav Rümelin; Eduard Zeller, den Berliner Philosophieprofessor; Hermann Kurz, den Dichter von Schillers Heimatjahren; Karl Pfand, den schwäbischen Philosophen und Idealpolitiker; dann den frühverstorbenen genialen Albert Schwegler und endlich die jetzigen Prälaten Müller, Lang und Metz. Die „Tübinger Schule“ unter Baur stand in Flor; in einer Stiftsrepetentenstube schrieb damals David Friedrich Strauß sein „Leben Jesu“, Hegels Weizen blühte an der schwäbischen Hochschule und Schleiermacher ergriff die Geister mit großer Macht. Damals hat auch Gerol „seinen Geist vertieft im ernststen Dienst gestrenger Wissenschaft und die Flügel der angeborenen gottgeschenkten Kraft geprüft“; aber er bekennt, den Weg zum ewigen Licht zurückgefunden zu haben. Nachdem er seine Studienreise durch Deutschland — mit längerem Aufenthalt in Berlin — und seine Repetenzzeit am Tübinger Stift vollendet hatte, trat er 1844 in den Kirchendienst als Diaconus in Böblingen; schon nach fünf Jahren wurde er — und damit ging sein Lieblingswunsch in Erfüllung — nach Stuttgart befördert, wo er von nun an mehr als 40 Jahre ununterbrochen als Geistlicher an verschiedenen Kirchen gewirkt hat. Im Frühjahr 1868 wurde er in die Overtirchenbehörde, im Herbst desselben Jahres zum Oberhofprediger mit dem Titel und Rang eines Prälaten berufen. Neben diesem geschäftreichen Doppelpostamt übernahm er im Lauf der Jahre noch manches Nebenamt — ich nenne nur seine Stellung zum Stuttgarter Diaconissenhaus und zum Gustav Adoff-Verein und bewährte sich in allem, was an ihn herantrat, als klug im Rat und einflußreich durch Wort und Schrift.

So glänzend diese Laufbahn für den württembergischen Theologen zu nennen ist, reich zudem an Zeichen der Anerkennung, der Liebe und Verehrung — es ist doch an sich und im Vergleich mit andern eine sehr einfache Bahn, zurückgelegt ohne große äußere und innere Erschütterungen. Doch welch edle Persönlichkeit blickt aus dem Rahmen! Sie war in ihrem innersten Wesen bestimmt durch einen einsfältigen Christen-

glauben, der seine Stärke freilich erkämpfen mußte; denn auch unser Dichter kannte die Augenblicke —

Wenn in die Wolken das rollende Auge  
Schmerzvoll emporragt:  
Was ist Wahrheit?  
Wo dein Erbarmen,  
Verborgener Gott? —

Denn „nicht auf sammetbelegten Stufen steigt man auf zum achten Jahrzehnt.“ „Aber Strahlen der ewigen Wahrheit, Weissagungen auf Christus, habe ich auch in so manchem andern, was des Menschen Geist, der Hauch aus Gott, gedacht und gebildet hat, achten und lieben gelernt. Das ist die Frucht meines Bildungsganges, die zu verleugnen und zu verkennen ich entweder unwahr oder undankbar sein müßte.“

Gerold war ein gelehrter Theologe, aber nicht in der Gelehrtenarbeit fand er sein Gemühen, nicht nach Forscherruhm stand sein Trachten; er wollte ein Doktor der Theologie ganz in dem hohen und einfachen Sinn Luthers sein: ein Doktor der heiligen Schrift, welche er mit einer seltenen Gabe geistlicher Salbung ausgelegt hat, er mit seinem freien Blick für Welt und Leben. Obwohl für seine Person dem positiven Bekenntnis nahe stehend — doch wesentlich von Schliermacher beeinflusst — so hatte er doch gegen Andersstehende und Andersdenkende stets ein weites Herz, ein verständiges, gerechtes Urtheil. Das war überhaupt der herrliche Grundzug seines Wesens: charaktervolle Milde und Friedfertigkeit. Wo immer er sich von einem ehrlichen Suchen nach Wahrheit überzeugen konnte, von einem Aufgeschlossensein für hohe und edle Dinge, da übte und bekannte er unerschrocken eine echte evangelische Toleranz, ohne sich selbst das Geringste zu vergeben an die freigerichteten Denker im eignen Lager oder an die Vertreter anderer Kirchen und Genossenschaften. Ein Döllinger, ein Hase (um gerade diese beiden ihm in Tod so unmittelbar Vorgegangenen zu nennen) waren ihm verehrungswürdig trotz der Schranken, durch welche er sich von ihnen getrennt wußte.

Dieser irenische, man möchte (mit einem Körnlein Salz verstanden) sagen: dieser melanchthonische Grundzug des Theologen Gerold bleibt uns unvergessen. Und dieser edle Zug schmückte nicht bloß den Theologen, er schmückte (was mehr ist) den Menschen Gerold. Was er vor bald 30 Jahren in seinen „Palmbäutern“ von sich selbst bekannte, das erschien uns unter der verglühenden Sonne des Alters nur immer friedvoller verkärt:

Nich reut kein Spruch, den schonend ich gesprochen,  
Wo man den Bruder auf der Wage wog;  
Wenn ich geschözt, wo Ihr den Stab gebrochen,  
Und Honig sand, wo Gift ein andrer sog;  
Und war zu mild mein Spruch, zu lähn mein Hoffen,  
Im Himmel hüt er, der mein Urtheil spricht;  
Auch mir bleibt nur ein Gnadenwürtlein offen:  
Es reut mich nicht. —

Aus diesem Quellgrund echter evangelischer Toleranz schöpfte Gerold aber auch für sich selbst das Recht, alles Hohe und Schöne, das die Welt ihm bot, mit entschlossener Hand zu nehmen. Drum reut ihn kein Tag,

„Den er auf Thal und Hügeln  
Durch seines Gottes schöne Welt geschwärmt“ —

er weiß:

„Auch auf den Bergen hält mein Heiland Schule.“

Und ihn reut

„Kein Lieb, in Freundestkreis gelungen,  
Wie still genossen unter Busch und Baum.  
Wenn von der Dichtung Zauberband umschlungen  
Mein Haupt umfloß ein kurzer goldner Traum.“

Darum weite er mit erhobenem Haupte in den Hallen der Dichtkunst, auch wenn sie außerhalb des Heiligen — pro sano — lagen.

Man hat ihn um dieser Milde willen oft weichherzig und zartmütig gescholten und ich hörte in einem Nachruf ihn glücklich preisen, daß er dahingeshieden sei, ehe die Stürme heranziehen, denen nur die Trostigen und Starken gewachsen sind und daß ein vorsorgendes Geschick den Friedfertigen dem Aublick von Kämpfen und Wehe entzogen habe, die ihn mit Bitterkeit hätten erfüllen müssen. Die so sprachen, kannten nicht die Festigkeit und das Selbstgefühl, aus welchen Gerolds Milde entsprang und thun ihm Unrecht, wenn sie meinen, „der friedlich Träumende hätte diesem Geschlecht wenig mehr sein können, er sei hinweggegangen, als die Welt anfing, ihm fremd zu werden.“ Zu der „Mappe eines alten Mannes“ finden sich folgende Verse:

Weil ich Blumen gepflückt  
Bis zum letzten Strauß  
Und den Falter noch schlug  
Unterm Abendstern,  
Kennt ihr meine Muse  
Ein harmlos Kind,  
Mit blöden Blicken  
Ins Blaue lächelnd;  
Schein ich Euch selbst

Ein Kind am Geist,  
Mit Kindern träumend,  
Mit Kindern singend,  
Aber der Menschheit den Puls zu fühlen,  
Tapfer zu schau'n in des Daseins Abgrund,  
Witzzubrechen im Chöre der Männer  
Nicht Manns genug —  
Vielleicht doch, ihr Stolzen,  
Kennt ihr mich schlecht!

Aber sicherlich bildet die Milde das Geheimnis seiner Weltanschauung und Lebensführung, sie hielt ihn frei von Illusionen und trenn den Idealen. Er hat nach dieser Seite hin einen Hauptzug der Schwabennatur ausgeprägt, während z. B. in Niemelin auch das eigensinnige Beharren, das derb Querköpfige stark hervortrat. Fein gezeichnet erscheint Gerolds ganze Persönlichkeit in dem Nachruf des Konsistorialpräsidenten Freiherrn von Gemmingen: „Eine edle patriarchalische Gestalt, um die Schläfen das ehrwürdige Silberhaar des Greises, aber im Herzen die nie alternden Ideale des Mannes und des Christen, — ein reicher umfassender Geist mit dem freien hellen Blick und mit dem klaren Urtheil, ihm zur Seite aber der schlichte selbstlose Sinn, die herzliche Demuth, die wohlthunende Gerechtigkeit und Milde in Beurteilung von Personen und Verhältnissen, — ein Mann, dem das seine edle Wort, sei's gesprochen, sei's in Schrift, aber auch das maunhafte, feste Wort wie wenigen zu eigen war, — ein Mann, festgegründet vor allem in dem evangelischen Glauben der Väter und in der evangelischen Wahrheit, die Kern und Grund seines Wesens war, durchdrungen deshalb auch in seinem Denken und Thun von dem tiefsten sittlichen Ernste, — so stand der Entschlafene vor uns, so ging er bei uns ein und aus.“

Gewiß, diesen Eindruck haben wir alle von Gerolds Persönlichkeit empfangen. Ich muß es mir hier versagen, aus dem Mittelpunkt seines Wesens heraus, seiner evangelischen Milde und Freiheit und zugleich christlichen Gebundenheit, die einzelnen Züge seines geistigen Angesichts weiter zu entwickeln und den Nachweis zu erbringen, wie diese Einzelzüge auf allen Gebieten seiner Thätigkeit und Neigung, besonders im Beruf, von jenem Grundzug aus ihren eigenartig stillen und starken Glanz erhielten. Auch Gerolds Bedeutung als Kanzelredner will ich nur streifen, um alsdann Raum zu gewinnen für die Würdigung seiner dichterischen Persönlichkeit und Leistung.

Gerolds Predigereruf war ebenso glänzend als wohlbegründet. Man erinnert sich in weiten Kreisen seiner Predigt bei der Enthüllung des Wormser Lutherdenkmals 1868, seiner Weihrede auf dem Schlachtfelde von Lützen 1882. Das waren Höhepunkte von außen gesehen. Aber wie treu hat er seines Predigeramtes gewaltet in seiner Stuttgarter Schloßkapelle — fast allsonntäglich, mit welcher Freudigkeit und freudigkeitweckenden Beredsamkeit! Bis vor 4, 3, 2 Jahrzehnten glänzend, blühend, schimmernd bei aller Tiefe des Gehalts, sind seine Predigten, zuletzt immer einfacher, schmuckloser und doch innerlich noch beredter, überzeugender geworden und die edle Priestergestalt immer ähnlicher jenem Jünger der Liebe, welcher einst wie mit Menschen- und mit Engelnungen geredet hatte und zuletzt in den Kollekten nur noch sein „Kindlein,

liebet Euch!“ sagte, nicht weil er nicht mehr sagen konnte, sondern weil er nicht mehr sagen wollte. Bei Gerok spürten nicht bloß die „Gebildeten“ und „die in der Könige Häusern wohnen“ den Eindruck seines Wortes, sondern nicht weniger auch die Oeringen, die Vielgeplagten, die Kinder; ja mancher, der als ästhetischer Feinschmecker hereingekommen war, ging religiös angeregt von dannen. Geroks Predigt zeichnet sich aus durch die Meisterhaft der Textbehandlung, die Innigkeit der frommen Stimmung, die Milde der Anschauung bei allem Ernst der Forderung; und in einer Beziehung ist er seit Jahrzehnten und weiter zurück unerreicht dagestanden, ich meine die durchsichtige Klarheit, die einfache und doch in ihrer Natürlichkeit vollendete Gliederung, die erlebte Schönheit, Klangfülle und rhythmische Kraft der Sprache, die lebendige Fülle der Gestaltung — der geistvolle Prediger war eben zugleich ein geistvoller Dichter und ein Meister der Form.

Ein Dichter wahrlich von Gottes Gnaden, wenn je einer diesen Ehrentitel verdient hat. Zwar könnte es scheinen, als wären die geistlichen Lieder Geroks im wesentlichen auch „nur“ Predigten, dichterisch ausgeführte Kanzelreden. Aber das ist doch nur scheinbar.

Als Gerok 1857 — ein Zweiundvierzigjähriger — mit seinen Palmblättern hervortrat, da waren es allerdings in überwiegender Mehrzahl geistliche Lieder, die sich an Bibelstellen angeschlossen. —

Palmblätter sinds, im Morgenland gepflückt,  
So gern mein Geist gewandelt unter Palmen,  
Und fernher oft im Windeshauch entzündt  
Den Wiederhall vernahm von Davids Psalmen.

Palmblätter sinds zum Gruß für meinen Herrn,  
Und streift im Geßn sein Mantelsaum an ihnen,  
Dann wellen sie zu seinen Füßen gern,  
Indes ihm rings viel tausend schöne grünen.

Ein geistlicher Sänger! Aber er hat nichts von jenem Ton, den Uhlant in seiner „Bitte“ tabelt.

„Ich bitt euch, teure Sänger,  
Die ihr so geistlich singt,  
Führt diesen Ton nicht länger,  
So fromm er euch gelingt.“

Er läßt es merken, daß er auch „die arge böse Welt erfassen kann.“ Diese Lieder, welche dem Dichter im Sturm die Herzen gewannen, sprühen eine herrliche Kraft geistlicher Beredsamkeit aus und haben grade deshalb in weiten Kreisen, die der Kirche entfremdet waren, Anklang gefunden, weil sie keine gereimten Predigten, sondern weil sie Lieder eines echten Dichters waren. Sie sind auch nichts weniger, als poetische Blumenmalerei zu Bibelprüchen (das mag höchstens bei einzelnen zutreffen), mit symbolischer Spielerei haben sie nichts zu thun; sie geben dagegen Zeugnis, wie sich die ewigen Glaubenswahrheiten in einer Dichterseele spiegeln, in welcher der religiöse Gedanke und die künstlerische Gestaltungskraft sich gegenseitig durchbringen. Vielleicht kommt es der Wahrheit noch am nächsten, wenn man diese Lieder Variationen zu biblischen Themen nennt: klar, wie der Geigenton eines Meisters tönt die heilige Melodie durch Vogelgezwitscher und Blumengeläute, durch Sturmesbrausen und Wellenrauschen. Doch wozu Vergleiche? Die Palmblätter sind gewissermaßen unvergleichlich, sie waren bei ihrem Erscheinen etwas ganz Eigenartiges, Neues. Man sagt in gewissen Kreisen, ihr ästhetischer Wert sei nicht hoch anzuschlagen. Wie? wenn poetische Gestaltungskraft, Herauslösung des ewigen Wahrheitsgehalts aus der Wirklichkeitsmasse das Haupterfordernis ist, das vernünftigerweise von einer gefunden Keßtheit an ein Dichterwerk gestellt werden kann, sind dann nicht Geroks Palmblätter wahrhaft künstlerische Produkte, heben sich seine Gestalten nicht klar und scharf vom Horizonte

ab? Nicht einzig entscheidend, aber mitentscheidend bei dieser Frage ist auch die Wahrnehmung, daß diese Gedichte neben Gedautentiefe und Gemütsreichtum auch eine seltene Reinheit der Kunstform befehlen — ich wüßte keinen Dichter der Neuzeit zu nennen, der an ungesuchter Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, an Schönheit des Versbaues, an Reinheit des Reims, an Anmut der Bewegung Gerold übertreffen würde.

Aber weit wichtiger als diese ästhetische Frage ist uns die Frage nach Gehalt und Geist der Palmblätter — und wir können mit diesen zusammen nehmen die Pfingstrosen, erstmals 1864 erschienen, und der Palmblätter neue Folge, erstmals 1877 und später unter dem Titel „Auf einsamen Gängen“ herausgegeben. Nun denn: Im Geiste inniger Glaubenseinsicht, versunken mit heiliger Andacht in den Anblick göttlicher Offenbarung in der Natur und in der Geschichte (besonders der heiligen Geschichte), mit sehrender Seele jenes Geheimnis zu durchdringen und zu verklären suchend, welches Natur und Menschengestalt verknüpft und umschließt, so tritt der Sänger der Palmblätter einher, um das Warten einer ewigen Liebe und einer unaussprechlichen Gottesherrlichkeit lohsingend zu verkündigen. Seine Gestalten atmen blühendes, warmblütiges Leben und seine Schilderungen sind wie ein Meer von Glanz und Schimmer, wie der grüne, blumenbesäete Wiesenplan, wie ein prägender Garten, der von sanftem Wind durchwehet ist, daß seine Würze triefen.

Freilich die Schranken des dichterischen Könnens Gerolds dürfen nicht übersehen werden: die lieblichen, freundlichen sanften Töne stehen ihm weit besser zu Gesicht und weit müheloser zu Gebot, als die gewaltigen und erschütternden; sein Sang ist mehr rührend als herzbestrickend oder gar weltbezwingend. Darum taucht er seine Feder nur selten in Feuergluten, weit öfter hängt das Honigtröpfchen dran, das aus dem Kelch der Blume stammt. Am leichtesten bewegt er sich in der breit epischen Schilderung, wo er Bild an Bild fügen kann; da reißt er Ponton an Ponton, um zuletzt mit klingender Choralmusik über den heiligen Strom zu ziehen. Lyrisch empfundene Stimmungsbilder giebt er nicht häufig, auch später nicht allzuhäufig; aber einige von ihnen erinnern an den Zauber Goethescher Lyrik, so das Gedicht „Herbstgefühl“:

Rüber Glanz der Sonne,	An der letzten Rose
Blasses Himmelsblau,	Vöset Lebensfadt
Von verklungner Wonne	Sich das letzte, lose,
Träumend still die Au.	Bleiche Blumenblatt.

Goldenes Entfärben  
Schleicht sich durch den Hain,  
Ruch Bergehn und Sterben  
Däucht mir süß zu sein.

Es kann sich hier nicht darum handeln, aus der Fülle dessen, was Gerold unter die vier Abschnitte: Heilige Worte, Heilige Zeiten, Heilige Berge, Heilige Wasser — stellt, einzelnes herauszugreifen; aber immerhin möchte ich als die vollendetsten dieser Sammlung einige Lieder namhaft machen, womit ich mich dem Geschmack anderer Leute keineswegs aufdrängen will: Das schöne Selbstbekenntnis des Dichters „Es rent mich nicht“; das dufstige, innig empfundene „Rose im Thal“ — vielleicht die Perle der Sammlung; das anmutige, für Gerolds Gemütsleben so überaus bezeichnende „Kinder-gottesdienst“; dann das Gedicht „Genesung“, eine herrliche Paraphrase des 103. Psalms:

Leuchtend wie vormals  
Wölßt du auch heut noch  
Ueber dem Hause mir,  
Leuchtender Himmel,  
Dein sapphirnes Blau;  
Liebevoll grüßend wie alte Bekannte  
Drängt ihr, o weiße Sternelein des Frühlings  
Euch aus dem Samt des Rasens hervor;

Und du dort in des alten  
Frühlingstropfen Birnbaums goldsonnigem Wipfel,  
Wachst mir, o Boglein,  
Mit holdem Gezwickler  
Wieder verjährt' Wonne der Kindheit,  
Wieder ein Ahnen künftigen Glücks u. s. w.

Wie meisterhaft Gerok die reinlose Strophe mit freiem Rhythmus behandelt, das zeigt ferner auch eine Dichtung, die zu seinen allerbesten zählt, „Die Berge Gottes“, eine Bergsymphonie voller Klangkraft und Empfindungstiefe. Die Berge heißen

— — — Die leuchtenden Zinnen der Erde,  
Die nachbarlich oft himmlische Gäste betreten,  
— — — Der Weltgeschichte  
Riesige Marksteine,  
Daran sich scheiden die Grenzen der Zeiten zc.

Groß erscheint mir Gerok auch in dem Gedichte „Gottes Brunnlein“, worin er die Quelle besingt und den murmelnden Bach, den wallenden Fluß und den herrlichen Rheinstrom und das unermeßliche heilige Meer — —

Und doch, und doch — ich fühl' einen Durst.  
Den kein Quell der Erde stillt,  
Auch nicht, aus dem Pinbar Begeisterung trank,  
Kastalias Silberquell!  
Und doch, und doch — mich brennt eine Wunde,  
Die heilt kein irdischer Heilquell aus,  
Ob er gleich im sonnigten Thal  
Aus der mildesten Najade Krug  
Warm rinnet über den weichen Sand!

Und doch, und doch — einen Schaden kenn' ich,  
Den wäset kein Strom der Welt dir ab,  
Nicht der grüne Rhein, nicht der heilige Ganges;  
Und eine Centnerlast weiß ich,  
Du wälzest sie mimmer vom Dergen,  
Wolltest du sie gleich verjensen  
Im Meere, da es am tiefsten ist — —  
— — Freue dich, ichmachende Seele!  
Gottes Brunnlein hat Wassers die Fülle zc.

Die Palmblätter haben Gerok's Dichterruhm begründet und sie sind und bleiben die bedeutendste und eigenartigste Frucht seines dichterischen Schaffens. Hiermit hoffe ich mich im folgenden nicht in Widerspruch zu setzen:

Im Jahre 1867 erschien eine neue Gedichtsammlung, in welcher Gerok über die bisherigen Schranken hinauszuwachsen schien: Blumen und Sterne. „Der neue Most hat die alten Schläuche zerrissen“, schrieb damals ein Bewunderer, „und auch die profanen Gebiete des menschlichen Lebens liegen jetzt vor uns, von den Strahlen der Gerok'schen Dichtung besont.“

Das kann uns freilich nicht verborgen bleiben: daß die Stimmung des Dichters sich nicht geändert hat; er war bisher nicht geistlicher und ist jetzt nicht weltlicher; aber die Form des religiösen Liedes ist ihm zu enge geworden. Was er zu sagen hat, läßt sich jetzt größtenteils nicht mehr in den alten Rahmen einfügen —

„Er brach mit Kleienäßen  
Zum Klausendach hinaus.“

Aber das Herz schlägt seinen alten Schlag: —

„Sterne am Himmel und Blumen im Land,  
Beide gesät von allmächtiger Hand.“

Noch steht im Eingang eine Liederreihe „Aus Gottes Wort“; aber dann folgen weit umfangreichere Abteilungen „Von Land und Meer“, „Aus Welt und Zeit“, „Von Haus und Herd“. Man thut Blicke in eine Dichterseele, welche durchbebt ist von allem Süßen, erhoben von allem Höhen, welcher nichts Menschliches fremd ist —

„Und wars nicht immer eine Kirchenweise,  
Und wars Homers Gesang, Shakespears Gedicht,  
Im Waldesdom rauscht auch zu Gottes Preise.“

Daß der Dichter auch als Christ Mensch sein will, das kommt jetzt kräftig zum Ausdruck. Eine Anzahl der Lieder reicht bis in die Gymnasial- und Studentenzeit

zurück — doch ist Gerol mit seinen Jugendposicien sehr streng verfahren; die Mehrzahl aber ist in den 60er Jahren entstanden. Ich möchte hier die „Tagebuchblätter aus Helgoland“ erwähnen, unter welchen sich prächtige Stücke finden, z. B. Entzückung am Meer; Christus am Meer; dann die Hohenstaufenlieder — der Kaiserin Irene letzte Reise; und die Trauerfonate auf seinen beim Schiffsbrand der Austria 1858 umgekommenen Bruder Theodor.

„Der letzte Strauß“, welchen Gerol am Vorabend seines 70ten Geburtstages als neue Folge der Blumen und Sterne darbot, enthielt wiederum vernünftige Gedichte. Die Dichterkraft ist noch nicht gebrochen, ja man hat vielfach das Gefühl, als wäre der Blick der Wirklichkeit des Lebens noch viel freier zugewandt. Der erste Abschnitt „Von Himmel und Erde“ enthält eine Gedichtreihe „Die Symphonie der Farben“, welche so recht erkennen läßt, wie Gerol die Welt mit Dichteraugen betrachtet, die tiefer blickt, als gewöhnliche Menschenaugen, und wie das Geschaute sich ihm nach Innen reflektiert in tiefen Welt- und Ewigkeitsgedanken. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ — Dann die Frühlings- und Herbstlieder — sind leichtbeschwingte Gäste, blühend und duftig, voll Kraft und Saft der Wirklichkeit. Zu den „Stuttgarter Sagen“ schlägt Gerol mit sichtlichem Glück den leichten (Kustav Schwab'schen) Ton der Volksballade an („Die Weinbergshalde zum Sünder; das silberne Glöcklein“), Stücke, wie sie sich ähnlich auch in der letzten Sammlung finden unter der Ueberschrift „Aus Altwürttemberg.“

Wie bedeutend Gerol als Gelegenheitsdichter ist, daran sei hier nur erinnert; bei vaterländischen, kirchlichen und Familienfesten wußte er den Gefühlen der Feiernden begeisternd, treffend, humorvoll Ausdruck zu geben. Das Lutherjahr 1883 hat das Lied gezeitigt:

Martin Luther, Mann von Erz,  
Feuergeist und Felsenherz!

Und aus der Jugendzeit klingen köstliche Erinnerungen in die alten Tage herein, z. B. „Einem Maientinde zum Geburtstag“. Einem „alten Freund“ gegenüber, nämlich seinem Schreibtisch, spricht sich der Dichter unter anderem gemüthvoll über sein dichterisches Schaffen aus:

„Und wenn ich schwärmend mich im Feld erging,  
Gedichte mir wie Schmetterlinge sing,  
Dir bracht' ich meine lust'ge Beute heim,  
Auf deiner Tafel präst' ich Maß und Reim  
Und spielte mit der Feder spitzem Stift  
Den bunten Faltel auf Papier und Schrift,  
Nur leider ward der schönste Flügelstaub  
Manchmal dabei der plumpen Hand zum Staub.  
Nud wenn bei Nacht den schlummerlosen Geist  
Mir Viederieelen schattenhaft umkreist,

Um Leib und Leben stumm mich angeleht,  
Oh' flüchtig sie im Morgenwind verweht;  
Als Bühne standst du morgens aufgeschlaut:  
Hier, Kinder, hier ist Rhodus und hier taugt,  
Hier, schwarz auf weiß, im hellen Sonnenlicht  
Zeigt, ob ihr Schatten werfel oder nicht,  
Ob ihr am Tage atmet, lecht und lebt,  
Ob wesenlos zum Ortus ihr entschwebt;  
So ward zum Ruinenquell dein Tintenfaß,  
Dein dürr'es Holzgerüst mir zum Parnass.“

Und zum Schluß: „Hier hat ein Mensch gedacht, gefühlt, gestrebt,  
Geträumt, geirrt, gelitten und geliebt!“

Noch überall ein frisches Geistesleben; nicht mehr immer, wie früher, das Pathos blühender Beredsamkeit, dafür aber das ruhigere Ethos des Mannes, der hinter sich hat das Meer und die Stürme. Und noch hatte der Dichter eine letzte Gabe bereit: „Unter dem Abendstern.“ Zwei Dritteile des Bändchens sind Gelegenheitsgedichte, Einagedichte, erzählende Gedichte, nach Art und Geist der früheren — so die Gedichte auf Kaiser Wilhelms 90ten, auf Bismarcks 70ten Geburtstag und „Die Palmen der Riviera“. Der König von Württemberg hatte seinen Oberhofprediger an die Riviera zu sich eingeladen. Der Sängler der Palmbblätter hatte nimmermehr gehofft, „der Palmen Heimat“ zu sehen —

Nun durch meines Königs Güte  
Ward fürs Niederhoffsste Raum,

Und dem Greise noch erbläute,  
Was des Jünglings kühnster Traum.



Ja in jenen Maientagen War die Welt noch einmal schön, Wie von Wolken sanft getragen Durft ich auf der Menschheit Höhn —	Süßer mit dem König — gehn, Und von Gärten rund umbläht In den schönsten Garten sehen, In ein königlich Gemüth.
---	--

Zehn Blätter „aus der Mappe eines alten Mannes“ zeigen noch einmal die ganze Schönheit dieser Seele, die ganze milde sittliche Hoheit des Dichters. Aber der eigentümlichste Bestandteil dieser Sammlung ist ein Strauß von „Feldblumen“, zarte Blumen-gerichte von sinniger Einfachheit. Nicht den stolzen Blumen, die in den Gärten prangen, gilt sein Lied, sondern „den kleinen, die am Wege stehn, den armen und geringen“, die er als Knabe am Wiesenraute brach, als sie ihm noch bis an die Brust reichten. Aber während damals die kleine Kinderhand kaum den vollen Strauß umfassen konnte, der greise Dichter umspannt in diesen reizenden, fast kindlich-lieblichen und doch realistisch-gefäßigten Liedern Welt und Zeit, Himmel und Erde: —

Mitten im Blumenzelt Lieg ich und schaue Abwärts ins Wiesenfeld, Aufwärts ins Blaue,	Rückwärts in alte Zeit, Ach, wie so weit, so weit, Bis in der Kinderzeit Blühende Aue.
---	---

Aber wie kann man von Karl Gerol reden, ohne seiner Deutschen Ostern zu gedenken? Sie sind zu Ostern 1871 erschienen und insofern hätte ich sie, wenn es mir um eine streng chronologische Ordnung zu thun gewesen wäre, längst zu nennen gehabt. Aber sie bedeuten neben den durch die Palmblätter einerseits und durch die „Blumen und Sterne“ u. s. w. andererseits bezeichneten Stufen des dichterischen Entwicklungsganges Gerols doch eigentlich etwas für sich.

Der Sturm des großen Einigungskrieges, an dessen Erfolgen und Erinnerungen wir zehren, ist auch durch die Harse Gerols gebraust und hat Klänge und Afforde in ihr geweckt, welche zu dem Kräftigsten und Ergreifendsten gehören, was damals gesungen worden ist. Der bisher unter den Palmen wandelte und Blumen und Sterne besang, hebt nun ein Lied an scharf wie Schwertschlag:

Nun aber hör' ich drausen den deutschen Eichenwald,  
 Im heiligen Sturme sausen die Wipfel mit Gewalt,  
 Ich sehe Helden schreiten unklirrt vom Waffenklang,  
 Ich hör' in neuen Heilen des alten Gottes Gang.

Deutsche Ostern 1871 — erfüllt nicht nur von Frühlingswehen und Lerkenslied, sondern zugleich von Siegesgeschrei und Friedensklängen und Auferstehungsgedanken:

Aber solch ein Frühlingswehen Hat noch nie die Flur durchbebt, Aber solch ein Auferstehen Hat noch nie ein Volk erlebt;	Nimmer noch in allen Landen Kam ein Ostern diesem gleich: Auferstanden, auferstanden Ist das heilige deutsche Reich!
--	---

Und der Dichter betet:

Daß mit seines Geistes Regen  
 Gott sein Land auf Finghnen tränkt,  
 Und uns goldnen Erntesegen  
 Auf die grünen Othern schenkt!

Da tritt also der Patriot Gerol auf den Plan und singt sein Lied dem geliebten deutschen Vaterland, dem auch sein ganzes Sinnen zugewandt war; das Herz unterm Kirchenroß pocht so jung und stark, wie das der Krieger, welche unter den Augen des großen Preußenkönigs und ersten deutschen Kaisers unsterbliche Siege erkämpften; und der dem Abendstern sein sautes Lied sang, er grüßet nun auch den rotstrahlenden Mars.

Es ist schwer, auch hier eine kurze Auswahl zu treffen; soll ich die Siegestlieder nennen oder die Kampflieder („Roffe von Gravelotte“, „Verlorene Fahne“) oder die Lieder aus der Heimat („Des deutschen Knaben Tischgebet“ u. s. w.) oder die deutschen Worte an welsche Städte?

Sie alle sind ja wohlbekannt. Aber man erkennt, wie ernst und heilig die Vaterlandsiebe des Dichters ist, wenn er in seiner deutschen Fastenpredigt auf Ostern 1877 ruft:

Und nun, mein Volk, tritt an, und laß uns rechten;  
Haßt du gehalten deines Gottes Bund? —

wenn er hier in heiligem Zorn von dem inneren Hader redet, der am Mark des Volkes zehrt, von dem Mangel an Gottesfurcht, von der wachsenden Genussucht und Zügellosigkeit —

Genug, genug! Bei Gott mir breunt die Wange  
Vor Scham und Zorn um dich, mein deutsches Land,  
Das ich gerühmt in feurigem Gesange,  
In dem ich Gottes Bundesvoll erkant!  
Noch bist du mir wie eine Mutter teuer,  
Doch wenn vom Haupt dein Ehrenkranz dir fiel,  
Dann würf' ich meine Peier gern ins Feuer  
Und schlänge an den Stein mein Saitenspiel.

\* \* \*

Es lag nicht in meiner Absicht, im Vorstehenden etwa ein litterarhistorisches Essay über Gerol zu geben; ich hätte sonst den Boden, aus welchem der Dichter erwachsen ist, tiefer durchpflügt und den ästhetischen Maßstab strenger angelegt. Ich hätte die Zusammenhänge mit Schillers idealem Schwung und sittlicher Höheit, die Anklänge an Ludwig Uhland, an Gustav Schwab, an Emanuel Geibel und — besonders was die freien Rhythmen und reimlosen Strophen betrifft — in formeller Hinsicht die unverkennbare Beeinflussung durch Heinrich Heine nachweisen können. Ich hätte der Stimme der Kritik, wohl auch des Tadels, breiteren Raum schaffen können; denn ich kenne recht wohl die Einwände gegen Gerols Dichtungen und anerkenne sie bis zu einem gewissen Grade. Aber meine Worte sollten zunächst einzig der Erinnerung an den dahingegangenen Meister gelten, dem Hohen und Herrlichen, das wir durch ihn empfangen haben, wir, das deutsche Haus und das deutsche Volk und die evangelische Kirche.

Doch will ich schließlich zu bemerken nicht unterlassen: Gerol will nicht um jeden Preis ein originaler Dichter sein, wie heutzutage mancher förmlich clownartige Anstrengungen macht, nur um etwas Besonderes zu leisten. In den Widmungsverfen zu „Blumen und Sterne“ sagt er bescheiden:

Dünkt euch der Sänger kein Fürst im Gesang,  
Zählt man doch Sterne vom siebenten Rang.

Und doch erzählt er wieder im Schlußgedicht des „letzten Straußes“, „Selbstlob“, unter dem Goetheschen Leitwort „Nur die Lumpen sind bescheiden“, wie er einmal in der Sommerfrische bei mangelndem Vefesutter sich selber gelesen habe und wie ihm sein eigenes Lied erbaulich geworden sei:

Und einmal gar, — den Freunden sei vertraut,  
Doch komm' es keinem Kritiker zum Ohre, —  
Schlug ich auf's Buch und sprach zu mir ganz laut,  
Doch war's im tiefsten Wald:

Anch io sono pittore!

Gerol hat ganz gewiß seinen eigenen Glanz; und wer, so wie er, sich so ganz und ehrlich giebt, wie er ist, der braucht sich nicht allzu bitter zu grämen, daß ers nicht allen Leuten recht macht.

In dem schon einmal erwähnten vorletzten Gedicht der Sammlung „Unter dem Abendstern“ wendet er sich voll Selbstbewußtsein gegen die Stolzen, die so schlecht ihn

fennen; dort entrollt er in wuchtigen Versen ein düstereß Gemälde von den Nachtseiten der Menschheit, die auch er kenne:

Aber die Fragen gab ich den Lüften,  
 Die flüsternd über die Haide ziehn,  
 Und stieg ich hernieder am sinkenden Abend  
 Von einsamen Wegen,  
 Beim Licht der Lampe zeigt ich den Meinen  
 Ein freundlich Gesicht.  
 Aber die Thränen  
 Weint' ich ins Kissen in stillen Nächten,  
 Und graute der Morgen  
 Grüßt' ich die Sonne mit heiterer Stirn  
 Und wusch zum Tagwerk das Auge mir klar.  
 Soll ich in Gold sie fassen die brennende Thräne,  
 An die Brust sie fieden als funkelnnden Brillant,  
 Mit stolzem Welt Schmerz mich eitel brästen?  
 Nein zu Andreu, versteh ich ihn recht,  
 Lieb mir ein Gott mein Saitenspiel ic.

Nun ist das Auge gebrochen mit dem jugendlich leuchtenden Blick, in das der Stern der Gnade so freundlich strahlte, verstummt die klangvolle Stimme des berebten Mundes, zusammengesunken die hohe aufrechte Gestalt mit dem geistvoll-edlen Haupte des Dichters; sein Hügel ist mit Blumen geschmückt, er selbst zu den Sternen entrückt. Aber uns bleibt GeroF unvergessen als eine der erquicklichsten Poetengestalten des Jahrhunderts.



## Kaiser Wilhelms Unterrichts-Erlaß und Verwandtes.

Von

H. A. Bradjmann.

Soeben veröffentlichen die Blätter ein neues Reskript des Kaisers über den Unterricht der Kadetten. Auf den ersten Blick erhellet, wie treffend das Schriftstück praktische Grundsätze im Auge hat. Wie billig, wird in einem christlichen Staate zuerst der Religion gedacht und den Leitern der Jüglinge eingeschärft, aus dieser wesentlich die Ethik für den Unterricht fruchtbringend zu gestalten. Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit, Strenge gegen sich und Duldsamkeit gegen andere heben den Menschen auf einen idealen Standpunkt. In der Geschichte fordert der Kaiser als Ziel eine Vorbereitung für das Verständnis der Gegenwart und speciell der Weltstellung unseres Vaterlandes. Mit Recht wird aus der Historie des Altertums und Mittelalters nur ein Heraus Schälen der wichtigsten Epochen, welche sich bei allen Völkern naturgemäß um Heldengestalten gruppieren, verlangt. Werden doch nur solche Zeiträume hervorstechend durch Individuen charakterisiert, welchen wahrhaft „historische Größe“ anhaftet. In der Vorschrift über den Vortrag der Geographie folgt der Kaiser mit Recht der jetzt zu Ehren gekommenen Herbart-Ziller-Stoy'schen Methode. Politisch wie physikalisch muß sich der Blick des kleineren Schülers erst in seine nähere Heimat, sein Dorf, seinen Gau, seine Stadt und seine Provinz verjensen. Also Heimatskunde und Lokalgeschichte bilden den Anfang. Daran knüpft sich für den Fortgeschritteneren das Weitere, die Heimatskunde wird zur Erdkunde des Vaterlandes. Vom Vaterland wird das Auge auf die Nachbarländer, die europäischen, die ganze civilisierte Staatengeschichte gelenkt.

Mit Recht stellt der Monarch, und wir können ihm hierin nicht genug Dank wissen, das Deutsche in den Mittelpunkt des sprachlichen Unterrichts. Möchten doch unsere pädagogischen Ultras einsehen, daß auch auf den Gymnasien und Realschulen dem Mutterlaut eine ganz andere Stellung gebührt als dem toten Wust, den man anatomisch in seine feinsten Strukturen und Kulturen zerlegt und bis in seine letzten Ausläufer verfolgt. Verbannt wissen will der Kaiser die Kunde des klassischen Altertums nicht, er beabsichtigt sie nur in seine richtigen Bahnen zu lenken und dem Ueber-eifer altsprachlicher Lehrer einen Jügel anzulegen. Endlich wird es betont, daß es an der Zeit sei, deutsche Litteratur, deutsche Sagen und deutsche Schriftwerke in den Vordergrund zu rücken. Was schließlich fremde Sprachen anlangt, Französisch, Russisch, Englisch, so entscheidet hier die Praxis.

Es verlohnt sich bei diesem kaiserlichen Erlaß, die Blicke rückwärts in die Geschichte zu versetzen.

Zu den beachtenswerteren Dokumenten der Kaiserin Katharina II. (1729/96) gehört ohne Zweifel ein von ihr selbst geschriebener „pädagogischer Traktat“ zur Erziehung von Großfürsten. Derselbe verdient um so mehr Interesse, als er durchaus angeklärte Anschauungen über die physische und moralische Erziehung und im großen und ganzen einen allgemeinen Unterrichtskursus enthält. Ähnliche Anschauungen, verwandte Gedanken, wie sie in dem Erlaß des Kaisers hervortreten, finden sich auch in der Parisischen Instruktion und bieten hier und da Vergleichungspunkte.

Die merkwürdige Schrift der Kaiserin, deren wir unten näher gedenken wollen, ist im Jahre 1784 abgefaßt. Ihre Konzeption hängt mit der Herausgabe der Locke'schen pädagogischen Schriften, welche von Nicolai Popowitsch 1760 in Moskau ins Russische übersetzt worden sind, zusammen. Die Kaiserin hat sich mehrfach durch die Gedanken des großen Philosophen, welcher zu den namhaftesten Pädagogen des 17. Jahrhunderts gehörte, bestimmen lassen. Dennoch wird jeder, der ihre Gedanken mit den erzieherischen Lockes vergleicht, zugeben müssen, daß die Kaiserin häufig von ihrem Vorbilde abweicht, hier Gedanken weiter entwickelt, dort ergänzt, im Gegensatz zu dem Philosophen nur moralische Besserungsmittel empfiehlt und körperliche Strafen ganz verbannt wissen will. Die Unterrichtsregeln sind ein durchaus selbständiges Produkt der Kaiserin. Man mag die Anschauungen Lockes hierüber origineller nennen, richtiger und begründeter sind die Ideen der Kaiserin. Locke rät zur Beiseitelassung der Grammatik in jedweden sprachlichen Unterricht, die Kaiserin betont auch die grammatikalischen Studien. Der Philosoph baut seinen Unterricht in den alten Sprachen auf ein Nützlichkeitsprinzip, von der griechischen Sprache will er gar nichts wissen; die Zarin betont dieselbe als vornehmlichste für die Erlernung. In Uebersetzungen tadelt sie die ungelungene Kunst, während in dem griechischen Idiom selbst Harmonie, Gedankenpiel und Reichtum liegt. „Ihre auf Wissenschaften und Künste bezüglichen technischen Ausdrücke bezeichnen das Wesen der Sache selbst und sind in allen andern Sprachen aufgenommen.“

Im geographischen Unterricht setzte die Kaiserin fest, daß ihre Entel zunächst in der Heimatskunde, darauf der weiteren Erdkunde Rußlands, schließlich jener der übrigen Staaten bekannt gemacht würden.

An Stelle der von Locke empfohlenen Bücher von Hugo Grotius: „de jure belli et pacis“ (Kriegs- und Friedensrecht) und Puffendorfs: „de jure naturali et gentium“ (Staaten- und Völkerrecht) sollten die Großfürsten namentlich die von der Kaiserin selbst verfaßte Instruktion für die Einrichtung der Gouvernementsverwaltung kennen lernen, weiter die russischen Civilgesetze, ohne deren Bekanntheit sie auch die „Ordnung, nach welcher Rußland regiert wird,“ nicht verstehen würden. Täglich mußten einige Stunden dem Studium Rußlands gewidmet sein. Denn sie erachtete „dieses Wissen für Ihre Hoheiten und das Reich selbst so wichtig, daß das Kennenlernen des letzteren den Hauptteil des Wissens der Kinder ausmachen muß.“ „Die Karte des ganzen Rußland, sagt sie, und die Einzelkarten jedes Gouvernements nebst dessen Beschreibung können dazu dienen, die Erbschichten, die Gewächse, die Tiere, die Handelsverhältnisse, die Gewerbe, die Handindustrien zu studieren; ferner Zeichnungen und Ansichten berühmter Orte, den Lauf der schiffbaren Flüsse mit Bezeichnung der Ufer, wo sie hoch, wo sie niedrig sind, Städte und Festungen und berühmte Bauwerke, die Beschreibung der in jedem Gouvernement lebenden Völker, ihre Kleidung, Sitten, Gewohnheiten, Vergnügungen, ihren Glauben, ihre Gesetze und Sprachen.“ Also auch hier Betonung des Heimatlischen und darin wieder des kulturhistorischen Elementes.

Die russische Geschichte mußte gleichfalls nach einer Darstellung der Kaiserin vortragen werden. Sie kam in erster Linie in Betracht. Den Schluß des Unterrichtsplanes bilden Militärwissenschaften und Militärökonomie.

Russische Gelehrte, insonderheit Lawrowsky, der die pädagogischen Leistungen

der Kaiserin einer Kritik unterzogen, haben die Vermutung ausgesprochen, die Zarin habe neben Lockes Werken auch Michel de Montaignes pädagogische Essais benutzt. Ein Beweis für diese Ansicht fehlt. Montaigne (1533/92) war in erster Linie Philosoph, pädagogische Aphorismen des tief sinnigen Mannes finden sich nur zerstreut in seinen Werken. Viel richtiger ist die Behauptung, daß Rousseau sich in seinen „Bekenntnissen“ an eine von Montaigne in seine Werke eingereichte „Beichte“ angeschlossen hat. Katharina ist letzterem nicht gefolgt.

Beachtung verdient noch der Umstand, daß die Kaiserin in dem Unterricht der Großfürsten einen von Jankowsky verfaßten Katechismus für Volksschulen, „der für Kinder geeignet sei,“ in Anwendung bringen ließ.

Der Zarin handschriftliche Instruktion geht in erster Linie auf diätetische Regeln, wobei Einfachheit der Kleidung und Nahrung, Weiden des Weines, möglichster Aufenthalt in freier Luft, Schlaf auf Matratzen, Spiel empfohlen wird. Dann folgen Ausführungen mehr ethischer Art.

Bemerkenswert, wenn auch nicht sehr streng, ist die Ansicht der Kaiserin über die Lüge. Der Erzieher soll beim ersten Vorkommen derselben, als einer unerhörten Handlung zunächst Verwunderung äußern. Bei einer abermaligen Lüge des Höglings erfolgt ein Verweis, kaltes und verächtliches Behandeln. Im Wiederholungsfalle ist die Lüge als Resultat der Halsstarrigkeit anzusehen und zieht Strafe nach sich.

Der Erzieher, welcher den Kindern ihre Freiheit des Geistes nicht hemmt, wird sie, wie im Spiel, so auch im Unterricht willig und freudig finden.

Unterricht in Lesen und in der Musik ist zu nichts nütze, beim einen wie beim andern wird viel Zeit verloren, um eine Kunstfertigkeit zu erringen. Viel mehr empfiehlt sich in diesem Falle Beschäftigung mit einem Gewerbe, wozu fast jeden Menschen Neigung zieht. Wenn die Großfürsten z. B. Lust zum Dreheln oder irgend einer anderen Handarbeit zeigen, müssen sie in diesem Trieb bestärkt werden.

Wir führen im Folgenden einige Proben aus Lockes „Gedanken über die Erziehung“ an, welche Katharina bei Abfassung ihrer Instruktion berücksichtigt. Da heißt es unter anderem: Die Kleider seien weit und lose, zu warme und zu enge Bekleidungen schaden. Der Knabe treibe sich zu jeder Zeit im Freien umher. Frühes Aufstehen und Schlafengehen seien Regel. Das Lager sei hart; es bestehe aus Matratzen und wollenen Decken, nicht aus Federbetten.

Die Lüge muß man den Kindern immer als die größte Abföhenlichkeit von der Welt darstellen, daß kein Mann von Ehre es leidet, wenn man ihm vorwirft, er lüge. Beim ersten ertappen des Kindes auf einer Lüge muß Erstaunen über das Seltene und Ungehörliche derselben geäußert werden. Im Rückfall gehören scharfe Verweise und Verachtung. Schließlich ist körperliche Züchtigung angebracht. Offenem Geständnis des Fehlers werde Verzeihung nicht verweigert. Hat ein Kind natürliche Anlagen zum Verfeinern, so müßten die Eltern die Reimwut in demselben auszutilgen suchen. „Man findet auf dem Barnaß selten Gold- und Silberminen. Die Lust dieses Berges ist lieblich, aber der Boden unfruchtbar.“

Ein weitgehender Unterschied zwischen der Lockeschen Pädagogik und den Auffassungen Katharinas besteht vor allem darin, daß letztere den schlimmsten aller Köder, den Ehrgeiz, kaum betont, ebenso in geradem Gegensatz zu dem Philosophen die positiven Kenntnisse als das wichtigste Stück der Erziehungskunst darstellt.

Im ganzen folgt die Kaiserin dem Zuge ihrer Zeit und Ideen, wie sie durch Rousseau popularisiert und in dem Stichworte „Rückkehr zur Natur“ ihren Ausdruck fanden. Sie hat nie den Anspruch erhoben, mit ihrer Instruktion ein gelehrtes, pädagogisches System hinstellen zu wollen, sondern mit selbständigem Geist, nach eingehenden Studien, eine kleine Anweisung für den fürstlichen Erzieher gegeben. Daß in der Unterweisung manches Gesehene und Zweckmäßige liegt, werden kundige und wohlmeinende Eltern und Pädagogen nicht in Abrede stellen. Im ganzen muß man sich über die

Einfachheit wundern, mit welcher die Kaiserin das körperliche Befinden ihrer Enkel gepflegt wissen will. Ihre unterrichtlichen Erziehungsgrundsätze gehen gleichfalls von richtigen Prinzipien aus. Man darf bei alledem nicht vergessen, daß ihre Instruktion die Erziehung nur weniger Individuen vonseiten eines Hofmeisters, daß sie Fürsten betraf, welche die Kaiserin an unbedingten Gehorsam gegen sich gewöhnen wollte. Es sollte ihnen ebenso schwer scheinen, das Verbot zu brechen, als das Wetter nach ihrer Laune zu verändern. Dennoch war die Richtschnur auch der hohen Stellung der Zöglinge und besonders ihrer Nationalität durchaus angepaßt.

Diese historische Reminiscenz bei unserm neuesten Kaisererlass! Klar und deutlich treten darin drei Forderungen hervor, welche nicht mehr geleugnet oder beiseite geschoben werden dürfen, wenn man nicht die psychologische Entwicklung eines Individuums durchkreuzen will. Diese Axiome lauten: In dem Zögling müssen durch psychologisch-ethischen Unterricht vor allem Gottesgefühl, Interesse für die Natur und nicht in lester Linie Liebe für die Heimat rege gemacht werden, so wird er ein brauchbares „Geschöpf“ im Mikro- und Makrokosmos werden. Mit Recht bezeichnet man auch den Erlass des Monarchen über die Reform des Kadettenunterrichts als „Markstein in der Reform des Unterrichts“ überhaupt. Die Absichten des Kaisers zielen auf eine intensivere, erzieherische Einwirkung auf den Schüler, und wird dieselbe nur möglich sein durch Aenderung der bisherigen Methode. So hat Wilhelm II. auch einen wichtigen Beitrag zur Lösung der Schulfrage gegeben. Und wohl noch ein anderer, durchaus humaner Gedanke hat ihn bei Erlass der Kabinettsordre geleitet. Es begegnet, daß die jungen Kadetten nach Abfolvierung ihrer Schullaufbahn durch mannigfache, widrige Verhältnisse, wie Krankheit, Schwächlichkeit, vielleicht schließliche Abneigung gegen das Militärleben, den Degen mit der Feder vertauschen müssen, um als Gelehrte, Kaufleute, Künstler oder sonst in einem Beruf zu wirken. Wie schwer wurde ihnen der Uebergang bei der einseitigen Ausbildung früherer Tage! Und wie leicht werden sich die jungen Leute nunmehr in der von ihnen erwählten Laufbahn zurechtfinden. Wahrlich, das ganze deutsche Volk muß jenen Unterrichtserrlass mit Freude und lebhafter Genugthuung begrüßen. Denn die in demselben ausgesprochenen Grundsätze haben alle Schulen, die Volksschule wie das Gymnasium, im Auge. Hoffentlich ernten wir bald die Früchte dieser guten Ausfaat.



## Berliner Brief.

Von

Johannes Siegbald.

Berlin, Ende März 1890.

Der Frühling ist gekommen. Er weht nicht nur durch die Berliner Straßen, Plätze und Gärten, sondern auch durch das politische Leben der Reichshauptstadt. Und doch — ein bitterer Tropfen Barmuth ist in den ausschäumenden Hoffnungsbecher der „neuen Zeit“ gefallen, die jetzt allerorten mit vielerprechenden Prophezeungen und Zukunftsplänen begrüßt wird —: der Rücktritt des Fürsten Bismarck. Die ganze Reichshauptstadt, das ganze deutsche Reich nicht nur, nein, die ganze civilisierte Welt steht unter dem Eindrucke dieses gewaltigen Ereignisses von unübersehbarer Tragweite. Es ist unmöglich, demselben in einem „Berliner Briefe“ nicht Rechnung zu tragen. Thatsächlich sind alle anderen Fragen des öffentlichen Interesses hinter diesem Ereignis zurückgetreten, auch die sozialreformatorischen kaiserlichen Erlasse und die Arbeiterschul-Konferenz. Und das ist auch kein Wunder. Denn was uns die vielbegrüßte „neue Zeit“ bietet, das sind Aussichten, Pläne, Versprechungen; was Fürst Bismarck vollbracht hat, das sind Thaten, ohne welche wir uns unser Deutschland garnicht vorstellen können. Auch Bismarck ist nur ein Mensch, aber es ist kein schlechtes Zeugnis für sein menschliches Können, wenn häufig Uebermenschliches von ihm verlangt wurde. Wichtig ist, daß die Konservativen mancherlei Gründe hatten, mit dem Reichskanzler nicht immer zufrieden zu sein. Viel ist ihm auch, namentlich in Berlin, seine passive Haltung in der Judenfrage zum Vorwurf gemacht worden. Aber nicht alles kann einer vollbringen, am wenigsten dann, wenn die siebenzig überschritten sind.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, ein Urtheil über die Gründe zu fällen, die den Reichskanzler zur Eingabe seines Entlassungsgesuchs und den Kaiser zur Genehmigung desselben bewogen haben, zumal jene Gründe im gegenwärtigen Augenblicke mehr vermutet als gewußt werden. Wir können und wollen nur den Empfindungen Ausdruck geben, mit denen wir den Fürsten Bismarck scheiden sehen, und diese Empfindungen sind tief wehmütige und bedauernde. Die Opportunisten, sie, die sich am eifrigsten an die Rockschöße des Fürsten Bismarck zu klammern suchten, werden sich bald zu trösten wissen und den neuen Sternen zuwenden. Der charaktervolle



Konservatismus wird in dem Fürsten Bismarck, ganz abgesehen von seinen unvergänglichen Verdiensten um die auswärtige Politik des Reichs, immer den Mann bewundern und verehren, der in treuer Hingabe seinem Fürsten gebietet, das praktische Christentum und das Recht auf Arbeit verkündigt und vertreten hat. Ob das deutsche Reich wirklich schon so weit gediehen, so weit innerlich gekräftigt ist, in einem so gesicherten Zustande nach innen und außen sich befindet, um den ersten Kanzler ohne Schaden und Gefahr missen zu können, das zu unterscheiden bleibt der Zukunft vorbehalten. Bismarck soll gealtert sein, so sagt man, und es ist möglich, daß dem bis in einem gewissen Grade wirklich so ist. Aber auch ein gealterter Bismarck ist doch immer ein Bismarck, und die Geschichte der größten Genies lehrt uns, wie wenig die Jahre in der Regel über sie vermögen. Goethe vollendete seinen Faust im spätesten Alter und wenn auch der II. Theil des „Faust“ weniger frische und unmittelbare Wirkung ausübt als der erste, — wer möchte darum doch diese Dichtung in unserer Nationalliteratur missen, wer könnte eine schaffen, die diesem Werke des Greises Goethe gleichläme?

In konservativen Kreisen hat man für den Anfall der jüngsten Wahlen in letzter Linie wohl auch den scheidenden großen Staatsmann verantwortlich gemacht. Wir wollen die Frage ununtersucht lassen, inwieweit Bismarck das letzte Kartell zu fördern und unterstützen gesucht, inwieweit die offiziöse Presse von ihm nach jener Richtung hin wirklich beeinflusst worden ist, oder, wie die „Kölnische Zeitung“ ihr Offizientum zur Vetreibung von Sonderinteressen gemißbraucht hat, inwieweit namentlich auch der Mißbrauch des Kaiserlichen Namens der ganzen Kartellgeschichte einen anderen Sinn untergeschoben hat, als der ihr ursprünglich zugrunde lag. Das aber müßte doch betont werden: die Realpolitik des leitenden Staatsmannes giebt der Masse der Staatsbürger noch lange kein Recht, ihre Ueberzeugungen und Grundsätze dem Opportunismus auszuliefern: es gilt auch hier, mit Verlaub, das Wort: Quod licet Jovi, non licet bovi! Der leitende Staatsmann wird immer mit den gegebenen Faktoren rechnen müssen. Pflicht der Staatsbürger ist es, nach Maßgabe ihrer Ueberzeugung diese Faktoren zu schaffen. Es dürfte nicht überflüssig sein, auch für die Zukunft diesen Unterschied zwischen Staatspolitik und Volkspolitik festzuhalten und zu betonen. So selbstverständlich er an sich auch ist, so wenig ist er doch bisher in weiten, auch wohlmeinenden Kreisen gewürdigt worden. . . . Doch — ich wollte von der „neuen Zeit“ sprechen und ich verweile noch immer bei der alten, beim alten Bismarck. Ich muß auch aufrichtig gestehen: ich beueide diejenigen nicht um ihre Elastizität, die schon heute vielfach in der Presse mit dem eisernen Kanzler abgerechnet haben und in Zukunftsplänen schwelgen. Wie widerwärtig berührt solche Gesinnungslosigkeit! Wie stürzt sich die ganz- und halbfeinliche Presse auf den Löwen, der für tot erachtet wird. Hier kann man die Wahrheit des Satzes einsehen, daß dem Jubentum jeglicher Takt fehlt. Da hält z. B. der hiesige „Berliner Börsen-Courier“ dem Fürsten Bismarck sein ganzes Sündenregister vor. Die Schatten aller derer, gegen die er sich angeblich vergangen hat, werden da mit orientalisch-theatralischem Pathos herausbeschworen, unter anderem auch der Schatten — des kleinen Lasker. Gewiß findet sich im Leben Bismarcks mancher Vorwurf gegen ihn und „der Fall Arnim“ ist unvergessen geblieben. Der gegenwärtige Zeitpunkt dürfte indessen wohl weniger als irgend ein anderer geeignet sein, alle jene alten Geschichten aufzuzählen. Wir aber haben wahrlich keinen Grund, uns darüber zu freuen, daß der Wunsch in Erfüllung gegangen ist, der seinerzeit in den Worten „Fort mit Bismarck!“ gipfelte. Was die inneren und äußeren Feinde des Christentums, des deutschen Volkes und Vaterlandes mit Jubel und Frohlocken erfüllt, das kann uns niemals zur Befriedigung gereichen, und mag uns der eiserne Kanzler noch so oft feindlich entgegengetreten sein.

Wenn wir auch nicht über jene wunderbare Geschmeidigkeit verfügen, die dasjenige, was sie gestern als Ideal verehrt hat, heute kaum noch ansieht, so soll uns das doch nicht hindern, zielbewußt auf unseren Bahnen fortzuschreiten und der Zukunft, wie sie

auch sein möge, getroffen ins Auge zu schauen.\*) Und da muß immer und immer wieder das eine betont werden: alle Politik und alle Arbeiterschulkonferenzen können uns nichts nützen, wenn es uns nicht gelingt, den Geist des Christentums in unserer Volks wieder zu erwecken. Was darin geschehen kann, wird kräftig die Saat des christlichen Wortes emporkeimen, wenn es nur überhaupt von berufener Hand in den Boden geworfen wird, das lehrt uns, jetzt wieder aufs neue, die „Berliner Bewegung“, welche in diesem Monat ihre zahlreichen Anhänger wieder zu den Waffen gerufen hat. Stöcker hat seine Getreuen aufgeboten und sie sind gekommen, alle — bis auf einen, den Pastor Walter Burckhardt an St. Sophien, der im Alter von 26 Jahren aus einem reichsegneten Wirkungskreise ins Jenseits abberufen worden ist. Burckhardt war im eigentlichen Sinne des Wortes Stöckers rechte Hand; er wollte dereinst das Werk seines Meisters fortsetzen und er hatte gewiß viele Bedingungen dazu. Ein Redner von packender Gewalt und ein Seelenhirt von unermüdlichem Eifer, war er trotz seiner jungen Jahre ein Mann, auf den man mit Recht die Worte angewendet hat: „der Eifer um dein Haus hat mich gefressen.“ Burckhardt war aus dem Verein deutscher Studenten hervorgegangen, der dem Vaterlande schon manche tüchtige jüngere Kraft geschenkt hat und gewiß auch in Zukunft noch schenken wird. Ob freilich der Verblühene im Alter alle die Erwartungen gerechtfertigt hätte, die sein jugendliches Können wohl einflößen durfte, ob nicht seine schon vor dem 20 Jahre begonnene fast ausschließlich politische und praktische Thätigkeit ihm Raum zur inneren Vertiefung und entsprechenden Fortentwicklung gelassen hätte, das ist eine Frage, auf die sich keine ganz bestimmte Antwort geben läßt. Möglich, daß eine höhere Fügung ihn gerade deshalb so frühzeitig heimrief, um ihm spätere Enttäuschungen und Bitternisse zu ersparen. Wie er im Andenken seiner Gemeinde und der Freunde der Berliner Bewegung fortlebt, so steht er da als eine martige charaktervolle Gestalt, ausgerüstet mit dem blühenden Schwerte der Rede, von heiligem Feuer durchglüht, ein unermüdlicher thatbereiter Zeuge der Wahrheit. In schöner Weise vereinte er in sich Christentum und deutsches Nationalgefühl. Sein Tod ist ein harter Schlag vor allem für die innere Mission, in der Burckhardt eine außerordentliche Opferfreudigkeit und Thätigkeit entfaltete. Ehre dem Andenken des gottbegeisterten, frühverblühenen Kämpen!

Man muß gestehen, daß Israel sich in einer gewissen Fassung die kommenden Dinge, zunächst die wieder auflebende Berliner Bewegung und die neuen antisemitischen Reichstagsmänner, ansieht, wenn auch gewiß nicht ohne ein geheimes inneres Grauen. Ja, das „Berliner Tageblatt“ hat den Beweis dafür gebracht, daß das goldene Kalb, d. h. das „Geschäft“, doch als der einzige wahre Gott in modernen Jerusalem thront. Es hat es über sein Herz gebracht, den neuen antisemitischen Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg um geistl. Einsendung seines curriculum vitae behufs Abdruck in jener „gelesensten“ Zeitung höfl. zu ersuchen. Was will man mehr? Ist das nicht „Toleranz?“ Das Stückchen ist wirklich sehr nett und charakteristisch, leider war es vergeblich unternommen. Herr von Liebermann verzichtete auf die ihm zuge dachte Ehre, schickte das beigelegte frankierte Couvert leer zurück und gab überdies noch das ganze allerliebste Geschichtchen unter allgemeiner Heiterkeit in einer Volksversammlung zum besten. Leider bleibt es in Sachen des Antisemitismus meist bei der „Heiterkeit“ und den Wägen über die komischen Seiten des Judentums, während gerade diese Frage den höchsten Ernst erfordert. Man glaubt wunder was zur Bekämpfung des semitischen Geistes gethan zu haben, wenn man beim Glase einige mehr oder weniger gute Wägen über „unseren Leut“ vom Stapel gelassen. Auch die politische Agitation, die zudem häufig übers Ziel hinauschießt und das letztere dabei verfehlt, ist ungenügend, wenn nicht eben der semitische Geist auch in Kunst, Litteratur und Wissenschaft, in allen Zweigen unseres öffentlichen und privaten Lebens bekämpft wird. Wir sind in geistiger Beziehung vom

\*) Anm. d. Red. Unsere Leser werden leicht erkennen, daß und in welchen Punkten etwa das politische Urteil der Redaktion von demjenigen des geehrten Herrn Verfassers abweicht.

Judentum noch abhängiger als in materieller. Fast unser ganzes Zeitschriftenwesen, fast die gesamte Kritik, die meisten Theaterleitungen liegen in jüdischen Händen und alle die Leute, die aus Verus und Neigung sich mit den höheren geistigen Interessen beschäftigen müssen, sind auf die Gunst geschätzter semitischer Mitbürger angewiesen.

In meinem vorigen Briefe habe ich nur Eine Novität aus der Berliner Bühnenvelt besprechen können. Einige weitere möchte ich hier nachholen, deren erste Aufführung noch in den vorigen Monat fällt. Die moderne deutsche Dramenbühne bietet uns ja keine einseitliche Speise für einen bestimmten Geschmack, sondern eine Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten Kunstanschauungen und Programmen. Romantik, Klassizismus und moderner Realismus wetteifern miteinander um die Palme und wir erleben sogar mitunter die Ueberraschung einen Dichter, den wir als Realisten par excellence zu betrachten gewohnt waren, plötzlich mit der „blauen Blume“ der Romantik im Knopfloch auftauchen zu sehen.

Eine solche Ueberraschung hat das Deutsche Theater des Herrn L'Arronge seinen Freunden bereitet, als es Ibsens 4aktiges Schauspiel „Nordische Heerfahrt“ zur Aufführung brachte. Es giebt Leute, die mit ihrem Skeptizismus nicht einmal einen so anerkannten Begriff, wie den Realismus Ibsens verschöner. Mag dem sein, wie ihm wolle, — die „Nordische Heerfahrt“ zeigt uns den Ankläger der „modernen Gesellschaft“ als begeisterten Stalben alt nordischer Redenhaftigkeit. Für den Romanchriststeller ist das Hinabtauchen in eine mehr oder weniger unbekannte Vorzeit immer ein mißliches Unternehmen. Wir stellen an ihn ein Verlangen, das er nur selten erfüllen kann, das Verlangen, daß seine Schilderungen wirklich von dem Geiste der Zeit, die er schildert, erfüllt seien. Nun hat bekanntlich schon Goethe sehr treffend diesen „Geist der Zeit“ gekennzeichnet, indem er sagt:

„Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,  
Das ist im Grund der Herren eigener Geist,  
In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Anders der Dramendichter. Von ihm erwarten wir nicht im entferntesten, daß er uns in das Leben und Streben der Vergangenheit einführe. Shakespeares alte Römer u. s. w. sind so moderne Menschen, wie sie nur zu des Dichters Zeiten gelebt haben, und niemand wird an dieser Thatsache Anstoß nehmen. Der Roman soll das Gewesene als Gewesenes schildern und erzählen, das Drama kennt keine Vergangenheit. Es nimmt seine Probleme aus allen Zeiten und befreit sie von allem Rost und Staub der Jahrhunderte, um den ewig-menschlichen Kern blau und glänzend herauszuschälen. Denn nur das Ewig-Menschliche kann als Ewig-gegenwärtiges empfunden werden und das Drama ist die Kunst der Gegenwart. Was wir auf der Bühne sehen, das sollen wir auch als etwas wirklich gegenwärtiges empfinden. Der Dramendichter, der uns Geschichte vorführen will, verzichtet auf seine wertvollste Freiheit und veründigt sich gegen das oberste Gesetz seiner Kunst. Mit diesen Ausführungen ist auch das Urteil über Ibsens „Nordische Heerfahrt“ besiegelt. Denn Ibsens Helden sind keine modernen Menschen, sollen zum mindesten keine moderne Menschen sein, sondern alte Germanen. Ornuß vom Fjord besitzt zwei Töchter, eine leibliche, Dagny, und eine Pfliegerochter, Hjördis. Beide haben sich aus dem väterlichen Hause von ihren Männern entführen lassen, Dagny von Sigurd, dem Starken, dem „Seeönig“, Hjördis von Gunnar, einem reichen Bauer. Den altgermanischen Ehrbegriffen entsprechend unternimmt Ornuß einen Rachezug gegen die beiden Entführer. Mit Sigurd schießt er bald einen ehrenvollen Vergleich. Auch Gunnar wäre einem solchen keineswegs abgeneigt, wenn er nicht von seiner Gattin Hjördis unaufhörlich gehezt würde und außerdem durch ein Gelübde verpflichtet wäre, ihren feindlichen Gelüsten gegen den alten Pfliegerater freien Raum zu lassen. Denn Hjördis hat dem letzteren gegenüber auch eine Rachepflicht zu erfüllen, da er ihren leiblichen Vater im Kampfe erschlagen

hat. Um zu ihrem Ziele zu gelangen, heuchelt sie zunächst Veröhnlichkeit und ladet den alten Ornulf zu einem Festmahle bei sich ein. Der alte Mann kann seinen Groll nicht gleich überwinden und gestattet fürs erste nur seinem jüngsten Sohne Thorolf, der Einladung in Gunnars Haus zu folgen, mit seinen übrigen sechs Söhnen zieht er auf Abenteuer aus. In der Festhalle bei Gunnar kommt es zu einem scharfen Wortwechsel zwischen der Hjördis und dem jungen Thorolf, der schließlich durch die Beleidigungen des bössartigen Weibes so sehr gereizt wird, daß er als Trumpf seines Vaters Rache an Gunnar ausspielt und diesem mitteilt, daß sein einziger Sohn Egil in der Gewalt Ornulfs sei. Den Sohn in den Händen seines Feindes wissen und ihn als tot beklagen, ist für Gunnar dasselbe. Was Wunder, wenn er nun Gleiches mit Gleichem vergilt und nach dem Grundsätze „Haßt du meinen Juden, hau ich deinen Juden“ seinerseits den Thorolf erschlägt? Das scheint nun alles sehr altgermanisch zu sein, aber wenn man näher hinsieht, bemerkt man, wie mißlich es ist, mit dem Feuer eines längst verschwundenen Zeitgeistes zu spielen. Noch höher als das Gebot der Rache stand bei den alten Germanen die Pflicht der Gastfreundschaft, und es ist zum mindesten sehr unwahrscheinlich, daß ein so nobler Charakter, wie es Gunnar im Grunde ist, den an der That des Vaters unschuldigen Gast in seinem eigenen Hause erschlägt. Das ist eine That, die bei den alten Germanen mit zu den niedrigsten Verbrechen zählte, gegen welche die besseren unter ihnen eine unüberwindliche Abneigung empfanden. Kaum ist der Mord geschehen, da tritt der alte Ornulf herein: „Hier habt ihr euren Egil wieder!“ Wohl hatte er sich deselben bemächtigt, aber nur um den Sohn seines Feindes zu retten und dadurch „Bußgeld“ für den von ihm erschlagenen Vater der Hjördis zu zahlen. Ein Feind Gunnars, der Bauer Kore, hatte es auf Egil abgesehen, um sich an Gunnar zu rächen. In dem Kampfe, der sich um den Knaben zwischen der Schar Kores und dem alten Ornulf entspann, hat dieser sämtliche anwesende sechs Söhne verloren, verloren für das Kind des Feindes! Nun glaubt er nur noch einen zu besitzen — Thorolf. Die Anwesenden sind durch diese Wendung der Dinge tief erschüttert. Endlich wird dem Alten mitgeteilt, daß er auch den jüngsten Sohn verloren habe. Nun kommt eine dramatische Schilderung altgermanischer Ehbegriffe:

Ornulf (schweigt einen Augenblick und wendet sich dann zu einem der Männer).  
 Wohin fiel der Todesstreich?

Der Mann. Quer über die Stirn.

Ornulf (aufgerufen). Hm; das ist eine ehrenvolle Stelle; dann hat er nicht den Rücken gewandt. Doch fiel er zur Seite oder vor Gunnars Füße?

Der Mann. Halb zur Seite und halb vor Gunnars Füße.

Ornulf. Das bedeutet nur halbe Rache; ja, ja, wir werden sehen!

Ich frage: Was kann der Zuschauer während dieser Unterredung auf der Bühne empfinden? Hat er auch nur das geringste Verständnis für die „Zufriedenheit“, die der alte Ornulf deshalb ausdrückt, weil der Todesstreich „quer über die Stirne“ seines Sohnes gefallen ist? Ist es nach seinen, des modernen Zuschauers, Empfindungen nicht furchtbar gleichgültig, ob der Leichnam „zur Seite“ oder „vor die Füße“ des Mürders gefallen ist? Wir verstehen einfach den ganzen Vorgang nicht, wir stehen ihm kalt, teilnahmslos gegenüber, höchstens mit einer Art wissenschaftlichen Interesses, kurioser Neugier.

Ornulf bestattet seine Söhne natürlich mit allen germanischen Ehren. Dazu gehört auch, daß er ihnen als Stalbe ein Totenlied singt. Nachdem er lezteres geendet, „thut er einen tiefen Atemzug, streicht das Haar aus der Stirn und sagt ruhig: Wohlan, jetzt ist Ornulf wieder gesund und stark.“ Dann zu seiner Umgebung: „Kommt zum Nachtmahl, Burtschen; wir haben ein schweres Tagewerk gehabt.“ Man sieht, die alten Germanen — „tranken immer noch Eins!“

Selbstverständlich ist Gunnar vor Ornußs Rache nicht sicher. Aber viel größeres Leid droht ihm von seiten seiner eigenen Gattin. Diese hegt gegen ihn eine unüberwindliche Abneigung. Sie hat ihn nur deshalb geheiratet, weil Gunnar die Bedingung erfüllt hat, die sie ihren Bewerbern auferlegt hatte. Wer einen großen Eisbären vor ihrem Schlafzimmer töten würde, dem wollte sie sich zu eigen geben. Diese Bedingung aber hatte sie nur in dem Glauben gestellt, kein anderer als der von ihr heimlich geliebte starke Sigurd könnte eine solche Heldenthat vollbringen. Und wirklich war es auch Sigurd, der sie vollbracht hatte — für seinen Freund und Waffengefährten Gunnar, der ihn in seiner Liebesleidenschaft darum gebeten hatte. Wohl hätte Sigurd die stolze Schöne gerne für sich selbst gewonnen; da diese aber Gunnar zu bevorzugen schien und des Freundes verzehrende Leidenschaft ihn rührte, so verzichtete er und vollführte mit schwerem Herzen für den Freund, was er viel lieber für sich selbst gethan hätte. Die Täuschung war für glücklich gelungen, jahrelang hatte Hjördis in Gunnar ihren rechtmäßigen Eheherrn erblickt. Man wird durch diesen ganzen Handel lebhaft an das Nibelungenlied erinnert. Wie Siegfried für König Gunther die Brunnhilde jähmte, so hat Sigurd für Gunnar Hjördis durch eine Kraftleistung gewonnen, und wie sich Kriemhilde und Brunnhilde über die Ehre ihrer Männer ereifern, so auch Hjördis und Dagny. Da Hjördis vor allem Volke behauptet, Gunnar sei „ruhmreicher und herrlicher“ als Sigurd, kann sich des letzteren Gattin nicht bezähmen und giebt das ihr von Sigurd anvertraute Geheimnis preis. Nichts ist natürlicher, als daß Hjördis ihre vielen Nachverpflichtungen durch neue vermehrt sieht. Aber eine Aussprache mit Sigurd, der ihr gesteht, daß auch er sie geliebt habe, erweicht ihr Herz insofern, als sie nun von dem glühenden Wunsche befeelt wird, mit dem Manne ihrer Wahl vereinigt zu werden. Kann das schon nicht mehr im Leben geschehen, so sei es nach dem Tode in Walhall.

Die Schlussschritte des Dramas sind voll altgermanischer Redenshaftigkeit und Walthyrenunfs.

Am Strande, zwischen Felsen und Klippen, treffen sich Sigurd und Hjördis. Letztere ist bis an die Zähne gerüstet und bewaffnet, mit Köcher, Pfeil und Bogen versehen. Nach kurzer Einleitung verkündigt sie dem Geliebten, daß sie beide aus dem Leben fliehen müßten. Sie legt einen Pfeil auf den gespannten Bogen: „Horch, wie es durch die Luft saust; das ist die Heimfahrt der Toten nach Walhall! Ich beschwor sie her, in ihrem Geleit wollen wir ziehen!“

Sigurd (weicht zurück): Hjördis, Hjördis, mir grant vor dir! (!)

Hjördis (ohne auf ihn zu achten): Keine Macht kann unser Schicksal ändern. Ja — es ist auch besser so, als hättest du dich mir hier in diesem Leben verbunden, als hätte ich in deinem Hans gefressen, um Linnen und Wolle zu weben und dir Nachkommen zu gebären — psui, psui!

Sigurd. Halt ein! Deine Zauberkunst hat dich besiegt; sie hat deine Seele krank gemacht! (Entsetzt nach rechts zeigend.) Ja, sieh dort! Gunnars Hof — in Flammen!

Hjördis. Laß brennen, laß brennen! Der Wolkenaal dort oben ist besser als Gunnars Balkenhalle!

Sigurd. Und Egil, dein Sohn — sie töten ihn!

Hjördis. Laß sie ihn töten — dann stirbt meine Schande mit ihm!

Sigurd. Doch Gunnar — sie rauben deinem Gatten das Leben!

Hjördis. Das achte ich nicht! Einem besseren Gatten folge ich diese Nacht in sein Hans! Ja, Sigurd, es muß so sein; hier blüht mir kein Glück mehr; der weiße Gott kommt nach dem Norden; ihn will ich nicht erwarten; die alten Götter sind nicht mehr stark wie früher; sie schlafen, sie sitzen halb im Schatten; mit ihnen wollen wir kämpfen! (??) Fort aus diesem Leben, Sigurd; auf den Himmelsthron will ich dich setzen und mich selbst an deine Seite. (Das Unwetter bricht los.) Horch, horch, dort

kommt unser Gefolge! Siehst du die schwarzen jagenden Roffe; eins für mich, eins für dich! (Sie legt den Bogen an die Wange und schießt.) So geh auf diese letzte Fahrt!

Sigurd. Gut getroffen, Hjórdís! (Er fällt.)

Hjórdís (jubelnd, eilt zu ihm). Sigurd, mein Bruder — nun gehören wir einander!

Sigurd. Jetzt weniger denn je. Hier trennen sich unsre Wege — denn ich bin Christ!

Hjórdís (entsetzt). Du —? Ha! Nein, nein!

Sigurd. Ich bete zu dem weißen Gott. König Medelsthan hat mich ihn kennen gelehrt — zu ihm gehe ich jetzt hinauf.“

Ja, das war einmal eine Ueberraschung! Im ganzen Stück war bisher von der Lehre des Christentums gar keine Rede. Nun läßt sich aber eine Frage von dieser Bedeutung nicht als harmlose dramatische Attrappe verwerten. Sie muß entweder ganz umgangen oder aber in den Vordergrund gerückt werden. In der Weise wie hier wirkt dies wahrhaft verblüffend und daher verwirrend. Verbietet schon eine alte technische Regel, in die Katastrophe eines Dramas neue und unerwartete Gesichtspunkte hineinzutragen, so gilt das in noch viel höherem Grade von Ideen mit solcher Tragweite, wie die der Religion. Aber was bedeutet diese Ausstellung dem ganzen Gebahren der Walkyre gegenüber? Hat es im alten Germanien solche Weiber gegeben, wie Hjórdís, Weiber, die Mann und Kind gleichzeitig verderben lassen und schließlich ihren Geliebten eigenhändig aus Liebe umbringen? Ich weiß es nicht, es geht mich auch garnichts an. Wenn es solche Weiber gegeben hat, so waren es Raumbaten. Ich kann sie wohl bedauern, aber nicht mit ihnen fühlen. Keineswegs kann ich mich für sie erwärmen. Ich verlange aber vom Drama, daß es mich seinen Felsen bis auf den Grund der Seele erkennen läßt. Jede ihrer Handlungen, jedes ihrer Worte — mag ich sie nun billigen oder nicht — muß mir psychologisch völlig verständlich sein. Kein ehrlicher Zuschauer wird behaupten können, daß ihm Worte und Thaten der Madame Hjórdís verständlich sind. Mögen dieselben immerhin in ihrer altheidnischen Weltanschauung begründet sein, — eben diese Weltanschauung ist es ja, die man mir wohl, soweit sie bekannt ist, Glied für Glied auseinanderlegen und schildern, für die ich mich aber nicht im geringsten erwärmen, in die ich mich garnicht hineinsüßeln kann. Eine Frau, die allen Ernstes behauptet, es sei besser, wenn sie mit ihrem Geliebten im Tode statt im Leben vereint werde, die „jubelt“, nachdem sie ihren Geliebten ermordet hat, die sich nach Walhall sehnt und dennoch mit den alten Göttern kämpfen will, — ich glaube, auch unter den alten Germanen hat es solche ebenso unmenschliche als verdrehte Weiber nicht gegeben.

Nachdem Sigurd verröchelt ist, erklärt sie, daß sie „ihre Seele verloren“ habe (?). Dann stürzt sie sich vom Felsen in den Abgrund. Als bald erscheinen die übrigen Personen des Stückes. Ornuolf befindet sich in bester Stimmung. Der alte Herr hat eben den Hof seines Feindes niedergebrannt und ist als alter Germane natürlich von seiner That äußerst befriedigt. Jetzt fällt ihm auch noch Gunnar selbst in die Hände. Einen Augenblick darauf entdecken die Anwesenden den Leichnam Sigurds. Aus dem auf der Erde liegenden Bogen schließen sie bald auf den wahren Zusammenhang der Dinge. Zum Ueberfluß „kauft“ jetzt auch noch „die wilde Jagd durch die Luft“, in der Egil auch seine Mutter Hjórdís „auf dem schwarzen Pferd“ zu entdecken glaubt. — Mit Absicht habe ich bei diesem Drama länger verweilt. Es ist ein vorzügliches Beispiel dafür, wie es der Dramendichter nicht machen soll. Zweifellos sind Ibsens Charaktere trotz aller phantastischen Züge viel echtere Germanen, als z. B. die Figuren in Felix Dahus neuesten Romanen. Aber je besser Ibsen den historischen Ton getroffen hätte, umso mehr hätte er den ewigmenschlichen Kern verdunkelt, umso mehr hätte er sich gegen die Lebensbedingungen des Dramatischen versündigt, umso mehr wäre er zu tabeln. Hoffen wir, daß die „Nordische Feerfahrt“ in unserem nachahmungslustigen Vaterlande keine Nach-

ahmer findet. Viel lieber schon möchten wir den obligaten Sündenbock, die unglückselige „moderne Gesellschaft“ den Angriffen unserer Bühnendichter preisgeben.

Das Absenke Drama besitzt bei allen Fehlern doch einen sehr bedeutsamen Vorzug: die tragische Schuld. Au sich erscheint der Tod Sigurds durchaus zutreffend durch die Worte der Hjördis begründet: „Alle guten Gaben darf ein Mann seinem treuen Freunde geben — alle, nur nicht das Weib, das er liebt; denn mit solcher That zerreißt er der Nornе heimlich Gespinnst, und zwei Leben sind vernichtet.“ Eben die tragische Schuld vermischen wir in einer anderen dramatischen Neuigkeit dieser Spielzeit, in dem geschichtlichen Trauerspiel in 5 Akten „Erich Brahe“ von Otto Girndt, der Novität des königl. Schauspielhauses. Das Stück spielt im Jahre 1756 in Stockholm und Umgegend und entnimmt seine Motive den damaligen Verfassungskämpfen zwischen dem König Adolf Friedrich von Schweden und dem Reichsrat. Es ist ja für die Beurteilung der dichterischen Folgerichtigkeit ganz gleichgültig, auf wessen Seite in der Geschichte das Recht in diesen Kämpfen lag, in Girndts Trauerspiel liegt es jedenfalls auf der Seite des Königs. Ebenso ist in dieser Beziehung die Thatsache ganz gleichgültig, daß Adolf Friedrich in Wirklichkeit ein Mensch war, der sich durch seine Schwäche geradezu verächtlich machte. In der vorliegenden Dichtung erscheint er als ein zwar sanfter, aber doch, wo es sich um die wahre Ehre handelt, entschlossener und edler Charakter. Für diesen, von einem übermütigen Parlamente vergewaltigten König ergreift nun der Graf Erich Brahe thatkräftig Partei. Er will dem Königtum eine würdigere Stellung verschaffen und plant zu diesem Zwecke mit anderen Getreuen einen Handstreich gegen den Reichsrat. Dieser Plan wird von seinem Todfeinde, dem Reichstagsmarschall Graf Axel Fersen entdeckt und Brahe selbst eingekerkert und zum Tode verurteilt. Obwohl nun der König das Begnadigungsrecht ausübt, wird das Todesurteil auf Betreiben Fersens doch in aller Eile vollstreckt. Ist das eine dramatische Gerechtigkeit? Wohl ereilt auch den Grafen Fersen die Strafe, die ihn um so schärfer treffen wird, als auch andere Verbrechen von ihm offenbar werden, aber viel lieber hätten wir den Schuldigen straflos, als den Unschuldigen hingerichtet gesehen. Denn es kann unmöglich als Schuld des Grafen Brahe angesehen werden, daß er für das Recht des Königs sein Leben gewagt hat; daß er von den Umständen genötigt war, der guten Sache zunächst im Geheimen zu dienen, um der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen. Er hatte auch an das Gelingen seines Plans keine anderen Absichten geknüpft, als dem Könige die gebührende Stellung zu verschaffen. Der Dichter scheint diesen Mangel selbst empfunden zu haben. — Er läßt den Helden im Kerker folgende Selbstanklage sprechen:

Wir durstest (das Unternehmen) nur mit Bundesgenossen teilen,  
 Nie nichts dabei verloren, als sich selbst.  
 Jetzt hat die Unschuld mit der Schuld zu leiden,  
 Darum allein sind wir des Todes wert.  
 Ihr Elend aber überlebt uns weinend,  
 Und ihre Thräne klagt uns jenseits an.“

Diese Selbstanklage ist doch sehr gesucht. Welcher Mensch steht denn so vereinsamt auf der Welt, daß nicht mindestens eine Person seinen Tod beklagen würde? Wenn man zu allen großen und gewagten Unternehmungen nur solche Mitarbeiter hinzuziehen dürfte, deren Untergang keine Spuren in den Herzen Anderer hinterläßt, dann müßten wohl fast alle diese Unternehmungen unausgeführt bleiben! Im übrigen ist das Stück nach allen Regeln der Kunst geschrieben, dramatisch wirksam und spannend, eine ziemlich reife, aber — „nicht mehr ungewöhnliche“ Frucht des deutschen Klassizismus.



## Monatschau.

### Politik.

Der März hat uns ein weltgeschichtliches Ereignis von höchster Bedeutung gebracht, bedeutend freilich nicht in dem Sinne, daß es eine folgenreiche objektive Umwälzung wäre, wohl aber bedeutend als Wendepunkt in dem Leben eines Mannes, der zu den Mächtigen gehörte, die jemals der Erdball getragen. Fürst Bismarck ist von seinen sämtlichen Ämtern zurückgetreten, von seinem Monarchen mit höchsten Ehren und Auszeichnungen und unter wärmster Anerkennung seiner Verdienste in Gnaden entlassen, aber doch entlassen worden.

Zu Beginn des Monats hat S. M. der Kaiser einem Festmahl der Brandenburgischen Stände beigewohnt und bei dieser Gelegenheit eine vielbeachtete Tischrede gehalten. Dieselbe verriet am Anfang in wohlthuerender Weise das hohe Verantwortlichkeitsgefühl und den tiefen sittlichen Ernst, mit denen der Monarch seinen fürstlichen Aufgabekreis zu umfassen strebt, lief dann aber in eine heftige Drohung aus gegen diejenigen, die sich den sozialpolitischen Plänen des jungen Fürsten entgegensetzen möchten. „Wer mir auf diesem Wege widerstehen will“ — das etwa waren die Schlussworte — „den zerschmettere ich.“

Niemand ahnte damals, daß der Erste, der von dieser Drohung ereilt werden sollte, der Reichskanzler Fürst Bismarck sein würde, derselbe Kanzler, dessen Beziehungen zum Prinzen Wilhelm so vorzügliche gewesen waren. Aber das Schillersche Wort:

„Neu Regiment bringt neue Menschen auf  
Und früheres Verdienst veraltet schnell“

hat sich auch hier wieder als eine zuverlässige Erfahrungsweisheit bewiesen.

Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck schon seit längerer Zeit sich mit dem Gedanken vertraut machte, seine Stellung zu verlassen. Die neuen Wege, welche der Kaiser mit den Erlassen einschlug, waren nicht nach seinem Sinne; auch der Berufung einer Arbeiterschulungskonferenz hat der Kanzler offenbar nur mit großen Bedenken zugestimmt, weil er diplomatische Mißerfolge fürchtete. In beiden Fällen ging er mit — aber ohne innere Zustimmung. Dazu kam, daß das ganze Tempo dieser neuen Bestrebungen dem 73jährigen etwas zu lebhaft gewesen sein wird.

Ein Stillstand und Aufschub kam in diese Rücktrittsprojekte, die sich zunächst wohl nur auf das Innere erstreckten, durch den Ausfall der Wahlen. Das Kartell brach zusammen, für welches der Fürst gekämpft und der Kaiser selbst seine persönliche Autorität vergeblich eingesetzt hatte. Es mußte nun auf jeden Fall und mit Recht der Schein



vermieden werden, als weiche der Fürst vor den Erfolgen des Fortschritts und der Sozialdemokratie zurück. Der Fürst ist zunächst geblieben; aber diese Verzögerung hat sich schließlich in eine Beschleunigung seines Rücktritts verwandelt.

Welche Gründe nun in einzelnen dahin geführt haben, den vollen Bruch zwischen Kanzler und Kaiser herbeizuführen, läßt sich bis jetzt von Ueingezeichneten auch nicht annähernd feststellen. Was darüber an die Oeffentlichkeit gebrungen ist, stammt alles von kaiserlicher Seite. Es ist daher das *audiatur altera pars* notwendig. Da aber offizielle Enthüllungen schwerlich zu erwarten sind, so muß der Thatbestand einstweilen völlig dahingestellt bleiben. Große Verstimmung scheint es beim Kaiser hervorgerufen zu haben, daß Fürst Bismarck den Abgeordneten Windthorst in einer Weise empfangen hat, daß nach den vorausgegangenen Andeutungen offiziöser Blätter der Besuch als Einleitung zu einer „konservativ-meritalen“ Aera gedeutet werden konnte. Noch akuter ist die Sache geworden durch den Wunsch des Kaisers, eine Kabinettsordre von 1852 beseitigt zu sehen, welche den Verkehr der einzelnen Minister mit dem Monarchen ohne Vorwissen des Ministerpräsidenten ausschließt, wie denn bei der Reichsverfassung ein ähnliches Verhältnis zwischen dem Kanzler und den Staatssekretären notwendig besteht. Es ist anzuerkennen, daß eine Beseitigung dieses Verhältnisses erheblichen Bedenken unterliegt. Zur Aufrechthaltung desselben gehört aber allerdings ein Ministerpräsident, der auf dem Posten ist; zieht derselbe sich einerseits, wie Fürst Bismarck es in seiner Ausnahmestellung verbienntermaßen durfte, und wie es ihm übrigens jeder gönnte, fast ganz von den Staatsgeschäften zurück, so tritt freilich die Gefahr einer völligen Stodung der Staatsmaschine ein. Mißstände dieser Art sind in der That entstanden und sie haben schon dem verfloffenen Reichstage das Leben schwer gemacht, haben zu einem geringen Teil auch wohl die Wahlen beeinflusst. Bei den wichtigsten Fragen herrschte vielfach Ratlosigkeit unter Ministern und Abgeordneten, weil man einerseits die Absichten des Kanzlers nicht erfahren konnte und andererseits mit ihm sich in Widerspruch zu setzen peinlich vermeiden mußte. Aehnlich schwierig wird vielfach die Lage des Kaisers gewesen sein.

An Einzelheiten ließe sich noch mehr anführen. Im Grunde genommen kommt aber auf dieselben zur Erklärung des Konfliktes wenig an. Wer nicht auf die allgemeinen Gründe zurückgeht, wird zur Erklärung der Lage das Beste schuldig bleiben. Das Wesentliche bleibt immer, daß Kaiser Wilhelm ein thatkräftiger und thatensfreudiger junger Fürst ist, dem die Verwirklichung seiner Ideen nicht schnell genug gehen kann, daß Fürst Bismarck aber in den Jahren steht, wo man sich überhaupt schwer an Veränderungen gewöhnt, geschweige denn an die Veränderung: aus einer Stellung von Macht und Einfluß ohne gleichen sich umzuwandeln in einen Minister, der nicht eigne Ideen giebt und aus eigener Initiative handelt, sondern fremde Gedanken nach höheren Vorschriften bestmöglich ausführt. Das konnte niemals gehen.

Wenn trotzdem Kaiser Wilhelm versucht hat, mit dem ergrauten Kanzler zu regieren, und der Kanzler versucht hat, dem jüngeren Herrn zu dienen, so ehrt der Versuch die beiden, auch wenn er mißlungen ist. Ist es schließlich eine herbe Erfahrung gewesen für den Mann, der kaum je im Leben den rechten Moment verpaßt hat, denselben hinsichtlich der Abschiedsstunde zu versäumen, so hat niemand ein Recht, an der vollen Aufrichtigkeit der Worte zu zweifeln, die Kaiser Wilhelm an den Großherzog von Weimar telegraphierte, daß ihm die Trennung von Bismarck ein Weh bereite, als habe er seinen Großvater noch einmal verloren.

Die Frage, ob es möglich gewesen wäre, den Konflikt zu vermeiden, ist durch die vollendeten Thatsachen zu einer müßigen geworden. Versuche, den Fürsten zu halten, sind nach ausdrücklicher Versicherung seiner Blätter nicht gemacht worden. Wenn irgend etwas, so deutet dies darauf hin, daß das Maß der Verstimmungen schon voll war, als die erwähnten kleinen Veranlassungen dasselbe zum Ueberlaufen brachten.

Welchen Eindruck hat nun der Abschied des Fürsten gemacht?

Wenn wir zunächst einen Blick auf das Ausland werfen, so liegt in der Haltung desselben beim Bekanntwerden der großen Nachricht eine Anerkennung für die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck seit 1870, wie sie vollständiger und ehrenvoller nicht gedacht werden kann. Während bisher die russischen und französischen Heßblätter in jedem europäischen Konflikt die Hand des deutschen Kanzlers und seine Intriguen zu erkennen glaubten, oder doch zu sehen behaupteten, so war nun plötzlich ein voller Einfluß darüber da, daß Fürst Bismarck den Frieden ernstlich gewollt habe. Die unwillkürlichen Aeußerungen des überraschend gekommenen Augenblicks verrieten deutlich, daß man sich in der gegenwärtigen Situation für durchaus sicher hielt, und daß man die Aenderung derselben nicht ohne Sorge hinnahm. Man sprach aus, gleichviel mit welchem Recht, daß die Situation, insofern sie sich überhaupt verschoben habe, nicht friedlicher, sondern unsicherer geworden sei.

Was uns an diesen Pressstimmen des Auslandes interessiert, ist zunächst die Anerkennung, daß die deutsche Politik seit 1871 eine friedliche war. Man freut sich, auch vom Gegner bestätigt zu lesen, was man wußte, um so mehr, wenn man die gewaltigen Schwierigkeiten kennt und erlebt hat, unter denen diese Anerkennung erkämpft worden ist. Der schweigende Dank des Auslandes und der laute des Vaterlandes klingen hier mit Recht zu voller Harmonie zusammen.

Anderß gilt es leider die Töne zu stimmen, wenn es sich darum handelt, den Gefühlen Ausdruck zu geben, die im Hinblick auf das Scheiden des Fürsten Bismarck nicht im Ausland, sondern im Inland Herz und Gemüt derjenigen Konservativen bewegen, denen nicht nur der christliche Staat, sondern auch die evangelische Kirche am Herzen liegt. In der That — eine schwierigere publizistische Aufgabe läßt sich kaum denken.

Wenn irgend jemand, so find wir weit entfernt von der Zumutung an irgend eine Regierung, daß sie sich mit der konservativen Partei solidarisch erklären und ein Parteiregiment etablieren solle. Nichts verkehrter als das. Das Unglück ist gering, wenn Parteien fallen — zu gelegener Zeit wird die Auferstehung sich vollziehen. Regierungen aber dürfen nicht stürzen, denn die Autorität stürzt mit. Also keine Parteiregierung. Wohl aber sollen unter allen Umständen die Grundsätze, nach denen regiert wird, sollen die Akte der Regierungen im besten Sinne des Wortes konservative, erhaltende, sein. Sei es, daß die Erhaltung durch Bewahrung des Bestehenden, sei es, daß sie durch zeitgemäße Fortbildung des Vergehenden sich vollzieht. Nicht also das ist es, was wir dem Kanzler zum Vorwurf gemacht haben und machen, daß er die Partei, aus der er hervorgegangen, ihrem Schicksal überlassen hat, sondern das vielmehr, daß er gelegentlich eine Politik verfolgt hat, die auch vor der mildesten konservativen Auffassung nicht mehr bestehen konnte, ja daß er schließlich Schule machte für die Grundlosigkeit und für das Diplomatisieren als solches, daß er in vieler Augen und Herzen den reinen Opportunismus zum Prinzip, zur höchsten politischen Weisheit erhoben hat.

Ueberblickt man die politische Laufbahn des Fürsten, so reichen sich für uns konservative der vollste Beifall und die tiefste Trauer in ununterbrochener Kette die Hand. Wo ist ein Konservativer, der nicht Beifall für Herrn von Bismarck in der Konfliktzeit gehabt hätte. Und gegenteils, wer, der die zehn Gebote auch als Norm des öffentlichen Lebens anerkennt, wird alles gutheißen, was um 1866 geschehen und was uns Lamarmora und andere enthüllt haben?

Wo ist ein Konservativer, der in der Aera Delbrück-Camphausen andere als schmerzliche Empfindungen gehabt hätte? Und gegenteils, wie glücklich war es, daß später Bismarck selbst den Schutz der nationalen Arbeit in die Hand nahm? wie dankenswerth, daß er selbst, wenn auch hier und da schon mit alternder Hand, den Kampf gegen den Kapitalismus aufnahm, der nur durch ihn soweit wiedergedrückt ist, daß er jetzt überhaupt durch Deutschland besiegtbar scheint, nachdem er in Frankreich, England und anderen Kultur- und Industriestaaten sich bis zur Unbesiegbareit gestärkt und entwickelt hatte. Hier liegt ein ungeheures und weltgeschichtliches Verdienst.

Wo ist ferner ein Konservativer, der sich nicht freute, wenn von oben her das „praktische Christentum“ als Aufgabe der Politik verkündet wird; und gegenteils, wie traurig lastet das Defizit, wenn man die kirchliche und kirchenpolitische Thätigkeit der letzten 20 Jahre überdenkt. Im Kulturkampf ein unbesonnener Angriff auf Rom im Bunde mit denen, die „am liebsten gar keine Kirche“ wollen und nun, nach der auch nicht immer glücklichen Weilegung desselben, eine Niederdrückung der evangelischen, nach Autonomie ringenden, und eine Verhätzelung der römischen Kirche, die jedes evangelische Gefühl auf das tiefste verletzt, und deren Gefährlichkeit gar nicht ernst genug genommen werden kann. Wie schmerzlich berührt es, den Kanzler jede staatliche Einwirkung auf die Sonntagsruhe mit dem rein materialistischen Grunde bekämpfen zu hören, daß man in acht Tagen mehr erwerben könne, als in sieben.

Die Widersprüche erklären sich aus der tiefsten Natur des Fürsten, die mehr nach der Seite des Verstandes, als nach der des Gemüths hinüberneigt, die ihm, für einen Diplomaten die denkbar schönste Mitgabe, ein außerordentlich feines, weit stärker als das Rechtsgefühl entwickeltes Machtgefühl mit auf den Weg gegeben. Es ist gewiß richtig, zu sagen und zu klagen, daß bis 1866 die diplomatischen Vorgänger des Fürsten in der deutschen Frage nicht weiter kamen, daß alles stockte und stagnierte, und es ist Grund genug zur Freude, daß die Einheits-Träume der Vergangenheit endlich Wahrheit geworden sind. Aber wer gerecht sein will, wird hinzufügen müssen, daß der Erfolg nicht nur an der geringeren Einsicht, Klugheit und Energie der Vorgänger, sondern doch auch an der größeren Strupellosigkeit des Nachfolgers lag. Das Recht, welches anderen den Weg versperrte, war ihm „juristischer Zwirnsfaden“, der wenig galt. Das soll nicht heißen, daß die anderen bei gleicher Anschauung vom Recht das Gleiche erreicht haben würden, wie Bismarck. Es mag unter ihnen auch solche gegeben haben, von denen der Dichter sagt:

Wenn sie den Stein der Weisen hätten,  
Der Weise mangelte dem Stein —

bei vielen aber ist es doch nur die Wiederholung der Sache mit dem Ei des Kolumbus gewesen. Mit zerbrochener Schale hätte das Ei wohl stehen sollen. Nur Kolumbus kommt auf den Einfall, es zu zerbrechen. Aber zerbrochen wirds. Das Verhältnis Bismarcks zu seinen Vorgängern legt auch den Gedanken nahe, ob es die Helden oder die Märtyrer der Weltgeschichte sind, welche den wirksameren Impuls im unaufhaltbaren Fortschritt der Menschheit geben.

Wie dem auch sei, und mit wie gemischten und widerstreitenden Gefühlen auch ein Konservativer das Ende der jüngsten Kanzlerkrise betrachten mag — in dem Einen sind alle einig, daß mit dem Scheidenden ein ganzer Mann dahingeht, ein herber Charakter von alttestamentlicher Denkweise, Freund seiner Freunde, aber Feind seiner Feinde bis zur Vernichtung, unversöhnbar, auch den sachlichen Gegensatz als persönliche Feindschaft empfindend, aber ein Held, ein Kämpfer, ein Mann von Granit, ein Meister in der Kunst, sich selbst und andere zu beherrschen.

So steht er vor uns, wenn wir uns ungeschminkt sein Bild vergegenwärtigen, nicht freundlich und liebenswürdig, aber stolz und groß. Wir zweifeln nicht, daß manchen unserer Leser diese Zeichnung zu realistisch scheinen wird, dem weltgeschichtlichen Idealbild zu wenig entsprechend; oder doch, daß wenn das Bild richtig schein, es unrichtig sei, dasselbe jetzt zu zeichnen. Wir geben das zu für alle die, die bisher ihm folgten und ihre politische Ueberzeugung gefangen gegeben hatten in den Dienst der Person. Wir unsererseits glauben von unseren Lesern das Zugeständnis zu bekommen, daß wir hier dem Geschiedenen nichts nachgesagt haben, das wir nicht auch früher schon in unseren Spalten zur offenen Aussprache gebracht hätten. Und wir schließen es gern mit dem Wunsch, daß dem schweren und arbeitsvollen Lebenstag ein langer und freundlicher Abend durch Gottes Gnade beschieden sein möchte.

Kein Wunder, daß nach dem Rücktritt einer so gewaltigen Persönlichkeit alle Welt durch die Frage bewegt wurde, wer wird der Nachfolger sein? Die Wahl des Kaisers

ist auf einen Mann gefallen, dessen politische Farbe zunächst noch unbekannt ist und dessen Erneuerung die Vermutung zu bestätigen scheint, daß der Kaiser in Zukunft sein eigener Kanzler sein will. Was die kommenden Tage bringen werden, wird dadurch nicht heller, und es wäre heute um so mehr vermessen, sich zum Propheten aufzuwerfen, als der Kaiser Beziehungen auch mit denjenigen Parteien zu beabsichtigen scheint, welche bisher nichts weniger als regierungsfähig waren.

Hinter dem großen Ereignis der Kanzlerkrisis ist die bedeutungsvolle internationale Schutzkonferenz zeitweilig stark zurückgetreten, und doch hat dieselbe ihre Arbeiten rüstig gefördert, so schnell, daß man meint, das Ende abzusehen zu können und überdies auf einen nicht ganz resultatlosen Abschluß hofft, wenn es auch jetzt schon nicht an pessimistischen Stimmungen fehlt, die, wie z. B. die „Times“, den Erfolg „gleich Null“ zu halten sich berechtigt glauben.

Sich eingehend mit den Beschlüssen zu befassen, wird Zeit sein, wenn sie in letzter Feststellung vorliegen. Erst dann wird sich übersehen lassen, ob die vielgerühmte Einigkeit auf der Abschwächung und Unterdrückung der wichtigsten Forderungen beruht oder ob wirklich eine Durchschnittsbesserung in der Lebenslage der arbeitenden Klassen erzielt ist, die einigermaßen Aussicht hätte, in die Gesetzgebung der kontrahierenden Staaten als bindende Bestimmung überzugehen.

Schwer zu beklagen ist es auch hier wieder, daß nur ein römisch-katholischer und kein deutsch-evangelischer Bischof in die Konferenz berufen ist. Wer wäre geeigneter gewesen als Stöcker, und wer paßte weniger hinein, als der Bischof von Breslau? Wäre Herr Kopp noch ein Mann, der irgendwie in der sozialen Frage hervorgetreten wäre, so ließe sich die Sache entschuldigen. Thatsächlich hat man von demselben nichts anderes gehört, als daß in den letzten 8 Tagen in Berlin zwei katholische Arbeitervereine auf seine Veranlassung hin gegründet sind, denen vermutlich kein einziger wirklicher Arbeiter angehört. Die Berufung Kopp's ist daher nichts anderes als ein neuer Schritt auf dem unglücklichen Wege der Konnivenz gegen Rom. Man hat Rom im Kulturkampf als eine Macht erkannt, und unbekümmert darum, daß es eine Macht ist, die nicht gefördert, sondern bekämpft werden muß, beugt man sich in Berlin nach allen Regeln der opportunistischen Kunst vor Papst und Bischöfen. Aus dem Gedächtnis der leitenden Kreise scheint die Erinnerung daran völlig geschwunden, daß vor wenig mehr als 200 Jahren ein 30-jähriger Krieg geführt werden mußte, um die höchsten Errungenschaften der Reformation, um dieselbe Glaubens- und Gewissensfreiheit zu erkämpfen, die man heute so für nichts zu achten scheint, obschon sie von den Päpsten der Gegenwart noch ebenso fanatisch geächtet und verfolgt wird, wie von denen der Vergangenheit.

Auch dem preussischen Abgeordnetenhaus hat der abgelassene März, freilich in ganz anderer Art, „konfessionelle“ Tage gebracht, die registriert zu werden verdienen, weil sie vielleicht den Beginn eines Umschwunges in den Anschauungen der offiziellen Kreise zur Judenfrage bedeuten. Die große Juden-Debatte, welche Tage lang die ganze europäische Presse in Atem hielt, trug zunächst dasselbe Gesicht, wie frühere Erörterungen über dieselbe Frage. Das Treffen begann ein Vorstoß des Abgeordneten Stöcker, der antuknüpfend an den Fall Boretius die Ueberfüllung einzelner preussischer Gymnasien mit jüdischen Schülern zur Sprache brachte und für gewisse Fälle die Errichtung besonderer Judenschulen anregte. Daraus ein ungeheurer Widerspruch von liberaler und freisinniger Seite, wobei sich, wie gewöhnlich, die „christlichen“ Judengenossen, wie Nicert und Birchow, vor den Juden in lärmender Weise hervorthaten, blind durch die Leidenschaft, die sich ihrer bemächtigt, sobald die Judenfrage angeht, gestochen wird. Dies Bild indessen war, wie gesagt, schon öfter dagewesen. Neu und beachtenswert aber erschien die Thatsache, daß Kultusminister von Goshler, ein seiner Beobachter der Windrichtung in den oberen Wolfenbücheln, in langer sachlicher Rede dem Hofsprebiger Stöcker beispargte und die grauenhafte Statistik gewisser Gymnasien und Hochschulen nicht nur bestätigte und ergänzte, sondern auch andeutete, daß Reformen

auf diesem Gebiet von ihm und seinen Räten erwogen würden. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß hierüber Israel in der ganzen, ihm ergebenen liberalen Presse ein erschütterndes Wehklagen, Schelten und Spotten begonnen hat, das sich noch steigerte, als Stöcker am Ordensfest merkwürdiger Weise nicht übergangen, sondern in Gemeinschaft mit anderen Hespredigern mitbetoriert wurde.

Ob wirklich die Juden Grund zu ernsthafter Besorgnis haben, ist dabei noch nicht einmal ausgemacht. Es wird kaum der Fall sein, wenn nicht die Konservativen sich recht gründlich überlegen, welche Reformen auf diesem Gebiete überhaupt durchführbar sind, welche Maßregeln ergriffen werden könnten, die den Juden lassen, was der Juden ist, aber den christlichen Staat auf dem Gebiet der Schule, der Rechtspflege und auch sonst erhalten, wo er besteht, und herstellen, wo er verloren ist.

Um dahin zu gelangen, braucht die konservative Partei nur auszuführen, was Herr von Rauchhaupt in einer vielbeachteten Rede bei einem Festmahl der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses geäußert hat. Die trefflichen Worte können nicht oft genug wiederholt werden:

„Die konservative Partei hat wahrlich keine Veranlassung, diese ihre alten Grundsätze als alten Erdbel zu betrachten, wie diejenigen vielleicht meinen, welche in dem Wechsel der Meinungen bei dem Sammelbegriff Ordnungspartei angelangt sind, einem Begriff, welcher nichts bedeutet, als ein *saute qui peut* einer mit schlechtem Gewissen beladenen bürgerlichen Gesellschaft. Kraft- und lastlos und ohne ideellen Kern aufgebaut auf der bloßen Furcht, wahrlich nicht imstande, das letzte Staatsschiff in der Brandung der Revolution zu retten.“

In der That, die konservative Partei braucht sich nur auf dies ihr Programm zu besinnen, um wieder mehr zu werden, als sie in den letzten Jahren war. Wäre sie, statt oft nach persönlichen Rücksichten zu schwanken, klar und fest, nach sachlichen Rücksichten, gleichviel ob mit oder ohne Gunst der Regierung, ihre Strafe gezogen — die Achtung und Beachtung würde ihr sicher nicht gefehlt haben, die man jetzt dem Centrum so bereitwillig entgegenbringt.

\* \* \*

Im Ausland ist den März hindurch weniger vorgegangen, als jemals zuvor. Zwar sind in Frankreich und in Ungarn Ministerkrisen zu verzeichnen. Aber es sind Krisen ohne alle prinzipielle Bedeutung, lediglich Erfolge und Errungenschaften des parlamentarischen Parteisports. Die ungarische Krise kann ein gewisses persönliches Interesse beanspruchen, insofern der gestürzte Premier Herr Tisza war, der dort seit einer Reihe von Jahren seine Rolle spielte und sich länger auf dem Posten gehalten hat, als es sonst bei parlamentarischen Ministern der Fall zu sein pflegt. Ein sehr sympathisches ist das Interesse freilich nicht. Vom deutschen Standpunkt ist gegen Herrn Tisza freilich nichts einzuwenden. Um so mehr vom antisemitischen. Das Regiment Tiszas war nichts anderes als Juden-Regiment. Börse und Presse haben ihn gehalten und gefördert und werden ihn bei gelegener Zeit auch sicher wieder auf den Schild zu heben wissen.

Der französische Ministerwechsel ist ganz bedeutungslos. Genug, daß Herr Freycinet das sechsundvierzigste Ministerium der dritten Republik und sein eigenes viertes gebildet hat. Mehr Modesache als sonst etwas ist es, daß er auch sozialpolitische Vorlagen ankündigt. Die Neigung zu solchen Reformen ist in Paris bekanntlich noch geringer, als anderswo, seit man sich durch das Wahlergebnis vom 22. September 1889 überzeugt zu haben glaubt, daß die Börse, wenn sie keine Kosten spart, des allgemeinen Stimmrechts Herr zu werden vermag. Aber diese Ueberzeugung ist eben doch noch nicht so fest, daß man es nicht für notwendig hielte, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ein Uebrigcs zu thun. Steht dieses Uebrigcs erst schwarz auf weiß auf dem Papier, so wird man bald genug auf den humanitären Vorbeern anrühren.

## Kirche.

Es waren zwei Schüsse, welche im Sommer 1878 unserem öffentlichen Leben eine neue Wendung gaben. Gerichtet waren sie gegen die vielgeliebte ehrwürdige Gestalt des Kaisers Wilhelm, — treffen aber thaten sie den Liberalismus, das liberale Prinzip, dessen staatsauflösende Folgen man zu erkennen anfing. Eine ähnliche gute Wirkung erwarten wir von dem Ausfall der Reichstagswahlen vom 20. Februar. Schon jetzt können wir die ersten guten Erfolge davon merken — und zwar auch auf kirchlichem Gebiet. Es war dem Berichterstatter eine höchst interessante Beschäftigung, die Zeitschriften der letzten acht Wochen noch einmal im Gesamtüberblick durchzugehen und Vergleiche anzustellen zwischen dem verschiedenen Verhalten derselben vor und nach dem genannten Tage. Der Erfolg, den bei den Wahlen die Sozialdemokraten gehabt haben, hat allen, auch allen kirchlichen Zeitschriften, den Sozialismus, seine Gefahren, seine Bekämpfung, die Aufgabe der Kirche dabei, das Verhältnis der Kirche zur Politik, des Pastors zu den Wahlen u. s. w. in den Vordergrund gerückt. Schon das ist ein guter Anfang. Und wir hoffen, daß dem noch manches weitere Gute folgen wird.

Soll ich nun das Resultat meiner Zeitungsstudien mitteilen, so muß ich ganz objektiv berichten, daß den Erfolg am genauesten vorausgesagt hat die „Antisemitische Korrespondenz“. Ich würde fast gegen jede Nummer dieses der Redaktion zugesandten Organs von unserem christlich-kirchlichen Standpunkt aus zu polemisieren haben, — so verschieden ist der Geist, in dem wir die Fragen des öffentlichen Lebens auffassen. Aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben, indem ich den Herausgebern das Zeugnis ausstelle, daß sie die wirtschaftlichen Ursachen der Zerkleinerung unseres Volksleben, wie es in den Wahlen zu Tage tritt, richtig beurteilen und dadurch in den Stand gesetzt sind, die wirklichen Verhältnisse zu erkennen. Das genannte Organ hat die Wahlergebnisse am treffendsten vorausgesagt, sogar für einzelne Wahlkreise das Stimmenverhältnis vorher ziemlich richtig angegeben. — Nehrlich die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ von Stöcker, welche mit vollem Recht den ersten Artikel nach den Wahlen mit den Worten beginnen kann: „Das Ergebnis des zwanzigsten Februar hat uns nicht überrascht. Wir haben klar vorausgesehen und oft genug vorausgesagt, daß es so kommen müsse.“

Den entgegengesetzten Pol in dem Verständnis der Lage vertreten die deutsch-evangelischen Blätter von D. Böhmslag, welche ihre vollkommene Ueberraschung ganz offen bekennen und in dem damit eingeleiteten Bericht ganz die Stimmung kund geben, in der sich Leute nach einem großen Schrecken zu befinden pflegen. — Alle aber sind einverstanden in der Anerkennung der Witschuld der evangelischen Kirche und fordern zu ersten Bußgedanken und energischer Thätigkeit auf. Natürlich gehen die Ansichten darüber ziemlich auseinander, was für Gesichtspunkte bei der Art dieser Thätigkeit aufzustellen sind. Besonders ernste Worte freuen wir uns auch in der „Christlichen Welt“ zu finden, die bei aller Opposition gegen Stöckers Auftreten, die sie in ihren Spalten macht und machen läßt, ihm die Anerkennung zollt, daß er der erste sei, der überhaupt etwas gethan habe, während andere noch heute über das Reden nicht hinauskommen.

Unsere Kirche wird durch die ganze Entwicklung gewaltsam herausgerissen aus der ihr anhaftenden Neigung, eine Pastoren- und Gelehrten-Gesellschaft zu bilden. An Anlässen gleicher Art hat es zwar seit 1848 nicht gefehlt. Und dies Jahr ist es auch gewesen, das innerhalb unserer evangelischen Kreise das Bewußtsein wachgerufen hat von den großen Aufgaben der kirchlichen Arbeit, die in dem Rahmen der traditionellen geistlichen Amtsverrichtungen nicht aufgeht. In dem „Volksblatt für Stadt und Land“ sprach sich dies Bewußtsein am offensten aus, das fast Jahrzehnte lang ziemlich allein darin, und den theologisierenden Kirchenzeitungen gegenüberstand. Endlich kam die Leipziger Allg. evang. luth. Kirchenzeitung auch auf richtige Gedanken. Und seitdem

an Stelle der Neuen evang. Kirchenzeitung die Stöckersche getreten ist, haben wir in ihr die kräftigste und zielbewussteste Vertretung der volkstümlichen Arbeit der Kirche.

Des Berichterstatters Amt und Neigung führt ihn zunächst immer darauf, die Schuld von allen Uebelständen in der Theologie zu suchen. Es kommt das von der hohen Wertschätzung, die ich für dieselbe habe, und der großen Bedeutung, die ich für das ganze kirchliche Leben ihr zuschreibe. Und so muß denn auch hier hervorgehoben werden, daß in der That einerseits die praktische Theologie noch weit davon entfernt ist, die Beachtung zu erfahren, welche schon Schleiermacher für sie in Anspruch nahm. Es lehrt immer wieder, und gerade in neuerer Zeit in vermehrter Weise, der Gedanke, den jener Theolog bekämpfte, daß sie nämlich nur einen Anhang von praktischen Anweisungen bilde, der mit der vornehmen „wissenschaftlichen“ Theologie nicht auf gleicher Rangstufe stehe. Andererseits muß von der traditionellen praktischen Theologie selbst getadelt werden, daß sie in der Schablone ihrer Disziplinen zumeist viel zu engherzig ist. In dem hergebrachten Schema der Theorie des Kirchenregiments, des Gottesdienstes, der Predigt, des Unterrichts und der Seelsorge — ist kaum Platz für diese Fragen, welche neuerdings in den Kirchenzeitungen besprochen werden. Und es mag wohl bei der Besprechung der heute so wichtigen Tagesfragen den meisten Theologen so gehen, daß sie, wie jener Schüler Beck's bei einem Streit über die Union, bekennen müssen: das kam bei uns auf der Universität nicht vor.

Desto mehr wird es nun also auf Konferenzen, in Zeitschriften und Flugschriften verhandelt. Soll und kann der Pastor auf die politische Arena herabsteigen? — Daß er die Sozialdemokratie zu bekämpfen hat, ist allgemein anerkannt. Aber die deutsch-evangelischen Blätter meinen, die Sozialdemokratie sei keine politische Partei. — Wir haben in dieser Bemerkung ein handgreifliches Zeichen von dem Mangel an wirklicher Kenntnis unseres öffentlichen Lebens, unseres Volks- und Gemeindelebens, aus dem heraus sich auch schon das Ueberraschende bei den Wahlergebnissen erklärt. Die sozialdemokratische ist genau solche politische Partei wie die nationalliberale, die freisinnige, die konservative, — die in wirtschaftlichen Interessen ihre Kraft hat und ihr zusammenhaltendes Band. Und in die sozialistischen Bewegungen und Kämpfe einzutreten ist ganz unmöglich ohne ein Verständnis und eine Anschauung über diese wirtschaftlichen Fragen, d. h. mit anderen Worten: über die äußere Lage eines großen Teils unserer Gemeindeglieder, die so beschaffen ist, daß sie einen Mangel an Interesse dafür auf Seiten der Kirche — für einen Abfall der Kirche von den christlichen Grundsätzen halten müßten. Es entstand in der ersten Gemeinde ein Murmeln darüber, daß gewisse Klassen und Kreise bevorzugt würden. Und sofort erkannten es die Apostel für eine kirchliche Aufgabe, Organe zu schaffen, welche die äußeren wirtschaftlichen Ursachen dieser sich anbahnenden Entfremdung innerhalb der damaligen Christenheit zu ihrem Berufsfelde machten. Daß jetzt sich die wirtschaftliche Demokratenpartei zum Nihilismus bekennt, giebt uns kein Recht, ihren wesentlich politischen Charakter zu leugnen. Wir sind der festen Zuversicht, auf Grund einer Jahre lang an den Quellen gesammelten Erfahrung, daß lange nicht die Hälfte der für die sozialdemokratischen Parteiführer abgegebenen Stimmen für die anarchistischen Ziele derselben eintritt. Unter den 18,000 Stimmen, die im Wuppertale sogar 1887 den Sozialdemokraten wählten, waren — thatsächlich — gegen 50 bewußte Anarchisten; rechnen wir dazu einige tausend, die sich von ihnen willig überall hinführen lassen würden, — so bleibt doch noch eine große Masse übrig, die mit jenen geht aus demselben Grunde, den der eine mir einst so angab: „das sind die einzigen, die sich der Unterdrückten annehmen, darum wähle ich sie, ihre Religion ist die meinige nicht.“ — Kann man dies so ganz unverstehend finden, selbst vom Standpunkte des christlichen Arbeiters aus? — Ist nicht für ihn wirklich besser geforgt, wenn 40 Sozialdemokraten im Reichstage sitzen, als wenn an ihrer Stelle 40 liberale Fabrikanten saßen? Soll er diese aus christlichem Interesse wählen und jenen vorziehen, weil sie nicht in cynischer Offenheit, sondern in salonmäßiger wissenschaftlicher Vornehmheit das positive Christentum bekämpfen,

oder es wenigstens ignorieren, was auf dasselbe hinauskommt?\*) — Ich gebe hier noch einmal zwei Aeußerungen aus der Presse wieder, die ich schon 1878 habe zusammen drucken lassen, und frage: welche ist der Kirche gefährlicher? Der „Volksstaat“ sagte damals: „Von zwei Dingen eins. Entweder giebt es keinen Gott und dann können wir die alten Gesetze ändern so viel wir Lust haben, oder es giebt einen Gott — und dann wären wir allerdings gelehrt. Glücklicherweise aber hat noch niemand das Dasein Gottes beweisen können; ergo müssen wir auch annehmen, daß die Moral und das Recht von Menschen gemacht sind, darum auch von uns nach Bedürfnis abgeändert werden können. Und die sogenannten ewigen Grundsätze, auch die bleiben nur so lange bestehen, als wir sie für passabel halten.“ — Natürlich kann in diesem Stile die gebildete Rationalzeitung nicht sprechen. Aber sachlich ist es nichts anderes, wenn sie damals schrieb: „Hat die Kirche Recht mit ihrem Anspruche, als übermenschliche göttliche Institution und Trägerin unmittelbarer Offenbarung und unsehbarer Wahrheit, das Denken und Leben der Menschheit unbedingt zu beherrschen, oder steht es vielmehr der menschlichen Gemeinschaft zu, ihr Leben und Denken nach den autonomen Gesetzen ihrer Vernunft und ihres Gewissens zu ordnen? Sollen die kirchlichen Satzungen aller Zeiten oder soll die moderne Weltanschauung mit ihrem autonomen wissenschaftlichen Denken und ihrer souveränen (!) staatlichen Gesetzgebung die höchste entscheidende Macht sein? — Das ist die Frage.“ — Ob ein Arbeiter für den Volksstaat oder für die Rationalzeitung wählt, berührt demnach das kirchliche Interesse gar nicht, sondern ist eine lediglich wirtschaftliche oder politische Frage. Die Sozialdemokraten sind keineswegs die Generalpäpster der Feindschaft gegen das Christentum. In ihrer Offenheit dabei sind sie im Grunde weniger gefährliche Feinde als die versteckte Feindschaft oder gar heuchlerische Freundschaft derjenigen, die das Wort Albibogois aus dem Wandsbeker Boten in zeitgemäßer Aenderung zu ihrer Lösung gemacht haben: „Was die Majoritäten gelüftet, ist Recht und ihre Befehle sind Winke der Götter,“ denen das Staatsinteresse das allein maßgebende ist, das ausgeht in dem Interesse für das diesseitige Wohl. Jede Rücksicht auf eine jenseitige Welt, jede Berücksichtigung von Wahrheiten und Geboten, die sich für einer jenseitigen Welt entstammend ausgeben, hat nach den Ansichten der „liberalen“ Parteien keinen Raum im Staatsleben. Die Sittlichkeit, die Tugend, die Religion sollen zwar nicht ausgeschlossen werden vom öffentlichen Leben, aber sie sollen nur als Faktoren des diesseitigen Lebens gelten, als Blüten der menschlichen Natur, als vernünftig praktisch, vorteilhaft.

Bei dieser Stellung verschiedener Parteien zu der religiösen Frage ist es ganz willkürlich, die eine derselben, die sozialdemokratische, herauszunehmen und zu sagen: sie ist keine politische, an ihrer Bekämpfung darf sich darum die Kirche beteiligen. Vielmehr hat die Kirche ihre Aufgabe, christliche Gedanken und Gebote geltend zu machen, für das Leben der Einzelnen, der Familien, der Volksgemeinde, der Völkergesellschaft überhaupt — gegen jede widerstrebende Partei und unter allen Verhältnissen.

Mit ganz besonderem Ernst scheint uns nötig, gegen diejenigen heuchlerischen Freunde aufzutreten, die jetzt den „schwarzen Büttel“ gern zum Schutz des Geldsackes zu Hilfe rufen möchten. Hier liegt eine sehr wichtige Aufgabe für die Kirche gerade in der gegenwärtigen Zeit, deren Verfallnis sie mit Recht um den letzten Rest ihres Kredites bei dem „Volk“ bringen würde. Wenn jetzt die kirchlichen Kräfte und Kreise auch nur eine Spur von Neigung zeigten, sich bestechen zu lassen durch Neben, wie sie der freikonservative Abgeordnete von Heßlich in-Ebersfeld gehalten hat und wie sie in dem charakterlosen Papier der „Post“ öfters zu lesen sind, — so verdienen sie kein anderes

\*) 1887 stand in dem bewegten Fall dem Sozialdemokraten ein vortrefflicher Fabrikant gegenüber, der geradezu vorbildlich für seine Arbeiter sorgte. Allein die Leute wissen recht gut, daß in der Politik der Einzelne gar nichts vermag. Es ist nicht dieser oder jener treffliche Fabrikant, den sie verwerfen, sondern das Prinzip, das in dem ganzen Verhalten der nationalliberalen Partei und Presse sich kundgiebt. Da heißt es für sie — das wissen sie recht gut —: Hammer oder Ambos.



Schicksal, als zum allgemeinen Besten öffentlich versteigert zu werden. Hier wird es nämlich auf einmal „nicht mehr als billig“ bezeichnet, daß wenn „wir von der Kirche und insbesondere auch von der evangelischen eine bedeutende Mitwirkung in dem Kampf gegen die auf den Umsturz der Staatsordnung gerichteten Bestrebungen der Sozialdemokratie erwarten“ — daß „der Staat auch die Wunden heilt, welche seine Gesetzgebung (unter Zustimmung der Post! Anm. des Berichterst.) der Kirche geschlagen hat.“ — Ihr lieben Pastoren sollt auch erseht bekommen: Stolzgebühren und Gehaltsansätze und was ihr wünscht — die katholische Kirche soll den ganzen Sperrgelderfond wieder haben — helft uns aus, daß die bösen Sozialdemokraten uns unser Geld nicht rauben. Freilich „hyperorthodoxe Intoleranz, dogmatische Engherzigkeit und hierarchische Herrschaftsgelüste“ müßt ihr euch dabei verkneifen. Nur immer hübsch christliche Liebe und Festhalten an der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung! — das ist die Religion der „Post“. Die Kirche hat absolut kein Interesse daran, der Post ihre „Gesellschaftsordnung“ aufrecht zu erhalten. Sie mag ruhig in Trümmer gehen, das Evangelium behält seine Gotteskraft unter allen Lagen und Verhältnissen.

Auch hier wieder erkenne ich gern die Bundesgenossenschaft der „Christlichen Welt“ an, die sich in einem eingesandten Artikel energisch gegen die auch von uns citierte freikonservative Rede ausspricht. „Nachdem man früher die Religion zur fattsam gering geachteten Privatsache herabgedrückt hatte, nachdem die „höheren Stände“ dem „Volke“ das Vorbild der theoretischen und praktischen Gottlosigkeit reichlich gegeben, steht man jetzt vor den unheimlichen Folgen der eignen Sünden und hascht nach Rat und Stellung. Die Religion soll das Mittel sein zu dem Zwecke, die soziale Revolution hintanzuhalten. Und das sagt nicht die kölnische Zeitung, sondern ein Mann aus Kreisen, in denen man tieferes Verständnis für die ewigen Fragen und Güter der Menschenseele vermutet.“ — Diese Vermutung zeigt freilich, daß der Briefschreiber mangelhaft orientiert ist, aber seinen kräftigen Protest gegen die Entwertung der Religion, die man zum politischen Mittel machen will, unterstützen wir von ganzem Herzen.

Außer in Zeitschriften und Broschüren ist die Frage nach der kirchlichen Aufgabe auf politischem Gebiete auch in dem sächsischen Landtage in interessanter Weise zur Verhandlung gekommen. Nebel hatte sich dort über zwei Geistliche beklagt, die in den Kampf gegen die Sozialdemokratie eingetreten waren. Allein der Minister v. Serber vertrat mit Entschiedenheit das Recht der angegriffenen Pastoren. Auch der in die 1. Kammer berufene Oberhosprediger D. Meyer legte ein deutliches Zeugnis ab. \*) „Wenn auch die Behandlung politischer Fragen in der Predigt eine besondere Vorsicht erfordert und wenn auch von manchen politischen Predigern das Wort gilt, das Goethe vom politischen Liebe sagt: „Politisch Liebe ein garstig Liebe,“ so scheint mir doch das Recht, auch politische Erscheinungen unter die Kritik des göttlichen Wortes zu stellen, zweifellos zu sein. So gewiß die Religion keine bloße Privatangelegenheit ist, eine durch und durch verkehrte Ansicht, die durch die Geschichte aller Zeiten widerlegt ist, so gewiß die Religion die Hüterin der Heiligkeit des Rechts und die Grundlage unseres ganzen gesellschaftlichen Lebens ist, so gewiß auch die Kirche unendlich mehr als ein frommes Konventionel ist, und nicht im Winkel steht und sich nicht in den Winkel drängen lassen darf. . . . so gewiß ist es nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht des Geistlichen, daß er auch politische Fragen in das Licht des göttlichen Wortes stellt u. s. w.“

Wir sehen also, wie die eigentlich politischen Bewegungen die Kirche in Mitleidenschaft ziehen. Möchte sie aber nie dabei vergessen, daß sie sich auf hohen Standpunkt zu stellen hat, wenn sie sich nicht im Parteigetriebe beflecken will. Große Aufgaben werden sich der Predigt des Evangeliums in der Zukunft bieten. Denn völlig neue Bahnen wird unser öffentliches Leben einschlagen. Die Emanzipation des vierten Standes

\*) Wir entnehmen seine Worte den „Bausteinen“, den Blättern f. J. M. im Königreich Sachsen, die treffliche Artikel auch über „die Politik auf der Kanzel“ gebracht haben.

vollzieht sich mit unwiderstehlicher Gewalt. Die neuen Hülfsmittel, die demselben durch die soziale Reformpolitik geboten werden, werden keineswegs sofort überall befriedigte Zustände schaffen, sondern die Bedürfnisse und Wünsche steigern. Und immer wieder wird Veranlassung sein, die christlichen Begriffe von Eigentum, Ordnung und Brüderlichkeit gründlich zu erörtern und ohne alle Menschenfurcht nach oben und unten für Geltung zu bringen suchen.

Hierher gehört schon eine Frage, welche die kirchlichen Instanzen lange beschäftigt und welche durch die sozialen Bewegungen neue Anregung erhalten hat: die Sonntagsfrage. Man lese nur den Bericht über die am 21. März in Berlin abgehaltene große Versammlung, die von sozialdemokratischer Seite berufen war, um die Sonntagsruhe der kaufmännischen Angestellten zu besprechen. In ganz sachgemäßer Weise soll dort der Referent die schweren Anklagen gegen die Gesellschaft vorgetragen haben, und gegen die Regierung, welche die wiederholte Anregung des Reichstags für Herstellung einer größeren Sonntagsruhe schroff zurückgewiesen hat. Ein gut Teil der Schuld an dem Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen hat dies Verhalten der Regierung: das ist eine Tatsache. Soll man es nun aber, so frage ich wiederum, dem christlichen Arbeiter verdenken, wenn er den Sozialdemokraten wählt, der ihm einen Sonntag verschafft, lieber als den „staatsbehaltenden“ Liberalen, zu dem er das Vertrauen nicht hat, daß er von Herzen gegen die Sonntagsklaverei vorgehen wird?

Neben den bisher erwähnten Bewegungen geht das Gesecht zwischen der römischen und evangelischen Kirche seinen Gang weiter und bekommt immer wieder neue Nahrung. Gerechte Entrüstung hat auf unserer Seite eine neue römische Schmähchrift hervorgerufen, in welcher der ehemalige Redakteur der „Germania“, Majunko, mit perfidem Verschweigen ihm nachweislich bekannter Thatsachen und Zeugnisse, die alten römischen Lügen von Luthers Selbstmord als geschichtliche Wahrheit dem katholischen Volke vorsetzt. Sein Verfahren ist nicht nur von protestantischen Forschern gebührend aufgedeckt und bezeichnet, sondern auch von einzelnen katholischen Kritikern abgelehnt worden. Aber was kümmert das einen solchen Schriftsteller? Seine Absicht bei der Waffe seiner Kirchenglieder erreicht er doch.

Immer wieder erhebt sich auch litterarischer Streit zwischen den beiden Kirchen darüber, welche am meisten Schaden oder Zuwachs durch die Kinder aus den Mischehen habe, und zwar beklagt sich jede über den zu großen Gewinn der andern. So hat kürzlich wieder eine Zeitung „Leo“ in Baderborn behauptet,  $\frac{3}{4}$  aller Kinder aus Mischehen fielen in Preußen dem Protestantismus zu. Die Mitteilungen aus dem kirchlichen Gesech- und Verordnungsblatt des Ev. Oberkirchenrats stellen das Verhältnis ganz anders dar. Bei der Angabe der kleineren Hälfte, welche von allen Kindern solcher Ehen getauft werden, vergißt man häufig, die nicht kleine Zahl der vor der Taufe verstorbenen oder ungetauft gebliebenen abzugiehen, wodurch sich das Verhältnis günstiger für die evangelische Kirche gestaltet. Wir warnen stets einerseits vor Gleichgültigkeit in dieser Frage und freuen uns, daß uns die Kirchenordnungen jetzt etwas mehr Rückhalt gewähren, — andererseits sehen wir die Sache so schwarz nicht an, wie sie häufig von Mutlosen gemacht wird. Auch in England und Amerika hält man uns die Zahlen entgegen, in denen das gewaltige Wachstum des Romanismus sich darstellt. Allein die Zahlen besagen an sich gar nichts. Stellt man sie aber neben die Progressionszahlen der Evangelischen, so erkennt man leicht, daß sich die letzteren viel rapider vermehren als die Katholiken. Trotzdem sich in ganz England die Zahl der katholischen Christen, Geistlichen u. s. w. sehr vermehrt hat, bilden sie jetzt nur noch ein Fünftel der Bevölkerung, während sie vordem das Drittel ausmachten.

Der Vorstand des Evangelischen Bundes hat einen „Offenen Brief an die römisch-katholischen Erzbischöfe und Bischöfe im deutschen Reich“ erlassen als „eine evangelische Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief“. Derselbe ist würdig gehalten und gewiß geeignet, manchem Katholiken zum Nachdenken zu verhelfen. Doch wird vielleicht noch mehr Eindruck machen, daß auch ein früherer katholischer Geistlicher, der jegige cand. min. ev. Bachstein sich über den „Fuldaer Hirtenbrief und die Wahrheit“ ausgelassen hat, — eine Schrift, die dem Berichterstatter heute leider erst in der Ankündigung vorliegt. Wir kommen später darauf zurück.

In Baiern hat die römische Kirche einen ungeheuren Triumph erlebt. Da die ultramontane Majorität des Landtages Obstruktionspolitik trieb, so hat die Regierung den Weg der Konzessionen beschritten. Als Gegenleistung für die früher im Landtage gefristigten Bewilligungen, hat der Minister v. Luz sich bereit finden lassen, sich von den bayerischen Bischöfen ein Gutachten über den Altkatholizismus geben zu lassen. Und da dies (sonderbar!) zu Ungunsten desselben ausfiel, so ist der altkatholischen Gemeinschaft in Baiern die staatliche Anerkennung entzogen. Es macht fast den Eindruck, als habe Herr v. Luz bisher nicht viel Zeit gehabt, sich mit den Altkatholiken zu beschäftigen und komme nun erst jetzt bei genauer Beschäftigung mit ihnen zu dem Resultate, daß sie eigentlich keine Katholiken sind. Wir bedauern die Gemeinschaft herzlich, die nun in die größten Schwierigkeiten versetzt ist, und zwar durch die Schuld einer Regierung, die sie erst tendenziös verhätschelte und jetzt erklärt: sie sei mangelhaft informiert gewesen. Die Bedeutung können wir freilich diesem Vorfalle nicht beilegen, welche diejenigen darin finden möchten, die auf diese Kirchenbildung von innerer Halbsheit große Hoffnungen für die Zukunft gehegt haben.

Aus Rußland kommen unausgesetzt weitere Nachrichten über die Verfolgung der baltischen Lutheraner. Um die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen, in denen man die festeste Burg des Deutschtums sieht, an ihrer Wurzel zu treffen, soll die theologische Fakultät in Dorpat aufgehoben werden. Die Verlegung derselben nach Petersburg und ihre Umwandlung in eine geistliche Akademie sei zur unaufschiebbaren Notwendigkeit geworden. Die deutsche theologische Wissenschaft hat mit der Dorpater Fakultät immer gute Beziehungen erhalten und würde durch diesen neuen Gewaltakt selbst mit getroffen werden. — Ueber die lutherische Geistlichkeit ist eine neue Schmähschrift erschienen, die sich gegen das früher hier besprochene offene Sendschreiben Daltons an Pobedonoszeff richtet. — Während so die Russen gegen den besten Halt des eigenen Staatswesens wüthen, der doch entschieden in den deutschen und lutherischen Elementen der Ostsee-provinzen immer gelegen hat, kommt durch einen Reisenden und Ethnologen, der über das südliche und asiatische Rußland Studien veröffentlicht hat, Namens Zushkurow, die Thatsache an das Licht, daß sich in der russischen Armee nicht nur ca. 400,000 Heiden und 50,000 Mohammedaner befinden, sondern daß das mohammedanische Element unter denselben im Zunehmen begriffen ist. Es wäre wohl angezeigt, wenn die orthodoxe Kirche ihren Befehlshaber lieber den Kirgisen und Tartaren zuwendete, als den Esthen, Letten und Deutschen.

In der Schweiz ist die Auflösung der Landeskirchen mancher Kantone schon so weit geheißen, daß die Grenzen zwischen christlich und unchristlich kaum noch zu erkennen sind. Im vorigen Dezember hatte in Zürich die Synode der Geistlichen über die Taufe verhandelt und nach langem Hin- und Herreden beschlossen: „1) die Kirche spricht sich in Uebereinstimmung mit den evangelischen Kirchenbehörden dahin aus, daß die reformierte Landeskirche ihren Grundsätzen und ihrer Geschichte gemäß an der Taufe als Vorbedingung der Konfirmation festhalten müsse. 2) Sie spricht daher allen Gliedern der Züricher Landeskirche gegenüber die Erwartung aus, daß sie diesem Grundsatz gemäß handeln werden. 3) Sie spricht diese Erwartung in dem Sinne aus, daß dadurch nach keiner Seite hin ein Gewissenszwang ausgeübt werden soll.“ — Nr. 3 war die Bedingung der Linken. Aber wie wenig dieser unklare Zusatz den Unglauben zu befriedigen

vermochte, trat alsbald hervor. Die Presse der linken Seite griff den ganzen Synodalbeschlufs heftig an, weil in dem grundsätzlichen Festhalten an der Taufe als Vorbedingung für die Konfirmation der Gewissenszwang gerade gegeben sei, den Nr. 3 ausschließen solle. „Wir lehren uns in Uebereinstimmung mit dem Geist unserer Landesverfassung gegen ein Beginnen, welches das freie Wollen des Herzens und Geistes in Banden schlägt, welches mit kalter hierarchischer Hand vorschreibt, was sich nie und nimmer vorschreiben läßt, es sei denn, man nehme mit Wertheiligkeit und Heuchelei vorlieb.“ — Die politische Behörde hat denn auch die ihr vorgeschriebene Resolution erst noch einmal zurückgewiesen und Klarheit darüber verlangt, ob eigentlich seitens der Synode die Taufe verlangt werde oder nicht.

Aus unserer deutschen Heimat ließe sich noch mancherlei berichten, Erfreuliches und Unerfreuliches. Viel treue Arbeit wird getrieben, solche, über die berichtet wird, und solche, die nur der Vater kennt, der in das Verborgene siehet. Die große Not, die in den großen Städten immer größer wird, regt immer neues Fragen nach Hülfe an. Neue Mittel und Wege werden im Glauben beschritten. Von den irdischen Höhen her, von dem Throne und seinen Umgebungen kommt man freundlich den kirchlichen Notständen zu Hülfe. Durch die Anregung, das Beispiel, die Beihülfe Ihrer Majestät der Kaiserin ist der Kirchenbau in Berlin freundlich gefördert. In mehreren Gemeinden — jetzt auch schon in den Provinzen — ist der fruchtbare Gedanke angekommen, auf die Eltern der Konfirmanden einzuwirken durch besondere Versammlungen derselben. Vornehmlich die Mütterversammlungen werden zahlreich besucht und ausgenutzt. Es ist dies ein Mittel, auf die Gemeindeglieder einzuwirken, das der evangelischen Kirche im großen und ganzen bisher fehlte, während die Katholiken in ihren traditionellen Gebetsstunden und Vereinen der Mütter schon längst dieses seelsorgerliche Mittel besaßen. Gerade in Berlin ist es vielleicht ein besonders glücklicher Griff gewesen. Aber keine Gemeinde sollte sich diese Einrichtung entgehen lassen.

Die Berliner Notstände haben, wie wir schon früher berichteten, auch in den Kreisen des Protestantentums etwas aufregende Verhandlungen hervorgerufen. Der Dresdener Pastor Sulze, ein sehr fortgeschrittener, aber thätiger und organisiatorisch begabter Mann, hatte etwas kühne Pläne für Berlin entworfen, wonach die ganze Stadt in lauter kleine Parochien von ca. 5000 Seelen einzuteilen und die dazu nötigen Millionen durch Kirchensteuer aufzubringen seien. Dann sei ein ordentlicher Parochialzwang einzuführen, um ein geregelteres Gemeindeleben zu ermöglichen. Sulze hatte die praktischen Hülfen so stark betont, daß von seinen Parteigenossen sofort die verschiedensten Bedenken dagegen erhoben wurden. Das Bremer „Deutsche Protestantenblatt“ protestierte gegen das Vorgehen, bei dem „das Grundsätzliche der liberalen Ueberzeugungen soweit zurückgestellt würde, daß ein augenblickliches positives Schaffen dadurch ermöglicht wird (!).“ Und der Berliner Prediger Schmeidler will sich die Parochialordnung nicht auflegen lassen und warnt vor der Kirchensteuer. Sulze hat darauf mehrfache Antworten erteilt und in der protestantischen Kirchenzeitung geht der Meinungsaustausch noch immer weiter. Uns kann es ganz recht sein, wenn durch derartige Verhandlungen der innere Tod dieses sog. kirchlichen Liberalismus so recht handgreiflich zu Tage tritt, die völlige Unfruchtbarkeit eines Christentums, das keinen Christus mehr hat. Die innere Entrüstung Sulzes über seine Parteigenossen spricht sich in folgenden trefflichen Worten aus: „Schmeidler hat den Ultramontanen, falls sie unsern Kampf beachten, wieder einmal die Freude bereitet, sich die Hände reiben und sagen zu können: aus der evangelischen Kirche wird doch in alle Ewigkeit nichts; sucht einer einmal dafür zu erwärmen, daß sie ernstlich in Gang gebracht werde, so kommt ganz gewiß ein anderer und löscht die eben erst angezündete Flamme wieder aus. Als ich Schmeidlers Aufsätze gelesen hatte, dachte ich an einen orthodoxen Freund, mit dem ich manchmal über meine Gedanken gesprochen habe. Am Ende unserer Unterredungen pflegte er zu sagen: Ja, mich und meinesgleichen haben Sie ganz auf Ihrer Seite, aber warten Sie nur ab,

was Ihre Freunde dazu sagen werden! — Nun, was diese sagen, weiß ich jetzt. Soll man die geordnete Gemeindefürsorge um des Liberalismus oder gar um des Protestantismus willen dem Zufall überlassen, dann bekenne ich, daß ich weder liberal noch Protestant bin. Meinerseits bleibe ich dabei, daß man von unten nach oben bauen muß, nicht umgekehrt. . . . Was mich tief erregt, ist dies, daß Schmeidler jetzt, wo noch nichts gethan ist, um die Seelsorger-Gemeinde in das Leben zu rufen, bereits vor ihr warnt. Nehmt euch in Acht, aus dem Gemeinde-Ehrgefühl kann Gemeinde-Herrschaftsbegierde, ja Gemeinde-Chauvinismus werden, das kann uns mit dem Reichsregiment in Konflikt bringen, es kann ein Kulturkampf gegen die protestantische Kirche nötig werden, ja, die Gemeinde kann sich zwischen den Einzelnen und Christus als eine Zwischeninstanz hineinschieben! — Wenn ich in der Bildung thatkräftiger Seelsorger-Gemeinden die Rettung des religiösen und kirchlichen Lebens sehe, da sollte es mich nicht empören, wenn man von Anfang an vor ihr warnt?“ —

Die Gedanken Sulzes sind theoretisch gewiß ganz richtig. Und man hat sich auf positiver Seite von denselben schon gewissermaßen beeinflussen lassen, indem eine Petition an den Landtag geplant wird, mit der Bitte: eine Million Mark für die Herstellung geordneter kirchlicher Verhältnisse in den Etat einzustellen. Wir zweifeln gar nicht, daß an den Staat damit kein unbilliges Verlangen gestellt wird. Aber es würde auch freilich mit den Gemeinden von 5000 Seelen und den 120 neuen Geistlichen nichts weltliches gewirkt werden, wenn der Geist fehlte, — der Geist der Liebe, der Aufopferung, des Glaubens und der Geduld. Daß dieser Geist schon jetzt an die Zwangung des furchtbaren Berliner Ueuds herangeht, ist uns noch wichtiger, als die theoretischen Verhandlungen über die Parochialgemeinden.

Jedoch mit einer Erwägung möchten wir schließen. Man spricht von einer Einwirkung auf die Massen, man geht aus auf eine Wiedergewinnung des Volkes für den alten Glauben. Und wir stimmen von ganzem Herzen der Auffassung kirchlicher Aufgaben zu, die sich darin ausspricht. Für verhängnisvoll aber würden wir es halten, wenn man sich nicht ehrlich und klar eingestände, daß wir uns auf Grund der Wege, die in der hl. Schrift für den Gang des Reiches Gottes gezeichnet sind, keine trügerischen Hoffnungen machen dürfen für den Erfolg dieser gewinnenden Arbeiten. Gerade das ist die rechte Art des Glaubens, auch dann noch, und dann erst recht zu arbeiten und zu wirken, wenn wir völlig klar darüber geworden sind, daß Viele berufen und Wenige auserwählt, und daß allen „Erfolgen“ gewisse und unübersteigbare Grenzen gesetzt sind.

## Verschiedenes.

Die „Christliche Welt“ hat sich in ihren letzten Nummern mehrfach mit uns beschäftigt. Zuerst brachte ein Mitarbeiter eine sehr anerkennende Besprechung der „Allg. konf. Monatschrift“, der aber dann von anderer Seite in leidenschaftlicher Weise widersprochen wurde. Daß wir Gegner haben, werden wir wohl nicht ändern können, und auch die Leser der „Christlichen Welt“ nicht. Daß in der Monatschrift Prof. Harnack „gesüßlichlich schlecht gemacht“ worden sei, ist eine Unterstellung, die sich bei dem Brieffschreiber nur aus der Erregung des Augenblicks erklärt. Was er über die „Kritiker“ sagt (er bestreitet die Verdienste der Monatschrift auf diesem Gebiet), zeigt, daß ihm die christliche Presse der letzten zehn Jahre unbekannt ist; er würde sonst wissen, daß das Auftreten der „konf. Monatschrift“ in den Bücherbesprechungen dieser Presse (ich rede nicht von den theol. Fachzeitschriften) einen wirklichen Umschwung hervorgebracht hat. Gegen eine Bemerkung in den sehr würdig gehaltenen Aeußerungen des Redakteurs

der „Christl. Welt“ aber müssen wir doch Widerspruch erheben. Er sagt: „Die A. K. Monatschrift ist ein ausgeprochenes Parteiunternehmen“ — — — „An ein Parteiorgan aber darf man leider die Ansprüche der Unparteilichkeit und Billigkeit nicht stellen, die unser Blatt zu erfüllen sich bemüht. Wir möchten ja in unserer Christlichen Welt zeigen“ u. s. w.

Also Parteilichkeit und Unbilligkeit bei uns, Gerechtigkeitsinn und Billigkeit bei der „Christlichen Welt!“ Dieser These unseres Herrn Kritikers, der ja übrigens selbst erklärt, uns setzen zu lesen und kein abgeschlossenes Urteil über uns zu haben, möchten wir nur die Versicherung entgegensetzen, daß es in ganz Deutschland kaum eine Zeitschrift geben wird, die so wenig Parteiunternehmen ist, wie die „Konf. Monatschrift“. Mit keiner Partei haben wir uns so oft im Widerspruch befunden, als gerade mit der konservativen. Was wir vertreten, sind allerdings christliche und konservative Grundsätze; mit den konstituierten Parteien und Fraktionen haben wir nichts zu schaffen. Das Christentum für eine bestimmte politische Partei in Anspruch zu nehmen, fällt uns so wenig ein, wie der Kreuzzeitung und dem Reichsboten, die Herr Lic. Rade vielleicht auch nicht imstande ist, „regelmäßig zu lesen“, wie er von uns bekant. Wohl aber behaupten wir, daß in Deutschland die Parteien sich historisch derart entwickelt haben, daß ein bewußtes und warmes Eintreten für die Kirche ausschließlich und einzig auf konservativer Seite zu finden ist, wenn auch leider keineswegs bei allen Konservativen. Wenn Herr Lic. Rade uns eine liberale Zeitung von Bedeutung oder einen desgleichen Abgeordneten nennen sollte, die mit Wärme für die christliche Kirche wirken und arbeiten, so würde er in die größte Verlegenheit geraten, weil es weder Personen noch Blätter dieser Art giebt. „Entschlossen christliche Ueberzeugung“, welche Unitarismus und Arianismus wirklich „entschlossen“ ablehnt, führt daher den, der sich überhaupt mit Politik befaßt (was man ja auch lassen kann), mit innerer Notwendigkeit zum „Anschluß an eine bestimmte politische Partei“, nämlich an die konservative. Daß man sich darum nicht „verkauft“, sondern in die Lage kommen kann, gegen die eigne Partei und für das Evangelium aufzutreten, versteht sich. Aber man muß schon kirchlich und politisch nicht „entschlossen“, sondern „unheilbar gemäßig“ sein, wenn man mit vermittelnder Dialektik diese einfache Schlussfolgerung umgehen will.

\* \* \*

**Zur Hymnologie. Eingefandt.** (Konf. Mon. 1889 April S. 626 ff.) Schreiber dieses hatte das große Glück, während der Jahre 1834—1836 in Erlangen zu studieren und die väterliche Freundschaft von Männern wie Krafft, Olshausen, Harlek, Stahl zu genießen. Vor allen war es Karl v. Raumer, der, obgleich nicht Theolog, sondern Mineralog, sich unser wahrhaft väterlich annahm, mit uns Augustins Konfessionen zc. las und uns wie ein Vater beriet. In seinem Hause hörte ich denn auch zum erstenmale wahrhafte Hausmusik, bei welcher außer seinen Kindern seine Gattin, die Tochter des Komponisten K. Reichardt, und der Hymnologe Layritz, damals noch Nepotent, mitwirkten. Wie viel können doch Professoren an den Studenten ausrichten, wenn sie ihnen Haus und Herz öffnen!

Bei Raumer's kam natürlich oft die Rede auf die Kirchengesangbücher. Raumer hatte sein Gesangbuch schon herausgegeben und Knapp in Kirchheim arbeitete an seinem Liederbuch. Raumer war mit Knapp's Vorgehen bekanntlich gar nicht einverstanden und hatte deß kein Bedl. Diese Unterhaltungen erweckten in mir den Wunsch, Knapp, den ich als Dichter verehere, ohne jedoch seine hymnologischen Anschauungen zu teilen, einen Besuch zu machen. Dieses Glück sollte mir zu teil werden, freilich in anderer Weise, als ich mir geträumt. Ein württembergischer Studiengenosse gab mir, als ich im März 1836 in mein schweizerisches Vaterland zurückreiste, einen Brief an Knapp mit. Durch einen Besuch bei Knapp's Bruder in Hohenstaufen noch mehr ermutigt, betratn mein

Reisegefährte, ein Philologe, und ich erwartungsvoll die Helferei in Kirchheim. Sehr freundlich empfing uns Knapp. Kaum aber hatte er den Brief gelesen, so hob er an: Man ist, wie ich sehe, in Erlangen sehr unzufrieden mit meinem Liederſchatz; was sagt man denn davon? Vergeblich suchte ich auszuweichen; ich sei ja nur ein junger Student und wolle nur Herrn Helfer kennen lernen u. „Sie wissen die Sache, da drinnen stehts in dem Briefe, also sagen Sie's nur!“ so hieß es kategorisch, und was konnte ich nun anderes thun als sagen, was ich in Erlangen gehört? Der Brief des Freundes war also in optima forma und aus der besten Absicht ein Urriasbrief gewesen. Knapp suchte nun an einer Menge von Beispielen zu zeigen, wie notwendig eine Ueberarbeitung in tausend und abertausend Fällen gewesen sei. Er wählte als specimina Stücke aus, in welchen die Geschmacklosigkeit ganz grell hervortrat; z. B. stehe in einem Liebe:

Herr, ich armes Efelrind  
 hab dich noch nicht recht kopieret.

Es war mir natürlich ein Leichtes nachzuweisen, daß von Kaumer, dessen Partie als des Abwesenden ich notgedrungen ergriffen hatte, dergleichen Cruditäten ebenfalls nicht billige und nicht aufgenommen habe. Mir scheint, daß das, was Knapps Stärke war, auch seine Schwäche wurde. Seine Stärke war sein Fleiß, der kaum von einem andern Hymnologen dürfte erreicht worden sein. Und dabei wartete er treu seines Parramies. Knapp führte uns in ein geräumiges Zimmer, in welchem auf laugen Bänken ohne Lehne die Materialien zum Liederſchatze aufgeschichtet lagen. Aber eben diese Stärke war auch seine Schwäche. Unter den Tausenden von Liedern fand sich natürlich viel Mittelgut; neben unbrauchbaren Versen befanden sich vielleicht ein paar Verse, die mit einiger Veränderung noch des Abbrudes wert wurden. Hätte Knapp weniger Material zusammengebracht, so hätte er der Versuchung zu ändern eher widerstehen können. Nachdem er aber mit dem Aendern einmal im Zuge war, belamen auch die wahrhaft klassischen Kirchenlieder diesen Zug zu fühlen. Und dabei blieb er nicht einmal konsequent. Es hing von seinen jeweiligen Stimmungen ab, wie weit sich diese Veränderungen erstreckten. Und insofern haben diejenigen recht, welche behaupten, daß ein Dichter am wenigsten geeignet sei, ein Gesangbuch herauszugeben. Doch zu meiner Erzählung zurück! Nachdem das Geplänkel etwa zwei Stunden gedauert hatte und der Kaffee eingenommen war, sagte Knapp: Jetzt habe ich eine notwendige Arbeit zu thun; gehet unterdessen zu Herrn Dejan Bahmaier und ladet ihn und seinen Vikar Deuner zum Nachtessen ein. Das thaten wir, sollten aber bald erfahren, daß wir aus der Scylla in die Charybdis geraten waren. Kaum nämlich waren die Herren angerückt, so ging der Kampf von neuem los, denn Knapp hatte an den beiden Herren Succurs erhalten. Dem berühmten Dichter und dem Doktor der Theologie stand ein armes Sudentlein gegenüber! Auch am Morgen noch brachte Knapp die Sache aufs Tapet. Wer nun aber glauben wollte, ich sei voll Ingrimm's von dem berühmten Manne geschieden, weil auch von gar nichts anderem die Rede gewesen war als vom Verändern der alten Lieder, der würde sich irren. Mir hatte der gewaltige Fleiß des Mannes und sein heiliger Ernst denn doch rechte Hochachtung abgewonnen. Darum ist auch sein Werk nicht ohne Segen geblieben. Er selbst ist auch nüchtern geworden, wie aus seiner Selbstbiographie S. 246—249 erhellt, worin er offen bekennet, daß er im Aendern manchmal zu weit gegangen sei. Zu seiner Entschuldigung dient auch, was er selbst anführt: „Man wird begreiflich finden, wie ich bei der Stimmung der meisten damaligen Kirchenbehörden nicht ohne weiteres die möglichst volle Annäherung an das Original dabei getroffen habe.“ Ueberhaupt wolle das jetzt lebende Geschlecht nicht vergessen, daß, so wie Rom nicht an einem Tage erbaut worden ist, so die Hymnologie und ihre Kinder, die Gesangbücher, per varios casus, per tot discrimina rerum sich haben durchschlagen müssen. Ehre darum allen denen, welche Hand aus Werk gelegt haben,

und Gottes Segen allen denen, die redlich am Besserwerden auch in diesem Stücke arbeiten!

Um dem jetzigen Geschlecht zu zeigen, welchen Vorsprung es vor uns Alten hat, mögen zwei Erlebnisse aus meiner früheren Zeit hier ihre Stätte finden.

1. Auf meiner Rückreise von Hannover nach Erlangen 1835 kam ich durch Arnstadt in Thüringen, wo der große Seb. Bach seinen ersten Organistendienst gemacht hat. Hätte ich nun etwas von ihm gewußt, so würde ich mir jedenfalls die Kirche haben öffnen lassen, wo wahrscheinlich noch die Orgel stand, die er so meisterhaft gespielt hat. Aber ich wußte von seinem Dasein eben so wenig, als der chinesische Kaiser von Arnstadt wissen wird. Es ist dies um so auffallender, als mein Lehrer, Gymnasialdirektor Christian Bach in Schaffhausen, aus der Familie Bachs stammte, der, obgleich ein trockener Philologe, ebenfalls musikalisch veranlagt war. Wenn er uns Studenten etwa zu sich einlud, so verfehlte er nie, mit seiner Tochter uns vorzuspielen. Aber den Namen seines berühmten Ahnherrn bekamen wir nie zu hören, obgleich gerade damals dieser Name durch die Wiedergabe seiner Matthäuspassion 1829 gleichsam wieder von den Toten erweckt worden war. Eben so wenig hörte ich damals den Namen „Händel“ und konnte absolut nicht ahnen, daß ich 40 Jahre darauf mit einem ländlichen Chöre Stücke aus dessen Oratorien vor einer Königin aufführen würde.

2. 1846 predigte mein Freund, Dr. A. Ebrard, an Ostern in der hiesigen Kirche. Der unbegleitete Gesang gefiel ihm; es war derjenige des Osterliedes „Nun singet Gott zu Lob und Ehr“ nach der Melodie g g d g c h a g. „Wenn ich nur wüßte, wer die gemacht hat,“ bemerkte er. Auch ich konnte es ihm nicht sagen. Jetzt dagegen weiß jeder Student, der ein Kollegium über Hymnologie gehört hat, daß diese Melodie sich in dem Liederbüchlein Luthers von 1524 zu dem Liede „Nun freut euch, lieben Christen gmein“ findet. Ebrard selbst ist ja später ein tüchtiger Hymnologe geworden, dem diese Wissenschaft in der Pfalz freilich nicht bloß Rosen, sondern auch Dornen gebracht hat.



**Der Welfenfonds.** Daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck unzählige Hoffnungen und Befürchtungen geweckt hat und weckt, ist kein Geheimnis. Zu den Objekten derselben gehört auch der vielgenannte „Welfenfonds“ und im Zusammenhang damit die offiziöse Presse. Kaum war es wirklich sicher, daß der Kanzler gehen werde, so erhoben sich überall in der liberalen Presse Erörterungen über die Notwendigkeit, den Fonds dem Herzog von Cumberland zurückzugeben und die offiziöse Presse vom Erdboden verschwinden zu lassen. Daß bei Besprechung der letzteren stets ein sehr „voller Brustton“ der Entrüstung angeschlagen wurde, versteht sich von selbst. Nach unserer Ansicht können und müssen die beiden Angelegenheiten völlig getrennt behandelt werden. Der Rückgabe des Welfenfonds hat sich unseres Wissens bisher nur Fürst Bismarck widersetzt. Selbst ein so ausgesprochener Anti-Welfe, wie Herr von Bennigsen, hat im Hannoverischen Provinziallandtag die Rückgabe beantragt. Denken der neue Kanzler und der junge Monarch ebenso, so wird sich in Deutschland kaum eine Stimme für Erhaltung des Fonds erheben. Eine ganz andere Frage ist die der offiziösen Presse. Die Fälle mögen ja vorgekommen sein, daß Blätter mit Geld unterstützt sind gegen die Verpflichtung, dafür im Sinne der Regierung zu schreiben, obgleich das unseres Wissens nur in beschränktem Maße und in kleinen Beträgen geschehen sein wird. Im allgemeinen beruht es auf völliger Unkenntnis der Presseverhältnisse, zu glauben, daß die großen offiziösen Blätter, d. h. grade die, die gelegentlich nationales und internationales Unheil angerichtet haben, wie die „Norddeutsche“, „Rheinische“, „Hamb. Corr.“ u. a. m. für ihre „regierungsfreundlichen“ Mitteilungen mit Geld honoriert würden. Was sie bekommen, sind lediglich Nachrichten und Mitteilungen, die hohen Gelbeswert besitzen, zu denen aber kein Welfen-



fonds nötig ist. So wenig diese Beziehungen der Presse zur Regierung durch den Fonds entstanden sind, so wenig können sie mit demselben schwinden. Thatsächlich ist es ganz undenkbar, daß eine große politische Regierung darauf verzichten könnte, sich der Presse zu bedienen, um gewisse Nachrichten nicht offiziell, sondern eben offiziös bekannt zu machen. Nicht daß dies geschieht, ist zu bedauern. Beklagenswert war oft nur die Art und Weise, wie es in Berlin geschah. Die offiziöse Presse kann eine legitime und nützliche Aufgabe erfüllen, wenn sie durch Ruhe und Sachlichkeit mäßigend in die öffentliche Diskussion eingreift. Hat sie es bisher nicht gethan, so trägt nicht die Institution als solche die Schuld, sondern die Personen, die das nicht aus ihr gemacht haben, was daraus hätte gemacht werden müssen, und was in anderen Staaten, z. B. in Oesterreich, längst daraus gemacht ist.

\* \* \*

## Zeitgedichte.

### Die Halben.

Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen nie die Halben,  
Und wo ein tiefer Schnitt uns hilft, da helfen keine Salben.  
Ein ganzer Mann, ein echter Held, haßt allen halben Zwitter;  
Er kämpft mit Gott fürs gute Recht, bricht auch die Lanz in Zwitter.  
Im Kriege giebt es keinen Preis für Halbheit und für Schwäche,  
Und nur im Frieden zahlen stets die Halben — ganz die Fische!

\* \* \*

### Opportunismus.

Nicht ganz dunkel, nicht ganz hell,  
Zwischen Mond- und Sonnenschein,  
Nicht zu kalt und nicht zu warm:  
Alles muß gemäßig't sein.

Halbheit hier und Halbheit da,  
Halb ein Heide, halb ein Christ,  
Das entspricht dem Geist der Zeit,  
Halbheit ihr Gevräge ist.

Was nicht gut und auch nicht schlecht,  
kann man lassen oder thun.  
Je nach Wetter und nach Wind,  
Ist's zur Zeit nur opportun.

Sagt sich das Gewissen erit  
Auf solch schlaff gespanntes Seil.  
Schwanke der Glaube, schwankt die Treu,  
Und gar bald — ist alles feil.

W. v. H.

## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Freiherrn von Ungarn-Sternberg und Pastor G. Schlosser in Frankfurt a. M. (Verlag von Gebrüder Henninger, Heilbronn.)

Von dem 14. Bande der Zeitfragen liegen uns vier Hefte zur Besprechung vor:

Hest 3: Die Heimat-Kolonie Friedrich-Wilhelmsdorf von E. Cronmeyer. Einzelpreis 80 Pf.

Hest 4: Die Ehescheidung nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich von Dr. W. Rathmann. Einzelpreis 1 M.

Hest 5: Die sittlichen und sozialen Zustände auf dem Lande und die innere Mission von Freiherrn Ernst August von Göler. Einzelpreis 60 Pf.

Hest 6: 1789. Am Vorabend der französischen Revolution von Friedrich Neumann. Einzelpreis 1 M. 20 Pf.

Zu einer christlich konservativen Zeitschrift über die Bedeutung und Wichtigkeit eines Unternehmens, wie die Zeitfragen des christlichen Volkslebens, auch nur noch ein Wort zu sagen, ist überflüssig. Ebenso allgemein ist bekannt, daß die Herausgeber trotz vielfachen durch den Tod veranlaßten Wechsels in der Redaktion sich ihrer Aufgabe wohl gewachsen gezeigt haben, die brennenden Zeit- und Streitfragen des Tages von christlich konservativer Weltanschauung und mit Unterstützung bewährter populärer und dabei doch wissenschaftlicher Kräfte zu behandeln. Diese Aufgabe ist keine leichte.

Die schwierigsten Fragen sollen mit Sachkenntnis und mit litterarischer Gewandtheit auf dem knappen Raum von zwei bis höchstens vier Bogen erörtert werden. Hierfür immer geeignete willige Kräfte zu finden und dabei Einseitigkeit zu vermeiden, wird wohl den Herausgebern Arbeit genug machen.

Es ist selbstverständlich, daß die einzelnen Hefte in ihrem Wert einander nicht gleichstehen können, aber ganz minderwertiges Gut findet sich unter den bisher erschienenen 102 Heften nicht.

Das dritte und fünfte Hest des vierzehnten Bandes behandeln Fragen aus der inneren Mission. Was soll aus den Wanderern werden, die sich in den Arbeiterkolonien als brauchbare Menschen gezeigt, denen aber keine für sie passende Beschäftigung nachgewiesen werden kann? Diese Frage versucht praktisch zu lösen die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf im Kreis Gochternünde, Provinz Hannover, die der Verfasser in das Leben gerufen hat. Sie verfolgt das Ziel: „Denjenigen Menschen, die sich in den Arbeiterkolonien als brauchbar gezeigt haben, die Möglichkeit zu bieten, sich ein eigenes Heim zu gründen, und in einer ihnen in den Kolonien lieb gewordenen Beschäftigung sich und den Ihrigen den notwendigen Lebensunterhalt zu verdienen und sich als ehrenhafte Bürger des deutschen Vaterlandes zu bewähren.“

Ob und inwieweit dieser erste Versuch geglückt, und ob und inwieweit derselbe auch in anderen Gegenden, in denen es kein Moor- und Heideband giebt, nachgeahmt werden kann, wolle man selbst nachlesen.

Die sittlichen und sozialen Zustände auf dem Lande und die Frage, inwieweit die innere Mission von den Großstädten auch auf das Land verpflanzt werden könne, respektive müsse, behandelt der wohlbekannte Freiberger von Göler. Er geht hierbei selbstverständlich von den Zuständen seines Heimatlandes, Baden, aus und behandelt in der Reihenfolge der zehn Gebote die im Luthdolk besonders hervortretenden Sünden.

Wenn auch die hier hervorgehobenen Laster sich wohl in allen Teilen des deutschen Vaterlandes finden, so ist doch bei Befämpfung derselben der in den einzelnen Landesteilen sehr verschiedene Bildungsstand, sowie auch Charakter und Gemüt der Bevölkerung zu beachten. Was daher in

Baden gut und angebracht ist, ist es darum noch nicht in Neudenburg und umgekehrt. Dies ist bei Prüfung der gegebenen Rathschläge wohl zu beachten.

Am wenigsten hat das 4. Heft unsern Beifall gefunden. Die Eheheibung nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich\* wird auf 12 Seiten behandelt. Die übrigen 36 Seiten dagegen sind angefüllt mit Betrachtungen über das Eheheibungsrecht, wie es sich bisher in den einzelnen Ländern gestaltet, und wie es nach der Schrift sein müßte. Hierbei kommt das eigentliche Thema zu schlecht weg und die an Stelle desselben getretenen Erörterungen lassen die Gründlichkeit vermissen.

Das 6. Heft „1789. Am Vorabend der französischen Revolution von F. Neumann“ endlich giebt keine Erzählung der Ereignisse der Revolution, in erster Linie auch keineswegs ein Urtheil über diesen blutgetränkten Abschnitt der Geschichte, sondern schildert das allwähliche sich Andagnen, das Werden und endliche Sollen der materiellen und geistig sittlichen Zustände Frankreichs, die schließlich zum Zusammenbruch führen. Die besten Quellenwerke, namentlich auch H. Taine: Die Entstehung des modernen Frankreich, sind fleißig benützt.

— Reform der Presse von J. G. Weß. (Karlsruhe, Braun.) Pr. R. 0.80.

„Im Verlage der G. Braun'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe ist eine bemerkenswerthe(?) Schrift über „Reform der Presse“ (von Dr. J. G. Weß) erschienen. Dieselbe untersucht mit Gründlichkeit die Mängel der heutigen Presseverhältnisse und findet den Hauptmißstand in dem durchgänglich zu niederen wissenschaftlichen Niveau der geistigen Leiter unserer Zeitungen. Demgemäß steht unter den Vorschlägen zur Herbeiführung einer Verbesserung natürlich die schon in verschiedenen Formen aufgetauchte, aber noch nie genügend erörterte Forderung einer besseren Vorbildung der Redakteure im Vordergrund. Der Verfasser will sich nicht, wie manche Vorgänger mit dem bloßen Nachweis der Abolitionierung einer juristischen oder staatswissenschaftlichen Prüfung begnügen, sondern er fordert eine besondere Regelung des Universitätsstudiums der Journalisten, für das er eingehende Vorschläge macht, und bei welchem die neu einzuführende „Lehre von der öffentlichen Meinung und der Presse“ selbst in erster Linie stehen soll.“ — „Der Redakteurstand wird nicht umhin können, Stellung zu den Vorschlägen des Verfassers zu nehmen.“ — Mit diesen Worten sagt die der Broschüre beigelegte Official-Responion das Schriftchen ein. Wir können „nicht umhin“, unser Urtheil in die kurze Erklärung zusammenzufassen: „Das hat und gerade noch gefehlt.“ Als ob die wissenschaftliche Bildung in irgend etwas eine Vürgschaft dafür gäbe, daß auch nur die Form der Zeitungs-polemik eine sachlichere und anständigere würde. Wer hat denn J. V. mehr dazu beigetragen einen rohen und rücksichtslosen Ton in die öffentliche Diskussion zu bringen, als Eugen Richter? Und Eugen Richter würde ohne Schwierigkeit alle

Examina bestehen, die irgend eine Staatsbehörde und Dr. Weß von ihm fordern könnten. Ebenso weiß jedermann, daß unsere Professoren, wenn sie den Studierlich verlassen und Politik zu treiben beginnen, recht häufig eine sehr thörichte Politik mit großer wissenschaftlicher Gelehrsamkeit zu verbinden wissen. Die formale Bildung thut es wahrhaftig nicht. Zur Politik gehört viel mehr als großes Wissen, ein christlich feiter Charakter, ein gesunder Menschenverstand und politischer Instinkt, d. h. die Gabe zu merten, was andere denken, dem Volk ins Herz zu sehen, und die Erkenntnis, wie weit das Bündelndewerte ausführbar ist oder nicht. Zum Regieren einer Zeitung in anständigen Formen gehört oder wiederum nicht formales Wissen, sondern anständige Gesinnung. So lange Herr Weß daher nicht angeht, wie er die angehenden Redakteure auf die Anständigkeit ihrer Gesinnung und auf ihren politischen Instinkt hin prüfen will, so lange werden auch seine übrigens ja keineswegs neuen Vorschläge fromme Wünsche bleiben. D. v. O.

## 2. Kirche.

— Zwanzig Predigten von Jakob Andrea, Kanzler in Tübingen, aus den Jahren 1557, 1559 und 1560, zum 300jähr. Gedächtnis seines Todes den 7. Jan. 1880 wieder herausgegeben, mit einem kurzen Lebensabriß Andreas und dem Bericht seines Kollegen Heerbrand über sein Ende, von Delan Schmoller in Deringingen b. Tübingen. (Gütersloh, 1880. C. Bertelsmann.) 400 Seiten.

Vorliegendes Buch wird hauptsächlich vom historisch-biographischen Standpunkte anzusehen sein. Die der Vers. richtig bemerkt, ist es ein Mangel, daß wir noch keine ordentliche Monographie über diesen für die Geschichte der luth. Kirche in Deutschland so hochbedeutsamen Mann haben, der das Unglück hat, daß sich der ganze Haß gegen das Konfessionswerk, von dem her sich die Lehr-Einheit der Lutheraner in Deutschland datiert, gegen ihn gewandt und von ihm ein Bild gezeichnet hat, zu dem ganz andere Leute gefesselt haben, nämlich die orthodoxen Scholastiker des späteren 17. Jahrhunderts. Andrea war ein Mensch mit Fehlern; dies zu beweisen, bedarf es keiner großen Kunst. Aber wenn man fragt: wo ist die Scholastik? auf Seiten dieses rührigen, kernigen, kindlichen Predigers des 16. Jahrhunderts oder bei seinen Berunglimpfern aus dem 19. Jahrhundert? — so wird niemand in Zweifel sein über die Antwort. Eine wahre Perle der homilet. Litteratur und eine Fundgrube für einseitige Katechismuserklärung sind die „Zehen Predig von den sechs Haupttiteln christlicher Lehr.“ die den Schluß des Werkes bilden. Aber auch die andern: wie der Mensch vor Gott gerecht werde, — vom Nachtmahl des Herrn u. s. w. sind sehr praktisch gefaßt. Sie sind nicht minder Lehr-predigten wie die meisten z. B. von Luther, an den Andrea vielfach stark erinnert. M. N.

— Das Gebet des Herrn nach der hl. Schrift ausgelegt von Heinrich W. J. Thierich. Sonder-

Ausgabe aus dessen „Christenlehre“. Mit Vorwort von E. v. Drelli, Prof. theol. an der Universität Basel. (Basel 1889. Verlag von Felix Schneider.) 97 S. N. 8°. 1,60 M.

Das Büchlein ist ein Auschnitt aus der letzten Schrift des seligen Thierich, dem ja auch die „konservative Monatschrift“ ein Denkmal gesetzt hat. Die Schrift, aus welcher der Abdruck entnommen ist, führt den Titel „Zubegriff der christlichen Lehre“ und ist 1886 erschienen. Thierich war bekanntlich Irvingianer und wohl der hervorragendste Geist dieser Seite in Deutschland. Die verfallenen Zustände der Landeskirchen gingen seiner Zeit den beiden Freunden Bismar und Thierich zugleich zu Herzen. Während aber erstere sich in die Ordnungen unserer Kirche versenkt und aus ihnen heraus eine Reubelebung des Erstorbeneu, wie Rekrutierung des Verderbten erstrebte, hat Thierich sich hineinsetzen lassen in die Bahnen der sog. apostolischen Gemeinde und hat hier einen großen Teil seiner Kraft in wenig fördernder Umgebung verarbeitet. Aber sein heraliches Glaubensleben, verbunden mit einer seltenen wissenschaftlichen Ausbildung und schönen Darstellungsgabe haben auch aus diesen engen Verhältnissen heraus dem Schatz der gesamten evangelischen Kirche manche edle Perle zugeführt. In ihnen rechnen wir die vorliegende abgedruckte Auslegung des Gebets des Herrn, für deren besondere Ausgabe wir Herrn Prof. Drelli unsern Dank sagen. Vom Irvingianismus ist darin nichts zu merken. Wir möchten nicht einmal, wie der Herausgeber thut, die Empfehlung des Fastens als Vorbereitung für die Pflege und das Gedeihen des Gebetslebens (S. 86) dahin rechnen. Auch Luther hat wiederholt das Fasten empfohlen und nur das scheinheilige und äußerliche Fasten der Papisten, die einen Gottesdienst daraus machen, damit etwas zu verdienen oder Gott zu versöhnen sei, verworfen. Auch die Brandenburger K.-D. von 1540 empfiehlt das Fasten als eine gute Zucht, „weil die Jugend und der gemeine Mann zu unversändig und zum Fraße geneigt sei.“ Scriber hat das Wort „Almosen und Fasten sind des Gebets beide Flügel.“ Diese gesunde evangelische Lehre vom Fasten soll man der römischen Unterstellung, der schon Melancthon in den locis „von der Tötung des Fleisches“ entgegengetreten mußte, und einer asterprotestantischen Vorheit gegenüber ihr Recht geben. Mehr fordert auch Thierich nicht. Wir hoffen denn auch, daß das schöne Büchlein reiche Verbreitung in der ganzen evangelischen Kirche findet, zahlreiche Seelen die Webestunft lehrend.

N.

F.

— Zur Psychologie der Sünde, der Bekehrung und des Glaubens. Zwei Schriften Eörens Kierkegaards. Uebersetzt und eingeleitet von Chr. Schrempf, Pfarrer. Weipzig, Fr. Richter. 1890. LVI und 274 S. 5 M.

Auf die verschiedenartigste Weise kann Jesus Christus den Menschen gepredigt und das Reich Gottes ihnen nahegebracht werden, und jede Weise, die es ehrlich und ernst meint, hat als solche ihre

Berechtigung. Damit ist auch Kierkegaards System anerkannt, von dem die beiden hier herausgegebenen Schriften: „Der Begriff der Angst“ und „Philosophische Vissen“ allerdings nur einen Auschnitt bilden. Dasselbe beruht möglichst kurz und in der paradoxen Weise K.'s ausgesprochen im wesentlichen darauf, den Menschen erst recht weit vom Reiche Gottes zu entfernen, um ihn dadurch gerade in dasselbe hineinzubringen, d. h. zwischen sündiger Menschheit und seliger Gottgläubigkeit die unüberbrückbare tiefe Kluft nachzuweisen, um so den Sprung über dieselbe anzubahnen. — Ueber die thatsächliche Wirkung der Kierkegaard'schen Theologie kann man ja sehr verschiedener Meinung sein; ich schlage dieselbe nicht hoch an, aus dem einfachen Grunde schon nicht, weil sie bei allem streng logischen, Schritt für Schritt vorwärts gehendem Aufbau im einzelnen (der bei seiner oft überflüssigen Ausführlichkeit manchmal sogar geradezu zu einer Kalamität wird) doch in ihrer Gesamtheit die klare, stets zielbewusste Durchbildung vermissen läßt. Gäbe es noch griechisch-heidnische Philosophen, denen das Nachdenken über das Seiende und Nichtseiende zur Lebensaufgabe geworden ist, dann wäre Kierkegaard vielleicht der rechte Mann gewesen, ihnen das Wort vom Kreuz in ihrer Philosophensprache zu verständigen; in unserer Zeit aber werden die Verehrer seines Systems spärlich und die Wirkungen dementsprechend sein. — Darum aber sind die Kierkegaard'schen Schriften, auch die hier in Frage kommenden, doch auf wärmste zu empfehlen, natürlich aber nur für solche, welche die philosophische Ader, den echt nordischen Gräbelmut noch von ihren Vorfahren in die heutige Zeit mitüberkommen haben. Denn zum Nachdenken, sei es über religiöse oder rein philosophische Probleme, wissen diese Schriften in der That anzuregen, und für den Stubenphilosophen mit religiösen Interessen finden sich in ihnen eine Anzahl von gefundenen Fressen, wie kaum ein zweiter Schriftsteller sie aufweisen dürfte. — Einem andern, der anders veranlagt ist, fallen beim Lesen mancher Deduktionen wohl die Worte Mephistos ein:

„Ein Kerl, der spekuliert,

Ist wie ein Tier aus darrer Haide

Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,  
Und rings herum ist schöne grüne Weide“

und wenn auch K. gegen diese Art der Spekulation selbst beständig Front macht, so wird es doch manchem scheinen, als ob sein ganzes System von derselben ein kein Paar verschiedenes ist, ja ich könnte mir sogar einen mit klarem aber praktischem Blick begabten, höchst ernsthaft gerichteten Theologen denken, der ein gelegentliches Wort K.'s (S. 256) über spitzfindige Sophistereien auf diesen selbst und sein System zurückwenden würde: „Aber derartige unmensliche Tiefsein fährt zu nichts.“ — Und wenn noch wieder ein anderer in frühlichem Glaubensmüthe (eine für Kierkegaard unsagbare Seelenstimmung, zu der er sehr bedenklich den Kopf schütteln würde) die K.'sche Theorie verabsäumt und sein Christentum lieber in den praktischen Fragen des Lebens erweist und

beschäftigt, so ist er freilich kein Philosoph, aber hat doch vielleicht nicht das schlechteste Teil erwählt.

Die Uebersetzung und Herausgabe Kierlegardscher Schriften muß, soweit der nicht Eingeweihte urtheilen kann, mit zu den schwierigsten Aufgaben auf übergerichtlichem Gebiete gehören. Bei jeder Einzelstelle war zunächst der Sinn und Zusammenhang festzustellen, bei K.'s oft gekuchter Tiefinnigkeit ein nicht immer leichtes Unternehmen, das noch obendrein keineswegs stets zu unanfechtbaren Resultaten führt. Dann aber war auch die Ausdrucksweise dem Originale möglichst anzupassen, um eine gleiche Wirkung wie dieses hervorzubringen, und was das besagen will bei einem Schriftsteller, bei dem der Gedankenausdruck, vor allem der Humor und das Paradox so sehr vom Wortlaute abhängig sind, wenn anders die volle Wirkung wiedergegeben werden soll, das könnte ein Schafspare-Uebersetzer ebenfalls nachfühlen. Esarrs Schrempf hat sich der schwierigen Aufgabe durchaus gut entledigt und sich zugleich durch eine orientierende Einleitung in Kierlegards System wie in die vorliegenden beiden Schriften als vorzüglichen Kenner des dänischen Philosophen erwiesen. Daß sein „historisch-kritischer“ Standpunkt, welcher ihn veranlaßt, bei der Darstellung des K.'schen Systems eine „Verbesserung“ anzubringen, nämlich so, daß er die für K. unerträglich feststehende metaphysische Gottheit Christi aus dem Beweise hinausschafft, hier nicht geteilt wird, bedarf keiner Auseinandersetzung. Auch den dritten Abschnitt seiner Vorbemerkungen, der allzusehr an die rabies theologorum einer hostillich vergangenen Zeit erinnert, und zu dem eine causa sui generis schlechterdings nicht ersichtlich ist, hätte ich sehr gern gemißt.

A. W.

— Die christliche Liebesthätigkeit seit der Reformation von G. Uhlhorn, Dr. theol., Abt zu Loccum. Die christliche Liebesthätigkeit. Dritter Band. (Stuttgart. Verlag von D. Gundert) 1890. 520 S. 8. 7 Mk.

Mit diesem dritten Band des Wertes einer staunenswerten Gelehrsamkeit und klaren Darstellungsgabe ist die Geschichte der Liebesthätigkeit zu Ende geführt. Er umfaßt, was seit der Reformation nach dieser Seite versucht und geleistet worden ist. Niemand wird zu behaupten vermögen, daß Uhlhorn in dem zweiten Bande das, was das Mittelalter auf diesem Gebiete in das Leben gerufen hat, nicht genügend habe. Allein wie am Ausgang des Mittelalters auf dem kirchlichen Gebiet mit allen Mitteln und Mitteln der Restauration nicht zu helfen war, so ist es auch auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit. Mit all den Unsummen von einzelnen Gaben, welche unter allen möglichen Titeln der Bettlerwelt zufließen, wurde nichts geholfen. Denn die Bettler, ob arm oder reich beschenkt, blieben Bettler. Statt dem Uebel des Bettelns Einhalt zu gebieten, wurde es gerade durch die reichen Almosen gepflegt und genährt. Es galt daher, wie in der Reformation ein neues Glaubensprinzip, die Rechtfertigung aus dem Glauben, dem religiösen Leben einen neuen Boden schuf, so auch für die christliche Liebesthätigkeit, für die Bekämpfung der

Bettelei in einem neuen Prinzip ein neues Fundament zu haben. Bettlerverbote, auch die Allertreue, die mit Nasenabschneiden drohten, halfen nichts mehr. Freilich, um dieses neue Prinzip zum Durchbruch zu dringen und ins Leben einzuführen, gehörte die ganze Kraft jener Zeit dazu. Diese Kraft urständete auch nicht bloß in Verfassungen Einzelner und einzelner Stände. So gewiß es ist, daß der Müßiggänger überaus viele waren (es wird gerechnet, daß von 15 Menschen nur einer arbeitete), daß die Kurie Deutschland auszog, daß die Stände durch Luxus und Verschwendung sich ruinierten — die Hauptfrage bleibt doch die Umwandlung des ganzen Handels und Wandels. Aus der Naturalwirtschaft wird jetzt die Geld- und Kreditwirtschaft. Die Weltzirkulation wird massenhaft und ungeheure Vermögen werden in den Städten gewonnen, bis zu 800 % pro anno. Dagegen werden wie in der heutigen Zeit, die überhaupt vielfach einen ähnlichen Charakter trägt, an die Grundbesitzer die größten Forderungen gestellt. Die Hofgrundbesitzer und der Adel verarmten und suchten sich mühsam auf Kosten der Bauern zu halten. Die Massenarmut tritt auf. Luther hat nun hier das richtige Ziel gefunden und den Schaden, an welchem das Mittelalter bezüglich seiner Liebesthätigkeit litt, darin klar erkannt, daß es die Almosen als gutes Werk um der eigenen Seligkeit willen gab, nicht aber, damit dem Nächsten geholfen werde. Das mußte anders werden, nachdem der Satz angenommen war: Meine guten Werk helfen nichts zur Seligkeit; sie geben nur als Früchte aus dem neuen Leben hervor, nicht die Seele selig zu machen, sondern Gott zu Ehren und dem Nächsten zu Dienst. Es ist nicht mehr nötig, daß der Einzelne diese oder jene einzelne Gabe giebt, um Gottes Gefallen zu erwerben; es soll das Ganze, die Gemeinschaft, od auch der Einzelne darinnen mit seinem Opfer verschwindet, dem Ziele zustreben. Und welches ist das Ziel? Luther hat es in den Worten ausgesprochen, mit welchen er sein Programm der Liebesthätigkeit in seiner Schrift: an den Adel deutscher Nation an des christlichen Standes Besserung beginnt: „Es ist wohl der größten Nothen eine, daß alle Bettelei abgethan würde in der Christenheit.“ Er kommt zu der Forderung, daß es die Aufgabe der christlichen Gemeinde und des christlichen Gemeinweins ist, den Bettel durch eine geordnete Armenpflege zu bekämpfen.

Tamit — sagt Uhlhorn mit Recht — ist der christlichen Liebesthätigkeit eine höhere Aufgabe gestellt, als sie das Mittelalter kannte. Hat die Reformationszeit diese Aufgabe trotz rechtlicher daran gewendeter Arbeit nur sehr unvollkommen gelöst, der Ruhm gebührt ihr, sie erkannt und aufgestellt zu haben. Ist die Aufgabe auch später, als die reformatorischen Kräfte ermatteten, wieder zurückgetreten, ganz vergessen ist sie doch nie wieder, und selbst die katholisch geduldeten Völker haben sich dem nicht entziehen können, in diesem Stücke dem von der Reformation gegebenen Anstoß zu folgen.“

Uhlhorn macht darauf aufmerksam, daß man bei

dem Worte „Gemeinde“ weder an die bürgerliche noch an die kirchliche Gemeinde im heutigen Sinne zu denken hat. Beide waren damals noch identisch. „Alle, die zur bürgerlichen Gemeinde gehören, sind auch Mitglieder der Kirchengemeinde.“ Zwar darf die Obrigkeit niemand zum Glauben zwingen, der Glaube soll frei sein; aber die Reformatoren sind überzeugt, daß der rechte Glaube so hell und klar in der hl. Schrift bezeugt ist, daß jeder, der nicht davorst widerstrebt, zu diesem Glauben kommen wird; die hoshafte Begier ist die Obrigkeit aber befugt, zum Zweck der Erhaltung des Friedens aus dem Lande zu entfernen. Denn nachdem der genossenschaftliche Trieb, welcher im Mittelalter die Gemeindefürsorge und das ganze öffentliche Leben getragen hatte, ganz verflümmert war, tritt jetzt eine neue Macht, die der Obrigkeit, an seine Stelle. Der von Gott geordneten Obrigkeit kommt das Regiment in dieser kirchlich-bürgerlichen Gemeinde zu; während die geistliche Gewalt durch Predigt des Wortes und Verwaltung der Sakramente ihr Mandat ausübt. Damit soll die Obrigkeit nicht etwa über die Kirche herrschen; nein, sie soll ihr dienen nach der Norm des Wortes Gottes. So leitet sie auch die Verwaltung des Armenwesens. In diesem Sinne sind die Kostenordnungen Bugenhagens (Braunschweig, Hainburg, Lübeck), des Urbanns Rhegius (Lüneburg, Hannover), Brez (Württemberg) gedacht und haben bahnbrechend gewirkt; in diesem Sinne wirft sich Landgraf Philipp von Hessen seit 1526 eifrig auf die Gestaltung des Armenwesens in seinen Landen. Bei dieser Neugestaltung suchte der bis dahin ganz vernachlässigte Bauernstand auch seine soziale Stellung zu erlangen. Die 12 Artikel gemeiner Bauernschaft waren in der That ein Programm, das, wenn es auch, wie Luther ganz richtig einfaß, nicht alsbald durchführbar, doch diskutierbar war. „Hätte man Luthers Rat befolgt, so wäre es wohl möglich gewesen, Verträge mit allen Bauern zu schließen und einen ordentlichen Anfang mit ihrer sozialen Emanzipation zu machen.“ „Es ist ein erfreuliches Zeichen von der sittlichen Macht des Evangeliums, daß die evangelisch gesinnten Fürsten und Städte ungleich milder mit den besiegten Bauern handelten, als die katholischen (z. B. Philipp von Hessen, Nürnberg u.).“

Alles in allem bleibt es das Epochemachende der Reformationszeit: sie hat den Gedanken einer geordneten Armenpflege ausgesprochen, und dieser Gedanke bleibt. So kümmerlich seine Ausführung, er ist da und treibt zu immer neuen Versuchen seiner Verwirklichung, bis es gelingt, wenigstens annähernd das zu schaffen, was Luther wollte. Ja selbst über den Kreis der Völker, welche der Reformation zusehen, hinaus hat sich der Gedanke kräftig erwiesen. Auch die katholischen Nationen haben — darauf eingehen müssen, und heute gilt es als allgemein, in der abendländischen Christenheit wenigstens, anerkannter Satz, daß es Aufgabe der Gemeinschaft ist, ihre Armen zu versorgen. Das ist auch ein Stück des Segens, den die Reformation der ganzen Christenheit gebracht hat.“ (S. 140).

Uthhorn behandelt nun im einzelnen die Liebes-

thätigkeit der Konfessionen. Vielfach wurde die luth. Kirche von der reformierten angeregt. Wir finden hier alsbald die Diakonen und Diaconissen bei Calvin erwähnt und gewünscht, bei Vasto in Thätigkeit. Die Diaconissen finden sich in den Gemeinden, welche nach Lutherschen Gedanken geordnet sind, in Ostriesland, am Niederrhein, in der Pfälzer Kirchenordnung, wie in den Herborner Synodalbeschläüssen u.; sie gehen, noch ähnlicher dem Institut der darmherzigen Schwestern oder unserer heutigen Diaconissen als alles das Sedan unter Heinrich Robert von der Mark, Fürst von Sedan, 1559 in die französisch-ref. Kirche über. Beiläufig will Uthhorn von einer Herübernahme der darmherzigen Schwestern durch Vincenz von Paulo aus der reformierten Kirche in die katholische, wie sie evangelischerseits behauptet worden ist, nichts wissen. Obwohl er zugiebt, daß Vincenz im Frühstadium Sedan häufig thätig gewesen ist, besonders um die dortigen Protestanten zu belehren, daß er also die Alles das Sedan sehr wohl kennen lernen konnte, so meint er doch: „S. selbst sagt einmal in Hinblick auf seine Stiftung, daß er vorher nie von etwas ähnlichem gehört habe, und S. ist ein so lauter Charakter, daß man ihm darin unbedingt trauen darf.“ (S. 221).

Auch die römische Kirche, jetzt die Kirche der Antireformation geworden, kann sich der neuen Einflüsse nicht ganz erwehren; auch in ihr geben die Versuche des Armenwesens unter Vereitigung des Bettels zu ordnen, vielfach von der Obrigkeit aus. Es fehlt nicht an Apologeten des Bettels aus der Kirche. Die tridentinischen Beschlässe, welche das Armenwesen in die Hände der Bischöfe legen, werden jedoch nicht durchgeführt. Es bleibt alles noch viel mehr als in der evangelischen Kirche eine unklare Mischung. Eine Bewegung zu kirchlicher Liebesthätigkeit geht jedoch mit den Orden (Jesuiten, Ursulinerinnen u. i. w.) von Spanien aus; aber jetzt nicht mehr unter der Devise: „für die eigene Seligkeit“, sondern „zum Dienst und zu Ehren der Kirche gegen die protestantischen Regier.“ Unter dieser Devise sieht auch die Heldengestalt Karl Borromeos und seines Nachfolgers Franz von Sales und Vincenz von Paulo (so und nicht „Paula“) helst er urkundlich. Ihre und der darmherzigen Schwestern Thätigkeit findet ihre Darstellung erst im II. Buche, in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege und man wird auch katholischerseits die Objektivität derselben nicht angreifen können. Ganz vorzüglich ist der Pietismus und seine Wirksamkeit (Spener, Francke, das Hallenser Waisenhaus) geschildert. Es folgt die Zeit der Humanität mit ihrer Gefühls- und Gedanken-Hülfe. Die nahebeide Krisis zeigt sich im Wachstum der „Sturmvolgel der Revolution“, der Bogabunden zu enormer Höhe. Mirabeau in seinem Werke über die preussische Monarchie bezeichnet jedoch, daß es in katholischen Staaten 63% mehr seien als in den protestantischen. Mit dem Erwachen des christlichen Lebens in Deutschland beginnt auch eine neue Zeit der Liebesthätigkeit in allen Kreisen: die darmherzigen Schwestern, die Diaconissen, die innere Mission, Friedner, Weichern, v. Nobelschwinger mit ihrer reichen

Thätigkeit treten auf. Die Armenpflege eines Chalmers, das Eberfelders System (unter dem Einfluß des Kaufmanns von der Seyd entstanden) und Englands gegenwärtige Armenpflege werden sifiziert. Und welches ist gegenwärtig der Stand der Armenpflege? Uthorn antwortet darauf: „Ihr Ziel ist höher gesteckt. Sie will (ich brauche nur an die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der städtischen Hausarmenpflege und an die Thätigkeit der Landarmenverbände zu erinnern, um es zu begründen) nicht eine bloß polizeiliche sein, sondern eine vom Geist christlicher Liebe durchdrungene wirkliche Fürsorge für die Armen. Nicht zweierlei Armenpflege, eine staatliche, die zwar allen Armen das Nötigste gleichmäßig darreicht, aber ohne zu individualisieren und ohne an ihrer sittlichen Erhebung zu arbeiten, und daneben eine Liebesthätigkeit, die höhere Aufgaben verfolgt, sondern eine gemeinsame Arbeit der staatlichen, kirchlichen und freien Armenpflege in einem Geiste, ein Ziel verfolgend, mit einander die Armut und all das Sittliche und materielle Elend bekämpfend, das ist es, wonach die deutsche Armenpflege strebt. Doch sie damit dem am nächsten kommt, was die Reformatoren wollten, ist eben so gewiß, als daß sie damit gerade auf den Spuren Luthers einhergeht.“ (S. 480.)

Man muß Napiers (lat.) Geschichte der Armenpflege studiert haben, um ganz zu begreifen, wela eine Arbeit — und es ist wie eine historische, so auch eine Arbeit praktischer Apologie des Christentums — Uthorn hier geleistet hat. Wohl mag man finden, daß bei der Fülle des Stoffes manchmal ein Punkt nur berührt, ein anderer gar nicht gestreift ist. Wir finden Chalmers Thätigkeit erwähnt. Sein Freund, der verdiente Thomas Guthrie, der Begründer der Lumpenschulen, und einer ausgedehnten Arbeit zur Bekämpfung der Armut in Edinburgh ist nicht genannt. Die Sparsassen vor 150 Jahren werden erwähnt; von den heutigen Pfennigsparsassen, Darlehnsassen zc. ist nicht die Rede. Doch das ist Einzelnes. — Ein besonderer Vorzug dieses Buches ist, daß es sehr gut zu lesen ist. Wir haben seit Kahnis „Gang des Protestantismus zc.“ nicht leicht wieder ein gelehrtes Werk in Händen gehabt, das wir mit gleichem Interesse gelesen hätten. F.

### 3. Biographisches.

— Zeit- und Lebensbilder von Johannes Janssen. (Vierte, vermehrte Auflage in zwei Bänden. Erster Band. (Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung.) 1889. 404 S. 8 M., geb. 9,40 M.)

Die verschiedenen Arbeiten, die Janssen als Beiträge zur vergleichenden Kulturgeschichte hier in vierter Auflage veröffentlicht, beanspruchen, wie alles, was der Verfasser schreibt, allgemeines Interesse und scheinen, wie er mit Recht sagt, für die richtige Würdigung unserer gegenwärtigen sozialpolitischen, religiösen und literarischen Zustände nicht unwesentlich. Viktor Kimo Hubers Wirken (eine Arbeit, die neu hinzugekommen ist), Karl Ritters Leben und Briefe, Zur Charakteristik

Alexander von Humboldts. Eine Kulturdame und ihre Freundin (Karoline, geborene Michaelis, verheiratete Bödmer, verheiratete Schlegel, geschiedene Schlegel, verheiratete Schelling), Arthur Schopenhauer, Richard Nothe aus seinen Briefen geschildert (ebenfalls neu aufgeführt) und Erinnerungen an einen deutschen Kapuziner, das sind die etwas weit auseinander liegenden Gegenstände, die der Verfasser mit großem Geschick behandelt. Mit großem Geschick, denn man wird unwillkürlich bei Janssen den Gedanken nicht los — und es ist ja auch zu begreifen, wie er dazu kommt — daß auch diese Sammlung, so wissenschaftlich sie aussieht, nur veranstaltet ist zur größeren Ehre der Kirche.

Der Nachweis, wie die innere Haltlosigkeit der Religionsentfremdung und des damit engverwandten Protestantismus zum Konterott führen muß, ist für den katholischen Leser auch in diesem Buche — meist zwischen den Zeilen — glänzend erbracht. Man braucht nur in dem ausführlichen Inhaltsverzeichnis die Seitenüberschriften zu lesen, um darüber klar zu werden, daß außer der katholischen Kirche kein Heil ist. In den Mitteilungen aus den Briefen des protestantischen Theologen H. Nothe heißt es da unter anderem: „Nothes katholischer Ideen und das Grunddogma in der Lehre von der Kirche — die Protestanten haben eigentlich gar keine Kirche — gegen den Katharismus und die Union — gegen die Theologen Krummacher, Schleiermacher und Dräsele — seine unheilbare kirchliche Stellung — als Gesandtschaftspropagandist in Rom unter dem katholischen Einflusse Bunsens — seit 1827 auf den völligen Sturz der katholischen Kirche — Verfahrenheit innerhalb des Protestantismus.“ In dem darauffolgenden Gegenbilde des Lebens des Kapuzinerpaters Franz Borgias lauten die Worte anders: „über die Eigenschaften eines guten Priesters — über Wissenschaft und Frömmigkeit — über die Selbstverläugnung — im Schatten des Jellens Betrugs — Volkstümlichkeit des Paters — Freund der Armen — der Kinder — der Soldaten — stirbt im Verufe.“ Der eine hat eben das Anglikt Protestant zu sein, der andere ist Katholik, damit ist alles gesagt. — Die zahlreichen katholischen Randverzierungen, die der Verfasser — ebenfalls mit großem Geschick — anbringen versteht, heben noch das Bild. Huber wohnt zwar in Bernerode, aber es zieht ihn sehr S. 92 „nach katholischen Gegenden.“ Ritter in Rom S. 149 schreibt: „Schon in diesen ersten Tagen fühlte ich, daß ich hier bald meine Heimat finden könnte. (Die gesperrt gedruckten Worte stehen bei Janssen in dieser Form. Ob sie Ritter unterstreichen hat?) Ebenso sind die Worte gedruckt S. 151: „in dieser einzigen Weltstadt, die mit Recht so genannt werden mag, weil sich in ihrer Mitte das höhere Leben der gebildeten Menschheit wahrhaft konzentriert zu haben scheint.“ Auch die Entschuldigungen der katholischen Stiergeschichte in dem katholischen Spanien S. 22 (vgl. Albon Stolz) gehört hierhin und ist höchst charakteristisch.

Um die Klage S. 178 erheben zu können, „an solche Ausfälle (wie die von Ritter) gegen unsere

Kirche sind wir in Deutschland selbst bei den wissenschaftlichen Protestanten gemohnt“, dazu gehört entweder ein sehr gutes Gewissen oder sehr große Skourage. Vielleicht besitzt der Verfasser beides?

Abgesehen von diesen Zanfen gegenüber unvermeidlichen Ausstellungen, wird man sein Buch mit reicher Belehrung lesen. Vor allem ist die Betrachtung der Wirksamkeit Dubers, der leider etwa dreißig Jahre zu früh geboren wurde, überaus zeitgemäß. Ihm gebührt das Verdienst einer der ersten in Deutschland gewesen zu sein, die „mit weit vorausschauendem Blick die Gefahren erkannten, welche in den Arbeitsverhältnissen ruhen, und die warnend und mahnend zur rechtzeitigen Abwehr gegen diese Gefahren aufgerufen“ und stets daran festgehalten haben, daß S. 95 weder der Staat allein, noch die bloße Vereinsthätigkeit oder gar bloßes Almoesengeben imstande seien, die sozialen Mißstände zu bannen, sondern daß nur ein Zusammenwirken von Kirche, Staat und freier Vereinsthätigkeit, und namentlich eine ernste Mitarbeit der Geistes-, Geburts- und Gebarfsifokratie zu helfen vermöge.“

In dem Aufsatz über Ritter ist die Stelle S. 124, wo derselbe im Jahre 1806 über das religiöse Leben in Frankfurt schreibt, besonders bemerkenswert: „Ich will nicht behaupten, daß den Menschen alle Moralität fehlt, aber alle Religion. Es ist hier bei allen Aufgeklärten mode, an die Vernichtung der Seele nach dem Tode zu glauben; dabei kann natürlich der Begriff von Gott nicht bestehen, und darum spricht von ihm die gebildete Dame (natürlich mit Ausnahmen) nur, wenn er etwa bei einer Geschichtserzählung nicht ausgelassen werden kann, unser Herr Gott! Prediger werden nur als Ceremonienmeister behandelt, und in die Kirche zu gehen, das ist unmöglich.“ Ebenso giebt zu denken, was er über den Seruilismus berichtet aus Anlaß des Umstandes, daß die Kaiserin Josephine die freie Reichsstadt mit ihrem Besuche beglückte: „Ich bin erstaunt, mit welcher Schnelligkeit unser sogenannter Reichsbürgerinn sich in den Hofton umgewandelt hat. — Jeder hatte sich in den steifsten Gesellschaften ganz vortreflich amüsiert, wenn ihm nur ein gnädiger Blick zugeworfen war.“ — Sehr leicht begreiflich ist dagegen die Art, in der die Frankfurter Juden Napoleon empfingen: „Sie rannten von einem Thor zum andern, ganz wüthend in einem Gelauche „unser Messias“ schreitend. Die Bürger hatten nur lärglich auf Befehl illuminiert. Die Judentrupps hatten ihren Messias bis vor die Thore begleitet. Siegestrunken lehrten sie zurück; da hatten ihnen die Sachsenhäuser aufgelaert und hatten in ihren Straßen querüber Seite gepannt.“ Das gab dann zu Prägeleien und Prozessen den gewünschten Anlaß. Die Juden machten darauf dem Primas, der sie besser behandelte, wie der Rat der Stadt, ein kostbares Geschenk: eine silberne Urne mit Gold gefüllt nach asiatischer Väteritte. Gleich darauf rückten sie aber auch mit neuen Bitten und Vorrechten hervor, die man ihnen zugestehen sollte, und gaben nicht undeutlich zu verstehen, „daß man dies wohl nach einem solchen Beweise von Untermüßigkeit thun

könne.“ Dalberg aber zeigte in diesem Falle Charakter genug und gab die Geldsumme zurück.

Wenn Zanfen gegenüber Erwiner, der Schopenhauer als Philosoph, nicht als Mensch beurteilt wissen will, S. 309 sagt: Wir Nichtphilosophen sind der Ansicht, daß Leben und Lehre in Einklang stehen müssen, daß man den Wert der Lehre am Leben erkenne, und keinen als einen Heros der Wissenschaft ausruhen dürfe, der wenigstens nicht durch sittlichen Wert, Charaktereife, Gemütsbildung und menschenfreundliche Denkart sich ausgezeichnet habe,“ so kann man jedes Wort unterschreiben. Ebenso wie man dagegen auch einmal Schopenhauers Ausdruck über Büchners Kraft und Stoff sich zu eigen machen kann: „das Zeug ist nicht bloß höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm: und die Wurzel ist die Unwissenheit. — So ein Mensch hat nichts gelernt als ein bischen Klystierprologie — und damit wagt er sich dummdreiß und vermessan an die Natur der Dinge und der Welt.“

Der letzte Aufsatz schildert in kurzen Zügen das Leben und Wirken eines vortreflichen bairischen Kapuzinerpaters, der in Nischenburg 1868 starb. Unvergessen sei sein schönes Wort, das er vier Wochen vor seinem Tode gesprochen: „Drei Gegenstände hat uns der liebe Gott noch aus dem Paradiese gelassen: die Sterne, die Blumen und das Auge eines Kindes.“ Wie treffend sind auch die Worte S. 397: „Finitere Frömmigkeit ist gewiß nicht die rechte, schon deshalb nicht, weil sie, von anderen Nachteilen abgesehen, so langweilig und geschnacklos ist.“

Wer Kritik genug besitzt, um sich von Zanfens Art nicht blenden zu lassen, dem können wir die Lektüre seines Buchs auf's Beste empfehlen. Denn als gutes Zeichen für den Wert der Selbständigkeit christlichen Denkens können wir es nur betrachten, wenn er mit Sorgsamkeit jede von der kirchlichen Lehre abweichende Meinung evangelischer Theologen verzeichnet. Von den Katholiken unserer Tage bekommt man solche Zeugnisse redlichen Durchkämpfens und freier Meinungsäußerung nicht zu lesen. Sch.-K.

— Rauch und Goethe. Urkundliche Mitteilungen von Karl Eggers. Mit sechs Lichtdrucktafeln. (Berlin, F. Fontane.) 1889. 251 S. 5 M.

Im Jahre 1887 erschien der (IV.) Schlußband der umfassenden Rauch-Biographie, die von Professor Friedrich Eggers seiner Zeit begonnen und nach dessen Tode von seinem Bruder Karl zu Ende geführt ist. Erst kurz vor Abfassung dieses IV. Bandes waren dem Verfasser die Briefe Rauchs an Goethe aus dem inzwischen erschlossenen Belmarer Goethe-Archiv zugänglich geworden, und da nun der die Besprechungen Rauchs und Goethes zu einander behandelnde Abschnitt schon 8 Jahre früher im II. Bande erschienen war, so war es im Interesse der Einheit des biographischen Werkes gewiß auch und zweckmäßig, daß nur noch einige gelegentliche tatsächliche Berichtigungen, die sich aus dem neuen Material ergeben hatten, als Nachtrag zum II. Band dem IV. Band beigelegt



wurden, während der ganze Gegenstand, der auch für Goetheforscher von Interesse ist, nimmehr unter Zugrundelegung des urkundlichen Materials unter obigem Titel seine selbständige Behandlung gefunden hat. Die äußere Veranlassung der hier mitgetheilten Briefe, an denen außer den beiden Hauptbetheiligten auch S. Voisieré, der „Kunstweber“ u. a. mehrfachen Anteil haben, bildet zunächst das für Goethe schon bei dessen Lebzeiten in Frankfurt a. M. geplante Denkmal, über dessen von Rauch zu übernehmende Ausführung man auch die Meinung Goethes selbst zu Rate zu ziehen für gut hielt. Später, nach wiederholter persönlicher Berührung der beiden Männer, die man, ohne einem von ihnen zu nahe zu thun, als geistesverwandt bezeichnen darf, bildete sich allmählich auch über nichtgeschäftliche Angelegenheiten ein zeitweilig ziemlich reger Briefverkehr heraus, der bis zu Goethes Tode fortgebaut hat. — Die sachlich orientierenden Einleitungs- und Schlussworte des Herausgebers geben dem Ganzen eine in sich abgeschlossene, einheitliche Gestalt.

Können diese urkundlichen Mittheilungen über die Beziehungen Rauchs zu Goethe doch im wesentlichen nur einen bleibenden bibliographischen Wert beanspruchen, so ist eine andere Publikation desselben Herausgebers auch von allgemeinem Interesse. Es ist der Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel, herausgegeben von Karl Eggers, von dem Jacoben der 1. Band (mit einem Lichtdruck der Büste, der Phototypie eines Briefes Rauchs und mehreren Hochzungen) bei F. Fontane in Berlin erschienen ist (525 S., 10 M.). Das Vorhandensein eines solchen durch fast drei Jahrzehnte laufenden Briefwechsels zwischen den beiden bedeutendsten Bildhauern ihrer Zeit, von denen der eine aus einem aufblühenden Schüler bald zum vertrauten Freunde des andern — trotz eines Altersunterschiedes von 28 Jahren — wurde, ist schon an und für sich ein Unikum. Hier findet zunächst natürlich der Künstler, Kunstfreund und Kunsthistoriker seine reiche Ernte, sofern er es liebt, an der Quelle zu schöpfen; aber auch wenn eine eigentliche kunstverwandte Ader abgeht, dem bietet doch dieser Briefwechsel noch genug, um wenigstens sein rein menschliches Interesse voll in Anspruch zu nehmen. Sieht es für den denkenden Menschen doch kaum etwas Interessanteres und zugleich Belehrenderes, als eine geistig wie stichlich bedeutende Persönlichkeit in ihrer eigenen Individualität zu belauschen, und das geschieht am besten aus dem vertraulichen Briefverkehr eines solchen Mannes, der, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, uns erst einen Einblick in das innerste Herzensleben des Schreibenden zu geben imstande ist. Hier sind es nun gar zwei Männer, die uns in ihrer ganzen, anziehenden Eigenart entgegenreten, und denen wir daher bald — auch abgesehen von ihrer künstlerischen Bedeutung — unser lebhaftestes Interesse entgegenbringen.

Ich kann hier auf Einzelheiten leider nicht eingehen, nur eins will ich erwähnen, was sich durch alle Briefe zieht, und was doch unter Künstlern gerade so sehr selten ist: nämlich die gegenseitige neidlose Anerkennung des künstlerischen Schaffens.

Hierzu nur eine Stelle aus einem Briefe Rauchs an Goethe aus dem Jahre 1829, die zugleich die Rauchsche uneholfene Schreibweise illustriert: „Der seit zwei Jahren in meinem Atelier aufgenommene Bildhauerlehre E. Rietschel . . . überbrachte mir am Sonntag früh eine große Zeichnung zu einem Relief, Jakob nach Megypfen ziehend; das Wiederfinden Jockys, der Zug der Brüder, der Frauen, der Kinder, der Geipanne, des Viehes, Schafe und Rinder ic. bildet eine so kunstgerechte, schöne Zusammenstellung, daß zugleich mit größerem Seelenausdruck in allen Motiven ich nie Schöneres sah. Schwach und gering kam ich mir vor, wie meinem Auge der bogenlange Streifen so viel Schönes in Gedanken und Form zu entwickeln! In diesem jungen Mann erreicht wahrscheinlich die neuere Skulptur eine nie geachtete Höhe, und Thorwaldsens immenses Talent in dessen feinerem Sinn und Bildung den berufenen würdigen Nachfolger.“ So urtheilt der Meister über seinen Schüler; für die letzteren aber galt, trotz aller Wahrung seiner Eigenart, auch in späterer Zeit die künstlerische Ueberlegenheit Rauchs stets als unumstößlich feststehend. — Die Herausgabe der Briefe, denen im Sommer d. J. noch ein zweiter Band folgen soll, ist mit aller der Sorgfalt geschehen, die man von dem Verfasser der Rauchsbiographie als selbstverständlich voraussetzt. Zur ausführlichen Erklärung ist in vorkommenden Fällen auf die genannte Rauchsbiographie oder auf die Oppermannsche Biographie Rietschels verwiesen. Für die Reihenfolge der Briefe ist das Datum der Abfassung maßgebend gemacht; dagegen läßt sich auch kaum etwas einwenden, nur daß bei den Briefen von und nach Italien (die sich insolge ihres längeren Weges fast stets treuzen) für den Leser eine Umstellung oft angenehm erscheint, so daß Antwort notwendig auf Antwort folgen würde. Wirklich notwendig scheint die Umstellung der Briefe 61 und 62; zwar trägt ersterer (von Rietschel) am Kopfe das Hauptdatum des 18. März, er ist dann aber wegen Unmohls des Schreibers liegen geblieben und erit am 31. März oder 2. Feiertag beendet und abgehandt, nachdem inzwischen Nr. 62 (von Rauch, datirt vom 23. März) angekommen war, auf welchen letzteren in Nr. 61 nun gleich noch Bezug genommen werden konnte. Es enthält also Nr. 61 thatsächlich die Antwort auf 62, hätte also nachstehen müssen. — Diese selbe Nr. 61 wird Rauch auch vermutlich im Sinne gehabt haben, wenn er von einem Briefe Rietschels vom 2. April spricht, wobei er offenbar an den Brief vom 2. Feiertag denkt, so daß die Anmerkung, der Brief sei bisher nicht gefunden, überflüssig wird. — Endlich scheint auch bei 85 und 86 eine Umstellung geboten; zwar tragen beide das Datum des 25. September, daselbe ist aber bei 85 offenbar verkehrten, wie der Inhalt des Briefes beweist und sein Anfang auch erklärlich macht; der Brief ist in Wahrheit erst am 26. September geschrieben und bildet zudem gewissermaßen eine Antwort auf 86, da dieser letztere im wesentlichen nur eine Wiederholung eines früheren Briefes ist, den der Schreiber für

verloren gegangen hält, auf den aber Nr. 85 inzwischen antwortet. — Diese kleinen thätiglichen Anmerkungen habe ich hier nur für eine zweite Auflage gemacht. Im übrigen möchte ich die Lectüre dieser Briefe noch einmal warm empfehlen.

A. W.

— **Erlebnisse eines freiwilligen badiſchen Grenadiers im Feldzuge 1870—71 von H. Schmittgenner, Pfarrr in Schetthausen. (Karlsruhe. Druck und Verlag von J. J. Neiff.) 1891.**

Feldzugs-Erinnerungen eines Fünfunddreißigers 1870/71 von H. Ehrenberg. Mit 3 Karten. (Rathenow. Verlag von Max Badenjan.) Beide kleinen Bücher lehnen sich an die Regimentsgeschichte derjenigen Truppenteile an, in denen die Verfasser als Einjährig-Freiwilliger bzw. Kriegsfreiwilliger den Feldzug mitmachten und beide schildern die Freuden und Leiden des jungen Soldaten in jener großen Zeit; natürlich sind die Erlebnisse nur bescheidener Art, aber grade deshalb mögen sie für alle die, welche in ähnlicher Stellung gebient haben oder noch dienen wollen, eine liebe Erinnerung an den bunten Hock sein oder anregend und belehrend wirken. Frisch und getragen von warmer Begeisterung für unser Vaterland sind beide geschrieben, auch an Jünger frommen und edlen Sinnes fehlt es namentlich dem Buche Hrn. Schmittgenners nicht. Wenn der Herr Verfasser der „Erinnerungen eines Fünfunddreißigers“ seinem Vorwort gemäß sich auch auf die Jugend eine Wirkung seines Büchleins verspricht, so hätte er u. E., um diese zu erzielen, etwas mehr Wert auf die äußere Form legen müssen; die Satzbildung ist nicht überall gefeilt, und Ausdrücke wie Talgzungel, Trednest u. dgl. mehr können kaum als Empfehlung des Buches dienen.

v. H.

— **Aus dem Leben einer Pfarrfrau. Geschichte von Marie Dechent. (Frankfurt a. M., Verlag der Evangelischen Buchhandlung, Elfenbein und Lange.) 1889. 88 S.**

Wenn auch die ohne Vorwissen der Verfasserin von ihrem Sohne veröffentlichten Gedichte zunächst nur für den engeren Kreis ihrer Angehörigen und Freunde geschrieben sind und einem größeren Publikum meist fernher liegen, so wird sich doch die und da eine gleich gestimmte Seele in einem Pfarrhause finden, die aus dem anspruchslosen Büchlein Entzagung und Trost schöpfen mag.

Sch.-K.

#### 4. Länder- und Völkertunde.

— **Die Reisen des Christof Kolumbus 1492—1504. Nach seinen eigenen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Vas Casas, seinem Freunde und Fernando Columbus, seinem Sohne. Aufgefunden 1791 und veröffentlicht 1826 von Von W. F. von Havacette. In das Deutsche übertragen von Fr. Fr. (Leipzig. J. C. Hinrichsche Buchhandlung.) 1890.**

Die Berichte und Briefe des Kolumbus sind nach einer französischen Ausgabe des ursprünglich

spanischen Werkes von Havacette in unser geliebtes Deutsch übertragen. Man darf von diesem Büchlein keine unparteiische Geschichte der Entdeckungen des genialen Mannes erwarten; sie sind vielmehr eine mehr oder weniger einseitige Darstellung seiner Thätigkeit insofern, als in ihnen mit verschwindender Ausnahme nur die Ansicht des Verfassers, nicht aber die seiner zahlreichen Gegner zu Worte kommt. Ueber die Zeit der Entdeckungen in Westindien liegen schon eine ganze Reihe guter Werke vor, so das englische von Woodrich, die deutschen von Reichel, Ruge, Kohl u. s. w., zu denen diese Sammlung der Briefe und Berichte des Kolumbus eine willkommene Ergänzung bildet. Die Uebersetzung von Fr. Fr. liest sich gut; ein Mangel scheint uns das Fehlen einer Karte mit den zur Zeit des Kolumbus gebräuchlichen Namen der Inseln, Ortschaften u. s. w. zu sein, auch eine, wenn auch kurze, den Briefen und Berichten vorangestellte Darstellung der einzelnen Reisen wäre erwünscht gewesen.

— **Reisen im Kongolande. Von Dr. Richard Büttner. Mit einer Karte von Dr. Richard Kiepert. Dritte Auflage. (Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung.)**

Dr. Büttner führte die Reisen vom August 1881 bis zum April 1886 als naturwissenschaftliches Mitglied der von der damaligen „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ entsandten Expedition zur Erforschung des südlichen Kongogebietes aus, also zu einer Zeit, während welcher der Kongostaat auf Grund des Berliner Vertrages entfiel. Die Expedition hatte das Schicksal vieler ihrer Schwester: die Mitglieder trennten sich gleich im Beginn an Rimmerviebereisen und zerplitterten so die Kräfte. Dr. Büttner, mangelfast mit Instrumenten u. s. w. ausgerüstet, wandte sich nach San Salvador, der sogenannten Hauptstadt des nicht vorhandenen Königreichs vom Kongo, erlangte hier nach längerem Aufenthalt und mehrfachem Hin- und Herreisen mit Rühre und Rot Träger, oft ostwärts zum dem Reiche des Wara Kiamwo, wandte sich von hier, als der mächtige, aber kranke und mißtrauische Häuptling ihm den Weitermarsch nach Osten untersagte, nach Norden den Wuango entlang und endete schließlich — gegen seines Willen — statt am Unterlaufe dieses Flusses am Kongo zwischen Kwamouth und Leopoldville. Diesem ein Vierteljahr dauernden Marſch im Gebiete des Wuangoflusses folgte ein mehrmonatlicher Aufenthalt am Kongo selbst, den Dr. Büttner erfolgreich zu wissenschaftlichen Zwecken und zu einer Fahrt aufwärts bis zur Aequatorstation benutzte.

Die Schilderung seiner Erlebnisse auf diesen Reisen ist der Inhalt des Buches, dem Klarheit, nächsteres Urtheil und scharfe Beobachtung nachzurühmen sind. Der Marſch von San Salvador durch „das öde und trostlose Gebiet zwischen Kongo und Wuango“ und längs dieses Flusses ist nicht reich an interessanten Einzelheiten, die Einmüdigkeit der Erzählung wird nur durch die Erwähnung der immerwiederkehrenden Schurkereien und Beträgerien der Träger und Eingeborenen unterbrochen. Die Urtheile Büttners über die Bevölke-

zung jener Landstriche und über die bisherigen Erfolge des Kongostaats sind gleich ungünstig. Ueber erstere jagt er einmal: er könne nur einen Schwarzen aus Westafrika, seinen Begleiter Kornelius, das Zeugnis eines christlichen Mannes anstellen, was uns doch übertrieben erscheint, wenn man mit diesem Urtheil die Reuherungen anderer Reisender vergleicht. Die bisherigen Erfolge des Kongostaats, den Zustand der Stationen, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Entwicklungsfähigkeit des großen Gebiets beurteilt er geringschätzig; den Bau und die Eröffnung der vielgenannten Eisenbahn sieht er als nicht so nah bedarfehend an, den Mangel an Kohlen im Lande selbst hält er für die Entwicklung des Verkehrs auf dem Flusse für sehr bedenklich, auch die Willkür mancher eingebornen Stämme ist nach ihm ein unerwünschtes Hindernis einer schnellen Civilisation des neuen Staates. Seine Beurteilung scheint aber, so sehr sie von Berichten der Beteiligten abhinkt, nicht unzutreffend zu sein. „Eile mit Weile“ wird auch wohl am Kongo sein Recht behalten. Das Buch bildet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis jener Gegenden; die beigegebene Kiepert'sche Karte ist gut und übersichtlich.

### 5. Poesie.

— Neue Gedichte von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart 1889. Verlag der S. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger.) 229 S.

So sehr auch Wilbrandt's Prosa'schriften seit zum Widerspruch herausfordern mögen, so sind doch diese „Neuen Gedichte“ von einer Schönheit der Sprache und der Form, zum Theil von einer solchen Originalität des Gedankens, daß man sie, abgesehen von den „aus dem Burgtheater“ überschiedenen, für die man schon eine ziemliche Dosis Theaterbegeisterung besitzen muß, um sie würdigen zu können, mit ungetrübtem Genuß lesen kann. In den „Tod und Trost“ benannten Totenliedern ist es um den Trost, den der Dichter zu finden weiß, zwar nur schwach bestellt, doch sind sie warm empfunden. Etwas sehr kraß ist „Der Turm von Rerov“, abgesehen man auch hier die vorzügliche Darstellung bewundern muß. Das in Sprachform Gedichtete gehört zu dem weniger Gelungenen. Ausgezeichnet schon dagegen sind „Kleine Leute“, „Gedacht ist bald“, „Die Verche“, „Die Schule des Verheus“, „In der Singhule“, die zu dem besten gehören, was von neuerer Lyrik in letzter Zeit überhaupt erschienen ist.

•• Von kleineren Ausstellungen sei nur E. 29 der sehr wenig wohlklingende und damit eine seltene Ausnahme bildende Vers erwähnt:

Die tüchtigste  
Die richtigste.

Ueberflüssig und tödend ist die genaue Zeitbestimmung, „Nachts gegen drei sank Helgaland ins Meer“, in der letzten Zeile des Gedichts, in dem ein Traumgesicht dem Dichter das Schicksal der Insel enthüllt. E. 32 ist Orxuel als Neutron gebraucht: „Furchtbare Orxuel.“ Daß es „hold medere“ wird ein älteres Nactigallenmännchen kaum von seinem Weibchen sagen dürfen. In dem

sonst so schönen „Winterfrühling“ E. 21 träumt „der stumme Fisch seinen Frühlingstraum“ doch wohl hauptsächlich dem Reime auf träumerisch zu lieb. Sch.-K.

— Seegeschichten. Kleine Dichtungen von Heinrich Kruse. Zweite Sammlung. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) 1889. 231 S.

Vorab ein Belemnitis. So sehr ich für den Wohlklang des griechischen Hexameters, der wie musikalischer Klang aus Ohr bringt, Verständnis und Gefühl besitze, sowohl ich auch den lateinischen noch zu würdigen verstehe, wenn er mich auch schon bedeutend nüchternner annutet, so wenig fühle ich mich im allgemeinen ergötzt, wenn ich daselbe Versmaß „in mein geliebtes Deutsch übertragen“ finde. Der deutsche Hexameter unterliegt einer doppelten Gefahr: bei ernsthaften Stoffen wirkt er leicht einschläfernd und bei heiteren possenhalt; wird er zudem nicht äußerst subtil und sauber gehandhabt, so kann seine Wirkung in beiden Fällen der eines schlechten Mittelwerkes sehr nahe kommen. Denn Charakter wie Klang der deutschen Sprache sind m. E. dem ursprünglich griechischen Versmaß nicht eben günstig — trotz Johann Heinrich Voss, ja selbst trotz Goethe, dessen einige Ausnahmestellung auch in dieser Hinsicht doch nur ein Beweis für die Regel sein kann. — Bin ich daher für die hexametrisch abgefaßten Kruse'schen „Seegeschichten“ vielleicht nicht der geeignetste Referent, so will ich doch nicht leugnen, daß mir manches an den kleinen Geschichten, von denen einige mit der See übrigens gar nichts zu thun haben, recht wohl gefallen hat; anderes freilich weniger. Kruse's Schöpfungen sehen, ganz ähnlich wie die selbständigen Leistungen von Voss, unter dem Zeichen der Natürlichkeit; das ist ihre Stärke, darunter leiden sie aber auch. Natürlich ist der Kruse'sche Witz, der oft wirklich ergötzlich wirkt; ebenso oft aber wird er aus demselben Grunde trivial oder sonstwie unerquicklich. Ob auch die Situationen allemal ebenso natürlich sind, sei vorsichtigerweise nicht näher untersucht, denn Kruse spricht in seinem Vorwort schon in voraus von „mürrischen Kritikern“, welche gerade solche Züge, die er treu nach dem Leben entnommen habe, für unwahrscheinlich und unmöglich zu erklären pflegten; zu dieser Kategorie gehört man doch nicht gern. Am natürlichsten ist die Kruse'sche Lebensanschauung. Etwas verständlich, etwas platt, mitunter recht stark sinnlich, aber ohne Raffinement, dann wieder moralisierend — stets aber äußerst gutmüthig, tout comme chez Johann Heinrich. Diese Charakteristik gilt von fastlichen Gebieten nicht mehr als von spezifisch religiösen; auch hier ist eine „Natürlichkeit“ — allerdings im andern Sinne wie oben — der Anschauung herrschend, die den Verfasser zu ganz unnatürlichen Schilderungen veranlaßt. J. G. kennt er ein Gelangbuch, enthaltend

„die frömmsten Gebete,

Wie sie für jeglichen Fall dort aufgeschrieben sich finden,

Für Dachbeder sogar, indes sie fallen vom Dache,

Um sich vorzubereiten zu einem gesegneten Ende.“

Auch die beiden bekannten Pastorenkarikaturen sind zur Stelle und mit wenig Worten gar nicht so übel gezeichnet, nur muss man verstehen, daß die zweite Figur keine Karikatur, sondern, soweit wenigstens ersichtlich, das Ideal des Verfassers sein soll. Der eine

„predigte noch mit Zungen (?) und schalt uns zusammen,

Tafel wir gebuckt dastanden, wie Schaf im Regen, man fühlte

Ordentlich wohl sich danach. Und er schlug so kräftig die Kanzel!“

Der junge dagegen ist aufgeklärter; der

„spricht nur immer, wie schön da draußen das Jahr sei,

Gottes Wort mag er wohl nicht, denn er predigt nur immer das eigne,

Denk dir, er tanzt sogar!“ —

Ihrer oben gedachten theilweise recht gut und wichtig gehaltenen Darstellungsweise wegen mag diese neue Sammlung „Sergeschichten“, die wieder in vorzüglicher Ausstattung unter Cottas Kupfzügen erscheint, trotzdem für Liebhaber empfohlen werden. Die Verse, meint der Verfasser, „würden schlechter sein, wenn sie besser wären;“ da hat er wohl recht, denn für die behandelten Stoffe sind sie gut genug; es sind nämlich die Proreter der „Sergeschichten“ durchweg, wie ihr Inhalt: höchst „natürlich“ und gutmütig. A. W.

## 6. Litteratur.

— Das Quigo-Ungethüm. Ein dramatisches Gespräch von E. G. Gniel. (Leipzig, Alexander Taus, Verlagsbuchhandlung.) 36 S. 0.50 M.

Was der Verfasser gegen die Quigos vorbringt, ist größtentheils wohlbedeutend; die Form jedoch, in die er seine Ansichten kleidet, ist zum Teil recht ungeschickt. Das dramaturgische Gespräch findet unmittelbar nach der ersten Ausführung des Stücks zwischen fünf Personen der darstellenden Kunst statt. — „wo, ist gleichgültig,“ sagt der Verfasser. Perlius, der Gegner der Quigos, ist ein Mann in den mittleren Jahren, dessen Tage den vielgeräuschten und belebten, „jedoch“ feineranlagten Mann zeigten, der in dem Stücke Wildenbruchs „nur das unter den Wästenfande der Phrofe hervorschauende Ohr eines Theaterstücks“ sieht. Am Anfang der zweiten Abtheilung des Gesprächs, von dem man nicht weiß, warum es überhaupt in drei Teile zerlegt wird, — es geschieht durchaus nichts, um diese Teilung zu begründen, es sei denn, daß sich Perlius „wieder gesetzt hatte“ oder von neuem zu dozieren beginnt — ist einer der Zuhörer, der Musiker, bereits so weit vor Begeisterung, daß er „fast übermächtig in Perlius Auge blinzelt; jede Faser seines Wesens schien bei der Sache zu sein. Brächtig herrlich rief er nur halblaut, als fürchte er die Gedanken zu verschleppen, die sein Gegenüber entwidelte.“ S. 25 hatte „die glänzende Deduktion des Perlius ihre Wirkung auf die Anwesenden nicht verfehlt. Der Musiker zitterte vor Erregung (der Mann wird aber doch wohl schon vorher nervös gewesen sein, denn zum Zittern war eigentlich kein Anlaß gegeben); die drei

früheren Ungläubigen waren schon mehr als halb bekehrt, und der schlaue, spekulative Ranichler, der bis dahin sein Urteil über das Stück in die Worte: aber ein gutes Geschäft! zusammengefaßt hatte, blinzelte über den Tisch und war fast erschrocken, als ihm wie eine Eingebung von oben der Ausruf entfuhr: „ein schlechtes Geschäft!“ S. 34 aber rufen alle bravo! bravo! wie aus einem Munde.

Schade, daß der Verfasser durch das Selbstlob, das hier in dem Jubel der angeblichen Zuhörer durchklingt, den Eindruck seiner Worte, die in bester Absicht und mit gutem Verständnis geschrieben sind, abschwächt. Es ist ihm erst um die Kunst zu thun und offenbar hat nur die in den Quigos sich breitmachende Unnatur ihn veranlaßt, seine Meinung offen zu sagen. „Bessert euer Leben und Wesen, auf daß ihr recht thut einer gegen den anderen“, dieses Bibelwort will der Verfasser auch von dem Dramatiker als Glaubenssatz anerkannt wissen. Sch.-K.

— Aus den Degen-Räthen der Litteratur. Indiskretionen von Hermann Thom. (Leipzig, Verlag von Armin Bouman.) 1889. 54 Seiten. 1 M.

Recht flott und geschickt geschrieben sind diese Indiskretionen und hätten das Wortwort des Verlegers und ein gegen den Willen des Verfassers dem Heftchen beigegebenes Bildnis desselben, so schön daselbe auch ist, gar nicht nötig gehabt. Ihren Zweck, „die Uebersproduktion, die den Niedergang des Buchgewerbes veranfaßt, einzubäumen und dem Publikum, das immer noch zu viel schlechte Bücher kauft, die Augen zu öffnen“ werden die Worte des Verfassers allerdings nicht erreichen. Es wird keine Zeile deshalb weniger geschrieben werden. Und doch kann es allerdings nicht schaden, wenn manche Leser einmal „einen Blick hinter die Kulissen thun und gewahrt werden, was unsere Dichter ihnen „aus dem innersten Herzen“ bieten und wenn sie „die heutige Kritik verachten lernen.“

Aus der Romantische, der Poetenlücke, der Kritikerlücke sind lehrreiche Rezepte mitgeteilt, aus welchen auch der, der es noch nicht weiß, ersehen kann, wie es gemacht wird. Nur sehr lose damit verknüpft ist das Kapitel „aus der Degenlücke“ und die darauf folgenden drei Beispiele für die Nachahmung berühmter Autoren, sowie die Geschichte à la Schffel und Mirza Schafss, von denen besonders die letzteren gut gelungen sind, so z. B. S. 53:

Woran erkenne ich die schönsten Blüten?

Ran, an der Blüte!

Woran erkenne ich die beste Güte?

Ran, an der Güte!

Woran erkenne ich die weisen Häupter?

An der Form der Hüte!

Nicht immer steckt ein Kopf in der Kapuze —

Die Antwort, Freund, ist richtig — geh hin und mach sie dir zu nuge.

In der Degenlücke wird der Satz „die Vaterne breunt“ in zehn Variationen behandelt. Ganz

besonders geklärt ist der Faust-Kommentar S. 42: „Kürzlich wurde im Goethe-Haus zu Weimar auf einem Papier, das offenbar zum Verband einer Flasche mit eingesottnen Früchten gedient hatte, eine Weisheitsnotiz von der Hand des Dampfers gefunden, die sich bei näherer Besichtigung als ein kostbarer Fund, nämlich als ein Paratipomenon zum „Faust“ entpuppte. Diefelbe lautet:

„Faust: Du Nephtho, es ist dunkel auf der Straße.  
Du wirfst eine Laterne nehmen müssen.  
Nephtho: Schon gut. Die Laterne brennt bereits.“

Der tief sinnige Kommentar, den ein hervorragender Goetheforscher zu dieser interessanten Stelle liefert, in der Faust seine Sehnsucht nach Erkenntnis, nach Wissen zum Ausdruck bringt, während Nephtho seine Verachtung des beschränkten Menschengesichtes in den beiden kurzen, überlegen zurückweisenden Worten: „Schon gut!“ an den Tag legt, schließt mit den Worten: „Wie erhaben, wie unergreiflich! Der Hauch der Unsterblichkeit wohnt hier. Lud nur ein Goethe konnte das so sagen und denken . . .“ Die achte Variation, der Roman von Felix Dahn, ist auch nicht übel: „Agilulf, der Gothe, und Chilperich, der Friele, wandelten durch das wüthliche (im Buch steht wüthliche) Wirrsal der wimmelnden Wege. „Nicht finde ich fürder,“ hub Agilulf an, der Gothe, den wähligen Wunschort, da massigen Netes süß sickernder Segen den gährenden Sausen so mächtig um müden Männern erlabte.“ u. s. w. Da sieht Chilperich das Wirtshauslicht: „Das ist die Laterne, die brennt wie so Brauch ist, ob dem tannen Thore des wähligen Wunschorts, da massigen Netes süß sickernder Segen u. s. w.“

Die zweite Variation, die Predigt, hätten wir dem Verfasser gerne geschenkt, ebenso — aus dem diametral entgegengesetzten Grunde — seine Hochachtung Jolas, die überdies nur eine leichte, des Verfassers kaum würdige Ausgabe bot.

Sch.-K.

— Offenes Bisslet! von Otto Ernst. (Hamburg. Verlag von Konrad Kloss.) 1890.

Fünfehn Aufsätze, von denen zwei sogar „preisgekrönt“ sind, der eine von der „Pädagogischen Reform“, der andere von der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung“. Wir müssen gestehen, daß trotz der Preisförderung der Held mit dem offenen Bisslet uns in einer Mischung von „Wied“ zu fressen und mit sehr stumpfen Waffen zu kämpfen scheint. Was wird heutzutage nicht alles preisgekrönt! Jung sel. Witwe ist auch preisgekrönt mit ihrem Java-Kaffee.

Wesß Gesties Kind der Verfasser ist, dafür zur Klarstellung folgende Stelle aus dem Aufsatz „Religion oder Litteratur als Centrum des Volksschulunterrichts?“: „Ich hätte nichts dagegen, wenn das Wort „Religion“ überhaupt aus der Welt schwände; es sagt ursprünglich so gut wie garnichts, sowohl nach der Etymologischen Etymologie wie nach der des Lactantius; das Wort Idealismus bezeichnet die Sache viel treffender.“

— D Schulmeister!

Die zehn Gebote taugen auch nichts mehr.

„Man muß allerdings, heißt es S. 52, des unisonen Hohngelächters aller Bibelfanatiker gewärtig sein, wenn man den ungeborenen, gottelasterlichen, himmelschreienden, brandschallwürdigen Frevel begeht, an der ewigen Vorzüglichkeit der 10 Gebote zu zweifeln und sie durch einen neuen Kanon ersetzen zu wollen. Man darf von diesen Leuten bei ihrer maßlosen Blindheit und Berrantschheit nicht erwarten, daß sie erkennen, wie das dritte Gebot eine wenn auch in ihren Folgen, so doch keineswegs in ihrem Wesen sittliche Forderung enthält u. s. w.“ Herr Otto Ernst redet dann weiter von den „Frommen, die aus Unverständnis oder geistlichlich den Wert der zehn Gebote und die Vorbildliche Bedeutung der an sich gewiß glänzenden und schönen Christusgestalt überschätzen.“ Der tolle Aufsatz schließt mit den Worten: „Beiseitige man den dogmatischen Religionsunterricht aus der Volksschule und führe man die Litteratur dafür ein. Schlage man diesen orbis pictus des inneren Geschehens (diese Worte sind leider von dem Verfasser schon unterstrichen, so daß wir sie nicht mehr besonders auszeichnen können!) vor den Augen der Kinder auf, und eine Freude des Anschauens wird erglänzen, eine Flamme des Glückes und der Tugend auslodern, wie man sie in den Tagen des unfruchtbareren Dogmas nicht gesehen. Wohl der Schule und wohl der Menschheit, wenn der Lehrer nach Jahren, auf die Schar zu seinen Füßen herabblickend, sich sagen darf:

„Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht  
Sind sie alle ans Licht gebracht.“ —

D Schulmeister, Schulmeister!

Der hohe Förderer der genialen Gedanken des Herrn Ernst ist der berühmte Dr. Dittes in Wien, der ihm in einem Privatbriefe schreibt, daß er den Stoff für die fragliche Disziplin (Religionsunterricht), soweit sie in der Volksschule auftritt, einfach aus der deutschen Nationallitteratur entlehnt wissen wil. — Wie einfach!

Ueber Politik hat Herr Ernst gerade so gebiegene Ansichten, wie über Religion. „Eine absolut feststehende Majorität ist politisch wertlos. Eine solche Mehrheit wünschen wir weder der Regierung noch der Opposition. Wohl aber wünschen wir dem Reichszangler eine gegnerische Majorität, aus deren Munde mit ehernem, Achtung erzwingendem Klange die Stimme des vom naturgemäß wechselnden Zeitgeist befruchteten Volkswillens ertönt.“

Auch Luther wird von Herrn Ernst torrigiert. S. 34: „Wenn mir recht ist, so hat Luther einmal die Bibel ein Wasser genannt, in dem ein Lamm waten und ein Elefant schwimmen könne. „Aber an verschiedenen Stellen!“ fügen wir mit starker Betonung hinzu, und dann hat freilich das Wasser der Bibel vor anderen Gewässern nichts voraus.“ — Wie geistreich!

Der relativ vernünftigste Aufsatz behandelt S. 55 litterarische Alotria. In abgeschmackten Citaten, die jedoch keine vorzügliche Schulbildung verraten, leistet der Verfasser Erstlediges.

S. 55 spricht Herr Ernst folgende Vermutung

aus: „Ich bin fest überzeugt, daß jeder von uns, wenn in ihm kein einziger dunkler Begriff sich hin- und widerwühlte, sich binnen kurzem mit bewaffneter Hand in die Gefilde der Vollkommenheit begeben würde, weil er es hier bei uns vor lauter Laugerweite nicht mehr aushielte.“ Nach dieser Theorie kann man Herrn Ernst ein sehr günstiges Horoskop stellen: er wird seinat werden — so weit er dabei mitzuwinken hat — denn in seinem Hirn wälzen sich dunkle Begriffe in Menge hin — und wider.

Herr Ernst hat auch für drei Marx Gedichte geschrieben, die vielleicht besser sind wie seine Aufsätze, an denen uns die sichere Anwendung der neueren Orthographie am meisten gefallen hat. Sch.-K.

— Wo zu der Värm? Genesis der freien Bühne von Paul Schuenther. (Berlin 1889. Verlag von E. Fischer.) 35 S. 0,50 M.

Wer sich von den Lesern für die freie Bühne in Berlin interessieren sollte, der findet in dieser Broschüre eine kurze Geschichte ihrer Entstehung und eine verstandene Rechtfertigung ihrer Bestrebungen.

Sowohl für die freie Bühne, wie für Berlin charakteristisch ist der Umstand, daß besonders unsere „Kunstliebenden“ sächsischen Mitbürger sich um die von der freien Bühne ausgehenden Bestrebungen für Hebung der Kunst verdient gemacht und wohl auch dabei zu verbieten gesucht haben. Wir finden die Namen Schulz, Mauthner, Jonas, Stettenheim, Blumenthal und Brahm vulgo Abraham.

Gerhart Hauptmann, dessen „Vor Sonnenaufgang“ zur Darstellung kam, geht seinen eigenen Weg, von dem der Verfasser S. 21 selbst sagt: „er mag nicht der reinlichste sein“, der aber gerechtfertigt wird mit der Behauptung: „immer, so oft die deutsche Dichtung sich auf sich selbst besann, grub sie sich mit derbem Spatenstich tief ein in den Boden des niedrigen und niedrigsten Volkslebens.“ Ein sehr wahres Wort, was Hauptmanns Nachwerk angeht, das mit derbem Spatenstich viel — Unrat aufgewühlt hat.

Wo zu der Värm? so fragen auch wir. Aber Värm ist eben Aeflame, und Aeflame hat noch keiner Bühne geschadet. Sch.-K.

## 7. Unterhaltungslitteratur.

— Neue Romane von Max Hübner. (Nathenow, Max Hübner.) 250 S. 3 M., geb. 4 M.

Max Hübner in Nathenow, Bruder des früheren Finanzministers Arthur Hübner, wurde am 13. Dezember 1827 geboren. Das merkt man den „Neuen Romanen“ sofort an, daß sie von einem gereiften, erfahrungreichen Manne herrühren, dazu von einem Manne, der die Schriftstellerei nicht zum Lebensberuf gemacht hat. Die letzte Erzählung ist eine Jugendergeschichte, in welcher die Mainerton und der Abbé Fenelon eine Rolle spielen; es ist eine ernste und traurige Geschichte aus der Verfolgung der französischen Protestanten. — Von gesundem Humor durchweht sind die drei

ersten Romane „Der Triumph“, „Frühlingsidyll“, „Im Spiel der Wellen“. Der Inhalt ist unbedeutend, aber das ist die rechte Kunst, welche aus Wenigem Viel zu gestalten weiß. Die Gestaltungsgabe des Verfassers ist aber die liebenswürdigste, welche man sich denken kann. Das noch halbwegs frische, originale Leben in den kleinen Städten weiß Max Hübner lebendig zu schildern. Ein kleines Kunstwerk ist die erste Erzählung „Der Triumph“, abgerundet, vollendet, so daß auch nicht ein Pinselstrich vermist wird. — In der Novelle „Im Spiel der Wellen“ wird an das entsetzliche Bild Hödlians angeknüpft, welches dieselbe Benennung hat. — Warum schreibt der Verf. ebenso hartnäckig als falsch Telemaque und Thelemach.

Max Hübner hat spät angefangen den literarischen Markt zu betreten. 1882 gab er in Verbindung mit seinem Bruder Arthur „Altpreussische Geschichten“ heraus, 1885 „Von der Olgrenze“ (Freitage, Marienburg. Vis major) und „Zwischen Judica und Palmatum“ (vier von einander befreundeten Jägern erzählte Geschichten), 1886 „Hütten in Roskoff“. Leider keine ich diese Bücher nicht, aber die „Neuen Romane“ erwecken das günstigste Vorurteil für das Unbekannte. — Zum Vorlesen im Familienkreis eignen sich die hier besprochenen, vom 62 Jahre alten Verfasser glücklicherweise mit Erotik in der glimpflichsten Weise versehenen, beziehungsweise in der glücklichsten Weise verschonten Geschichten in ganz besonderem Maße. O. K.

— Die Frau aus dem Weichenhaufe. Roman von Mariam Tenger. (Wien, J. V. Bachem.) Geheftet in Farbendruck-Umschlag 3 M., in Soloband mit Goldschnitt 4,25 M.

Wenn Ungarn dem Deutschthum jetzt wesentlich entfremdet ist, wenn der Uebermut der Magyaren sich immer ungewierter breit macht, so war dies anders um die Mitte unseres Jahrhunderts. Damals galt der Deutsche etwas in Ungarn, damals durchdrang der Deutsche alles, was in Ungarn Bedeutung im Staat und in der Kirche nicht minder, wie in Kunst und Wissenschaft hatte. Daß dies anders geworden, ist nicht ohne Schuld der Deutschen geschehen. Der erste Anstoß gegen deutsches Sein und Wesen ward in der ungarischen Revolution von 1848—49 gemacht. Damals blieb noch der Kaiser Sieger, mit ihm der Deutsche. Zu diese Zeit des ersten Kampfes der ungarischen Rationalität gegen die deutsche führt uns die Verfasserin ein. Die Steppe des Magyarenlandes, die Puszta, die Heideebene, die Schwesterhilde an der Donau Pest und Ofen, — das alles bildet den Boden für die, in interessanter Weise sich entwickelnden Schicksale ihrer Gestalten; durchaus nicht den zufälligen Boden, sondern Charaktere und Ereignisse wachsen gemißmaßen aus demselben hervor, hängen eng mit der Lokalität zusammen. Aus den Gegenjagen zwischen der Frau aus dem Weichenhaufe — der Titel ist etwas sonderbar gewählt — und ihrem Gemahl, einem ungarischen Magyaren, ergeben sich eine Reihe von inneren und äußeren Kämpfen, denen der

Leser mit regster Teilnahme und Spannung bis zum Schlusse folgt. Diese Gegenstände sind nicht künstlich gemachte, sie sind natürlich. Sie entspringen der verschiedenen Erziehung, Natur und Anschauungsweise. Sie, die Sächsin, einer deutschen Beamtenfamilie entstammend, ist tüchtig, pflichtgetreu und verständig, aber etwas fleischlich in der Auffassung, nüchtern und trotz ihrer lieblichen Gestalt von Hause aus geschmacklos. Er, der hochgeborene Wagnat, ist hochstrebendes Geistes, liebenswürdig und charmant, aber leichtsinnig; ohne inneren Halt hat er überall genascht, aber niemals ernstlich gearbeitet. Trotz mancher guter Anläufe fällt er immer wieder in seinen Leichtsinn zurück. Seine Frau arbeitet sich zwar Tag und Nacht ab, um seine Schanden zu bezahnen, sein Besitzum ihm zu erhalten, aber sie versteht es nicht, ihm sein Haus zu einer Stätte stillen Glückes zu machen, sich für ihn zu schmiden und das fern zu halten, was sein Auge stört und sein Gemüt verletzt, ihm geistige Erholung zu bieten in den Stunden des Zusammenlebens nach den Mühen des Tages. So muß es denn zum Bruch kommen. In der jahrelangen Trennung und vieler Not reifen beide innerlich. Sie erkennt, daß es nicht bloß die Aufgabe der Frau ist, für Nahrung und Kleidung zu sorgen, daß die Frau höhere Aufgaben hat, und er lernt, geizig, mit seiner Hände Arbeit sich sein tägliches Brot zu verdienen, den Wert der Arbeit und treuer Pflichterfüllung schätzen. Als dann die lang Gekreuzten der Kampf für die gute Sache, für das Recht des Kaisers, wieder zusammenführt, da finden sie sich auch selbst wieder und nach Wiederherstellung der äußeren Ordnung bauen auch sie ihr Haus wieder auf, das nun eine Stätte des Friedens und harmonischer Eintracht wird.

— Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte von Maximilian Schmidt. (Weipzig. Fr. Volkmar.) 362 S. 3 M.

Der gesammelten Werke sechster Band. Die ersten fünf Bände habe ich im Novemberheft 1888 angezeigt. Der vorliegende sechste Band enthält eine Erzählung von tiefsterem Inhalt. Es sind lebenshaftigste, zu Wort und Tothschlag bereite, echt germanische Naturen, welche dem Leser naturwahr entgegenzutreten. Glücklichweise merkt man dieser Geschichte den Einfluß V. Kuerbachs weniger an als irgend einer anderen Erzählung Schmidts. Der Humor tritt fast ganz zurück. Doch ist eine Probe davon höchst ergötzlicher Art. Der Neureuter Bauer hat eine böse Frau, er will sich von ihr scheiden lassen, folgt aber vorerst dem Rate eines Freundes und läßt sich von dem Scheidungsprozeß eines anderen Bauern erzählen. Dieser andere hatte drei Kinder, jeder Gatte wollte zwei Kinder haben. Der Landrichter entschied, daß, da drei Kinder nicht in zwei gleiche Teile geteilt werden könnten, die streitenden Gekleuten so lange zusammenbleiben müßten, bis sie vier Kinder hätten. Nach Jahr und Tag kam die inzwischen nachgiebiger und milde gewordene Frau nieder — aber mit Zwillingen! Nun wurde der Prozeß fallen gelassen und Friede gemacht. — Schmidt kennt das

Volk der bayerischen Alpen durch und durch, nicht nur seine Licht-, auch seine Schattenseiten. In seinen Sitten spiegelt sich beide wieder. Ein Beispiel bieten die Begräbnisfeierlichkeiten S. 289 bis 300. Angehörige reiche Bauern bekommen eine „schöne Leich“, mit dieser ist als Ueberrest aus deutscher Urzeit ein reichlicher Trunk verbunden; „schön“ habe man vertraut, „in alten Reureuter“, heißt es nach der Beerbigung eines alten Ausjäglers. — Auch die altgermanische Jagdluft, mit Recht als Wilderei unter Strafe gestellt, ist bei den wohlhabenden Bauern in den Alpen noch nicht erloschen. Und mit der Wilderei geht Hand in Hand die ebenfalls altgermanische Unbedenklichkeit Menschenblut zu vergießen. Dem vorliegenden Bande ist ein von Mathias Schmidt gezeichnetes Bild des Tegernseer Musikanten beigegeben, dessen sinnige, träumerische Augen wehr Eindruck gemacht haben, als das dreifache Krutzen des oberflächlichen, die bäuerliche Welt verlassenden Jäger-Franzl. — Unmittelbar vor der Schmidtschen Erzählung habe ich den leichthinsgeschriebenen Roman Gloria victis von Ossip Schubin gelesen. Wie wohl ist mir bei den urwichtigen Bauern geworden gegenüber der — ich weiß nicht mit wieviel Wahrheit geschilderten — hochnasigen österrreichischen Adelswelt.

O. K.

— Feli Dora. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M. W. Jordans Selbstverlag. (Weipzig. Fr. Volkmar.) 181 S. 3 M.

Wilhelm Jordan war zum erstenmale im Jahre 1847 auf der Insel Helgoland, dem letzten „Trumm verfunken Landes, das der Urzeit-Ähn durchströmte, als noch ihm die Themse ausfloß.“ Die Erlebnisse jener Zeit hat er in „Stichwortfäßen“, „Federbüchchen“ und „Vergesstüdel“ zu Papier gebracht und aus den vergilbten und verbräunten Blättern durch Ausfüllen der weiten Lücken einen scheinbar stattlichen Band von allerlei Versen, gedruckt auf weißes kartonartiges Papier, als „leichte Ware“ zur vorjährigen „Weihnachtsmesse“ entstehen und erscheinen lassen. — Wie in jedem Bunde Jordans wird auch im vorliegenden der Darwinismus verherrlicht. Wie in jedem Roman Jordans erscheint der Dichter in dieser und in jener Person. Steffen Burkart ist mit Jordans Feinschmederei ausgestattet, Julius von Kalau hat Jordans Bestreben wüßig zu sein, Robert Morgen Jordans naturwissenschaftlich fundamentierte Dichtkunst, Kurt von Stabe endlich hat Jordans stark flüchtige Lebensanschauung mitbekommen. Wilim von Bregel aber ist Wilhelm Jordan selbst. Er giebt auch in diesem Bunde eine Reihe von Champagnerliedern zum besten. Der Champagner ist ihm das „beste Sinnbild von allen für unser so reichthiges Erdennollen“. Ein früheres „Champagnerlied“ hat der Dichter in aller Bescheidenheit Schillers Lied von der Glocke an die Seite gesetzt. Noch habe ich nichts von Feli Dora gesagt. Dora ist eine Schanpagnierin, welcher um ihrer besten Rolle, der Ophelia willen der Beiname Feli gegeben wird. Sie befindet sich mit Robert Morgen, der die Werbeweg-Verbindung“ von den feinen braunen Füßchen linsengroßer Weichtiere bis zum schönsten Doppel-

Spiegel von Doras Augen herzustellen bemüht ist, im Jordanischen Zustand der „Berlebinis“. In denselben Zustand sucht die leidenschaftliche Estrella aus Jamaica mit belagertem Robert zu kommen. Ein Stellbichem bei der schwarzgängigen und schwarzhaarigen Spanierin scheint dem mit dem Feuer spielenden Naturforscher gefährlich zu werden, doch wird die Gefahr noch zur rechten Zeit durch die blondhaarige und blauaugige Dora, welche bei aller Kühlung eine Heilseherin ist, aus höchst merkwürdige Weise beseitigt. Das Haar der blonden Dora steigt starr und steif, als ein ellenhoher Fächerbusch, wie ein drohender Komet, urplötzlich hinter der Bettstirnwand Estrellas empor! Nachdem Robert zu sich gekommen, läßt er sich schnell vom Helgolander Warrer mit Feli Dora trauen, aber schon am folgenden Abend wird Dora am Meereseufer im Zustand der Hellsicht, während ihre Haare abermals wie ein Komet Feuer ausstrahlen, eine Beute des Todes.

Und das soll Poesie sein! Ich kann nur Phantasterei in dem allen sehen. Die proaischen „naturwissenschaftlichen“ Gedanken in Verbindung mit märchenhaften Hirngespinnsten einer vor nichts zurückschreckenden, berechnenden Einbildungskraft, was kann daraus Gutes entstehen? (I. K.)

### 8. Verschiedenes.

— Euphrosyne. Manche Frucht zur Geistesnahrung weiblicher Jugend. Dargeboten von S. H. Biese. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) Preis 4 M.

Das vorliegende Buch ist als Konfirmationsgeschenk für junge Mädchen gedacht. Euphrosyne, eine im mittleren Lebensalter stehende Mutter, schildert in ihrem „Gebetbuch“ ihre Jugenderlebnisse und Eindrücke, in der Absicht, ihren heranwachsenden Töchtern Erfahrungsweisheit mit auf die Lebensreise zu geben. Und dazu ist das Buch in der That nach jeder Richtung hin geeignet, denn die Weisheit, welche geboten wird, ist durchaus diejenige, von welcher der Psalmist sagt, daß ihr Anfang die Furcht des Herrn sei. Freilich ist das Buch breit angelegt und lehrhaft, und daher kein solches, welches im Zusammenhang gelesen werden könnte, vielmehr wird es nach Art der Spruchstüben zu verwenden sein, aus welchen täglich etwas Beschaufliches und Erbauliches entnommen werden kann.

Zur Andeutung des Inhalts geben wir einige Ueberschriften der einzelnen Betrachtungen wieder, z. B. „Arbeit und Mühe“, „Patriotismus und Christentum“, „Schönheit und Wahrheit“, „Empfindlich und empfindsam“, „Klassisch und romantisch“, „Von weiblicher Thätigkeit“ u. a. m. Ein Anhang enthält Lesefrüchte aus alten und neuen Dichtern, beginnt mit Tacitus und endet mit deutschen Klassikern. —

Das Buch legt ernste und nachdenkliche Leserinnen vorans. Solche aber werden sicherlich Nutzen und Segen aus der Lektüre davoutragen.

— Das Veriton des Lebensglücks. Zuverlässiger Führer und Wegweiser auf dem Lebenswege. Ein praktisches Hand- und Nachschlagebuch für alle Fragen des menschlichen Wohlergehens. Von Kurt Adelsfeld. (Stuttgart, Levy & Müller.) 248 S. 3 M. 60 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Das vom Verf. vor einem Jahre veröffentlichte „Veriton der seinen Sitte“ hat das äußere wohlthätige Leben zum Gegenstand, das Veriton des Lebensglücks beantwortet die Frage, was hat der „moderne Kulturmenschen“ in sittlicher Beziehung zu thun und zu lassen, um glücklich zu werden. Neben der Moral wird, selbstverständlich in untergeordnetem Maße, die Gesundheitslehre, welche mit dem sehr einigen Zahlen in Uebung gekommenen herrlichen Fremdwort „Hygiene“ den Zeitungslesern verdolmetscht wird, zum Gegenstand von Rathschlägen gemacht. In der Moral ist dem Verf. Epinoza der Erste, daneben genossen bei ihm großes Ansehen der alte Horaz und der moderne Schopenhauer. Mit Rücksicht auf das jüdische Publikum wird ab und zu der Talmud und mit Berücksichtigung der christlichen Leser da und dort St. Paulus, die Evangelisten u. s. w. in lobender Weise eiert. Der Standpunkt des Verf. ist der des Nationalismus.

— In der Gesundheitslehre wird Reclam als Autorität behandelt. Die mythische Welt, das Gebiet der Ahnungen, der Träume, der Erscheinungen Verstorbener, ist bei dem Verf. mit einer soliden Bretterwand umgeben, auf welcher mit großen Buchstaben geschrieben steht „Aberglaube“. „Aberglaube aber und Zummtheit sind geistige Gebrechen; über welche ebenjowenig gespottet werden soll, als über körperliche.“ Wahrscheinlich hat der Verf. für uns „Abergläubige“ ein mittelbares Lächeln übrig. — Im einzelnen gehen die Rathschläge des Verf. sehr oft fehl. Wenn S. 61 gesagt wird: „der Name Denunziation hat mit Recht einen so üblen Klang, daß man gut thut, sich jedweder Denunziation zu enthalten, selbst wenn man glaubt, gerechten Anlaß dazu zu haben,“ so wird damit eine feige Wequemlichkeit, eine elende Frauliche empfohlen. Ich habe wiederholt Tierquälerei zur Anzeige gebracht und an dem Haß roher Menschen nicht schwer getragen. Es kommt doch sehr darauf an, was durch Nichtanzeigen kurzer Hand begnadigt wird. Wer wird es unterlassen, einen Menschen anzuzeigen, der junge Alceebäume abschneidet? Wer wird stille dazu schweigen, wenn ein Vengel im Eisenbahnwagen sich Ungezogenheiten gegen Frauen erlaubt? — Unter dem Artikel „Feinde“ heißt es: „Je weiter die Kultur sich entwickelt, desto mehr wird die Menschheit Herr über die zahlreichen Feinde ihres Glücks in der Natur, desto mehr schwindet auch die Feindschaft zwischen Menschen und Menschen, Völkern und Völkern.“ Ich kann hierin nur einen mit den Thatfachen und mit der heiligen Schrift in Widerspruch stehenden viden Aberglauben erkennen. Genau das Gegentheil ist wahr. — Wie in meinem Veriton der seinen Sitte so steht der Verf. auch in vorliegenden Wörterbuch das Wort mulier tacet in ecclesia „jenen barbarischen Anschauungen ehemaliger Zeiten“ zur



Last, „die das Weib zur Halbkönigin des Mannes degradierten.“ Unglücklicherweise sagt der galante Verf. die Worte hinzu: „Diesen Anschauungen ist offenbar auch der Epitheton Blaustrompfe entsprungen, welchen sich schriftstellersche Damen gefallen lassen müssen.“ Wenn ich den Verf. zu ergötzen hätte, würde ich einen Artikel „Oberflächlichkeit“ schreiben und als Beispiele die angeführte jümmertich platte Bekämpfung St. Pauli und die unwahre Ausdehnung im Gebrauch des Wortes Blaustrompfe anführen. Nur eine gewisse Klasse von Schriftstellerinnen nennt man Blaustrompfe. Hier muß der Verf. bei Büchmann („Gezügelt Worte“) in die Schule gehen. — Völlig nichtslugend ist der Artikel „Freiheit“: „Mit Freiheit, Annahmung, vorlautem Wesen kann man zwar manchmal etwas durchsetzen, allein öfters noch finden sie ihren Meister und werden gehärend abgefertigt.“ Wem soll diese Beobachtung nützen? — Ich weiß nicht, welcher Konfession oder Religion der Verf. angehört. Nach den Artikeln „Geld“ und „Wertpapiere“ zu urtheilen, scheint er Jude zu sein. Von feuerfesten Kassenschränken scheint er als unzureichenden Schutzmitteln nichts wissen zu wollen. Geld muß neben anderen auch der haben, welcher dem Kate folgt, den Hausarzt auch dann seine regelmäßigen Besuche machen zu lassen, wenn kein Kranker im Hause ist. Ein ganz verkehrter Rat, ein Rat, dessen Befolgung für beide Teile eine Fülle von Verdrüßlichkeiten mit sich bringt. — Auch im vorliegenden Lexikon entpfeht der Verf. jedem, ein „Instrument“ spielen zu lernen. Unbegreiflich! Der Rat ist im übrigen unschädlich. — Im Artikel „Orden“ hat der Verf. den Hauptgesichtspunkt übersehen, daß es sich in den meisten Fällen nicht ums Kriegen, sondern ums Nichtkriegen handelt, wenn nämlich andere auf gleicher Stufe Stehende bereits einen Orden haben. — Im Punkte der Fremdwörter wirft der Verf. den Puristen vor, daß sie alle Fremdwörter verbannen möchten. Das möchten die Puristen schon, aber sie stehen von dem Versuch, unentbehrliche Fremdwörter durch deutsche Wörter zu ersetzen, in sehr vielen Fällen ab. Der Verfasser dagegen braucht eine Insumme ganz entbehrlicher Fremdwörter. Sie und da sagt er sogar dem Fremdwort in

schüchternen Klammer das gute deutsche Wort hinzu, z. B. oscillieren (schwanken), Isophon (schlecht klingend). — Der Artikel „Tod“ liefert reichliche Beispiele für den unterdrückten Artikel „Oberflächlichkeit“. — Ich unterlasse es, auf einzelne Verfehlungen im Ausdruck hinzuweisen. Nur das S. 58 in unrichtiger Fassung vorkommende Citat aus Goethes Tasso und die S. 208 erwähnte Tabakspfeife Goethes muß genannt werden, um auf weitere Beispiele zu dem eben erwähnten Artikel aufmerksam zu machen. Weiß der Verf. nicht, daß Goethe den heftigsten Widerwillen vor Rauchtobak hatte? — Es müßte merkwürdig zugehen, wenn in einem Buche wie das vorliegende nicht auch eine Reihe treffender Bemerkungen vorkämen. Dahin rechne ich das S. 50 über die Bildung der sog. „Gebildeten“, S. 180 über die Erzeugnisse der Druckpresse, S. 183 über unsere die Frauen zu wenig schüßende Gesetzgebung, S. 207/8 über Personentatius Gesagte. Dahin rechne ich aber nicht den Artikel „Selbstmord“. Bildet sich der Verf. wirklich ein, daß jemand durch das Lesen der S. 230 mitgetheilten Verse oder seiner Artikel Sorge, Unglück und Verzweiflung vom Selbstmord abgehalten werden könnte? Und wenn ein Unglücklicher wirklich bedenklich würde, die verwaschene Entschuldigung des Selbstmordes durch den Verf. selbst müßte ihn wieder bedenklich gegen seine Bedenken machen. O. K.

— Die Wunder der Bühne von Heinrich Grans. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer.) 1890. 96 S. 2 M.

Wer sich für die technischen Geheimnisse der Bühnenwelt interessiert, kann aus vorliegendem Buche über manches, was ihm bisher räthelhaft geblieben war, die gewünschte Auskunft erhalten. Aus der Erfahrung einer langen Bühnenpraxis heraus giebt der Verfasser, früher Mitglied des Weimariſchen Hoftheaters und Oberregisseur der Stadttheater zu Leipzig und Breslau, Aufschluß über den ganzen Mechanismus des Theaters.

Die beigeſetzten Abbildungen, zum Theil nach franzöſiſchen Vorlagen, veranschaulichen den Text in belehrender Weiſe. Sch.-K.



## Die hundert besten Bücher.

Von

Otto Kraus.

Von einem Amerikaner angeregt, erschien 1879 in England eine Sammlung von Bildnissen der hundert größten Männer mit beigefügten Lebensnachrichten. Im Januar 1886 erschien in der Pall Mall Gazette die erste Liste der „hundert besten Bücher“, zusammengestellt von John Lubbock in London. Ausgeschlossen waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Werke noch lebender Autoren, strengwissenschaftliche und geschichtliche Werke. Selbstverständlich hatten die Engländer den Löwenanteil. Neben sechs Franzosen war Deutschland mit zwei Nummern bedacht: „Nibelungenlied“ und „Goethe“ (Faust und Wilhelm Meister). Die zweite Liste John Lubbocks hat uns noch Humboldts Reisen und den ganzen Heine hinzubewilligt, während die Franzosen um eine Nummer verkürzt wurden. — Der Aesthetiker John Ruskin hat zwei Tage nach Veröffentlichung der ersten Liste Lubbocks, wie aus einem Facsimile der Schrift „The best hundred books“ zu ersehen ist, mit leichtem Federstrich die unnötigen Bücher durchstrichen, mit dicken Censurstrichen dagegen den von Lubbock empfohlenen Schund (rubbish) ausgemerzt. Die nichtchristlichen Moralisten (Marcus Aurelius, Confucius, Aristoteles und Mahomed) und die Theologen (apostolische Väter, Augustin, Thomas a Kempis, Pascal, Spinoza, Butler und Keble) sind mit Ausnahme des Jeremias Taylor („heiliges Leben und heiliges Sterben“) und des John Bunyan (Pilgrims Progress) leicht durchstrichen. Durchstrichen ist auch das Nibelungenlied, Goethe dagegen ausgemerzt; dafür werden Humboldts Reisen — wie die zweite Liste Lubbocks zeigt — mit Erfolg an der Stelle des dickdurchstrichenen Darwin empfohlen. Sonderbarer Weise wird die Oedipus-Trilogie des Sophokles durchstrichen und der ganze Aristophanes empfohlen. Von acht Philosophen bleibt nur Bacon stehen. Unter den Dichtern werden Southey, Longfellow und Swift, unter den Essayisten Hume, Macaulay und Emerson gestrichen, dagegen zu Carlyles Namen und seinen von Lubbock erwähnten Büchern „Vergangenheit und Gegenwart“ und „die französische Revolution“ hinzugesetzt „Everything“. Derselbe Zusatz findet sich bei Walter Scott, während Thackeray, George Eliot, Kingsley und Bulwer ausgetilgt werden. In seinem vortrefflichen Begleitschreiben bemerkt Ruskin, daß dem Lese-Vergnügen gegenüber auf die Qual des Lesens hingewiesen werden müsse; nirgends sei angegeben, was ein gutes Buch von einem schlechten unterscheidet; was gut sei für die Jugend oder das

Alter, für Kranke oder Gesunde, für Unverdorbenere oder Weltmenschen; ein schlechtes oder albernes Buch aber sei ohne Zweifel tobdringendes Gift für das schlichte, jedem Angriff preisgegebene Volk. Kuskin wirft Lubbock außerdem vor, daß er nicht die Verschiedenheit der Arbeitenden und der Faulenzer berücksichtigt habe. „Punch“ läßt die Mama, auf dem Sofa ausgestreckt, den neuesten Roman lesen, während die Kinder ihr Vergnügen daran haben, die Gouvernante, die Wärterin, das Dienstmädchen und den Diener zu quälen, ehe der Tag mit glänzendem Diner und Empfang schließt. „Lud Sir John empfiehlt dieser Art Leute, den Homer, Dante und Epictet zu lesen!“ — Mit besonderem Eifer erklärt sich Kuskin gegen Kingsleys Hypatia und die negativen Geister Darwin, Gibbon und Voltaire. „Die Bücher Voltaires sind im Vergleich mit guter Litteratur dasselbe, was Salpetersäure dem Wein, und Schwefelwasserstoff der Luft gegenüber ist.“

Auch Carlyle hat bisweilen an die Aufstellung einer Liste guter Bücher gedacht, aber die Ausführung für außerordentlich schwierig erklärt. — Gladstone, zur Abgabe seiner Meinung aufgefordert, erklärt laut facsimilierter Postkarte, er habe keine Zeit, die interessante Frage zu beantworten. Der Schlaumeier! — Die Schriftstellerin Lady Dille (Mrs. Mark Pattison) fügt der Liste Schillers Dramen und Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, Lessings Laokoon und Spielhagens „Problematische Naturen“ hinzu, während Miß Bradton, „die englische Marit!“ geheißene, dieses ihr deutsches Vorbild, D. Auerbach und Wilhelmine von Hillern zu den Perlen der Weltlitteratur rechnet. — Auch der Cardinal Newman gehört zu den Schläuere, er fühlt, daß er der Aufgabe nicht gewachsen ist. — In hohem Grade bezeichnend ist die Erklärung Henry Irving's, des großen englischen Schauspielers der Gegenwart: Before a hundred books commend me first to the study of two — the Bible and Shakespeare. Würde ein deutscher Schauspieler von Namen es wagen, eine solche Antwort zu geben? — Der sich zu den Freidenkern rechnende Buchhändler Bernhard Quaritsch in London (Biccadilly) empfiehlt seinem Sohne einestheils die Bibel, andernteils das Leben der Heiligen zu lesen. Für Unterhaltungslitteratur hat er selbst keine Zeit. Einer seiner Freunde las allnächtlich Novellen, eines Morgens wurde er tot in seinem Bett gefunden. Ebenso humoristisch bespricht dieser Buchhändler den in der Welt der Wirklichkeit nicht existierenden „working man“, für welchen John Lubbock seine Liste aufgestellt hat. Was sollen den Arbeitern Plato und die Mahabharata? — Auch der große Radikale Chamberlain fragt nach der Bibel. Hat Lubbock sie zufällig oder absichtlich vergessen? — Stanley hat eine Menge Bücher mitgenommen, als er Afrika zu durchqueren begann. Mit der Verminderung seiner Begleiter minderte sich auch die mitgenommene Bibliothek. Er hatte zuletzt nur noch die Bibel, Shakespeare, Carlyles Sartor Resartus, Nories Navigation und den Nautical Almanac für 1877. Und zu allerletzt blieb ihm einzig und allein die Bibel. — Der General Wolseley sagt: „Ein General hat sehr wenig Zeit fürs Lesen.“ Während seines Feldzugs in China begleitete ihn das Neue Testament und zwei Bände Shakespeare, später nahm er noch das Common Prayer Book, Thomas a Kempis und des Soldaten Taschenbuch mit ins Feld. — In seiner zweiten Liste hat Lubbock der Bibel die erste Stelle gegeben. Man ist nicht berechtigt, das Weglassen der heiligen Schrift in der ersten Liste ohne weiteres zu tadeln. Christen werden zu den großen Männern nicht Jesum Christum zählen. Der Sohn Gottes hat sich erniedrigt und ist Mensch geworden, doch ohne Sünde. Gott der Sohn läßt sich nicht zu den großen Männern rechnen. Ebenso liegt die Sage bei der heiligen Schrift. Die Urkunde der Offenbarung Gottes ist kein dem Menschengeist entsprungenes Buch, sie läßt sich also nur äußerlich als Buch neben andere Bücher stellen, nicht aber neben Homer, Shakespeare, Dante, Goethe werten. —

Der Archidiacon Farrar erklärt: wenn alle Bücher der Welt verbrannt werden sollten, würde er zwölf den Flammen vor anderen entreißen: die Bibel, die Nachfolge Christi, Homer, Aeschylus, Thucydides, Tacitus, Virgil, Marc Aurel, Dante, Shakespeare,

Milton, Wordsworth. Von den Büchern noch lebender Schriftsteller würde er zuerst retten: Tennyson, Browning und Ruskin. — Dr. Welldon, der erste Lehrer der berühmten Schule in Harrow, hat eine Liste zusammengestellt, welche seine Schüler vor vollendetem dreißigstem Lebensjahre erledigen sollen; von deutschen Büchern werden der erste Teil des Faust und Lessings Laokoon genannt. —

Von besonderem Interesse sind für uns die von unserem Landsmann Max Müller in Oxford zur Beurteilung der vorliegenden Frage gemachten Bemerkungen. Seine Liste nennt 17 Dichter, darunter Goethe, 15 religiöse Führer, darunter Erasmus, Luther, Calvin, Lohola, 13 Philosophen. Damit wird die Antwort umgangen, denn nicht um hervorragende Autoren, sondern um die besten Bücher handelt es sich. Was diese anlangt, so kennt Max Müller kaum ein einziges Buch, welches von A bis B gut genannt werden kann. Auch Homer hat keine langweiligen Stellen. Nicht wenige Schriften Goethes lassen sich nicht zum zweitenmale lesen. Alle Dichter haben zu viel gedichtet. Keines einzigen Dichters sämtliche Werke haben Anspruch, zur Weltliteratur gezählt zu werden. Unter einem guten Buch versteht Max Müller ein Buch, welches man immer wieder liest, voll steigender Verwunderung, daß ein Mensch so etwas schreiben konnte. Diesen Eindruck machen nicht bloß Homer, Dante, Shakespeare und Goethe, sondern auch Heine, Eichendorff, Rückert oder eine Dichtung, die so gänzlich unbekannt ist, wie „Der Doktor“ vom Verfasser von „F'o'c'le Paris.“ —

Die besten Bücher sind nicht die besten Bücher für jedermann. Wenn M. Müller sich immer aufs neue beim Studium von Paninis Sanskrit-Grammatik wundert, daß ein Mensch ein solch wunderbares Werk zustande gebracht hat, so spricht er aus der Erfahrung eines Mannes, der ein Gebiet beherrscht, in welchem nur wenige Sterbliche heimisch sind. Spinozas Ethik, Kants Kritik der reinen Vernunft sind berühmte Bücher, aber wer liest sie, wer kann sie lesen?

Die Hauptfrage: wer soll die besten Bücher lesen? beantwortet in rein praktischer Weise Professor J. S. Blackie in Edinburgh. Er unterscheidet zwei Klassen von Lesern, solche, die reichlich Muße haben, und solche, die täglich nur wenige Stunden zur Lektüre verwenden können. Der Umfasse junger Leute, welche in den großen Handelsstädten leben, soll eine Liste der besten Bücher dargeboten werden. Wer eine höhere Bildungsstufe einnimmt, weiß sich selbst zurechtzufinden, z. B. im Aristoteles und Thucydides, die man jenen nicht zumuten soll.

Die andere Hauptfrage nach den besten Büchern beantwortet der erste Bibliothekar des britischen Museums E. A. Bond so: Die Litteratur hat viele Abteilungen, in jeder Abtheilung giebt es „beste Bücher“. Der Bibliothekar der London Library R. Harrison legt sich wiederum die Frage vor: welcher Klasse von Lesern soll eine Liste der besten Bücher dienen? und kommt im Hinblick auf die alten Klassiker zu der in eine Frage gekleideten Antwort: „Sollte es dem Durchschnitts-Leser unserer Tage nicht genügen, wenn er sich, um die Welt der Alten kennen zu lernen, derselben Mittel bedient, deren sich Shakespeare bediente?“ Mit andern Worten: gute Uebersetzungen müssen den alten Klassikern gegenüber genügen. —

Der Herausgeber der Pall Mall Gazette, der bekannte Mr. Stead, fragt: „Weshalb sendet man nicht einen Interviewer, um Sir John Lubbock im Vertrauen zu fragen, ob er all seine hundert Bücher gelesen habe, und wenn nicht, warum nicht?“ Professor Jowett meint, der Hauptschler der Lubbockschen Liste sei ihre Länge. Wenn Lubbock zur theilweisen Rechtfertigung seines Verzeichnisses sagt, daß er wegen der 400 Millionen Chinesen den Confucius und Sheking (chines. Oden) und wegen der großen Besitzungen Englands in Indien St. Hilaires Bouddha, Maha-Bharata und Ramayana in seine Liste aufgenommen habe, so ist dies kein triftiger Grund. Derartige Listen lassen sich nur für einzelne Nationen aufstellen, welche zum größten Theile auf ihre

eigenen Dichter und Schriftsteller und nur zu einem geringen Bruchtheile auf die fremdländischen Autoren angewiesen sind.

Man hat in englischen Leihbibliotheken die Probe gemacht, welche Bücher am meisten verlangt werden. Selbstverständlich sind es, wie überall, die Unterhaltungsschriften. In Birmingham sind die Pickwickier am meisten begehrt worden, dann Bleat House, David Copperfield, Robinson Crusoe, immer noch der Wikar von Wakefield. Während die Fabeln des alten Aesop siebenundsiebzigmal begehrt worden sind, hat man Goethes Faust nur siebenundzwanzigmal verlangt. In Liverpool sind 215-403 Bände Unterhaltungsschriften, aber nur 4837 Bände alte Klassiker und Uebersetzungen derselben in einem und demselben Zeitraum ausgeleihen worden. Von denjenigen hundert Büchern, welche am meisten verlangt worden sind, kommen nur neun in der Lubbockschen Liste vor! Damit ist Carlyles Ausspruch gerechtfertigt: am Ende hat jeder von uns seinen eigenen Weg zu wählen. Wer wird sich durch eine Liste der besten Bücher, welche dieser oder jener mehr oder weniger bekannte oder auch berühmte Mann aufstellt, zum Lesen eines Buches bestimmen lassen. In der Jugend folgt man erfahrungslös seinen Lehrern, wenn sie diesen oder jenen „Klassiker“ anpreisen. Aber gebrannte Kinder scheuen das Feuer. Als ich Naturrecht hörte, die langweiligste Disziplin in der Rechtswissenschaft, pries uns eben an die Tempelpforte herantretenden Jüngern der Themis der gelehrte alte Professor das dem Namen nach allgemein bekannte Werk des Thomas Morus Utopia an. Kurz darans habe ich mir das Buch auf einer Versteigerung für einige Kreuzer gekauft. Nur mit Mühe und Not konnte ich das entsetzlich langweilige, nicht umsonst zur Bezeichnung von Hirnospinnten seinem Titel nach citierte Buch zu Ende lesen. Und nun empfiehlt William Morris die Utopia unmittelbar vor Ruffins Werken, vor Carlyle und Jakob Grimm! Er empfiehlt auch Omar Khayyam, ein Werk, das ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal dem Namen nach kennen lerne. Soll ich mir auf William Morris' Autorität hin eine Uebersetzung dieser unbekanntem Werte verschaffen? Welcher verständige Mensch wird so etwas verlangen? Dagegen läßt Morris den Namen Miltons, der sonst von allen genannt wird, mit der Bemerkung aus, daß ihn bei Milton der kalte Klassizismus und der Puritanismus, die zwei von ihm am meisten gehaßten Dinge, am Lesen hindern. Der berühmte Romancier Willie Collins hat ganz recht, wenn er sagt, man solle das lesen, was einem Genuß gewährt, nicht aber das, was man wie eine Arbeit bewältigen muß.

Der Verleger Friedrich Pfeilstücker in Berlin hat als deutsches Gegenstück zu den englischen Listen der 100 besten Bücher eine bereits in 10000 Exemplaren gedruckte Schrift „Die besten Bücher aller Zeiten und Jahrhunderte“ (92 S.) veröffentlicht. Fünfunddreißig mehr oder minder große Verämrntheiten haben sich zur Sache geäußert. Zunächst interessieren uns die Schlawen, welche der Antwort ausweichen. Dahin rechne ich Ed. v. Bauernfeld, welcher neun Namen, meist Dramatiker, nennt. Oskar Blumenthal hat sich scheinbar geistreich, in der That ganz albern um die Sache herumgedrückt. Marie Ebner-Eschenbach, von einigen für eine bedeutende Schriftstellerin gehalten, begnügt sich mit der Nennung von acht Namen des 19. Jahrhunderts. Der mir gänzlich unbekanntem G. Egelhaaf in Stuttgart hat sich von folgenden vier Werken „die moralischen Nerven stärken“ lassen: Plato Gorgias, Plato Apologie des Sokrates, Karl Mathys Leben von Freitag — das mißlungenste Buch dieses Schriftstellers — und Bismarcks Briefe und Reden. Der unlängst verstorbene Wilhelm von Giesebrecht nennt die Bücher, welche auf ihn den größten und nachhaltigsten Einfluß geübt haben; es sind die Bibel, die alten Klassiker, Luther, Lessing, Goethe, Schiller, „die Schriften aus der Zeit der Befreiungskriege“, Hegel, Haule (Geschichte der röm. Päpste und Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation). — Der Kultusminister von Oesterreich verzichtet in artiger Form auf die Mitarbeit. — Der Sache nach hat das auch Josef Kürschner gethan, denn er nennt nur Shakespeare, Goethe, Jean Paul und Gustav Freitag. Professor v. Kuffbaum denkt zuerst an die

Bibel, dann an das Buch der Natur unter Anführung des bekannten gleichnamigen Buches von Schöbder (!), hierauf an die Geschichte (Kant, Wichmann) und endlich an die Bücher zur Förderung allgemeiner Bildung: A. v. Humboldt, Schiller, Goethe, Lessing und — — — Hauff. Viel Anstrengung hat es sich augenscheinlich Herr von Kutzbaum bei seiner Stimmabgabe nicht kosten lassen. Daß er aber bei der Frage nach den besten Büchern fragt: „Für wen? Für einen Bürger? Für einen Studenten? Für ein Fräulein?“ ist sehr verständlich. Daniel Sanders hat es sich am allerbequemsten gemacht, er citirt sich selbst, nämlich eine Stelle aus dem Vorwort zu seinem Buche: „Fürs deutsche Haus“, aber er hat dabei den Lappen neben das Loch gesetzt. — Stöcker macht es wie W. v. Giesebrecht. Gymnasium: Thukydides, Sophokles, Demosthenes. Universität: die Bibel, Schleiermacher, Hegel. Kandidatenzeit: Kant, Riehl. Pfarramt: Tholud, Zer. Gotthelf, Alban Stolz, Max Müller, Schöffle, Wichern, Wagner. — Windthorst hat keine Zeit, macht aber auf eine größere Berücksichtigung der katholischen Litteratur aufmerksam, unter Anführung von F. L. Stosbergs Geschichte der Religion Jesu Christi, Wöhlers Symbolik und Fettingers Apologie des Christentums.

K. Bleibtreu hält nur dasjenige für würdig, in die Liste der besten Bücher aufgenommen zu werden, „was in einer bestimmten Richtung bahnbrechende Originalität oder höchstmögliche Bedeutendheit entfaltet, zugleich aber in der Geschichte der Weltlitteratur ein notwendiges (durch nichts anderes zu ersetzendes) Glied bildet.“ Gegen diese Definition läßt sich nichts einwenden. Wie stellt sich aber Bleibtreus Praxis, d. h. die von ihm aufgestellte Liste, zu seiner Theorie! Welche Bahn haben die längstverschollenen, nur aus den Jahren 1848 und 1849 heraus zu verstehenden „Ritter vom Geist“ gebrochen oder die „Briefe eines Verstorbenen“? Wenn von Chateaubriand und V. Hugo gesagt wird, daß kein Mensch sie zu kennen brauche, so läßt sich daselbe von G. Sand, Balzac und Lamartine sagen. — Ernst Eckstein führt vierzig Bücher ersten Ranges auf, Ecksteine am Tempel der Weltlitteratur. Darunter Ovid ars amandi, Jagemanns Baldemar Seier, Luise Westlich „Rauch“, Goethes römische Elegien, Du Prels Der Kampf ums Dasein am Himmel, Komperts Geschichten aus der Gasse, Kants Kritik der reinen Vernunft. Wer wagt es, einem Reservelieutenant diese Bücher vor Schillers Wallenstein, vor Goethes Iphigenie, vor Shakespeares Hamlet — denn diese drei Dichtungen übergeht Eckstein mit Stillischweigen — als notwendige Lektüre zu empfehlen? — Johannes Flach in Hamburg macht seinem Namen Ehre, wenn er meint, die 120 von ihm genannten Bücher, beziehungsweise Schriftsteller könnten heutzutage dieselbe Bedeutung in ihrer Gesamtheit haben, „wie der alte Homer bei den Griechen“!! Was alles wirft aber Flach in seinem Litteratur-Herzenkessel zusammen? Von den pro stilo citirten, im Original wie in der Uebersetzung so gut als ungelesen bleibenden zwei Duzend alten Klassiker abgesehen, nennt er Opiz von Boberfeld, Hadländer's Romane, Julius Wolffs Mattensänger, Paul Heyhes gottlose Romane, Ebers Romane ohne eine einzige Ausnahme, Taylors Clytia, Dahns Kampf um Rom; ferner die 1792 erschienene Geschichte Preußens von v. Baczko, Daudets und Jolas Romane ohne irgend welche Ausnahme, Ebers Romane, Whymper's Gletscherfahrten, Ledys Civilisation, Boccaccio Delamerone, auch gar noch die Standinavierinnen Friederike Bremer und Emilia Flygare-Carlén. — Während E. Eckstein bekennt, daß er nach seinem 17. Lebensjahre, d. h. nach der in Prosodie und Metrik schwelgenden Gymnasialzeit, im großen und ganzen von Platen zurückgekommen sei, ruft Theodor Fontane: Platen, Alles. Während E. v. Hartmann sich mit einer Auswahl aus Heine begnügt, erklärt Fontane: das Schlechte (mit alleiniger Ausnahme des Sentimentalen) mit demselben Vergnügen wie das Gute. Von Gottfried Keller sagt Fontane: „Alles, mit Ausnahme der Gedichte.“ Wenn Johannes Pröbß seine Meinung abgegeben hätte, würde er unfehlbar die ganz mittelmäßigen Gedichte Gottfried Kellers bis in den Himmel gehoben haben. — Auf's hohe Pferd setzt sich Dagobert von Gerhardt (Amputator). Er erklärt John Lubbocks Liste für „ein schätzbares Dokument für die Geschichte der Verirrungen gelehrter

Geister“. Was empfiehlt aber Amyntor? Schillers philosophische Schriften, E. von Widenbruchs Mennoit, Bertha von Suttner Inventarium einer Seele, Goethes und Schillers Briefwechsel, einen Roman von A. Daudet und sechs Stück von E. Zola, Mantegazza Hygiene der Liebe, Hüffel, Hartmann und Schopenhauer. — Nicht groß erscheint Julius Grosse in seiner Auswahl von 138 Namen und Büchern. Was sollen die Durchschnitts-Gebildeten mit Tennemann Geschichte der Philosophie, Barmhagen von Ense, mit „verschiedenen Dramen und Lustspielen“ und (Nr. 101) Mémoires der verschiedensten Art anfangen? — E. v. Hartmann legt praktischer Weise den Bildungsgrad von Lesern zugrunde, „welche eine lateinlose höhere Bürgerschule mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst besucht haben“ und schlägt „die Rücksichten aus, welche auf unverheiratete Leserinnen unter 24 Jahren zu nehmen sind“. Seine Auswahl verdient alle Anerkennung, insbesondere die zweite Abtheilung, in welcher sich eine Zusammenstellung von Büchern findet, die auszuschließen sind. Mit Recht werden hierzu die Vedas, Avesta, Koran, Edda, Klopstocks Messias und Humboldts Kosmos gerechnet. Wer die Edda in seine Liste aufnimmt, hat sie nicht gelesen, nicht einmal zu lesen versucht. Oder hat Hans Herrig die Edda und den ganzen Caesar gelesen? Hat er die entsetzlich langweiligen Lustiaden gelesen? Hält Herrig Menzels Deutsche Dichtung wirklich für ein klassisches Werk? Und mutet er uns anderen zu, Lyells Principles of geology, Tylos Primitivo Cultura zu studieren? Weiß Herrig nicht, daß unter den „kleineren poetischen Erzählungen“ Wielands sich Lüderlichkeiten ersten Ranges befinden? Wer liest Richard Wagners gesammelte Schriften? Die große Mehrzahl liest keine einzige Schrift Wagners. — W. Freyer in Berlin empfiehlt gar Justinians Institutionen, welche nicht einmal die jungen Juristen zu lesen pflegen. Er empfiehlt auch den Code Civil, den unzählige Juristen nie in die Hand nehmen. Und wer ist Harvey, wer Faraday? — Julius Rodenberg hat den Engländern feurige Kohlen aufs Haupt gelegt. Fast die Hälfte seiner 30 Nummern ist mit englischen Namen besetzt. — Auch dem Herausgeber der „besten Bücher“ Max Schneidewin muß entgegengehalten werden, daß er mit der Empfehlung der atheïstischen Andachten Jordans das Mißtrauen in seine Empfehlung einer großen Menge unbekannter Größen rege macht. Beiläufig bemerkt, ist dies die einzige Stelle, in welcher Wilsf. Jordans Name genannt wird. Das hat für den Verleger aber ausgereicht, um in dem buchhändlerischen Teil S. 49—92 die sämtlichen Werke dieses sich für groß haltenden Dichters aufzuführen.

Professor Sepp in München hat einen kleinen Aufsatz geschrieben, in welchem Wahres und Falsches bunt gemischt ist. Gegen Thomas a Kempis macht er geltend: „Man kann nicht alle Welt ins Kloster stecken.“ Mit derselben Logik könnte man die Veröffentlichung des Straßengebüchens unterlassen: es sind nicht alle Menschen Mörder und Diebe. Wenn Sepp sagt: „die Pfalmen atmen zu viel Haß“, so spricht er wie der Blinde von der Farbe. Die Synoptiker soll man ungelesen lassen, weil sie „dem jetzt grassierenden Hypnotismus und Spiritismus eine Stütze bieten.“ Was läßt sich zu solcher Abgeschmacktheit sagen? Dagegen sind Sepps Anwendungen gegen Schillers Tell, gegen den zweiten Teil des Faust, gegen Lessings Nathan nicht ohne Wahrheit. — Johannes Trojan lobt Seibels spätere Geichte, ich lobe die früheren. Er empfiehlt Kabelais. Hat er ihn gelesen? — Einen Auszug aus seiner Weltgeschichte hat Georg Weber von Heidelberg gegeben. Seine Liste ist ganz oberflächlich und unbrauchbar. Das Neue Testament ist unter den Römern, neben Seneca aufgeführt! Selbst Matthiäson und Tiedge sucht Weber zu Ehren zu bringen. Italien und Spanien mit Portugal werden genau so behandelt, wie vor 40 Jahren mein von Weber total unabhängiger Lehrer der Geschichte die Litteratur dieser Länder behandelt hat. Mit überflüssiger, stereotyper Oberflächlichkeit. —

Auch in der deutschen Liste wird die Bibel von den meisten Urteilsfindern genannt. Dann folgt in der Abstimmung alphabetisch geordnet Byron, Don Quixote, Dante,

Goethe, Grimms Märchen, Heines Lieder, Homer, Lessing, Nibelungenlied, Schiller, W. Scott, Shakespeare, Sophokles, Tacitus, Uhland, Walter von der Vogelweide.

Im großen und ganzen macht das Buch „Die besten Bücher“ den Eindruck großer Begriffs- und Sprachverwirrung. Subjektives Urteil und objektive Werthschätzung, die Grenzen der Durchschnittsbildung und der Fachgelehrsamkeit, der sittliche Wert und die Verworfenheit, all dies wird fortwährend nach dem tot capita, tot sensus durcheinander geworfen. Der Nutzen der vorliegenden Schrift laun — abgesehen von dem praktischen, mit Preisangaben versehenen buchhändlerischen Verzeichnis der genannten und zahlloser nicht genannter Bücher — nur ganz gering angeschlagen werden. Nicht eine Autorität in der Litteraturgeschichte hat sich geäußert. Was soll uns das Urteil von Dichtern, Schulmännern, Politikern, Gelehrten aller Art?

Gerhard v. Amynstor nennt die englische Frage nach den 100 besten Büchern einen „heillosen Unsinn“, Professor Karl Hänel in Leitmeritz erklärt in seiner Broschüre „Die schöne Litteratur als Bildungsquelle“ (E. Hinckstorf, Danzig, Leipzig, Wien. 94 S. 1 W.): „Man mag über minder Wesentliches urteilen wie man will, in der Frage nach den „100 besten Büchern“ liegt ohne Zweifel ein gesunder Kern.“ Schon aus dem Titel seiner Flugschrift ergibt sich, daß Hänel die wissenschaftliche Litteratur ausschließt. Ihm gilt es nur um die echte, unvergängliche Poesie, die „dauerhafter und in sich beständiger ist als die vornehmsten Wissenschaften, die sich immer verbessern und im Fortschritt erneuern“ (Schönbach „Ueber Lesen und Bildung“ Graz 1888). „Was sich nie und nimmer hat begeben, das allein veraltet nie.“ Unter den Klassikern kann es sich nur um diejenigen ersten Ranges handeln, bei allen Völkern eine kleine Zahl. Hänel hat die durchschnittliche Lesekraft des „Gebildeten“ im Auge, welche nicht hoch angeschlagen werden darf, da der Beruf wenig Zeit fürs Lesen übrig läßt. Da die Bildungsgrade aber sehr verschieden sind, so zieht Hänel drei concentrische Kreise. Der kleinste Kreis umfaßt diejenigen Bücher, welche dem Volk in seiner breitesten Schicht, dem durch die Volksschulen gegaugenen Volk geboten werden sollen; der nächste Kreis umschließt etwa die Bildungsschicht, welche E. v. Hartmann im Auge hat; der weiteste Kreis umspannt die akademisch Gebildeten und die ihnen Gleichstehenden. Vom engsten Kreis ist alle ausländische, übersehte Litteratur auszuschließen, nur heimische Meisterwerke sollen dem schlichten Volk geboten werden: ausgewählte Volkslieder, die deutschen Volksbücher, „das protestantische Kirchenlied“ (wird dem evangelischen Volk im Gesangbuch dargeboten), Gellerts Fabeln und Erzählungen, die Gedichte Bürgers, Schillers, Goethes und Uhlands in sorgfältiger Auswahl, Schillers Wallenstein und Tell, Goethes Götz, Kleists Räthchen von Heilbrunn und Michel Kohlhaas, Heibels Schatzkästlein. — Sonderbarer Weise hat Hänel die spezifisch volkstümliche Litteratur: J. Gottsheff, A. Stolz, R. Stöber, D. Glaubrecht, vollständig übersehen. —

In den mittleren Kreis, oder, um genauer im Bilde zu bleiben, in den Ring zwischen dem engsten und dem mittleren Kreis sollen nach Hänel hinzukommen: das Nibelungenlied, Walter von der Vogelweide, Klopstock, Lessing, Herder, Wieland (?), Voß (?), Grillparzer, Heine (?), Chamisso, Lenau; die Lektüre Goethes, Schillers, Kleists und Uhlands würde erweitert. (Wie?) Einige wenige Werke der fremden Litteraturen können hinzutreten. (Welche?) — Der dritte, weiteste Kreis könnte sich, meines Erachtens, in unsicherer auf- und niedersteigender Wellenlinie beschreiben lassen.

Auch das kleine Buch „Frauenliebhaber“, literarische Bekenntnisse deutscher Frauen, herausgegeben von Hans Ziegler (Leipzig E. F. Amelang. VIII u. 211 S. 2 W.) verdankt ohne Zweifel der Frage nach den besten Büchern sein Dasein. Macht sich schon bei der Abstimung der Männer in der Weiswückerischen Broschüre der Subjektivismus nicht selten allzustark geltend, so entsteht bei den Frauen ein lautes, teilweise tolles Durcheinander der Stimmen. Die eine ruft unausgesetzt: „Audolf



Baumbach!“ die andere „Didens!“ Die eine giebt sich als Oesterreicherin, die andere als Musikfreundin, die dritte als Naturfreundin und die vierte gar als Philosophin zu erkennen. Während eine Frau in verständiger Weise immer wieder Lebensbeschreibungen empfiehlt, kommt eine andere stets auf das ceterum censeo des Tiergeschäftsvereins zurück. Der weibliche Doktor der Philosophie Susanna Rubinstein beschränkt sich darauf, einen Aufsatz über Schillers Fiesko zu veröffentlichen und damit Fiesko zu machen. Frau Lina Morgenstern, geb. Bauer, in Berlin hat in ihrer Jugend reformjüdischen Religionsunterricht genossen und weiß deshalb die Bibel „als biographisches Werk“ zu schätzen. In nächstlich schlaflosen Stunden las sie die „Seebalds“ von Jordan und die „Gred“ von Georg Ebers. Ich zweifle nicht daran, daß diese Bücher jedesmal die narkotischen Mittel der Apotheke, welche zur Beruhigung der Nerven und zur Abkürzung des schlaflosen Zustandes dienen, an raschem Erfolg übertroffen haben werden. Vielleicht ziehen andere „Geschlechtschwester“ — Schwestern sind Geschlechtsgenossen, Geschlechtschwester ist eine Tautologie — ähnlichen Vorteil aus den Romanen der „Dichter“ Ebers und Jordan. Wirken doch auf Männernerven diese Romane schon am hellen, lichten Tage in beruhigender Weise. To read, to sleep, no more.

Gut sind die Mitteilungen von Lubovica Fesekiel, von der Fürstin Eleonore Reuß, von L. Walter. Während die an zweiter Stelle genannte Dichterin das Bekanntwerden mit Grimms Märchen als ein glückliches Ereignis preist, verkündigt R. v. Eschstruth: „Die grausame, überreiche Phantasie dieses Buches regt Kinderseelen auf und vergiftet ihren naiven Glauben.“ Nieber mit den Brüdern Grimm, es lebe Luise Büchner, es lebe Villa Maria! An solchen Enthusiasmus schließt sich der andere würdig an: „Grabezu begeistert war ich von den Scheffelschen und Eberschen Dichtungen.“ — Scheffel und Ebers in einem Atemzuge! Daß die Frauenwelt für einen Modeschriftsteller sich leicht begeistern kann, ist nicht auffallend. Ebenso wenig auffallend ist die Rehrseite der Sucht nach Neuem: das schnelle Vergessen tüchtiger Schriftsteller. In dieser Hinsicht bieten die Bücher der Marie Nathusius ein charakteristisches Beispiel dar. Die Fürstin Eleonore Reuß erzählt: „Ich hatte das Glück, in jungen Jahren der liebenswerten Marie Nathusius persönlich nahe zu stehen. Aber es ist nicht nur deshalb, daß ich ihre Schriften lobe und empfehle. Vielsach wird in neuerer Zeit etwas mitteilidg darauf herabgesehen und das verdienen sie doch nicht. Mögen sie das Gepräge einer bestimmten Phase des geistigen Lebens tragen, mag manches darin unfertig, etwas unreif erscheinen — dennoch wird vieles, was Marie Nathusius geschrieben hat, nicht mit der gewöhnlichen Tageslitteratur verwehen. Sie hat es verstanden, nicht Puppen, Typen uns vorzuführen, die gewisse Ansichten aussprechen, sondern Gestalten, in denen Leben ist, für die wir uns erwärmen, über die wir uns ärgern, die wir lieben, oder die uns abstoßen.“ — Selbst die Edle L. von Pröpper, welche Shakespear gar nicht kennt und Walter Scott verachtet, hat der Marie Nathusius viele angenehme Stunden zu danken, „weun auch Andersgläubigen die pietistische Färbung übertrieben erscheint, aber ihre Pietisten sind fast alle so liebenswürdig und mild, daß man nur wünschen möchte, es gebe recht viele solcher Pietisten. Den sehr unterhaltenden Erzählungen liegt viel praktische Weisheit, besonders in Bezug auf Erziehung, zugrunde; wie sie sich aber den Shakespear für junge Mädchen zurechtgelegt hat, ist mir etwas problematisch.“

Wer die hier besprochenen Schriften über die besten Bücher liest, wird unwillkürlich seine eigene Erfahrung mit den Erfahrungen anderer vergleichen. Man wird in mancher Abneigung bestärkt und zu mancher Zuneigung nicht gereizt. Die subjektive Meinung schlägt immer wieder durch. Klinger hat einst erklärt: „Müßte ich meinen Bücherüberschuß abschaffen, so beschränkte ich mich auf Nathan, Rufarion, Oberon, Goethes Tasso und Pyhigenie, Schillers Don Carlos, Bock' Luise und Thümmels Reisen.“ „Das könnte ich doch nicht;“ fügt der lachende Philosoph hinzu, „dachte Klinger nicht an die Bibel und Homer und andere würdige Alte, wie Plutarch oder

Lucian? Dachte er nicht an Ossian oder Shakespeare, an Ariosto und Tasso, an Montaigne, Montesquien, Rousseau und Voltaire? an Hume und Kant? an Hippel und Lichtenberg? — und an Romane, wie Cervantes' Fiedling und Sterne?" Weber fügt seinen Erörterungen über wertvolle Bücher das treffende Wort hinzu: „Was nicht wert ist mehr als einmal gelesen zu werden, verdient gar nicht gelesen zu werden.“ Wenigstens nicht zum Vergnügen, im richtigen Sinne. Aus wissenschaftlichen Gründen muß alles gelesen werden. Dieser trefflichen Regel eingedenk, gebe ich Freunden, welche sich Bücher von mir ausbitten, nur solche, die ich sofort bereit wäre zum zweitemale zu lesen, dahin gehört z. B. Scheffels Ettehard, dahin gehört aber kein einziger Roman von Gutzkow, Ebers, Dahn u. s. w., auch nicht Wilhelm Meisters Wanderjahre. Bei solchem Bücherverleihen merkt man erst im Mustern ganzer Reihen von Schriftstellern, daß die Zahl der guten Bücher sehr gering ist. Und beim Mustern der aufgestellten Listen merkt man erst, daß es im Fache der allen Lesern zugänglichen schönen Litteratur noch nicht einmal hundert beste Bücher giebt.



## Behn Jahre deutscher Geschichte und Heinrich von Treitschke.

Von H. W.

Was hat sich in den Jahren 1830 bis 1840 in deutschen Landen ereignet, das der geschichtlichen Aufzeichnung wert wäre? In Preußen beschloß Friedrich Wilhelm III. seine unter europäischem Wirbelsturm begonnene lange Regierung mit einer friedlichen, anhaltenden Windstille, von der damals nur wenige ahnten, daß es nur die Stille vor einem neuen, heraufziehenden Unwetter sein würde. Oesterreich erlebte zwar einen Regenten-, aber keinen Regierungswechsel, da Metternich nach wie vor das Staatsruder in seiner Hand behielt. In den Kleinstaaten des deutschen Bundes gab es allerlei Scherereien und sogar kleine Umwälzungen, und auf dem Frankfurter Bundestag suchten Uneinigkeit und Ohnmacht sich zu überbieten, aber wann wäre das seit Begründung dieser Körperschaft je anders gewesen? — Gewiß, der Spezialist, und nicht bloß der historische, weiß auch von diesem Jahrzehnt manches zu sagen: der Litteraturkundige hat neben dem alten Goethe auch das „Junge Deutschland“ kennen, wenn auch nicht lieben gelernt; der Gelehrte denkt, je nach Beruf und Richtung, an Männer wie die beiden Humboldt, Dahlmann, Ranke, Böckh, Schleiermacher, David Strauß u. a., von deren Wirksamkeit diese ganze Zeit ihr hauptsächlichstes Gepräge empfing; der Kunsthistoriker verfolgt mit liebender Hingabe Rauchs und Schinkels Thätigkeit in Berlin, Rietschels in Dresden, Cornelius' in München und Wilhelm Schadow's in Düsseldorf. Auch der Lokalpatriot besitzt wohl noch manche speziellen Kenntnisse aus der politischen Geschichte seiner engeren Heimat: der Braunschweiger denkt an seine „Revolution“, bei der das Braunschweiger Schloß in Flammen ausging, der Hannoveraner an den Streit um das Staatsgrundgesetz und an die „Göttinger Sieben“; im ehemaligen Kurhessen ist wohl noch unvergessen der löstliche Protest einiger Fuldaer Bauerschaften gegen Artikel 10 der mühsam erkämpften Landesverfassung, weil derselbe vom Kurfürsten sagte: „keine Person ist heilig und unverletzlich“, und sie unter der „Person“ die Gräfin Reichenbach, die Geliebte des Fürsten, verstanden hatten, um derenwillen der ganze Verfassungsstreit entstanden war. Sehr bejahrte Herren und alte Burschenschaftler erinnern sich wohl noch verschämt an das Hambacher Fest und an jene schöne Zeit, wo es noch Ideale und eine Idealpolitik, aber noch keinen Reichstag und keine „Kartellpolitik“ gab.\*) — Aber der Normalbildungsmensch weiß aus dieser ganzen Tafel deutscher Geschichte, von der wir doch nur durch ein halbes Jahrhundert getrennt sind,

\*) Dieser Teil des Aufsatzes wurde vor dem Zusammenbruch des Kartells geschrieben.

kaum mehr als die Gründung des deutschen Zollvereins 1834 und allenfalls noch den hamoverschen Verfassungsturz im Jahre 1837; im übrigen hat er wohl noch gehört, daß in dieser Zeit sich überall in deutschen Landen eine „Gärung“ bemerklich macht, ohne daß sich aber dieser etwas vage Begriff ihm zu einer kompakteren Vorstellung verdichtet hätte.

Trotzdem hat Heinrich von Treitschke\*), der die Geschichte unseres Jahrhunderts nach den Quellen beschreibt, diesen scheinbar so inhaltsleeren zehn Jahren nicht weniger als siebenhundertdreißig Seiten gewidmet. Und wenn auch zugegeben werden muß, daß manche Einzelheiten nur für den Fachhistoriker oder Politiker von Wert und Interesse sein können, so ist ein näheres Studium dieser politisch herzlich trostlosen Zeit auch für den Nichtfachgelehrten nur bestens zu empfehlen, wäre es auch nur, damit er der inzwischen errungenen Einigung Deutschlands einmal wieder recht froh werde, oder wenn ihm bei den zersekenden Parteien der Gegenwart oder der „modernen Weltanschauung“ des jüngsten Deutschlands bange werden will, damit er sieht, daß bei aller Veränderung der äußeren Formen und Verhältnisse im Grunde doch kaum etwas wesentlich Neues unter der Sonne geschieht, vielmehr alles, zum mindesten der ideelle Inhalt von allem, schon dagewesen ist, und er aus dieser Erkenntnis Trost und Hoffnung für die Zukunft schöpft.

Die Sache hat aber auch noch ein wesentlich praktischeres Interesse: Wer unsere heutigen Parteien, politische wie kirchliche, studieren und über die mehr oder weniger banalen Schlagworte, mit denen hier wie nirgends anderswo gewirtschaftet wird, hinauskommen will, der muß natürlich deutsche Zeit- und Parteigeschichte treiben; er darf dabei aber nicht, wie das wohl häufig geschieht, mit 1848 einsetzen, als ob von da an plötzlich alles neu geworden sei, sondern er muß — unter selbstverständlicher Zugrundelegung der französischen Revolutionsideen von 1789 — schon bei 1830 beginnen. Denn mit der Julirevolution beginnt Deutschlands neueste Geschichtsepisode. Nicht gerade durch dieselbe, wenigstens nur auf politischem Gebiet; auf kirchlichem wurde der Fortschritt durch andere Faktoren vorbereitet und auf sozialem war er eine einfache Folge der angewendeten Dampfmaschine, die bald das ganze Produktions- und Verkehrsweisen veränderte. Das Jahr 1830 und seine Nachfolger bezeichnet die Geburtszeit für den Menschen des 19. Jahrhunderts, wie ihn Treitschke beschreibt: „Ein neues Geschlecht kommt herauf, demokratisch in Sitten und Gedanken, formlos und kurz angebunden, unerfättlich in seinen Ansprüchen, tief überzeugt von seiner eigenen Güte und noch tiefer von der Verworfenheit seiner Gegner, unternehmend und arbeitsam, kühn und erfindereich im Kampfe mit den Elementen, durch die Weite seines Gesichtskreises und die Vielseitigkeit seiner Interessen allen früheren Zeiten überlegen, aber auch hastig, unflät, ohne Sammlung des Geistes, ohne Sicherheit der Weltanschauung. — Die Zeitungen und die rasch ins Kraut schießende populäre Litteratur wecken in weiten Kreisen den Sinn für das öffentliche Leben, aber auch eine begehrlische glaubenlose Halbbildung; manches schöne Talent verflüchtigt sich in Eintagswerten, nur wenige starke Geister vermögen noch sich hinauszuretten aus der unnütigen Hast der Zeit, in Kunst und Forschung Dauerndes zu schaffen. Der demokratische Charakter der Epoche spiegelt sich treulich wieder in ihrer Männerkleidung, der häßlichsten, aber auch der zweckmäßigsten und bequemsten, welche je in Europa getragen wurde.“ —

Es braucht daher wohl nicht erst das publizistisch schon so viel verwertete Wort des Kaisers über die Pflege des Geschichtsstudiums zur Rechtfertigung herangezogen zu werden, wenn im Folgenden versucht werden soll, die Hauptereignisse der dreißiger Jahre an der Hand der Treitschkeschen Darstellung kurz, übersichtlich und, soweit der Stoff es zuläßt, möglichst interessant zu beleuchten. Da hierbei so oft als möglich Treitschke

\*) Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert von H. v. Treitschke. IV. Teil. (Leipzig, S. Hirzel.) 1889. 753 S. 10 M.

selbst zu Worte kommen soll, so wird dem Leser die Art seiner Darstellung im Einzelnen von selbst in die Augen springen, meistens wohl besser als durch eine Kritik, die jedoch in Einzelfällen, wo es nötig erscheint, gleich angeschlossen werden mag. Ein zweiter Abschnitt wird dann die Gesamtdarstellungsweise Treitschkes, über die sich nach Herauskommen jedes neuen Bandes seiner deutschen Geschichte ein regelrechtes kleines Preschärmügel zu erheben pflegt, ins Auge zu fassen und vor allen Dingen zu untersuchen haben, ob und in wie weit respektive in welchem Sinne seine Art der Geschichtsschreibung eine objektive genannt werden darf.

## I.

„Die Julirevolution und der Weltfriede“ lautet die Ueberschrift des ersten Abschnittes, welcher die europäischen Ereignisse zu Anfang der dreißiger Jahre sowie die dermalige Stellung der Mächte zueinander für eine deutsche Geschichte ziemlich eingehend erörtert. Es ist dasselbe, was die Zeitungen heut die „allgemeine Lage“ oder die „Weltlage“ nennen würden. Sie war damals verworren genug, wie denn durch das ganze Jahrzehnt das Geipensf eines drohenden Weltkrieges nur auf Augenblicke verschönt wurde.

In Frankreich fand wieder einmal eine der hergebrachten Umwälzungen statt, unterstützt durch „die beiden lebendigsten Kräfte des modernen französischen Charakters, den Nationalstolz und die sittliche Freigheit“, und direkt hervorgerufen durch den reaktionären Verfassungsangriff Karls X., des Bourbonen. Die ebenfalls hergebrachten Barrikaden und Straßenkämpfe fehlten nicht und auch von „Freiheit“ war gebührend die Rede, und als die „große Woche“ zu Ende ging — da war Louis Philipp von Orleans, der älteste Sohn des „Bürgers Egalité“, „König der Franzosen“ geworden. Die von vornherein völlig unhaltbare Stellung des neuen Bürgerkönigtums wird von Treitschke treffend gekennzeichnet. Ein König, dem es lediglich um die Sicherung seines Thrones für sich und seine Familie und um Anhäufung eines möglichst großen Privatvermögens zu thun war, dem zu diesem Zwecke jede ihm sich bietende Partei, jedes etwa nützliche Schlagwort recht war, der, wenn es zweckdienlich erschien, sich auf das Recht der Legitimität stützte und behauptete, er habe den Thron bestiegen, weil er ein Bourbonne sei, während seine radikalen Anhänger mit mehr Recht verstanden durften, er sei durch die Volksvertretung erwählt, obgleich er ein Bourbonne sei, ein solcher König konnte selbst bei den geschicktesten Schachzügen das Spiel nicht endgültig gewinnen.

Friedlicher begann die neue Zeit in England, wo nach hauptsächlich parlamentarischen Kämpfen die Reformbill durchgesetzt und so den gemäßigten Liberalen des Festlandes wieder einmal Gelegenheit geboten wurde, diese That „als einen neuen Beweis englischer Erbweisheit“ zu preisen. So hatte denn England im Innern Ruhe und konnte ungestört seine alte Handelspolitik fortsetzen, konnte sich in alle Händel des Festlandes nach Gefallen einmischen, um aus ihnen Kapital zu schlagen und dabei doch immer das uneigennütige Banner der Freiheit entfalten, dem die Liberalen aller Länder begeistert zustielen. „Ein wunderbares Glück gestattete dieser Insel, ihren großartigen Kampf um die Beherrschung der Meere unter so günstigen Umständen zu führen, daß sie erst das europäische Gleichgewicht, dann die allgemeine Völkereiheit zu verteidigen schien. Der Bund Englands mit allen freien Völkern blieb viele Jahre hindurch ein unumstößlicher Glaubenssatz des Liberalismus.“ So hatte schon Canning Politik gemacht während des griechischen Freiheitskampfes, und es ist wesentlich das Verdienst Treitschkes, diesem idealen Vorkämpfer der Freiheit, wie er nicht nur bei seinen Zeitgenossen, sondern auch jetzt noch in den meisten Geschichtswerken dasteht, spät aber unwidersprechlich die Maske abgenommen zu haben. Jetzt lenkte Palmerston die auswärtige Politik, das „diplomatische Allerweltschwefelholz“, zugleich der „dauerhafteste aller englischen Minister“ und somit der „Talleyrand des Parlamentarismus“ — alle drei Bezeichnungen hat Treitschke für den ihm sehr unsympathischen Mann —, und wenn auch angenommen

werden mag, daß unter den unzähligen Fällen, wo Treitschke seine Hand und seine Krämerpolitik zu erblenden glaubt, auch einige sind, wo er unschuldig verklagt wird, so bleiben doch noch erwiesene Thatfachen genug, um ein Urtheil zu rechtfertigen wie das folgende: „Gleich Canning wollte Palmerston den Weltfrieden erhalten, um den britischen Handel nicht zu verderben; doch gleich seinem Meister wünschte er ebenso anfrichtig, daß immer eine sanfte Kriegsgefahr über dem Festlande schwebte, damit England freie Hand behielt, sein Kolonialreich zu erweitern und die Märkte der ganzen Welt zu besetzen. Vor allem galt es, die beiden gefährlichsten Nebenbuhler, Frankreich und Rußland, auseinander zu halten, und der Geschäftsverstand des belehrten Torys entdeckte sogleich, wie leicht sich dies Ziel erreichen ließ, wenn man die politischen Leidenschaften des Tages gewandt ausbeutete. Nichtig zubereitet konnte die liberale Phrase für Alt-England ein ebenso nützlicher und zudem weniger kostspieliger Ausfuhrartikel werden wie Kohlen, Eisen und Kattun.“ Daß bei solchen Grundsätzen der englischen Politik die Verworrenheit der europäischen Lage nur gewinnen konnte, liegt auf der Hand. —

Dazu kam nun gleich nach der französischen Julirevolution die Revolution in Brüssel und — nach laugen Kämpfen und Verhandlungen — die Lostrennung Belgiens vom Königreich der Vereinigten Niederlande. Frankreich hatte eben mit großem Pathos den neuen Grundsatz der „Nicht-Intervention“ verkündet, ein Schlagwort, das nun für lange Jahre im westlichen Europa und auch in den deutschen Kleinstaaten als eine Offenbarung galt; natürlich mußte Frankreich und sein illegitimer Bürgerkönig auf eine Intervention der die Legitimität vertretenden Ostmächte gefaßt sein, und da war die Lehre von der Nicht-Intervention, die jedem selbständigen Staate die eigenmächtige Ordnung seines Innern garantierte, sehr bequem. Als nun aber Belgien seinen „Freiheitskampf“ kämpfte, konnte man natürlich nicht ruhig zusehen. Der nüchternere und praktische Bürgerkönig freilich wollte sich für den gefährlichen Handel nicht eher interessieren, als bis er für das Haus Orleans einige reelle Vorteile winken sah; aber der französische Chauvinismus — der übrigens gerade zu dieser Zeit nach einem Lustspiel Scribes seinen Namen empfing — mußte Freiheitsthaten thun. So besetzten denn französische Truppen einen Theil Belgiens, und da man diese Intervention doch mit etwas Rechtfertigen mußte, so bewies man allen Ernstes, sie sei nur geschehen, um das Prinzip der Nicht-Intervention auch für Belgien zur Geltung zu bringen! Der alte Talleyrand hatte wohl recht, als er einer wißbegierigen englischen Dame mit seinem faunischen Lächeln erwiderte: „Nicht-Intervention ist ein geheimnißvolles diplomatisches Wort, es bedeutet ungefähr dasselbe wie Intervention.“ —

Für Preußen — denn ein Deutschland existierte ja nicht für das Ausland — war die Stellung höchst schwierig. Es wurde Friedrich Wilhelm, der die Hauptfragen der auswärtigen Politik noch immer nach eigenstem Ermessen entschied, nicht leicht, den illegitimen Bürgerkönig anzuerkennen, aber er that es, weil er die Notwendigkeit einsah. Auch er mußte einen Weltkrieg ängstlich zu vermeiden suchen, dessen Hauptlast doch wieder auf sein Land und Volk gefallen wäre. Zudem war ja die alte Allianz der Befreiungskriege durch Englands Handelspolitik gebrochen, in Oesterreich konnte er bei Metternichs starrsinniger und unaufrichtiger Politik kaum auf den guten Willen des Beistandes mit Gewißheit, auf mehr aber bestimmt nicht rechnen, denn gerade jetzt brach auch im Kirchenstaate die Revolution aus, die Oesterreichs einschreitende Thätigkeit voll auf in Anspruch nahm. So erkannte Friedrich Wilhelm den Bürgerkönig formell an, und seinem offenen Charakter entsprechend suchte er denn auch ein ehrliches, nachbarliches Verhältnis mit ihm zu unterhalten, ein Vorteil, den Louis Philipp mit beiden Händen ergriff und zur Sicherung seiner Krone ausbeutete, soweit ihm der Chauvinismus seiner Bürger das gestattete. Schwieriger war Friedrich Wilhelms Stellung zu dem neuen belgischen Staatswesen, zumal dasselbe noch nicht fest begründet war, sondern erst durch die Londoner Konferenzen der Großmächte seine endgültige Gestalt erhalten sollte. Wohl sah er ein, daß eine Lostrennung der religiös und national so ganz anders

gearteten südlichen Provinzen vom Königreich der Niederlande eine Notwendigkeit und also nicht zu verhindern war, aber durfte er ein durch Revolution und Aufruhr entstandenes Staatswesen anerkennen, durfte er, der seine Königswürde so ganz von Gottes Gnade aufsaßte, einem revoltierenden Volke die Sanktion geben, sich selbst einen König zu wählen? Dazu kam noch, daß König Wilhelm von Oranien, der bisherige rechtmäßige Herrscher der Vereinigten Niederlande, sein Schwager war und es an oft recht unbescheidenen Aufforderungen zum Beistande nicht fehlen ließ. Endlich noch Jar Nikolauß, sein Schwiegersohn, der in seinem monarchisch-autokratischen Sinne die Umwälzungen des Westens fast als eine persönliche Beleidigung betrachtete, machte aus seinen Kriegsplänen kein Hehl und war mit der vorsichtigen Politik seines Schwiegervaters sehr unzufrieden. Die Lage war aufs höchste gespannt, da brach Ende November 1830 der polnische Aufstand aus, der die Russen auf lange Zeit vollaus beschäftigte und zugleich ans Tageslicht brachte, daß es mit der Kriegstüchtigkeit russischer Armeen, mit welcher der Jar so groß gethan, nicht allzuweit her war.

So war gerade durch die außerordentliche Verworrenheit der Dinge der Weltfriede wieder einmal für eine Zeitlang gerettet. In Oesterreich und Rußland schlechte Armeen, zudem die eine in Italien, die andere in Polen beschäftigt, in Frankreich unter dem neuen Ministerium Casimir Periers ein Fortschritt zu stabileren Verhältnissen und der lebhafteste Wunsch des Bürgerkönigs nach Frieden und zu dem allen Friedrich Wilhelm's ehrliche Friedenspolitik, die er besonders auf den Londoner Konferenzen bethätigte; unter diesen Verhältnissen mußte auch die bedenkliche belgische Frage einer friedlichen Lösung sich anbequemen. Und sie that es. Belgien wurde von dem in London versammelten Europa als neutrales Königreich anerkannt, mit einer höchst liberalen Verfassung versehen, die für die nächste Zeit auf dem Wunschzettel der meisten Liberalen in den deutschen Kleinstaaten zu finden war, und wählte zum König den ehemaligen Kandidaten des Griechenthrones Leopold von Koburg, über dessen von glücklichstem Erfolg gekrönte koburgische Hauspolitik Treitschke die ganze Schale seines Spottes ausgießt. („Dieser kühlte Kopf, der weder durch religiöse noch durch nationale Empfindungen je beunruhigt wurde, konnte nur ein einziges Vorurteil: den Aberglauben an den historischen Veruf des koburgischen Hauses. —“ Er bezweifelste niemals, „daß jedes Volk sich glücklich schätzen müsse, von einem Koburger beherrscht zu werden“ und errichtete in Brüssel „ein großes internationales Heiratsbureau“ für Koburger. Seine Kinder ließ er, ebenso wie sein Bruder Ferdinand, katholisch taufen, und „damit eröffnete sich die tröstliche Aussicht, auch die bigotten iberischen Völker nach Bedarf mit Koburgern zu versorgen“ u. s. w.) So war Europa um einen regierenden König reicher geworden und hatte zugleich Frieden, „und wenn Europa Frieden hat, dann hat Europa Ruh.“ Jar Nikolauß wollte freilich weder den „Straßenkönig“, wie er Louis Philipp nannte, noch den „Plusenkönig“ Leopold offiziell anerkennen. Und Polen war auch endgültig verloren; seit Warschau gefallen und die auf Silberbogen vielfach verherrlichten „letzten Jezu vom 4. Regiment“, die übrigens nach authentischen Berichten noch immer etwa 1800 Mann stark waren, auf preussischem Gebiet nach Völkerrrecht entwaffnet waren, war ihm nicht mehr aufzuhelfen. Wohl aber gaben die „edlen“ polnischen Flüchtlinge, deren Verbannung meist nur eine fingierte war, für die revolutionären Bewegungen der Folgezeit in allen Ländern, besonders in Deutschland, eine der wirksamsten Handhaben ab. —

Nachdem so die europäische Politik dieser ersten Jahre beleuchtet ist, führt uns Treitschke im 2. Abschnitt in den engeren Kreis Nord- und Mitteldeutschlands, wo sich um dieselbe Zeit in einzelnen Kleinstaaten ähnliche Vorgänge, natürlich in kleineren und darum leicht karikatürlichen Verhältnissen wiederholten. Am meisten ähnelt die braunschweigische Revolution der französischen; sie ist auch wegen der Stellungnahme Preussens und der aufs neue zu Tage tretenden Haltlosigkeit des Bundestages die interessanteste. Freilich diese „Revolution“ — wie auch die kurheßische — richtete sich

in ihren Anfängen lediglich gegen die Person des Fürsten, und wenn gewaltsame Revolutionen überhaupt berechtigt sind, so war sie es. Herzog Karl hatte es mit seiner Willkürherrschaft doch zu weit getrieben, er war von Stufe zu Stufe gesunken und wußte das selbst am besten. „Jung, hübsch, mächtig und ganz unabhängig mir selbst überlassen — wie konnte ich anders werden?“ schrieb er mit gemüthlicher aber reueloser Selbsterkenntnis an eine wohlmeinende Freundin. „Er wußte, daß die Deutschen ihn verabscheuten und fand bald eine boshafte Freude daran, seinen selbstverschuldeten schlechten Ruf immer aufs neue zu rechtfertigen.“ Den Ausbruch des Aufstandes in Paris wie in Brüssel hatte er durch einen Zufall selbst mit angesehen; dort war ihm aus Augenblicke aller Mut vergangen, als er aber in sein sicheres Braunschweig wieder eingelehrt war, da prahlte er laut, „ihm solle man das Schicksal Karls X. nicht bereiten.“ Wenige Tage darauf stand sein Schloß in Flammen, er selbst war zu Schiff nach England, und als nun gar etwas von dem Inhalt des berüchtigten „schwarzen Buches“, das man unter seinen geheimen Papieren fand, in die Oeffentlichkeit drang, da war an einen Wiederantritt seiner Regierung nicht mehr zu denken. Auf den Rat König Friedrich Wilhelms von Preußen begab sich sofort der jüngere Bruder und nächste Agnat Herzog Karls, der Herzog Wilhelm, der in Berlin bei den Garde-Dragonern diente, nach Braunschweig, um weiteren Excessen vorzubeugen. Treitschke urtheilt über ihn: „Er galt bei den Kameraden für einen Lebemann, der sein großes Vermögen gründlich zu genießen verstehe; Talente hatte man an dem 24-jährigen Prinzen bisher noch nicht bemerkt. — Nichts lag ihm ferner als ehrgeizige Anschläge auf die Krone seines Bruders. Hart genug kam es ihm an, daß er die fröhlichen Gelage der Berliner Garde mit den Sorgen der Regierung und der Langeweile der kleinen Hauptstadt vertauschen mußte. — Aber auch die braunschweigischen Stände hatten sich sofort an ihn gewandt und das ganze Land war der Ansicht, daß er ohne weiteres den „erledigten“ Thron als rechtmäßiger Herzog besteigen solle. Das ging nun freilich nicht so einfach, denn da war das starre Legitimitätsprinzip, das Friedrich Wilhelm so gut wie der deutsche Bundestag seinem Buchstaben nach verteidigen zu müssen glaubte. Gleichwohl sah jedermann ein, daß Herzog Karl unter seinen Umständen die Regierung wieder übernehmen konnte. Was thun? Man suchte sich zunächst mit halben Maßregeln zu helfen: Herzog Karl, leichtfertig und ungebeugt wie immer, begann doch einzusehen, daß er in Braunschweig jetzt wenigstens unmöglich war, und stellte daher seinem Bruder eine widerrufliche Vollmacht an, die Regierung einstweilen zu führen. Auf Grund dieser gütigen Vollmacht regierte nun Herzog Wilhelm, „bis auf weiteres“, d. h. dem Bundestage gegenüber, in seinem Lande aber durfte er nichts von einer Vollmacht des vertriebenen Regenten sagen, dort war er selbständiger Regent. Es konnte nicht fehlen, daß bei so zweiseitigen Verhältnissen die Vollmacht bald zurückgezogen wurde, und da war es wieder Preußen, das dem jungen, jetzt doch offenbar wieder illegitimen Herzog Wilhelm den nötigen Rückhalt gegen das übrige Deutschland und besonders gegen Oesterreich verlieh, so daß er auf seinem Posten blieb. Ein freiwilliger Verzicht Karls auf den Thron war nicht zu erreichen, denn derselbe forderte außer andern Ehrenrechten eine jährliche Rente von 300,000 Thalern von dem kleinen Lande; trotzdem konnte der deutsche Bundestag, dem die Angelegenheit viele Schmerzen machte, sich nicht zu einem entscheidenden Schritte aufraffen. Das geschah erst, als Herzog Karl das Unglaubliche möglich gemacht, die Verhandlungen abgebrochen, England verlassen und eine Schar von Abenteurern angeworben hatte, mit der er Ende November 1830 an der braunschweigischen Grenze erschien, um seine getreuen Unterthanen mit Gewalt zurückzuerobern, natürlich ohne Erfolg. Aber auch jetzt wurde Herzog Wilhelm, der in seinem Vändchen überall die größte Anhänglichkeit genoss, vom Bundestage nur „bis auf weiteres“ zum Statthalter ernannt, während die Ordnung der Sache den welfischen Agnaten überwiesen wurde. Jetzt aber weigerte sich — mit gutem Grund — Herzog Wilhelm. Er wollte nicht die Statthalterschaft führen für einen Bruder, der ihn soeben mit den Waffen



angefallen hatte. Dazu kam die Erbfolgefrage. Zwar war Karl bisher noch unvermählt, ebenso wie Wilhelm; „wurde aber den Nachkommen des ersteren, nach der ursprünglichen Absicht aller westfälischen Agnaten, das Erbfolgerecht vorbehalten, so war mit Sicherheit vorauszusetzen, daß Karl, wie vormalis Anton Ulrich von Meiningen, aus Bosheit sofort heiratete und eine furchtbare Schar rechtmäßiger Erben erzeugte.“ (!) Demgemäß stellte Wilhelm den Agnaten die Alternative, ihm entweder Krone und Erbfolgerecht, oder die Abdankung zu gewähren. In dieser schwierigen Lage trat zum drittenmale Preußen mit seinem Räte ein und setzte es durch, daß Herzog Karl von den Agnaten für „regierungsunfähig“ erklärt wurde. Nun war die Lage klar: Karl regierungsunfähig, Wilhelm als nächster Thronerbe ohne weiteres Herzog von Braunschweig. Die Erbfolgefrage wurde absichtlich unbestimmt gelassen, weil sie noch nicht brennend war und bei mangelnder Nachkommenschaft Karls von selbst fortfiel; damit ergab sich denn freilich von selbst, daß auch Herzog Wilhelm unvermählt blieb, denn „die vornehmeren Höfe trugen allesamt Bedenken, die Nachkommenschaft ihrer Töchter einer ungewissen Zukunft preiszugeben.“ Die Braunschweiger, die diesen Zusammenhang der Sache nicht kannten, waren sehr betrübt über die Ehelosigkeit ihres Herzogs, sie boten sogar einmal in feierlicher Adresse um eine Landesmutter; aber umsonst. — So war im wesentlichen in Braunschweig jetzt alles in Ordnung. Herzog Wilhelm erließ ein von Preußen insgeheim angefertigtes Patent, in dem er seinen Regierungsantritt seinen Unterthanen anzeigte und ihren Huldigungseid forderte. Nur der Bundesrat hatte sich noch mit den vollendeten Thatfachen abzufinden, die er selbst anzuordnen nicht die Kraft gehabt hatte. Er that dies höchst eigenartig damit, daß er mit einer Stimme Majorität seinen Unwillen über diese „höchst bedauernde Thatfache“ aussprach — und dann befriedigt auseinanderging; über positive Maßregeln konnte man sich natürlich, wie immer, nicht einig. „Ein ständiger Anblick, wie die kleinen Ameisen in dem Sandhaufen des Bundesrechts ängstlich durcheinander wimmelten, nachdem der Steden der Revolution querdurch gezogen war.“ Wie groß die Zerfahrenheit war, bewies schlagend der eigene braunschweigische Gesandte, Marschall; „der hatte noch Vollmacht von Herzog Karl und empfing zugleich die Besichtigungen Herzog Wilhelms; abwechselnd Revolutionär und Legitimist, überreichte er dem Bundestage bald die Erklärungen des jüngeren, bald die des älteren Bruders und sagte sich selber die größten Beleidigungen ins Gesicht!“ Endlich sah man ein, daß bei der Unveränderlichkeit der Thatfachen der Konflikt auch formell aus der Welt mußte. So legitimierte sich denn im Juli 1832 derselbe Marschall in aller Förmlichkeit als braunschweigischer Bundestagsgesandter unter Vorzeigung einer Vollmacht des Herzogs Wilhelm, und damit war Herzog Wilhelms Thronbesteigung endlich stillschweigend anerkannt. — Preußen hatte in dieser Frage, das läßt sich nicht leugnen, das Legimitätsprinzip praktisch nicht mehr durchgeführt, denn die Macht der Verhältnisse ließ es nicht zu; es hatte sich als Vermittler gezeigt und zum besten des allgemeinen Friedens, ebenso wie dem Bürgerkönig gegenüber, schon etwas Realpolitik getrieben. Der Bundestag aber hatte sich ein Unfähigkeitszeugnis ausgestellt wie nie vorher.

Auch in Kurhessen waren die Unruhen wesentlich nur gegen die Persönlichkeit des Staatsoberhauptes gerichtet, wenn auch die Zoll- und Handelspolitik der Regierung, unter welcher der Wohlstand des Landes schwer zu leiden hatte, das ihrige mit beitrug. Kurfürst Wilhelm — derselbe, der die famose Verordnung gab, daß der Düngr der Dienstpferde, welche die beurlaubten Kavalleristen mit aus Land nahmen, zum besten der Kriegsstaffe versteigert werden sollte — war an und für sich nicht so unbeliebt im Lande, aber seine beklagenswerten Familienzustände, vor allem sein anstößiges Verhältnis zur Gräfin Reichenbach, der bestgehabten Dame des ganzen Landes, der man alles nur denkbare Schlechte zutraute, entfremdete ihm die Herzen seiner Unterthanen. So brachen denn auch in Hessen um dieselbe Zeit wie in Braunschweig bedrohliche Unruhen aus, Zollhäuser wurden gestürmt und Wäckerläden geplündert, und das Ende der „Krawalle“,

wie man diese Art von Selbsthilfe hier zuerst benannte, war, daß Kurfürst Wilhelm seinen Sohn, den Kurprinzen Friedrich Wilhelm, zum Mitregenten ernennen mußte, um mit seiner Reichenbach fern von Kassel Aufenthalt zu nehmen, denn von dieser hatte er sich nicht trennen wollen. Die rechtmäßige Kurfürstin verblieb in Kassel, hatte aber an ihrem Sohn, dem nunmehrigen Regenten, so wenig Freude, wie die Kasseler an der neuen Regentenschaft; diese letzteren meinten nämlich bald, daß sie vom Regem nur in die Traufe gekommen seien. Drei Dinge, freilich von verschiedenem Wert, hatte Kurhessen bei dem Handel aber doch herausgeschlagen: die Bürgergarde, die sich während der Krawalle nach französischem Muster gebildet hatten und in denen die nationale Begeisterung des „freien Kattenjohnes“ gipfelte, sodann unter Sylvester Jordans Redaktion eine Verfassung nach der Rotteckschen Staatsidee, welche ein beständiges Mißtrauen zwischen Regierung und Volksvertretung zur selbstverständlichen Voraussetzung nahm, aber nur die letztere durch die außerordentlichsten Nachbefugnisse vor ersterer zu schützen suchte; trotzdem hatte diese Verfassung das Gute, daß durch sie eudlich einmal eine Trennung des Landesvermögens von dem kurfürstlichen Privatvermögen vorgenommen wurde. Endlich wurde im Jahre 1831 der Anschluß Kurhessens an den preussischen Zollverein bewirkt und dadurch dem wirtschaftlichen Notstande des Landes die hauptsächlichste Quelle abgegraben.

Harmloser verlief um dieselbe Zeit im Königreich Sachsen der Regentschaftswechsel, der wohl ebenfalls durch Volksunruhen, aber unter ganz anderer Motivierung wie in Hessen durchgesetzt wurde. Religiöse Befürchtungen und lokale Mißstände in den großen Städten waren die Hauptursache, daß der alte König Anton zur Annahme seines Neffen, des wissenschaftlich hochgebildeten Friedrich August, zum Mitregenten veranlaßt wurde, dem wieder sein gleichgestimmter Bruder, der Prinz Johann, zur Seite trat. Die Entlassung Einsiedels und die Berufung des Ministers v. Lindtau machte den Systemwechsel vollständig und gab dem deutschen Volke Gelegenheit, ein noch nicht dagewesenes Schauspiel zu sehen, nämlich eine Regierung, die alle notwendigen Reformen, darunter auch eine neue Landesverfassung, selbständig und ungebrängt, oft sogar gegen den Willen der altkonservativen Bevölkerung in Angriff nahm und durchführte. Sachsen aber stand sich gut dabei.

Auch in Hannover wollte man eine neue Verfassung, voran natürlich die Univeritätsstadt Göttingen. Hier hatte sich, „seit die heruntergekommene Stadt nur noch von den Studenten lebte, jeuer aus Geldgier, Bedienstensinn und Durst gemischte Charakter, welcher die Bewohner kleiner Badeorte und Universitätsstädte gemeinhin auszeichnet, ungewöhnlich stark ausgebildet.“ Man stürmte das Göttinger Rathaus. „Während ein Studentenschneider auf der steinernen Brüstung der Rathhaustreppe drohend seinen Hirschfänger wegte, schritt der Leiter der Bewegung, der Privatdozent v. Kaufmann, im Schlapphut und hohen Kanonenstiefeln auf dem Marktplatz einher; vier Pistolen, ein Schleppsäbel und ein Dorsch prangten an seinem Gürtel. Auf den Ruf: „es giebt Revolution“, eilten die Studenten mit ihren Schlägern herbei, glücklich über den ungeheuern Uff.“ — Hier wie anderswo im Lande waren die Unruhen natürlich bald unterdrückt — in Göttingen rückten 7000 Mann ein, mehr als die halbe hannoversche Armee — aber sie hatten doch den ersten Anstoß gegeben zum hannoverschen Staatsgrundgesetz, das im Jahre 1833 durchgeführt wurde, um freilich 4 Jahre darauf durch den Staatsstreich Ernst Augusts von Cumberland wieder von der Wirtelschleife zu verschwinden. Davon wird weiter unten noch die Rede sein.

Die deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein, unter dänischer Regierung stehend, das letztere aber zum deutschen Bunde gehörig, errangen in dieser Zeit der allgemeinen Gärung unter Vorkampf des deutsch-patriotisch gesinnten Lornsen gleichfalls ihre Verfassung, die Provinzialstände. Eine Vereinigung derselben zu einem gemeinsamen Landtag war noch nicht durchzuführen. — Das waren die wesentlichsten politischen Umgestaltungen,

welche die Kleinstaaten Nord- und Mitteldeutschlands nach den Tagen der französischen Julirevolution durchzumachen hatten. —

Ein ungleich vorteilhafteres Bild malt uns der folgende Abschnitt von „Preußens Mittelstellung.“ Treitschke verkennt zwar nicht die jeweiligen Fehler preussischer Politik, die Schwächen auch der preussischen Zustände, aber das Urtheil über sie lautet stets so milde als möglich, Sarkasmus und Ironie, die beiden von ihm so meisterlich gehandhabten Waffen, werden hier nur sehr spärlich angewandt, wohl aber kann man sicher sein, daß kein Moment vergesen ist, welches zu Preußens und seines Königthums vorteilhaftester Beleuchtung mit beitragen könnte. Daß dabei eine Verdrehung von Thatfachen weder je beabsichtigt, noch überhaupt vorgekommen ist, ist selbstverständlich, es hätte deren in diesen ersten Jahren nach der Julirevolution für Preußen auch gar nicht bedurft; denn „dieser Staat mit seinem vielgeschmähten unbeschränkten Königthum zeigte damals eine jedes liberale Gemüt beleidigende Kraft und Gesundheit.“ Von einem mehr lächerlichen als ernsthaften Berliner Schneider-Krawall abgesehen, den Chamisso in seinem Lied vom „Kleidermacher-Kute“ verherrlichte, merkte man im ganzen Lande nichts von europäischen Revolutionsfieber. Statt der Marzellaise sang man das neue Preußenlied des Rectors Thiersch: „Ich bin ein Preusse! kenni ihr meine Farben?“ und obgleich man die seit 1815 vom Könige in Aussicht gestellten Reichsstände noch immer nicht hatte, bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. auch kaum mehr auf ihre Einführung hoffen durfte, so wartete man geduldig und bewahrte die alte Anhänglichkeit an den König, mit dem man die schwere Zeit der Fremdherrschaft und die erhabende Epoche der Freiheitskriege durchgemacht hatte und dessen gute Absichten man kannte. „Der Grund der unwandelbar ruhigen Haltung des Landes lag in der kräftigen Staatsgesinnung, welche dies Volk vor den andern Deutschen voraus hatte.“

Parteiungen gab es natürlich auch hier, aber sie machten sich weniger im Volke, als in den Regierungsorganen selbst geltend. In der äußeren Politik stand z. B. den Friedensbestrebungen des Königs, die durch Bernstorff und Eichhorn unterstützt wurden, eine hochlegitimistische Kriegspartei unter Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz gegenüber, die wieder durch die Prinzen des königlichen Hauses, wenn auch aus andern Gründen, Sukturs erhielt. Auch Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, hätte damals am liebsten losgeschlagen, denn er sah voraus, daß das revolutionäre Frankreich ein Erstarken Preußens im Frieden niemals dulden würde, und fürchtete die Abnahme der militärischen Schlagfertigkeit. — Eine liberale Volkspartei in Preußen fing erst an sich zu bilden, als die (sich oben angedeuteten) polnischen Grenzwirren entstanden. Zwar beobachtete Preußen in dem ganzen Handel eine sehr loyale, nach Treitschke eine beispiellose, unvorsichtig milde Handlungsweise: es sperrte seine Grenzen gegen das aufständische Polen ab, entwarfnete die übertretenden Truppenreize und — verpflegte sie aufs beste, ohne sie indes an Rußland auszuliefern; da aber ein so ehrliches Benehmen auf polnischer Seite nicht erwidert wurde, so kam es zu fortgesetzten Reibereien, bei denen die öffentliche Meinung, vom französisch-polnischen Freiheitsdusel erfaßt, bald grollend auf Seite der „armen, unterdrückten“ Polen trat; in Süddeutschland gar geriet Preußens „Gewaltherrschaft“ aufs neue in argen Verruf.

Trotzdem errang Preußen in der innerdeutschen Politik um diese Zeit einen kleinen Erfolg. Bei der drohenden Kriegsgefahr erreichte es durch Einzelunterhandlungen mit den süddeutschen Höfen, denen Oesterreich später beitrug, daß ein neuer Bundeskriegsplan für alle Fälle aufgestellt werde, denn das alte verabredete Bundesheer unter einem Bundesfeldherrn war im Ernstfalle offenbar unmöglich. So wurden nach langen Verhandlungen drei Heere in Aussicht genommen, von denen nur das südlichste unter österreichischer, die andern beiden aber unter preussischer Führung stehen sollten. Der Bundestag war bei dieser Neuordnung natürlich gar nicht erst gefragt, denn „die Bundes-Militärkommission führte auch in diesen gefährlichen Zeiten ihr subalternes Sittleben weiter. Sie tritt sich über den Eid des Kommandanten der noch immer nicht

vollendeten Bundesfestung Landau; Württemberg hielt ihr einen ausgiebigen Vortrag über die Frage, wer ein beim Luxemburger Festungsban gefallenes Pferd zu bezahlen habe, und gelangte zu dem Ergebnis, daß dieser schwierige Fall nirgends vorgesehen, also nur durch ein neues Bundesgesetz zu entscheiden sei.“ — In der Theorie war die erwähnte Regelung des Bundeskriegswesens, wie gesagt, zweifellos ein Erfolg Preußens. Da nun aber wegen mangelnden Weltkrieges diese Bestimmungen praktisch nie zur Geltung gekommen sind, so kann man auch H. v. Sybel nicht ganz Unrecht geben, der in dieser selben Angelegenheit einen tatsächlichen Erfolg Oesterreichs sieht. Denn um den Preis dieser Neuregelung, die für Preußens und Deutschlands Sicherheit allerdings notwendig schien, ließ Preußen — unter dem neuen Ministerium Ancillon — sich in Metternichs verhängnisvolle Reaktionspolitik hineinziehen, die dem Lande manche unnötige Wunde schlug und seine Regierung bei den süd- und mitteldeutschen Staaten auf lange Zeit so böß diskreditierte. —

In das innerpolitische Leben Süddeutschlands versetzt uns der 4. Abschnitt: „Landtage und Feste in Oberdeutschland.“ Da die süddeutschen Staaten durchweg eine Verfassung mit Volksvertretung schon besaßen, so machte sich eine eigentlich revolutionäre Bewegung hier zunächst nicht geltend, wohl aber entwickelte sich aus dem doktrinären Liberalismus, wie er besonders durch Rottke wissenschaftlich herausgebildet wurde, ein Geist des Radikalismus, der dem französischen auf ein Haar gleich, und der auf den Landtagen wie in der Presse bald eine höchst bedenkliche Erscheinung wurde.

Im Großherzogtum Hessen war der Landtag mit Recht unwillig. Hier war kurz vor Ausbruch der Julirevolution Ludwig II. zur Regierung gekommen, „ein wohlwollender, ehrenhafter Herr, nicht ganz unbegabt, aber weder thätig noch selbständig; er stand bereits in den fünfziger Jahren und hatte Zeit genug gehabt, mit Hilfe seiner Gemahlin bedeutende Schulden anzufammeln, die unter Amstel Rothschilds sorgfamer Pflege schon auf 2 Millionen Gulden angeschwollen waren“, wie Treitschke mehr wahr als ehrerbietig bemerkt; aber ehrerbietige Sprache über die Fürsten der deutschen Kleinstaaten ist überall nicht seine Sache. Diese private Schuldenlast des Großherzoglichen Hauses wollte der energische Minister du Teil auf irgend eine Weise dem Lande aufbürden. Dazu kamen die ungünstigen Zollverhältnisse, da das Land bei seiner isolierten Lage nach Eintritt in den preussischen Zollverein zunächst nur die Lasten, nicht aber die Segnungen desselben zu schmecken bekam. Was Wunder, daß die Unzufriedenheit im Lande bald einen bedenklichen Grad erreichte.

Im Herzogtum Nassau zog der Landtag einem herrischen, reaktionär gesinnten Regiment gegenüber einstuweisen den Kürzeren. Als die zweite Kammer das Budget nicht unbesehen bewilligen wollte, wurde sie aufgelöst, und eine neugewählte gab schon nach eintägiger Sitzung freiwillig ihre Demission, da sie ein friedliches Uebereinkommen mit der Regierung als unmöglich erkannte. Nur fünf Regierungsanhänger sans phrase blieben auf ihren Plätzen, „und diese Fünfmännerschaft hatte den verzweifeltsten Mut, das von dem Minister vorgelegte Budget bis auf wenige Abstriche zu bewilligen.“

In Baiern machte die Budgetbewilligung nicht weniger Schwierigkeiten, obgleich hier eine sehr geordnete Finanzwirtschaft bestand. Das Resultat, das durch die liberale Opposition endlich herbeigeführt wurde, waren sehr starke Abstriche, die vor allem die Kunstpflege König Ludwigs trafen, wie denn z. B. die Mittel zur Fortführung der schon begonnenen Pinakothek ohne weiteres verweigert wurden. Daß der König unter diesen Umständen die liberal-konstitutionellen Schwärmereien seiner Jugend bald verlernte und allmählig in eine beklagenswerte Verbitterung hineingeriet, die ihn späterhin zu einem oft ungerechten und gewaltthätigen Selbstherrscher, dem geraden Gegenteil seines Jugendideals, machte, ist zum mindesten nicht unverständlich.

Württemberg hatte in diesen Jahren gar keinen Landtag, aber eben deshalb um so heftigere Landtagschmerzen. Der König Wilhelm machte von seinem verfassungs-

mäßigen Rechte, den Landtag nicht öfter als alle drei Jahre berufen zu müssen Gebrauch, und das Volk klagte: so werde den Schwaben gewaltsam der Mund verschlossen.

Wirkliche Leistungen lieferte der badische Landtag von 1831. Hier war unter dem „frischen Westwind“, der aus dem französischen Elsaß herüberwehte, der Liberalismus am weitesten ins Kraut geschossen, so daß er selbst in die Regierungsorgane wohl oder übel Eingang gefunden hatte. „Der badische Liberalismus vertrat die Interessen der erstarkenden Mittelklassen, ihr wohlberechtigtes Verlangen nach Entlastung des Bodens, nach Freiheit des Wortes und des Verkehrs; aber er stand noch ganz unter der Herrschaft der selbstgefälligen alten Aufklärung, die nirgends in Deutschland sich fester eingenistet hatte, als hier in diesem lieblichen, wie für die Romantik geschaffenen Winkel.“ Seine Hauptvertreter waren der schon genannte v. Kottek und Welcker, beides offenbar ehrliche Männer, wie auch Treitschke eingesteht, wenn er ihnen wegen ihrer aus Frankreich importierten Staatslehre, sowie ihres kurzichtigen Partikularismus halber auch gerne eine sarkastische Abjuration zu teil werden läßt. („Ueber die Bosheit der Fürsten tröstete Welcker sich nur auf Augenblicke, wenn er in seinem Zimmer die lange Reihe der Würgerkrone und Ehrenbecher, lauter Weihgeschenke des gesinnungsstüchtigen Volkes, wohlgefällig musterte.“) Auf Betreiben dieser beiden Männer hauptsächlich, die die große Wehrheit der Volksvertretung hinter sich hatten und denen auch die persönliche Ansicht des Ministers Winter entgegenkam, beschloß der badische Landtag zwei solgenschwere Gesetze: die Abtöschung der Fehnden und Behnten vom Kleinbäuerlichen Grundbesitz, eine dankenswerte, längst notwendige Maßregel, und ein neues Preßgesetz, welches nahezu Preßfreiheit bedeutete. Da dies letztere im direkten Widerspruch stand nicht nur mit den Bestimmungen der deutschen Bundesverfassung, sondern auch mit der badischen Landesverfassung, so durfte man auf die Weiterentwicklung der Sache gespannt sein. Zunächst hatte man die neue Errungenschaft und man war ihrer herzlich froh. „Ein Rauch der Fremde ging durch das ganze Land. Ueberall Ehrenportalen und Ehrenjungfrauen, Festzüge und Festschmäuse für die heimkehrenden Volksmänner. Auf dem Festtischen der Stadt Heidelberg stand, herrlich in Zuder gegossen, die Göttin des Ruhmes, am Munde die Luba, in der Hand eine Tafel mit den Namen der großen badischen Landtagsredner; Europa schaute bewundernd zu diesen Namen empor, während der Genius der Knechtschaft mit seiner Geißel trauernd abseits sah.“ —

Die Folgen des neuen Preßgesetzes machten sich in Baden bald fühlbar durch eine alles Maß übersteigende Sprache der demagogischen, durchweg franzosenfreundlichen Presse. Fast noch bedeutlicher aber hauste die Presse in der bairischen Pfalz, wo die milde Censur ebenfalls eine tatsächliche Preßfreiheit bewirkt hatte. Die Nachbarschaft des revolutionären Frankreich, sowie die Entfernung vom bairischen Hauptlande hatte hier das dynastische Gefühl fast ganz untergraben. Dazu kam die ungünstige handelspolitische Lage des Landes, das zwischen den Zolllinien Frankreichs und des preussisch-heffischen Vereins eingeklemmt war und „den Segen des freien Verkehrs fast nur an den falschen Sechtern lernen lernte, mit denen der Koburger Herzog von St. Wendel aus es freundschaftlich überschwemmte.“ So zeigten bald hier in der fröhlichen Pfalz Volksgesinnung und Presse das radikalste Gesicht, und Männer, wie Dr. Siebenpfeifer („ein Rabulist des gemeinen Schlages, von zweifelhaften Charakter, federsertig, unermüdetlich, gerade geistreich genug, um den halbgebildeten Philistern als ein großer Mann zu erscheinen“) und Dr. Wirth, der seine Zeitung von einer pfälzischen Stadt zur andern verlegte, sobald ihm seine Handpresse versiegelt wurde, waren die geeigneten Persönlichkeiten, um die gärende Bewegung nicht zum Stillstand kommen zu lassen.

Großen Einfluß auf Presse und Volk übte auch die gerade um diese Zeit in ganz Süddeutschland in Wüthe stehende Begeisterung für Polonia, „die freie deutsche Waid im rot und weißen Kleid“, von der schon oben die Rede war. Die Wogen der Freiheitschwärmerei gingen immer höher und vom „Zeitungslesen begann man bald zu Thätlich-

keiten vorzuschreiten". Daß „in Mainz ein Mädchenverein entstand, der für die Helden des Ostens Charpie zapfte," läßt sich am Ende noch rein psychologisch erklären; derber bekundete man in der Pfalz seine innersten Gefühle: hier wurden Freiheitsbäume aufgerichtet und gegen die Polizeimannschaft verteidigt, zur Abwechslung auch einmal ein Hund mit einer Krone geschmückt und dann feierlich ausgeprügelt. Hier in der Pfalz war es denn auch, wo im Mai des Jahres 1832 das oft genannte Hambacher Fest gefeiert wurde, zu dem 25 000 Menschen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands herbeigeströmt waren. Gedacht war es als ein Verbrüderungsfest aller nach „Freiheit" sich sehenden Seelen, diese Unklarheit aber brachte es mit sich, daß die verschiedenartigsten Elemente zusammenströmten, unter denen die radikalen bald die Oberhand gewannen. Ein praktisches Resultat wurde natürlich nicht gewonnen auf diesem „Allerdeutschen feste", nach Siebenpfeiffer „dem herrlichsten und bedeutungsvollsten, das seit Jahrhunderten in Deutschland gefeiert ward"; dem Deutsch-Juden Börne, der hier selbstverständlich nicht fehlen durfte und aus Paris herbeigegeist war, wohin er sich vorsichtigerweise auch gleich wieder zurückzog, wurde im Gedränge die Uhr gestohlen, was ihm Gelegenheit zu dem pathetischen Witz gab: „Tyrannen zittert, wir stehen auch!" Die Wormser aber, die nach dem Feste einpaß gemeint hatten, „jezt sei Freiheit", waren arg enttäuscht, ebenso wie manche Festteilnehmer, die eine wenn auch unklare, so doch ehrliche und nationale Begeisterung nach Hambach gebracht, aber nicht wieder mit zurückgenommen hatten.

Das Hambacher Fest war übrigens nur das größte, nicht das einzigste in seiner Art, denn auch in andern Landschaften Süddeutschlands wurden um diese Zeit ähnliche Volksversammlungen abgehalten. „Der Frühling war so schön, der Verkehr so leicht, der Wein so wohlfeil und das deutsche Elend unbestreitbar schwer." „Seit diesen Hambacher Tagen gewöhnte sich das süddeutsche Bürgertum an eine patriotische Kneipfeligkeit, die, zuweilen einmal durch ein Verbot der Obrigkeit gestört, fast zwei Jahrzehnte lang anhält und auf das Volksgemüt ebenso unwiderstehlich wirkte, wie ein halbes Jahrtausend zuvor der Kyrieleis-Ruf der Geißler. — Der Idealismus, aber auch die Zuchtlosigkeit des Jahres 1848 hat sich gutenteils in dem beständigen Rausche dieser Zweckessen angeammelt." —

Der Rückschlag auf diese süddeutschen Freiheitsbestrebungen, die bei ihrer größtentheils revolutionären, zum Teil antideutschen Form höchst gefährlich erscheinen mußten, konnte nicht ausbleiben, und so macht sich in den folgenden Jahren überall eine „Wiederbefestigung der alten Gewalten" geltend, von der Treitschke im 5. Abschnitt handelt. Schon vor dem Hambacher Fest waren auf Weiterrißs Drängen zwischen Preußen und Oesterreich die sog. Sechs Artikel vereinbart und vom Bundesrat gutgeheißen, in welchen vor allem den Landtagen der Einzelstaaten ihre Rechte und Pflichten etwas genauer eingegrenzt wurden. Als dann aber der „unverhörte Staudal" von Hambach kund wurde, da folgte einen Monat später schon eine mächtige Sturzquelle neuer Sicherheitsmaßregeln: Alle politischen Vereine, Freiheitsbäume, schwarzrotgoldenen Kokarden u. s. w. wurden strengstens verboten, Volksversammlungen und Volksfeste bedurften einer jedesmaligen Erlaubnis. Den Badenern wurde aufgegeben, ihr bundeswidriges Pressegesetz binnen 14 Tagen abzuschaffen. Die konstitutionellen Regierungen Süddeutschlands waren diesen Bundesbeschlüssen gegenüber in recht übler Lage, da sie auf ihre Landtage Rücksicht zu nehmen hatten; sie veröffentlichten dieselben daher zum Teil so, daß sie einen beschwichtigenden Vorbehalt hinzufügten. In Baden jedoch war die Differenz zwischen dem bisherigen Regierungssystem und den neuen Bundesbeschlüssen zu groß, dort mußte der Minister Winter die Ministerpräsidentenschaft dem Grafen Reichenstein überlassen, und die schöne Pressefreiheit war trotz ehrlicher Verwendung des Großherzogs dahin. Auch v. Kottke und Welter gingen ihrer Stellung als Freiburger Professoren verlustig; doch wuchs die Zahl der Ehrenbecher, welche der erstere erhielt,

auf ein Duzend an. In Kurhessen benutzte der Kurprinz und sein Minister Hassenpflug (aus dem man bekanntlich gern einen „Hessenfluch“ machte) die günstige Gelegenheit, sich seines ungeberdigen Landtages zu entledigen. Man schickte ihn nach Hause, ohne ihm Zeit gelassen zu haben, seinem ständischen Ausschuß die verfassungsmäßigen Weisungen für die Zwischenzeit zu geben. — Der württembergische Landtag, der nun endlich zu Anfang 1833 einberufen war, wollte von den Sechs Artikeln auch nichts wissen. In ihm saß u. a. Paul Pfizer, der Lieblingsliberale Treitschkes, der von allen Parlamentsliberalen verhältnismäßig am besten wegkommt — der Grund ist einleuchtend: Pfizer befürwortete schon damals ein Deutschland unter preussischer Hegemonie. Aber aller Widerstand, an dem sich auch Uhlund lebhaft mit Wort und Schrift beteiligte, blieb vergeblich und endete damit, daß auch hier der Landtag ungnädig heimgeschickt wurde. Das war Württembergs oft beschriebener „Bergeblicher Landtag“ vom Jahre 1833. —

„Extreme Parteien verfallen selten in Kleinmut, sobald sie sich in einer aussichtslosen Minderheit sehen; die Regel ist, daß sie durch das Gefühl ihrer Schwäche zu kederen Reden, zu dreisteren Wagnissen aufgestachelt werden.“ Dieser Satz, der beiläufig auch sehr gut in unserer Zeit, z. B. auf den „Deutschfreisinn“ nach den 1887er Wahlen paßt, bewahrheitete sich auch damals. Die radikale Partei in Deutschland war nur klein, aber ihre Erbitterung wurde durch die Sechs Artikel heftig gemehrt. Von den gesellich denkenden Liberalen, wie sie in den Landtagen die Opposition bildeten, hatten sich diese in ihren Führern größtenteils unlauteren Elemente längst innerlich getrennt, und wenn man über das, was werden müßte, auch vollkommen im Unklaren war, so war man doch mit ganzer Seele einig in der Negation alles Bestehenden, soweit es dem politischen Gebiet angehörte. Die Throne mußten umgestürzt werden, und man selbst wollte Gesetze geben — was für welche, darüber war noch Zeit genug sich zu bedenken, wenn nur erst die Vorbedingung erfüllt war. (Die Analogie mit einer Partei der Gegenwart, die zu dem politischen nur noch das soziale Gebiet hinzugenommen hat, liegt zu nahe, um noch darauf hinzuweisen.) An der Spitze der Bewegung standen Agitatoren vom Schlage des oben schon erwähnten Göttinger Raucherplatt, „der seinem Vater-Namen alle Ehre machte,“ im Bunde waren natürlich die überall herumreisenden „edlen“ Polen („denn unedle Polen gab es damals nicht,“ sagt Treitschke ironisch), und vom sicheren Paris aus hielten Heine und Börne durch schriftstellerische Leistungen getreulich mit. Schon an dieser Stelle empfängt der erstere von Treitschke einen Teil seines wohlverdienten Urteils, das ihm vorwichtig erst bei Gelegenheit des „Jungen Deutschland“ ausgezahlt wird. „Erstauslich, wie dieser vaterlandslose Jude gleich einem Chamäleon beständig die Farbe wechselte, ohne seine angestammte orientalische Eigenart jemals aufzugeben. Wie er einst den Glauben seines Volks verlassen und gleichwohl beharrlich den verfolgten Juden gepfeift hatte, so ward er jetzt durch die Diners, die Griefetten und die Zeitungssphrasen der Pariser dermaßen bezandert, daß er sich gänzlich in einen Franzosen verwandelte; Thiers konnte ihn mit Recht „den geistreichsten Franzosen seiner Zeit“ nennen.“ Das Urteil ist nicht ungerecht, und wenn man nichts weiter als den folgenden Satz aus der politischen Schriftstellerei Heines befaße: „Sollte sich das Entsetzliche begeben und Frankreich, das Mutterland der Civilisation und der Freiheit, seine verloren durch Leichsinn und Verrat, und die potsdänische Junkersprache schnarrie wieder durch die Straßen von Paris, und schmutzige Teutoneustiefel besiedelten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und das Palais Royal röche wieder nach Fuchten — dann würden alle Flüche der Menschheit den Urheber solchen Verberbens treffen.“

Alle diese fragwürdigen Elemente wirkten zusammen und brachten richtig eine über Süddeutschland verzweigte Verschwörung — mit Filialen in Frankreich — zu stande, welche die Vernichtung der bestehenden Regierungsgewalten in Angriff nehmen sollte. Aber von den eigentlichen Agitatoren wollte klugerweise niemand recht anfängen, „und so mußte denn, wie gewöhnlich, die leichtgläubige, tapfere Jugend ausbaden, was die

vermeßene Thorheit der Aelteren verschuldet hatte.“ Auf den Universitäten hatten die radikalsten Theorien vielfach Wurzel geschlagen und hier besonders in den Burschenschaften jene direktionstlose Freiheitschwärmerei erzeugt, die schon 14 Jahre zuvor bei der Ermordung Kobebnes gelegentlich ans Licht getreten war. So wurde am 3. April 1833 hauptsächlich von Studenten, die von einigen Agitatoren organisiert wurden, der kopflose Frankfurter Wachensturm unternommen in der Absicht, die Stadt des deutschen Bundesrats durch einen Handstreich zu überwältigen; das weitere, hoffte man, werde sich dann schon finden, denn man rechnete auf einen allgemeinen Zufall des Volkes. Treitschke berichtet hier nach den Aufzeichnungen eines der studentischen Mitverschworenen, der es nach Verbüßung seiner Haft noch zu etwas Tüchtigem gebracht hat, des kürzlich verstorbenen Dr. Eimer zu Freiburg i. B., es würde hier aber zu weit führen, die sehr interessanten Einzelheiten, die ja auch anderweitig schon oft behandelt sind, des näheren mitzuteilen. Das Resultat war das bei allen solchen Gewaltstreichen sich wiederholende: die eigentlichen Anführer, darunter auch Rauschenplatt, der diesmal nicht in seinen großen Stiefeln aus Göttinger Tagen, sondern in einer prachtvollen polnischen Uniform erschienen war, wußten sich bei guter Zeit in Sicherheit zu bringen, die mißleiteten, aber großenteils wirklich begeisterten und ehrenhaft denkenden Studenten hatten die Beche zu bezahlen.

Wie ehemals zu den Karlsbader Beschlüssen von 1819 die That Karl Ludwig Sands, zu den Sechs Artikeln das Hambacher Fest die letzte, ausschlaggebende Ursache war, so bewirkte jetzt der Frankfurter Wachensturm die Beschlüsse der neuen Wiener Ministerkonferenzen. Eben erst hatten die drei konservativen Mächte Oesterreich, Preußen und Rußland unter des letzteren Andringen eine kleine reaktionäre Demonstration gegen den revolutionären Westen gerichtet, indem sie ihrerseits den Grundsatß der Intervention als für sie verbindlich und zu Recht bestehend erklärt hatten. Zar Nikolaus, dessen türkische Politik einmal glänzende Erfolge erzielt hatte, war, um diese zu sichern und die obige Demonstration zu betreiben, persönlich mit König Friedrich Wilhelm in Schwedt zusammengekommen; („hier zuerst gefiel sich Nikolaus in jener Ordensverschwendung, welche seitdem von allen Höfen getreulich nachgeahmt den Ehrenzeichen allen Sinn und Wert geraubt hat“); sodann hatte er in Münchengrätz auch mit Kaiser Franz und Metternich die für ihn wünschenswerten Abmachungen getroffen. So herrschte denn über die auswärtige Politik augenblicklich ein recht gutes Einverständnis, und Oesterreich und Preußen konnten daran denken, die revolutionäre Bewegung im eigenen Lande, die Metternich nach der damaligen Modetheorie mit dem Namen der Influenza bezeichnete, noch wirksamer einzudämmen. Das leisteten die Wiener Ministerkonferenzen vom Jahre 1834, deren Schlußakte aber aus Furcht vor der öffentlichen Meinung gar nicht veröffentlicht wurde. Sie beschränkten abermals die Freiheiten der Universitäten und der Presse, soweit hier noch zu beschränken war, und setzten außerdem eine eigene Behörde, das Bundeschiedsgericht, ein, um Streitigkeiten zwischen den Fürsten und ihren Landtagen zu schlichten. Eine Berufung dieses Gerichts durfte aber nur von den Fürsten gefordert werden, die Landtage durften höchstens darum bitten, und so ist es denn thatsächlich bis 1848 nie in Wirksamkeit getreten, denn das einzige Mal, wo ein Landtag — der kurheßische — bat, wurde diese Bitte abgelehnt.

Auf die Bundesjämmerlichkeit läßt Treitschke auch in diesem Abschnitt wieder grelle Schlaglichter fallen. Sie trat besonders hervor in den Luxemburger Wirren, die von 1830—39 spielten und mit der Abtretung des westlichen Luxemburg an das Königreich Belgien endigten, wofür der deutsche Bund durch das nördlich gelegene Limburg entschädigt wurde. Eine Bundesexekution, die gleich im Anfang hätte geschehen müssen, scheiterte nachher, als sie endlich beschlossen war, u. a. an der offenen Widersehtlichkeit Hannovers, das wieder einmal englische Politik machte. „Es lag ein Fluch auf allem, was diese unglückliche Frankfurter Versammlung in die Hand nahm.“ „Verachtung gegen den deutschen Namen und Haß gegen Preußen — das war die Saat, welche der



Bundestag auf den Boden dieses altdeutschen Grenzlandes (Luxemburg) streute. Sie ging üppig auf und wuchert fort bis zum heutigen Tage.“ (Vgl. die Vorgänge der jüngsten Zeit.) Ein Seitenstück zu dieser Ohnmacht des Bundes in großen Dingen bietet eine andere Leistung desselben, die um eben diese Zeit spielt. „Zahrelang hatte sich eine Kommission des Bundestags über die Staatsangehörigkeit eines Jägers Lemniger in Thüringen gestritten; da berichtete endlich der Gesandte Leonhardi, daß nicht Preußen oder Ruß, sondern Weiningen den Mann aufzunehmen schuldig sei, und fügte die schmerzliche Mitteilung hinzu, der Arme, der über dem Gezänk 80 Jahre alt geworden war, sei leider soeben gestorben.“ — Bei solchem Zustande der obersten gesetzgebenden Körperschaft Deutschlands kann man freilich geneigt werden, manche Bewegungen der Jahre in milderem Lichte zu sehen.

(Schluß folgt.)

---



## Vor sechzig Jahren.

(Fortsetzung.)

### Xenophon.

Wie gedruckt las er in unsern Gesichtern, der einst zu des antilavaterischen Nichtenbergs Füßen gefesselt, er, unser Physiognomiter auf eigne Hand. Heute verglich er Sonneborns Physiognomie mit jener des Meisters Huppach, als sich solcher in einer der schwierigsten Lagen befunden, in welche ein Dachdecker kommen mag. Sonneborns Lage auch schwierig.

Denn in geeigneten Zwetschenjahren durften wir auf den Bäumen hinter dem Pfarrhaus den Nachtsich einnehmen. Doch Schlag Eins alle Mann an Deck — oder? Sonneborn fehlt. Der scharfsägige Pastor späht durchs Fenster und entdeckt den Guten hoch oben in der Gabelung des ihm befreundeten Klotzswetschenbaumes, wie er sich eben noch eiligst die Hosentaschen füllt.

Es donnert: „Sonneborn! Halt! Nicht gerührt, sitzen geblieben, gerade so!“

Und nun Befehl, bis zum Schlusse der Schulstunden auf seinem erhabenen Posten zu weilen. Zwetschen dieweil nach Belieben. Aber diese unsagbare „Phisemine“, dieser „behebt“ Gang, als wir im Zug, den Alten an der Spitze, den Gebannten vom Klotzswetschenbaum erlösten, drei Uhr nachmittags.

Nichts zum Nachahmen. Eines schickt sich nicht für Alle. Dem Alten wurde keiner bitter, auch nicht der Sonneborn. Diese Wucht seines Willens, diese einfache Idealität, dieser der Liebe wie der nüchternsten Kenntnis der Knabenart entstammende Humor, der gesamte urkräftige Mann hoch über uns. Gegen ihn wir nie auf dem Kriegspfad. Inwendige Opposition kurzer Dauer. Geplante erst kennen gelernt, als der neue Hülflehrer, ein gelehrter, gewiß das Beste wollender Dr. phil. eingetreten war. Heute beim Unterricht im scharfsinnig ihm hergerichteten Giebelauditorio züchtigte er uns mit Liebe, morgen mit Hohn. Auch ins Erziehen griff seine unsichere Hand. Von ihm verdiensteste Strafe beleidigend. Vom Loci? Von dem auch die „ungerechte“, wie Knaben so etwas nennen, nur Zufall! Dem Zufall trägt man nichts nach. Kam schon vor so was Zufälliges; strafe er doch meist nach erstem Eindruck. Liebt nicht weitläufige Untersuchungen. Bei solchen, mag er gedacht haben, nur das Eine sicher, daß sich die Buben, Macht gegen Macht, als die angegriffene, notgedrungen sich wehrende, gleichberechtigte Macht fühlen. Nur die Waffen verschieden, List und Lüge gegen das als brutal aufgefaßte schwere Geschütz des Alters und der Stellung.

Als der Pastor einmal Bruder Julius, gegen welchen leider die Vermutung zu streiten pflegte, mit einer Tracht Prügel bedacht hatte, und gleich danach das weiße Kleid seiner Unschuld leuchtete, als einzige Genugthuung:

„Im Voraus! Gut fürs nächste Mal.“

„Wie nicht lange auf sich warten. Mit gezücktem Pfeifenrohr wie ein brüllender Löwe über die Bank springend, der Alte auf ihn los. Allein groß und unerschütterter, ohne mit einer Miene zu zucken, völlig in der Haltung jener übernatürlichen Weibsperson, welche den Drusus vor weiterem Vordringen in Germanien warnt, hält ihm Julius die innere Handfläche seiner ausgestreckten Rechten mit Erhabenheit entgegen:

„Hab sie schon!“

Und der Alte, verlegen ob seiner Bergeßlichkeit, kratzt sich hinter dem Ohr und lehrt schmunzelnd zu seinem Throne zurück: „War doch gut, daß er mich noch zur rechten Zeit erinnert hat, der Julius.“

Wer dürfte sein Thun in Lehre und Zucht nachthun?

Zum Beispiel: Glühend heißer Souni. Seit halb fünf wir auf Beinen und Bänken. Mittagessen eß Uhr. Hiernächst Lumpenstreiche, Abladenhelfen eines Heuwagens, Fernunterungen im Schatten und solche angreifende Erholungen mehr.

Aber um Eins zur Schulstube vor die Cyropädie! Diesem moralisch pädagogisch langweiligen Romane gehts wie Rousseaus Emil. Jedermann weiß von ihm, Rimmermann hat ihn gelesen.

Was? Der hellenische Generallstabschef Xenophon, Excellenz, der ergreifende Verfasser der Anabasis, der liebliche der Memorabilien — hätte ein langweiliges Buch verfaßt? So ist's. Mit leichter Umstellung einer königlichen Anekdote, durften wir Sr. Excellenz im Hinblick auf deren Cyropädie gehorsamst bemerken: „Excellenz ist nichts unmöglich. Excellenz haben auch einmal ein langweiliges Buch schreiben wollen. Excellenz gelingt eben Alles.“

Cyropädie bei „die“ Hitze! kaum durch der Linde Blätterwolke in etwas gemildert. Selbst des Loci Begeisterung läßt nach. Allein unmandelbares Prinzip: „Jeder Schriftsteller wird von A. bis Z. gelesen. Stückwerk taugt nicht.“ Offenbar, er selbst möchte mit der Cyropädie rasch fertig werden. Nicht mehr cursorisch, Karriere wird gelesen. Seltner verweilt bei der prächtigen Stelle hier, nicht ausgeschwärmt dort in die Nachbarfelder der griechisch-asiatischen Welt.

Schauplatz wie immer. Er oben auf dem Stuhl, Stuhl auf dem Tisch; ich tief unter ihm, den Rücken ihm zugewendet. Fällt sein Blick auf mich — aus der Vogelperspektive. Sind unserer fünf Xenophontische. Er bezeichnet den, der heute anzufangen hat. Rundum verdeutschte geläufigt jeder ein Kapitel, so weit die Stunde langt. Rechtschaffen Vorbereiteten nicht schwierig. Des Alten Art, die Alten des Inhalts wegen zu lesen, schafft Sinn- und Wortverständnis, und fördert das Finden des deutschen Ausdrucks.

Heute beginnt mein Nachbar zur Linken. Da durchzuckt mich ein schöner Gedanke. Schnell abgezählt, welches Kapitel auf mich fallen wird. Einen letzten Blick darauf: bin beruhigt. Unverfänglich das dicke Passowsche Lexikon herangezogen, Buttmanns Grammatik darauf, auf diese gebettet meine Kinnladen. Und so, aufrecht und aufrichtig, die sichernden Arme auf dem Tisch, darf ich mich der Wohlthat eines erquidenden Mittagsschlafs widmen. Allein mein Nachbar zur Rechten, die schwarze Seele, giebt mir nicht rechtzeitig das Stichwort, den gehofften Rippenstoß. Bis Julius mir sein Pafan getreten, hat der Loci, vom wunderkleinen Pauschen ganz überrascht, sich seitlich zu mir herabgebückt und mich — durchschaut.

Gemächlich, ohne Wort herabgeklettert, wendet er sich der offenen Thüre seines Arbeits- und Büchereizimmers zu, bleibt in ihr stehen, zieht aus der Tasche eine Handvoll Schlüssel und sucht sich so einen ganz kleinen heraus. Kein Sammettäppchen, das mir um die Ohren klatscht, kein Zupfen an letzteren, Haare in tiefstem Frieden — und

das alles stand ihm von seinem Siege herab zur Verfügung! Diese Ruhe fürchterlich. Spannung auf allen Gesichtern. Ich? Ich hebe mich über mich selbst, springe auf und lese in rasender Eile den griechischen Text herunter. Mittlerweile ist der Hohepriester in sein Allerheiligstes getreten. Ich hinterher. Stehend und gehend, wohin er sich wende, übersehe ich ihm aus Leibesträften. Er hört nicht, er sieht nicht, scheint, aber ich gewahre, unausfalsam mit Uebersehen fortsetzend, sein unbegreifliches Thun. Jetzt erschließt er ein Tischkränchen, in welchem ihm Wäsche verwahrt liegt, wählt mit Mühe zwei große Handtücher, entfaltet sie, immer stumm, legt sie prüfend über den linken Arm — die Verzweiflung leiht mir Niesenkräfte, ich übersehe als ein anderer J. H. Voh, wie ein zwoter A. W. Schlegel, immer dicht vor, neben oder hinter dem wortlosen Tyrannen. Jetzt befinden wir uns in der Ecke neben der Stubenthüre. Da steht auf dem Tisch eine Waschküßel und ein großer dickbauchiger Steinkrug, auswendig mit blauen Ungehovern, inwendig mit frischem Wasser. Indem der bis dahin Schweigende bedächtig die Küßel füllt und eines der Handtücher eintaucht und quetscht, redet er in die Schulstube hinein: „Der arme Junge überseht wirklich nicht übel. So was kommt bei Nachtwandlern schon vor — bei Nachmittagswandlern auch — man soll sie nur nicht bei Ramen rufen, aber — waschen darf man sie, hüst!“ Und nun fährt mir das geknäulte nasse Tuch ins Gesicht, und er wäscht mich, o so grob, über alles Bedürfnis. Dann werde ich mit dem zweiten Handtuch getrocknet, gebleicht, gewahrt, gebügelt, abermals so grob, weit über alles Bedürfnis.

Nunmehr führt er mich lieblich auf meinen Platz, schwingt sich munter auf seinen erhabenen Stuhl und fragt: „Na, ihr Jungen, glaubt ihr nun, daß er ganz ordentlich aufgehacht ist?“ Die lachen schwach und schweigen, angenommen der kleine Fritz L., der mit gekünstelter Stimme vom andern Tische herüberruft: „Sähr!“

„Wart, wenn ich dir hernach an den Repos komme! Ob du dich so gut präpariert hast wie da der Karl? Von vornen angefangen, Karl.“

Ich den Kollegen der geschundene Marphas und bruderliebend sinnt Julius Rache. Gleichwie indessen Einheit des Motives unseres Handelns setzen, sucht Julius mit dieser Rache eine erwünschte Kürzung der nächsten Cyropädiestunde zu verbinden.

Unsichtbar vom Pfarrhause streckte ein riesiger Birnbaum den langen Seitenast bis aufs Kirchdach. Wenige Minuten nun vor Eins klettert der junge Böfewicht, einem Eicklächchen vergleichbar, am Stamme hinauf, schwingt sich auf jenen Ast, reitet aufs steile Dach, rutscht über solches zur nächsten Luke, schlüpft in die Uhrkammer, und, als das Eins ob seinem Haupte den Turm erschüttert hat, vollzieht er die finstere That. Häufiger Beistand des Schulmeisters, hatte er die Geheimnisse des zifferblattlosen Werkes längst ergründet. Ihm ein Leichtes, ein kostbares Viertelstündchen bis zwanzig Minuten und eine Kleinigkeit mehr zu unterschlagen, und fest steht, daß die nächste Gohfelder Stunde um solch ein Spannen kürzer ausgefallen ist, als in der übrigen Christenheit.

Dann in fliegender Eile — mir schwindelt — auf demselben halsbrecherischen Wege in der Schulstube eingetroffen, demütiger Miene, aber mit vor Erwartung funkelnden Augen, wird er vom Loci wegen der kleinen Verpätung für diesmal sanftmütig angeschaut.

Waren wir auf einer Oase angelangt? Fühlte unser Alter nach der gestrigen traurigen Erfahrung doppelt das Bedürfnis, uns schmachkende Kamele aus dieser cyropädischen Wüste auf fettere Weide zu führen?

Weiß nur, heute denkt kein Mensch an ein Schläschen. Die Eingeweiheten fiebern vor Erwartung.

Zwei Uhr! Irrtum ausgeschlossen. Die große Glocke auf der nahen Kirche hat zu deutlich geredet.

„Schon Zwei? Merkwürdig! Wie uns doch bei den lieben Alten die Zeit fliegt!“ bemerkt nach stummer Pause der Herr Pfarrer, der meines Wissens nie eine Taschenuhr

befessen hat. — „Ist's mir doch, als hätten wir kaum angefangen. Dankt Gott, ihr Jungen, daß es so Kerle giebt, wie der Xenophon. Heute habt ihr aber eure Sache gut gemacht.“

Es waren etliche, die schämten sich.

## Der Fliegenmord.

Bücher und Papier in Hülle und Fülle. Zwischen speiendem Ofen und offenem Fenster angenehmste Temperatur. Alles so still und rußsam. Durch die dezemberlich graue Schichtwolke da oben hat sich ein Sonnenstrahlchen zu mir heruntergetunnelt. Mein leibliches Befinden so la la, geht an und — nicht die Spur von Arbeitstrieben?

Was in solch bedentlichem Zustand beginnen? Sie endlich einmal angucken, Windscheids Pandekten, mir neu? Ihr liegt mir gut. Auch lassen meine Augen zu wünschen übrig, fällt mir ein. Zum Frühshoppen? Entschieden contra bonos mores. Spazierengehen? Ich glaube, es wird gleich zu schneien anfangen. Also geschäftigen Müßigganges beim Tschibul den Morgenrost verträumen? Weiß nicht.

Da muntert ein Brief.

Im vorigen Sommer, nach anderthalb Menschenaltern, hatt ich ihn wieder gesehen, diesen Briefschreiber, der über alle ragte wie die Weißtanne über Haselbeden, ihn, den klaren, treuherzigen, jetzt beglückten Greisenalters sich freuenden, unsern lieben langen Ernst.

„Bin schwer krank gewesen“, meldete er, und, wie unserer Jahre Schwachheit, nur halb hergestellt, manchmal so verdrießlich, daß mich die Flieg' an der Wand ärgert. Ad vocem Fliege fällt mir dein Juliuschen ein, wie wir ihn in Andetracht des über Nacht erschienenen prachtvollen Augusttages mit dem allerunterthänigsten Besuch an den Alten abordneten, er möge doch statt Schule heute einen Gang über Feld mit uns halten; wir den Bescheid erhielten: „Schafft erst die Fliegen aus der Schulkstube“, hierauf der Fliegenmord begann, und Julius nach dessen Beendigung abermals mit den Worten antrat:

„Pastor loci, omnes muscae interfectae sunt usque ad unam“, worauf der Herrliche:

„Na, dann wollen wir gehen.“

Solchergestalt hat des Freundes Fliege unseres Diplomaten gedacht.

Julius, der an Leibes- und Geisteskraft sowie anderen schönen Eigenschaften mich o so weit übertraf, mein fröhliches Brüderchen, du schläfst seit bald vierzig Jahren unter den Palmen einer Karaineninsel. Wohingegen mich die Sonne heute noch bescheint — wann sie so gut sein will, was beiläufig seit mindestens vier Wochen nicht der Fall war. Obiges Strahlchen nicht zu rechnen, war auch gleich wieder zum Tempel draus.

Aber im Untergrund meiner Seele rieselt unverfiehend das Brännchen bitterjüßer Sehnsucht nach ihm, mit dem ich vordem ein Gespann ausmachte, ein jäh getrenntes. War mir's doch beim Lesen des Briefs, als ob ich den Fliegenmord noch einmal beaugenscheinigte.

Ganz wie er lebte und lebte steht er vor mir, unser trefflicher Pastor loci, Kürze halber von uns nur Loci geheißeu. Rod, Hose, Weste geräumig aus hellgelblichem langhaarigem Wiber erbaut. Nicht unbemerkt uns, daß gedachter, der Festwelt entfremdeter Winterstoff eine bedenkliche Empfänglichkeit für Fettflecken besaß. Man denke: Seine Hochlehrwürden bemutterten höchst eigenhändig alle zinnernen Lampen mit birnsförmigen Glasbehältern oben, aus welchen der in Rüböl sich schlängelnde Docht zur Schnabelförmigen Zeite heraus unsern humanistischen Studien leuchtete.

Heute absonderlich wohl gestunt, wiegt er die lange, kräftige, zween sehr verschiedenen Zwecken dienende Tabakspfeife in der Rechten, während seine Linke in mächtig großer

Westentasche mit einem Duzend Schlüssel klinkert. Unter solchen diejenigen zu den Schlafstuben von 8 Uhr Abends der Keulunge Begehr. Waren des Aufstehens um halb fünf Morgens noch nicht gewöhnt, die armen Schelme.

Es muß gleich Eins schlagen!

Still! Er gewärtigt. Sein Auge zielt auf den in gebeugelter Demut sich nähernden Botschafter und heftet auf desselbigen aus Courage, Schalkhaftigkeit und etwas bösem Gewissen, sowie einer vorläufigen Thatat etwa nötig werdenden Prozes zusammengefestes Christenberger Schulmeistermaul.

Des Loci Vetter und Jugendfreund, der Symboliker Friedrich Kreuzer, hatte anfangs des Jahrhunderts dies Maul nach Gohlfelden verpflanzt. Nähere Umstände mir unbekannt. Auch ist Kreuzer meines Wissens in seinen Werken auf den Gegenstand nicht zurückgekommen.

Schulstube, Schauplatz du des Tragischen, von welchem Ernsts Fliege summt! Oben herum eine lebhafte Rosenkette. Alljährig während der Herbstferien erblühte sie neu auf frisch gestrichener Kaltwand.

Zur Sache! Zuwörderst reifen sich Hochwürden ein wenig am Thümposten. Julius naht. Beweglicher Auftritt. Anklang an:

„Da sinkt er ans Ufer und weint und sieht,  
Die Hände zum Zeus erhoben“

um aber gleichzeitig das Unversängliche, Unbedenkliche, gewissermaßen Selbstverständliche und Gewohnheitsmäßige des gestellt werdenden Antrages anschaulich zu machen, etwas Matthiffson:

„Und der müde Landmann eilt der Ruh  
Seiner väterlichen Hütte zu.“

Aller Augen auf die beiden gespannt. Was unsern, schon etwas bejahrteren Ernst anlangt, der erhebt sich an seinem Eatsischen — ihm ziemte ein sonderlicher Plag, dem edeln Ritter, keineswegs ein innerhalb des Wirkungskreises der sabelhaften Hieb-, Stoß- und Wurfwaffen des Meisters belegener, weder in Ansehung sprachlicher Vertiefung, noch des feineren Charakterbitbens bezw. des Anerziehens höfischer Sitte. Mehr und mehr wächst er jezt himmelan, dieser Ernst, fast zur Zimmerdecke, und beschaut sich mit vergnügten Sinnen die Scene von oben. Philipp schenkt ihr und der staatsmännisch erheiternden Rede unseres Gesandten mehr nicht als die Hälfte seines Rückens. Ueberlegenheit wallt von seinem gelockten Haupte. Von ihm, dem künftigen Prälaten, die Intrigue nicht ausgegangen, entfernt nicht. Lächerlich — spielt es um den feinen Mund — der Pastor wird längst gemerkt haben, was ihr vorhabt. Wenn er übrigens gefragt würde, er, der Philipp, ihm die Lektion in Xenophons Cyropädie am Ende lieber als so ein toller Ausschwarm in der Sonne unter dem Jubelgebell vom Spiz und dem ewigen Jungengebalge über die Berge mit Ungestüm — zu was? Zu zwei Tassen Milch oder Kaffee per Kopf, will hoffen mit unzielselbigen Butterbrödern oder Becken am Ziele. Obs heute wieder Bienhonig giebt, steht doch noch sehr dahin.

Kauschenberg, Seelheim, Kirchhain, Buchanan, Amöneburg, Rosenthal, Nordert u. s. w.! In uns Hessen steckt doch viel Poesie. Erfieht sich schon aus dem Namen der Orte, an welchen wir die Hade unterzustellen pfliegen. Ausnahmen, wie Sterzhäusen, Warzenbach, Schlagpfütze, Ungebanten u. s. w. stärken die Regel.

Indes sich am Stamme unserer Schulstubenfliegen das Fatum vollzieht — rücksichtsvooll hat der Loci das Feld geräumt — wird auch Philipp von Nordgier erfasst, brüllt, schlachtet wie Hjaz, tötet erfindungsreicher als Odysseus, ruht nicht, bis er im undenkbarsten Schlupfwinkel die allerletzte musca scholastica L. unter seinen Händen im Blute sich wälzen sieht.

Ihm der Lorbeer und keine Cyropädie heute.

## Römischköhl.

Zwei wackelige Steinstufen. Durch die rundbogige quer gebrochene Hausthüre in den Flur, den heftigen „Aern“. Der Aern mehr oder weniger, oder gar nicht erbellt, je nachdem sich der obere oder untere Flügel der Hausthüre oder keiner von beiden geöffnet findet. Links Wohnstube, rechts Küche. Letztere stichdunkel, wosern ihr von eigener Armut der Aern keinen Dämmen leihet. Zu was Fenster? Wird nicht gelocht, unnötig; oder es wird: wie hell das Reifig- oder Scheiterfeuer vom offenen Herde leuchtet!

Heiliger Herd mit gewölbtem Rauchbusen; gezähnte Hahle, die du, tieferrst aus dem Schornstein herabsteigend, den angehängten Kessel über wabernder Lohe schweben siehest; dreibeinige eiserne Kroppen ihr, taktvoll der Lohe jetzt näher, jetzt ferner gerückt; ihr Dreifüße jeder Größe, auf und zwischen welchen immer noch dies und das Pfännchen oder „Dippchen“ in rubinener Kohlenglut Platz fand — rein weggeleckt von der Kultur! Wer versteht noch das Gleichniß: „Der Kerl hat 'ne Nase wie ein Kroppenbein?“ Sie verarmen, Leben und Sprache.

Grundzüglig die Küche der „Großen“ — so nennt der Bauer Pfarrer, Amtmann, Gutsbesitzer u. s. w. — ganz dieselbe.

Weniger Rauch hier und Ruß, mag sein; statt des Schubfensterchens der Banernküche, hart an der Decke mit seinen drei blinden Buzenscheiben — mehr dem Ausgange überschüssigen Dampfes und Rauches als dem Eingange himmlischen Lichtes gewidmet — hier deutliche Fenster. Auf der Anrichte ein Aufsatz mit Zinngeschirr resp. seit Ende der Kontinentalsperre allmählich mit was Wedgewood; an den Wänden Platten und Waffeleisen und der Herrin Stolz: die kupferne Ratonkuchenform. Wände, Rauchbusen und Decke frisch angestrichen — kommt zumeiten vor — und die Goffensteinwand gegen das unelbliche, diesen Wägen nie ganz abgewöhnende Wassergeräplische, mit Ungehauern à la Marco Polo und blauen Reitermännern auf weißen Thonschießen gewappnet — lauter tief mittelalterige Gestalten!

Auch hier wie in jedes Baners Küche das unvergeßliche, Stahl, Stein, Schwamm und Zündfaden bergende Blechkästchen, steht allemal auf dem so sehr gefährlichen Gesimse, das den Rauchbusen umzieht. Daneben ein Bündel beiderseits geschwefelter Rienspäne, reell utan sössor. Den Debipus möcht ich sehen, der heuer raten könnte: „Was ist das: oben Schwefel, und unten Schwefel, und in der Mitt' ein Hölzchen?“

Daneben noch immer in urchenischer Uebung des göttlichen Funkens Bewahrung durch Bedecken eines Restes lebendiger Kohlen mit Asche.

So sehr hübsch, blies im Dunkel der Küche ein annehmliches Mäulchen in diese Kohlen. Anstrahlten beim Wiederaufleben das runde lustige Gesichtchen auf schwarzem Hintergrunde, anstrahlten nichts, gar nichts, als dies rusige Schelmengesichtchen.

„Friederide blas! Friederide, blas noch einmal!“ riefen wir ihm zu, dem lichten lieben Bäschen, „steht dir ungeheuer schön, Friederide!“

Und Friederide blas.

Diese mir aus Stadt und Land vielfach überliefernte Küche mit dem derb aufgemauerten sandsteingeplatteten großen Herd hat sich unter der Hand in der Fräulein Köchin Voudoir verwandelt. Selbst abhanden gekommen, im nördlichen Deutschland wenigstens, das trante, das geheiligte Wort Herd.

Man nennt ihn da Maschine, diesen mobilen, eisernen, messingbeschlagenen Steinkohlenfresser, und, zieht man aus, und man zieht immer aus, wandert das verwickelte Kunstwerk im Möbelwagen mit.

Heim ohne Herd, o Donnerwort!

Ohne fernerreichte schmerzliche Reflexion gehts hierbei nicht ab. Seit nämlich der geschlossene amerikanische Herd unseren Köchinnen allgegenwärtiges, berechnend scharf-

sinniges, schlagfertig wachsame Sorgen und Mühen zum weitaus größeren Teile abgenommen, den bösen Feind Rauch verscheucht, selbst die Gefahr des Anbrennens wesentlich vermindert hat, — schwand dahin der alte andächtige Oxyerdienst, jene demüthig liebende Ehrfurcht vor dem Altar, dem Herz des Hauses. Man findet sie kaum noch, die künstlerische Befriedigung der Hausfrau und ihrer sie vertretenden Tochter, den berechtigten Stolz auf ihr Kochen im Allgemeinen und auf das lobnend preisende Wohlgefallen des Vaters, der Brüder, der Gäste an erzielten Leibgerichten im Besonderen.

Nichts Eleusinisches mehr!

Pracht nur mit dem geschmackvoll säuberlichen Aeußern der zeitgenössischen Küche; pocht auf die Riesenfortschritte in Chemie, Physik und Mechanik, die uns dem Ideale eurer Civilisation, dem selbstthätigen Kochapparat, näher und näher bringen; glaubt gläubig euren illustrierten Kochbüchern — o, wie ferne die Zeit, die von mir noch gekannt, als die konfirmierte Tochter von ihrer Mutter in die von solcher halb ererbte, halb erworbene Kunst eingeführt wurde. Jahreslang dauerte das Noviziat. Jene Zeit, zu welcher die lieben jungen Dinger als innigste Zeugnisse eines auf ewig geschlossenen Freundschaftsbundes außer den schwärmerischen Stammbuchsbüttchen sich Kochrezepte anzutauschen pflegten, hinter dem Rücken der nichts ahnenden Mutter oder der guten Tante zierlich abgeschrieben, deren teuerste, sorglichst geheim gehaltenen Kochrezepte! Heute? Eine Allerweltsküche!

Damals? Wirklich, damals kochte man besser!

Wie z. B. die Fran Parrer und Marie kochten? Habs so genau nicht gesehen. Was? Sich meuchlings eine Küchenschürze vorbinden lassen? Das Gelochte, nicht das Kochen unser zeitliches Augenmerk.

Ausnahmsweise ein abscheulicher Juni. Hatten wieder statt unter der Linde in beengter Eßstube tafeln müssen. Da bricht die Sonne los, brechen Millionen Lindenblütenknospen auf. Unterm Blätterdach gedeckt. Allgemeine Zufriedenheit. Tief unten helles Thal und aufsteigender Fluß. Wellend umjagt der Spiz die Tafellänge, bevor er sich zu des Voci Füßen niederläßt. Zwei Staden mit unzähligen Kinderchen gewärtigen. Mit Erfolg piepen die Kleinen ihr wohlklingendes *pietà, pietà!* Wir in voller Aktion. Da plötzlich Warnungsknurren des herumspazierenden Hahns. Aufmerksam vernehmen wir den langgezogenen Pfiff des über uns freisenden, wegen der Linde unsichtbaren Habichts und — leider hat sich der Fall ereignet, ehe ich nach Wohlfehlen kam, aber ich mücht es gesehen haben — siehe, da stößt er herab, der verruchte Räuber, dem Blitze ähnlich. Zwei Schritte von dem in Gedanken versunkenen Spiz — o Spiz, das konnte dir passieren? — vor Aller Augen, von der Seite des Hausherrn weg reißt er das unglückselige Gückelchen, das unter den Flügeln der schnell niedergelauerten Mutter keinen Platz mehr gefunden — oder war es leichtsinnig? — und entführt es in die Lüfte.

Heute nichts Tragisches. Eine vortreffliche steife Buttermilchsuppe mit Schnittlauch, sodann der *fundus coenae*, Hirsebrei. Es gab Ledermäuler (Nr. 1 mein lieb Brüderrchen), welchen vom Elternhause her Zucker und Zimmt als Würze solcher Kost leise verschwebten. Jetzt ein frischer Lustzug, und sie stauben herab, ein Goldstimmerregen, die gelben süßen gesunden Lindenblüten auf den Hirsebrei.

Mit mimisch pantomimisch dargestelltem Entzücken ansteckender Wirkung bezeugt Julius sein Wohlgefallen an dem vom Himmel gesendeten Surrogat.

Der Alte lacht mit.

Dies ein Samstagsdiner. Soust der Juni ungütig. Kartoffeln gekieimt, Spinat abgegrast; ander frisches Gemüse noch nicht massenhaft; Kopfsalat ungeschlossen, Sauerkraut passiert — da kam sie, die schreckliche Stunde, wo zum Reserveeinnachsaß, zum Kömischköhl, geschritten werden mußte. Hat mir das Studium der Botanik verleidet,



dieser Römischlöhl, kenne ihn nur als einen dunkelgrünen, von helleren Strünkefragmenten durchsetzten Urbrei fatal säuerlichen Geschmacks. Geruch entsprechend.

Wird in Wahrheit und Dichtung des Kummers gedacht, welchen eines Vaters Fürsorge dem trefflichsten Sohne in Kleideraschen zu bereiten vermag — in dieser Beziehung wir ganz Familie Goethe. Ehe er zu den Husaren und dann zu uns kam, unser vielgetreuer Kutscher, Reitknecht und Hausdiener, hatte derselbe, ganz wie der Bediente des Herrn Rat, als gelernter Schneider seine Weine unter anderer Leute Tisch gesteckt. Nun trug es sich zu, daß mein lieber Vater, der auf den Dienstritten in seinem Kreise gelegentlich die Industrie zu heben suchte, welche bei uns noch in den Bündeln lag, ein Stück Weiderwand gekauft hat. War was neues im Oberlahngau; leinerner Zettel, Einschlag von grünem Wollengarn, Couleur opalisierend. Aus diesem Stoffe nun hat der fleißige Bürsche in seinen Mußestunden uns armen Jungen Fräcke — ich sage Fräcke, unsere Erstlingsfräcke! Hosen und Westen gebaut. Ländliche Architektur. Einzig mein Freund, der Romandichter Heinrich König hat diesen Stoff poetisch zu verwerten gewußt, eigentlich zu oft: ist Weiderwand doch seiner südtischen Heimat Nationalstoff, uns Brüdern in entsetzlicher Dauerbarkeit, vorerst im Januar, des Wises unserer Kameraden langschöfignes Ziel, selbst derer, die auch in kein Modejournal gekommen wären, derer ich mich überhaupt nicht entsinne.

Einen Vorzug genossen unsere Fräcke vor den eintönigen Kitteln der Gefährten: links eine weite und tiefe Brusttasche.

Selbige mit kräftigem blauem Deckelpapier ausgeschlagen, setzt sich der Erfindungsreiche, der Bruder Julius, kühn zu Tisch. Sein feines Näschen hatte ihm das Nahen von Römischlöhl verraten. Zum Solperfleisch. Es gab derer, z. B. unser Alter selbst, dem nie was vorgekaut werden durfte, was nicht alle bekamen, welche das bezügliche Reservergemüse liebten oder zu lieben sich den Anschein gaben.

Essend und gestikulierend, lebhafter noch und lauter denn gewöhnlich, kouvertiert Julius mit den Nachbarn. Dabei öffnet sich ihm wie von selbst die ausgeschlagene Brusttasche. Scheinbar zum Mund, in Wahrheit links Gabelladung auf Gabelladung! Anlage zur Taschenspieleri ihm angeboren, später sein Sport. Teller leer! Bereit!

Da fällt Juliuschen in Versuchung, er winkt dem ihm gegenüber sitzenden kleinen Böfewicht sein Kunststückchen vergnüglich zu und dieser — wars Befinnung raubende Freude über den guten Einfall, war's Reid? — kurz der Böfewicht verrät durch nur zu berebtes Gelächter und Gedentel die schöne Erfindung.

„Julius, komm' mal her.“

Er kommt.

„Gieb mir deine Hand,“ und mit weichmütiger Miene fählt ihm der Herr Pfarrer unter nachdenklichem Kopfschütteln den Puls.

„Wo thut dir's denn eigentlich weh?“

„Es thut mir eigentlich gar nichts weh, wahrhaftig nicht, Herr Pfarrer, ich bin höllisch gesund.“

„Ich wollte, dem wäre so. Wo steckst nur?“ erwidert dieser, und setzt, immer den Kopf schüttelnd, mit höchst zangenhaften Griffen in die Rippengegend seine Untersuchung fort.

Julius, unter Umständen ein vollendeter Stoiker, beißt die Zähne zusammen, lächelt krampfhaft.

„Da sitzt's also nicht. Zeig einmal deine Zunge.“

Julius zeigt ein Züngelchen wie eine Rosenknospe.

„Weiter heraus, weiter, weiter! Ja, da haben wir's, wo die Appetitlosigkeit herkommt. Gefährlich belegte Zunge! Muß geschabt werden, gleich!“

Und nun schabt der Barbar, die Zungenspitze in Daumen und Zeigefinger klemmend, mit dem Rücken seines Messers sehr nachdrücklich und anhaltend dies edle Glied, bis unserm Stoiker des Spafes doch fast zu viel wird.

„Viktoria! Prachtvolle Zunge! Sturiert! Na, hol mir jetzt deinen Teller.“

Julius kommt damit, und es entzieht der Menschenkenner eigenhändig der in Rede gestandenen Brusttasche die Römischköhlüte, entleert solche auf das Gefäß, von wannen ihr Inhalt stammt, und stehenden Fußes, unter dem beifälligen Nicken des behaglich zuschauenden Alten, unter dem Gelächter des Pöbels und gemischten Gefühls meinerseits — muß der Dulder ihu auserfressen, den vollen Teller, auserfressen in des Wortes strengster Bedeutung.

Freund Christian hat neuerlich mir gegenüber behauptet, sein Alter habe noch einen recht vollen Gemüselöffel aus der Schüssel gütigst zugelegt.

Danu wurde Patient entlassen — ohne Strafpredigt — und ich wollte, alle Väter, Pädagogen und Buchthausprediger hätten Augen wie der alte Bang. Kommt mit ihuen Bitterstes weglächeln.



## Aus der Jugendzeit Binzendorfs.

Von

G. E. v. Ragner.

(Nachdruck verboten.)

### II.

Aus den Briefen Binzendorfs, welche wir kürzlich an dieser Stelle mittheilten, haben wir einen Eindruck von seinem frommen Eifer als Jüngling und dem Ansehen erhalten, in welches er sich dadurch auf der Universität, in Wittenberg bei den evangelischen Theologen, in Paris bei den katholischen Prälaten, insbesondere dem Kardinal v. Noailles, mit dem er auch später in Korrespondenz blieb<sup>1)</sup>, wie bei Hofe zu setzen wußte, während den Eltern seine frühreife Entwicklung Sorge machte.

Aus einer Reihe von gleichzeitigen und späteren, uns vom Herrnhuter Archiv zur Disposition gestellten Briefen seines Stiefbruders Carl Dubislav v. Ragner ersehen wir, wie sich das Bild des jungen Mannes in den Seelen seiner Kameraden gestaltete.

Fünf Jahre jünger als Binzendorf, eine sympathische Erscheinung mit einem offenen blühenden Kindergesicht, war Carl Dubislav geistig beanlagt, frühzeitig mit guten Hofmeistern umgeben, für unsere Zeit selbst über seine Jahre geistig entwickelt.

Da der Vater in Kriegsdiensten viel von Hause abwesend war und Berlin für die Erziehung zu zerstreud hielt, wurde Carl Dubislav frühzeitig aufs Land in das Haus eines Verwandten, des Herrn v. Burgsdorff<sup>2)</sup> auf Degeln in der Lausitz, gegeben und daselbst mit einigen Altersgenossen, unter der Leitung eines eigenen Hofmeisters, sorgfältig zur Universität vorbereitet. Besonders wurde die französische und die lateinische Sprache gepflegt.

Der Geist der Erziehung war der Spenersche, vom Standpunkt der höchsten Bildung jener Zeit. Der jugendliche Carl Dubislav erscheint auch in diesem Lichte in den Briefen ebenso wohl erzogen als talentvoll. Seine Eltern durften daher große Hoffnungen auf ihn setzen. Vielleicht, daß dieser Sohn ihnen sogar in christlicher Beziehung mehr nach dem Herzen, das heißt sympathischer war, als Binzendorf in seiner Eigenartigkeit, obwohl sie davon durchdrungen waren, daß dabei alles auf den persönlichen Glauben ankommt.

<sup>1)</sup> Nach seiner Heimkehr veranstaltete Binzendorf für den Kardinal eine Uebersetzung von Krebs' wahren Christentum, die von diesem freundlich angenommen wurde.

<sup>2)</sup> Frau v. Burgsdorff war eine Schwester von Frau v. Ragner.

An der richtigen christlichen Grundlage bei Carl Dubislav zu zweifeln, hatten sie keine Ursache. Das Uebrige erwarteten sie von der seelsorgerischen Einwirkung des ihnen befreundeten August Hermann Francke in Halle, wohin Carl Dubislav mit 17 Jahren auf Universität gebracht wurde, bevor er, nach der Gewohnheit der Zeit, auf Reisen ging.

Während nun aber Zingendorf schon als Jüngling zu jenem Glaubenshelden heranzuwachsen, als welchen ihn die ganze Christenheit noch verehrt, machte Carl Dubislav in dieser Beziehung keine wahrnehmbaren Fortschritte. Anstatt in den Fußstapfen seiner frommen, zur lutherischen Landeskirche sich haltenden Eltern, wie sie hofften, in immer größeren Kreisen ein Hort des Evangeliums zu werden, lebte Carl Dubislav, bei immer guten Vorsätzen, menschlich zu reden, zu sehr den äußerlichen Interessen der großen Welt. Er ist damit zu einem Reichen geworden, daß für jeden Menschen zuletzt nicht der gute Wille und die christliche Bildung, sondern die Gnade das Entscheidende ist.

Ihr sich zu ergeben und dazu von den weltlichen Rücksichten loszukommen, in die er sich durch die großen Verbindungen seiner Familie verstrickt sehen mochte, verlangte Zingendorf nach Beendigung seiner Studien nach einem ruhigen Landleben, als ihm der theologische Beruf, den er sich erwählt hatte, durch seine Angehörigen verschlossen wurde; führte er, nach seiner von der Familie gewünschten Anstellung im Staatsdienst in Dresden, ein Leben nach Art der ersten Christen und verheiratete er sich dazu mit der ihm gleichgesinnten Schwester des ihm befreundeten Ebersdorffer Grafen Neuß.

Er hat es dabei nicht versäumt, seinen Ratzmachers Angehörigen die verwandtschaftliche Treue zu halten und seinen Stiefgeschwistern eine Leuchte zur Ewigkeit zu sein und zu bleiben. Und diese haben sich dem Einbruche seiner ebenso liebenswürdigen als gottgeweihten Persönlichkeit nicht entziehen können.

Zingendorfs Verhältnis zu Carl Dubislav gestaltete sich dabei nach den jetzt vorliegenden Briefen durchaus freundschaftlich.

Wir lassen zunächst die Schreiben folgen, welche die Zeit bis 1722 umfassen, wo Carl Dubislav in Halle auf Universität war und Zingendorf sich verheiratete. Man staunt über die vielen Beziehungen; eine gewisse Unfertigkeit in der Darstellung und Auffassung der jugendlichen Korrespondenten müssen wir im Interesse der Charakteristik Zingendorfs hinnehmen.

Noch nicht 14 Jahre alt, schrieb Carl Dubislav an Zingendorf nach Hennemersdorff, wo dieser von Wittenberg aus seine Universitätsferien bei der Großmutter, der verwitweten Geheim-Rat-Direktor v. Gersdorf, geborenen v. Friesen, verlebte.

Die späteren Briefe sollten Zingendorf in Paris antreffen, wo er, zur Fortführung seiner Studien auf Reisen, und in Baiern, wo er zum Besuche von Verwandten einen längeren Aufenthalt nahm, bevor er nach Hause zurückkehrte und sich in Dresden niedertief.

Regeln, 10. 1. 1719.

Obwohl billig meinem lieben Bruder zuvorkommen sollen, so hoffe doch, Ihr werdet es mir nicht übel auslegen, daß ich das Schreiben unterlassen, indem es mir wegen der sowohl nach Hennemersdorff als an andern Orten vorgefallenen Briefe fast unmöglich gefallen. Ich erkenne indessen meines lieben Bruders so treugemeinten, herzlichen Wunsch mit schuldigem Dank und lobe mit Euch den Allerhöchsten, welcher uns beiderseits im vergangenen Jahre in gutem Wohlsein erhalten. Er wolle auch fernerhin über Euch walten, zu meines lieben Bruder studiis viel Glück und Segen geben, alles sein Thun zu Seines Namens Ehre gereichen lassen und Euch viele Jahre bei vergnügtem Zustande erhalten.

Uebrigens versichere ich, daß es mir ein groß Vergnügen sein würde, wenn ich das Glück haben könnte, meinen lieben Bruder hier zu embrassiren, welches, so es möglich zu erfüllen, ich Euch dienstlich ersuche. Wonächst mich meinem lieben Bruder

zu stetem geneigten Andenken und brüderlicher affection recommandirend, lebenslang verharre, Monsieur, mon très honoré frère votre adonné frère et très humble serviteur.

N. S. Der gnädigen Großmama und Tanteu<sup>1)</sup> empfehle mich unterthänigst. Mein Bruder<sup>2)</sup> und Bettern recommandiren sich gehorsamst.“

„Degeln, den 30. Juni 1720.“

Obgleich es noch nicht lange her ist, daß ich Ihnen meine Ergebenheit versichert habe, und ich also Grund hätte zu fürchten, Ihnen lästig zu fallen, wenn ich Ihnen schon wieder die Lektüre eines meiner Briefe zumuthe, so fühle ich mich dennoch dazu getrieben durch die aufrichtige und gradezu ungläubliche Freundschaft, die ich für Sie hege, zumal sich mir eine günstige Gelegenheit bietet, da die liebe Frau Geheimrätthin v. Baruth heute wieder zurückkehrt; da wollte ich doch nicht verfehlen, mich noch einmal durch diese Zeilen Ihrem guten Andenken zu empfehlen und — mit Ihrer gütigen Erlaubnis — Ihnen die Versicherung zu geben, daß ich niemals aufhören werde, den Herrn zu bitten, daß er Ihnen reichlich schenken möge Alles, was Ihnen von Nutzen sein und viel Befriedigung gewähren mag, und daß er Sie bald in jeder Hinsicht glücklich zurückführe.“

Die nachstehenden Briefe Karl Dubislaw's sind nach Baiern adressirt, wo Zinzendorf in Oberberg bei Nürnberg eine Gräfin Posheim, dann zu Kassel eine Gräfin gleichen Namens, zwei Schwestern seines Vaters, Zinzendorf, besuchte.

„Degeln, Juni 1720.“

Mit großer Freude und Genugthuung habe ich Ihre glückliche Zurückkunft von Ihren Reisen vernommen, sowie Ihre Ankunft in Nürnberg. Damals, als ich Ihnen den letzten Brief schrieb, ahnte ich davon noch nichts. Gleichwohl hoffe ich, daß er Ihnen ausgehändigt sein wird. Gelobt sei die Güte Gottes, daß er gnädig angesehen hat die Gebete und das heiße Flehen, welches Ihre ganze Familie während Ihrer Reisen für Ihr Wohl zu Ihm geschickt hat. Er behüte Sie auch in Zukunft und bringe Sie in vollkommener Gesundheit und mit reichlicher Befriedigung überallhin, wohin Sie noch Lust haben zu reisen, und führe Sie endlich glücklich zu uns zurück, damit wir von neuem Gelegenheit haben, Ihn zu rühmen von Grund unserer Seele. Dennoch versichere ich Ihnen, daß ich sehr lebhaft wünsche, Sie wiederzusehen, umsomehr, da ich von Ihnen und Ihrem Leben so viele schöne Sachen gehört habe, daß ich nicht zweiffe, Sie werden mir zum vollkommenen Beispiel dienen können, um mich so zu benehmen, wie es erforderlich ist, wenn man seinen Eltern Freude und andern Leuten sich angenehm machen will. Ehren Sie mich stets, wie bisher, mit Ihrer werthen Freundschaft und Ihrem Vertrauen, denn es giebt nichts in der Welt, was mir angenehmer wäre, als die Liebe eines theuren Bruders zu besitzen.“

„Hennersdorf, 27. Juli 1720.“

So lieb ich auch die französische Sprache habe und so gern ich in selbiger schreibe, so werdet Ihr doch hier deutsche Zeilen von mir bekommen, weil ich sehe, daß ich Euch mit dem französischen Antworten bemühe.

Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich Euer allerliebstes Schreiben so erfreut, daß ich es nicht genug ausdrücken kann.

Ich freue mich, daß ich einen solchen theuren Bruder zu haben so glücklich bin, nach dessen Exempel ich mich sicherlich richten kann.

Ach, allerliebster Bruder, wie nützlich ist es, ein solches exempel zu haben und bin ich von Herzen froh, daß Ihr durch diese verderbte Welt unter so vielen verführerischen exempla so wohl verwahrt worden. Gott fördere und vermehre das Gute, was

<sup>1)</sup> Henriette v. Gersdorff, unverheiratet.

<sup>2)</sup> Heinrich Ernst v. Kapmer, geboren 1701, † 1737 in Ungarn.

<sup>3)</sup> Wir geben hier wie später die im Original französischen Briefe deutsch wieder.

Er in Euch gelegt. Er zünde auch in mein und meines Bruders (Heinrich), ja in allen den Seelen, die noch davon allzuwenig erfüllt, dieses theure Licht an und lasse uns insgesammt vor Ihm wandeln, wie es Ihm gefällig ist.

Wir sind die ganze Oegelsche Gesellschaft mit beiden Herrn Hofmeistern und gnädiger Tante verwichenen Donnerstag hier angelangt, gegen den künftigen Donnerstag wieder weg. Wie angenehm würde es mir sein, wenn ich mon cher frère mit hier bei uns sehen könnte. Gott bringe Euch doch bald gesund hierher, denn es wird mir die allergrößte Freude von der Welt sein, mit Euch einige Zeit zu passen, da wir uns in Jahren nicht gesehen.

Was meine studia betrifft, so liege jezo sonderlich der Lesung guter Autoren ob und tractiro nebst Geschichte und Geographie die logica, in welcher Budai philosophiam instrumentalem zum Grunde habe.<sup>1)</sup>

Herr March grüßt mit so vielen Segenswünschen als Buchstaben in diesem Briefe find. Gleiches thun unsere beiden Hofmeister nebst allen Bettern und Cousine. Gn. Groß-Mama und Tanten versichere derso Gnade.

Adieu noch einmal. Ich bin, weil ich lebe, Euer in den Tod Getreuer.“

Nach Paris schrieb Karl Dubislav seinem Bruder:

„Oegeln, den 27. Mai 1720.

Nachdem ich Ihnen meine Hochachtung ausgesprochen, bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich so lange gewartet hatte, ohne Ihnen die Werthschätzung zu bezeigen, die ich für Sie hege. Seien Sie versichert, mein lieber Bruder, daß keineswegs Vergeßlichkeit oder Nachlässigkeit der Grund dafür war, sondern vielmehr der Wunsch, Ihnen nicht lästig zu fallen und besonders Mangel an Zeit und Gelegenheit, da ich nicht wußte, wohin ich meine Briefe richten sollte. Sie können mir glauben, daß ich Sie ganz vorzüglich hochachte und daß ich sehrlich wünsche, Sie gesund und munter von Ihren Reisen zurückgekehrt zu sehen. Machen auch Sie mir das Vergnügen, mich nicht zu vergessen während Ihrer Abwesenheit und mich stets Ihres guten Andenkens zu würdigen.

Sie dürfen überzeugt sein, daß ich nicht ermangeln werde, Gott von Grund meiner Seele zu bitten, daß Er Sie in guter Gesundheit erhalte und Sie behüte vor jedem Unglück und jeder Gefahr, die Ihnen an einem so gefährlichen Orte, wie der ist, an dem Sie sich jezt aufhalten, leicht zustoßen könnte.

Gott wird sicherlich meine Hoffnung und mein Gebet nicht zu Schanden werden lassen, zumal ich aus dem Briefe, den Sie mir im Anfang dieses Jahres zu schreiben die Güte hatten, ersehe, daß Sie dieselbe Absicht haben, Ihn alle Tage darum zu bitten. Sie werden gehört haben, daß Baron v. Versdorff auf Plöthe (?) gestorben ist. Der liebe Onkel (Burgsdorff), der Sie grüßen läßt, muß der Beschützer der unmündigen Kinder sein, die sich noch sämmtlich in Hennesdorff befinden.

Die Herzogin von Werseburg, Erdmüthe Dorothea, hat an demselben Tage den Lauf ihres Lebens vollendet, und man macht große Vorbereitungen für ihre Beisetzung, die am 10. Juni stattfinden soll.

Vielleicht werden wir dieses Jahr in die Neumark<sup>2)</sup> gehen. Mein Gouverneur befindet sich nicht hier, da er die Erlaubnis hat, eine Reise zu seinen Eltern zu machen.

Onkel und Tante wie auch die lieben Bettern und die Cousine, besonders unser lieber Bruder Heinrich grüßen Sie alle herzlich.“

<sup>1)</sup> Urenkel des französischen Gelehrten Budaeus, 1693 Professor der Moralphilosophie zu Halle, seit 1705 Professor der Theologie zu Jena, nahm Johann Franz Buddeus zwischen den Orthobogen und Pietisten eine vermittelnde Stellung ein, die ihn in Streitigkeiten mit dem Halleischen Philosophen Wolf brachte, der im Nov. 1723 von Friedrich Wilhelm von dort vertrieben wurde. Buddeus † 1729. Sein hier angeführtes Werk hieß: elementa philosophiae instrumentalis, 1703.

<sup>2)</sup> Auf das damals Burgsdorffsche Gut Hohen-Zieten (bei Lippstene), welches demnächst der Präsident v. Endevoort erstand.

„Regeln, 12. October 1720.

Wie ist es möglich, daß Sie in Ihrer Jugend mit so viel Krankheit zu thun haben?) Um Ihren Glauben zu stärken und den guten Grund, den Sie gelegt haben in der Furcht des Herrn, und um mir zu einem Beispiel zu dienen, auch ebenso in der Zahl derer zu sein, die dem Herrn gefallen, die Er liebt, die Ihm theuer sind und die seine Gebote und Befehle ausrichten. Gott kennt die Seinen und wenn er ihnen auch viel Trübsal und Kummer schickt, er tröstet sie doch und schüßt sie und sucht sie dadurch zu führen zur ewigen Herrlichkeit. Dies Bewußtsein wird Sie ohne Zweifel trösten, lieber Bruder, auch bei so vielem Unglück, das Ihnen zustoßt. Sie lernen dadurch immer besser Ihr Vertrauen ganz auf den Herrn setzen, der Sie nicht verlassen wird. Deshalb giebt er Ihnen auch immer die Gesundheit zurück, obgleich er Sie auf einige Zeit deren beraubt. Er ist gut, Er ist freundlich und will noch nicht so bald Sie den Lauf Ihrer Jahre vollenden lassen. Welcher Schlag würde das für mich gewesen sein, wenn Sie diese Welt hätten verlassen müssen, bevor ich Ihnen einmal mündlich meine Werthschätzung hätte versichern können. Gott sei gelobt, der Sie wiederhergestellt hat. Er erhalte Sie, Er segne Sie und thue Gnade an mir und an uns allen, Sie in vollkommener Gesundheit wiederzusehen.“

Der nächste Brief sand Zinzendorf in Hennersdorf:

„Regeln, 29. Januar 1721.

Diese Zeiten sollen Sie bitten, persönlich im Namen der lieben Tante der Tante Neusebach<sup>2)</sup> Glück zu wünschen, denn Sie müssen wissen, daß sie das von Ihnen lieber sieht, als von Baruth. Sie würde nicht unterlassen haben, Sie selbst ihres Wohl wollens zu versichern, aber sie ist sehr spät von Pf. (?) zurückgekehrt. Lassen Sie mich doch wissen, ob Sie heute in Dittersbach angekommen sind. Graf von Sorau hat die Tante fürchten gemacht, daß Sie dieses Vergnügens verlustig gehen würden. Vergessen Sie auch nicht, dem Grafen Reuß und der Gräfin die Empfehlungen meiner Tante auszurichten, und glauben Sie, daß sie sehr betrübt ist, Sie nur so kurze Zeit bei sich haben sehen zu können.

Vereiten Sie sich vor, mein Bruder, auf eine Vorrede für die Aufführung der Regeln des Pharamund.<sup>3)</sup> Gegen Ostem werden Sie sie vollendet sehen.

Schiden Sie mir doch, bitte, die Abschrift Ihres lateinischen Briefes an den Cardinal Noailles und erbitten Sie sich diejenigen der Briefe, die sich nennen: „Der Christ, enttäuscht von der Welt.“

Wir schalten hier ein paar Briefe eines jungen Nicolaus Burgsdorff an Zinzendorf ein. Vielleicht, daß er ein Stief-Cousin war:

„Regeln, 30. Januar 1721.

Was werden Sie sagen, mein sehr theurer und sehr verehrter Vetter, daß ich die Kühnheit habe, Ihnen zu schreiben, ohne deswegen um Erlaubniß gebeten zu haben? Glauben Sie nicht, daß es Mangel an Ehrerbietung gegen Sie ist. Ich hoffe von Ihrer Güte, daß Sie es nicht nach der schlechten Seite hin auslegen. Nehmen Sie es als das, was es ist, als Beweis einer aufrichtigen Freundschaft und eines ganz Ihrem Dienst ergebenen Herzens. Denn ich denke an den schönen Tag, an dem wir uns Ihrer werthen Gegenwart erfreuten, und an die herzlichsten Freundschaftsbeweise, die Sie mir unverdientermaßen erwiefen. Ich bin nur sehr unglücklich, daß wir dessen so bald beraubt sein mußten, und ich würde mich für höchst undankbar halten, wenn ich Ihrem nicht tausend Dank dafür sagte, zumal ich mich der Mühe erinnere, die Sie sich so gutherzig mit mir gemacht haben, indem Sie mich reiten ließen, und ebenso auch des schönen und hübschen Geschenks, welches ich ansehe als ein Zeichen Ihres Wohlwollens.

<sup>1)</sup> Es handelte sich dabei um schmerzliche Zufälle an den Augen, die Zinzendorf in Gefahr brachten, die Sehkraft zu verlieren.

<sup>2)</sup> Schwester der Mutter.

<sup>3)</sup> Sagenhafter König der Franken.

Daß ich es ausspreche: Sie haben mir soviel Freundschaft und Güte erwiesen, daß ich Ihnen nie genug dafür danken kann.

Ich höre soeben von meinem Vetter Karl, daß Sie eine Gesellschaft begründet haben, die sich „die Beständigkeit“ nennt. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, und es würde mir wirklich eine große Freude und sehr ehrenvoll sein, wenn Sie mich für geeignet hielten, mich mit Ihrem lieben Bruder als Mitglied in dieselbe anzunehmen; doch bitte ich Sie, daß Sie, im Falle Sie mich dessen für würdig erachten, bezweigen die Meinung meiner Mutter einholen, welche damit, wie ich zu wissen glaube, sehr zufrieden sein wird. Theilen Sie mir auch gleichzeitig die Regeln mit, die es dabei zu beobachten giebt. Mit der Versicherung, daß ich in Allem genau Ihren Befehlen folgen werde, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener und gehorsamer Vetter.“

„Degeln, 4. Februar 1721.

Mit dem Wunsche, daß diese Zeilen Sie in vollkommener Gesundheit in Castel<sup>1)</sup> antreffen, mache ich Ihnen die Mittheilung, daß ich vor Verlangen brenne, einen Brief von Ihnen zu sehen, der mir Gewißheit giebt, ob mein letzter Brief, wie ich hoffe, Ihnen angenehm gewesen ist und ob Sie mir meine Bitte gewähren, die ich Ihnen darin aussprach in Betreff der Gesellschaft; das wird täglich die Hochachtung vermehren, die ich für Sie hege und die Werthschätzung, die ich immer Ihrer sehr verehrten Persönlichkeit zolle.

Ich würde Ihnen noch mehr zu sagen haben, aber die Furcht, Sie zu langweilen, läßt mich abbrechen; ich bitte Sie, mir stets Ihre so schätzbare freundliche Gesinnung bewahren zu wollen.

Die Lehrer lassen sich bestens empfehlen.

Versichern Sie meine Ergebenheit allen denen in Castel, welchen Ihnen gut scheint.

Geben Sie sich nicht die Mühe, mir französisch zu antworten, antworten Sie mir deutsch oder lateinisch, wie es Ihnen gefällt.“

Carl Dubislav an Zinzendorf (nach Berlin, in des General Rymers Hanse):

„Frankfurt a. d. Oder, 9. Mai 1721.

Mein allerliebster Bruder, dieses lasse eifertig an Dich abgehen, weil kaum angelangt und in promptu, nebst meinem ältesten Vetter und Herrn Susen zum Geheimen Rat Dobrynsky zum Essen zu gehen.

Morgen hoffen wir den Papa und Mama (Burgsdorff), so nebst March und Nacholgen Montags vorangegangen, in Zietzen zu treffen. Habe also Dich hierdurch ersuchen wollen, uns die Liebe zu thun, in Zietzen zu besuchen. Mama und Papa wird es gewiß recht lieb sein.

Adieu, mon cher coeur, accordez moi, je vous prie, cette aussi juste et sincère prière. J'ai tant de choses à vous dire que je ne saurais vous écrire.

Assurez mes chers parents de mes obéissances.“

„Degeln, Anfang Juni 1721 (nach Hennersdorf adressiert).

Ich hoffe, daß Du mein Schreiben, so ich von Zietzen abgehen lassen, erhalten und daraus mein Verlangen, Dich zu embrassiren, ersehen. Gegenwärtiges wird Dich unsrer glücklichen retour aus der Mark versichern.

Zugleich habe mich wollen erkundigen, ob Du wegen des Carls, davon Du mir hier sagtest, noch eben der Meinung bist. So wollte ich meine liebe Mama und Papa bei ihrer Ankunft suchen, zu persuadiren, selbigen zu nehmen mir zu erlauben. Melde mir doch wie viel Du ihm Lohn giebst und wie viel Dein Kammerdiener

<sup>1)</sup> Wohin sich Zinzendorf zur Verlobung des Ebersdorfer Grafen Neuf mit Gräfin Theodora zu Castel begeben.



bekommt. Ich nicht willens bin, ihn gleich en qualité eines Kammerdieners, sondern als Laquai etwa ein Jahr zu behalten und ihn sodann zu promoviren.

Das ganze Haus empfiehlt sich nach Gebühr."

"Degeln, 9. August 1721.

Ich wünsche von Herzen, daß dich dieser sammt sämtlichen Lieben des Hengersdorffischen Hauses in vergnügtem Wohlsein antreffen möge und thut mir recht bange, so lange nichts von Euch allen zu hören.

Die Bilder sind nicht mit der Fuhr gekommen. Mach doch, daß die Tante, welche mit Frau General Loeben nach Hengersdorff kommen dürfte, von da nach Hirschberg zu gehen, selbige auf ihrer Rückreise mitnehmen kann.

Das recept von der Zahnlutwerge hat mir meine Mama geschickt.

An meiner Uebersetzung des Arnd<sup>1)</sup> bin immer fleißig und werde Dir, sobald ein Bote gehen wird, einen Bogen zur Correctur schicken. Ich ersuche Dich, mir in Bestellung eines goldenen Zahnstochers bei dem Goldschmied in Rittau einen brüderlichen Dienst zu erweisen. Laß ihn wie der Großmama ihren machen, blau emallirt, oben in dem Herzen die Buchstaben S. N., oben darauf ein Krönchen. Der Zahnstocher wird 5 oder 6 Thaler kosten.

Neues weiß ich Dir nicht zu berichten, als daß mit gestriger Post von Herrn von Burgsdorff-Derchow (bei Pieten) einen Gevatterbrief zu einem Sohn bekommen, den ersten in meinem Leben. Von des Kronprinzen von Dänemark Heirath möchte gern nähere Nachricht haben. Ich kann die Prinzessin nicht finden.

Ihr seid mit der Markgräfin von Wefertingen rations ihrer Person verwandt. Ihre Mutter ist Sophie Louise Gräfin Castell Kemlingen gewesen. Ob sie des Großhofmeisters Schwester oder Tante gewesen, id est quod latet. Hülfe mir doch zu einer guten Genealogie.

Wann gehst du zur Hochzeit nach Ebersdorff? Ist denn Herr Heiß (Hingendorfs Vermögensverwalter) nun wieder bei Dir? Wie steht es mit Deiner Reichslehnsache und um die Vermählung mit der bewußten Person? Schreibe mir doch etwas davon. Adieu, mein allerliebstes Kind. Ich käme gerne mit der Tante. Mache nur, daß der Zahnstocher fertig wird, er ist für die Tante zu ihrem Geburtstag."

"Degeln, 11. August 1721.

Mein allerliebster Bruder. Ich übersende Dir, was ich übersezt habe. Das 4. Kapitel werde ich wieder von vorn anfangen, weil ich es nicht habe enden können.

Schide mir doch Deinen Philotanus. Ich wollte ihn gern dem Geheimen Rath Baron v. Dobszynsky, welchen wir nebst seiner Gemahlin und Schwiegerohn, Graf Finkenstein, ehestens vermuthen, weisen.

Wo Du was Lateinisches zu übersetzen hast, schide mir es. Ich finde, daß das Uebersetzen großen Nutzen giebt zu der Fertigkeit im Sprechen.

Heinrich Ernst embrassirt Dich und bittet der versprochenen Perruquen eingedenk zu sein. Mein liebes Kind, ist denn der Herr v. Haase schon in Hengersdorff gewesen? Ich möchte wohl wissen, ob Du ihn zu Dir nehmen wirst, denn ich sähe den armen Menschen gern befördern.

Ecrivez moi un peu comment vont vos affaires et celles de la tante et de grand'mama. P. S. Wo ich nicht genug übersezt, schreibe es und will ich ins künftige fleißiger sein, wiewohl es bei jetziger heißer Zeit, da ich es nur Nachmittags eine oder höchstens 1 1/2 Stunde thun kann, hauer wird.

Der Magister Nothe in Saube ist in Vorschlag nach Forste zu kommen. Ich zweifle nicht, da er so nahe bei Hengersdorff ist, daß man ihn dort kennt. Ich bitte Dich, mir einige Nachrichten von seinen Fähigkeiten zu geben. Er hat schon in Forste gepredigt."

<sup>1)</sup> Wohl ein Beitrag zu der Uebersetzung von Arnds wahrem Christentum für den Cardinal.

„17. September (?) 1721.

Dein Schreiben hat mich innig vergnügt und freut mich, daß Dein Thun in Hennersdorff nicht ohne Segen. Wenn es nicht zuviel verlangt ist, würde ich Dich wohl um den Briefwechsel mit dem Markgrafen von Beyerlingen bitten; es soll Dir getreulich vergolten werden.

Der Herr gebe dem neuermählten durchlauchtigsten Paar so viel mehr Vergnügen, als dero Landes-Wohlfahrt es höchst von Nöthen hat.

Je ne mangerais pas de profiter de bons avis qu'il vous plait me donner sowohl en égard des Herrn Menzger als sonst.

Dem Reußischen Paar bitte nebst aller assurance gehorsamster Ergebenheit meinethwegen herzlich zum vollbrachten Endzweck zu gratuliren und zu wünschen, daß der sie so wunderbar zusammengefügt, auch der Erhalter der Ihm geheiligten und in Seinem Namen angefangenen Ehe seien wolle.

Der Frau v. Reschwiß Absterben beklage ich herzlich, da sie soviel arme Töchter hinterlassen. Der Frau Hermsdorff gebe Gott immer mehr Geduld, das aufgelegte Kreuz mit beständiger Ergebung in seinen Willen zu tragen.

Quand j'allasse à Hennersdorff, durant que vous y êtes, nous passerions nos jours en beaucoup de joie.

Der oncle embrassirt herzlich. Weil er nach Lübben geht, hat er mir darum Brief an die Herzogin in Forst zurückgelassen, um selbigen dahin zu bestellen. Du wirst mir aber vergeben, daß ich ihn bis auf weitere ordre zurückbehalte. Ich habe hierzu viele raisons, die sich nicht so schreiben lassen. Wenn wir uns sprechen, wirst Du sehen, daß ich Dein Bestes zu thun gesucht habe.

Was hat Dir denn der General Zinzendorff geantwortet? Il n'y a point de nouvelles ici à vous dire. Versichere das ganze Haus in Hennersdorff des treuen Andenkens eines alten und unveränderlichen Freundes.

Victor dankt für Dein Schreiben.“

„18. 7. 1721.

H. Heiß versichere meines Andenkens und würde mir nicht unangenehm sein, s'il me donnait l'occasion de faire quelque connaissance avec lui par écrit. Tout pourtant comme vous trouverez à propos.“

„Regeln, 25. September (?) 1721.

Gleichwie mir nichts lieberes so oft ich an Dich schreiben kann, also lasse ich nicht gern die geringste Gelegenheit, so sich hierzu eröffnet, aus den Händen.

Ich übersende Dir etwas von meiner Uebersetzung, wünsche, daß es Dir gefallen möge. Zugleich wirst Du eine deutsche oration und Verse auf das Beiflager der Kronprinzess von Dänemark bekommen. Ich habe Beides an die durchlauchtigste Mutter der Kronprinzess gerichtet und bitte Dich, mir Deine aufrichtigen sentiments darüber zu geben.

Ich bitte Dich, mein lieber Bruder, nochmals um die communication der Markgräflichen Briefe, wo Dir solches nicht ungelegen fällt. Sans cela je m'en passe de très bon cœur.

Du wirst vielleicht aus der Tante Brief erfahren, daß 20 Thaler auf der Post von hier nach Berlin gestohlen worden. Das Geld war sammt 700 Thaler in dem Sack unserer Mama. Sie haben die Rath aufgeschnitten, die bezeichnete Summe herausgenommen, den Sack zugeflückt. Bin begierig zu wissen, wem, nach den Rechten, der Verlust zukommt: der Tante hier, die es sendet oder der Mama, an die es gesandt. Je croirai donc, daß eine jede die Hälfte des Schadens treffen müsse. Je souhaiterais d'avoir une personne à qui je pourrai dicter ce qu'il me faut écrire comme la traduction d'Arnd et d'autres choses. Cela gête extrêmement la main quand on est obligé d'écrire tant et si vite.“

(Fortsetzung folgt.)



# Die heilige Barbara.

Novelle

von

E. von Kadr.

I.

## Die Serenata.

Der Schnellzug von Verona brauste durch die lombardische Ebene. Die letzten wellenförmigen Höhenzüge bei Vicenza waren schon vorübergeflogen, mehr und mehr verflachte sich das Land dem Meere zu. Aber mochte auch die Geschwindigkeit der Lokomotive sich verdoppeln, dem jungen Manne, der in einem der Coupés erster Klasse sich nachlässig hingestreckt hatte, erschien die Bewegung noch viel zu langsam; er konnte es nicht erwarten, das Ziel seiner Sehnsucht, das schöne Venedig zu erreichen. Seine Reisegefährten waren allgemach ausgestiegen; nur ein stummer Engländer in einer Ecke war übrig geblieben, der ihn weiter nicht störte, wenn er ungeduldig von einem Fenster zum andern lief und in den dämmernden Abend hinauschaute, ob denn noch nichts von der zauberischen Inselstadt zu sehen sei? Aber sie ist auch darin zauberhaft, daß sie plötzlich, wie eine Fata Morgana, aus den Fluten emporsteigt; und mochte Arthur von Norden auch noch so eifrig sein Monocle ins Auge klemmen, er sah doch nichts als eine öde, sandige Gegend, in der einzelne Lachen und Wasserstreifen allgemach die Nähe des Meeres verkündeten.

Norden war natürlich ein Deutscher, das sah man auf den ersten Blick; und trotz seines einfach eleganten Reiseanzuges mit den übergetnüpften Samaschen und dem Monocle in seinem Auge, hatte ihn doch der lange Sohn Albions keines Blickes gewürdigt. Er war ein hübscher junger Mann, groß und schlank, mit leicht gekräuselten dunkelblonden Haaren, einem kleinen Bärtchen auf der Oberlippe, und ein Paar tiefblauen Augen, die noch so treuherzig, und bisweilen noch so schwärmerisch blicken konnten, daß selbst das Lognon, das er bei seiner Kurzsichtigkeit wirklich nicht entbehren konnte, ihm keinen blasierten Anstrich zu geben vermochte.

Auch seine Unruhe und Ungeduld, jetzt ans Ziel zu gelangen, verriet, wie jugendlich er noch innerlich war, trotz seines schon männlichen Aeußern. Einmal, „in seiner Jugend“, wie er zu sagen pflegte, das heißt als Gymnasiast, als halbes Kind, war er mit seinem Vater in Venedig gewesen, für einige Tage; wenn er auch damals noch nichts von der eigentlichen Schönheit der wunderbaren Stadt verstand, so war ihm doch

das Bild der schlanken Gondeln, der engen Kanäle und des glänzenden Markusplatzes lebendig geliebt, und er hatte sich immer gewünscht, es wiederzusehn. Nun war sein älterer, schon verheirateter Bruder mit seiner jungen Frau nach Venedig gegangen; dessen Gesundheit war nicht die stärkste, wenigstens glaubte er das selbst, und wollte einmal dem rauhen nordischen Frühjahr entgehn; nebenbei auch seiner kleinen Frau, die viel jünger als er war und noch gar nichts von der Welt gesehn hatte, ein wenig vom Süden zeigen.

Arthur, der keine Schwester hatte, schwärmte natürlich mit der angeborenen Ritterlichkeit seiner Natur für seine liebenswürdige Schwägerin, und er dachte es sich herrlich, mit den beiden zu reisen; mit der jungen Frau, die so empfänglich sein mußte für all das Schöne, das sie noch nicht kannte, und mit dem kunstsinigen, feingebildeten Bruder Leonhard, zu dem er von jeher mit einer Art von Verehrung aufblickte, wenigstens geistig — denn körperlich übertrugte ihn Arthur mindestens um eines Hauptes Länge. So hatte er denn den glücklich erhaltenen Urlaub benutzt und folgte den Geschwistern nach Venedig.

Der Abend dunkelte schon und in Mestre wurden die Laternen angezündet. „Auch noch bei Nacht und Nebel in Venedig anzukommen!“ seufzte Arthur und warf sich noch einmal in seine Bagenede. Aber der Zug flog jetzt mit einer fieberhaften Eile dahin und bei dem nächsten Blick durchs Fenster blühte ihm ringsum Wasser entgegen; dort vor ihm flammten unzählige Lichter, die Brücke donnerte unter ihnen, und ehe er sich recht besann, waren sie schon in die Station eingefahren.

Das Heer der dienstbereiten Portiers erwartete die Reisenden. „Pension anglaise!“ rief Arthur, denn dort hatte ihm Leonhard Quartier bestellt, und mit höflichem Gruß trat der betreffende dienstbare Geist vor. Der leichte Koffer war bald gefunden und in die hartende Gondel gebracht; der Gondolier in der eleganten weiß und blauen Bluse, das leichte Käppi auf die dunklen Locken gedrückt, setzte mit ein paar sicheren und doch so graziösen Ruderschlägen das Fahrzeug in Bewegung, und dahin glitten sie, lautlos, durch das Gewirre der andern Gondeln, ohne anzustoßen, ohne sich nur zu berühren.

Es war ein köstlicher, mondhellcr Abend, und Arthur glaubte wirklich zu träumen, als er an den rötlich funkelnden Laternen, an den im Mondlicht schimmernden Palästen vorüberglitt; er seufzte nicht mehr über das Mißgeschick, bei Nacht und Nebel in Venedig anzukommen, er pries seinen guten Stern, daß er ihn grade zum Mondschein hergeleitet, der selbst die halbzerfallenen Herrlichkeiten der Lagunenstadt mit neuem Glanz umkleidet. Er versuchte auch gleich sein bestes Italienisch, hatte er doch nicht umsonst unterwegs eifrig studiert in seinem Konversationsbuch; und mit der angeborenen Gewandtheit und Liebenswürdigkeit des Italieners verstand der Gondolier auch die paar Brocken und beantwortete sie hochtönend in möglichst reinem Accent, denn der eigentlich venetianische Dialekt ist für den Fremden noch schwerer zu verstehen.

„Per far piacer al Signore,“ fuhr er auch nicht den nächsten Weg durch die engen, dunklen Kanäle, sondern lenkte mit seiner unnachahmlichen Grazie in den Kanal grande ein, wo ein buntbewegtes Treiben herrschte.

„E la Serenata!“ rief er dem entzückten Fremden zu, als ein großes Schiff, mit hunderten von bunten Ballons erleuchtet, an ihnen vorübersehwebte. Es hatte Sänger und Musik an Bord, und schmeichelnd klangen die weichen Töne der italienischen Kanzenen über das dunkle Wasser, das die bunten, zitternden Lichter getreulich wieder spiegelte.

Es liegt ein unbeschreiblicher Zauber in diesen venetianischen Volksliedern, und die Stimmen waren so rein, daß selbst die höchsten Töne flötengleich dahinschwebten.

Arthur, der selbst musikalisch war und gern sang, geriet in Begeisterung.

„Das ist wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht!“ rief er aus, als das leuchtende Schiff voranzog, und hunderte der dunkeln Gondeln es umdrängten und ihm

folgten; jede hatte ihre kleine Laterne wie einen Stern an der Spitze hängen; einige waren auch mit Fackeln beleuchtet, die die Gondoliere jubelnd schwingen, wenn ein besonders beliebtes Lied, wie „Funicola, funicoli“ ertönte, und laute Bravos erschallten dann durch die Nacht. Phantastisch erschienen manche der Trachten in dem flimmernden Mondlicht; die helle Kleidung der Gondoliere, die dunkeln Schleier der venetianischen Damen — es erschien dem Deutschen wie ein Bild aus vergangenen Jahrhunderten, wo Venetia noch die Königin der Meere war. Arthur vergaß seine Reifemüdigkeit, seine Sehnsucht den Bruder wiederzusehen, er winkte dem Gondolier, dem Strom zu folgen und geriet so einen Augenblick in das Gedränge der Gondeln. Die lauten Rufe der Gondoliere, das Bravollatschen der Zuhörer hatte etwas Betäubendes; aber jetzt wurde es stille — eine Arie von einer silberhellen Sopraustimme vorgetragen, ein schmelzendes Liebestied, ertönte zur Begleitung der Mandoline; alles lauschte atemlos; es paßte die Melodie so ganz zu den Mondstrahlen, die auf dem Wasser zitterten, zu den phantastischen alten Palästen, mit ihren halb maurischen Loggien und Balkonen, zu den weißen Marmorsäulen und silbernen Kuppeln der Salute, deren Thürme ein elektrisches Licht noch von Zeit zu Zeit magisch erleuchtete. Arthur war wie berauscht; er faßte unwillkürlich an seine Stirn, ob er auch wach sei, oder ob nur die Phantasie ihm dies bunte Bild vormalte — aber nein, es war Wirklichkeit! Auch die Dame in der nächsten Gondel vor ihm, die sich jetzt eben aus dem Dunkel aufrichtete, so daß der grelle Schein der roien Fackel sie einen Moment beleuchtete, auch sie war kein Traumbild — und doch meinte Arthur in dem Augenblick, niemals früher etwas so Schönes gesehen zu haben. Ein dunkler Sammtmantel war um ihre Schultern geschlagen, das Licht spielte in purpurnen Reflexen darauf; eine schwarze Spitze bedeckte wie ein Schleier das schimmernde Haar, das einen Augenblick goldig erglänzte, um im nächsten wieder tief dunkel zu erscheinen; und nun das Gesicht darunter mit dem feinen Oval und den wunderlamen langgeschlitzten dunklen Augen; es war jetzt bleich im Mondenschein, aber doch so stolz, so edel wie das einer Königin. Einen Augenblick starrte Arthur die Erscheinung an — sie schien ihm wirklich aus einer andern Welt.

Trotz der Geschicklichkeit der Gondoliere waren die beiden Fahrzeuge aneinandergeraten, und es bedurfte einiger Zurufe und Ruderstöße, um sie wieder zu trennen; im nächsten Augenblick verschwand die Gondel wieder in der Dunkelheit. Das Lied war zu Ende; das laute Bravo der Zuhörer erweckte Arthur aus seinem Traum und eine Minute später glitt seine Gondel zur Seite und hielt an den Marmorstufen der kleinen Pension anlaufe, die die leise aufsteigende Flut der Lagunen bespülte.

## II.

### In Venedig.

Das Läuten der zahlreichen Glocken erweckte Arthur am andern Morgen; er eilte aus Fenster, und da lag Venedig vor ihm, nicht mehr in der dämmernden Hülle des Mondscheins, sondern im vollen Zauber des Tageslichts. Rot glühte der schlanke Campanila von S. Giorgio Maggiore im Sonnenschein; die mächtigen Seeschiffe spannten ihre Segel aus, sie in der frischen Luft zu trocknen; die einsörmigen schwarzen Gondeln und die hellen Fischerboote mit den bunten Wimpeln tanzten auf dem schimmernden Wasser. Auch die Fortuna oben auf der Bogara, am Eingang des Kanals grande, die sich nach dem Winde dreht, hatte ihr glückverheißendes Segel ausgespannt und über dem ganzen reichen, farbenprächtigen Wilde lagerte jener silberne Duft, der meist Venedig umschwebt, der die Farben nicht verhüllt, sondern sie nur noch glänzender erscheinen läßt, und nur die tiefen grellen Schatten des Südens mildert.

Arthur stand eine Weile entzückt am Fenster; er konnte seine Blicke nicht abwenden von den pfeilschnell dahinschießenden Gondeln, aber unwillkürlich suchte sein Auge in

jeder den dunklen Sammetmantel, den schwarzen Schleier und das schimmernde Haar der schönen Dame von gestern Abend. Selbst im Traum, so fest er auch sonst geschlafen, war ihm ihr Bild erschienen, wie sie singend immer weiter hinausruderte dem Meere zu und er stand am Ufer und konnte ihr nicht folgen. Der Gedanke sie wiederzusehn, sie anzufuchen und zu finden, war der erste beim Erwachen gewesen; und mit der Energie der Jugend zweifelte er auch garnicht, daß es ihm gelingen würde. Obgleich die mandelförmigen Augen und das goldne Haar an venetianischen Typus erinnert hatten, so war Arthur doch überzeugt, daß es eine Fremde, vielleicht sogar eine Deutsche sei; die Venetianer kommen ja bei allen solchen Gelegenheiten viel weniger zum Vorschein als die Fremden; und wenn ihn sein scharfes Ohr nicht getäuscht, so hatte er in dem Augenblick, als die beiden Gondeln sich berührten, einige deutsche Laute vernommen. Jedenfalls wollte er wissen, ob ihm nicht bloß der Mondschein betrogen, und ob die Dame auch bei Tage so schön sei, als sie ihm in jenem Moment erschienen war.

Zuerst freilich mußte er Bruder und Schwägerin begrüßen; er hatte sie den Abend vorher nicht mehr getroffen, da sie der Serenata und dem Mondschein zu Ehren auch eine Gondelfahrt unternommen hatten, und nun eilte er, sie bei ihrem Frühstück zu überraschen. Wohl war die Begrüßung mit dem Bruder eine recht herzliche, aber es schien ihm doch eine kleine Wolke auf Leonhards Stirn zu schweben und auch der Gruß der hübschen blonden Schwägerin klang nicht so frisch als er erwartet hatte.

„Alter Leo, sind dir hier, wo die Löwen so gefeiert werden, nicht auch die Flügel gewachsen? Wie bekommst du die hiesige Luft?“

„O — ganz gut bisher; nur gestern Abend, wo mich meine kleine Frau zu der Mondscheinfahrt verleitete, habe ich mich natürlich etwas erkältet und der alte Katarrh meldet sich schon wieder.“

„Armer Junge, freilich, man reist nicht nach Venedig um den Schnupfen zu bekommen; aber — es war doch solche göttliche Nacht —“

„Göttlich würde ich gerade nicht sagen, lieber Arthur,“ fiel Martha hier ein, „es war schön, sehr schön, aber unter „göttlich“ verstehe ich doch etwas anderes.“

Martha liebte nicht efflativische Ausdrücke; sie war still auf dem Lande, in ziemlich strengen Formen und Grundsätzen aufgezogen worden und zog bisweilen die Grenzen etwas scharf und eng. Es wurde ihr auch leicht, die Welt, die sie eigentlich noch gar nicht kannte, zu verachten und ihr Leben ganz ihren Grundsätzen gemäß einzurichten. Sie war ihrer Ueberzeugung nach eine sehr gute lutherische Christin, aber ein klein wenig von päpstlicher Unfehlbarkeit hatte sie sich trotzdem angewöhnt — ohne es zu ahnen natürlich.

Leonhard lebte jetzt auf seinem väterlichen Gute mit seiner jungen Frau und Arthur hatte sie meist nur als Braut gesehen, wo sie ihm still, schüchtern und demüthvoll, als das Urbild zarter Weiblichkeit erschienen war; aber die Ehe, noch dazu mit einem Mann, von dem man angebetet wird, entwickelt den Charakter der Frau oft überraschend schnell, und Arthur verdroß der belehrende Ton ein wenig, den Martha angenommen hatte; er paßte nicht zu seiner poetisch bewegten Stimmung. Und als Martha nun noch hinzufügte: „Und was den Schnupfen betrifft, lieber Leonhard, so wäre der sehr gut zu vermeiden gewesen, wenn du den wärmeren Paletot angezogen hättest, wie ich dir riet — aber —“

Da ergänzte Arthur wohl lachend den Satz: „Aber die Männer müssen ihren Willen haben!“ innerlich aber dachte er: „Donnerwetter, der Pantoffel ist wohl kaum noch mit Sammet gefüttert!“ „Na Kinder, was habt Ihr heute denn nun vor?“ sagte er dann laut und streckte seine langen Glieder, so behaglich als es ging, in den etwas zu kleinen Lehnstuhl, indem er sich die Morgencigarre anzündete.

Martha hüpfelte ein klein wenig und sagte, daß der Arzt dem Leo das Rauchen fürs erste untersagt. Arthur schien das zu überhören.

Leonhard machte ein etwas bedenkliches Gesicht:

„Ja, was meinst du, liebe Martha, für heut?“

„Ja, was dachtest du, lieber Leo? Wir wollten ja eigentlich nach dem Lido heut mit dem Baporetto; aber wenn der Wind zu kühl ist, so weiß ich nicht, ob die weite Fahrt ratsam ist.“

„Etwas planmäßig muß man hier verfahren,“ sagte Leonhard, „man bewältigt sonst die reichen Schätze nicht. San Marko, den Dogenpalast und die Akademie haben wir natürlich schon gesehen; nun wollten wir täglich eine bis zwei Kirchen besuchen; nicht zuviel auf einmal, damit sich die Eindrücke nicht verwirren; die wundervollen Gemälde Bellinis, Titians und Sassoferratos in den Sakristeien, die Denkmale in den Frari und in S. Giovanni und Paoli wollen studiert sein; man muß sich mit seinem Burthard oder Gsell-Fels gehörig vorbereiten.“

„Ich habe den neuesten Wädeler in der Tasche,“ schaltete Arthur zuversichtlich ein.

„Was meinst du, Martha, wenn wir heut den Nebentore nähmen? Goethe fand ja die Verhältnisse dieser Kirche am edelsten und reinsten — das wäre ein schöner Anfang für Arthur.“

„Oder lieber S. Zaccaria. Da gehen wir die sonnige geschützte Riva entlang und vermeiden die weite Gondelfahrt. Jedenfalls aber erst nach dem zweiten Frühstück, wenn es wärmer geworden ist. Des Morgens liest man doch lieber, schreibt sein Tagebuch und die notwendigen Briefe, und ich habe auch einiges zu nähen.“

„Nun dann auf Wiedersehn!“ rief Arthur und fuhr mit der Hand durch seine blonden Locken. „Mich duttets nicht länger, ich muß mir S. Marko ansehen.“

„Eigentlich ist der Platz abends bei Beleuchtung am aller schönsten,“ sagte Leonhard.

„Ja, da sieht man den Schmutz der kleinen Gassen nicht,“ meinte Martha.

„O, Martha! Wo ist all deine Poesie geblieben? La bella Venezia und Schmutz!“

„Ja, sie ist eine gute kleine Hausfrau geworden,“ sagte Leonhard ganz stolz, „sie möchte alle die engen dunklen Calle's mit dem Besen kehren.“

„Und die Kanäle bei der Ebbe mit Eau de Cologne parfümieren,“ setzte Martha hinzu und rümpfte ihr zierliches Stumpfnäschen.

Leonhard drohte ihr scherzend mit dem Finger, und wollte sie eigentlich zur Strafe in seine Arme schließen; da sie das aber in Gegenwart anderer nicht liebte und sich zurückbog, so benutzte Arthur diesen Moment, um zu verschwinden.

### III.

#### San Marko und Santa Maria Formosa.

Auf dem Markusplatz, diesem großen Versamlungs- und Vergnügungsaal von Venedig, schwirrte es schon von Menschen, die der Sonnenschein hinausgelockt. Die Läden unter den Kolonnaden waren bestens aufgeputzt und weit geöffnet; Glaswaaren, Perlen und Korallen, Schmucksachen und Mosaiken aller Art, Bronzen, Photographien in endloser Auswahl, und die mannigfachsten Konfekte — alles so zierlich geordnet und aufgebaut, erfreuen das Auge, und es gehört ein hartes Herz dazu, um diesem Loden zu widerstehen. Die meisten Fremden kaufen auch gern und viel zur Erinnerung an Venedig. Die Cafés waren auch schon geöffnet, und viele versuchten schon im Freien, im warmen Sonnenschein oder im Schutz der Säulen, ihre tazza Chokolade oder Kaffee zu trinken. Dazu die lockenden Konfettis, die überzuckerten Früchte, an kleinen Stäbchen aufgereiht und feil geboten; die Blumenverkäuferinnen mit ihren Sträußchen — alles atmete Leben und Lebenslust und wollte den Vorübergehenden festhalten. Aber Arthur, obgleich er den entzückenden Bildern ringsumher sein Auge nicht verschloß, und obwohl er gewillt war, das Schöne hier zu genießen, und nicht bloß nach dem Reisehandbuch zu studieren, wollte doch nichts anderes sehen und hören, ehe er sich in die Wunder der Kathedrale von S. Marko vertieft — dahin zog es ihn doch zuert.

Das geheimnisvolle Dunkel im Innern umfing ihn wie ein heiliges Mysterium, als er aus dem vollen Sonnenglanz hineintrat; oben schimmerten und blühten die Mosaikbilder auf goldenem Grunde; schräge Sonnenstrahlen fielen durch das große runde Fenster gegen Süden, und streiften die Säulen, die verschiednen Kapellen, die blitzenden, schöngesformten Apseln — all diese reiche, wunderbare Architektur, die so bunt und fremdartig wie ein orientalisches Märchen ist, und doch in diese Stadt, in diese Umgebung paßt. In einer Seitenkapelle, die der Erinnerung an die Verstorbenen geweiht ist, wurde Messe gelesen; die Lichter brannten, die Priester in ihren reichen, goldgestickten Gewändern sangen, der Weihrauch wallte und dustete. Es lag wirklich etwas Sinnbestridendes in diesem Eindruck, und es war Arthur nicht möglich, einzelnes zu sehen und zu unterscheiden; er wollte erst den Geist des Ganzen erfassen und auf sich wirken lassen; die Mosaikbilder zu studieren, ob sie aus dem 11. und 12. Jahrhundert wären, oder nur eine moderne Nachahmung, dazu fand er noch keine Zeit. Er setzte sich in eine dunkle Ecke auf eine von den Bänken, die am Fuß der mächtigen Säulen angebracht sind, und betrachtete nur die Formen und Farben, die bei aller Fremdartigkeit auf den Beschauer zunächst einen überwältigenden Eindruck zu machen pflegen. Es soll ja wohl doppelt genugsam sein, mit gleichgestimmten Seelen das Schöne zu genießen, aber bisweilen stören uns auch andere, und Arthur war in dem Moment froh, allein zu sein; allein unter den hunderten von Menschen, die ihn dort umschwärmten, denn es sind meist mehr Neugierige als Andächtige in S. Marko.

Erst als die Gesänge verstummten, als die Priester in Prozession vorübergezogen waren und die Weihrauchwolken allmählig verslogen, blickte Arthur wieder umher; er rieb sich die Augen — kniete da nicht in dem Dämmerlicht der Seitenkapelle, halb von der Säule verborgen, eine schlanke Gestalt im dunklen Sammetmantel, das Haar von einem schwarzen Schleier verdeckt? Die schrägen Lichtstrahlen, die durch die hohen Fenster fielen, zitterten über sie hin.

„Wahrhaftig, ich sehe Gespenster am hellen Tage,“ murmelte Arthur, aber er stand auf und trat näher. Doch die Dame hatte das Gesicht tief in die Hände gedrückt; sie wenigstens schien andächtig inmitten der bunten Menge, die sie umdrängte. Arthur blieb einen Augenblick stehen, es war aber unmöglich, sie zu erkennen, und halb unwillig über sich selbst wandte er sich und verließ die Kirche.

„Dummes Zeug! Es giebt mehr Sammetmantillen und schwarze Schleier in Venedig,“ sagte er, als ob er draußen in der klaren Luft die mystischen Eindrücke der dunklen Kirche abschütteln wollte. Aber er lenkte seine Schritte doch nicht nach dem Markusplatz zurück; es war so verlockend, sich in die stillen, kleinen Straßen zu vertiefen; Arthur liebte solche Ausflüge auf eigene Hand, und mit seinem scharfen Ortsinn fand er sich meist rasch auch in fremden Städten zurecht. So schlenderte er bei dem Uhrturm und den beiden Löwen vorüber, über den kleinen Ponte delle canoniche und durch ein paar enge Straßen, bis er auf einem der größern Campos vor der Kirche Maria Formosa stand.

„Ein wunderliches, verbautes Ding — weder schön von außen, noch von innen,“ dachte er im Eintreten, „aber man muß sich als Fremder doch alles ansehen.“

In blindem Glück wandte er sich rechts nach einem kleinen Seitenaltar und blieb mit einem Ausruf des Entzückens vor einem herrlichen, lebensgroßen weiblichen Bilde stehen. — Arthur hatte eine Künstlerseele, und wenn er auch keine Form gefunden, seine Gedanken auszusprechen, das offene, rasche Auge für das Schöne war ihm halb unbewußt, doch eigen; er fühlte, daß er vor einem seltenen Meisterwerke stand. Dies edle Antlitz mit der feingebogenen Nase, die langgeschlitzten dunklen Augen, der fest geschlossene Mund, die kleine fast durchsichtig weiße Hand, die sie hoch emporhebt, die reichen Gewänder, in die die wundervolle Gestalt gehüllt ist, und das alles von dem goldbraunen, mit einem Diadem gekrönten Haar umwallt — man konnte fast an eine Königin denken; es liegt ein tiefer, heiliger Ernst auf dem schönen Antlitz, in der edlen Haltung; aber



die Linien, die Formen und Farben sind so weich und doch so lebenswarm, daß man meint, jetzt müßte sie aus dem engen Rahmen heraustreten, jetzt müßte ein liebliches Lächeln diese durchgeistigten Züge noch mehr verklären.

„Das ist sie!“ dachte Arthur unwillkürlich, „das ist ihr Bild!“

Vielleicht hat schon mancher sein Ideal hier verkörpert gefunden; jedenfalls war es Arthur, als ob so die schöne Unbekannte ausgesehen, die er gestern Abend in der zauberischen Mondnacht erblickt hatte, und ungeduldig winkte er dem geschwägigen Kunstode zu schweigen, der ihn mit seinen Auseinandersetzungen in seinen Gedanken störte und sich daraufhin achselzuckend entfernte.

Endlich suchte Arthur doch in seinen Taschen — aber natürlich, der Bädeler war vergessen; und nur mit einer Art von Kampf riß er sich los, um das „verdammte Buch“ zu holen, das nie zur rechten Zeit da war, um die Geschichte des Bildes nachzulesen.

„Es ist aber doch ein altes Bild, kein neues,“ sagte er fast seufzend, „das Original wird nicht mehr leben!“

#### IV.

### Die heilige Barbara.

Glücklich fand Arthur sich bis zum Marktplatz zurück, von dem ihm jetzt rauschende Musik entgegenkante; während des Winters und Frühjahrs sind die Konzerte dort früh am Nachmittag, da es abends noch zu kühl ist, und die schöne Welt von Venedig flutet dabei auf und nieder; plaudernd und lachend, Kaffee trinkend und Konfetti naschend, denn sehr ernsthaft ist diese italienische Musik nicht, aber weich und melodisch. Während sich Arthur hastig durch die Menge drängte, die ihm entgegenströmte, stieß er buchstäblich auf Leonhard und seine Frau. Sie hatte Toilette gemacht: einen hübschen grauen Reisanzug, einen leichten Filzhut dazu mit blauem Schlier, der ihr vortrefflich stand, und alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden. Auch Leonhard fühlte sich wieder wohler im Sonnenschein, und alle drei freuten sich der unerwarteten Begegnung.

„Leonhard, ich bitte dich, hast du deinen Bädeler, oder irgend ein anderes deiner gelehrten Kunstbücher bei dir?“

„Natürlich, wer wird in Venedig ohne ein solches ausgehen.“

„Gieb es mir geschwind, ich habe eben das entzückendste Bild von der Welt gesehen und weiß weder Namen noch Maler.“

„Die Assunta? Warst du in der Akademie?“

„Rein, bewahre, keine Madonna, ein herrliches lebensvolles Weib, das noch auf dieser Erde steht.“

Endlich hatte Leonhard das Buch in der letzten Tasche seines Paletots gefunden. Arthur blätterte ungeduldig darin.

„Es war dahinten,“ sagte er, „noch ein Stück hinter der Markuskirche — Kampo Maria Formosa —“

„Ach so,“ sagte Leonhard, „natürlich die heilige Barbara von Palma Vecchio, sein berühmtestes Bild; ich hatte mir noch aufgespart es zu sehen.“

„So kommt doch gleich mit,“ rief Arthur, „und wir sehen es zusammen!“

„Wir wollten ja eigentlich nach S. Zaccaria,“ wandte Leonhard ein, und sah fragend seine kleine Frau an. Aber diese war so guter Laune, daß sie sogar von dem vorgekehrten Plane abging; Arthurs Enthusiasmus erschien ihr so ansteckend, daß sie auch für die Formosa stimmte. „Wir könnten wohl Arthur den Gefallen thun,“ sagte sie.

„Zu Fuß?“ meinte Leonhard bedeutlich, „weißt du wirklich den Weg?“

„Ich führe euch!“ rief Arthur triumphierend, und so trat jetzt das Trio den Weg durch die engen Gassen und über die kleinen Brücken an.

Leonhard und Martha, die meist nur mit der Gondel gefahren waren, erschrafen etwas vor den dunkeln Gäßchen; Martha raffte ihr hellgraues Kleid ängstlich zusammen, damit es nicht in zu nahe Berührung mit den verschiedenen Abfällen läme, die man freilich reichlich genug in den Straßen Venedigs findet; Leonhard behauptete einigemal, daß sie sich verirrt hätten, und wollte einen andern Weg einschlagen, aber schließlich kamen sie glücklich vor der Formosa an. Leonhard wollte natürlich erst das Portal studieren; er meinte, daß der Sarkophag im Renaissancestil mit der Statue darüber ganz besonders merkwürdig sei; aber Arthur war viel zu ungeduldig, die heilige Barbara noch einmal zu sehen, er hörte diesmal nicht auf des Bruders kunstgeschichtliche Erklärungen und entriß ihm sogar sein Handbuch, um etwas Näheres über das Bild oder die Heilige, die es darstellte, zu erfahren; er fand auch glücklich in einer Anmerkung, daß sie im dritten Jahrhundert in Griechenland gelebt, die schöne, hochgebildete Tochter eines reichen und vornehmen Mannes; mit der größten Sorgfalt, aber nur in heidnischer Wissenschaft erzogen, war sie dennoch durch den alten Kirchenslehrer Origenes mit dem Christentum in Berührung gekommen. Der Vater, der sein Kind mit eifersüchtigem Stolz bewachte, war entsetzt in dem Gedanken, seine edle Tochter einem so verachteten Aberglauben anheimzufallen zu sehen; er sperrte sie erst in einen Turm ein (mit dem sie auch immer abgebildet wird) und versuchte, durch völlige Einsamkeit, durch Drohungen, Strafen und Martern sie davon zurückzubringen; als es ihm jedoch nicht gelang, ihre Ueberzeugung wandern zu machen, tötete er sie in der Wut mit eigener Hand; aber die Rache des Himmels erteilte ihn in Gestalt eines Blitzstrahls, der ihn traf, noch ehe er Zeit hatte, seine Unthat zu bereuen. Die schöne Märtyrerin, die so fest und treu geblieben war, wurde dann nicht bloß heilig gesprochen, sondern auch später — nach Erfindung des Schießpulvers — in ideeller Anknüpfung an den Blitz und Donner, der ihre Heiligkeit dokumentiert hatte, zur speziellen Patronin der Artillerie gemacht. — Arthur war entzückt von dieser Geschichte seiner Heiligen, deren Schluß noch ein Reliefbild unten am Altar andeutet.

„Ebel, vornehm, hochgebildet,“ sagte er; „man sieht es ihr an —“

„Ja, es ist schön gemalt,“ sagte Leonhard, „aber doch ein weltliches Weib!“

„Jedenfalls keine Heilige,“ setzte Martha hinzu.

Arthur war förmlich verletzt durch dies abweisende Urteil, wo er nur Bewunderung und reinstes Entzücken fühlte.

„Asketisch sieht sie freilich nicht aus,“ sagte er in etwas gereiztem Ton, der ihm sonst fremd war; „muß man denn eine halbverhungerte, weltflüchtige Nonne sein, oder gar alt und häßlich, um einen Anspruch auf Heiligkeit, oder sagen wir lieber Frömmigkeit zu haben? Ist es denn nicht gerade bewundernswert, daß sie ihre blühende Jugend, ihre Schönheit, ja ihre ganze geistige Bildung ihrem Gott und Heiland zu Füßen legte, und steht dies alles nicht so deutlich in ihrer ruhigen, edlen Haltung geschrieben? Wie viele Männer haben vielleicht nach dieser feinen, weißen Hand gestrebt, die sie so stolz emporhebt, und wie beglückend mußte die Liebe dieses herrlichen Geschöpfes gewesen sein, aber keine irdische Liebe hat ihr Herz gerührt.“

Leonhard war ganz erstaunt über den ungewohnten Redestrom des jüngeren Bruders. „Aber, alter Junge, ich kann dir nicht helfen, deine schöne Heilige steht nicht ganz sicher auf ihren Füßen, die Stellung derselben auf dem Kanonrohr kommt mir unhaltbar vor.“

„Und ich finde trotz aller Schönheit den Ausdruck des Gesichtes kalt und stolz,“ meinte Martha, „und für eine fromme, christliche Jungfrau, die sie doch vorstellen soll, noch dazu im Gefängnis, ist ihr Auzug auch viel zu reich und prächtig.“

„Unsinn!“ murmelte Arthur; er wollte noch etwas erwidern, aber er fühlte selbst, daß es lächerlich sei, sich zu ärgern, und daß das Bild der schönen Unbekannten sich ihm unwillkürlich mit dem der alten Heiligen vermischte. Er schwieg also, sah aber nur sehr zerstreut noch das reizende Bild der Madonna von Saffoscerrato oben in der

Sakristei mit an, von dessen Lieblichkeit und sanfter Schönheit Martha sowohl als Leonhard begeistert waren. Ehe sie die Kirche verließen warf er noch einen langen Blick auf die heilige Barbara, als wollte er sich jeden Zug, jede Miene ihres Antlitzes tief einprägen.

Er hatte garnicht Lust, heut noch andere Bilder zu sehen, und da Martha auch leicht ermüdete, so gab man die weiteren Kirchen auf und lehrte nach dem Markusplatz zurück. Arthur war schweigsam, und so trug Leonhard die Kosten der Unterhaltung; er bezeichnete alle Straßen, durch die sie gegangen waren, auf seinem Plan, zeigte ihnen die Seufzerbrücke in der Entfernung und sprach davon, im Vorübergehen die große Werttessifabrik zu besuchen, die sehr interessant sein sollte. Martha, die sich durch ein paar Konjettis wieder gestärkt, schien garnicht abgeneigt, die berühmten venetianischen Spitzen näher kennen zu lernen; aber Arthur meinte halb scherzend, er sünde das ein sehr eitles, weltliches Vergnügen, und so wurde nach einigem Zögern der Besuch noch verschoben.

## V.

## Auf dem Markusplatz.

Die Piazza war leerer geworden; die Musik war zu Ende und nur noch einzelne Spaziergänger oder Gruppen von Fremden belebten den herrlichen Platz. Auf der Piazzetta bei den zwei mächtigen Säulen, winkten die Gondolieri, denen die Laporetti so viel Abbruch thun und riefen mit schnarrender Stimme ihr: „Gondola“ — „Gondola“ meist umsonst. Auch Martha fand es nicht geraten, ihren Leonhard einer neuen Erkältung auszusetzen, und so schlenderten die drei langsam über den Markusplatz zurück, wo es nie an Abwechslung und bunten Bildern fehlt.

Es war wieder einmal die Zeit die Tauben zu füttern, nun es stiller geworden. Die Händler mit den kleinen Tüten mit Korn gefüllt, stehn immer bereit, und für die Scharen der englischen Kinder mit den langen blonden Haaren und den rosigen Gesichtern gehört es zu den täglichen Vergnügungen, das Futter zu streuen und die zahllose Menge der Tauben damit anzulocken, die in der Umgebung nisten und als dem S. Marko geweiht, eine Art von Heiligkeit erlangt haben.

Auch hent stürzten die silbergrauen Vögel, mit ihren glänzenden Flügeln, zu Hunderten schwirrend hernieder, besonders auf eine Gruppe dicht an den Säulen des Ausgangs. Tauben mögen auch ihre Sympathieen haben wie die Menschen; entweder wurde ihnen dort das reichlichste Futter, der beste Weizen gestreut, oder die schöne Dame in der Mitte, die mit den goldnen Körnern ihr Kleid von dunklem Olivsesammet bestreut hatte und sie ihnen mit beiden gefüllten Händen darbot, übte auch auf die Vögel unter dem Himmel eine besondere Anziehungskraft aus; Arme und Schultern waren bedeckt von den zutraulichen Tierchen, und sie pickten unbesorgt die Körner aus ihrer weißen Hand.

Es war ein reizendes Bild, diese schlanke Gestalt mit der anmutigen Haltung, ein kleines Hütchen mit schimmernder roter Feder auf dem braunen Haar, das mit goldnen Nadeln aufgesteckt war; das schien nicht bloß der ältere Herr zu finden, der sichtlich mit väterlichem Stolz daneben stand und ein paar junge Kavaliere, die wohl zur Begleitung gehörten — auch Zuschauer hatten sich eingefunden aus allen Ständen und die lebhaften Italiener geizten nicht mit ihren Bravos beim Anblick der lieblichen Gruppe. Auch unsere drei Freunde wandten unwillkürlich ihre Schritte dorthin.

„Schön zum Malen!“ sagte Leonhard scherzend.

„Aber ich bitte dich, welche Eitelkeit“, flüsterte Martha; „es ist ja eine wahre Schaustellung, hier auf offenem Markte!“ Sie hatte auch schon öfter die unschuldigen Täublein gefüttert, aber früh am Morgen, in einer stillen Ecke und vielleicht mit weniger Glück; die Tierchen waren scheu gewesen.

Arthur sagte garnichts; er starrte die schöne Erscheinung an in dem dunkeln Sammetkostüm, das sich so weich an ihre Gestalt schmiegte; jetzt hob sie die eine Hand empor, daß die Tauben rauschend aufflogen, wandte den Kopf etwas nach der Seite und — Arthur hätte beinahe laut ausgerufen: „Sie ist es!“

Ja, sie war es wirklich, die heilige Barbara, wie er sie jetzt innerlich nannte, die Dame, deren Bild ihn seit gestern Abend so unablässig verfolgte; vielleicht nicht ganz so schön, wie sie ihm im Mondlicht erschienen war, und nicht so glänzend, wie Palma Vecchio seine Heilige gemalt; die Wangen etwas bleicher, die Züge vielleicht etwas schärfer, aber doch bestand eine gewisse Aehnlichkeit mit dem herrlichen Bilde, wenigstens in Arthurs Augen.

Er verbarg natürlich seine Ueberraschung so gut als möglich, nahm seine gleichgütigste Miene an, klemmte das Monocle in das eine Auge und starrte die schöne Fremde an, als ob sie wirklich nur ein Bild wäre. Ihre Blicke begegneten sich dabei und ein leichtes Rot überzog die Wangen der Dame. Sie hatte, wie es hundert andere in Venedig thun, im harmlosen Scherz die Tauben gefüttert und nicht darauf geachtet, daß so viele Zuschauer sie umgaben. Jetzt zeigte ihr der, wie sie vielleicht meinte, allzubreite Blick des jungen Mannes, daß sie mehr Aufmerksamkeit erregte als ihr lieb sein mochte. Sie schüttelte die letzten Körner aus den Falten ihres Kleides, streifte den Handschuh über, zog den leichten Shawl wieder fester um die Schulter und ergriff den Arm ihres Vaters. Ohne auf das zu achten, was ihr der eine ihrer andern Begleiter, ein schöner junger Mann mit dunkeln Haaren und Augen, lächelnd zusüsterte über den Beifall, den sie gefunden, wandte sie sich schnell zum Gehen.

Arthur hatte mit raschem Blick die ganze Gruppe überschaut. Daß der ältere Herr der Vater war, ließ sich leicht erraten; dieselbe hohe Gestalt, nur der Ausdruck des Gesichts stolzer und älter; Anzug und Wesen zeigten den vornehmen Mann. Der eine der jüngern Begleiter zeigte deutschen Typus, er war blond und sah gutmütig aus; in den Aehren des andern schien südliches Blut zu wallen; wenigstens deuteten darauf die schwarzen blühenden Augen, mit denen er gerade jetzt seine Gefährtin bedeutungsvoll ansah.

Arthur murmelte etwas von Photographien, die er sich gleich kaufen oder ansehen mußte. „In der Ecke rechts bei Naya!“ rief ihm Leonhard noch zu; aber schon war er unter den Kolonnaden verschwunden; er mußte doch die Spur, die er so wunderbar rasch gefunden, weiter verfolgen.

Die Gesellschaft wandte sich über die Piazzetta nach der Riva degli Schiavoni, wo die lustigen bratnen Buben ihre Purzelbäume schossen, oder lebendige Schildkröten und häßliche Armbänder von kleinen Mischeln und Perlen zum Verkaufe boten, um ein paar Soldi zu verdienen. Plaudernd und lachend schauten die Fremden dem Treiben zu, und Arthurs scharfes Ohr entnahm aus ein paar ausgefangenen Worten, daß sie nach Hause wollten; also wohnten sie in einem der zahlreichen Hotels an der Riva. Nachher aber änderten sie ihre Absicht oder gaben doch den Fußweg auf, winkten sich eine der harrenden Gondeln heran, die sie bestiegen, und verschwanden in der Richtung der Giardini pubblici.

Enttäuscht lehrte Arthur wieder um; aber er wußte doch die Richtung, in der die schöne Unbekannte zu suchen war, und hatte deutlich gehört, daß die Gesellschaft deutsch sprach, sogar mit jener eigentümlichen, etwas scharfen Betonung, wie man sie nur im hohen Norden, in den Ostseeprovinzen vernimmt, die aber doch für das Ohr desjenigen, der die meist so liebenswürdigen, feingebildeten Bewohner jener Gegenden kennt, einen eigenen Reiz hat.

„Eigentlich für den ersten Tag schon mehr Glück als Verstand,“ dachte Arthur, als er zu seinem spätem Diner heimkehrte, „nur sehr albern benommen habe ich mich — starrte sie an mit dem dummen Augenglas, bis sie es übel nimmt, und weiß nun

doch noch nicht, wer sie ist und wo sie eigentlich wohnt? Aber herausfinden werde ich es schon. Dies Venedig ist eine verzauberte Stadt, und ich glaube, es geschehen hier noch Wunder!"

## VI.

## Schlechtes Wetter.

Auch in Venedig ist nicht immer Sonnenschein; und trübselig genug sehen an Regentagen die alten Paläste aus, die ohnehin so wenig gemacht sind, dem Wetter Widerstand zu leisten. Die fest geschlossenen Gondeln huschen dann gespensterhaft, wie schwimmende Särge, durch die engen dunklen Kanäle. Wasser von allen Seiten — oben und unten, das ist ein trübseliger Anblick.

Arthur that sein Möglichstes, um die Zeit nützlich anzuwenden; er studierte Italienisch, er besichtigte Galerien, Kirchen, Paläste — aber Leonhard und Martha behaupteten oft, daß er zerstreut wäre, der alten Venetia nicht die gehörige Aufmerksamkeit widmete und sich sogar mehr die Menschen, als die Bilder betrachtete.

Martha versuchte zuweilen ihn zu necken mit der schönen Taubenkrämerin, wie sie sagte, die als lebendes Bild aus dem Markusplatz gestanden und ihren Herrn Schwager so gefesselt hätte; aber sie mußte die Erfahrung machen, daß der sonst so harmlose Arthur, der auf jeden Scherz einging, doch auch seine verwundbaren Stellen habe. Er hatte ihre Aeußerung über die große Eitelkeit dieser Schaustellung wohl gehört und nicht vergessen; er antwortete daher in etwas gereiztem Ton, und die Gemüthlichkeit war gestört. Leonhard, der seinen jüngeren Bruder herzlich liebte und sich an dem guten Einvernehmen zwischen ihm und Martha immer erfreut hatte, war verstimmt darüber; er suchte die beiden zu versöhnen und machte so die Sache wichtiger und damit schlimmer, als sie war. Martha behauptete sogar, die Fremde sei gar nicht so schön gewesen; nur der Anzug und die tolette Haltung mit den Tauben hätten sie so anziehend erscheinen lassen. Denn mag eine Frau auch noch so wenig eitel sein, sie hört es doch nicht gern, wenn eine andere allzusehr bewundert wird — und das hatte unvorsichtigerweise auch Leonhard gethan.

Arthur versicherte etwas hitzig, daß eine Frau, die sich gut auszöge, ebenso vortrefflich sein könnte, als eine, die es nicht verstände.

Martha hatte nicht sehr viel Geschmack, und Leonhard suchte meist die Anzüge für sie aus; der Pfeil traf also, und sie schwieg verlegt.

„Die Tauben sind sogar heilige Tiere,“ sagte Arthur hinzu, „und man kann ebenso fromm sein, wenn man sie füttert, als wenn man zu Hause sitzt und Armenstrümpfe strickt.“

Leonhard suchte dem Gespräch eine allgemeinere Wendung zu geben; er wußte schon, daß die Frauen immer eigensinniger werden, je mehr man ihnen widerspricht, und las den streitenden Parteien eine Abhandlung über den Ursprung der Markustauben vor; keiner hörte recht zu.

Arthur war überhaupt gegen seine Gewohnheit ein wenig verstimmt; das Regenwetter war zu fatal. „Und warum sitzen wir eigentlich hier in dieser langweiligen englischen Pension,“ sagte er, „wäre es nicht viel besser, in einem der deutschen Hotels an der Riva zu wohnen? Die Luft ist da viel gesünder, und man fände doch einmal einen Christenmenschen, mit dem man sich unterhalten könnte.“

„Engländer sind auch Christen, und zuweilen sogar recht gute,“ sagte Martha. „Wir hatten uns grade diese Pension ausgewählt,“ fiel Leonhard ein, „wegen der vortrefflichen Lage, der mäßigen Preise, und weil man sich zugleich etwas im Englischen üben kann, das Martha gern spricht.“

„Aber diese Beefsteaks reden ja doch nicht mit unser euem,“ sagte Arthur, „die Konversationsstunde umsonst ist ein verfehlter Zweck.“

Und er nahm seinen Regenschirm und lief unter die Kolonnaden, den einzigen Ort, wo man sich in frischer Luft etwas Bewegung machen konnte. Bisweilen ging er auch wohl weiter, am Dogenpalast vorüber, nach der Riva zu. Aber er begegnete nur den Malern, die immer mit vergnügten Gesichtern aus ihrem gemütlichen Wirtshaus „Zum Sandwirt“ kommen und auch bei Regenwetter mit Farbentasten und Maststod nach S. Marko oder dem Dogenpalast wandern, um dort ihre schönen Ansichten des Innern der Kirche oder der prächtigen Zimmer zu vollenden. Arthur hätte sie um ihren Fleiß und ihre gute Laune beneiden mögen. — Er blickte in die Cafés, in die verdeckten Gondeln, die an den Eingängen der großen Hotels oder an den Stufen der kleinen Brücken warteten; aber er sah „nichts“, wie er sagte, und ging dann wohl zum Trost noch an der Formosa vorüber, um wenigstens einen Blick auf seine heilige Barbara zu werfen.

„Es freut mich, daß sie eigentlich eine militärische Heilige ist,“ sagte er sich dann, „und daß die Artillerie sie noch jetzt in Ehren hält. Schade, daß ich nicht selber Artillerist bin, aber ich kann sie doch zu meiner Schutzpatronin machen — schießen kann ich ja auch so ziemlich. Und es hilft alles nichts, es ist das schönste Bild hier; mir lieber, als alle Bellinis, Titians und die ewigen Tintoretos; und sie ist doch kein eitles, weltliches Frauenzimmer!“

So war endlich der Sonntag herangelommen, und der höfliche italienische Wirt prophezeite besseres Wetter, wenngleich es den Morgen noch trübe ausah.

„Du gehst doch mit uns in die Kirche?“ sagte Leonhard beim Frühstück.

„Natürlich!“ antwortete Arthur, der am Fenster seine Cigarette rauchte.

Er war von seinen Eltern in so festen Grundfäßen erzogen, daß es ihm selbstverständlich erschien, am Sonntag in die Kirche zu gehen, und auch als Lieutenant in seinem lustigen Militärleben war er selten von dieser Gewohnheit abgewichen. Es ist schon viel wert, wenn der Mensch gute Gewohnheiten hat; ob es bei Arthur schon wirklich ein inneres Bedürfnis war, das ihn zum Gotteshause zog, das konnte allerdings zweifelhaft bleiben.

Seine Kameraden auf der Schule, und auch jetzt beim Regiment, hatten ihn in ihrer Weise immer „einen riesig netten Kerl“ genannt; es war das der unwillkürliche Ausdruck dafür, daß etwas besonders Anziehendes in ihm lag, dessen tiefster Quell vielleicht noch keinem ganz klar geworden war. Er hatte ein fast kindlich fröhliches Gemüt, aber in manchen Dingen schwamm er doch nicht mit dem großen Strom; er spielte nie Hazard und er trauft nicht übermäßig; es war wie eine Art Familientradition, daß sich das für einen Norden nicht schide. Eben so notwendig erschien es ihm auch für einen anständigen Menschen, gegen den Unglauben und die religiöse Gleichgültigkeit unserer Tage anzukämpfen, und auch am Sonntag, schon des guten Beispiels wegen, regelmäßig zur Kirche zu gehen.

„Vor zwölf brauchen wir nicht dort zu sein,“ sagte Martha, „das Dampfsschiff geht bis zur via d'oro und von da nach St. Apostoli sind nur wenige Schritte. Vorher könnte man doch kein Wort von der Predigt verstehen wegen des steten Glockenläutens.“

„So werde ich mir einmal die Assenta ansehen“, meinte Arthur.

„Heute?“ frug Martha gedehnt.

„Ja, heute, verehrteste Schwägerin,“ versetzte er lachend, „heut hat man es umsonst.“

Er war nicht gewillt, sich auch unter das Regiment der kleinen Frau zu begeben, obwohl in den letzten Tagen, seit sie auf Leonhards Rat ihre Redereien gelassen, wieder ein besseres Einvernehmen unter ihnen geherrscht hatte.

Die Assenta leuchtete und strahlte heut ganz besonders und Arthur schien es gar keine schlechte Vorbereitung für den Gottesdienst, die lieblichen, lichten Engelgruppen ein wenig länger zu betrachten, aber gleich nach zwölf Uhr war er in St. Apostoli, wo die deutsche lutherische Kirche, die schon seit der Zeit der Reformation selbständig in

Benedig bezieht, in der Scuola dell' Angelo Custode, endlich ein würdiges Asyl gefunden, nach manchen Kämpfen und Verfolgungen.

Leonhard und Martha erwarteten Arthur schon oben in dem geräumigen Saal, der sich leider nur wenig füllte; die deutsche Gemeinde ist kleiner geworden und die Fremden finden selten den Weg dorthin.

Arthur kämpfte gegen eine gewisse Zerstreuung; er konnte es nicht lassen, den Kopf zuweilen nach dem Eingang zu wenden und die Eintretenden zu betrachten; aber die Eine, die er suchte und die er vielleicht erwartet hatte hier zu sehen, erschien nicht. Es war doch eine Art von Enttäuschung, und auch der Rede des Pastors gelang es nicht ganz seine Gedanken zu sammeln; sie schien ihm kalt und ungenügend; aber es lag wohl in seiner Stimmung, denn Leonhard und Martha waren befriedigt davon und unterhielten sich noch eine Weile mit dem alten Pastor, der sich in ernster Weise über den so schlechten Kirchenbesuch aussprach und über die zerstreuten Fremden, die statt des Gesangbuchs den roten Bädeler in der Hand, lämen, um baldmöglichst wieder zu verschwinden. Martha warf auf ihren Schwager einen vielsagenden Blick, der aber machtlos an ihm abglitt. Vielleicht wäre auf der Rückfahrt noch eine kleine Reinigungs-verschiedenheit entstanden, wenn nicht jetzt endlich die Sonne siegreich alle Nebel und Wolken verschweicht und die Marmorfliesen der Straßen und Paläste getrocknet hätte. Die Gondeln warfen rasch ihre dunkeln Decken ab, die Vaporetti füllten sich wieder mit einer bunten, fröhlichen Menge und Leonhards Vorschlag, nach der Riva zu fahren und dort das Volksleben zu beobachten, das am Sonntag besonders interessant sein sollte, fand allseitige Zustimmung.

## VII.

### Auf der Riva degli Schiavoni.

Es schwirrte von Menschen, die sich über die Piazzetta nach dem Strande der Riva wie ein Strom ergossen. Hier ist wirklich noch ein Stück Volksleben zu sehen, dies bunte Treiben der Schiffer und Fischer, die sich Sonntags einmal am Strande göttlich thun, denn die großen Handelschiffe aus dem Osten und die mächtigen Dampfer legen hier an. Alle Trachten sieht man da vereint; die lustigen Matrosen und die ernstesten Armenier von St. Lazzaro mit ihren langen schwarzen Gewändern, den großen Bärten und den orientalischen Gesichtern; daneben die Soldaten, die, aus der nahen Kaserne kommend, in ihren leichten und bequemen Uniformen sich in das Gewühl mischen; und auch die schönen Venetianerinnen der Mittelklassen, mit dem Spitzenschleier und den reichen goldnen Ohrgehängen und Nadeln, bis herab zu den armen Weibern aus dem Volke, in meist wenig sauberem Aufzug, ein buntes Kattunkleid angethan und ein dickes Wolltuch über den Kopf genommen; das alles drängt sich durcheinander und dazwischen die Wasserverkäufer, denen die glänzenden kupfernen Gefäße über den Schultern hängen, während andere einen kleinen Tisch mit ein paar Gläsern vor sich haben, aus denen dann alles ohne Unterschied trinkt, auch die lustig schreienden Bettelbuben, die sich ihre Orangen schälen und gleichmütig verzehren; mächtige Haufen, besonders von den so beliebten roten Orangen sind dort in kleinen Buden aufgestapelt. Und auch noch andre Verkäufer preisen laut ihre Waren an; wunderbare kleine Schachteln, Messer oder Kämmе, die statt eines Lires heut ausnahmsweise nur 10 Centimes kosten, oder auch meistbietend versteigert werden; daneben Bajazzos, die ihre Kunststücke machen und die Kupfermünzen auffangen, die ihnen die lachenden Zuschauer hinwerfen, und Wahrsagerinnen, die jedem sein Glück prophezeien.

Große Kreise bildeten sich um die verschiedenen Gruppen; einige kamen, andere gingen wieder, und es war oft schwer, bis zu dem Mittelpunkt durchzudringen und zu sehen, was eigentlich so viel Lärmen und Heiterkeit verursachte; es ist eben ein leicht-

lebiges Volk, diese Italiener, und wenig gehört dazu, ihre Neugier und ihre Lachlust zu erregen. Lustige Musik schallte aus den Cafés dazwischen, es war ein fast betäubender Lärm und wurde für Martha bald zu viel; es schien auch unmöglich, in dem Gedränge beieinander zu bleiben, und nur Arthur bahute sich einen Weg mit seinen langen Weinen und tüchtigen Ellbogen. Er kam bis in den dichten Kreis, der eine Wahrfagerin umgab, eine sogenannte Sonambula, die beim Volke besonders beliebt sind.

Es war ein wunderliches Schauspiel; die Pythia in der Mitte war ein schon älteres, ungeschönes Frauenzimmer; mit verbundenen Augen auf einem Schemel hockend, kreischte sie mit einer widerlich hohen Stimme, die schon ganz heiser klang, ununterbrochen ihre Prophezeihungen in den Kreis der nächsten Zuhörer, während ihr Gefährte, ein verschmüht aussehender junger Mann mit kohlschwarzen Haaren und Augen, ihr von Zeit zu Zeit seine Bemerkungen über die Umstehenden zuflüsterte, die sie dann bestens zu benutzen und zu verwerten verstand; während dem kassierte dann der andere im richtigen Moment von den mehr oder weniger geschmeichelten und erfreuten Zuhörern den Lohn in seinen alten Hut ein.

Arthur sah halb beunruhigt anfangs über die Köpfe der Andern hinweg dem Treiben zu; aber allmählich verschwanden diese, wenn sie etwa ihren Schicksalspruch schon vernommen, oder wenn der Mann mit dem Hute sich zu nähern drohte; die nachfolgenden Zuschauer drängten dann wieder nach vorn, und so sah er sich, ohne es zu wollen, plötzlich der Sonambula gegenüber und suchte in seiner Tasche nach einigen Soldi, da der Italiener mit seinen blitzenden Augen der Wahrfagerin eifriger als vorher zuzulüftern schien.

„Ah! la bella tota! la figlia bellissima!“ schrie diese im höchsten Affekt, die einzigen Worte, die Arthur aus dem Schwall des venetianischen Dialektes verstehen konnte; er blickte sich um, und fast neben ihm, auch wohl eben von der unruhigen Menge wider ihren Willen vorgedrängt, stand sie — seine schöne Unbekannte — sichtlich erschreckt und einen Ausweg aus dem Gedränge suchend. Was die Sonambula noch kreischte von dem „giovane straniero“ und von „guardarti d'un amore in vano“, entging Arthur; er sah nur das Rot des Unwillens auf den Wangen seiner Nachbarin, warf dem schwarzen Burschen, der sich mit unterwürfigem Lächeln näherte, ein paar Franken in den schäßigen Hut, und der Dame den Arm bietend, sagte er rasch: „Darf ich Sie durch das Gedränge führen?“

Alles das war das Werk eines Augenblicks; im nächsten standen beide außerhalb des Kreises, wo etwas mehr Raum war. Tief aufatmend sagte die junge Dame mit einer wunderbar weichen, klangvollen Stimme: „Ich danke sehr!“ Es war wie Musik in Arthur's Ohren. „Ich weiß nicht, welche unzeitige Neugier mich hier stehen bleiben ließ; dabei habe ich meine Begleiterin verloren —“

Sie blickte suchend umher.

„Erlauben Sie einem Fremden, aber doch einem deutschen Landsmann, Sie nach Hause zu bringen; Sonntags ist es hier zu unruhig. Sie wohnen doch wohl in der Nähe?“

Sie deutete auf ein nur wenig entferntes Haus.

„Dort in der Aurora,“ sagte sie kurz.

Es waren leider nur wenige Schritte, aber Arthur war doch glücklich über seinen Rittersdienst. An der Thür kam ihnen der brünette junge Kavaliere entgegen, den er schon einmal in Gesellschaft seiner Begleiterin gesehen.

„Aha, wo sind Sie?“ rief er mit scheinbarer Besorgnis; „die alte Mademoiselle Bizat kam ohne Sie zurück, und der Onkel ist schon in Angst —“

„Sie sehen, Graf Raimondo, ich bin glücklich wieder da,“ antwortete sie ruhig und kühl, „ich bin nun schon so bekannt in Venedig, daß ich mich recht gut auch allein zurechtfinde, und danke nur diesem Herrn für seine Begleitung durch das Gedränge.“

Sie verneigte sich grüßend zum Abschied. Die beiden jungen Leute sahen unwillkürlich einander prüfend an. Arthur nannte leichtthin seinen Namen.



„Graf Raimondo Balsupana,“ antwortete der andere ebenso und wandte sich dann, um die Dame die Treppe hinaufzuführen.

Uda war ihm aber schon vorausgeeilt, und Arthur hörte nur noch grade, wie er von einer Verabredung des Vaters sprach, morgen bei gutem Wetter nach Chioggia zu fahren.

„Heut war ich aber ein Sonntagskind!“ sagte er. „Ich habe sie doch gesehen und gesprochen! Also Uda heißt sie, nicht Barbara — das ist eigentlich schade!“ —

„Arthur, du suchst ja immer nach Bekannten,“ sagte Leonhard bei Tisch; „heut habe ich wirklich einen in Bauers Café getroffen: Baron Wolf, meinen alten Freund noch von Heidelberg her — ich habe dir oft von ihm erzählt; er ist ein Livländer, wir haben uns viele Jahre nicht gesehen und uns neulich gar nicht erkannt, als wir uns auf dem Markusplatz begegneten. Denn weißt du, er ist bekannt mit der schönen Dame, die dort die Tauben fütterte und dir sichtlich gefiel. Na, ich sage nichts weiter,“ fuhr er fort, als Arthur stutzte; „Wolf sprach auch mit Bewunderung von ihr; diese Livländer sind ja alle unter einander verwandt oder nennen sich doch Vettern und Kousinen. Es ist eine Gräfin Löwenstjerner; der Papa reist mit ihr in Italien umher; sie waren schon in Florenz und sind jetzt hier. Wolf behauptet, er müßte uns bekannt machen; die junge Dame sei ebenso liebenswürdig als schön, dazu auch noch musikalisch, und wir könnten zusammen singen. Aber, alter Junge, mach dir nur keine vergeblichen Hoffnungen, sie ist so gut wie verlobt mit einem andern Verwandten, einem Grafen —“

„Balsupana“, sagte Arthur mit scheinbarer Ruhe, „ich lernte ihn heute kennen und traf die junge Gräfin zufällig an der Riva.“

„Wirklich?“ rief Leonhard.

„Und davon erzählst du uns garnichts?“ sagte Martha kopfschüttelnd.

## VIII.

### Nach Chioggia.

Siegreich zerstreute die Sonne die leichten Morgennebel und verkündete einen heitern Tag.

„Wie gemacht zu einem Ausflug nach Chioggia!“ meinte Arthur. Und während Leonhard und Martha noch überlegten, ob es nicht besser sei, erst zu den Armeniern oder nach Murano zu fahren, wanderte Arthur schon längst der Riva zu, wo die kleinen Dampfer für Chioggia anlegen. Beobachtend ging er auf und nieder, sah bald auf die Uhr, bald nach der Sonne, bald hinunter nach der Aurora — und wirklich zu rechter Zeit, es hatte schon gekläutet, näherte sich Gräfin Uda mit ihrem Vater dem Ufer.

Dem alten Grafen schien das Gehen etwas beschwerlich zu sein und die Landungsbrücke, die nach dem Schiff führte, war ihm sichtlich un bequem zu überschreiten. Gewandt sprang Arthur vor, der schon auf dem Schiff war, um dem alten Herrn behülflich zu sein. Dieser dankte freundlich, nicht ohne einen scharfen Seitenblick auf den jungen Mann. Da er aber von der Mustering befriedigt schien, so war die Bekanntschaft bald gemacht. Uda begrüßte ihn schon wie einen Bekannten, mit dem leisen Lächeln, das ihrem meist ernsten Antlitz so gut stand. Sie war zu der kleinen Seereise ganz einfach in Schwarz gekleidet und ein großer Hut mit breitem Rand und Schleier schützte sie vor Sonne und Wind.

Die Schiffe nach Chioggia, der äußersten Insel am Ende der Lagunen, pflegen nicht überfüllt zu sein; zwanglos nahm man auf dem Verdeck Platz, von wo aus man eine ungehinderte Aussicht hatte auf die schwimmende Inselwelt und auf die schimmernden Türme und Häuser, die bald auftauchen und gleich darauf wieder verschwinden.

„Wo steckt denn Raimondo?“ frug der alte Graf, als er sich einen bequemen Sitz

gesucht und Ada sorglich das große Plaid über seine Füße gebreitet hatte. Sie blickte abgewartend nach den Lagunen hinans: „Ich weiß es nicht“, sagte sie kühl.

„Jedenfalls ist der Bräutigam keine ersehnte Persönlichkeit,“ dachte Arthur triumphierend.

Der Vater warf einen unzufriedenen Blick auf seine Tochter: „Wahrscheinlich weißt du recht gut, warum er nicht kommt und es hat einmal wieder Mißverständnisse gegeben — auch Wolf sehe ich nicht.“

„Aber Papa, ist es denn nicht hübsch, wenn wir einmal allein die schöne Fahrt machen?“ sagte sie leise.

„Ach so, ich bin auch da trop“, dachte Arthur, der zur Seite getreten war und über den Bord des Schiffes hinausschaute.

„Das ist einmal wieder eine deiner romantischen Ideen,“ brummte der Papa; ich hatte mich auf das muntere Gepolter der jungen Leute gefreut; sange nicht wieder die alten Geschichten an, Ada, und verdirb mir nicht den Tag. Wo ist denn dein neuer Bekannter hin, der nette junge Mann, der so vergnügt aussah? Hast du den auch weggeschickt?“

Ada blickte umher; Arthur, der mit seinem Fernrohr eifrigst die Türme von St. Michelo und St. Lazare zu studieren schien, wie sie in dem goldnen Dufte aufschwanden, näherte sich wieder; er machte eine Bemerkung über die mächtigen Holzbocke, die das Fahrwasser bezeichneten, und über die rot und gelben Segel, mit allerhand seltsamen Bildern darauf, die in der Sonne zu glühen schienen, und der alte Herr wurde wieder guter Laune und begann ein eifriges Gespräch über den öden Friedhof von S. Michelo und das merkwürdige armenische Kloster mit den gelehrten Mönchen und der Buchdruckerei in vierzig Sprachen; da hätte auch Lord Byron geweilt und gebichtet und alle Potentaten der Welt sich in das interessante Fremdenbuch eingeschrieben.

Auch Ada erheiterte sich, je weiter man hinaus kam; die frische, freie Luft that ihr wohl; in der Riva war es schon schwül gewesen — sie atmete auf.

„Ach glaube gar, du sehnst dich nach Florenz mit seinem ewigen Wind und Staub und dem schmutzig gelben Arno — ich finde es hier viel schöner,“ sagte der Graf.

Adas dunkle Augen leuchteten auf, als sie an Florenz dachte. „Erzählen Sie mir von dort,“ bat Arthur, „ich denke auch noch hinzugehn; dann weiß ich in der Fülle der Kunstschätze, was ich zu sehen habe; vorerst möchte ich aber Benedig noch genießen.“

„Ja, es ist auch hier schön,“ sagte sie, „aber doch eine weiche, träumerische Schönheit, wie die Luft, die uns umgibt; wenn man die Dinge hier zu nah betrachtet, so sieht man wie sie zerfallen und gleichsam versinken vor unsern Augen; die schönsten Paläste sind vernachlässigt oder in Fabriken verwandelt; selbst der Boden von St. Marko scheint mir zu wanken, als ob die Wellen ihn bewegten. Und dabei wird man selbst träge und lässig; man mag nichts thun und verträumt seinen Tag.“

„Und in Florenz war es anders?“ frug Arthur.

„O, da ist frisches, rühriges Leben, da merkt man geistige Interessen und unerdrossene Arbeit,“ sagte sie lebhaft. „Die alten burgartigen Paläste stehen heute noch ebenso fest, wie vor hundertn von Jahren, und Michel Angelos Meisterwerken in S. Lorenzo kann der Zahn der Zeit nichts anhaben.“

Arthur hörte ihr mit Entzücken zu, wie sie sich im Gespräch belebte, und die Schatten verschwanden, die sonst zuweilen wie Wollen über ihr Antlitz zogen.

„Ich habe natürlich den Grimm durchflogen, ehe ich abreiste,“ sagte er, „und schwärme also für seinen Helben; ist es denn wahr, was so manche sagen, daß man enttäuscht ist, wenn man seine Werke zuerst sieht? Und sind die Bilder in den Galerien nicht noch schöner?“

„Die Gemälde der großen Meister in Pitti und der Tribuna sind ja gewiß schön, aber die Skulptur mit ihrem erhabenen Ernst steht mir doch noch höher. Diese Nacht, die man nicht erwecken darf, damit sie den Verfall der alten Republik nicht sieht; diese

Morgenröte, die so schwer vom Schlafe sich lösringt, als ob ihr der Tag nur neues Weh bringen könnte, das sind Gestalten, die man nie wieder vergißt. Da heißt es freilich: „Es geht das Riesenmaß der Leiber weit über Sterbliches hinaus.“ Es ist nicht die Schönheit, die uns da bezwingt, wie bei Rafaels und Titians Bildern — es ist der Adel der Seele und des Gedankens. Und selbst bei den unvollendeten Figuren des Tages, des Abends und der Madonna daneben, wo wir die Züge nur wie durch einen Schleier sehen, ahnen wir doch den tiefen Ausdruck, der in ihnen liegt, und denken uns selbst das Fehlende hinzu.“

Arthur konnte den Blick nicht von ihr abwenden, sie verschönte sich noch im Sprechen durch den Ausdruck, der ihre Worte begleitete, als ob sie selbst ein belebtes Marmorbild sei.

„Und Savonarola?“ fragte Arthur wieder, „er war auch immer mein Held, seit ich Venas Gedicht gelesen — haben Sie auch Erinnerungen an ihn gesehen?“

„Ja,“ fuhr sie noch eifriger fort, „das Kloster von S. Marco, mit den Gemälden Fra Angelikos geschmückt, die uns in eine andere, bessere Welt versetzen; und das Bild Savonarolas in der engen Zelle, wo er gelebt, gewirkt, gelitten — was ich da empfunden habe“ — sie hielt einen Moment inne, wie überwältigt.

„Mir gefällt Florenz nicht wegen seines republikanischen Gepräges,“ fiel der alte Graf ein, „die Leute sind da grade noch so selbstbewußt und freigeistig, wie ehemals. Hier in Venedig fühle ich mich viel wohler; Marmor von allen Seiten, selbst unter meinen Füßen; da glaubt man zuletzt selbst noch ein alter venetianischer Nobile zu sein.“

Das Schiff hielt in Malamoffa an; einige Passagiere kamen und gingen. Ada stand auf, lehnte sich über Bord und sog die frische, reine Luft ein. Arthur war ihr unwillkürlich gefolgt; er fühlte sich unter dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Bis dahin war ihm alles wie ein Scherz erschienen; es war eine Art von Widerspruchsgeist gegen Leonhards und Marthas engherzige oder scharfe Urtheile, daß er immer die Spur der schönen Unbekannten gesucht und verfolgt; er wollte ihnen beweisen, daß seine heilige Barbara kein oberflächliches Geschöpf sei. Jetzt fühlte er wirklich, daß sein Herz selbst bewegt war, und daß er in Gefahr stand, sich ernstlich zu verlieben, aber er dachte nicht daran, sich zurückzuziehen.

Sie betrachtete jetzt die Welt durch sein Perspektiv, sah nach den Mastbäumen aus, die sich von allen Seiten immer dichter drängten, und nach den berühmten Murazzis, die die Lagunen von der offenen See scheiden.

„Es ist schlimm, wenn man so kurzichtig ist,“ bemerkte Arthur dabei, denn es drückte ihn die Erinnerung ihrer Begegnung auf dem Markusplatz; „man kommt mit seinem Augenglas so leicht in Gefahr, allzudreist die Menschen zu betrachten.“

Ada wandte sich lächelnd nach ihm um; sie verstand ihn natürlich gleich.

„Sie haben ja gestern alles wieder gut gemacht; und dann erinnerten Sie mich auch nur im rechten Augenblick, ein Spiel zu enden, das ich nur zur Unterhaltung für meine Gefährten, das heißt für Papa, begonnen.“

„Nein, Gräfin, es war noch etwas anderes, das ich sagen wollte; Sie konnten nicht wissen, daß ich gerade aus der Formosa kam, und ich war so überrascht von einer Aehnlichkeit —“

„Ach so, Sie fanden, daß ich der heiligen Barbara gleiche,“ sagte Ada mit der ihr eigenen Ruhe, „das hat man mir schon öfter gesagt. Aber sehen Sie dort das wunderliche Segel mit dem springenden weißen Pferde — was mag das bedeuten?“ und sie suchte in ihrer Tasche.

Arthur war erst verstummt; er hatte kaum gewagt, ihr das zu sagen, aus Furcht, es möchte ihr wie ein faßes Kompliment erscheinen, und nun nahm sie es so ruhig und wechselte nicht einmal die Farbe; wußte sie, daß sie so schön sei, und war es ihr wirklich gleichgültig?

„Ja, aber wunderbar bleibt es doch,“ begann er wieder.

„Wielleicht nicht so sehr als Sie denken,“ erwiderte sie; „meine Mutter war aus dem Süden, eine Balsupana aus Belschtirol, und stammte von mütterlicher Seite aus einem alten venetianischen Geschlechte — da wiederholt sich leicht derselbe Typus. — Um mir das Vaterland meiner so sehr geliebten, so früh verstorbenen Mutter zu zeigen, ist Papa jetzt mit mir nach dem Süden gereist,“ setzte sie ernster und weicher hinzu.

Jetzt begriff Arthur das goldbraune Haar, die mattweiße Farbe und die dunkeln, mandelförmigen Augen, die so wenig an den kalten Norden gemahnten. Ada hatte indessen wirklich aus ihrer Tasche ihr kleines Skizzenbuch hervorgezogen, um eins der wunderbaren Segel, die immer neben ihnen aufstauten, festzuhalten; rasch warf sie einige Striche hin, so gut es ging im Vorüberfahren, und das Boot stand da. Arthur blätterte aufmerksam in dem kleinen Buch; es waren meist nur flüchtige, aber geistreiche Skizzen, die sie mit fester Hand entworfen; manche nur angefangen, oder halb ausgeführt, wie die Zeit es erlaubt hatte; aber immer getreue Bilder der Lagunenstadt, und Namen und Datum sorgfältig darunter vermerkt.

„Das ist mein Tagebuch!“ sagte sie lächelnd.

## IX.

### Meerfahrt und Rückkehr.

Chioggia war erreicht; in der kleinen Laverne am Ufer das Frühstück von frischen Austern und südlichem Wein verzehrt, und aus der Kkut der kleinen Boote, deren Führer sich gegenseitig überschrien, das hübscheste ausgehacht.

Ada sprach so fließend Italienisch, daß die Unterhaltung keine Schwierigkeiten machte, und Arthur hatte mit seinem Talent für Sprachen doch schon so viel gelernt, um ihr bei dem Handel über die Preise behüßlich zu sein, denn die Chioggoten sind bekannt wegen ihrer unerschämten Forderungen.

„Sie begleiten uns doch?“ sagte Graf Löwentjern freundlich. Natürlich war Arthur ein leidenschaftlicher Seefahrer, stärkte sich aber vorher noch durch einen guten Schluck, um allen fatalen Anwendungen von Seekrankheit vorzubeugen. Aber es war keine Gefahr; das Meer lag blau und leuchtend vor ihnen und es wehte nur grade so viel frischer Wind, als nötig war, um das Segel zu spannen. Ada freute sich besonders auf die Segelfahrt; zur großen Genugthuung der Schiffer wurde die Vela angelegt, und wie ein Vogel, der seine Schwingen entfaltet, durchschnitt das gute Boot die leicht tangenden blauen Wogen.

Behaglich lagen die beiden Schiffer ausgestreckt, ohne die Ruder zu brauchen, in ihren roten, phrygischen Mützen und der braunen Wolljacke mit großer, spitzer Kapuze, die gegen etwaigen Sturm und Regen schützt; der eine ein wettergebräunter Alter, der schon viele Jahre das Mittelmeer befahren; der andere ein lustiger, junger Bursch, der seine Reisen um die Welt erst beginnen wollte.

Der frische Seewind rötete Adas Wangen und spielte unbarmherzig mit ihrem braunen, lockigem Haar. Arthur lehnte mit verschränkten Armen an dem kleinen Mast und trällerte ein Lied von Strachwitz nach einer selbst erfundenen Melodie:

„Wohlauf, wohlauf, der Frühwind pff,  
 Mein Herz ist nimmer müd,  
 Mein Herz, es wird zum stolzen Schiff,  
 Und segelt frisch nach Süd.  
 Sey Segel an, mein tapfres Herz,  
 So viel du immer kannst,  
 Und bring' mir fliegend heimatwärts,  
 Die Lieb', die du gewannst.“

Ada hatte aufmerksam zugehört: „Sie müßten Ihre schöne Stimme ernstlich ausbilden lassen, Herr von Norden, musikalisch genug sind Sie, es wäre schade darum.“

Die Musik hatte sie angeregt und sie sang nun auch mit einer wunderbar klangvollen Altstimme über die blaue Adria:

Siehst du das Meer? es glänzt auf seiner Flut  
Der Sonne Pracht,  
Doch tief im Grunde, wo die Perle ruht,  
Ist finstre Nacht.  
Das Meer bin ich! auf dunkler Woge rollt  
Rein stolzer Sinn,  
Und meine Lieber ziehn wie Sonnengold  
Darüber hin.  
Sie stimmen oft in zauberhafter Luft,  
In Lieb' und Scherz,  
Doch schweigend blutet in verborgner Brust,  
Rein wundes Herz.

Arthur lauschte mit angehaltenem Atem. Die Töne schienen ihm aus der tiefsten Seele zu kommen und sich gleichsam mit Wind und Wellen zu vermählen, als ob Geibel sein Lied hier gebichtet. War es die Stimmung der Sängerin, die sich darin ausdrückte? Hatte sie sich eine Last damit vom Herzen gelungen, und welche? so fragte sich Arthur im Stillen. Aber sie war so heiter geworden, daß sie nun mit dem jungen Purtscher um die Wette noch italienische Volkslieder sang.

Tace il vento, chietà à l'onda, und: Vecchio al mar non piu tornare, schallten fröhlich über das Wasser hinaus. So wurden die Steinbämme von Porto Marina, die altertümlichen Häuser und die mächtigen, schweren Boote, die dort vor Anker liegen, noch in heiterster Stimmung betrachtet; und wenn der alte Graf nicht endlich erinnert hätte, daß man heimkehren müsse, so würde man vielleicht das Nachmittagsdampfschiff veräumt haben. Es war nur gerade Zeit, dort noch seine Plätze einzunehmen. Der alte Herr war schon etwas verstimmt über die Eile und meinte, daß man dennoch zu spät zum Diner heimkehren würde. Ada suchte ihn durch verdoppelte Aufmerksamkeit zu erheitern.

„Es war solch schöner Tag heute!“ sagte sie dankbar. Aber auch über ihr Angesicht, das sich so aufgeheitert hatte, flog wieder ein Schatten beim Anblick eines ihrer Reisegefährten, eines katholischen Priesters in der schwarzen Soutane und dem großen breitrandigen Filzhut, wie ihn die Geistlichen tragen. Er grüßte, als ob er die Herrschaften kannte, kam aber anfangs nicht näher. Es war ein alter Herr mit weißen Haaren, aber noch flammend schwarzen Augen; ein gutmütiges und doch feines Lächeln auf dem Antlitz, das edle italienische Bißge zeigte. — Arthur, der nicht begreifen konnte, warum der alte Mann Adas Heiterkeit störte, näherte sich ihm und fing in seinem noch etwas mangelhaften Italienisch eine Unterhaltung an, auf die der Geistliche freundlich einging; er half ein, wo Arthur stockte, suchte ihm in seinem kleinen Buch die richtigen Ausdrücke auf, um sich zu verständigen, und war sichtlich ein gewandter und liebenswürdiger Gesellschafter.

Er erzählte, daß er schon seit vielen Jahren Priester an Sta. Maria bei Mirakoli sei, und frug, ob Arthur seine schöne Kirche noch nicht gesehen? Alle Fremden lämen hin, sie zu bewundern; sie sei jetzt neu restauriert unter seiner Aufsicht und reich an den schönsten Marmorarbeiten. Arthur bekannte, daß er zwar ein Kenner sei, aber doch voller Interesse für Venedigs Kirchen, und daß er am liebsten ein paar derselben, die Salute, oder S. Giorgio, einpacken und nach seiner kirchenarmen nordischen Residenz mitnehmen möchte. Der alte Priester lächelte freundlich dazu; es lag nichts Strenges in seinem Wesen. Er schien auch Wohlgefallen an dem jungen Fremden zu finden und lud Arthur dringend ein, ihn ja einmal in seiner Kirche zu besuchen. Es entging Arthur aber nicht, daß seine dunklen Augen oft nach der Seite hinüberschweiften, wo Ada mit ihrem Vater saß. Auch dieser, der sich bei der Abendkühle fester in seinen Plaid gewickelt, schien jetzt den alten Priester zu erkennen; er winkte ihn zu sich heran

und sprach eifrig mit ihm. Ada war aufgestanden; sie sah blaß aus und Arthur suchte ihren Regenmantel, um sie einzuhüllen.

„Ein liebenswürdiger alter Herr,“ sagte er, um eine Unterhaltung zu beginnen; „diese katholischen Priester sind meist so freundlich und entgegenkommend, und auch im Scherz vergessen sie dabei nicht ihren Stand.“

„Ja,“ antwortete Ada und blickte hinaus auf die Lagunen, wo die Türme der Paläste Venedigs allmählich im rothigen Abendlicht wieder emporstiegen, „ja, ich habe Vater Giakomo und seine Gottesdienste öfter besucht — er ist einer der würdigsten Repräsentanten unserer Kirche —.“ Es war, als ob das Wort auf ihren Lippen stockte.

„Unserer Kirche?“ wiederholte Arthur tonlos.

„Ich bin in dem Glauben meiner Mutter erzogen worden,“ sagte Ada; sie hatte sich abgewandt, er konnte nicht in ihr Gesicht sehen; aber es war wie ein Donnererschlag, der ihn getroffen, wie unsichtbare Mächte, die sich zwischen ihn und das schöne Wesen an seiner Seite drängten, und sie ihm entreißen wollten. War es das, was sie bisweilen sichtlich bedrückte? War es eine Fessel, der sie entfliehen wollte, oder vielleicht der ähnlere Grund für eine Heirat mit dem Verwandten, an der ihr Herz keinen Antheil hatte?

Alle diese Fragen schwebten plötzlich vor Arthurs Seele und ließen ihn erst verstummen.

„Ja, die heilige Barbara,“ murmelte er endlich wie für sich, „natürlich, war sie nicht auch katholisch?“

„Ich glaube, sie gehörte zur apostolischen Gemeinde; aber Sie haben Recht, Herr von Norden, mich an diese Heilige zu erinnern, und ich danke es Ihnen. Sie verstand es wenigstens, für ihren Glauben zu sterben! Dazu sind wir jammervollen Kinder der Neuzeit nicht mehr im Stande, und könnten es von ihr wieder lernen. Das Gewissen macht sonst Feiglinge aus uns allen, wie Hamlet sagt, wir kommen aus den Zweifeln und Bedenken nicht heraus und ertragen lieber die Uebel, die wir einmal haben, als daß wir zu unbekanntem fliehen!“

Wieder leuchtete ihr dunkles Auge auf, und sie ging mit fester Haltung zu ihrem Vater und zu dem Priester zurück, der, wie Arthur sah, freundlich und eindringlich mit ihr sprach.

Doch schon näherte man sich dem Lande, und in der allgemeinen Unruhe des Aufbruchs konnten nur wenige Worte gewechselt werden.

„Domani mattina alle nove in Sta. Maria Miracoli!“ das waren die letzten Worte des Vaters, die Arthur noch auffing.

Schweigend verließen alle das Schiff, und mit einem stummen Gruße verabschiedete er sich von Vater und Tochter. Baron Wolf erwartete sie am Ufer, und es schien Arthur, als ob er mit Ada einen Blick des Einverständnisses wechselte. Ein Gefühl wie von rasender Eifersucht durchzudte ihn — sollte sie eine Neigung für diesen Menschen fühlen, der ihm so unbedeutend erschienen war? Im nächsten Moment mußte er selbst lächeln über diese Regung; welsch ein Recht hatte er nach Adas Gefühlen zu fragen? Fing sie denn wirklich an, seinem Herzen treuer zu werden? —

„Wo steckt nur Arthur den ganzen Tag?“ sagte indessen Martha zu ihrem Mann.

„Er wollte ja nach Chioggia,“ erwiderte dieser; „vielleicht war die schöne Gräfin Löwenstjern dort.“

„Glaubst du wirklich, daß er ernste Absichten hat — daß er sie heiraten will?“

„Aber, Kind, wer kann das bei einem so jungen Menschen sagen.“

„Aber ich bitte dich, lieber Leonhard, sie ist gewiß viel älter als er; sie sieht gar nicht mehr so jung aus und hat schon ein paar Fältchen an Stirn und Augen.“

„Meinst du wirklich?“

„Freilich, ihr Männer seht nur dergleichen nicht. Und dann, wer weiß, ob sie überhaupt in unsere Familie paßt, ob sie nicht sehr verwöhnt und anspruchsvoll ist,

und ob der Verkehr mit ihr angenehm sein würde, wenn Arthur einmal aufs Land in unsere Nähe zieht?“

„Jedenfalls, wenn sie ihn nimmt, wird er uns nicht fragen.“

„Es wäre doch gut, ihre Bekanntschaft zu machen,“ meinte Martha. „Du könntest ihm dann raten und ihn vor übereilten Schritten warnen.“

Leonhard lächelte. „Habe ich andere zu Rate gezogen, als ich dich liebte?“ fragte er, und hierauf wußte auch Martha nichts zu erwidern.

## X.

### Sta. Maria dei Miracoli.

Sta. Maria dei Miracoli liegt tief im Innern der Stadt, und die Gondel mußte sich durch viele enge Kanäle und unter manchen kleinen, schöngewölbten Brücken hindurchwinden, ehe Arthur sein Ziel erreichte. Sehen mußte er die berühmte, altertümliche Kirche doch, die in ihren feinen weißen Marmorverzierungen wenig anderen gleicht. Er ließ die Gondel warten und trat ein; oben auf den hohen Stufen am Altar stand sein Freund von gestern, der alte Priester im Ornat. Es war noch Messe und unten in dem Schiff der Kirche knieten die Andächtigen, meist Frauen; aber die eine, die sein Auge suchte, war nicht darunter.

Er hatte eine sehr unruhige Nacht verbracht; der Gedanke, daß Ada katholisch sei, hatte ihn merkwürdig erregt. Er war den gemischten Ehen stets abhold gewesen, denn grade in seinem Glauben dachte er einmal Halt, Trost und Verständnis bei seiner Frau zu finden. Sollte er jetzt nicht die Gefahr stiehen, sein Herz wirklich an eine Katholikin zu verlieren? Unwillkürlich suchte sein Auge den Weichstuhl in der Ecke — kniete sie etwa dort, um dem Priester ihre Sünden zu beichten? oder zweifelte sie vielleicht an der Unfehlbarkeit ihrer Kirche und zog den lutherischen Baron Wolf dem katholischen Vetter Balsupana vor? Arthur wollte die zierlichen Marmorfiguren an den Ballustraden vor dem Hochaltar studieren, aber sie verschwammen vor seinen Augen; die Weihrauchluft schien ihm erstickend; die hohen Tonnengewölbe drohten ihn zu erdrücken, und der monotone Gesang des Priesters wurde ihm unerträglich. Er ging wieder hinaus, setzte sich auf die steinernen Stufen vor der Kirche und betrachtete die hohen Häuser und die schwere, steinerne Brücke dicht daneben, als ob er die Fenster und die Steine zählen wollte. Die Luft war trüb und nebelgrau, und alles sah hent düster und traurig aus.

„E finito adesso! sono gia le litanie della vergine!“ sagte tröstend der Gondolier, der die Abneigung des jungen Fremden gegen die langen Ceremonien zu verstehen schien.

In der That verstummten die Gesänge, die Stäubigen verließen die Kirche, und als Arthur wieder eintrat, war auch schon der Priester vom Altar verschwunden, und er hätte Niemand gehabt, den wundervoll eingelegten Marmorfußboden zu betrachten; aber er wollte nur seinen alten Freund noch begrüßen, und fand endlich die kleine Treppe, die zur Sakristei im Turm hinauführt. Am Eingang sesselte ein schönes altes Kestel, nach dem Abendmahl von da Vinci gemalt, einen Augenblick sein Auge.

Während er es betrachtete, war es ihm, als ob er Stimmen hörte; Vater Giacomo hatte sich schon seiner prächtigen Messgewänder entledigt; er war in seiner einfachen Soutane, mit dem schwarzen Sammetläppchen auf seinen weißen Haaren, und vor ihm stand Ada, ernst und tiefbewegt, Spuren von Thränen in den dunklen Augen, die Hände fest ineinander gefügt — aber doch nicht wie eine Wüthende sah sie aus; etwas von königlichem Stolz war immer noch in ihrer Haltung.

Arthur erschrak, daß er hier gleichsam eingedrungen sei, und wollte sich unbemerkt zurückziehen; aber der Vater hatte ihn erkannt, und mit weltmännischer Gewandtheit auf ihn zutretend, bat er ihn, sich doch Lombardos schönes Sanktuarium oben zu

betrachten, während er noch mit der jungen Gräfin, einem seiner liebsten Beichtkinder, einiges zu besprechen hätte.

Arthur hörte noch Adas volltönende Stimme mit ihrem festen, gleichsam metallenen Klange, und des Vaters milde, weiche italienische Laute, als er durch die Kirche zurückwanderte.

„Maria dei Miracoli,“ dachte er, „ob hier wohl noch Wunder geschehen?“ Dann warf er sich wieder in die Gondel und hieß den Gondolier heimwärts fahren. Er war so in Gedanken versunken, daß er kaum auf Weg und Umgebung achtete. Nur einmal blickte er auf; es war nurweit des Kampos della Formosa; da stand an einem alten Palast mit großen Buchstaben geschrieben: Chiesa evangelica. Hier mitten in Venedig und seinen überreichen Gottesdiensten eine italienische, evangelische Kirche? Das schien ihm wunderbar. Eine schwarze, bedeckte Gondel schoß in dem Moment vorüber und hielt an den Stufen des kleinen Vorhofes; eine verschleierte Dame stieg eilig hinauf und verschwand in dem Schatten des hohen Portales. Es war nur ein Augenblick, aber doch glaubte Arthur sie erkannt zu haben, und ein Gefühl von Hoffnung belebte ihn.

„Welche Kirche ist das?“ frug er den Gondolier.

„E una chiesa Valdese,“ antwortete dieser achselzuckend, „la chiesa dei poveri; le Signori non ci vanno.“ (Es ist eine Waldenserkirche; nur für die Armen; die Vornehmen gehen nicht hin.)

## XI.

### In der Markuskirche.

„Wo warst du nur, Arthur?“ frug Leonhard einige Tage später den Bruder, der ihm ernster als sonst schien. „Wir haben heut im Café auf dem Markusplatz wieder Baron Wolf getroffen und er hat uns mit Öronstjärns bekannt gemacht. Ich muß sagen, daß die junge Gräfin wirklich sehr angenehm und liebenswürdig ist.“

„Das heißt, erst war sie sehr still und sah blaß und verstimmt aus,“ meinte Martha, „es war gar kein Gespräch mit ihr anzufangen, sie antwortete kaum.“

„Der alte Papa mag wohl ein Tyrann sein und sie zuweisen quälen,“ sagte Leonhard; „endlich brachte ich das Gespräch auf Petersburg, wo sie oft gewesen sind; das machte dem alten Herrn Spaß, und auch die Tochter erzählte sehr interessant von dem dortigen Hofe und den Kreisen, wo sie gewiß geglänzt hat.“

„Ja, eine rechte Weltkame!“ schaltete Martha ein.

„Sie urtheilt aber doch klar und richtig über alle Verhältnisse, und der äußere Glanz hatte sie nicht verblenden über die Schäden der dortigen Gesellschaft.“

„War Graf Baschupana noch da?“ frug Arthur, der Martha nur einen unwilligen Blick zugeworfen hatte.

„Ja, aber er sprach von baldiger Abreise und war verstimmt. Wir haben uns übrigens verabredet, einmal zusammen zu musizieren; im Salon unten bei uns steht ja ein leidliches Pianino. Das machte dem Grafen Freude; er will sichtlich immer seine schöne Tochter bewundert sehen, und lobte ihre Stimme.“

„Sie singt brillant!“ sagte Arthur kurz.

„Aber heut gehen wir doch nach der Markuskirche? Es ist dort eine große Feierlichkeit,“ erinnerte Martha.

Arthur dachte nur daran, ob er sie wiedersehen würde? Er war Ada seit jenem Morgen in der Kirche nicht wieder begegnet. Wie lang waren ihm die Tage geworden! Wohl hatte er einen Besuch in der Aurora gemacht, aber nur den alten Grafen getroffen, der über Rheumatismus klagte und mit dem Essen, dem Klüna und der ganzen Welt unzufrieden schien; er würde nächstens wieder fortgehen, meinte er; die ganze Reise sei verfehlt gewesen. Doch ließ er sich schließlich durch Arthurs Unterhaltung etwas aufheitern.



„Sie sind doch noch ein Mensch, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen kann,“ sagte er; „mit Raimond, den ich sonst so gern habe, ist nichts mehr anzufangen, seit — nun — weil die Dinge nicht so gehen, wie er sich gedacht; und auch Wolf ist ungenießbar und widerspricht mir beständig; und Aba? von der sehe ich garnichts mehr — weiß Gott, wo sie steckt.“

Das sagte sich auch Arthur, und hatte allerhand Vermutungen, über die er aber schwieg. —

Tiefe Dämmerung lag über den weiten Hallen der Martuskirche, als Nordens gegen Abend eintraten; nur ein flammendes Kreuz, das in der Mitte von der Decke herabhing, erhellte magisch den weiten Raum. Oben blitzten die Mosaikbilder auf dem goldenen Grunde leuchtend auf, aber die Kapellen, die hohen Emporen, waren in tiefe Schatten gehüllt. Eine dichte Menge, Kopf an Kopf, füllte das Schiff. Vor der großen Ambone zur rechten Hand wurden die heiligen Reliquien der Kirche, wie alljährlich in der Woche vor Ostern, den Gläubigen gezeigt.

Ein grüner Vorhang verhüllte den Kanzelraum; erst auf ein Zeichen mit einem durchdringend schallenden Glöcklein teilte er sich und zwei Priester, die oben Raum genug hatten, wurden sichtbar und hielten der andächtigen oder schaulustigen Menge irgend ein merkwürdiges Heiligtum entgegen; den Schleier der heiligen Veronika, einen Span vom heiligen Kreuze, oder ein Stück der Gebeine von S. Peter oder Paul; dann stürzte die Versammlung auf die Knie und murmelte ihre Gebete, während eine rauschende Musik die Handlung begleitete.

Arthur fühlte sich abgestoßen von der ganzen Ceremonie; er hatte früher dergleichen ruhig mit angesehen, oder als eine kulturgeschichtliche Studie betrachtet; jetzt war ihm das Schauspiel verhasst in dem Gedanken, daß Aba, die edle, hochsinnige Aba, wie er sie im Stillen nannte, jemals bei solcher Komödie andächtig gewesen sei; war es möglich?

Das Kreuz warf einen unsichern Schein, als er umherblickte, aber seine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dämmerung, und ihm war, als ob er den Grafen Löwenstern in einiger Entfernung sähe, der sich verneigte und bekreuzte oder wenigstens mit zwei Fingern rasch ein paar mal seine Brust berührte.

„E la vela!“ rief jetzt eine alte Italienerin, ganz in ihr schwarzes Schleierruch gehüllt, dicht neben ihm, um ihn aufmerksam zu machen auf dies besonders heilige Schauspiel, und stürzte, sich bekreuzigend, so heftig auf die Knie, als ob der steinerne Mosaikfußboden nur ein weicher Teppich sei.

Die Weisten umher folgten ihrem Beispiel; Arthur schaute wieder auf; da lehnte an einer der nächsten Säulen, hinter ihrem Vater, Aba, hochausgerichtet, kalt und bleich, wie eine Marmorstatue; sie lehnte die Augen zur Seite.

„Sie beugt sich nicht!“ sagte Arthur für sich, „gottlob — vielleicht hat sie die Fesseln abgeschüttelt.“

Jetzt wandte sie sich zu Baron Wolf, der sie begleitete: „Lassen Sie uns gehen, Kurt, die Luft ist erstickend hier.“

Und sie verließ die Kirche. Arthur blickte ihr nach, bis sie im Dunkel verschwunden war. Er wagte nicht, ihr zu folgen.

## XII.

### Im Musiksalon.

Wenn Leonhard einen Plan gefaßt hatte, so war er unermülich, ihn ins Werk zu setzen, und ließ sich auch durch etwaige Schwierigkeiten nicht irre machen. Die kleine musikalische Unterhaltung mußte zu stande kommen. Das Pianino in dem Salon der Pension anglaise, von dessen Balkon man den Kanal gerade überblickt, wurde von

der Wand abgerückt, in die richtige Stellung gebracht und gestimmt, alle vorhandenen Noten hervorgehakt und geordnet, das Zimmer mit Blumen geschmückt, und Graf Löwenstjern und Ada, von dem Rendezvous auf dem Marktplatz, am Nachmittag feierlich dorthin geführt.

Martha hatte Toilette machen müssen, um die Fremden zu empfangen; sie hatte sich zwar erst etwas gekräubt, aber schließlich doch das Kleid angezogen, das ihr am besten stand; sie wollte sich doch nicht ganz von der Gräfin ausstechen lassen, denn von einer kleinen Neigung zur Eifersucht war sie nicht frei zu sprechen. Sie hätte es nicht eingestanden, aber daß Leonhard diese Dame ohne weiteres bewunderte und nun auch noch mit ihr zusammen singen wollte, das war ihr ein Stich ins Herz. Sie selbst konnte nicht singen, wenigstens genügte ihre Stimme Leonhards Ansprüchen nicht; aber sie begleitete wenigstens vortrefflich, und das war ein kleiner Trost, daß sie doch nicht ganz überflüssig bei der Gesellschaft war.

Ada war übrigens im einfach schwarzen Kleide erschienen, zum großen Verdruss ihres Vaters, der es sehr liebte, wenn sie elegante und helle Stoffe trug und ihr oft Sachen aus Paris schicken ließ, die sie dann ihm zu Liebe bisweilen anziehen mußte. Pent sah sie ernst und bleich aus, wie meist in letzter Zeit, so daß Marthas Besürchtung, sie würde mit ihrem Mann kolettieren wollen, völlig unbegründet erschien.

Natürlich war Baron Wolf, der ja die Bekanntschaft vermittelt hatte, auch von der Partie, und das verdaß etwas Arthur's Stimmung. Er fühlte eine Art von Abneigung gegen den braven, lebenswürdigen Livländer, der so viel mit Ada verkehrte. Balsupana hatte sich mit dringenden Geschäften vor der Abreise entschuldigt.

Leonhard hatte eine kleine, aber sehr angenehme Stimme und sang mit Geschmack und hübschem Vortrag. Er mußte das Konzert mit ein paar Schumannschen Liedern eröffnen und überhaupt das Beste dabei thun. Die Trompeterlieder fehlten auch nicht; Arthur schmetterte: „Ich kann meine Liebe nur blasen“ ein wenig zu laut in den Saal hinein. Leonhard sang dann mit viel Gefühl: „O lebe wohl, es wär so schön gewesen.“ Ada war garnicht bei Stimme, wie sie sagte, und wenn man sie ansah, mußte man ihr wohl ohne Versicherung glauben, daß sie angegriffen sei. Doch auf den Wunsch des Vaters sang sie wenigstens ein paar der schönen russischen Volkslieder, wie sie die wandernden Zigeuner oder die Schiffer auf der Wolga singen, deren tiefe, klagende Rolltöne wie in weiter Ferne zu verhallen scheinen.

Da Wolf lachend behauptete, der unmusikalischste Mensch von der Welt zu sein, und nur gern zuzuhören, und Leonhard nur sang, was er sich sorgfältig vorher einstudiert hatte, so versuchte Arthur sie ein wenig zu begleiten und seine Stimme zu mischen. Er war glücklich über diese Leistung, und die beiden Stimmen klangen so hübsch zusammen, daß man noch mehrere kleine Lieder probierte, und Adas Stimme in der Freude an der Musik auch wieder kräftiger ertönte — sie belebte sich im Singen.

„Singen Sie uns noch einmal: Siehst du das Meer!“ bat Arthur.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Das kann man nur auf dem Meere selbst singen,“ blätterte aber doch in den Noten und suchte die schöne Arie aus dem Elias hervor: Sei stille dem Herrn.

„Das möchte ich versuchen.“

Martha begleitete, und sie sang, neben dem Piano stehend und die großen Augen mit festem Blick aufgeschlagen, mit so vollendetem Ausdruck, daß alles atemlos lauschte. Wie aus der tiefsten Seele kamen die Worte: „Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn; Er wird dir geben, was dein Herz wünschet.“

Jeder fühlte: das war nichts Erlerntes, nichts Gemachtes, das war noch außer der Kunst des Gefanges, die immerste Ueberzeugung der Sängerin selbst. Langsam verhalte das: „Und warte auf Ihn“ am Schluß. — Alles schwieg im ersten Moment; nur der alte Herr rief: Bravo! er freute sich, daß seine Tochter doch noch gesungen und Eindruck gemacht hatte. Arthur war so bewegt, daß er auf den Balkon hinaustrat,

um nicht aufzufallen; Martha drückte der Sängerin still die Hand — auch sie fühlte sich jetzt überwunden. Leonhard fand zuerst wieder Worte, um seine Freude und Bewunderung auszusprechen; er meinte, nach dieser Leistung könnte niemand mehr etwas singen; und Woff holte sorglich den Shawl, um Nda einzuhüllen, deren Wangen bei der Musik sich immer höher gefärbt hatten.

### XIII.

#### Bei den Waldensern.

Das Osterfest war gekommen; freilich merkt man in Venedig nicht viel von der heiligen Ruhe der Tage vorher; das unruhige Treiben geht seinen Weg weiter in der leichtlebigen Stadt.

Arthur mochte weder die große pomphaste Messe in S. Marko hören, mit der Opernmusik als Begleitung, noch dem Gottesdienst in S. Apostoli beiwohnen, der ihm so kühl erschienen war; er meinte jetzt genug italienisch dafür zu verstehen, um einmal die Waldenserkirche besuchen zu können. Martha war entsetzt in dem Gedanken, zu einer „Sekte“ zu gehen, wie sie sagte, und weigerte sich entschieden; selbst als Arthur ihr auseinandersetzte, daß die Waldenser gewissermaßen die Vortäuser unserer Reformation wären und ihren Glauben tausendfach unter den größten Verfolgungen besiegelt hätten, meinte sie doch, daß der Kultus jedenfalls mehr reformiert als lutherisch sein würde, weil sie sich mit unserer Kirche nicht vereinigt hätten; und Arthur war auch zufrieden, seinen Weg allein zu gehen.

Die kleine Gemeinde sammelte sich schon, als er die Gondel verließ, und den Vorplatz überschreitend die Treppen zu dem großen Saal hinaufstieg, der als Kirche dient.

Seit Italien einig geworden, und das Haus Savoyen regiert, ist auch die kleine verachtete Zahl der Waldenser, die ja aus den Bergen und Thälern Savoyens stammt, zu einer anerkannten Kirche geworden, die frei und öffentlich ihre missionierende Thätigkeit entfalten kann.

Aber freilich wach einen Gegensatz zu der üppigen Pracht von S. Marko und den andern Kirchen Venedigs bietet der schlichte Saal, wo sich sonntäglich die kleine evangelische Gemeinde versammelt; nur Bibelsprüche in großen Buchstaben zieren die Wände; ein einfach bedeckter Tisch dient als Altar, und statt der prunkenden Mehrgewänder sieht man den Geistlichen im schlichten schwarzen Rock erscheinen; ein kleines Harmonium, das die Lehrerin der Kinderschule spielt, begleitet den Gesang, und die Versammlung besteht, mit wenigen Ausnahmen, meist aus geringen Leuten, Soldaten und armen Frauen — doch sind die Männer in der Mehrzahl. Aber welche Andacht, welche Hingebung auf den Gesichtern! Es that Arthur wohl, das zu sehen, und es überlief ihm ein Gefühl von Frieden an diesem Ort, wie er es in der letzten unruhigen Zeit selten empfunden.

Das neue Testament und das kleine Gesangbuch in italienischer Sprache lagen auf den meisten Plätzen zur Benutzung, und Arthur fand, daß er wirklich dem Gesänge folgen konnte. Es war eine schöne, einfache Choralmelodie, wohl deutschen Ursprungs, nach der in den weichen Tönen der italienischen Stimmen gesungen wurde:

„Quel anima che geme.“ etc.  
Die Seele seufzt im Staube,  
Du Tir, mein höchstes Gut,  
Mein Hoffen und mein Glaube  
Auf Deiner Liebe ruht.“

Da war es ihm, als ob sich eine Stimme in den Gesang mischte, deren wunderbaren Klang er aus Tausenden herausgehört haben würde; er blickte auf — und wirklich, da saß sie — auf der andern Seite, unter den Frauen, aber doch so nah, daß ihre

Blicke sich begegnen mußten. Es war Arthur, als ob ein feines Rot ihre Wangen überflöge, und mit einem Gefühl von tiefer Andacht sang er weiter, mit ihr zusammen, wie er sich sagte:

Und wenn in Angst und Sorgen  
Das schwache Herz erbebt,  
Kommt nicht ein neuer Morgen,  
Wo Dich der Herr erhebt?  
Es ist so süß zu sagen:  
Du sorgst für mich, mein Gott.  
Du hast die Angst getragen,  
Du wendest meine Not.

So hatte er sich nicht getäuscht; so war Ada wirklich von dem Lichte des Evangeliums erfasst, vielleicht im Stillen schon ein Mitglied dieser Gemeinschaft? Sie lauschte so voll Andacht der Rede des Geistlichen, daß sie nicht einmal wieder den Kopf wandte; und Arthur war es, als ob er, wie durch eine höhere Eingebung, alle Worte der Predigt verstand. Prediger Tron, aus einer alten, bekannten Walsenfer Predigerfamilie stammend, von der schon manche ihren Glauben auch unter der französischen Verfolgung bewährt, war ein noch junger Mann von schlichtem Wesen; keine sprudelnde Beredsamkeit war ihm eigen, kein süßliches Feuer leuchtete aus seinen Augen, aber die Treue und Festigkeit des Glaubens; und seine weiche Stimme sprach jedes Wort doch so deutlich aus, daß es auch dem Fremden möglich wurde, zu folgen.

Er redete so innig im Anschluß an die Osterbotschaft, von der Liebe die des Befehles Erfüllung, die stärker ist als der Tod; von der uns nicht Trübsal und Verfolgung, nicht Gefahr und Schwert trennen könnten, denn in dem allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebet hat.

Arthur lauschte wirklich mit angehaltenem Atem; er meinte noch nie so andächtig gewesen zu sein. Er verstand die Worte, aber unwillkürlich erfasste er sie in seinem Sinn, deutete sie auf seine Weise; dachte zunächst an eine irdische Liebe, die unendlich sei, die alles dulde, alles bestegen könnte.

Hatte sie nicht auch zugehört? Sie neigte sich tief im Gebet über ihr Buch am Schluß; dann stand sie auf, heiliger Ernst lag auf den schönen Zügen und ging, den Geistlichen zu begrüßen; sie mußte ihn kennen, sie reichte ihm die Hand und sprach mit ihm, aber ihre Stimme war so gedämpft, daß Arthur nichts verstand. Er zögerte noch etwas an der Thür, bis sie kam; diesmal war sie allein, Wolf hatte sie nicht begleitet. Sie grüßte ihn freundlich, ja sie streckte ihm die Hand entgegen, als ob sie sich freute, ihn zu sehen und flüsterte nur halblaut:

„Sagen Sie noch nicht, daß Sie mich hier gesehen — bald wird alles klar sein!“ —  
„Welch ein Overtag!“ dachte Arthur, als er im Sonnenschein durch das Gewühl der kleinen Straßen heimkehrte. „Ja, es geschehen heut noch Wunder! Bald wird alles klar sein!“

Ohn war es, als wäre eigentlich jetzt schon alles klar.

#### XIV.

#### In San Gregorio.

Die Feiertage waren vorüber; sie hatten keine neuen Begebenheiten gebracht, und Arthur war es bisweilen, als ob er diese Art der Spannung und Ungewißheit nicht länger ertragen könnte. Er schute sich Ada einmal ungestört zu sprechen; er wollte Klarheit haben über ihre Verhältnisse, wollte wissen, ob eine Hoffnung für ihn war, oder ob sie, wie er bisweilen argwöhnte, mit Wolf im Stillen verlobt sei. Dieser war zwar im Verkehr immer sehr liebenswürdig, aber doch in letzter Zeit sehr zurückhaltend gewesen über das, was seine Verwandten betraf.

Man sagt ja, daß die Liebe blind sei, daß sie bisweilen auch blind mache, das heißt, die Kräfte des Geistes brach lege für den Augenblick. Arthur mochte etwas ähnliches fühlen. „Ich weiß nicht, was aus mir geworden ist,“ philosophirte er und faßte an seine Stirn, „ich glaube, ich werde dumm; ich habe keine Energie, keine Gedanken mehr. Ich habe hier ein paar Wochen geträumt und geschwärmelt und nichts Reelles aufzuweisen. Aida sagte neulich, das Gewissen mache Feiglinge aus uns allen — ich glaube, mich macht die Liebe dazu. Zum Kuckuck, ich habe sonst mit allen Damen getanzt, geplaudert, gelacht, ihnen die Kur gemacht nach Herzenslust; ich war nie blöde — und jetzt komme ich mir wie ein dummer Junge vor, der mit Schmachten und Senfzen die Tage verbringt. Einmal muß das doch ein Ende haben!“

Mit solchen Gedanken war Arthur eines Morgens nach der Salute übergesahen, deren stille Größe ihn anzog und deren eble Einfachheit ihm wohl that; aber auch dieser Eindruck konnte ihn nicht von seinem Ibeengang abbringen. Er schlenderte weiter über die kleine Brücke zur Rechten, den warmen Bädern zu, denn für die Seebäder am Lido war es noch zu kühl, und das Badhaus mit seinem stillen Garten, mit den Orangenbäumen und den mit Eypheu und Wein bewachsenen Mauern hatte ihn schon oft gelockt. Heute sah er an der Ecke dicht daneben: „Abbazia San Gregorio“ angeschrieben.

Er stutzte; hatte der Name nicht unter einer von Aidas interessantesten Skizzen gestanden, die aber nur halb vollendet war; und hatte sie ihm nicht gesagt, daß sie gern und oft dort hinginge, und den alten Säulenhof noch am ersten schönen Tage, bei guter Beleuchtung, vollenden wollte? — Es war ein wunderlicher Eingang; ein langer, dunkler Thorweg, wie durch eine Festungsmauer, aber ein Sonnenstrahl, der durchs Gemäuer fiel, zeigte ihm den Weg; und da lag der stille, versteckte Klosterhof vor ihm, den nur wenige kennen und finden, mit seinen dunklen, vom Alter geschwärzten Marmorsäulen, dem großen Pozzo in der Mitte, und den Oleanderbäumen in mächtigen Kübeln, die ihn verzieren; und oben über dem Säulengange glänzten die kleinen Fenster mit den hellgrünen Jalousien und den Blumenbrettern mit der leuchtenden roten Kreuze davor, deren Blüten im grellen Sonnenlicht funkelten, während auf der andern Seite des geräumigen Hofes, unter den Säulen, ein wohlthuendes Dämmerlicht herrschte.

Die alte italienische Wirtin hängte grade die Wäsche in der Sonne zum Trocknen auf, unbekümmert, daß sie die schöne Architektur damit verdeckte, und die Romantik des verschwiegenen Plätzchens störte.

Aber was frug Arthur danach! Das Glück war ihm, wie schon öfter, wieder hold — er sah wirklich in der einen schattigen Ecke Aida auf ihrem kleinen Feldstuhl, das Skizzenbuch in der Hand, und drüben im Sonnenschein ihre alte Duenna, frühere Bonne, jetzige Kammerfrau, die eifrig strickte.

Arthur's Herz klopfte fast hörbar, und seine eiligen Schritte hallten wieder auf dem steinernen Fußboden.

Aida wandte den Kopf.

„Ah, Sie sind es, Herr von Norden!“

„Ich mußte doch Ihr Lieblingsplätzchen kennen lernen — aber, ich störe Sie?“

„Die gute Frau mit ihrem Leinwandzeug verdeckt mir doch gerade die Säulen, die ich zeichnete. Ich habe hier manche stille Stunde verträumt und wollte mir das Bild so gern noch vollenden, ehe ich gehe.“

„Sie wollen gehen!“ rief Arthur leidenschaftlich.

„Ich gehe nach Florenz,“ sagte sie langsam und ruhig; „dort öffnet sich mir eine stille Heimstätte, wo ich wirken und schaffen kann in dem neuen Leben — denn, Sie werden wohl wissen oder ahnen, was ich erst jetzt nach schweren Kämpfen meinem Vater zu sagen wagte — ich bin zum evangelischen Glauben übergetreten.“

„Gott sei Dank!“ rief Arthur, „ja, ich ahnte, was Sie bewegte, ich wagte nicht, Sie zu stören mit meinen Gefühlen, meinen Hoffnungen. Aber nun müssen Sie mich hören, nun müssen Sie es wissen, Aida, ich verehere Sie, ich liebe Sie wie —“

Ada sah ihn mit ihren großen Augen erschrocken an; sie wurde blaß, das Stizzenbuch entfiel ihr; dann bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und sagte leise:

„Auch das noch — o mein Gott, war es nicht genug des Kampfes, und nun sollen auch Sie noch leiden, um meinethwillen — vielleicht durch meine Schuld? Vergeben Sie mir diesen Irrtum, mein armer junger Freund!“

„Ada, Sie lieben einen andern? Sagen Sie es mir, ich werde es ertragen. Ich weiß, Sie haben Vaskupana zurückgewiesen; aber nun, da Sie den großen Schritt gethan, da Sie frei sind von den Banden Ihrer Kirche, nun wollen Sie Wolfs Gattin werden?“

Ada schüttelte langsam das Haupt, ja es war fast, als ob die Spur eines Lächelns um ihre Lippen schwebte.

„O, wie können Sie sich so täuschen! Der gute Kurt; wir sind miteinander aufgewachsen, fast wie Geschwister, aber wir haben nie an Liebe gedacht; ja, er ist sogar im Stillen verlobt mit einer lieben Freundin von mir daheim, und nur Familienverhältnisse haben bisher die Veröffentlichung verhindert. Er war mir ein Trost und Halt in dieser schweren Zeit mit seiner treuen Freundschaft und seinem Verständnis — das war alles!“

„Aber, Ada — dann —“

„Hören Sie mich ruhig an, lieber Freund; da ich Ihnen, ohne es zu wissen, wehe gethan, weil meine Gedanken so ganz mit andern Dingen beschäftigt waren, und Sie mir auch — verzeihen Sie — so jung erschienen neben mir, die ich an Erfahrung und wohl auch an Jahren älter und reicher bin, daß ich nicht an eine Liebe Ihrerseits dachte, so bin ich Ihnen wenigstens Wahrheit und Offenheit schuldig über mein Leben und die Schwierigkeiten und Kämpfe, die es mir gebracht.“

Arthur setzte sich auf den Rand der Mauer, die den inneren Hof umschließt, lehnte den Kopf an die Säule neben ihm und hörte still zu.

## XV.

### Ada.

„Mein Vater,“ begann Ada, „stammt zwar aus einer altprotestantischen Familie der Ostseeprovinzen; aber seine Mutter war eine fanatisch orthodoxe Russin; und ohne ihren Gatten zu fragen, ließ sie in seiner Abwesenheit ihren ersten Sohn nach griechischem Ritus taufen; so war sein Geschick besiegelt; denn einen öffentlichen Rücktritt aus dieser Kirche giebt es nicht in Rußland; Kerker und Verbannung wären wenigstens die Folgen. Sein Geist sträubte sich aber gegen die engen Schranken der orthodoxen Kirche, und so entfremdete er sich dem Glauben überhaupt — es ist jetzt ihm alles nur eine Form, die man aus Politik erfüllen muß. Daß er auf einer Reise im Süden meine Mutter kennen lernte und heiratete, haben Sie vielleicht schon gehört. Nach der damals noch herrschenden, mildern Praxis, und da die Heirat im Auslande, ohne einen schriftlichen Revers geschlossen war, durfte ich dem Glauben meiner Mutter folgen; mein älterer Bruder dagegen wurde griechisch getauft und erzogen. Welche tiefgreifende Differenzen das im Familienleben gab, von früh an, werden Sie begreifen. Mein Katholizismus war freilich von jeher von wenig ausgeprägter Natur. Meine Mutter hatte in ihrer Jugend Luigi Desanctis begeistertster Predigt gelauscht, des frühern römischen Priesters, nachherigen Waldenser Predigers; und vielleicht wäre sie seinem Beispiel gefolgt und auch zur evangelischen Kirche übergetreten, wenn sie länger in seiner Nähe hätte bleiben können. Ich erinnere mich wenigstens noch dunkel, daß sie bisweilen Lieder und Choräle sang, wie ich sie nur hier bei den Waldensern wieder gehört. Nach ihrem allzufrühen Tode fühlte ich mich völlig verwaist und vereinsamt. Mein Vater, der mich exzentrisch nannte in meinen Anschauungen, wußte mich durch unsern häufigen Aufenthalt in Petersburg den protestantischen Kreisen möglichst fern zu halten. Einmal versuchten Freunde, mich zur griechischen Kirche herüber zu ziehen,“ Ada stockte einen Augenblick,

„es war eine schwere Versuchung für mich, mein Herz war nicht ganz frei in dieser Sache — aber gottlob, ich überwand sie. Meinem Vater lag auch daran, mich im römisch-katholischen Glauben zu erhalten; warum, ist mir erst später klar geworden; weil meine Großmutter, die erst vor wenig Jahren in Tirol starb, mir in ihrem Testament ein bedeutendes Vermögen vermacht hatte, wenn ich katholisch bliebe und meinem Vetter Bassupana die Hand reichte. Um dies ins Werk zu setzen, unternahm mein Vater die Reise nach dem Süden; aber er verkehrte seinen Zweck. Das Treiben der Priester hier in Italien, die fürchtbare Aeußerlichkeit der Gottesdienste stieß mich zurück und die Sehnsucht nach einem reinen Glauben erwachte gerade mit Macht hier in Italien.

In Florenz lernte ich zuerst die Waldenserkirche kennen — dort ist ja die Akademie, wo ihre Geistlichen ausgebildet werden. Ich besuchte auch mit meiner alten Vizat das evangelische Asyl und Waisenhaus des Dr. Commandi; sie fand eine Schweizerin, eine Jugendbekannte, dort wieder. So hörte ich öfter begeisterte Predigten des Mannes, ich sah sein opferfreudiges Wirken unter den Armen und Kleinen und ich, die man immer fern gehalten hatte von solchen Bestrebungen, ich erkannte zum erstenmale klar, was wahres Christentum sei. Papa ahnte und merkte etwas von meiner Stimmung und eilte wieder hierher mit mir. Ich hatte bei unserm ersten Aufenthalt noch geru die Kirche des guten Vater Giacomo besucht; er ist ein gebildeter, feinsührender Mann und ich hatte wirklich Vertrauen zu ihm gefaßt.

Durch seinen Einfluß und durch die Gegenwart meines Veters Raimondo, der herkam, sich um mich zu bewerben — sie errödete flüchtig — „hoffte der Vater meinen Glauben und auch mein Glück zu sichern. Es war umsonst; Raimondo ist ein eitler Mensch; er hatte keinen Funken wahrer Liebe für mich, aber er war höchlich beleidigt, als ich ihm, an dem Tage wo wir nach Chioggia fuhren, durch Kurt sagen ließ, er möchte mich mit seinen nutzlosen Bewerbungen verschonen; ich glaube auch ein Teil der Erbschaft fällt nun einem Kloster anheim. Sie wissen, daß ich damals auch den alten Vater noch traf, daß ich noch einmal zu ihm ging, um ihm offen zu erklären: ich könne nie mehr sein Nechtkind sein. Er versuchte in seiner milden Weise mich zurückzubringen; aber der Stachel saß mir zu tief im Herzen, ich konnte mich nicht mehr gegen meine bessere Ueberzeugung sträuben. Wohl hatte ich noch bisweilen versucht in St. Marko zu beten — ich flehte zu Gott um Erleuchtung, aber die rechte Andacht wollte nicht mehr kommen. Da besuchte ich auch die kleine Waldenserkirche und habe bei dem vortrefflichen Geistlichen und seiner Frau Halt und Trost gefunden. Ich wollte mich nun zum Evangelium bekennen — ich fürchtete nur den aufbrausenden Zorn, vielleicht den Haß meines Vaters. Da kam Ihre unbewusste Mahnung an die heilige Barbara, der ich ja gleichen sollte — und von dem Moment an war ich fest entschlossen, ihrem Beispiel zu folgen, alles auf mich zu nehmen, Feindschaft und Verfolgung, ja Not und Armut, aber das zu thun, was mir vor Gott recht erschien. — Sie sehen, ich habe überwunden — Prediger Tron hat mich in die Gemeinschaft seiner Kirche aufgenommen.“

„Und Ihr Vater?“ frug Arthur, der still und tiefatmend zugehört.

„Er war außer sich,“ sagte Abba, das Haupt senkend, „er hat mich — das heißt,“ verbesserte sie sich, „er willigt in unsere Trennung — ein Zusammenleben wäre für jetzt unmöglich. Er kehrt zu den Seinen zurück; mein Bruder und dessen russische Frau, die er sehr liebt und die ganz zu ihm paßt, werden ihm das Leben mehr erheitern als ich es je vermocht; ich liebe immer mehr die Stille als die große Welt. Ich hatte an Dr. Commandi geschrieben und habe seine Antwort jetzt erhalten; er braucht Hilfe und nimmt mich mit Freuden in seinem Hause auf, als Lehrerin seiner kleinen Waisen, für die ich mütterlich sorgen will.“

„Aha!“ rief Arthur aufspringend, „das soll Ihr Schicksal sein? einsam und ungeliebt wollen Sie Ihr Leben vertrauern? und ich biete Ihnen mein ganzes Herz, Haus und Heim; meine Familie, die Sie mit Liebe aufnehmen würde, wo Sie glücklich

sein und glücklich machen könnten! Vielleicht lernen Sie noch, mich zu lieben, ich will geduldig warten, geben Sie mir nur eine Hoffnung!"

Ada reichte ihm die Hand hin; sie war tief bewegt.

"Ich danke Ihnen, danke von Herzen für Ihre Treue, aber ich muß meinen Weg gehen; ich fühle, daß mich Gott durch alle Kämpfe der letzten Zeit berufen hat, für Sein Reich allein zu wirken und zu leben. Auch wenn ich Sie so liebe, wie Sie wünschen, mein armer Freund, würde die Welt nicht sagen, ich hätte nur um älterer Güter, um irdischer Liebe willen meinen Glauben gewechselt? Nein, das Opfer muß rein und ganz sein!"

Arthur fühlte, daß er nichts weiter sagen konnte und durfte. War es nicht seine heilige Barbara, von der er am ersten Tage gesagt, daß keine irdische Liebe ihr Herz gerührt, daß sie Jugend, Schönheit, Reichtum und hohe Bildung dem Heiland zu Füßen gelegt und daß er sie gerade deshalb bewundern müsse? Er beugte unwillkürlich das Knie.

"Einmal lassen Sie mich vor meiner Heiligen knien," sagte er leise und küßte die feine, weiße Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

"Sie werden mit Gottes Hilfe noch glücklich sein und glücklich machen!" sagte Ada weich.

Arthur sprang entschlossen auf:

"Gott mit Ihnen, Ada! Ich will wenigstens streben, daß mein Leben in Zukunft Ihrer und dieser Stunde nicht unwürdig sei!"

Dann war er in dem dunklen Gange verschwunden. — Ada trocknete ihre Augen. Die Italienerin kam nach ihrer Wäsche zu sehen, die die Sonne unterdeß doch getrocknet. Sie meinte, daß die schöne Signora heut wenig gezeichnet habe. Ada schrieb das Datum des Tages auf das Blatt — es blieb unvollendet — und nahm mit einem letzten langen Blick Abschied von S. Gregorio nicht bloß, sondern von ihrem ganzen bisherigen Leben.

\* \* \*

### Schluß.

Jahre sind dahingegangen. Arthur sitzt in seinem Arbeitszimmer; er ist herangereift zum rechten, vollen Mannesalter. Das lockige Haar ist etwas lichter geworden und in den blauen Augen liegt neben dem Humor auch ein tieferster Zug. Aber Adas Abschiedswort hat sich erfüllt; er hat sich verheiratet mit einer Frau, die in ihm ihr Ideal sieht und die er sehr glücklich macht. Flügel und Harmonium stehen noch an einer Seite des gemüthlichen Zimmers, aber die zahllosen Bücher und Papiere auf dem Schreibtisch beweisen, wie thätig und arbeitsvoll Arthurs Leben geworden ist, wie er sich bemüht, als ein treuer Haushalter für seine Untergebenen zu sorgen und mit dem Pfunde zu wuchern, das ihm Gott anvertraut hat.

Heute hält er einen Brief in der Hand, den ihm Leonhard geschickt; er ist von Wolf, dem alten Freunde und schildert mit glänzenden Farben, in welchem Segen Ada in ihrem Berufe wirkt und wie sie allgemach ein Mittelpunkt geistigen Lebens für viele geworden ist.

Sinnend wendet sich das Auge des Hausherrn nach der Ecke des Zimmers, wo die große Photographie der heiligen Barbara im gothisch geschnittenen Rahmen steht — war doch diese edle Gestalt mit der nach oben deutenden Hand auch für ihn der Wegweiser zum Himmel geworden.





## Skizze

aus dem Leben einer dienenden Schwester

von

Anastasia Gräfin zu Pappenheim.

### Erstes Kapitel.

Es ist ein schöner Sommernachmittag. Vor der Thür eines schmucklosen Gebäudes, dessen Charakter nur durch ein einfaches Kreuz am Dachgiebel als eine Heimstätte für Kranke und Glende gekennzeichnet wird, hält ein Wagen. Eine junge, schlanke Dame entsteigt demselben — zaudernd hält sie einen Augenblick inne, ehe sie sich entschließt, Eingang zu begehren; dunkle Röde überzieht das feine Gesicht, als kämpfe sie innerlich, dann ist ihr Entschluß gefaßt: sie läutet an! Eine Gestalt in dunkler Schwesternkleidung, das ruhige Gesicht von einer tadellos weißen Haube umrahmt, thut ihr auf. „Gott grüße Sie,“ tönt es von den Lippen der Schwester. Der Gruß will der jungen Fremden seltsam dünken, und doch berührt er sie wohlthuend. „Mein Name ist Maria von F.,“ sagt sie etwas verwirrt, „ich bin vom Johanniterorden angewiesen worden, mich in Ihrer Diakonissenanstalt zu melden und werde heute erwartet.“ „So,“ entgegnet die Pförtnerin, und streift den neuen Anfömmeling mit einem prüfenden Blicke. Verwundert ruhen ihre Augen auf der schönen, eleganten Erscheinung, dem modern frisierten Haar und der knapp anliegenden Kleidung, es ist aber nur ein Augenblick, dann fügt sie hinzu: „Ich werde Sie bei unserer Oberin melden, bitte, treten Sie einstweilen in die Pförtnerstube ein.“ Maria folgt ihr langsam, und nun geht die Thüre zu, die Schwester eilt hinweg und überläßt die neue „Lehrpflegerin des Johanniterordens“ ihrem Geschick. Seltsame Gedanken bewegen dieselbe. Dies also ist der Schauplatz des neuen Lebens, welches sich vor ihr aufthut! Sie hat sich den Empfang etwas anders gedacht — sie ist gewohnt, daß man sie überall mit offenen Armen empfängt, und diese Schwester scheint nicht einmal zu wissen, wer sie sei, läßt sie sogar allein hier sitzen, anstatt jemand anderen mit der Meldung zur Oberin zu senden. Das kleine Pförtnerstübchen ist übrigens recht gemüthlich, trotz der fast zu peinlichen Sauberkeit, die darin herrscht; in jener Ecke steht ein bequemes, altmodisches Sofa neben einem großen Ofen, der im Winter gewiß eine herrliche Wärme verbreitet, an den Wänden hängen hübsche Kupferstiche, Darstellungen aus dem alten Testament — auf jener Seite hängt ein großes Kreuzifix und darunter ein gemalter Spruch, umgeben von einem Kranz blühender Hederosen. Maria tritt an das Fenster — es führt hinaus auf den Hof des Diakonissenhauses. Sie ist ganz überrascht von dem Anblick der vielen, verschiedenen Baulichkeiten, die sich hier zu einem

Gauzen vereinigen. Dann wird sie gefesselt durch zwei Gestalten unter jener Hausthür, zwei Diakonissen sind es — die eine hält ein Kind auf dem Arm, die andere sucht durch allerlei Rederei die Aufmerksamkeit des kleinen Erdenbürgers zu erregen. Auf der andern Seite des Hofes sind mehrere Pflegerinnen damit beschäftigt, einen Teppich von gewaltigen Dimensionen auszuklopfen, sie scheinen es mit einem gewissen Behagen zu thun, wenigstens halten sie zuweilen lachend inne, um neue Kraft zu schöpfen. Aber was ist das? Unter der Thür jenes großen zweistöckigen Gebäudes, dessen breite Front die Aufschrift trägt: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! hält ein höchst eigentümliches Gefährt, ein ganz mit Stroh ausgepolsterter Wagen, auf demselben eine unheimlich verummte Gestalt. Wirklich, es ist ein Menschenkind, wohl ein Kranker, denn nun erscheinen auch zwei Männer mit einem Tragfessel, um ihn in das Krankenhaus zu befördern. Es ist ein Bild von eigenartigem Leben auf diesem weiten Hofraum. Maria fühlt, wie diese gänzlich fremde Umgebung sie beklemmt, — selbst diese Stube mit dem ernten Kreuzifix an der Wand übt einen Bann auf sie aus, nun ist sie eingekettet in Freude und Leid dieses Hauses, von der Vergangenheit trennt sie eine Brücke, die mehr und mehr abzubrechen scheint — nein, sie kann nicht mehr zurück und weiß nicht einmal, ob sie Kraft haben wird, die Aufgabe, die sie sich gestellt, zu lösen. O, diese Zukunft!

Aus dem dumpfen Sinnen weckte sie der Klang einer Glocke, und jetzt ertönen fröhliche Schritte und lustige Stimmen auf dem Korridor draußen. Die Thüre ihres Stübchens fliegt auf und herein ruft eine vergnügte Stimme: „Schwester Magdalene, es hat zum Kaffee geschelt!“ Aber statt der erwünschten Schwester sieht die Sprecherin eine Fremde vor sich und zieht sich eilend zurück. Maria hat die jugendliche Gestalt mit Erkaunten betrachtet. So jung, so lustig und doch Schwester! das kann sie nicht zusammenreimen. Für sie deckt sich der Typus einer Diakonissin mit dem Begriff der weltentzogenen Resignation — wie könnte man sonst im stonde sein, der lachenden Welt Valet zu sagen und sich in diese fast klösterliche Einsamkeit zu begraben. Alle ihre eigenen Bekannten haben sie mehr oder weniger bemitleidet und sogar gewissermaßen beizutreten, sie steht aber doch nur mit einem Fuß in dieser Thätigkeit, nur bestimmte Zeiträume sind ihr zur Ausübung der edlen Pflichten der Nächstenliebe zugemessen: was ist das gegen die Darangabe eines ganzen Lebens? Ihr Phantasiebild erhält unmerklich einen kleinen Stoß.

Nun tritt endlich die Pfortnerin ein und befreit Maria aus der erwartungsvollen Hast. „Unsere Oberin möchte Sie erst nach dem Kaffee sprechen,“ sagt sie einfach, „wollen Sie mit herüberkommen? Aber Sie haben keine Mütze auf,“ fügt sie hinzu. Maria verneint es stumm. Also hier scheint sie ohne Mütze nicht einmal als vollgültig angesehen zu werden, daran hat sie natürlich nicht gedacht, sie weiß nicht einmal, wie man dieses eigentümliche Stück Watist in eine menschenwürdige Verfassung bringt. „Heute wird es nichts machen,“ meint Schwester Magdalene und nimmt sie mit. Sie gehen über einen langen schmalen Gang und treten in einen geräumigen Saal. Hier sind schon alle Schwestern versammelt — es ist ein buntes Gemisch von großen und kleinen Gestalten, dort drüben scheinen auch einige ihrer speziellen Kolleginnen vom Johanniterorden zu sein — schrecklicher Moment! Alle die Augen der siebzig oder achtzig Schwestern haben sich auf sie gerichtet . . . es ist recht albern, daß sie so verlegen wird, sie ist doch sonst so formgewandt.

„Eine neue Johanniterchwester,“ sagt die Stimme einer alten Diakonissin neben ihr, „Schwester Maria von F.“ Maria wird dunkelrot, die fremde Lage, der neue Titel, das alles ist ihr so ungewohnt, sie fühlt, daß sie die Thränen gewaltig hinunterdrängen muß. Sie wird kaum gewahr, daß nach einem kurzen Gebet alle Schwestern Platz genommen haben — sie greift mechanisch nach einer riesigen Tasse Kaffee, die vor ihr steht und unheimlich qualmt. Aber sie irrt sich, wenn sie meint, daß sie ein fort-

gefehter Gegenstand der Beobachtung ist — jeder ist viel zu sehr mit sich und seinem Vesperbrot beschäftigt, denn die Zeit drängt. Fast verstohlen blickt sie auf ihre Nachbarin, die diesen Blick erwidert — es ist wirklich der kleine blonde Eindringling von vorhin. Sie hat ein liebes Gesicht, diese kleine Diakonissin, solch große, unschuldige Kinderaugen! Wie rätselhaft erscheint es Maria, daß sie ein solch junges Geschöpf unter der Schwesternschaft antrifft. Gewiß hat sie eine unglückliche Liebe — aber dazu sieht sie doch eigentlich zu vergnügt aus — Maria kann nicht klug daraus werden.

„Schwester Editha, führen Sie Ihre liebe Nachbarin zunächst auf Ihre Stube, damit sie sich umzieht, ehe sie sich vorstellen geht,“ sagte nach aufgehobener Tafel die alte Diakonissin zu der kleinen Blondine. Maria folgt ihrer schlanken Führerin mechanisch. Sie ersteigen mehrere Steintreppen und landen endlich vor einem winzigen Turmstübchen. „Hier werden wir zusammen wohnen,“ sagt Editha und öffnet die Thür. „Zusammen“ — Maria sagt es mit unwillkürlichem Schrecken, während ihr Auge die neue Behausung mißt. Sie ist fast puritanisch in ihrer Einfachheit, diese kleine Stube, nur für die durchaus nötigsten Möbel ist gesorgt, und die Wände sind sogar ohne Tapeten! Aber ein frischer Strauß von dunkelroten Rosen leuchtet ihr vom Tisch entgegen, zu dem Fenster nicken die Ranken der wilden Weinrebe vertraulich herein und geben der Stube etwas von dem, was man in der weichen Sprache der Süddeutschen „heimelig“ nennt. Maria hat viel Gefühl für Poesie — hier findet sie ein Stück davon. Das altmodische Turmstübchen, die frischen Rosen, die junge poetische Gestalt in der Schwesternhaube — das alles wirkt beruhigend auf ihr verwirrtes Gemüt. „Wir wollen suchen, gute Nachbarschaft zu halten, Schwester Editha!“ Diese Worte kommen zögernd heraus. „Ja, das wollen wir! Aber nun paden Sie schnell Ihre Sachen aus, denn die liebe Mutter wartet. Die liebe Mutter ist nämlich unsere Oberin,“ fügt sie befehlend hinzu, als sie den erstaunten Blick Marias auffängt. Während dieser Unterredung hat sie ihrer neuen Freundin geholfen, die nötigen Kleidungsstücke herauszunehmen und hilft ihr, sich zu bekleiden: „Wir sind nun einmal Stubengenossen, da müssen wir uns schon zur Hand gehen. So, da habe ich Ihnen die Mütze gesteckt, setzen Sie sie schnell auf, dann müssen wir noch aufräumen, denn hier ist der Tempel der Ordnung.“ Maria läßt es sich gefallen, daß sie ihr die hohe, steife, etwas an die Schwarzwälder Bauerntracht erinnernde Mütze aufsetzt. Wie sie in den Spiegel schaut und ihr eigenes Bild in der so fremden Fassung ihr entgegentritt, erschrickt sie fast. Sie sieht ganz verändert aus — nein, sie ist ganz entschieden nicht mehr hübsch — wenn ihre Freunde und Bekannten sie so sähen, sie würden sie nicht wiedererkennen! Editha errät ihre Gedanken. „Sie werden sich schon noch an die Hande gewöhnen,“ sagt sie in beschützendem Ton, „ich habe sie zuletzt doch noch sehr geliebt, beinaß so sehr wie meine jetzige. Doch ich muß eilen, Sie hinüber zu führen, denn ich muß bei meinen Kranken Andacht halten und Abendessen ansteilen.“

Maria folgt ihr — nun stehen sie vor einer schmucklosen, weißen Thür, hier verläßt sie Editha — auf das schüchterne Klopfen Marias öffnet sich die Pforte und sie steht vor der Oberin.

## Zweites Kapitel.

„Ach — schon ein Viertel sechs,“ sagt Editha am nächsten Morgen — und dreht sich halbverschlafen in dem Bett herum. Nun bemüht sie sich, Maria zu wecken: eine schwere Aufgabe für jemand, der selbst noch beinahe des Wakens bedarf. Und diese neue Johanniterschwester ist gar nicht aus dem Schlaf zu bringen, sie schläft noch fester als ihre Vorgängerin und das will viel heißen! Maria ist freilich erst sehr spät eingeschlafen. Das Gespräch mit der Oberin, die so ernst und mütterlich zu ihr gesprochen an diesem ersten Tage ihres neuen Lebens, hat nicht verfehlt, einen tiefen Eindruck auf sie zu machen. „Ich hoffe, Sie werden daran denken, daß Sie als Johanniterin zunächst berufen sind, dienen zu lernen, zu dienen dem Herrn an seinen Kranken und Tenden.“

Es ist das hohe Vorrecht Ihres Ordens, daß in demselben gerade der Adel zum speziellen Dienst berufen ist — daß das achtspeihige Kreuz, welches die Brust der Johanniterritter schmückt, kein Gedenkzeichen ist an hohe Thaten tapferen kriegsmutes, nein, es soll ein Abzeichen sein, daß die Träger desselben zu denjenigen gehören wollen, die den Armen und Elenden hülfreiche Hand leihen. Auch Sie, als Schwester dieses Ordens, müssen es für eine Ehre halten, daß Sie dienen dürfen! Gehen Sie mit Freudigkeit an die Arbeit, in Treue und Gehorsam, der Segen Gottes wird nicht ausbleiben.“ Das hatte die Oberin gesagt und Maria hatte erstaunt zugehört. Zuerst glaubte sie eigentlich, die Oberin werde es wenigstens mit einigen herzlichen Worten anerkennen, daß ein Mädchen aus so vornehmer Hause es auf sich nehmen wollte, ein halbes Jahr sich dem ernstesten, strengsten Leben eines Diakonissenhauses zu fügen, und nun sagte sie ihr mit kalten Worten, es sei eine Ehre für sie, den Kranken dienen zu dürfen! Wenn sie in ihrem Heimatdorf je daran gedacht hatte, einem leidenden Mütterchen oder frankem Greise einen Teller Suppe höchstehändig zu überbringen, dann hatten die überglücklichen Leute vor Rührung geweint über die ihnen widerfahrene Ehre — und Maria hatte sich im Gefühl der eigenen Wertgerechtigkeit geföhnt! Und nun war sie gar noch hier hergekommen, um die Krankenpflege zu erlernen und der Menschheit den glänzenden Beweis zu liefern, daß sie, der Liebling der Hofgesellschaft, die gefeiertste junge Dame der letzten Winter, ebenso gut als schön sei! Freilich — das gestand sie sich innerlich ein — es waren nicht lauter uneigennütige Beweggründe, die diesen interessanten Schritt veranlaßt hatten. Hinter der glänzenden Außenseite lag viel verstecktes Herzweh, sie hatte so viel gesucht im Leben und so wenig gefunden, nun wollte sie in der ernstesten Schwestertracht, die ihr für ein halbes Jahr gleichsam verliehen wurde, Schutz suchen gegen sich selbst, gegen die Kämpfe im eigenen Herzen. Hier waren ja alle Menschen gewissermaßen halbe Heilige — da würde etwas von diesem abstrakten Glanze auch für sie abfallen . . .

Aber diese Worte der Oberin paßten so gar nicht zu dem ganzen, selbstgeschaffenen Heiligenbild, und es überschlich sie eine unheimliche Furcht, als seien Dinge, die sie hier erwarteten, doch noch etwas anders, als sie selbst glaubte. So sah sie die Oberin fragend an — doch diese verstand den Blick nicht, sie schien sich gar nicht bewußt, etwas gesagt zu haben, was der Erklärung bedürfte. Das Gesicht der Diakonissin fesselte Maria unwillkürlich. Es lag etwas so helles in diesen gütigen und doch ernstesten Augen; in den charaktervollen Zügen stand eine ganze Lebensgeschichte ausgeprägt von Leiden, Kämpfen und errungenem Frieden. „Sie sieht glücklich aus,“ dachte Maria, „und doch, wie viel muß sie durchgemacht haben. Sie ist so blaß!“

Was hatte der Tag denn noch alles gebracht, so viele neue Bekanntschaften! mit Menschen und mit Häusern — ja, sie hatte schnell noch einen Blick geworfen in die verschiedenen Krankenstationen, die Gesilde ihrer künftigen Thätigkeit. So kam es, daß tausend Fragen sie bestürmten, als sie sich zum Schlummer niederlegte — und als die Lichter im Diakonissenhause längst erloschen waren und ihre Stubengefährtin ruhig schlief, da waren Marias Augen noch weit offen. Es war eine neue Welt, die vor ihr lag, nun sollte sie den ersten Schritt hinein thun, ganz allein mußte sie ihn gehen, diesen Weg, der zur Entsagung, zur Pflicht, zur Ruhe führen sollte. Halb im Traum umrankte sie dann die Erinnerung an ein Lied, dem sie in früheren Zeiten so gerne gelauscht. „Glücks genug“ war es genannt. Warum verschmolzen die Töne gerade dieses Liedes früher Vergangenheit sich heute Abend mit den heißen Sorgen der Zukunft? Ach das Glück, es lag so weit, so weit, was sollte ihr dies Lied? Halb im Traume sprach sie die Worte nach: Glücks genug — dann umfing sie der Schlaf, tief und fest. So merkt sie es nicht, daß es Morgen ist und erst nach den angestrengtesten Bemühungen Edithas schlägt sie die dunklen Augen auf, sehr erstaunt, sich in so fremder Umgebung zu befinden. „Sie müssen sich eilen“ ruft Editha, „es wird bald zur Andacht läuten und erst müssen wir noch unsere Stube aufräumen.“ Maria eilt sich, so gut sie kann, es fällt ihr

allerdings nicht ganz leicht, so im Handumdrehen das zu vollbringen, wozu sie sonst unbeschränkte Zeit in Anspruch nahm. „Waren Sie schon auf Ihrer neuen Station? Sie kommen nämlich zu den Kindern, ach, da wird es Ihnen schon gefallen. Die Krabben sind allerdings manchmal fürchtbar ungezogen, aber man kann ihnen doch nicht böse sein — es thut so weh, kleine Kinder leiden zu sehen. Haben Sie Kinder lieb?“ Maria zögert. „Ja — nein — wenn sie sehr niedlich sind und nicht zu viel Lärm machen.“ sagte sie. „Sind es sehr viele Kinder?“ „O, über dreißig allein auf Ihrer Station, da giebt es Arbeit die Hülle und Fülle. Aber Sie verstehen sich gewiß schon darauf, Sie sehen so gewissermaßen erfahren aus.“ Dabei lacht Editha und schickt sich an, die Stube zu verlassen, denn nun tönt wirklich die ominöse Glocke.

Eine Stunde später finden wir Maria schon in voller Thätigkeit. Sie folgt ebenso erstaunt als aufmerksam den kurzen, aber nicht unfreundlichen Anweisungen, die ihr eine kleine, energische Diakonissin giebt. Schwester Antonie, so heißt sie, ist eigentlich ein weiblicher Regimentskommandeur, sie führt mit bedeutender Umsicht das Kommando auf ihrer Station und verkehrt obenein wie ein Feldwebel seine Rekruten, so ihre untergebenen Schwestern zu drillen. Auch Maria ist sogleich ange stellt worden. Sie hat zwar geglaubt, sie würde sich die Sache heute erst einmal ansehen, doch diese Meinung hat, scheint es, niemand geteilt; sie ist eine neue Arbeitskraft und man muß suchen, sie bestmöglich zu verwerten, das ist der beste Weg, um die Fähigkeiten zu prüfen. Nun bemüht sie sich, im Schweiße ihres Angesichts eine Stube auszuföhren, zum erstenmal in ihrem Leben. Aber der Besen tippt ihr immer in der Hand um — sie hält ihn gewiß nicht recht — nein — so geht es noch weniger — sie versucht es wieder auf die vorige Art. Und nun haben sich auch noch alle die impertinenten Staubflocken gegen sie verbunden, denn kaum glaubt sie sie beisammen zu haben, huch, da tanzen sie wieder in der Luft wie die Derröschchen — es ist eine Danaiden-Arbeit! Schwester Antonie, die des Wegs daher kommt, sieht ihr eine Weile lächelnd zu, nimmt dann einen zweiten Besen und mit geschickter Hand ist bald der ganze Boden geglättet wie ein Spiegel. Maria wischt sich den Schweiß von der Stirn und stößt einen Seufzer der Erleichterung aus. „So, nun kommen Sie herüber, da sind noch einige Betten zu machen, zunächst aber besorgen Sie die Kinder.“ „Ja“, sagt Maria kleinlaut. Diese Art Arbeit will ihr nicht recht gefallen, aber es bleibt ihr wohl nichts übrig, sie muß sich daran machen. Sie ergreift mit mehr Energie als Vergnügen einen Kamm, und beginnt einem dicken Bottelkopf die Haare zu entwirren. „Tante, du ziehst mich so sehr,“ sagt das dreiste kleine Ding und fügt hinzu: „die andere Tante hat mich immer erst gewaschen.“ „Ja Tante, ich bin auch noch nicht fertig“ ruft es aus einer andern Ecke. „Und die Klara läuft ohne Strümpfe herum, und ich habe meinen Ärmel entzweigerissen“ schreit eine andere. Es sind neugierige Kinder, sie wollen sehen, wie sich die neue Tante anstellt. Maria weiß nicht, wo ihr der Kopf steht — ist sie denn der Sklave dieser kleinen Krabben? Da kommt auch noch Schwester Antonie. „Sie sind doch fertig, Schwester Maria? Bitte, kommen Sie so schnell wie möglich, ein neues Kind muß ins Bad.“ Draußen auf dem Tsur steht ein armes Weib in dürftiger Kleidung, ein bleiches, abgezehrtcs Kind in den Armen. Die Schwester tritt hinzu und nimmt es ihr ab. „O Gott,“ schluchzt die arme Mutter — „gelt, mein Kind muß noch nicht sterben — ich habe es so lieb und bin doch schuld an seinem Unglück. Nicht wahr, Schwesterle, Sie pflegen es wieder gesund, ich werde auch so viel für Sie beten!“ „Wir werden thun, was möglich ist,“ sagt Schwester Antonie ruhig. Maria tritt an die Frau heran, um ihr einige Worte des Trostes zu sagen, sie fängt an, ihr auseinanderzusetzen, daß es Gottes Schickung sei, daß ihr Kind so leiden müsse, da rüttelt sie Schwester Antonie am Ärmel. „Kommen Sie nur schnell, wir haben keine Zeit zu langen Reden, es ist höchste Zeit, daß das arme Kind zur Ruhe kommt. Geht ihr heim, liebe Frau, am Freitag ist Besuchsstunde, da könnt ihr wiederkommen.“ Maria tritt zurück — sie ist entschieden verlegt. Dazu also ist sie gut genug, um unartige Kinder zu kämmen,

Stuben auszuföhren und sonstige in ihren Augen niedrige Dienstleistungen zu verrichten, und wo sie glaubt Trost und Hülfe spenden zu können, wird sie so zurückgewiesen! Indes hat Schwester Antonie das Kind, dessen Aermchen jämmerlich verbrannt ist und welches infolgedessen stark fiebert, sorgsam gebadet und in ein sauberes Bettchen gelegt. Hier liegt es, leise wimmernd, eins unter den vielen kleinen Leidensgenossen in dieser großen Krankenstube. Es ist ein Bild menschlichen Elends en miniature, das sich dem Auge des Beschauers darbietet. Da sind kleine Erdenpilger in den verschiedensten Lebensaltern und jedem ist der Stempel des Leidens unverkennbar aufgedrückt!

Aus diesen blassen kleinen Gesichtern, aus den abgekehrten kleinen Gestalten blickt eine ganze Welt des Jammers uns entgegen. Dort in der Ecke zieht die Erscheinung eines im schönsten Blütenalter stehenden Mädchens die Blicke auf sich. Sie sieht aus, als hätte sie schon viel erlitten, die tiefen, schwarzumranderten Augen mit dem müden Blicke verraten es. „Das ist unser Lazarus,“ meint Schwester Antonie, „sie ist eigentlich zu groß für die Kinderstation, aber da sie seit Jahren bei uns ist, fühlt sie sich hier am wohlsten.“ Die Schwester schickt sich an, den Verband abzunehmen, der die jugendliche Stirn bedeckt. „Wollen Sie mir die Wundschale halten?“ Die Frage gilt Maria. Nicht ohne Widerstreben thut diese, wie ihr geheißen wird. Eigentlich graut ihr vor Wunden, bis jetzt hat sie dies auf rein ästhetische Motive zurückgeführt — hier im Augenblick, wo ihr die Notwendigkeit obliegt, handelnd einzugreifen, fühlt sie, daß es ganz einfach die Abscheu gegen das Abnorme ist, die ihr innewohnt. Wie fatal ist es ihr auch, daß sie hier so ganz ungeschickt all den neuen Thätigkeiten gegenübersteht, sie, die sonst überall durch die Vielseitigkeit ihres Wissens gegläntzt hat! Und hier stößt sie fast Schritt für Schritt auf Dinge, die ihr die reinen böhmischen Dörfer sind! Die Krankenpflege erscheint ihr plötzlich in einem ganz andern Licht — die Vorstellung, die sie sich bislang davon gemacht, hat sie sich zwar noch nie so genau formuliert, aber wenn sie auch nicht gerade, wie viele andere, glaubte, daß die Hauptsache darin bestehe, die Temperatur zu messen und den Kranken ab und zu ein Glas Wasser zu reichen, so hat sie doch nicht gedacht, daß so viele Arbeiten sie erwarten würden, von denen sie eigentlich nicht recht begreift, wozu sie nützen. Diese Reinklichkeit hier zum Beispiel ist doch geradezu pedantisch! Maria seufzt — was hat sie heute nicht alles angreifen müssen — da hat sie schmutzige Kinder gebadet, Betten gemacht, Böden geteert und aufgewischt, und was harrt noch alles ihrer. Einen großen Stoß Fließwäsche hat ihr Schwester Antonie auch schon gezeigt — also Arbeit über Arbeit!

Und dann hat sie so viel gesehen, Dinge, deren Existenz sie niemals ahnte, Menschenelend in krasser Gestalt! Zum Beispiel jenen kleinen Jungen mit dem Lungenbrand, der Tag und Nacht vor Schmerzen schreit! Hier wieder das Kind mit der kranten, eiternden Hüfte, das bei jeder Berührung jämmerlich stöhnt, nebenan das Mädchen mit dem Beitstanz, ein anderes mit Wassersucht und drüben das Kind mit dem Gehirntypus! Und doch, viele von den kranken Kindern sind in schmerzfreien Augenblicken das Bild vollkommener Zufriedenheit — sie gleichen den Blumen, die sorglos am Rande des Vulkans blühen, sie lachen und spielen fröhlich, während der Todesengel vielleicht schon die Sichel weht, um sie abzumähen vom grünen Erdengefülle! Erst heute Morgen hat ja der Doktor über einige derselben das Urteil gesprochen: Unheilbar! Maria überdenkt dies alles, während ihre zitternde Hand die Wundschale hält, vielleicht ist es ihr dadurch, daß die Gedanken so ganz von dem Erlebten hingenommen sind, allein möglich, mit scheinbarer Ruhe den Bewegungen der Schwester Antonie zu folgen, während diese die klaffende Kopfwunde ausspült und wieder verbindet. Nun wird ein zweiter, ein dritter Patient vorgenommen, einem kleinen Schreier im Steckfassen die Flasche gereicht, Ruhe giebt es eigentlich keinen Augenblick — wirklich, es ist schon Essenszeit. Nun werden alle diese kleinen Wünder gesättigt — Maria fühlt, daß eine Art von Interesse für ihre Pflegebefohlenen in ihrem Herzen erwacht. Dieser erste Morgen im Krankenhause ist allerdings so ganz anders gewesen, als sie es erwartete, aber doch war es schön, mit-

eingreifen zu dürfen in dieses reiche Arbeitsfeld, um menschliche Not, und sei es bei Kindern, lindern zu helfen. — Als nach beendeter Schwesternwahlzeit Editha in das Turmstäbchen kommt, um sich nach ihrer einsamen Gefährtin umzusehen, findet sie sie in Thränen. „Haben Sie Heimweh?“ fragt sie sanft und fügt hinzu: „Es war wohl heute ein schwerer Tag für Sie, aber nur Mut, es wird schon gehen.“ „Ich weiß selbst kaum, was mir ist,“ sagte Maria schluchzend, „ich habe es mir so ganz, ganz anders hier gedacht. Es ist ja zu schwer!“ Edithas Gesicht wird sehr ernst. „Der Beruf einer Schwester führt durch Dornengebege, aber es entlühnen liebliche Rosen diesen Dornen. Gerade die scheinbare Prosa des täglichen Lebens festigt das Gemüt gegen die überwältigenden Eindrücke seelischen Leidens, die uns sonst unzweifelhaft zu Boden drücken müßten. Vergessen Sie aber vor allem nicht den Wahlspruch unseres Hauses, in dem der Schlüssel für die gesamte Thätigkeit der Diakonie liegt: Die Liebe Christi bringt uns also!“ „Ich will suchen, ob ich ihn auch zu meinem Wahlspruch machen kann,“ meint Maria zögernd.

### Drittes Kapitel.

Es war Nacht. In den vielen Sälen der großen Krankenheilanstalt brannte nur gedämpft eine schwache Flamme; die müden Kranken suchten den Schlummer nach allen Schmerzen des Tages. Manche wälzten sich auch rastlos aus den Kissen, denn die heiß-ersehnte Ruhe wollte nicht kommen, das Fieber kochte in den Adern, und die gequälten Glieder schmerzten unaufhörlich. Draußen auf dem schmalen Gang, der so unheimlich aussah in dem schwachen Licht, welches eine einsame Gasflamme von sich gab, schritt eine Schwester geräuschlos auf und ab. Aus dem halb offenen Turm klang dumpfes Stöhnen — hier lag eine Kranke, von unerträglichen Schmerzen gepeinigt, auf ihrem Lager und blickte mit fiebergelühenden Augen die Schwester an, die sich über sie beugte. „Wer ist das?“ frug die Kranke und dann, als sie Maria erkannte: „O Schwester, Schwester, ich sterbe vor Schmerzen, nur einen Augenblick Ruhe — o, geben Sie mir Ruhe!“ Maria schweigt. Sie streicht nur mit weicher Hand die zerwühlten Kissen glatt. „Schwester,“ stöhnt die Kranke fast unhörbar, „wenn ich sterbe, wo komme ich dann hin?“ „O, sagen Sie doch nur ein Wort, beten Sie, beten Sie!“ Die Stimme verjagt ihr. Maria ergreift tiefe Seelenangst. Hier in dieser Stube, allein mit der sterbenden Frau, tritt der Ernst des Todes in wahrhaft erschütternder Weise ihr vor Augen. Ihr Herz klopft laut, sie glaubt, es muß zerpringen, und dabei soll sie beten! Was denn? Das Vaterunser — ihr ist, als könne sie sich nicht einmal auf seinen Anfang besinnen, sie hat alles vergessen in diesem Augenblick überwältigender Seelenqual, so kommt nur eine einzige der sieben Bitten über ihre zitternden Lippen: „Erlöse uns vom Uebel!“

Ein eigenes Gefühl, so in stiller Nacht allein, dem König der Schreden gegenüber — Marias Herz erbebt, sie möchte fast zeigen um jeden Atemzug der vor ihr liegenden Kranken, sie fragt sich mit verzehrender Angst: lebt sie noch . . . ja — sie nimmt die kalte Hand in ihre vor Erregung glühende, sie zählt den Pulsschlag — jetzt steht er aus — o Gott! nein, er schlägt noch, aber so unregelmäßig . . . wann, o wann wird es Morgen! Und die Kranke klammert sich fest, ganz fest an sie an, die wirren Augen sind angstvoll zu ihr gerichtet — aber die Frau wird von Schwäche übermannt, der Krampf läßt nach und sie sinkt ermattet zurück. Eine Ruhepause tritt ein. Maria sitzt schweigend an ihrem Lager und wischt leise die großen Schweißtropfen von der Stirn ihrer Patientin. Im Fluge überdenkt sie die Vergangenheit. Nun sind es schon viele Monate her, daß sie ihren Fuß gesetzt hat in dieses Haus, diese Stätte des Glends und des Friedens zugleich. Denn das eine ist ihr klar geworden in diesen langen Wochen schwerer Arbeit und treuer Pflichterfüllung: nie wäre ihr Herz so stille geworden, als hier — nirgends wäre es ihr möglich gewesen, ihr eigenes Herzeleid über dem der

anderen so zu vergessen, wie hier, wo jede Stunde neue Arbeit, jede Woche neue Anforderungen an ihre physischen und moralischen Kräfte stellt. Es ist wahr — sie hat manche Enttäuschung durchmachen müssen, der Nimbus, den ihre Phantasie um das Leben im Diakonissenhause geschlochten, ist zum Teil geschwunden. Geschwunden — nein, das ist nicht das rechte Wort, nur in veränderter Form tritt er ihr entgegen. Nicht heilige leidenschaftslose Wesen, erhaben über dem irdischen Leben und Treiben, sieht sie mehr in den Schwestern: sie hat gelernt, daß weder Diakonissenkleid noch Haube im stande sind, den alten Menschen zu erneuern, aber doch ist sie getroßt. Sie hat Einblicke thun dürfen in edle, große Menschenseelen, die gleich ihr ringen nach dem einen, was not thut. Und wahrhaft beschämt steht sie da vor diesen einfachen Menschenkindern, die in strenger Pflichterfüllung und heißer Arbeit ihrem Herrn dienen dürfen. Ja — dienen! Ihr ist, als lerne sie allmählich dies Wort verstehen, das erst fast beleidigend an ihr Ohr geklungen. Ihr ist zu Mut, als könne sie diese Menschen beneiden, die dieses „Dienen“ auf das Banner ihres Lebens geschrieben haben. Inmitten der Schwesternschar kommt sie sich zuweilen vor wie der Fremdling, der fröstelnd vor den Palästen der Reichen steht und heiß den Eingang begehrt in diese Thore der Herrlichkeit! Und doch — dann kommen Augenblicke, wo alle ihre Illusionen über den Haufen geworfen werden, wo die nackte Prosa des Lebens ihr fast handgreiflich entgegentritt — aber dennoch fühlt sie, daß gerade in diesen Kontrasten des Berufs seine Größe liegt — die Prosa desselben wäre zu erdrückend — die geistige Größe desselben zu erhaben; vereint aber geben sie jenes harmonische Ganze, welches es allein ermöglicht, daß eine rechte Diakonissin ebensowohl tröstend am Sterbelager stehen kann, als sie befähigt sein muß, für das leibliche Wohlbefinden der ihr anvertrauten Pflöglinge so zu sorgen, daß sie sich in ihren Händen geborgen fühlen. Diejenigen, welche das ideale Moment des Berufes von dem realistischen Teil getrennt wissen wollen, haben die Tragweite dieser Maßregel nicht erkannt: sie vergessen, daß die Schwester dann entweder einestheils zum christlichen Dienstmädchen, andernteils zu einer für das praktische Leben unbrauchbaren Schwärmerin würde.

Ein schriller Glockenklang weckt Maria aus ihren Gedanken. Er kommt aus der großen Krankstube drüben. „Schwester,“ stöhnt eine schwache Stimme, „mir ist so bange, bleiben Sie einen Augenblick bei mir.“ Es ist ein Mädchen, dem morgen der Fuß abgenommen werden wird, und das bitterlich darüber weint. Maria spricht ihr tröstend zu. Da hört sie leise Schritte; Schwester Regine ist es, die Wächterin im oberen Stockwerk. „Können Sie mit mir kommen? Die kleine Louise ist eben gestorben, und ich möchte ihr Bett gerne herausstellen.“ Maria reicht noch einer armen, von Gicht gequälten Frau den ersehnten Labetrunk, dann folgt sie Schwester Regine. Die Steintreppe, die beide Stockwerke verbindet, ist bald erklimmen. Der Morgen dämmert langsam heran, und die ersten Strahlen des jungen Tageslichtes bringen in das kleine Hinterstückchen, wo nur drei Betten stehen. Hier liegen Schwerkranke; dort in jener Ecke eine junge, schwindfüchtige Frau, ihre Tage sind auch schon gezählt, das steht deutlich auf den eingefallenen, fast wachsgelben Zügen geschrieben; sie kämpft mühsam um Atem. Ihr gegenüber liegt ein altes Weib, ganz besinnungslos; sie hat das Delirium, und die so scheinbare Ruhe ist nur die Stille vor dem Sturm. In vorderen Bett liegt die soeben Verstorbene. Schwester Regine hat einen Schirm vor ihr Lager gestellt, den schiebt sie nun zur Seite und Maria schaut in ein stilles Totenangezicht. Ein Sonnenstrahl küßt die Marmorstirne der Entschlafenen — es ist ein ganz junges Mädchen, das hier liegt, und doch, wie leidenschaftlich sind diese Züge, der letzte Kampf war augenscheinlich ein schwerer. Schweigend tragen Maria und Schwester Regine die Bettstelle mit der leichten Last hinaus, behutsam deckt die letztere ein weißes Leintuch über den leblosen Körper. „Es war wohl eine schwere Nacht?“ fragt Maria. „Ach ja,“ erhält sie zur Antwort, „es war eine bewegte Nacht. Drüben auf der Wärmestation der alte Herrmann, Sie wissen schon, der gestern mit dem zerquetschten Ober-



schentel gebracht wurde, machte mir viel Sorge, dann hier die kleine Louise und drüben Schwester Editha.“ Maria zuckt zusammen; sie hat noch keinen Augenblick gefunden, um nach Editha zu sehen, die in der Schwesternkrankenstube an Lungenentzündung schwer darnieder liegt. Die letzten Novemberstürme hatten es ihr angethan und sie auf das Schmerzenslager geworfen. Ob sie jetzt hineingeht? Doch nein, die Pflicht ruht — sie hat ja den beiden Typhuskranken unten die stündlichen Eisumschläge zu wiederholen und der schwer leidenden Frau zur Seite zu stehen. Sie eilt hinab — Gottlob, sie hat noch nichts veräußt. Die Frau ist ruhiger, und die übrigen Kranken scheinen zu schlafen. Nun ist es Tag geworden, allmählich wird es im Hause lebendig, die verschiedenen Stationschwwestern eilen herbei — Maria aber begiebt sich todmüde in ihr einsames Stübchen, alles Durchlebte liegt auf ihr wie ein schwerer Traum, doch bald ist alles vergessen — der stille Lethestrom des Schlafes umgiebt sie mit erquickender Ruhe nach der langen, bangen Nacht!

#### Viertes Kapitel.

Der vierundzwanzigste Dezember ist angebrochen, dieser Tag der Freude für alle Menschenkinder, der wie mit einem großen Band der Einigkeit die ganze Christenheit umzieht. Auch in dem stillen Diakonissenhause schlagen ihm viele Herzen entgegen, todmüde Augen lernen noch einmal zu lächeln beim Gedanken an den strahlenden Tannenbaum, kleine kranke Kinder jubeln ihm entgegen — auch in den Herzen der Diakonissinnen regt sich die Festfreude, und viele Hände sind rege, der kostbaren Zeit einige Minuten abzutropfen, um den Vorbereitungen für das liebliche Fest obzuliegen. Auch das Diakonissentischlein entbehrt nicht des schönen grünen Schmuckes — zu beiden Seiten des schlichten Altars erheben sich riesige Tannenbäume, dazu bestimmt, heute Abend in der Christmette in hellem Glanze zu erstrahlen. Noch in der Dämmerstunde des Vorabends haben die Schwestern die letzte Hand angelegt, um den Kirchenschmuck zu vollenden; nun sieht der Altar mit dem ersten Kreuzholz inmitten der grünen Wäme — beides Symbole des Christentums, Krippe und Kreuz — Bethlehem und Golgatha!

Auf den verschiedenen Stationen herrscht an dem heutigen Morgen reges Leben, denn die Arbeit drängt und jeder hat doch noch seine besonderen Vorbereitungen. Es ist ja so süß, Geheimnisse zu haben an solchem Tage! Es sind nur einfache Gaben, die sie sich bescheren werden, diese genügsamen Menschenkinder, und doch, ihre Freude darüber wird nicht minder groß sein, als über die kostbarsten Geschenke! Die Liebe ist es, die allen Dingen hienieden, so auch diesen Gaben die Weihe giebt und sie so unendlich wertvoll erscheinen läßt. Ja, das Auge der Liebe ist eine Fundgrube irdischen Glücks! Auch Schwester Maria hat alle Hände voll zu thun. Eben trägt sie mit einer andern Johannerter Schwester, Hildegard, den großen Tannenbaum, der für die Kranken der Bundstation bestimmt ist, aus dem Keller, um ihn mit den Rosen und Lilien zu schmücken, die die fleißigen Hände der leichteren Kranken angefertigt haben. Die Arbeit in den verschiedenen Sälen haben sie heute rasch abgemacht — ist doch erst gestern das gründliche „Reinmachen“, zu den unerläßlichen Präliminarien des Festes gehörig, beendet worden! Sie eilen mit ihrer grünen Bürde beladen den langen Gang hinab, vorbei an den Bänken, auf welchen viele Kranke der Zukunft des dirigirenden Arztes harren. Es ist eine Schar von meist elend und zerlumpt aussehenden Gestalten, die dem Tannenbaum mit sehnsüchtigen Blicken nachstarren. Dabeim verließen sie vielleicht eine kalte Dachstube, frierende Kinder unter der Obhut der von Sorgen und Krankheit gemarterten Großeltern — und hier sitzen sie krank an Leib und Seele, hoffnungslos und vielleicht abgestumpft. Und doch ist für sie auch der Heiland geboren, auch für sie ist die Rose Jesses entsprungen, von der die hellen Schwesternstimmen so lieblich singen. Maria und Hildegard sind schon in voller Thätigkeit, in süßem Liebeswalten für die Armen und Elenden, die ihrer Obhut anvertraut sind, da kommt die vorstehende Diakonissin der

Wundstation, Lydia, und ruft: „Schwester Maria, Schwester Hildegard, kommen Sie schnell, es muß ein Rechtsopfschnitt gemacht werden, Herr Doktor ist schon im Operationssaal.“ Vergessen sind Tannenbaum, Rosen und Lilien gegenüber dieser dringenden Notwendigkeit, schon sind sie in dem verhängnisvollen Raum, in dem so viele Geschicke sich entscheiden. Der Doktor schreitet in seinem langen weißen Ueberkleide gedankenvoll hin und her. Von allen Seiten kommen die Schwestern herbei, die ihr Amt in dieser ersten Stunde zu versehen haben, fast geräuschlos treten sie ein, hier ordnet die alte bewährte Oberkrankenschwester die Instrumente auf der Glasplatte, dort legt eine andere eine frische Gummidecke über den Operationstisch. Die Uebrigen bleiben vorläufig im Hintergrunde und harren des Patienten. Dieser läßt nicht lange auf sich warten. Es ist ein halbjähriges Kind, das Schwester Lydia hereinbringt. Das Auge des Arztes ruht mit Besorgnis auf dem ahnungslosen kleinen Geschöpf, dem ein Schnitt seines Messers Leben oder Tod bringen wird. Eine atemlose Spannung tritt ein. Das röchelnde und mit dem Tode ringende Kind wird auf den Tisch gelegt — der Chloroform wird ihm gereicht — die Narose tritt ein und der Atem geht nun ruhiger — der Doktor naht, Schwester Lydia hält das Köpchen fest in beiden Händen — alle Schwestern treten wie auf Kommando stillschweigend an ihre Posten, das Messer blüht: es ist nur ein Augenblick, da ändert sich das Aussehen des Kindes, das Gesicht verliert die blaue Färbung, die Augen treten in die Höhlen zurück: es ist gerettet! „Führen Sie die Kanüle ein, schnell!“ ruft der Doktor Maria zu. Sie gehorcht. Hoch spritzen durch dieselbe die durch den Schnitt gelösten Diphtheritis-Membranen, nun gilt es achtsam sein, denn ein Stäubchen davon dem Nebenstehenden ins Auge und die Sehkrast ist vernichtet. Nach diesem qualvollen Moment der Operation sind Marias Augen fast unwillkürlich auf den Spruch gefallen, der in großen Lettern über der Thür des Saales geschrieben steht: Fürchte dich nicht, glaube nur! Die Rettung des Kindes ist ihr wie ein persönliches Geschenk. Draußen harret die unglückliche Mutter mit brennender Sehnsucht auf den Ausgang der Operation. „Ihr Kind lebt, ist gerettet.“ Sie drückt einen heißen Kuß auf die Hand des Doktors und schluchzt laut auf. Gerettet! — Und heute ist Weihnachten!

Einige Stunden später finden wir Maria in dem hellerleuchteten Saal, unter dem brennenden Christbaum, umgeben von vielen fröhlichen Gesichtern. Der Pastor des Hauses hat eben auf Grund des Weihnachtsevangeliums beredete Worte an die versammelte Schar gerichtet — noch klingen in aller Herzen die Klänge des Weihnachtsliedes:

In Bethlehäm im Krippelein,  
Da liegt ein liebes Kind,  
Das soll meines Herzens Krone sein,  
Wis einst der Tod mich find't.

Und nun stehen sie in fröhlichem Gespräch, hier gruppenweise, dort zu zweien oder einzeln, unter dem Tannenbaum. Maria steht in Gedanken verloren und ihre Blicke streifen gerührt die kleinen Liebesgaben, die ihr zu teil geworden sind, Zeichen der Freundschaft sind es, die sie mehr schätzt, als manch reiches Geschenk vergangener Weihnachtsabende. Wie viele Male hat sie schon unter dem Christbaum gestanden und wie viele Erinnerungen lasten gerade für sie auf diesem Tage. Sie denkt der fröhlichen Kinderzeit im trauten Heim, wo sie seligen Jubels voll den Tag kaum erwarten konnte — dann der Jugendtage, da sie an Sarge des geliebten Vaters Weihnacht feierte — auch eines Weihnachtsabends gedenkt sie, da zwei dunkle Augen auf sie gerichtet waren in heißer Liebe. Bei dieser Erinnerung zuckt sie wie in bitterem Weh zusammen. Sie hat jener Augen Sprache nicht verstanden, damals nicht verstehen wollen, weil sie es nicht über sich vermochte, dem Zuge ihres Herzens zu folgen und ihr Leben hinzubringen an der Seite eines leidenden Mannes! Dieser Augen Glanz ist für sie erlösend und Maria weiß erst jetzt, wie süß es ist, für Einsame und Kranke zu leben! Es sind viele Jahre drüber hinweggegangen, Jahre tiefen Herzeleides, fast kommt es wie Neue über

sie, wenn sie daran denkt, wie wenig sie in ihrer Selbstdacht daran gedacht, anderen zu leben — wie sie es versäumt hat, der alternden Mutter eine Stütze zu sein. Dann hatten ihre Schritte sie in das Diakonissenhaus geführt. Heute, an dieser ersten Stätte überwältigt sie Erinnerung und Reue, aber doch fühlt sie zum ersten Mal wieder bei dem Glanz der Weihnachtskerzen voll und ganz den erwärmenden Strahl des ewigen Lichtes, welches hereinleuchtet in das Dunkel des Erdenlebens. Sie hat seinen Widerschein schauen dürfen in Kinderangen, sie hat Thränen herabfließen sehen auf den Wangen von Krüppeln, Lahmen und Blinden — tief eingegraben ist in ihr Herz die Frage jenes Mägdeleins, das unter Freudenthränen ihr entgegenrief: „Tante, ist das schon der Himmel?“ — Maria fühlt, wie eine Hand sich leise auf ihren Arm legt. Es ist der treue alte Pastor, der neben ihr steht. „Schwester Maria, wir gehen jetzt hinüber, den franken Schwestern den Weihnachtsbaum anzuzünden, wollen Sie mitkommen?“ Mehrere Schwestern stehen schon bereit, nun gehen sie über den Hof. Die Sterne funkeln so klar hernieder, wie Grüße aus einer höheren Welt an diesem eigenartigen Weihnachtsabend. Sie steigen die wohlbekanntesten Stufen hinauf, bis sie an dem kleinen Stübchen, dem Ziel ihrer Wanderung, angelangt sind. Sie treten ein. Maria fühlt einen stehenden Schmerz beim Anblick, der sich ihr darbietet. Hier liegen zwei Schwestern auf ihrem Schmerzenslager und eine derselben ist Editha. Sie ist sehr verändert, die jugendliche Frische der Wangen ist geschwunden, das Gesicht ist von jenem Zug des Leidens überschattet, der darauf schließen läßt, daß es wohl nicht mehr allzulange dauern wird und die liebliche junge Schwester, dieser Sonnenstrahl vieler Herzen, ist jenseits der Grenze irdischer Hoffnungen! Sie lächelt leise, als sie die Eintretenden bemerkt. Die Lichter des kleinen Tannenbaumes werden rasch entzündet, ein stillschweigender Blick der Uebereinstimmung unter der kleinen versammelten Schar und sie stimmen an: „Unter Lilien jener Freude!“ Süß rauschen die Klänge ihres Liebessonges um Editha. Sie schließt die Augen. Ihr ist als träume sie. Sie sieht einen weiten, weiten Garten, durchflutet von einem klaren Strom, an seinen Ufern schreiten hellleuchtende Gestalten entlang, sie tragen Lilien in den Händen und singen . . . näher kommt der Gesang, ganz nah — da — ein dunkler Strom thut sich vor ihr auf, sie will hinüber — die Kräfte versagen ihr. Ein lautes Stöhnen entringt sich ihrem gequälten Herzen. Die Schwestern halten inne mit dem Gesang, sie ahnen, daß hier ein gewaltiger Kampf vor sich geht, die Trennung einer unsterblichen Seele von dem armen verweslichen Leibe! Da schlägt Editha die Augen auf, sie strahlen fast in überirdischem Glanze. „Hinüber“ flüstern die erlassenden Lippen — dann zieht ein leichter Schatten über das Gesicht — es ist ganz still im Stübchen, die Kerzen sind fast niedergebrannt und dann . . . „Sie ist daheim“ sagt Schwester Magdalena leise. Und heute ist Weihnachten!

### Fünftes Kapitel.

Der letzte Tag eines bedeutungsvollen Jahres ist für Maria herangekommen, der letzte Tag zugleich, den sie in ihrer lieben zweiten Heimat, wie sie das Diakonissenhaus nennt, zubringt. Morgen schlägt die Scheidestunde — ach, es krampt sich ihr Herz bei diesem Gedanken zusammen. Sie soll fort, aus diesem Haseu des Friedens, aus dieser regen Thätigkeit, zurück in ein thatenloses Leben. Doch ist es recht von ihr, sich diesem Schmerz also hinzugeben? Warten nicht daheim vijene Mutterarme auf das einzige Kind — harren nicht die Armen und Kranken ihres Heimatdorfes darauf, endlich eine bewährte Helferin in Leibes- und Seelennöthen zu erhalten! Und sie hat soviel Versäumtes gut zu machen, soviel reiche Liebe zu vergelten — wie kommt es, daß sie nicht freudiger dieser Aufgabe entgegenzieht? Es ist wahr, sie läßt viel zurück, trene Freunde, ein gesegnetes Arbeitsfeld, wie haben die Kranken alle geweint, als sie heute Abschied von ihnen genommen! Wie wird sie die Gottesdienststunden in dem geliebten Kirchlein vermissen und die gemeinsamen Andachten! Fast ist ihr, als zöge es sie wie mit einem Magnet, als müsse sie diese Johannertracht vertauschen gegen diejenige der

Diakonissen — aber sie hat auf ihre erste, in überwallendem Gefühl nach dem Begräbniß Edithas an die Oberin gerichtete Bitte eine Antwort erhalten, die ihr Verwunderung einflößte: „Der Schritt ins Diakonissenleben darf nicht in einem Augenblick des überströmenden Gefühls gethan werden, der Dienst ist zu ernst, die Pflichten sind zu schwer — augenblickliche Begeisterung hält dabei nicht Stich! Nicht das Kleid, in dem wir dem Herrn dienen, macht uns zu seinem Dienste tüchtig, nur die Gesinnung, aus welcher der Dienst entspringt. Denken Sie daran, daß wir dem Herrn nachfolgen können, sei es im Gewande der Diakonisin oder in dem schlichten Kleide täglicher Pflichterfüllung: gehen Sie mit Gott!“ Maria hat erst über diesen Ausspruch der von ihr hochverehrten Oberin geweint. Sie hat geglaubt, nun werde man sie mit offenen Armen aufnehmen, wenn sie ihr Leben und ihre Kraft in den Dienst des Diakonissenhauses stelle — und doch fühlt sie das Wahre dieses Ausspruchs. Sie fühlt auch, daß sie der Erholung bedürfe. Nicht vergebens erlebt man solche Episoden innerlicher Umwälzung, in denen das Herz gleichsam durchgepflügt worden ist — sie hat soviel erlebt in diesem halben Jahre! So muß denn geschieden sein. Den Abschied von Edithas Grab hat sie schon heute gefeiert, es ist so schön gewesen auf dem Kirchhof, sie hat sich nur schwer getrennt von den Grabhügeln mit den einfachen Steinen, an denen als Symbol eine Taube zu den Sternen aufsteigt. Diese lange Reihe von Diakonissengräbern ist eine gewaltige Predigt, wie viel könnte jeder dieser Grabsteine erzählen von einem Leben treuer Arbeit und heißen Ringens — welche Vorbilder für die hier in tiefer Betrachtung stehende, einsame Johanniterschwester. Und doch — erst hier haben diese treuen Mägde Christi den Hafen der Ruhe gefunden, gesäet zu einem Saatkorn für die Ewigkeit! Maria hat ein Stäublein Christrosen auf Edithas Grab gepflanzt, die sollen dort blühen unter Eis und Schnee. Denn ist sie heimgekehrt und sitzt nun in ihrem Stüblein. Sie liebt es, dieses kleine Gemach, das ihr allmählich zur Heimstätte und zum Arbeitskammerlein geworden ist. Ihr Auge streift noch einmal darüber hin — wie viel hat sie hier durchlebt — durchkämpft! Jetzt fallen ihre Blicke auf jene Ecke, wo das eben abgelegte Arbeitskleid hängt und die dunkelblaue Schürze. Es ist wirklich eigen, daß ihr dieser Kleidertausch beinahe schwer wird, ihr, der zuerst das schlichte Schwesterngewand so wenig kleidsam und so unelegant vorkam: sie hatte sich dieser Tracht nur der praktischen Notwendigkeit halber gefügt! Und jetzt ist ihr, als müsse sie von einem alten Freunde scheiden — wie ändern sich die Zeiten!

Von der Turmuhr schlägt es dreiviertel neun. Sie weiß, nun muß sie zum letzten Mal in den trauten Kreis treten — nun werden sie ihr den Abschiedssegens mit auf den Lebensweg geben. Aber es ist nicht ein Abschied auf Lebenszeit — Gottlob, daß ihre Pfade immer wieder hierher zurückführen dürfen! Nicht eine Fessel der Pflicht, wie sie anfangs dachte, hat sie sich als dienende Schwester angelegt: es ist nur eine festgeschmiedete Kette der Liebe geworden. Sie ist jetzt stolz darauf, daß sie dienen darf; wie die Truppen dem Könige in offener Schlacht, so dient sie dem Vaterland in dem engen und doch so weiten Rahmen ihres Krankenhauses. Das ist die Grundlage, auf der sie auch vereinigt sind, die Diakonissen und die Schwestern vom Orden St. Johannis. Die Diakonissen sind die ständige Truppe, die Johanniterschwestern die Reserve, sie alle aber verbunden durch ein Zeichen, das Kreuz, welches sie ihrem Heiland nachtragen! geeinigt durch ein Ziel, dasjenige, welches schließlich doch unser zwingendstes Motiv und Quatier zugleich bilden muß: durchzudringen als ein Streiter Christi durch Not und Kampf des Erdlebens, hülfsbereit dem Nächsten beizustehen, treu zu bleiben bis in den Tod!

Fast unwillkürlich klingen über Marias Lippen Worte eines Liebes, das ihr in letzter Zeit besonders lieb geworden ist, als eine Antwort auf alle Fragen, die sie bewegen:

König, dem wir alle dienen!  
 Ob im Weisse, das weißt du!  
 Kette uns durch dein Verfühen  
 Aus der ungewissen Ruh.

Mache den Gedanken bange,  
 Ob das Herz es redlich mein',  
 Ob die Seele an dir hänge —  
 Ob wir scheinen — oder sei'n!



## Ein Briefwechsel.

Hohenjatschow bei Kriß, 12. April 1890.

Mein lieber Windhoff. Als altem Freunde, der Deine Thätigkeit nicht nur mit litterarischer, sondern auch mit persönlicher Teilnahme verfolgt, mußt Du mir schon gestatten, Dir auch einmal einen Wunsch in betreff derselben auszusprechen. Ich weiß freilich aus Deinen Klagen, daß immer diejenigen Konservativen die meisten Wünsche haben, die unsere Zeitschriften und Blätter nur dem Namen nach und auch diesen oft nicht richtig kennen. Aber Dir ist bekannt, daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ich halte die konservativen Zeitungen und Zeitschriften nicht, weil sie mir gefallen, sondern aus Prinzip, weil sie konservativ sind. Und ich bestelle sie nicht gleich ab, wenn auch einmal ein Artikel mit meinen Ansichten nicht grade bis aufs Tüttelchen über dem i zusammenstimmt. Daraus, daß ich sie unter allen Umständen hatte, folgt aber, wie gesagt, nicht, daß ich unter allen Umständen Form und Inhalt billige, daß ich nicht gelegentlich Wünsche hätte.

Also mein Wunsch:

Es war ein Vorzug des alten „Volksblattes für Stadt und Land“, daß fast in jeder Nummer desselben einige ganz besonders gut und frisch geschriebene „Zeichen der Zeit“ zu finden waren. Es wurden charakteristische Vorkommnisse des Tages, gelegentlich auch solche, welche in die Rubrik „Bermischtes“ gehörten, nicht nur schlechtweg mitgeteilt, sondern vor allem auch in das rechte Licht gerückt und eben als „Zeichen der Zeit“ behandelt. Man wurde dadurch an manches erinnert und auf manches aufmerksam, was von Wichtigkeit und Bedeutung zum Verständnis der Zeit war und doch nicht grade in der hohen Politik oder der Kirchenpolitik behandelt werden konnte.

Könntest Du nicht eine solche Rubrik wieder in die „Allg. kaus. Monatschrift“ einführen? Ich glaube, Du würdest Dir damit den Dank vieler Leser verdienen. Einen Teil der Lücke füllen ja die trefflichen „Berliner Briefe“ aus. Aber es passiert auch anderswo manches, was der Behandlung wert ist. Qu'en pensez vous?

Wenn es kein Redaktionsgeheimnis ist, so teile mir doch mit, wer der Verfasser des Artikels über Döllinger ist. Der Artikel war besonders interessant, weil mit großer Sachkenntnis geschrieben.

Aus meinem Hause kann ich nicht viel Neues melden, nur etwa, daß in der letzten Woche Bella, die Köpsin, wieder vier Zungen das Leben geschenkt hat. Wenn Schafzucht und Rindviehzucht ebenso gedeihen wollten, wie die Köpse, wäre ich ein gemachter Mann. Aber es geht halt stets so:

Was man nicht hat, das eben braucht man,  
Und was man hat, kann man nicht brauchen.

Die Ernteausichten sind leider auch wieder mäßig und die Leute-Verhältnisse völlig unerträglich.

Doch das sind Sorgen eines Landmannes, die Dir ganz fern liegen müssen, vollends jetzt, wo Du Dich der Schriftstellerei, auf gut Deutsch Journalistik genannt, in die Arme geworfen hast. (In einem Punkt sind unsere Berufe sich übrigens sehr ähnlich: mit Sachen von zweifelhafter Appetitlichkeit haben wir beide sehr viel zu thun. — Verzeih' die Anspielung!)

Antworte mir doch bald, wie Du über meinen Vorschlag denkst.

Mit bestem Gruß

Dein alter Freund

Karl Schulz.

Schwerin, den 25. April 1890.

Lieber alter Freund.

Meinen herzlichsten Glückwunsch zunächst zu dem fröhlichen Zuwachs in Deinem Hauswesen. Ich entsinne mich der guten Bella von meinem letzten Besuche bei Dir noch sehr wohl, habe mir damals noch verschiedentliche Köpfe darüber zerbrochen, wie sie eigentlich zu ihrem Namen gekommen sein mag; von Schönheit ist sie doch wahrlich nicht geplagt und einen kriegerischen Eindruck macht sie auch nicht; das einzige wäre ihre bei einer Hündin allerdings hervorstechende Eigenschaft, nicht zu bellen, die ihr — nach der allgemeinen Analogie: canis a non canendo — zu ihrem Namen verholfen haben mag. Möge sie und ihre Nachkommen ein glückliches und frohes Dasein führen, wie nur je ein Mops im Paletot es geführt hat!

In diesem salauernden Tone könnte es denn wohl weitergehen, nicht wahr?

Aber nein. Du hast mir einen verständigen, zum Teil höchst ernsthaften Brief geschrieben, der mir als ein Zeichen deiner fortgesetzten Anteilnahme an mir und meinem Treiben sehr lieb und wert ist, ich will nun versuchen, mein Stück Mephistophelesnatur, das Du seiner Zeit so oft an mir gerügt hast, nach Möglichkeit zu zügeln und Dir ebenso verständig zu antworten.

Ja, was sagst Du eigentlich dazu, daß ich nun dauernd unter die Helden der Feder gegangen bin, unter diese etwas zweifelhafte, für sehr feine Nasen oft sogar etwas anrüchliche Gesellschaft, die unlegbar wie kein anderer Stand eine Menge von verfehlten und — verkommenen Existenzen in sich birgt? Und das trotz der Warnung Joseph Kürschners, der seinem Litteraturkalender den niederschmetternden, aber sicherlich unbestreitbaren Ausspruch Lichtenbergs als Motto voranschickt:

„Es sind zuverlässig in Deutschland mehr Schriftsteller, als alle vier Weltteile zu ihrer Wohlfahrt überhaupt nötig haben.“

Wie lange ist es denn her, daß ich noch selbst mit Dir über die Tageschriftstellerei zu Gericht saß, der wir bald ihre Borniertheit und Oberflächlichkeit, bald ihre offenbare oder versteckte Bosheit zum Vorwurf machten? Und jetzt bin ich mitten dazwischen?

Geduld, alter Freund; das Geses, daß nichts auf der Welt ohne ausreichenden Grund geschieht, behält auch hier seine volle Gültigkeit.

Ich will nicht leugnen, daß auch äußere Umstände dabei mitgewirkt haben, mich endgültig der Schriftstellerei in die Arme zu treiben, aber der eigentliche Grund liegt anderswo, es ist — lache nicht! — der Anbruch der neuen Zeit, der wir jetzt unaufhaltsam und mit Riesenschritten entgegengehen.

Freilich in Hohenalshow wird man wohl wenig davon merken, und wenn Dir deshalb beim Lesen meiner vielleicht etwas pathetisch geratenen Erklärung doch das Lachen kommt, so will ich Dir das weiter nicht übel nehmen. Aber kommen wird diese neue Zeit darum doch, das ist keine Frage; die Frage ist nur, wie sie kommt: ob grün, in der Farbe der Hoffnung, des friedlichen sozialen Ausgleichs, oder rot von Feuer und Blut. Bei solcher Sachlage muß jeder seine Schuldigkeit thun auf dem Gebiete, das

ihm durch innere oder äußere Umstände nun einmal das nächstliegende ist; ich will die meinige in der Presse thun, Cardinal, thun Sie die Ihre in Höfensalchom!

Du schreibst von einer Rubrik: „Zeichen der Zeit“, die Dir früher im alten „Volksblatt“ so gut gefallen, oder besser Deinem Vater oder Großvater, denn Du selbst warst ebenso wie ich über die ersten Hosen damals wohl kaum hinaus. Eine solche „ganz besonders gut und frisch geschriebene“ Rubrik sollten wir in die Nachfolgerin des „Volksblattes“ wieder einführen, meinst Du.

Der Gedanke ist nicht übel und soll nicht umsonst gedacht sein.

Sehr erleichtert hättest Du mir freilich die Sache, wenn Du mir gleich den Allermenschen namhaft gemacht hättest, dem ein besorgter Zeitungsvater eine solche Aufgabe getrost anvertrauen könnte. Da das aber nicht geschah, so vermunte ich, daß Du ebenfowenig einen solchen Mann vorrätig hast, wie ich, und ich war daher, daß ichs nur gestehe, anfänglich über Deinen guten Gedanken gar nicht sehr erbaut.

Da folgte ich Deinem Beispiel: auch mir kam ein hoffentlich guter Gedanke. Das Resultat unserer beiden Gedanken wirst Du zunächst im Maiheft der „Allg. Konf. Monatschrift“ erblicken — und wirst mir hoffentlich nicht böse sein deswegen.

Ich dachte so: Was einem schwer wird, wird zweien oft leicht. Du bist — „ohne mit Dir ulken zu wollen!“ — ein ziemlich verständiger Mann, ich bin Mitglied einer Redaktion, also eo ipso unsehbar; wenn wir nun beide unsere Weisheit zusammenlegten, sollte das nicht einen guten Klang geben?

Du schreibst „gut“ und ich schreibe „frisch“, beide aber bemühen wir uns, „ganz besonders“ zu schreiben; da haben wir ja alles, was wir brauchen und was Dein Herz nur verlangte!

Gedacht, gethan! Dein Brief wanderte sogleich in die Hände des manuskript-hungrigen Setzers und der meinige wird gleich nachfolgen. Da Du die „Monatschrift“, wie ich zu meinem Vergnügen erfahren habe, ja unter allen Umständen weiterhältst, so riskiere ich kaum etwas dabei und kann jedenfalls gewiß sein, daß Dir diese meine Antwort auch zu Gesicht kommt. Wenn Du dann aber das nächste Mal antwortest, dann machs etwas ausführlicher; berichte getrost die Zeichen Deiner Höfensalchower Zeit, die doch hinter der allgemeinen Weltenuhr unmöglich so weit zurückgeblieben sein kann. Auf dem Lande pflegen die Uhren ja sonst sogar stets vorzugehen. Und schreibe auch etwas besser, wenns möglich ist; unser Setzer war nicht sehr erbaut von dem neuen Mitarbeiter.

Ein „Zeichen der Zeit“ habe ich übrigens mit lachendem Munde gleich aus Deinem ersten Briefe herausgelesen. Nur ist es ein sehr altes, über das man sich kaum noch zu wundern pflegt. Es sind, kurz gesagt, die ewigen Klagen des Landmanns über die Ernte. Wir sind jetzt im April und Du klagst über schlechte Ernteaussichten! Ist es denn wirklich so schwer, keine Satire zu schreiben?

Das Interessante war mir dabei, daß Dein Fall kein vereinzelter, sondern ein typischer ist. „Der Vater muß malen können!“ sagte König Ludwig zu Cornelius. „Der Landwirt muß klagen können!“ könnte man das Wort travestieren. Und erfüllt wird diese Forderung von fast sämtlichen Landwirten, großen und kleinen, mit einer Promptheit, die man sonst nur bei Ueberreichung von Wechseln beobachtet.

Entfinnst Du Dich noch aus unserer Universitätszeit her des behägigen alten K., der stets etwas am Bier auszulassen hatte, das er darum aber doch nicht verschmähte? Er hat sich inzwischen ein Weib genommen (eine allerliebste kleine Frau!) und pastoriert jetzt in H., wo ich ihn im vorigen Sommer besuchte. Seine bedeutende Alterkompetenz hat er natürlich verpachtet — er hätte ja kaum den Roggen vom Weizen unterschieden! — aber seinen kleinen Garten „bewirtschaftet“ er selber mit Hülfe einer Reihe von wissenschaftlichen Beratern über Landwirtschaft und Gartenbau — und eines glücklicherweise vorgefundenen verständigen Faktotums.

Glaubst Du, daß der Mann mich fast die ganze Zeit meines Aufenthaltes bei ihm

mit Klagen über seine schlechten „Ernteansichten“ geendet hat? Das vorige Jahr war für uns Norddeutsche bekauntlich ein reiches Aepfeljahr und auch bei unserm Pastor hingend beim Hinblick auf den reichen Segen allen Erustes erklärte, in diesem Jahre werde es sehr wahrscheinlich gar keine Aepfel geben, sie würden alle vorzeitig abfallen; es hatte nämlich seit 8 Tagen nicht geregnet, und wenn das noch drei Wochen so fortgiug, konnte die Sache in der That kritisch werden, Grund genug, schon praenumerando recht tüchtig zu klagen.

Neulich war derselbe hier, um seine schadhafte Pähue nachsehen zu lassen, die wohl durch die Obstesserei angegriffen sein werden, und ich konnte es mir nicht versagen, ihn an seine „Sommerlogik“ zu erinnern.

„Ja, siehst du,“ meinte er ganz gelassen, „es hätte aber doch sein können!“ — Ja, wenn man im voraus um alles, was möglicherweise sein kann, klagen und trauern wollte!

Ich halte es überhaupt für ein sehr bedenkliches Charakteristikum unserer Zeit, daß wir dem lieben Gott nichts mehr zumuten mögen. Wir lassen ihn in Kirchen und Schulen, auch allensfalls in der christlichen Litteratur ganz gerne einen guten Mann sein, mit dem hin und wieder zu verkehren wir gar nicht abgeneigt sind. Sonst aber ist er für uns nur noch die ultima ratio, nicht, wie es doch sein sollte, die prima und längst nicht mehr „unserer Zuflucht für und für,“ wie der Psalmist sagt.

Aber zum Moralisieren scheint die Sonne heute zu hell und es ist, wie Du weißt, überhaupt nicht meine Liebhaberei. Nur Deine Ernteklagen haben mich einen Augenblick dazu verleitet.

Auch über die „Leuteverhältnisse“ klagst Du, und da verstehe ich Dich schon eher. Das schlägt in das Gebiet der sozialen Zeitfragen, weißt Du, und da ist auch gerade der Punkt, wo Du vornehmlich mitzuschaffen hast am Webstuhl der Zeit, während ich hier die Schreiberei und Buchführung mitbesorge.

Darüber, nämlich über die soziale Frage, wollte ich Dir eigentlich noch allerlei schreiben, lauter schöne Sachen; aber zunächst weiß ich ja noch gar nicht, wie Du den unberechtigten Abdruck Deines Briefes und diese meine öffentliche Antwort darauf aufnehmen wirst; und außerdem wird jetzt in allen Blättern und Blättchen so unheimlich viel über dasselbe Thema orakelt, daß man selbst alle Lust verliert, sein eigenes bescheidenes Lichtlein — wenn man eins hat — in der blendenden Helle noch mitleuchten zu lassen. Ich fürchte nur, man vergißt bei allem Theoretisieren schließlich noch das Handeln.

Ich hätte sonst gerade recht hübschen Stoff, auch aus der Presse, für die Du, wie ich weiß, noch immer Interesse hast und die Dir in Hohenhausen doch kaum übermäßig zu Gebote stehen wird. Wenigstens glaube ich nicht, daß Du z. B. die „Baughütte“ hältst, das Organ der deutschen Freimaurer, welche neulich in einem längeren Artikel über die sozialen Bewegungen unserer Zeit den Nachweis führte, daß sowohl die Kirche wie der Staat in dieser ganzen Sache völlig machtlos dastände: „Nur eine Macht, die über alle Teile der Welt sich erstreckt, einen von allem Dogma freien Glauben an den endlichen Sieg des Guten, und Geist und Herz hat, die Ursachen des sozialen Elends zu erforschen und zu beseitigen, kann hier Hilfe schaffen. Diese Macht aber ist die Mrei; mit ihrer Hilfe kann der Sieg gelingen, wenn sie den ernstlichen Willen hat zu Bekämpfung der sozialen Not!“

Das Ausrufungszeichen am Schlusse habe nicht ich gesetzt; doch habe ich nichts dagegen, wenn Du es verdoppeln willst. „Mrei“ mußt Du wissen, bedeutet Maurerei, wie „Br.“ Bruder, und damit habe ich Dir wohl zugleich die wichtigsten Geheimnisse der Logen verraten.

Da Du für unfreiwillige Komik nicht unempfindlich zu sein pflegtest, wollte ich Dich auch noch auf eine Broschüre aufmerksam machen, die darin das Menschenmögliche leistet und die Du vielleicht beim landwirtschaftlichen Vereins-Festessen gelegentlich als



Vier-Zeitung verwenden kannst. Sie führt den Trauerspiel-Titel: „Er geht! . . . Was nun?“ und ist von „Kurt von Breslau“ gleich nach Bekanntwerden von Bismarcks Abgang mit affenartiger Geschwindigkeit niedergeschrieben. Zunächst wird kurz das „Er geht!“ abgehandelt, das aber für die Broschüre nur den jugkräftigen Titel hat abgeben müssen. Der Verfasser ist entrüstet, daß Bismarcks Rücktritt mit einem Gleichmut aufgenommen werde, „als ob es sich um den Küster der Domkirche handle.“ Offenbar war dies Amt das allerniedrigste, das er sich überhaupt nur denken konnte. Küster der Domkirche! Die „muffigen, zugigen, kalten Kirchen thun uns nicht noi, deren haben wir (in Berlin!) mehr als zuviel, denn sie stehen leer, da außer alten Weibern doch niemand hineingeht;“ statt dessen soll man öffentliche Bäder, Spiel- und Turnplätze gründen.

Der „gegangene“ Bismarck wird sich übrigens kaum bedanken bei diesem seinem trostlosen Hinterbliebenen, der seinen „Rückzug nach Canossa“ zu den „geschicktesten Thaten der Weltgeschichte“ rechnet, die „noch die Bewunderung der spätesten Jahrhunderte erregen“ wird, und der auf der anderen Seite frech genug ist, ihm „einen unbegreiflichen Haß und Hochmut gegen alles, was Kunst, Wissenschaft, Litteratur, überhaupt Geist (!) und Gerechtigkeit (!) heißt,“ vorzuwerfen.

Armer Bismarck! Vor deinen Feinden wußtest du dich stets selbst zu schützen; behüte dich Gott vor solchen Feinden!

Ich schließe jetzt und behalte das Uebrige in petto für den Fall, daß Du einer Mitwirkung durch „gut“ geschriebene Briefe für die Zukunft nicht abgeneigt bist. In diesem Falle bitte ich spätestens bis zum 20. nächsten Monats um einen Brief, an den Du immerhin doppeltes Porto wenden magst. Ich meinerseits werde mich dann bemühen noch etwas „frischer“ zu schreiben; diesmal ging es in großer Eile.

Also unser Aufsatz über Döllinger hat Dir gefallen? Das freut mich besonders Deinetwegen, weil es ein ganz gutes Licht auf Deinen Geschmack wirft. Das Verdienst, denselben „ergattert“ zu haben, muß ich indessen leider ablehnen, denn ich war damals noch nicht Dein „Kollege von der andern Fakultät“, als welchen Du mich jetzt in einem etwas drastischen Vergleich anzusehen für gut hältst. — Den betreffenden Verfasser des Döllinger-Artikels könnte ich Dir trotzdem nennen, würde es auch aus alter Freundschaft vielleicht trotz des obwaltenden Redaktionsgeheimnisses thun, wenn dieser Brief nicht auch ein öffentlicher wäre. So mußt Du Dich mit der Andeutung begnügen, daß der Verfasser ein gewesener katholischer Theologe ist, der auch Altkatholik war und nun zum Protestantismus übergetreten ist.

Grüße auch Deine kleine Frau, die sich meiner hoffentlich noch aus früheren Zeiten erinnert.  
Dein Adam Windhoff.



## Monatschau.

### Politik.

Wenn wir in unserm vorigen Bericht schon aussprechen konnten, daß der Abgang des Fürsten Bismarck kein freiwilliger, sondern ein unfreiwilliger gewesen sei — wie der Fürst es selbst nennt „eine Entlassung“ — so ist dieser Auffassung nunmehr nachzutragen, daß sie nicht nur im wesentlichen richtig war, sondern daß die Verstimmung zwischen Kaiser und Kanzler eine sehr viel größere gewesen ist, als es anfangs schien. Fürst Bismarck vertritt ganz öffentlich die Anschauung, daß er das Opfer einer Kadale geworden, daß er in eine Falle gegangen sei, welche man ihm gestellt.

Wie viel oder wie wenig an diesen Angaben der Wirklichkeit entspricht, wird wohl erst eine ferne Zukunft festzustellen im stande sein. Es sei denn, daß Fürst Bismarck, wie ihm ergebene Blätter andeuten, die bisher nur privatim, wenn auch vor allen Ohren, die es hören wollten, gemachten Aeußerungen im Herrenhause oder im Reichstage, für den er zu kandidieren wünscht, öffentlich derart wiederholen sollte, daß eine offizielle Entgegnung notwendig folgen müßte. Aus Rede und Gegenrede läßt sich dann vielleicht für den unbefangenen Beobachter ein Bild der entscheidenden Vorgänge gewinnen, welches der Wahrheit nahe kommt. Bis zu diesem audiatur altera pars werden auch die mannigfachen persönlichen Beschuldigungen, welche jetzt von Friedrichsrub aus den Weg in die Presse finden, hinsichtlich ihrer Richtigkeit dahin gestellt bleiben müssen. Es hat von jeher zu den kleinen Schwächen des ersten Reichskanzlers gehört, persönliche Gegnerschaft auch da zu wittern, wo nur ein sachlicher Gegensatz oder nicht einmal dieser vorhanden war.

Wie dem aber auch sei, ob wir dem Kanzler im öffentlichen Leben und in der parlamentarischen Debatte wieder begegnen werden oder nicht — jedenfalls scheint er die Absicht zu haben, eine Geschichte seines Lebens und politischen Wirkens und damit auch seines Abganges von der weltgeschichtlichen Bühne schriftlich festzusetzen. Es ist ein litterarischer Generalstab in Friedrichsrub eingetroffen, der bestimmt scheint, die Memoiren des greisen Staatsmannes zu schreiben und zu redigieren.

Unter den größeren Blättern, welche bisher dem Fürsten Bismarck zur Verfügung standen, hat sich nach kurzem Schwanken eine feste Scheidung vollzogen. Der größere Teil ist übergegangen in das Lager der neuen Männer, oder hält sich den Weg dazu offen. Ein Blatt dagegen, die „Hamburger Nachrichten“, hat sich auch für die Zukunft zur Verfügung Bismarcks gestellt. Man konnte aus demselben ersehen, daß besonders die Antrittsrede des Herrn von Caprivi im preussischen Abgeordnetenhause, die allerdings nicht sehr schmeichelhaft für den Vorgänger war, in Friedrichsrub tief verstimmt hat. Der Publikation derselben folgte eine Art Kriegserklärung, der dann freilich, wie das schon früher nicht selten war, ein ziemlich unvermittelter Friedensschluß folgte. Fürst Bismarck ließ erklären, er sei ein Freund des neuen Kanzlers und wünsche es zu bleiben.

Herrn von Caprivi kann es nur angenehm sein, bei seiner erwarteten Antrittsrede

im Herrenhause den Vorgänger nicht als Gegner im Hause zu wissen. Denn seine Stellung ist obgleich schwierig genug, obgleich der erste politische Schritt, den er als Ministerpräsident im Abgeordnetenhause gethan, glücklich genug war. Glücklich nicht in dem Sinne, als wäre die Rede ein diplomatisches Meisterstück gewesen. Die Bescheidenheit war wohl etwas groß, und die Kritik des Vorgängers verstimmender, als sie sein sollte. Hat die Rede trotzdem fast überall angenehm berührt, so ist dies unseres Erachtens darauf zurückzuführen, daß Personen und Parteien gegenüber ein Ton der Achtung und des Entgegenkommens angeschlagen wurde, wie man ihn seit Jahren in Berlin nicht mehr gehört hatte. In der That ist es nicht zu leugnen, daß, wenn die Organe der Regierung in den letzten Jahren der Reihe nach so ziemlich alle Parteien insultiert und für Reichsfeinde erklärt hatten, nunmehr ein allgemeines Aufatmen stattfand, daß Aussicht vorhanden scheint, Regierung und offiziöse Presse werden bestrebt sein, die Umgangsformen, welche im persönlichen Verkehr unter Gebildeten üblich sind, auch auf die politischen und publizistischen Kämpfe zu übertragen. Man kann nur hoffen, daß der momentane Entschluß dauernde Praxis werden möchte.

Im engsten Zusammenhange mit der Einführungsrede des Herrn v. Caprivi stehen die Debatten über den Bessensfonds und die offiziöse Presse. Auch hier war die Erklärung des neuen Reichskanzlers nichts weniger als diplomatisch, wohl aber anfrichtig. Das neue System soll wesentlich darin bestehen, daß auf dem Gebiet der inneren Politik die Regierung mit den Parteien nicht diplomatisieren, sondern offen verkehren und ausschließlich den „Reichsanzeiger“ benutzen will. Für Zwecke der auswärtigen Politik wird man die Kuckuckseier in das jeweilig geeignetste Nest zu legen bemüht sein. Ob freilich dieses solide Programm dauernd durchgeführt werden wird, erscheint uns fraglich. Wir glauben schon jetzt Anzeichen zu bemerken, daß der Pfad der Tugend auf dem Gebiet der inneren Politik sich als ein ebenso beschwerlicher ausweist, wie er es im moralischen Leben überhaupt ist. Eine Zeitlang waren die früheren Offiziösen erster Klasse ganz kleinlaut geworden. Von den Spalten, in denen sonst mit der Miene der Allwissenheit und der Eingeweihtheit in die tiefsten politischen Geheimnisse ein ungeheurer großer Wort geführt wurde, konnte man nun in bezug auf wirkliche Informationen mit Schiller sagen:

„Ausgestorben trauert das Gefilde.  
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,  
Und von jenem lebenswarmen Bilde  
Blieb der Schatten nur zurück.“

Aber jetzt schon scheinen einige der großen „Neptilien“ wieder zu Gnaden aufgenommen und bringen vorläufig zwar keine polemischen Artikel gegen „Reichsfeinde“, aber doch wieder tatsächliche Mitteilungen in alter Weise. Wir fürchten, es wird nicht lange dauern, so werden auch den farblosen Notizen die gefärbten wieder nachfolgen, und damit bekräftigt werden, was wir im vorigen Hefte als unsere Ansicht aussprachen, daß jede große Regierung neben der offiziellen auch eine offiziöse Presse haben muß. Nicht das war zu tadeln, daß diese Presse vorhanden war. Zu beklagen war nur die Plumpheit und Formlosigkeit, mit welcher sie redigiert wurde, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher eine Partei auf die andere gehetzt wurde, und der grundsätzliche Opportunismus, mit dem man von einem Augenblickserfolg zum andern hüpfte, immer bestrebt, das nächstliegende Ziel zu erreichen, unbekümmert darum, ob man bei diesem Streben heute für schwarz ausgab, was man gestern noch feierlich für weiß erklärt hatte, und damit das sittliche Empfinden und den Glauben an die Aufrichtigkeit der Regierung auf das schwerste schädigte.

Ergößlich in dem Ernst der rückblickenden Debatten war eine Aeußerung des Ministers Herrfurth, der ja freilich eine schwierige Position zu verteidigen hatte. Der Minister machte kurzen Prozeß und erklärte, die angebliche offiziöse Presse in der Aera Bismarck sei nur „ein Phantom“ und keine Wirklichkeit gewesen. Und — merkwürdig genug — er fand für diese spiritistische Auffassung bei der „Kölnischen“, der „Konferv. Korresp.“ und anderen Organen verständnisvolle Zustimmung. Die Blätter griffen den ausgezeichneten Gedanken begeistert auf und suchten ihn in umständlichen Darlegungen als zutreffend zu erweisen.

Auch sonst haben im preussischen Landtage Erörterungen stattgefunden von prinzipieller Bedeutung, Debatten, welche teilweise charakteristisch wurden für die neue Ära. Auf Anregung des Abgeordneten Windthorst, der seine abenteuerlichen Schulanträge einbrachte und begründete, ist zunächst der Kulturkampf wieder aufgelegt oder richtiger für einige Stunden galvanisiert worden. Man bewegte sich beiderseits in verhältnismäßig verbindlichen Formen und tauschte Erklärungen aus, deren Inhalt man vorher kannte. Die Katholiken wissen ganz genau, daß außer ihnen selbst kein vernünftiger Mensch in absehbarer Zeit an Erfüllung ihres phantastischen Wunschzettels denkt, und die Nichtkatholiken wissen ebenso gewiß, daß der Lärm von den Ultramontanen nur gemacht wird, ut aliquid fecisse videantur, als Scheingefecht vor den Wählern, die zusammengehalten sein wollen. Von der Leidenschaft der Ära Fall ist auch nichts mehr geblieben. Glücklicherweise ist hier auch die preussische Regierung noch leidlich fest, da es zu den Traditionen des Staates gehört, daß die Schule Staatsanstalt ist. Sehr viel schwächer ist leider ihr Verhalten in Sachen der bekannten Sperrgelder. Ohne daß irgend eine rechtliche oder moralische Verpflichtung vorläge, hat man einen Gesekzentwurf angearbeitet, laut welchem die Aukunft des großen Kapitals für rein katholische Zwecke Verwendung finden soll. Selbstverständlich hat man durch dieses weite Entgegenkommen gegen Rom gar nichts anderes erreicht, als daß die Ultramontanen in aufgeregter Weise nicht nur das Kapital, sondern auch alle angeblich rückständigen Bienen fordern. Es bietet sich hier den preussischen Konservativen in der neuen Ära eine erste Gelegenheit, evangelisches Selbstbewußtsein und politische Energie zu zeigen und den Vorschlag der Regierung einstimmig abzulehnen. Gewiß würde es böses Blut geben und unpolitisch sein, das Geld für rein evangelische Zwecke zu verwenden. Es giebt aber neutrale Zwecke genug, z. B. in Ostafrika, wo das Sperrgeld im Interesse von Kultur und Civilisation gegenständig verbraucht werden könnte, ohne daß man damit die gegen uns gerichtete römische Propaganda nudelt und mäkt.

Nicht zu Anträgen, aber zu heilsamer Anregung auf einem dunklen Gebiet ist die Beratung des Etats des Ministeriums des Innern benutzt worden. Mit dankenswerter Offenheit und gewohnter Unerkrodenheit hat der tapfere Hosprediger Stöcker in ein Wespennest gegriffen, indem er die Sittlichkeitsfrage in den Bereich seiner Erörterungen zog und einerseits auf die physischen und moralischen Verheerungen hinwies, welche die wachsende Ausbreitung des Lasters besonders in Berlin anrichtet und andererseits mit Recht betonte, daß neben Gesetzgebung und Justiz auch die Verwaltung, die Polizei, eine schwere Verschuldung trifft an den traurigen Zuständen.

Charakteristisch war zunächst, daß nicht nur von freisinniger Seite, sondern auch vom Ministerisch dem Redner entgegengehalten wurde, die öffentliche Behandlung dieses Gegenstandes sei sehr zu bebauern. Auf diesen Einwand ist unzähligemal mit Recht erwidert worden, daß, wenn wirklich ein Schade vorliegt, der am Mark des Volkes zehrt, daß, wenn wirklich Berlin Zustände in sich birgt, wie sie im Rom der Kaiserzeit nicht schlimmer gewesen sein können, daß es dann auch Pflicht wirklicher Patrioten und sittlich denkender Männer ist, das Uebel zu bekämpfen. Soll man es aber bekämpfen, so muß auch davon geredet werden. Durch Schweigen wird nichts gebessert. Sehr häufig findet sich aber gerade der verkehrte Standpunkt und das verkehrte Gefühl bei Gebildeten und Ungebildeten. In der Litteratur, in der Kunst, auf der Bühne läßt man sich, so lange frivol darüber geredet oder gewißelt wird, die Erörterung der schlimmsten Dinge ruhig gefallen. Sobald aber jemand auftritt und mit sittlichem Ernst der Zeit den Spiegel vorhält und das Laster mit rechtem Namen nennt, sobald wird man nervös und gebietet Schweigen.

Noch bedenklicher als mit dem formalen Einwand sieht es mit den Behauptungen des Herrn Ministers Herrfurth aus, daß die Unsitlichkeit in Berlin nicht zugenommen habe. Das Wachstum ist ein erschreckendes. Wenn der Herr Minister sich mit den statistischen Zahlen beschäftigt hätte, welche z. B. eine kleine Broschüre über dies Thema giebt, die als Heft 85 der „Zeitsfragen des christlichen Volkslebens“ erschienen ist, so

würde er dort die Berechnung finden, welche kaum anzusehen sein wird, daß in den Jahren von 1846 bis 1886 die Bevölkerung von Berlin sich verdreifacht, das Laster sich ver siebenacht hat. Es vermehrte sich: die Bevölkerung um 200 %, die Unsitlichkeit um 640 %.

Im engen Zusammenhang mit diesem Sittenverfall steht die Zunahme der bezüglichen Verbrechen und der Krankheiten des Lasters. Auch hier sind die Zahlen so schlimm, daß man nicht versteht, wie sich der Minister mit einigen optimistischen Wendungen zurückziehen konnte. Man kann im Gegenteil Stöcker nur Recht geben, wenn er auch die Theater als intellektuelle Förderer des Lasters und die ganze Halbwelt als mit vollem Bewußtsein der Sozialdemokratie zugehörig bezeichnete. Wer die Berliner Verhältnisse kennt, der weiß, daß es in der That so ist.

Vom sozialen Gebiet ist der Schluß der internationalen Arbeiterschuttkonferenz zu verzeichnen. Man hat sich über eine ganze Anzahl von wünschenswerten gesetzlichen Bestimmungen geeinigt, freilich von Bestimmungen, die nur in wenigen Punkten über das bisher schon in Deutschland erreichte Maß von Arbeiterschutz hinausgehen. Gleichwohl ist bereits eine Vorlage ausgearbeitet und dem Bundesrat vorgelegt, welche das Ergebnis der Konferenz für Deutschland praktisch nutzbar machen und gleich nach seinem Zusammentritt den Reichstag beschäftigen soll.

Unbekümmert um diese Maßnahmen von obrigkeitlicher Seite setzt die Sozialdemokratie ihre Agitationen fort. Die Fraktion hat einen Parteitag in Halle gehalten. Die offizielle Sozialdemokratie ist hier freilich vernünftig genug gewesen, die Pariser Kongreß-Beschlüsse, welche auf Feier des 1. Mai für die Welt, also auch für Deutschland lauten, außer Kraft zu setzen und es jedem zu überlassen, ob und wie er diesen Festtag des „Proletariats“ feiern will. Aber wie immer denken die extremen Elemente garnicht daran, sich dem Beschluß zu unterwerfen, sondern lehnen sich, wie z. B. Schippel in seiner Volkstribüne, offen gegen den Fraktionsbeschluß auf, den er selbst unterzeichnet hat. Was unter diesen Umständen aus dem 1. Mai werden wird, ist gar nicht abzusehen. Revolten überall, besonders in Oesterreich, lassen lebhafteste Kundgebungen und gewaltsame, vielleicht blutige Unterdrückung derselben befürchten.

Dem allem gegenüber verdient es als erfreuliches Zeichen der Zeit registriert zu werden, daß von einer großen Anzahl politischer Männer, an ihrer Spitze Stöcker und Wagner, Einladungen ergangen sind zu einem „Evangelisch-sozialen Kongreß“, der in der Pfingstwoche d. J. in Berlin stattfinden wird. Man wird das Unternehmen, das durch die 600 Männer, welche die Einladung unterschrieben, gesichert und Erfolg versprechend ist, nur mit der größten Sympathie begrüßen können. Freilich — die Zeit der theoretischen Erörterungen ist vorüber, Kongresse, wie die überaus fruchtbringenden der Kathedersozialisten sind nicht mehr von nöten. Die Theorie ist geklärt. Es handelt sich nicht mehr darum, auf die Erkenntnis zu wirken. Wohl aber wird es noch auf lange Zeit hinaus erforderlich sein, immer wieder den Willen aller Reformfreunde zu neuen Opfern und neuer Selbstverleugnung anzuregen. Und wenn der Kongreß in dieser Richtung seine Wirkung thut, so wird er sich ein großes Verdienst erworben haben.

E. M. der Kaiser hat den mancherlei von ihm gegebenen Erlassen eine neue Kundgebung seiner Wünsche und Absichten folgen lassen, welche militärische Fragen zum Gegenstande hat. Der Erlass geht im wesentlichen auf zwei wichtige Punkte ein, auf die Lebenshaltung in den Offizierkorps und auf den Ersatz derselben. Wenn hinsichtlich des ersteren dem stellenweise eingegriffenen Luxus und der Neigung einzelner Regimentskommandeure hohe Zulagen zu fordern, entgegengetreten wird, so hat diese Mahnung zur Einfachheit und Sparsamkeit den ungetheilten Beifall aller Vaterlandsfreunde gefunden. Einige Sorgen knüpfen sich an die Bestimmungen über den Ersatz. Immerhin ist auch hier erfreulich, daß die Thür zum Offizierkorps von jetzt an nur christlichen Bewerbern offen gehalten wird.

## Kirche.

„Die evangelische Kirche und die soziale Bewegung“ — das ist die Frage, welche in der Gegenwart durchaus das Interesse beherrscht, die in einem kirchlichen Bericht auch den leitenden Gesichtspunkt abgeben muß. Nicht nur handelt es sich um die Mittel und Wege, welche eine direkte Einwirkung auf die entfremdeten Arbeitermassen gestatten und eine Beeinflussung aller Gesellschaftsklassen im Sinne des sozialen Friedens, sondern es werden auch alle kirchlichen Angelegenheiten, die Organisations- und Verfassungsfragen, die innere Mission, die Predigt, die Gemeindegliederarbeit gegenwärtig überall unter dem Gesichtspunkt betrachtet, wie sie zu gestalten seien, um die evangelische Kirche arbeitsfähiger gerade auch auf dem durch die sozialen Bewegungen eröffneten Boden zu machen.

Bezeichnend für die Lage ist der Aufruf zu einem evangelisch-sozialen Kongreß, der in der Pfingstwoche in Berlin abgehalten werden soll. Hervorgegangen ist der Gedanke aus der „Christlich-sozialen Partei“. Die ersten vertraulichen Mitteilungen waren unterzeichnet von hervorragenden Namen aus Berlin, Barmen, Dresden und Stuttgart. Stöcker ist die Seele des Unternehmens. Trotzdem hat dasselbe einen Anklang gefunden auf fast allen Seiten der evangelischen Kirche. Auch solche Männer, welche immer die entschiedensten Gegner Stöckers und der Christlich-Sozialen waren, finden sich unter den zahlreichen Namen, mit welchen die öffentliche Einladung zum Kongreß kürzlich ausgegangen ist. Auch Vertreter der kirchlichen Mittelpartei, ferner Professoren der Sießener, Marburger, Berliner theologischen Fakultät (Kastan und Harnack) fehlen nicht. Wir freuen uns dieser Gemeinschaft von Herzen und sollte sie auch vorläufig nur den Erfolg haben, daß man auf den der wirklichen Arbeit auf christlich-sozialem Gebiet bisher ferner stehenden Seiten mehr Verständnis für dieselbe gewinnt. Von den Referenten seien genannt: Stöcker, Wagner, Weber, Kropatschek und v. Vobelschwingh. Die Hauptmasse der Namen liefert neben den christlichen Kreisen Rheinlands und Westfalens die konservative und christlich-soziale Partei des Ostens.

Für die konservative Partei kann dieses Vorgehen auch nur von Segen sein. Wir sind weit davon entfernt, zu meinen, daß alle ihre Glieder und parlamentarischen Vertreter eine richtige Stellung zu der evangelischen Kirche und deren sozialen Aufgaben einnehmen. Die „Evang. Kirchenzeitung“ sagt richtig: „Die konservative Partei bedarf einer inneren Umwandlung, und zwar einer religiösen Erneuerung, wenn sie dem religiösen Nihilismus der Sozialdemokratie die Wage halten und ihn zum Heile Vieler und des gesamten Vaterlandes überwinden soll.“ Liebevolleres und verständnisvolleres Eingehen auf die kirchlichen Interessen könnte der Partei nicht schaden. Und das wird dadurch erleichtert, daß von kirchlicher Seite dies Gebiet der gemischten Interessen in Angriff genommen wird.

Vielleicht helfen solche Verhandlungen auch dazu, die ungeliebten theoretischen Warnungen vor Vermischung von Politik und Religion in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen. Gehören die Arbeiterwohnungen zur Politik oder zur Religion? — Und wohin gehören die Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetze über Sonntagsruhe, Schonung der Frauen und Kinder u. dgl.? Kann den Vertretern der Religion die Aufregung gleichgültig sein, welche durch die gegenwärtige Art der Streiks hervorgerufen wird? Und „unsere Stellung zur Sozialdemokratie“ — ist sie durch die Politik oder durch die Religion bedingt? — Das alles aber sind Fragen, die auf dem evangelisch-sozialen Kongreß verhandelt werden sollen, und die alle engen Beziehungen, in welche die politische Entwicklung und das religiöse Leben mit einander treten, verdeutlichen. Es ist daher ganz richtig, wenn gleich das erste Thema lautet: die Kirchengemeinde in ihrer sozialen Bedeutung.

Aber in der Teilnahme, welche die Einladung zu diesem Kongreß gefunden hat, zeigt sich nur die allgemein vorhandene Stimmung, die sich auch in anderen Zeichen kundgibt. Die Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen haben in einem Hirtenbriefe die soziale Aufgabe der Kirche gezeichnet, das Brandenburger Konsistorium hat

in dem Bescheid auf die Kreisynodalverhandlungen die Äußerungen und Beschlüsse über die Presse zusammengestellt, welche nach derselben Richtung zielen. Ueberall werden Vorträge gehalten über Bildung von evangelischen Arbeitervereinen, worin besonders Pfarrer Lic. Weber übermüthlich thätig ist, auf den Konferenzen spielt das Thema der sozialen Frage eine hervorragende Rolle und nicht minder wird in allerlei Broschüren der evangelischen Kirche ihre diesbezügliche Aufgabe dargelegt. —

Auch die landeskirchliche Versammlung der positiven Union, die am 10. April in Berlin gehalten ist, hat sich mit diesen Angelegenheiten beschäftigt und in der Schlußresolution die „Schaffung eines evangelisch-sozialen Vereinslebens“ betont, besonders aber auch der Kirche die Aufgabe zugewiesen, „die biblische Anschauung vom irdischen Gut in den Herzen der Zeitgenossen wieder zu beleben und sie kirchlich zum Kampf gegen den mit dem Unglauben verbündeten sozialen Umsturz zu sammeln.“ — In die letztere Forderung stimmen wir mit Entschiedenheit ein. Die theoretische oder dogmatische Grundlage des kirchlichen Handelns muß darin gelegt werden. Und es ist dies die besondere Aufgabe der evangelischen Kirche, unserer gährenden und juchenden Zeit ein helles Licht vorzuhalten, an dem sie sich über die Grundfragen orientieren kann. Die falsche Behandlung des irdischen Gutes und die Schwiegeltigkeit der Kirche dabei — sie sind es gewesen, welche großen Massen unseres Volkes an den ewigen Gütern irre zu werden den Anstoß gegeben haben. An der Kirche ist es, hier angerichteten Schaden gut zu machen und auch der Rechtsphilosophie und Rechtsbildung richtige Wege zu weisen.

Das andere Hauptthema der genannten Versammlung lieferte die Selbständigkeit der evangelischen Kirche, die unter der Form der Frage: „Was verdankt und schuldet Preußen der Reformation?“ behandelt wurde. Taktvoll hat sie sich hier eines Appells an den Kaiser enthalten, so nahe derselbe Manchem gelegen haben mag. Nur Generalsuperintendent Schultze warf am Schluß seiner höchst eindrucksvollen Rede einen Blick in die Zukunft, in dem deutlich die Hoffnung ausgesprochen war, daß der Mann der befreienden That, auf den wir warten, schon vorhanden sei, ja auf dem Throne Preußens säße. — Diese Selbständigkeitsbewegung hat die beste Aussicht, jetzt wieder mehr in Fluß zu kommen. Bei aller Hochachtung und Bewunderung für den Fürsten Bismarck kann doch der Dant, den wir ihm schulden, nicht hindern, es offen auszusprechen, daß sein Abgang befreiend auf die staatliche Behandlung der kirchlichen Dinge wirken muß. Seine gewaltige Hand lag uns — aus nicht überall ganz begriffenen Ursachen — wie ein Alp auf. Und es wird in der neuen Lage überall neuer Mut wachsen, die etwas ins Stocken geratene Bewegung in Fluß zu bringen. Der Staat muß noch oft und viel an seine Verpflichtungen gegen die Kirche erinnert werden. Mit der Ablehnung der Petition, die den Namen v. d. Goltz trägt, um Einstellung einer Willkür in den Etat zu gunsten der Fürsorge für die verwahrlosten Pfarochien, ist es nicht gethan. Freilich wollen wir daneben die eigene Thätigkeit der Kirche keineswegs vergessen. Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß das Staatsministerium den Berliner Synoden gestattet hat, die Kirchensteuer auf 10 Prozent der Einkommensteuer zu erhöhen, womit schon manchem Bedürfnis abgeholfen werden kann. Doch bleibt dergleichen ein Tropfen auf einem heißen Stein. Wenn wir hören, daß z. B. in der Heilig-Kreuz-Kirche in Berlin am 2. Ostertage 37 Brautpaare zu trauen waren und in den Wochen vom 31. März bis 13. April 243 Kinder zu taufen, — und daß dazu die Kräfte von zwei Pastoren mit einem Hülfsprediger anreichen sollen, — so ist daran zu erwessen, was die Kirche noch für einen Einfluß auf das Volkleben in solchen „Gemeinden“ haben kann. Neben den früher erwähnten Sulzschens Vorschlägen ist deshalb sehr zu beachten die Schrift eines Berliner Geistlichen Lic. von Soden (der auch das Referat über die soziale Bedeutung der Kirchengemeinden auf dem Pfingsttagkongreß übernommen hat) mit dem Titel: „Und was thut die evangelische Kirche?“ — Er dringt energisch auf die Verkleinerung der Gemeinden, wobei er die Zahl der Pfarochien auf 15000 bemißt, wozu aber freilich neben dem Pastor der Hülfsprediger und eine Reihe von

Gemeindefeßern zu stehen hätten, — und auf die Aufhebung der jetzt bestehenden Willkür gegenüber dem Parochialzwang. Die aus dieser Freiheit erwachenden Mißstände legt er in schlagender Weise dar und führt dadurch zu Gemüte, daß der Grundbau für die Kirche eben die Gemeinde ist, und daß es die eigentliche Ursache des Verfalls des kirchlichen Lebens in den Städten ist; daß man diesen Grundbau hat unberücksichtigt gelassen und dem Verfall preisgegeben.

Wie weit der Krebs des religiösen Nihilismus in den unteren Ständen schon um sich gefressen hat, dafür sind in den letzten Wochen wieder recht traurige Beweise erschienen. Es mag der Sozialdemokratie durch ihre Wahlsiege der Mut bedeutend gewachsen sein, um auch mit ihren religiösen Gedanken noch unverfrorener hervorzutreten. Erinnerung sei nur an die in den Zeitungen berichtete Versammlung bei Hamburg, in der ein großartiger Protest gegen die Konfirmation in Scene gesetzt wurde. Aber die alten sozialdemokratischen Lieder sind auch auf anderen Versammlungen wieder aufgetaucht, — so das höchst aufreizende mit dem steten Rehrim: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spagen.“ — Wir dürfen uns diese Zustände nicht verhehlen, müssen dem vorhandenen Abfall klar in die Augen sehen. Aber wir brauchen uns dadurch nicht mutlos machen zu lassen. Wenn der Gegensatz klarer hervortritt, den das Evangelium zu überwinden hat, so ist ihm auch damit eine gewisse Erleichterung verschafft. Da kann es seine eigentümliche Kraft am gewinnendsten entfalten, wo der religiöse Panzerrott am offensten zu Tage tritt. Ein armer Mensch, der solchem Liede zujaucht, wie das angeführte, ist doch schließlich dem Evangelium oft leichter zugänglich, als der stumpfe, selbstgerechte Halbromme, der alle seine sündlichen Neigungen und Gewohnheiten in seine selbstgemachte Religion mit aufgenommen hat.

Es sei uns gestattet, im Zusammenhang dieser Betrachtungen einen Blick zu werfen auf die innere Mission und die Aufgaben, welche grade ihr durch die Zeitlage gesetzt sind. Auch in den ihr sonderlich angehörenden Kreisen beschäftigt man sich gegenwärtig mit dieser Frage. Der Central-Ausschuß für die innere Mission hat schon vor zwei Jahren eine treffliche Denkschrift über die soziale Aufgabe der evangelischen Kirche und der inneren Mission ausgeben lassen. Wir wissen also, daß man dort ein gutes Verständnis dieser Dinge besitzt. Andererseits aber möchten wir vermeiden sehen, daß man der inneren Mission jetzt Aufgaben stellt, die ihr nicht gebühren. Innere Mission heißt ja die Bewegung in der Kirche, welche auf neue Mittel und Wege für die neuen Aufgaben der modernen Zeit zuerst hingewiesen hat. Aber nachdem nun durch ihre Thätigkeit die Kirche vielfach aus dem Schlafe geweckt ist, so muß sich die innere Mission frenen, wenn es Gebiete giebt, auf denen sie selbst bescheiden zurücktreten kann. Auch bei der sozialen Arbeit hat die innere Mission freitlich noch wichtige Aufgaben. Ein großer Teil des Vereinswesens, das ja doch zu ihrer Kompetenz gehört, muß in den Dienst derselben gestellt werden. Jedoch halten wir es grade für einen Erfolg der inneren Mission, daß man erkennt, daß die Hauptarbeit nicht einzelnen Kreisen und Privaten, sondern der gesamten evangelischen Kirche auch in ihren amtlichen Organen und Vertretern zufällt.

Die Mittel und Wege der Kirche sind nicht für alle Zeiten und Fälle dieselben. Es ist die Aufgabe der Christen unserer Zeit, auch weiter die Blicke offen zu halten für die Schäden, an denen das Volksleben krankt, um die rechten Heilmittel zu erkennen. Nicht daß irgend ein anderes Heilmittel vorhanden sei als das Wort Gottes. Aber es kommt nicht nur auf rechte Vermittlungen des Wortes an, sondern auch auf die Behinderung der vielfachen Vermittlungen der Sünde. Und da müssen wir neben der Presse, welche ja von der Kirche und von der inneren Mission schon mit Glück in Angriff genommen ist (obgleich auch hier noch viel zu thun bleibt) noch auf ein anderes „Bildungsmittel“ unseres Volkes hinweisen, das man bisher ganz anschlieflich der Welt überlassen hat, d. i. das Theater. Wir kommen hier auf einen schon früher von uns gemachten Vorschlag zurück, daß auch seitens der dazu geeigneten christlichen Männer die im Entstehen begriffenen Bestrebungen für gute Volkstheater und Volksschauspiele möchten



kräftig unterstützt werden. Wir denken nicht allein an die Lutherfestspiele oder an die dramatischen Abendunterhaltungen in christlichen Vereinen, sondern an ganz ordentliche Theater, die — wie die „freie Bühne“ im Interesse des Fleisches und der Sünde — so im Interesse der Volksmoral wirken. Man weiß aus der Geschichte, welchen entscheidenden Einfluß zuweilen gewisse Theater-Vorstellungen auf gewisse Bewegungen gehabt haben. Aus dem Mittelalter ist der tiefe Eindruck bekannt, den das religiöse Schauspiel der Dominikaner in Eisenach gemacht hat („ein Seel zu Gottes Füßen lag“). Warum soll nicht dies wirkliche Volksbildungsmittel auch jetzt in den Dienst der guten Sache gestellt werden? In einem kirchlichen Bericht ist es nicht angethan, näher hierauf einzugehen, aber vielleicht fühlt sich durch diesen kurzen Hinweis eine geeignete Feder berufen, diese Frage einmal gründlicher zu behandeln.\*)

Auch in den politischen Versammlungen haben die kirchlichen Angelegenheiten im verflossenen Monat eine Rolle gespielt. Es braucht hier nicht dargelegt, sondern nur daran erinnert zu werden, daß durch Stöcker im Abgeordnetenhaus zuerst das Interesse der evangelischen Kirche an der Schule und später das an der Sittenpolizei kräftig vertreten ist — den Juden ein Vergernis und den Griechen eine Thorheit, und den dogmatischen Christen ein Grauel: Vermischung von Religion und Politik! Dem Windthorst'schen Schulantrage freilich stimmen wir darum doch nicht zu, weil auch wir einen christlichen Religionsunterricht wünschen. Denn wenn der Antrag des Centrumsführers auch denselben Zweck verfolgt, so geht er von einer völlig anderen Auffassung aus als die vorige ist. Die römische Forderung ruht im Grunde auf der Preisgabe der Idee des Staates an die außerchristliche Welt und läuft hinaus auf einen Dualismus im gesamten Unterricht, der in sich unmöglich sein würde — ganz abgesehen von den geschäftlichen Unzuträglichkeiten, die sich daraus ergeben müßten, wenn dem Antrage gemäß sich Staat und Kirche in die Schule so teilten, daß die letztere den Religionsunterricht und der erstere alle anderen Fächer besorgte.

In den engeren kirchlichen Kreisen haben einige die Heidenmission betreffende Angelegenheiten allerlei Bewegung verursacht, die wir hier erwähnen wollen. In Schlesien hat die Frage nach der Organisation der Missionsgesellschaften, insbesondere der Berliner, die sich auf Provinzialverbände der Süßsvereine zu stützen wünscht, zu Konflikten geführt. Der schlesische Provinzialverband wurde beschuldigt, der schlesischen Missionskonferenz Konkurrenz zu machen, und dieser wieder warf man von der andern Seite vor, daß sie dem Interesse an der Berliner Mission keinen genügenden Raum gewähre. Daß in diesen beiden Einrichtungen sachliche Schwierigkeiten nicht liegen, ist an sich klar und wird auch in anderen Provinzen bewiesen. Darans folgt, daß es in Schlesien an den Persönlichkeiten liegen muß. Und das ist ja freilich schlimm. Aber das können nur die Betreffenden selbst ändern. — Ferner sind wieder Veränderungen in der neubegründeten ostafrikanischen Missionsgesellschaft in Berlin eingetreten. Es war der Wunsch entstanden, alle drei Berliner Gesellschaften zu vereinigen und es lag nahe, dabei zunächst an eine Uebernahme der jüngsten Mission, der in Ostafrika, durch die „Berliner Missionsgesellschaft“ (Wangemann) zu denken. Die Verhandlungen, die wirklich darüber geführt sind, sind aber an dem Krankenhanse der Ostafrikaner gescheitert. Nun ist der Armeeprobst Dr. Richter von der Leitung der ostafrikanischen Mission wieder zurückgetreten und Pastor Dieffellkamp hat seinen alten Platz wieder eingenommen. So vorteilhaft gewiß eine Verschmelzung wäre, so sollte es doch eigentlich für die evangelische Kirche Preußens nicht zu viel sein, drei Missionen zu unterstützen. Es wird freilich nun darauf ankommen, nicht Konkurrenz-Konkurrenz zu treiben, sondern das Missionsinteresse wirklich in allen Gemeinden zu vertiefen und zu beleben.

\*) Anm. d. Red. Wir bringen im nächsten Heft einen Aufsatz über das Thema aus der Feder von Dr. Heinrich Steinhilber, der allerdings zu etwas andern Resultaten als der kirchliche Berichtersteller kommt.

## Das „Fräulein.“

Erinnerungen von D. Reporin.

Ich stamme noch aus der Zeit der Lichtputzereien, was so viel sagen will, daß dieser jetzt kaum gekannte Artikel zu meiner Kinderzeit noch ein unentbehrliches Gerät war, denn Talglichter oder Oellämpfchen, und in höheren Kreisen Wachskerzen und schönere Müßkämpen waren das, was die dunklen Stunden meiner Kindheit erhellte. — Wer hätte zu der Zeit gedacht, daß nach einigen Jahrzehnten die Beleuchtung schon vier Stadien durchgemacht haben würde, und in seinem derzeit letzten, der elektrischen Flamme, sonnengleich Meer und Land tageshell zu erleuchten im Stande sein würde. Welche Hausfrau jener Tage hätte es geglaubt, wenn man ihr gesagt, daß an Stelle ihrer einfachen, sonnenburchsichtigen „guten Stube“, mit den hellen, wollfott überzogenen Möbeln, der Servante, dem tafelförmigen Klavier und der unter Glasglocke prangenden Stuhlsuhr, eine Zimmereinrichtung getreten sein würde, die durch schwere, dunkle Vorhänge, durch geradelehnige, reichgepolsterte Sofas oder Chaiselongues und Vertikons als ein Ausstellungsraum aller kunstgewerblichen Schönheiten sich dem Auge darbietet; und daß ihr mit Buchsbaumrabatten verzierter Garten, in dem eine Felsengrotte überlaube, schöne Kurstel, Lust- und Gartenbahn-Stückchen prangten — in stilgerechter, mit veredelten Koniferen und exotischen Gewächsen aller Art versehenen Parkanlagen verwandelt sein würde.

Ja, vieles ist anders geworden seit meiner Kindheit, wo es so Manchem noch nicht für ausgemacht galt, daß die Eibenbäue nicht ein unheimliches Teufelswerk sei — und wo die Leute von weit her nach unserer Stadt kamen, um das Un glaubliche in Angesehen zu nehmen. Jetzt scheint es selbstverständlich, daß man, mit damals ungeahnten Hilfsmitteln, Gebirge durchbringt, meergetrennte Länder unterirdisch verbindet, Weltteile trennt, damit Wasserstrahlen entstehen u. a. u. — Wir Laien waren überhaupt noch gar nicht so gelehrt damals. Wir wußten noch nichts von Hygiene, Vivisektion, Kolonialpolitik, von Nihilisten, Proudhallotarré, Bakterien, Trichinen, Diphtheritis — von Lachgas, Salicyl, Antipyrin, Anilin, Nitroglycerin, Vulkanit — von Heliographie, Stenographie, Graphologie, Tachyskopie, Mikroskopie und — was weiß ich! — lud wenn auch anfangs ein Kind einen Velocipedfahrer für einen „wütig geordneten Scherenkleiber“ hielt, so sind auch diese fahrenden Wesellen längst schon keine Neuheit mehr.

Unter allem aber, was die erfindungsreichen letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben, ist es besonders ein neuer Erwerbssweig — ein Stand, den sie geschaffen, welchem ich schon lange meine Aufmerksamkeit zugewendet habe, weil ich ihm einen eminenten Einfluß auf die Menscheneentwicklung, auf den geistigen Fortschritt der Menschheit zutraue.

Ich erinnere mich noch deutlich, daß in meiner frühesten Kindheit uns öfters eine Gräfin besuchte, die, obgleich sie sich schon in vorgerücktem Alter befand, ein lauges seidenes Kleid anhatte, eine kleine schwarze Mantille trug und einen Sonnenschirm besaß, doch nicht ärdrer war, als wir Kinder, während ihr Kopf an Größe dem Erwachsenen gleichkam. Sie machte uns einen höchst seltsamen Eindruck; und es wurde uns erzählt, sie habe in ihren ersten Lebensjahren von ihren Kinderwädchen Opium bekommen, damit sie recht fest schlafen solle, während das gewissenlose Mädchen ihrem Vergnügen nachging. Dadurch sei ihr Wachstum für immer gehemmt worden. — Dergleichen Vernachlässigungen kamen damals nicht selten und meist in hochgestellten Häusern vor, denn die Eltern lebten gezwungen oder aus Vergnügungssucht so viel der Geselligkeit, daß sie für ihre Kinder, deren Pflege und Erziehung, keine Zeit behielten und dieselben den Diensthöten überließen. — Heutzutage tritt derselbe Fall nicht nur in hochgestellten Kreisen ein, sondern in den meisten Ständen hat man „Pflichten gegen die Gesellschaft“ und muß (?) seine Kinder — den Diensthöten? — nein, dazu ist man viel zu gewissenhaft geworden — dem Fräulein überlassen. Ja, dem „Fräulein“ kann man die Kleinen getroßt anvertrauen! Sie sind viel anhänglicher an dasselbe, als an die eigene Mutter, und sie sind auch viel artiger, wenn sie das „Fräulein“ allein hat, als wenn die Eltern dabei sind

Ja gewiß, der Stand eines „Fräuleins“ ist eine weitgreifende Erziehungssache; denn welcher Pädagoge, welcher denkende Mensch überhaupt hält nicht die ersten Kinderjahre für die wichtigsten des ganzen Lebens? — Wie würden auch sonst die alten Weiten die Erinnerungen an ihre Kindheit fortwahren, während alle anderen ihnen entschwunden sind, wenn nicht die ersten Eindrücke die stärksten wären? — Welch einen Einfluß übt ein Wesen aus, das dem menschlichen Geist die ersten Anschlüsse über Schein und Sein äußerer und innerer Dinge erteilt, die ersten Anschauungen bildet, das erste Gepräge einer Seele ausdrückt. Und was für ein Unterschied wird sich herausstellen, wenn dieses die erste Kindheit unmachende Wesen ein Mädchen ist ohne alles und jedes höhere geistige Leben, ohne Beurteilungskraft für perthlich oder geistig gefährlicher Einwirkungen, oft sogar leichtsinnig, gewissenlos und moralisch verdoeben; oder wenn es ein Mädchen ist mit tiefen ernsten Grundzügen, Geistesfrische, fröhlicher, herzlicher Liebe zu ihren Pflieglingen und praktisch offenem Sinn für die Außen- und Innenwelt.

Und von entgegengesetzter Seite betrachtet, welch ein Segen ist es für kinderreiche Familien gebildeter, aber nicht wohlhabender Stände — wenn eine Tochter nach der anderen das Vaterhaus verlassen, und sich selbst erhaltend, angeborne Gaben und erworbene Kenntnisse zum Nutzen Anderer verwenden kann. Wie ist es so heilsam für ein junges Mädchen, einmal auf eigenen Füßen zu stehen, einmal allein für Handel und Wandel verantwortlich zu sein und alle Ecken und Kanten, alle Mängel und Fehler nun nicht mehr mit den nachsichtigen Vätern der Familie erschaut, sondern sie oft auf das schärfste beurteilt zu sehen, dadurch nach und nach dieselben ablegen zu lernen und vor allem die schweren Tugenden der Selbstüberwindung und Hingebung sich zu eigen zu machen. — Ja gewiß, auch von dieser Seite betrachtet, scheint es, als ob der neue Stand nur Glück bringen, nur Gutes stiften könnte, und doch — kaum werden in einem andern Stande so viel verborgene Tugenden gelassen sein, als in dem einsamen, von jeder Gemeinschaft losgelösten Stande des „Fräuleins.“ —

Und wenn ich jetzt die Geschichte meiner einstigen Schulfreundin folgen lasse, um einen Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung zu liefern, so schicke ich voraus, daß ich nur Wahres berichte und dem einen Beispiel noch viele zur Seite zu stellen vermöchte, wenn es der Raum gestattete.

Als die Tochter eines tüchtigen, bekannten Arztes war meine Freundin in den besten Kreisen ihrer Vaterstadt aufgewachsen, ihre Eltern führten ein gelassenes Leben — und jedermann glaubte sie recht gut situiert. Da starb der Vater und die ausgezeichneten Einnahmen aus seiner guten Praxis hörten auf, die bedeutenden Ausgaben des Haushaltes zu decken. Es stellte sich heraus, daß das vorhandene Vermögen kaum ausreichte, der Witwe eine kleine jährliche Einnahme zu verschaffen und dem Sohn des Hauses das fernere Studieren zu ermöglichen. Meine Freundin entschloß sich unter andern Tugenden Erisens und Berns zu suchen — ohne jedoch ein Examen bestehen zu haben oder ein hervorragendes Talent zu besitzen, während ihre Schwester Pinsel und Palette ergriff und sich mit eiserner Energie in der Malerei eine so hohe Fertigkeit erlangte, daß ihr bald ein gutes Einkommen dadurch erblühte.

Etwa ein halbes Jahr, nachdem meine Freundin in der Familie eines Generals eine Stelle als „Fräulein“ gefunden hatte, bat ich sie, mir doch einmal recht genaue Auskunft über ihr Ergehen zu geben; denn die Nachrichten, welche ihre Mutter erhielt, genügten mir nicht. — Sie schrieb u. a.: „Nur wenn du mir versprichst, meiner Mutter keine sie beunruhigenden Mitteilungen über meine hiesige Stellung zukommen zu lassen, kann ich dir offen über dieselbe Bericht erstatten; denn es ist genug, daß eines von uns so bitter leidet. Wie viel besser wäre es, ein geistig gefühlloses Tier zu sein, als fortwährend Kränkungen und Bemühungen mit dem schärfsten Bewußtsein zu empfinden. — Ist es denn nur möglich, daß ein menschliches Wesen dem andern, welches sogar das Interesse an den eigenen Kindern teilt, nach einem halben Jahr noch ebenso kalt und fremd gegenüber stehen kann, als da sie ihrem „neuen Fräulein“ zuerst die Fingerspitzen reichte? Wie dankbar würde ich sein, wie würde ich freudig meinem nicht immer leichten Verus nachgehen, wenn ich einige Teilnahme, ein wenig Interesse an meinem eigenen Ergehen fühlte, einmal freundliche, herzliche Worte hörte. Doch ich habe kein Recht dergl. zu verlangen; — ich erhalte Bezahlung und Befristung, dafür bin ich ein Automat, der so lange Dienste thut, bis er durch einen andern ersetzt wird. — Es giebt ja unzählige stehensuchende Mädchen in unserm Kontinent!“

Du fragst, ob ich denn gar keinen Umgang mit Gleichgestellten habe. Es wurde mir allerdings bald nach meiner Ankunft ein junges Mädchen genannt, dem ich mich auf Spaziergängen mit den Kindern anschließen könne. Aber ich fand bald, daß wir gänzlich verschiedene Erziehung genossen hatten und zu keinem inneren Verständnis kommen konnten. Auch schlossen sich bald andere, gleich ihr kindertwachen jahrende Mädchen an, deren Gesprächen über ihre Herrschaften, neue Kleider u. s. w. ich mich nicht gewachsen fühlte, was mich die mir zuge dachte Gesellschaft möglichst meiden ließ. — Wenlich aber hatte ich eine Freude, deren heller Schein mir noch lange ein freundliches Licht auf meinen dunklen Weg warf. Die Kinder — du kennst meine Jüglinge aus den Briefen an meine Mutter — waren mirde geworden von einem Spaziergang, denn es war ein heißer Tag. Sie sprangen auf eine Bank zu, auf der wir gewöhnlich rasteten und ließen sich auf derselben nieder, ungeachtet dessen, daß ein Herr auch auf derselben Platz genommen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als am entgegengesetzten Ende der Bank auch noch ein Ruheplätzchen zu suchen. — Die Kinder schlossen bald Freundschaft mit dem ihnen freundlich zuziehenden Bankuhader, er zeigte ihnen die Bilder eines Buches, in dem er gelesen — und es entspann sich ein Gespräch, welches mit kindlichen Fragen begann und mit dem tiefgehendsten Gedankenaustausch der beiden Erwachsenen über Kunst und Religion, Dichtung, Malerei und allgemeine Wissenschaften endigte und mir zum Schluß die Entdeckung brachte, daß der kleine

freundliche Herr mit der mächtigen Abiernase ein Urentelsohn der Madame de Staël und ein Offizier unserer Armee sei. — O, wenn die Menschen wüßten, wie glücklich ein herzlich eingehendes Gespräch, ein in untergeordneter Stellung sich befindendes Mädchen macht, sie würden ihm ganz gewiß freundlichere Beachtung schenken!

Doch nicht wahr, du wunderst dich, daß es bei meiner knapp bemessenen Zeit mir möglich ist, dir einen so laugen Brief zu senden; aber ich schreibe schon mehrere Tage — neun Nächte an demselben. Unter kleiner Frig ist nämlich krank und ich wache bei ihm bis gegen Morgen. Es will gar nicht besser werden mit dem Fieber — und wenn er sterben sollte — ein Stück von meinem Herzen ginge mit ihm! Kein Kind liebe ich so wie dieses. Und er fühlt es, stundenlang muß ich an seinem Bettchen sitzen und seine kleine Hand in der meinen halten, während er ängstlich wimmert: „bleib bei mir — deh nicht fort.“ — Dann muß ich seiner Mutter Bericht erstatten über die Krankheits Symptome — und sie überbringt sie dem Arzt, als wenn sie nicht von des Kindes Bettchen gewichen wäre!“

Der kleine Liebling meiner Freundin starb wirklich. Und auch ihre Kräfte waren durch den Schmerz darüber, durch die Nachtwochen und den stillen Kummer so erschöpft, daß sie endlich meinen Bitten nachgab und ihre Stellung verließ, um sich in meinem Hause neuen Mut und frische Kräfte zu weiterer Thätigkeit zu erringen. — Aber es dauerte sehr lange, bis wir dies Ziel mit ihr erreichten. Ihre ganze Lebenskraft, jede Geistesaktivität war gebrochen. Und als sie dann nach vielen Monaten wieder auszog, um in ähnlichen Stellungen ihren Unterhalt zu suchen, als sie Kinder erziehen sollte, deren Eltern ihr jede Autorität über die unmäßig Verwöhnten nahmen, indem sie die Erzieherin vor den Jünglingen auswichen, als sei diese ein ungezogenes Kind — und die wegen Lüge und fortwährenden Ungehorsams von ihr bestrafte Kinder lieblos aus dem Winkel herausführten, als ihre Briefe von der Frau des Hauses heimlich gelesen wurden, da — geschah es eines Morgens, daß sie durch allzugroße Nervenüberreizung veranlaßt, plötzlich gelähmt, kein Glied mehr zu rühren vermochte. Erst jetzt nach Jahren, nachdem ihr durch die Hilfe ihrer Schwester und guter Freunde einige Wundturen ermöglicht wurden, kann sie gestützt sich ein wenig fortbewegen, ihre Arme sind völlig unbrauchbar. Sie ist ein Opfer der Stellung eines „Fräuleins“.

Und nicht nur durch die Schicksale meiner Freundin, sondern durch viele ihrer Standesgenossen erfuhr ich mit Staunen, daß in den meisten Häusern die Stellung eines „Fräuleins“ sich nur wenig von der eines Kinderermädchen unterscheidet.

Ich weiß aus Erfahrung, daß es nicht immer angenehm ist, ein fremdes Element in seinem Familienkreis zu haben — und daß ich mir zuweilen eine kleine Zerstreung für „unser Fräulein“ ausbachte, aus dem selbstsüchtigen Grund, einmal einige Stunden meine Familie ganz allein genießen zu können. Ich weiß aber auch, daß mich nicht nur ein innig dankbarer Blick bedachte, wenn ich im Kreise von Verwandten und Freunden „unser Fräulein“ scherzweise als älteste Tochter vorstellte und sie als solche, oder gleich einer Schwester behandelte, sondern daß durch unermüßliches, fröhliches Berichten jeglicher Arbeit in Haus- und Kinderstube und durch die lebende Bereicherung für die Eltern, welche das „Fräulein“ in die Herzen unserer Kinder pflanzte, mir eine reiche Vergeltung ward; während es unmöglich ist, daß ein Wesen, dem keine Milde, keine herzliche Teilnahme entgegengebracht wird, den Kindern Liebe einflößen kann, gegen die, welche es verlegend, hart und wie so oft ungerecht behandeln.

Ein feiner alter Herr meiner Bekanntschaft, dem ich meinen Dank dafür ausdrückte, daß er „unser Fräulein“ zu Tische geführt hatte, meinte in seinem süddeutschen Dialekt „o, ich mag's leid'n, 's ist 's freuzbraves Mädche — und ich muß immer denk'n: wenn's mein Mariele wär, die so unter de Veut' müßt', dann wär ich halt auch v'rgnügt, wenn's zu freundlichen Menschen käm.“ — Ja, „wenn's mein Mariele wär“ — das ging mir lang im Kopf herum. Wie leicht kann auch eines unserer Kinder einmal in eine untergeordnete Lebenslage geraten, während sie doch so vollberechtigt an Liebe und Achtung, an Gerechtigkeit und Freiheit erzogen worden. — Wie leicht fallen uns schwer erworbene und lang besessene Glücksgüter aus den Händen — und dann — müssen auch unsere Kinder „unter de Veut'“

Mit der Gestalt des „Fräuleins“ ist es mir ergangen, wie es Schefel in seinem Vorwort zum Ettehard sagt: „Sie hat mich ringend angekehrt in mitternächtlichen Stunden.“ und ich hatte nicht Ruhe und nicht Raft, bis ich sie in ihrer einsamen Hilfslosigkeit all den edlen deutschen Frauen, von denen W. v. Amynor sagt: „Sie seien Engel des Friedens — und geschaffen Quib und Verlöbden zu üben“ — vor Augen gestellt. Und ich bin gewiß, sie alle werden helfen, ihr mit Gott eine freundlichere Zukunft zu bereiten.

Ann. d. Redaktion. Wir haben dieser Skizze gern Raum gewährt, obschon sie nicht ohne etwas Parteilichkeit den Standpunkt des „Fräuleins“ vertritt. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß es gewiß ebenso angänglich wäre, eine Skizze des „Fräuleins“ vom Standpunkt der „Herrschast“ zu schreiben und da würde es gewiß an Beispielen nicht fehlen, daß auch das freundlichste Entgegenkommen vielfach mit Unaufrichtigkeit und Vergnügungssucht beantwortet worden ist. Ein Fräulein, das nicht nur gütigen, sondern auch wunderlichen Herrschaften in christlicher Demut dient, wird bald genug in der Lage sein, nicht jede beliebige Stelle annehmen zu müssen, sondern wählen zu können unter den besten.



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Die Sozialdemokratie und deren Bekämpfung. Eine Studie zur Reform des Sozialistengesetzes von W. Kulemann, Amtsrichter in Braunschweig, Mitglied des Reichstages. (Berlin, Karl Henmann.) 1890. XIV u. 426 S. 3 M.

Politische Schriften sind immer einer mehr oder weniger schnellen Veraltung angesetzt und das zu keiner Zeit mehr in der unsrigen, wo die politischen Ereignisse von größter Tragweite sich geradezu überstürzen. Hört man nun, daß das Buch des nationalliberalen Abgeordneten Kulemann in der Hauptstadt schon vor 1½ Jahren geschrieben vorlag, daß es noch nichts weiß von den Arbeiterschmerzleiden Kaiser Wilhelms II., die die ganze sozialdemokratische Frage in neue — will's Gott besser! — Bahnen lenken wird, so könnte man dem Verfasser beistimmen, der in dem ausgangs Oktober 1889 geschriebenen Vorwort mit liebenswürdiger Bescheidenheit selbst erklärt, daß jetzt (nachdem auch die Regierung ein dauerndes Sozialistengesetz vorgelegt habe), „das öffentliche Interesse an seiner Arbeit nur noch ein sehr beschränktes sei und sein müsse,“ und der die gleichwohl vorgenommene Herausgabe des Buches mit seiner „menschlichen Schwäche“ entschuldigt, „welche den Entschluß schwer macht, das, woran man Monate aufrengender Arbeit gewandt hat, einfach dem Papierkorbe zu überantworten.“ Nun hat sich aber inzwischen, wie bekannt, die Sachlage abermals verschoben: das Regierungsgesetz ist an der lauen Haltung der Regierung selbst gescheitert und die Frage eines dauernden Sozialistengesetzes, die Kulemann hier eingehend behandelt, ist dadurch wieder eine offene geworden, die um so dringender wird, je näher der 30. September d. J. und mit ihm das Ausschören des bisherigen Gesetzes herarricht. Es ist daher das Studium der fleißigen und stets sachlich gehaltenen Arbeit durchaus zeitgemäß und kann auch um ihrer selbst willen bestens empfohlen werden.

Der nationalliberale Amtsrichter behandelt auf mehr als 400 Seiten gr. Format zunächst die sozialistische Bewegung, deren teilweise Berechtigung er anerkennt, während die zu Grunde liegende Idee des Zukunftsstaates natürlich nicht gebilligt wird; er fordert Reformen von der Regierung und von den Parteien, oft in recht energischer, nichts weniger als „nationalliberaler“ Weise. „Wohl derjenigen der bisherigen politischen Parteien, welche zuerst den sozialen Gedanken im vollen Umfange aufgreifen und auf ihre Fahne schreiben wird! Sie allein wird auf dem Rücken der gewaltigen Zeitwelle aus dem hereinbrechenden Ocean ans Land getragen werden, alle allein gehört die Zukunft.“ Wir können hierzu unbedenklich ein: „Sehr richtig! (rechts!“ hinzufügen. Ebenso verständlich erweist sich der Verfasser, wenn er es als „eine überwundene Anschauungsform“ bezeichnet, „jedes Eingreifen des Staates in das Gebiet des wirtschaftlichen Lebens grundsätzlich zu verwerfen,“ doch glaube ich, wird auch hierin mancher seiner politischen Freunde ihm nur mit halbem Herzen zustimmen. Freudig überalst war ich fernher durch die Offenheit, mit der er „einer härteren Heranziehung der Wohlhabenden im Wege der direkten Besteuerung“ sogar im Sperrdruck das Wort redet, obwohl er sehr gut zu wissen erklärt, daß er damit „einen außerordentlich wichtigen Punkt unserer jetzigen Zustände“ berührt. Denn „an keiner Stelle ist der Durchschnittsmensch so empfindlich als an seinem Geldbeutel.“ — Die sonst vom Verfasser eingehend befürworteten Reformen, denen man fast durchgehend zustimmen kann, und die inzwischen durch die Reubelebung des Arbeiterschampfes ihrer Verwirklichung wesentlich näher gekommen sind, können hier nicht näher erörtert werden. Der Grundstandpunkt des Verfassers ist der: Zunächst eingehende Reformen freiwillig durchgeführt; es ist ihm genug, daß wir uns berechnete Forderungen der Arbeiter auf unbedingtem Wege entziehen lassen und dadurch einer Feuerobrunst das Brennmaterial liefern, welche

ohne dies schon längst verloschen wäre." Sodann aber alle Bestrebungen, die sich gegen den Bestand des Staates selbst richten, durch ein dauerndes Ausnahmegesetz im Raum gehalten; nur ein Staat, der aufrichtig Sozialpolitik treibt, darf gegen die Sozialdemokratie mit Zwangsmaßnahmen vorgehen; ein solcher hat dazu aber nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, wenn er nicht zum „Nachtmährenstaat“ herabsinken will.

Nur in einem Punkte, der aber u. E. kein nebensächlicher ist, stimmen wir mit dem Verfasser nicht überein, obgleich — oder besser weil — er hier ganz und gar auf dem Boden des „gemäßigten“ Liberalismus steht. Es ist dies das punctum religionis in seiner Eigenschaft als staatserkaltender Faktor. „Ein irgendwie geordnetes Staatswesen kann nicht existieren ohne die starken Unterlagen religiös-sittlicher Natur;“ „ein religionsloses Volk ist ein Widerspruch in sich selbst,“ sagt der Verfasser in seiner Weise ganz richtig. „Solange der Arbeiter noch glaubt, daß es in der Welt höhere Güter giebt als Gold und Silber und Siunen-genuß, solange er darauf baut, daß das Falsch nicht mit dem irdischen Leben seinen Abschluß finde — — solange war für die sozialdemokratische Weltverbesserung noch kein geeigneter Boden.“ Gut; aber soll das wirklich nur der Arbeiter glauben, soll wirklich nur dem Volke die Religion erhalten werden? Nach Kulemann scheint es so: „Man mag selbst zu diesen Fragen, insbesondere zu denjenigen der Religion, den denkbar reichsten Standpunkt einnehmen, man mag selbst die Ansicht vertreten, daß eine religiöse und kirchliche Richtung, wie sie zur Zeit als die herrschende zu betrachten ist, — — durch ihre an die Natur des Glaubens gestellten unerfüllbaren Anforderungen schließlich unmittelbar die volle Glaubenslosigkeit befördert“ — die Religiosität des Volkes ist doch eine schöne und bequeme Sache. Demgegenüber ist nicht oft genug zu betonen, daß, wie durch das Beispiel der oberen Stände die Glaubenslosigkeit auch in die unteren Eingang gefunden hat, so auch nur durch dasselbe Beispiel aufrichtiger Frömmigkeit dem Schaden wieder abgeholfen werden kann. Und dann wird allerdings die Sozialdemokratie auf sehr schwachen Füßen stehen, denn sie und die Frömmigkeit sind — wenigstens in der Theorie — kontradictorische Gegensätze.

Das dem Buche beigegebene ausführliche Material der bisherigen Sozialistengesetzgebung und der einzelnen sozialistischen Programme ist von gut orientierendem Wert, ebenso wie die eigenen Vorschläge des Verf. Seine weit aussehenden freien Blick mag folgender Satz beweisen: „Das 20. Jahrhundert ist, wie in technischer Hinsicht das der Elektrizität, so in wirtschaftlich-sozialer das des Sozialismus. — — Wir haben es in der Hand, ein Unglück zu verhüten, indem wir die Bahn freimachen von Hindernissen; unsere Sache ist es, dafür zu sorgen, daß der Weg in die neue Zeit nicht geht, wie vor 100 Jahren, durch Blut und Trümmer, daß wir zur Organisation des vierten Standes gelangen ohne das Medium einer sozialen Revolution.“ A. W.

## 2. Kirche.

— Das Christentum in seiner Begründung und in seinen Gegensätzen Christliche Apologetik aus anthropologischer Grundlage von Dr. Christian Eduard Baumstark. Dritter Band. (Heidelberg, Karl Winter.) 1889. VI u. 485 S. 9 RM.

Mit dem vorliegenden III. Band schließt dies apologetische Werk ersten Ranges. Er umfaßt das Christentum als Religion der Erlösung und II. als Kulturmacht. Inwieweit und äußerlich angesehen, ist der erste Teil weitläufiger und vorwiegend; gebören ihm doch von den 481 Seiten Text nicht weniger als 455 Seiten. Baumstark will in seiner Apologetik beweisen: das Christentum ist die absolute, d. h. die das religiöse Bedürfnis völlig befriedigende, die vollkommene Religion, es ist diese aber weiter in durchaus einziger, in originaler Weise. Inerit tritt uns in unserem Bande die Frage entgegen: besteht das Bedürfnis einer Erlösung, das also durch das Christentum befriedigt werden müßte? Wenn das Sittengesetz nicht, wie die christliche Lehre sagt, Ausdruck des göttlichen Willens, sondern, wie so viele philosophische Systeme bis zu Schopenhauer und Hartmann herab erklären, nur etwas Selbstgesetztes wäre, das sich aus Egoismus, aus Mitleid, aus ästhetischem Drange oder allgemeiner aus der Vernunft ergeben hat, dann wäre die Verführung unnötig. Hier, wie in den folgenden Abschnitten dieses I. Teiles besteht der besondere Wert der Apologetik Baumstarks in einer reichen Entfaltung der gemäßigten Systeme und eingehenden Auseinandersetzung mit ihnen. So kommt er S. 56 zu dem Schluß: „In keinem natürlichen menschlichen Vermögen haben wir das ausreichende Fundament des Sittlichen entdecken können. So bleibt nur seine Verleugung aus dem absoluten Willen.“ Der Verf. tritt sodann an die Vergeltung heran. Er zeigt, wie sie ein wesentlicher Teil des Christentums ist. Daran habe man vielleicht Anstoß genommen. Rücksicht auf Lohn oder Strafe sei gemeine Selbstsucht (Schopenhauer), man müsse das Gute um des Guten willen thun und, wie David Strauss in der Glaubenslehre einst erklärt hat, seinen Lohn in sich selbst finden. Dagegen zeigt Baumstark, daß die Vergeltung in enger Verbindung mit unserem sittlichen Gefühl stehe, und daß es ohne ihre Anerkennung kein Verständnis für die Grundlage des Sittlichen giebt. Diefelbe beruht auf der Anerkennung der Sünde, des Bösen, welchem sich die Auseinandersetzung nun zuwendet. Hier wird die biblische Lehre vom Bösen als die einzig sittliche Auffassung desselben dargestellt im Gegensatz zu allen philosophischen (materialistischen, pantheistischen und dierministischen) Theorien; denn die christliche Lehre erfaßt die Sünde und ihre Entfaltung als Abfall von Gott, durch welchen die  $\alpha\rho\rho$  (die sündliche Natur) das Uebergewicht im Menschen erhalten hat. Bei dieser Gelegenheit kommt Baumstark auch auf die biblische Lehre vom Bösen außerhalb der Menschheit: den Teufel und sein Reich. Sie verdiene wahrlich nicht den Spott, mit dem man sie vielfach behandelte, und

sei auch nicht aus Affomodation zu erklären, wie wohl B. diese in der heiligen Schrift sonst für zulässig hält. Sie sei schon für den natürlichen Verstand möglich und wahrscheinlich und wolle nur der Schrift gemäß erfaßt sein. Sie bringe auch Licht in die Lehre vom Sündenfall und der Erbsünde, welche nur Seichtigkeit und Unbedenken verwerfe. Gegen Baumstark müssen wir uns indessen erklären, wenn er die Allwissenheit Gottes nicht aus dem Sündenfall als eine freie Handlung bezogen haben will. Gott könne solche freie Handlungen nur als möglich voraussehen. Wir bleiben trotz der Schwierigkeit des Problems mit der sündlichen Lehre dabei stehen, daß Gott alles voraussieht und es in den Kreis seiner Weltleitung als das, was es ist, gut oder böse, einsetzt. Ebenso vermögen wir uns in seiner Weise seiner Bestreitung der Erbsünde als biblischer Lehre anzuschließen. — Mit der Erbsünde hängt zusammen die Abstammung des Menschen von einem Paar. Als Folge der Sünde erscheint das Uebel, eine der schönsten Partien des Buches, in welchem gegenüber dem falschen Pessimismus die wunderbare Tiefe des Christentums gezeigt wird. Ein sehr richtiger Urtheil fällt B. S. 202 über einen sehr häufig begegnenden Optimismus. „Während Alle, welche tiefer fühlen und denken, die Welt als vorwiegend schlecht ansehen, sind Optimisten in der Regel nur gedankenlos, hohe Menschen. Häufig findet sich der Optimismus auch bei careeremachenden Staats- und Kirchenbeamten, und diese denken um so optimistischer, je weniger sie die Stellung, zu der sie emporgehoben sind, verdient haben; solche Leute können es gar nicht begreifen, daß, da doch ihre Verdienste so anerkannt worden sind, man die Welt nicht für ganz schön ansehen kann.“ In ähnlicher Weise, immer sich mit den Angriffen einer gottentfremdeten Wissenschaft auseinandersetzend, bespricht Baumstark dann auch den Rückschluß, die Vorbereitung und das Werk der Erlösung, die Person des Erlösers, die Aneignung des Heils, die Lebensaufgabe des Christen, die christliche Hoffnung und die Offenbarung. Warum die von ihm S. 444 konstruierte subordinierende Dreieinigkeitstheorie irgendwelchen Vorzug der Klarheit vor der richtig verstandenen sündlichen Auffassung haben soll, ist uns nicht ersichtlich. Auch in Bezug auf die Rechtfertigung aus dem Glauben vermag B. nicht in die lutherische Lehre einzubringen. „Da der Mensch auf seine eigene Kraft gestellt, zum Glauben wie zu allem wahrhaft Guten gänzlich unfähig ist: so ist der Glaube gar nicht seine That, sondern selbst nur Gottes Werk, von welcher Behauptung die Calvinische Prädestinationslehre die richtige Konsequenz ist.“ (S. 418.) — Auch Baumstarks Einwendungen gegen die Ewigkeit der Höllestrafen, seine Behauptung einer Vernichtung der Unseligen erscheinen uns haltlos. Ueberhaupt haben wir den Eindruck, als hätte der Verf. nach dem Ende zugehört und sich hier manchmal die Sache allzu leicht gemacht. Die zweite Hälfte ist sogar sehr absteigend. Tropdem wird man das Buch mit Vergnügen studieren und es gewiß nicht unter jene rechnen, von denen S. 206 gesagt wird: „Welche Menge Bücher sind zu studieren, bis man

auf die Höhe der Wissenschaft seiner Zeit gelangt; Bücher von teilweiser so langweiliger Art, daß ihre Durcharbeitung eine wahre Qual ist, und nach deren Lektüre man nicht nur nicht geschwieber ist, als vorher, sondern froh sein muß, mit gesundem Kopf davon gekommen zu sein.“

A.

F.

— Vor Freierabend. Karl Gerold's letzte Predigten. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 1890. 50 Pf. Das würdig angelegte Heftlein enthält die 3 letzten Predigten des gezeichneten Dichters und Kanzelredners, dessen sanfte und begeisterte Hirtenstimme auch fernher ertönen wird, wiewohl sein beredter Mund nun für immer geschlossen ist. Obgleich wir wissen, daß Gerold's Art und Weise nicht jebermanns Sache ist, so können wir democh nicht umhin, auch auf diese seine letzten Gaben empfehlend hinzuweisen. Die Dispositionen vertragen meist den Dichter, so in der letzten Predigt „Jesus, das Licht der Welt“, wie Er, 1) „die Welt freundlich lichter“, aber „auch 2) strafend richtet!“ — Für alle seine Verehrer und Verehrerinnen ist die kleine Schrift ein wertvoller Scheideglaß, ein schönes und bleibendes Andenken. C. v. K.

— Predigten über fortlaufende Texte des ersten Buches Mose, gehalten von D. theol. Emil Taube, Generalsuperintendent der Provinz Westpreußen. 2. verb. u. verm. Aufl. (Berlin, A. Gärtners Verlag (Hermann Henselber.) 1888. 5 Ml.

In 50 Predigten behandelt der Verf. der praktischen Auslegung der Psalmen ziemlich den ganzen Inhalt des I. Buches Mosis, wenn auch hier und da einige Verse und Kapitel, welche durch den Zusammenhang sich von selbst erklären, in die Textvorlesungen nicht aufgenommen sind. Auch Stellen wie Kap. 16, 30—35 sind übergangen. Die vorliegende II. Auflage hat manche Lücke beseitigt; sie enthält 7 Predigten über neue Texte aus dem I. Buche Mosis. Die Predigten beginnen mit I. Mosis, 2, 18—25, Von der Ehe. Sie lassen das alte Testament in neutestamentlichem Geiste und wollen nicht abgehen von den Worten Luthers, daß das alte Testament im neuen seine Entfaltung findet. Sie können darum dem mit dem alten Testamente oft recht unbedarften Christenwohl dasselbe wieder näher bringen.

A.

F.

— Missions-Veständ für Kinder. Aus dem „kleinen Missionsfreund“ (1855—56) von J. E. Wallmann. (Leipzig, Vereinshaus (H. G. Wallmann).) 1889. 114 S. 60 Pf.

Unter den Männern, welche das Erzählen meisterhaft verstanden, steht uns älteren Missionsfreunden gewiß der sel. Wallmann noch in gutem Gedächtnis. Und nicht allein die Älten, sondern auch die Kinder mußte er anziehen; davon gab der „kleine Missionsfreund“, den er in Varmen herausgab, ein liebliches Zeugnis. Was in diesen Festen ein bleibendes Interesse hat, ist hier von einer geschickten Hand in einem Büchlein zusammengestellt. Es führt uns auf das Meer und in die Wüste,

zu den Beschwänen und Chinesen; aber auch in die deutsche Vergangenheit zu Pontificus und Sturm; überall klingt dabei der Ruf an die Herzen der Leser: Helt mit am Missionswerk!  
A.

### 3. Pädagogisches.

— Das humanistische Gymnasium und die Petition wohlbekannte Directors D. Jäger in Köln hatte schon durch seine jetzt in 2. Auflage vorliegende Schrift: Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament, die Aufmerksamkeit der Pädagogen dadurch auf sich gezogen, daß er gegen eine von manchen Seiten vielleicht übertriebene Fökalität in der Schule zu strebe zog und für eine schlichte, naturgemäße, von verständigen Lehrern —

unverständige Magistri werden auch durch Methodik nichts erreichen — wohl immer geübte pädagogische Praxis in seiner, humoristischer und satirischer Weise in die Schranken trat. In oben genannter Schrift wendet sich der geistvolle Pädagoge gegen die mit 23 000 Unterschriften versehene Petition zu einer „durchgreifenden Schulkorrektur in Deutschland,“ welche am 6. März d. J. im preussischen Abgeordnetenhaus zur Verhandlung kam. Der Verfasser weist ganz richtig im Eingang des Büchleins darauf hin, daß, wenn das Gymnasium „durchgreifend reformiert“ werden würde, diese Modifikation die Universität sofort und unmittelbar, die Elementarschule wenigstens mittelbar in Mitleidenschaft ziehen müßte. Wenn, nachdem unsere Nation vor 18 Jahren eine große Prüfung durchgemacht und dieses Examen gut bestanden hat, jetzt eine große Anzahl achtungswerter Männer neben vielen Nullen mit Grund unser ganzes Schulwesen einer radikalen Reform für bedürftig erklärt, so verdient diese Kundgebung jedenfalls Beachtung. Jäger redet nicht, wie der Blinde von der Farbe, nicht wie einer, der nach Absolvierung seines Gymnasialkursus sich nicht um das, was in höheren Lehranstalten vorgeht, und wo man sich nach allen Seiten hin bemüht, an hervorgetretene Uebelstände besessene Hand anzulegen, bekümmert hat. „Ich spreche, sagt er, aus den Wahrnehmungen eines konfessionell zu nahezu gleichen Teilen gemischten Gymnasiums von 600 Schülern, das ich seit 24 Jahren kenne und das, wie ich an den zahlreichen Schülern, die wir jahraus, jahrein von den verschiedensten deutschen Gymnasien — deren etwa 100 im ganzen — bekommen haben, habe sehen können, nicht besser und nicht schlechter ist als andere. . . Ich habe in den 36 Jahren meines Lehrlebens nach mäßigem Ueberflusse etwa 6—700 Gymnasial- und 45 Realabituariaten geprüft, jährlich zwischen 50 und 60 Schüler, meist Primaner in Latein, Griechisch, Geschichte, ab und zu auch längere Zeit in Französisch, Englisch, Deutsch, Hebräisch, Religion unterrichtet und in 15 oder 16 Klassen jährlich 600 Schüler mehr oder weniger eingehend, in

viesachen Vertretungsständen, beobachten können.“ Es werden ungefähr 20 Lehrer sein, aus allen Teilen des Vaterlandes, katholische und evangelische, welche er als Direktor des R. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln kennen gelernt hat. Wenn ein solcher Mann, geknüpft auf eine reiche Erfahrung, vielseitig und tief gebildet, ein Gelehrter, dessen Gesichtswerte große Anerkennung gefunden, seine Stimme für die humanistischen Gymnasien erhebt, dann verdient diese wohl gehört und beachtet zu werden. Es ist thöricht zu verlangen, daß das Gymnasium seine Schüler ins Leben einführen soll, vielmehr soll es sie ausrüsten für das Leben. Durch Arbeit lernt der Gymnasiast wichtige Gebiete der Geschichte aus Quellenchriften kennen und zwar ganz anders als aus noch so guten Uebersetzungen. Die Uebersetzung verhält sich zum Original immer wie ein Spagobusch zu dem Urbild; eine antipische, selbst gewonnene Bekanntschaft mit irgend einer Sache hat immer mehr Wert als eine durch Erzählung anderer vermittelte. So lernt der Schüler, wie J. sagt, den Menschen kennen und dies ist auch der letzte und höchste Zweck des Geschichtsunterrichts, denn das ist doch das Ziel aller Bildung: die Fähigkeit zu erlangen, am teilzunehmen an dem Empfinden, Wissen und Wollen anderer Geister. Die Menschen verstehen, die Bewegungen ihrer Seelen zu würdigen, darauf kommt es an. Ganz treffend werden (S. 37) die Einwände gegen das Griechische als integrierenden Bestandteil unserer Gymnasien widerlegt. Man behauptet, daß kaum ein früherer Gymnasiast später ein griechisches Buch in die Hand nehme und daß man auf dem Gymnasium im Griechischen überhaupt nicht über eine stümperhafte Kenntnis hinauskomme; es seien, sagt Herr Preyer, die Leistungen in den alten Sprachen nach erreichter Reife in jeder Hinsicht kärglich zu nennen. Die Vielseitigkeit der Interessen und die Energie der Berufsarbeit, wie sie unser Jahrhundert charakterisieren, entgegen mit vollem Rechte D. J., gönnen nur wenigen Hochbegabten die Möglichkeit einer ferneren Vertiefung in die griechische Litteratur, wie sie noch im ersten Drittel unseres Jahrhunderts häufig war. Der zweite Vorwurf der stümperhaften Kenntnis der alten Sprachen ist übertrieben. Die Abiturienten verstehen auch nach meiner beinahe 40jährigen Beobachtung in ganz entsprechender Weise den Homer, Xenophon, Thucydides, den Cicero, Horatius ic. in die Muttersprache zu übertragen, die Fertigkeit würde gewiß noch größer sein, wenn man es auf den Gymnasien nur mit jungen Leuten zu thun hätte, welche für Gymnasialstudien die genügenden Anlagen hätten. In den letzten Decennien haben sich eben viele zum Gymnasium gewendet, die ihre Vorbildung für ihren Lebensberuf besser auf einer andern Schule erreicht hätten und solche wenig beanlagte Jünglinge werden auch nur Stümperhaftes leisten. Sehr wertvoll ist das, was von dem Verf. über die neueren Sprachen gesagt wird. In den großen, vor dem Anfang der akademischen Studien liegenden Ferien und während der langen Universitätsferien, die mehrere Monate andauern, könnte mancher streblame Student sich tüchtig die



englische, französische und italienische Sprache angeeignet, um maßgebende Werke ohne großen Anstoß zu lesen und für seine Studien zu verwerten. Sehr traurig ist es, daß so viele über Dinge sprechen und aburteilen, die sie nur oberflächlich kennen; über pädagogische Fragen einen Rat zu erteilen, glaubt sich jeder zur Sache legitimiert. In den geschlossenen Anstalten, wie Porta, Grimma, Meissen, früher in Kloster Bergen bei Magdeburg wurden klassische Sprachen mehr getrieben und geübt als auf freien Gymnasien und gerade aus diesen Anstalten sind die Männer hervorgegangen, welche auf unser Kulturleben den größten Einfluß gehabt haben. Chr. Wieland war ein Schüler des Klosters Bergen, Klopstock, Kante, Thiersch u. andere gingen aus der Landeschule Porta hervor. Meissen nennt mit Stolz Lessing unter seinen berühmten Jünglingen.

Sehr anzuerkennen ist es, daß das preussische Ministerium die sogenannte Reformfrage mit Vorsicht behandelt, alt Bekanntes und Erprobtes ist gewiß der Beförderung fähig. Die neuere Zeit hat manches herausgearbeitet, was früher nicht vorhanden war und was unsere Kenntnis erweitert hat. Durch die in den letzten Jahren gemachten Ausgrabungen ist unsere Kenntnis der antiken Welt bereichert. Bei den Fortschritten der Technik kann durch billige zu habende Abgüsse und bildliche Darstellung Anschauungsunterricht gepflegt und die Einsicht in die alte Welt gefördert werden. Freilich alles kann das Gymnasium nicht lehren, nur die Fähigkeit geben, alles zu lernen. Der Verf. ist kein Freund des Paulsen'schen Wertes über die klassischen Studien, auch scheint er mit der Pädagogik, wie sie jetzt betont wird, nicht einverstanden. Ich bekenne, daß ich in dem Buche Paulsen's vieles finde, was für das Vertreiben klassischer Studien von Wichtigkeit ist, ebenso sind mir die von Direktor Fried herausgegebenen Lehrproben deshalb von Bedeutung, neue Gesichtspunkte erläutern. — Allen Freunden des höheren Schulwesens sei diese neue Schrift des verdienstvollen Verteidigers unserer durch Jahrhunderte erprobten Bildungsanstalten aus wärmster Empfehlung. G. Lothholz.

#### 4. Biographisches.

— Martin Luther. Sein Leben und sein Wirken von J. v. Dorneth. Dritter Teil. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1888. 247 S. 2 Mf.

Mit diesem Teil ist diese Biographie Luthers vollendet. Was wir bei den ersten beiden Teilen hervorgehoben, gilt auch von diesem Band. In einer frischen, uns amnütenden, manchmal freilich auch reichlich modernen Erzählungsweise wird das reiche Leben Luthers vorgeführt. Man kann den Gottesmann recht lieb und wert dabei gewinnen. Natürlich will der Verf. kein Duckenwerk nach Art des Köstlin'schen liefern, auf das er selbst wiederholt hinweist. Aber es bietet das vorliegende Buch auch in diesem dritten, das Leben Luthers von 1530—1566 umfassenden Teil reiches Material für Pfarrer, Lehrer und gebildete Laien. Solchen

sei es hier zum Studium empfohlen. Einzelnes zeigt freilich, daß der Verf. nicht den eingehenden kritischen Forschungen unserer Zeit seit Janssens Angriffen gefolgt ist. Die Tischreden Luthers haben, nachdem man zu den Originalhandschriften zurückgekehrt ist, ein wesentlich anderes Gesicht bekommen. In §. 8 ist zu bemerken, daß die heutige evangelische Geschichtsforschung in Herzog Georg von Sachsen der Bärtige, der Reiche genannt einen sehr wackeren, tüchtigen Christenmenschen und Fürsten gefunden hat, der nicht ohne Verschulden Luthers, der ihm schroff und rücksichtslos begegnete, ein entscheidener Gegner der Reformations geworden ist, selbst aber auf seinem Sterbepett, wie schon vorher an dem seines Sohnes sich seines Heilandes Verdienst allein getrübt hat. „Verstodt“ darf man einen solchen Mann nicht nennen. Wenn S. 13 den lutherischen Deutschen ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie nicht nach der Schlacht bei Capell den Schweizern zu Hilfe gekommen seien: so fragen wir, sollte der Kurfürst von Sachsen wirklich mit dem König von Frankreich, dem Verfolger der Evangelischen im eigenen Lande, die Schweizer Schwäbe und Deutschland zu Grunde richten? — Wie ist es uns, daß dieser dritte Teil gelegentlich der Verlobung der Nichte Luthers eine Reihe von Aussprüchen Luthers über Brautstand, Ehe u. s. w. bringt. Denn angesichts der Thatfache, daß das Mainzer katholische Journal den belanuten empörenden Ausdruck brachte, Luthers Lehre von der Ehe sei „die theologische Grundlage des modernen Lomieuens.“ ist es klar zu legen, daß niemals ein deutscher Mund zarter, lieblicher, auf der andern Seite aber auch kräftiger und ehrender von der Ehe gesprochen hat, als der Luthers.

A. F.

— Das Leben des Generalfeldmarschalls Edwin von Mantuffel von Karl Heinrich Red. (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing.

Der durch eine Reihe literarischer Produktionen in Poesie und Prosa bekannte Gymnasialdirektor a. D. Red, früher in Schleswig, dann in Husum, hat in der Zeit, wo General von Mantuffel in Schleswigresidierte, näherer Beziehungen zu demselben gewonnen, Beziehungen, die bis zum Lebensende des Statthalters von Elbisch-Vorbringen reichlich und persönlich fortgesetzt worden sind. Red bietet nun eine Biographie des Verstorbenen, welche mit zahlreichen persönlich an ihn gerichteten Briefen durchsetzt ist, mit Briefen, die zwar zum guten Teil sich nur an der Oberfläche der Dinge bewegen, hin und wieder aber doch auch tiefere Einblicke in Herz und Charakter Mantuffels gestatten. Ueber das Biographieren Lebender hat sich Mantuffel einmal in einem mitabgedruckten Briefe an Red wie folgt ausgesprochen:

„Ich habe es lange vermieden, irgend welche mir gestellte Fragen über einzelne facta meines Lebens zu beantworten, habe es aber nicht länger vermeiden können. Doch beneue ich schon wieder, nicht abtropfender geliebten zu sein und lieber nach wie vor lüffeln und bloße Lügen von mir drucken zu lassen, denn was da gegeben wird in den beiden

(damals eben erschienenen) Biographien, ist viel zu wenig und in mancher Beziehung zu viel — ich hätte selbst Memoiren schreiben sollen. Vielleicht thue ich es noch.“

Die vorliegende Biographie ist ja nun keine bei Lebzeiten Mantouffels, sondern eine nach seinem Tode verfaßte. Trotzdem kann auch bis zu einem gewissen Grade die Kritik Mantouffels darauf angewendet werden, daß sie bald zu viel und bald zu wenig giebt. Kied sagt im Vorwort: „Diejenigen, welchen das Glück zu teil ward, ihn zu kennen, mußten ihn auch tief verehren und lieben. Nur Unwissenheit, Bornirell und Gedankenlosigkeit vermochten sich auf die Seite seiner Widersacher, Neider und Verleumder zu stellen.“ Es leuchtet ein, wie weit dieser Satz über das Ziel hinaus schießt, ebensowohl wie die fernere Anstellung, daß Mantouffel zwar auch von einigen menschlichen Irrtümmern und Schwächen nicht freigesewesen, daß aber der Euzell dieser Schwäche „nur seine wahrhaft vornehme, für die Erbarmlichkeiten der Welt verständnislose Natur genoeen.“ Niemand wird leugnen wollen, daß Mantouffel eine geistig hervorragende und auch mit trefflichen Charaktereigenschaften ausgestattete Persönlichkeit war, seinem Könige treu ergeben und gewiß bestrebt, mit den Anforderungen der christlichen Religion, die er öffentlich ohne Menschenfurcht bekannte, Ernst zu machen. Auf der anderen Seite aber hatte er auch, wie alle Sterblichen, seine nicht unerheblichen Schwächen, die nicht, nach Kied, im Grunde Vorzüge waren, sondern Mängel, und die in einer so ausführlichen Biographie nicht nur leicht hinüber gestreift werden sollen. Ein Litzdrambus, wie er etwa zu einem Jubiläum sich eignet, ist keine Biographie. Eine solche muß vor allem gerecht sein und neben dem Licht auch den Schatten zeigen. Was Mantouffels Schwächen betrifft, so war, um nur eins anzudeuten, das Selbstgefühl nicht frei von Eitelkeit, und sehr öffentliches Auftreten hat ihn häufig genug dem Vorwurf theatralischer Reigungen eingetragener, welcher Ausdruck vielleicht zu hart, aber sicher nicht grundlos ist. Vollends weichen wir im Urtheil von Kied ab, wenn er es unternimmt, die Thätigkeit Mantouffels in Elsaß-Lothringen als einen besonderen Erfolg darzustellen. Das war sie ganz gewiß nicht. Mantouffel wollte mehr machen als möglich war. Statt ruhig deutsche Verwaltung und deutsche Justiz wirken zu lassen, versuchte er durch allerlei Mittel der persönlichen Einwirkung Personen für die deutsche Sache zu gewinnen, welche gar nicht zu gewinnen waren. Er verkannte jene Leute, die er bezog, während sie ihn täuschten, und stieß dagegen diejenigen elßassisch-deutschen Elemente zurück, die von Anfang an geneigt gewesen waren, sich auf unsere Seite zu stellen. Das Ende war, daß Mantouffel fast die ganze deutsche Bevölkerung, das eingewanderte und das autochthone Deutschthum gegen sich und die französischen Notabeln doch nicht für sich hatte. Damit soll nicht gesagt sein, daß Mantouffel nicht auch sehr viel Gutes im Reichthum gewirkt hätte, aber es ist ebenso gewiß auch etwas Wasser in den Wein der Reichthum Begeisterung zu gießen. Indessen schließt eine abweichende Beurteilung

Mantouffels die Anerkennung nicht aus, daß wir es hier mit einem höchst interessanten biographischen Beitrag zur Zeitgeschichte zu thun haben, an dem die Geschichtsforschung der deutschen Einheitskämpfe ganz sicher nicht achtlos vorbeigehen wird.

## 5. Geschichte.

— Arbussow. Grundriß der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands von V. Mit 1 Karte und 1 Lithdrucktafel. 2. Aufl. (Mitau, C. Behrens Verlag.) 3 R.

„Was alle angeht, sollen alle betreiben, wenigstens wissen.“ Luter dem Schutze dieses Amos Comenius'schen Wortes hat sich der Verfasser an die Herausgabe seines Büchleins gewagt — und er hat nicht zuviel gewagt. — Wir können uns billig wundern, wie es möglich gewesen ist, auf 192 Seiten kleinen Formats eine in fernem, gedrungenem Stil, alles Wichtige enthaltende, aber doch kurz berührende Uebersicht über die Geschichte Livlands von seiner Gründung bis — wir bewundern den feinen Takt des Verfassers — zur Unteroberung unter das Scepter Rußlands zu bieten. Durch diese wertvolle Schrift wird eine seit Jahren süßbare Lücke in der baltischen Geschichtsliteratur ausgefüllt, und wenn der Darstellung des Verfassers auch naturgemäß alle Wärme fehlt, so wird diesem Mangel durch die objektive und unparteiische Abwägung des Für und Wider doch mehr oder weniger die Epize abgedrohen. C. v. K.

## 6. Länder- und Völkerkunde.

— Dr. Wilh. Zunder's Reisen in Afrika 1875—1886. Erster Band (1875—1878). Nach seinen Tagebüchern unter der Mitwirkung von Richard Buchta herausgegeben von den Reisenden. (Wien und Olmütz, Eduard Höfel.) 1884. In 3 Bänden oder ca. 50 Lieferungen zu 50 Pf.

Einen hervorragenden Platz in der großen Reihe der Werke über Afrika werden wir unbedingt dem Bunde Dr. Zunder's einräumen müssen. Der uns vorliegende 1. Bd. (19 Lieferungen) behandelt, abgesehen von kleinen Expeditionen, die in den Jahren 1875—1878 im ägyptischen Sudan ausgeführten Reisen und ist dem Andenken oder, wie Dr. Zunder sagt, den „Neuen“ Gordon Vosdas gewidmet. Manche der wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen sind schon früher in den Petermann'schen Mitteilungen veröffentlicht, also allgemein bekannt; die genaue, auf die Tagebücher des Verf. gegründete zusammenhängende Darstellung erfolgt aber hier zum ersten Male. Auf die Einzelheiten der verschiedenen Reisen einzugehen, ist hier nicht der Platz; letztere sind überflüssig, in früher, den Stoff völlig beherrschender Weise dargestellt. Besonderen Wert besitzt dem Bunde der Umstand, daß Zunder Gelegenheit hatte, mit Gordon, Emin, Gassl und andern damals im ägyptischen Sudan naheliegenden Persönlichkeiten in nahe Verkehr zu treten und dadurch berechtigt ist, von dieser, ihrer Wirksamkeit u. s. w. ein Bild zu entwerfen.

Mit Gordon traf er auch in Chartum zusammen, von welcher Stadt er eine überaus lebendige plastische Schilderung giebt; über jenen äußert er sich in pietätvoller, rührender Weise, wenn auch ohne jede Voreingenommenheit und nennt ihn, der in Chartum ein Opfer seiner Vertrauenseligkeit und englischer Zudolung wurde, „einen seltenen Mann von festem Glauben, höchstem Streben und bestem Willen, aus dessen schönen, hellblauen Augen ein gutes Herz hervorleuchtete.“ Daß sein Zusammenreffen mit Emin Pascha und die von diesem gegebene Charakterdarstellung grade jetzt, wo Emin's Namen in aller Munde ist, besonderen Reiz hat, liegt auf der Hand. Zunder lernte die Wirtschaft der Negpter in den Provinzen südlich von Chartum gründlich kennen; die Veltchlichkeit, Naubgier und Unmenslichkeit der Beamten und Offiziere konnten auch von Gordon zu dessen großem Kummer nicht abgestellt werden. Die Schilderung eines Naubzuges zur Verwinnung von Lebensmitteln, Eisenbein und Sklaven, dem Zunder bewohnt, ist ergreifend; möchten doch auch seine Berichte jetzt, wo der Antislaverei-Kongreß in Brüssel tagt, und unsere Laubsteute in Ostafrika gegen die Araber kämpfen, die Herzen der Leser erweichen und ihnen den Wunsch einflößen, mit Weib, mit Kat oder Ipat mitzuziehen, daß Afrika frei werde von diesem atavischen Gesindel, dem Abichaum der Menschheit! Das Buch ist mit vorzüglichsten Zeichnungen von Buchta, Fischer u. a. geschmückt und wird in dieser Hinsicht nicht leicht übertroffen werden können, die Mehrzahl der Bilder ist musterhaft; auch die Karten entsprechen dem Werte des Buches. v. H.

— Im Lande des Fetichs. Ein Lebensbild als Spiegel afrikanischen Volkstums, gezeichnet von H. Bohner, Missionar auf der Goldküste. (Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung.) 1890. 2 Kl.

Eine sehr eingehende, mit guten Bildern geschmückte Darstellung des Negerlebens an der Goldküste, Neuauflage einer in den Jahrgängen 1881 und 1886 des evangelischen Missionsmagazins abchnittweise erschienenen Erzählung. Der Held der Geschichte, der Neger Dwa, ist dem Fetichdienst ergeben und wird sogar Fetichpropheet; in seinem Lebenslauf entrollt der Verf. ein verdienstliches Bild des wüsten Aberglaubens und der rohen Betrügerei, in denen der Fetichdienst wurzelt. Als genauer Kenner des Landes — Herr Bohner ist über 26 Jahre Missionar an der Goldküste — versteht der Verf. aber zugleich die Sitten, die Lebensgewohnheiten, die Denkungsweise der dortigen Neger zu beschreiben, und das macht sein Buch besonders lehrreich und lesenswert, wenn auch hier und da Breiten und Wiederholungen nicht ausbleiben. Dwa wird schließlich ein guter Christ, aber das Buch handelt von diesem Teil seines Lebens nicht, wie denn überhaupt Europäer und Missionare nur nebenbei im Buche auftreten. Wir schließen uns, indem wir dem Buche Verbreitung wünschen, der Hoffnung des Herausgebers an, daß es ein Mittel werde, Liebe für die Völker Afrikas zu wecken. v. H.

## 7. Kunst.

— Kaiser Wilhelm I. in Versailles am 18. Januar 1871, dem Geburtstag des neuen deutschen Reiches. Nach seinem Portrage im Berliner Architekten-Verein vom 25. Nov. 1889, für Nichtarchitekten etwas erweitert von E. Studovius. (Berlin, Julius Bohné.) 1890. 2) S.

„Einen Beitrag zur Denkmalsfrage“ will dieser Vortrag geben, und wenn derselbe bei der inzwischen erfolgten Entwicklung der kritischen Sache auch kaum noch praktische Wirkung haben kann, so ist er doch originell genug ausgeführt, um sich trotzdem mit ihm zu beschäftigen. Der Verfasser empfiehlt den preisgekrönten Rettig-Plannischen Entwurf, nämlich das Denkmal in einem kuppelförmigen Innenraum, aber er anerkennt den Satz, daß ein Reiterstandbild nur unter freiem Himmel zulässig ist, nicht in geschlossenem Raum, wo es die Wirkung „durch den gewissen, noch so leisen Hauch von — Stallluft beeinträchtigen“ und „den stimmungsvollen Raum zur Reitbahn herabwürdigend“ könnte. Die Forderung ist einfach: das Ross muß hinaus und an seiner Stelle ein einfaches Standbild unbedecktes Hauptes in dem „bedeckten, wohlgevollten Raum“ errichtet werden, das zugleich „den passenden Gegenpaß zum sitzenden Barbarossa“ bilden würde. Als Leitmotiv für den Bildhauer soll der Gedanke dienen, den Vortrage vom 18. Januar 1871 im Bourbonenschloß zu Versailles, wie er tatsächlich stattgefunden hat, die Geburtsstunde des neuen deutschen Reiches, in der Gestalt Kaiser Wilhelms möglichst getreu plastisch wiederzugeben.

Wenn man, wie es für die Herrn Architekten ja so nahe liegt, auf den architektonischen Innenraum für das zukünftige Denkmal nicht verzichten will, so ist der Vorschlag gar nicht so übel. Zum mindesten ist er besser, wie ein kürzlich im „Dachem“ von einem Laien ausführlich begründeter, der — unter Hinweis auf die Schlichter'sche Statue des Großen Kurfürsten — Reiterstandbild und Viebestall zu einem einheitlichen Gesamtbild verbinden und so den Kaiser Wilhelm darstellen wollte, wie er ein Schlachtfeld bereitet, von Kämpfern, Verwundeten und Sterbenden überall mit Begeisterung begrüßt; eine solche Aufgabe der Plastik zu stellen, beruht auf einer Verkennung der Grenzen zwischen ihr und der Malerei, wie sie dem Laien allerdings leicht passiert. — Will man inbessen einen „bedeckten, wohlgevollten Raum“ in Berlin, dann — meine ich — sollte man zunächst einmal fleißig Kirchen bauen; das Denkmal des ersten deutschen Kaisers aber, des Begründers der Sozialreform, gehört ins Freie, mitten unter sein Volk, nicht in einen noch so stilvollen Dom, bei dessen Betreten man Stod und Schirm abgeben muß, und wo kaum je ein Arbeiterkittel sich sehen lassen dürfte.

Interessant ist die Fülle von Gründen, mit der Studovius ein Reiterstandbild überhaupt bekämpft. Nachdem zunächst die Autorität der Alten angezogen ist, die diese Form des Standbildes nicht hatten, heißt es weiter: „Jedermal von neuem entsteht die Schwierigkeit, die große Masse des Rosses im Verhältnis zu der kleineren des Reiters

nicht zur Hauptfache werden zu lassen. Nur selten glückt ein Reiter, der noch selbst zur Geltung kommt. Zum großen Teil wird er für den Beschauner verdeckt durch Kopf und Hals des Pferdes. Um dieses Uebel zu vermeiden, haben mehrere Bewerber mit hoher Kunst versucht, den Pferdekopf sehr tief herabzubiegen, so tief, als ob das lammenfromme Tier in einem fetten Kleeelde etwa sich gütlich thäte. Wird dann der Reiter droben, sein Futterbrod verzehrend, dargestellt, könnte wohl eine Gruppe von reizvoller Gemüthsheit entstehen; ob sie jedoch zum Kaiserdenkmal paßt, ist eine andere Frage." Daraus wird die thatsächlich bestehende Kalamität angeführt, daß die Massen des Fiedels und des Pferdeleibes nur durch vier schlanke Pferdebeine verbunden sind, (wodurch nebenbei auch oft eine schlechte Lichtwirkung entsteht), so daß hier fast immer eine stark fühlbare Lücke sich bemerkbar macht, wenn dieselbe nicht „durch das Geschlecht derer vom und zum Lückenschluß“ ausgefüllt wird, wozu Stabovius auch die beiden seitlichen Genien des Nettig-Plauischen Entwurfs rechnet. Endlich spekuliert gar der Verfasser „in der Zeit der Tiergeschupvereine“ auf das allgemeine Mitleid, „wenn so ein stolzes Tier aus dem steten Sockelsturz gebannt wird, auf den selbst eine Gempie nicht hinauf, noch weniger von ihm herunterkame.“

Auch die Platzfrage wird natürlich erörtert und zu Gunsten des Königspalzes entschieden. Auch hier ist der Verfasser originell, wenn man nämlich im Auge behält, daß der Kaiser das Denkmal seines Großvaters nächst seinem Schlosse zu haben wünscht. Er meint nämlich, es sei nicht undenkbar, „daß auch das Kaiserhaus einmal den Zug nach dem Westen empfinde und sich aus dem Häusermeer hinaussehnt in die freie Natur. Für einen solchen Fall würde der stets verfügbare gehaltene Kroll'sche Platz außerordentlich geeignet sein ein Kaiserthron den Anforderungen der Kunst entsprechend von Grund aus neu zu bauen.“ — Kommt das Denkmal nicht zum Schloß, so kann das Schloß zum Denkmal kommen. Dann wäre beides gehoben, dem deutschen Kaiser und — den deutschen Architekten. Ob auch dem deutschen Volke?

A. W.

## 8. Poesie.

— Dichtungen von Titus Ulrich. 8°. (N. v. Veders Verlag, G. Schend, in Berlin.) VII u. 229 S. 3 R. geh., 4 R. geb.

Aus einem beigelegten Prospekt ersehen wir, daß der Dichter Dramaturg der königlichen Schauspiele in Berlin gewesen ist, und daß er bereits zwei größere lyrisch-epische Dichtungen „Das Hohe Lied“ und „Victor“ hat erscheinen lassen. Wir kennen diese Werke nicht. Aber nach der Bezeichnung „lyrisch-episch“, die ihnen Verleger oder Verfasser selbst gegeben, spricht die Vermuthung dafür, daß sie sich auf dem Gebiet bewegen, welches nach Ausweis auch des vorliegenden Bändchens die bevorzugte Domäne des Verfassers ist. Die Zeit des Verfassers ist nirgends ganz unbedeutend, bisweilen von wahrer Tiefe der

Empfindung und meist nicht ohne Feinheit des Vortrags. Hier und da leidet sie wohl daran, daß der Dichter ein gar zu kenntnißreicher Mann ist, — und Kenntniße sind nirgends so wenig am Platz, als in der Lyrik — ganz besonders aber krankt sie an dem Leiden, dem der ganze Verfasser als Kind seiner Zeit verfallen ist, am trostlosen Pessimismus. Auch die besten Sachen wirken hierdurch unerfreulich. Ein packendes Gedicht, welches den Leser mitnimmt, trägt die Ueberschrift „Im neuen Heim“. Der Dichter schildert die Trostlosigkeit großstädtischen Romadenlebens, das sein rechtes Heimatsgefühl mehr aufkommen läßt; die Menschen, welche früher in einer soeben von ihm bezogenen Wohnung gehaust haben mögen, ziehen im Dämmerlicht des Abends als Geister an seinem Geist vorüber. Wie nahe hätte hier am Schluß eine Andeutung im Sinn des Bibelworts gelegen: „Wir haben hier keine bleibende Statt — aber die zukünftige suchen wir —“ meliorum spero. Dergleichen Gedanken aber fehlen. Hier und sonst: Disonanz ohne Auflösung! Der Dichter kennt nur Ein Paradies, die Jugend.

O Kindheit, Beckenjaum am vollen Lebensbecher! Du aller Böller Paradies, das uns noch bleibt, Bis uns für Wissensneugier der strenge Mäher, Der Cherub „Zeit“ aus deinem Garten treibt.

Man versucht wohl später „in mythischem Heiligthum“ (S. 168) die blaue Blume des Glücks zu finden. Aber nur in der Jugend hat sie geblüht. Unter den lyrisch-epischen Sachen sind einzelne vortrefflich, in denen sich, wie der Prospekt ganz richtig sagt, „Idealismus und Realismus — letzterer namentlich in den farbenreichen, trefflichen Naturgemälden, wie in den psychologischen Stimmungselementen — zur lebendigen Einheit verschmelzen.“

Am besten gefallen hat uns „Magda“. Haß erstreulich, halb unerfreulich ist die „Part-Nidyle“. Ungenießbar ist der Eingang von „Auf Rimmer wieder schin!“ Man lese, was von zwei Freunden gesagt wird:

Doch waren sie durch gleichen Sinn verbunden  
Allzeit, in ersten wie in heitren Stunden,  
Durch gleiche Huldigung, von langer schon,  
Die ihre reichen Kränze niederlegte  
Vor jenen Stufen, also seinen Thron  
Ein Genius bestieg, ein Göttersohn,  
Der mächtiglich die Geisterwelt bemogte, --  
Und vor dem Banner der Dreifaltigkeit,  
Der heil'gen „Schön—gut—wahr“, die vor Ber-  
hagen

Die Hoffnung schüßt, daß noch in künft'gen Tagen  
Vielleicht die Welt erst von Bahn befrei;  
In diesem Zeichen wußten sie zu fliegen  
Ob allem Nachlaß-Murat, hochgehäuft,  
Der Zeiten, die schon längst zu Grabe fliegen, —  
Ob allem, was zum Schmutz der Strafe greift,  
Mit feiler Lüge, frechen, rohen Händen  
Besudelte Geschosse zu entsenden.  
In diesem Zeichen ehnten höher sie  
Einander selber, und aus tiefem Grunde  
Des Festvertranns erwuchs ein Etwas, wie  
Gefühl der Nacht, ob auch im kleinsten Wunde.

Das ist keine Poesie. Ebenso erinnert die Wendung auf S. 117, daß

— Kargehunder Sinn und Feinempfinden

Zu Thun und Denken und im Meinungskreite  
Zu weitem Kreise bedenklich scheint zu schwinden —

recht bedenklich an den Leitartikel. — Verleidend ist in den kleinen kirchlichen Sachen die „Andacht“ an ein Weib (S. 49). Der Dichter erklärt, er werde fromm und bete zum Feuer; aber nicht zur Flamme, nicht zur Sonne, nicht zum Blig, sondern zum Feuer in den Pulsen und im Rufe der Geliebten. Euphobien werden kaum das Händchen daher nur mit vielem Vorbehalt, ob schon wir, wie gesagt, anerkennen, daß der Dichter ein Dichter ist und nirgends unbedeutende Duzendware liefert.

Die Form ist meistens eine saubere und gefeilte; hier und da etwas Willkür. Warum der Dichter S. 46 sagt:

Und ließ mich rüd am öden Strand  
statt

Wiß mich zurück am öden Strand  
haben wir nicht ergründet. Das Wort „rüd“ war uns neu.

— Bischof Vothar. Trauerspiel in 5 Akten von Ernst Methwisch. (Korben, Hinricus Fischer Nachf.) 1889. 100 S. 2 M.

Der dankbare Gläubiger. Lustspiel in 4 Akten von Ernst Methwisch. (Ebd.) 1889. 94 S. 2 M.

Daß diese beiden neuesten Erzeugnisse des „Dichters“ Methwisch unter der Andeutung „Poesie“ angezeigt werden, darf niemand verlesen, sie irgend- wie für poetisch zu halten. Seine „ersten Jugendlieder“ — hoffentlich sind es wirklich die letzten gewesen — sind schon im Kürzest kurz besprochen; ebenso kurz können auch diese dramatischen Werke abgeurteilt werden.

Das Trauerspiel von Bischof Vothar ist ein hervorragend „trauriges“ Nachwerk. Ein edler, gläubensreicher Bischof, der, um seiner Kirche zu nügen, einen protestantischen Fürsten, den Bräutigam seiner Tochter (1), mit Ueberlegung vergiftet und sich selbst dazu, um den Jammer seines Kindes nicht zu erleben, und der dabei im Bewußtsein, eine hochherzige That getan zu haben, sich gläubig seines Gottes geträstet, ist noch eine der erträglichsten Gestalten des Stüdes. Ähnliche Begriffsverwirrungen finden sich überall, und gar die Situationen leihen an Unmöglichkeit und Plumpheit alles nur Denkbare. An der Ausdrucksweise des Verf. imponiert besonders die grobhartige Trivialität bei den tragischsten Stellen. z. B.:

Vothar (nachdem er Gift genommen hat):  
„Mein Kind, ich fühle, daß meine letzte Stunde kommt.“

Angelita: „O sprich doch nicht so, lieber Vater, ich ängste mich schrecklich.“ —

Das Stüd spielt übrigens am Ende des 16. Jahrhunderts, und das entschuldigend manches. — Da ist mir doch das Lustspiel vom dankbaren Gläubiger viel lieber, schon deswegen, weil es —

um 6 Seiten kürzer ist. Es ist zwar genau genommen kein Lustspiel, sondern eine Poesie, aber deshalb nimmt man auch an den durchweg unmöglichen Situationen und Charakteren weiter keinen Anstoß, und es ist nicht zu leugnen, daß mancher ganz gute Blig, manche wirklich komische Scene mit untergelaufen ist. Eine Aufführung des Ganzen würde ich freilich trotzdem nicht befürworten.

Ernst Methwisch hat, wie der „Meine Kürschner“ anzeigt, schon vieles gedichtet in seinem Leben, von dem manches sogar die zweite Auflage erlebt hat. Sollte es da nicht an der Zeit sein, einmal eine kleine Pause zu machen? A. W.

## 9. Unterhaltungslitteratur.

— Glück. Roman von Oskar von Hedwig. (Berlin, Verlag von Wilhelm Herz [Besserische Buchhandlung].)

Ein Problem, das schon viele Weise und Gelehrte zu lösen versucht und nicht gelöst haben, das schon mancher hat definieren wollen und nicht definiert hat, wird hier nicht wissenschaftlich, sondern praktisch in Lebensbildern zu lösen unternommen. Dieser Versuch wird aber mit den übrigen daselbe Schicksal teilen, daß er nur denen als gelungen erscheinen wird, die von vornherein die gleiche Lebensauffassung wie der Verfasser haben, andern aber als nur teilweise gelungen oder als ganz verfehlt.

„Was ist das Glück?“ das ist das Thema des Romans. Die verschiedenen Auffassungen des Glückes werden in den verschiedenen Lebensgeschichten der in dem Roman auftretenden Familien und Personen dargelegt. Worin der Verfasser selbst das Glück des Menschen findet, das hat er einem seiner sterbenden Helden in einem letzten Trinkspruch, den derselbe anbringt, in den Mund gelegt. Dieser Trinkspruch lautet: „Dem Glücke trink ich dies Glas. Wo aber ist es zu finden? Nicht draußen, meine Lieben, nur im eigenen Herzen! Wer arm ist, der such's in der Arbeit, in der Liebe, im Frieden und in der Zucht seines Hauses! Wer reich ist, der such es auch noch im Mitleid und Wohlthun! An mir selber hab ich's, wenn auch zu spät, erfahren. Und so seid denn glücklich — Arm und Reich!“ Ist man so wirklich glücklich? Wir zweifeln daran. In die Tiefe geht diese Auffassung nicht, nur am Äußern bleibt sie hängen. Warum soll denn nur der Reiche mitleidig und barmherzig sein? nicht auch der Arme? Hat Verfasser nie etwas von dem Ehernein der armen Witwe gehört? Er macht sich seine Sache überhaupt sehr leicht. Um das Glück zu schildern, sucht er seine Gestalten nur in den höheren gebildeten Ständen, denen selbst bei der größten Armut und Dürftigkeit doch noch der Sinn für ästhetische Genüsse oder die Freude an der Wissenschaft geblieben ist. Wollte er aber einen sozialen Roman schreiben, warum steigt er nicht herunter in das Haus oder die Hütte des Fabrikarbeiters, warum läßt er die Arbeiter nur Objekt der Behandlung und nicht selbst Subjekt der Handlung sein? Der Grund ist klar. Er

kennt das Glück des Arbeiters nicht, und die von ihm gegebene Definition des Glückes würde, auf den Arbeiter angewandt, bald in die Brüche gehen. — Soviel über die Tendenz des Romans. Im übrigen, müssen wir gestehen, hat es uns einige Nähe gekostet, denselben ganz durchzulesen, und haben wir die Langeweile dabei nicht zu unterdrücken vermocht. Die Handlung des Romans oder eigentlich der Romane — denn die Lebensschicksale verschiedener Personen werden erzählt, die nur äußerlich mit einander verbunden sind — bewegt sich in behaglicher Breite und Ausführlichkeit. Viele gute Moralregeln sind in den Unterhaltungen und in den eingeschobenen Briefwechseln dargelegt. Die in der Einleitung ergreifend und packend geschilderte Nordsee im Herenmoor ließ ganz anderes erwarten. Auf weitere Anstellungen bezüglich des Ganges der Handlung, die häufig erzwungen, künstlich und gemacht der Natürlichkeit und Wahrscheinlichkeit entbehrt, verzichten wir.

— Hofluft. Roman von Nataly von Eschtruth. (Berlin, Verlag von J. H. Schorer.) 2 Bände. Preis 10 M.

Ein Roman und doch kein Roman, Humoreske und auch dies nicht eigentlich; bald Travestie und bald Satire, und doch keins von beiden; von allem etwas und doch nichts Ganges; nur so kann man dies Roman genannte Buch charakterisieren. Trotzdem hat diese leichte Ware uns einige Stunden amüsiert und haben wir an mancher Stelle herzlich lachen müssen, bisweilen über die in aller Unwüchsigkeit und Natürlichkeit vorgekommenen humoristischen Szenen, bisweilen aber auch — sie möge es uns nicht übel nehmen — über die Verfasserin selbst, wenn sie ihre Farben gar zu dick aufträgt. Wo hat z. B. die Verfasserin das Original ihrer „Urschel-Purtschel“ schon je gesehen, dies junge Edelräuclin von Lande, das die Hammelherde ihres Vaters in das Schlafzimmer des bei ihm im Quartier liegenden Premierlieutenants hütet? Talent und Begabung, namentlich nach der humoristischen Seite hin, ist ihr nicht abzusprechen.

Die Schilderung ist im ganzen lebhaft und anziehend. Aber Verfasserin muß ihrer Phantasie noch einige Zügel anlegen und sich vor Uebertreibungen hüten. Ein Mädchen wie „Urschel-Purtschel“, ein Baron von Kuffstein, auch ein Graf Vohde sind keine der Wirklichkeit entnommene Personen, sondern Karikaturen. Auch etwas mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit im einzelnen könnte nicht schaden. So ist z. B. nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob der letzte Teil des Romans in Berlin, oder in einer kleinen norddeutschen Residenz spielen soll. Denn bald wird dem Monarchen der Titel „Kaiserthum“, bald „königliche Hoheit“ gegeben. Eins kann doch nur richtig sein.

— Ein Familiengeheimnis. Dem Englischen nachzählt von A. Steen. (Verlag der Riffionshausdruckerei in Hermannsburg i. H.) 1889. 151 S. 1,60 M.

Auf englischen Boden werden wir in dieser

Erzählung versteht, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der Zeit der „blutigen“ Maria, spielt. Ein junges, frühverwaistes Geschwisterpaar, von protestantisch gesinnten Eltern stammend, wird im katholischen Glauben erzogen, aber durch die Begegnung mit einem evangelischen Flüchtlinge und das Lesen des neuen Testaments dem Protestantismus gewonnen unter den größten Anfechtungen und Gefahren und entgeht dem Märtyrertode nur durch einen Wundenakt der Königin. — Wenn in dem Vorworte gesagt wird, „besonders lehrreich wird die Erzählung durch die Zeichnung eines echten römischen Priesters und seiner unfeligen Kunst, sich einen allgewaltigen Einfluß über die Familien zu verschaffen, um das Glück und den Frieden des Hauses und der Herzen kalt den herrschsüchtigen Zielen seiner Kirche zu opfern,“ so möchten wir doch das Beiwort echt lieber gestrichen sehen. Die meisten Katholiken haben doch ein anderes Ideal von echten Priestern, als das hier geschilderte.

Der Titel der Geschichte, so spannend er auch lautet, ist vollständig verfehlt, denn das „Familiengeheimnis“ ist ganz Nebensache. Das sogenannte Titelbild des Buchs, eine Darstellung der St. Pauluskathedrale, die mit dem Inhalte nichts zu thun hat, ist noch gewaltigamer herbeigefucht, als der Titel. Um des guten Zweckes willen, „dem evangelischen Volke zum Bewußtsein zu bringen, was es in seiner Freiheit in Christo hat,“ sei die Erzählung für Schulbibliotheken empfohlen.

Sch.-K.

— Kleine Geschichten von K. Godin. (Berlin, J. H. Schorer.) 208 S. 2,40 M.

Der Titel dieser — wohl alle schon einmal gedruckten — Erzählungen, so nichtigend er an und für sich sein mag, ist gut gewählt: es sind wirklich kleine, niedliche Geschichten, die nicht tief gehen, sich aber angenehm lesen, zumal die erste, „hängende Fäden“, die besonders aumutig geschrieben ist. Als bessere Unterhaltungsektüre sei das Buch empfohlen. Die fünfte Novelle ist nur mit Vorbehalt zu genießen.

Sch.-K.

— Die Achten-Vini. Eine Novelle nach Motiven aus dem Künstlerleben von J. Debelind. (Braunschweig, Benno Goerig.) 1890. 208 S. 2,50 M.

Diese zuerst im „Quellwasser fürs deutsche Haus“ erschienene Novelle ist, wie das Vorwort sagt, der Pietät und Bewunderung für eine vor Jahrzehnten hochgeehrte deutsche Sängerin — Frau Karoline Fischer-Achten — entsprungen. Sie bringt Dichtung und Wahrheit in anziehender Form und ist zum Teil im besten Sinne des Wortes realistisch geschrieben. Geradezu ein Meisterstück der Erzählerkunst ist die Stelle S. 49—51, wie Vini die Enttäuschung ihrer ersten Liebe, die sie einem Unwürdigen gerichtet hatte, erfährt. Wenn S. 77 der Verfasser erzählt wie die Sängerin für ihre erste Kunstleistung einen Zwölf-Gulden-Schein empfangt, und dabei ausruft: „Hört es, ihr Patti, Luca, Etella unserer Tage, und glaubt mir es auf Wort, wenn ich versichere, daß unsere Kunstnoize ein Uebermaß von

Dankbarkeit und Freude darüber empfand, besonders dann, als sie ihren Schatz in den Stoff zu einem langentbehrten Mantel für die Mutter umwandeln durfte," so kann man doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß unsere modernen Künstlerinnen überhaupt etwas mehr von dieser Feinheit, eben sowohl künstlerischen Natur haben möchten.

Ein sehr verunglückter Satz beginnt das Kapitel auf S. 13: "Die sechzehnjährige braungefärbte Dunkelzüngele und wohlgebaute Lini, die wir im Vorbeigehen kennen gelernt haben, oder vielmehr das an ihr, womit sie vor Millionen begnadigt ist, hatte sich, nachdem sie ihren Vers in Tönen in die Luft gesendet hatte, noch einige Zeit aber immer thätig fürs Haus, in der Nähe des offenen Fensters aufgehoben in der Hoffnung auf eine Antwort." Für eine zweite Auflage empfehlen wir diese Stelle und den Druckfehler in der Mitte von S. 3 einer geneigten Besserung. — Für liebende Kunstsinne und für kunstsinne Lebende ist das Nächlein wie geschaffen. Sch.-K.

— In de Hierabendstiel. Ein plattbüsch Gesichtsboof von Friedrich Freudenthal. (Dibenburg, Gerhard Etalling.) 1890. 194 S. 1,40 M.

Auch diesen zum Teil ganz amüsanten Gesichten ergeht es nicht anders, als den meisten Erzeugnissen plattdeutscher Literatur: der eigentliche naive Volkshumor kommt nur selten zur Geltung, seine Stelle vertritt der restitirte Witz, dem ein volkstümliches Gewand angezogen ist. Dies letztere ist dem Verfasser der "Hierabendstiel", wie anerkannt werden muß, oft vorzüglich gelungen; auch kennt er offenbar das hannoversche Landvolk ebenso gut, als er dessen Sprache beherrscht. Nur hat man leider immer das Gefühl, daß seine Gestalten ihm nur Studiengemalthe sind, die er beobachtet und über die er sich gelegentlich lustig macht, die ihm aber nicht selbst ins Herz gewachsen sind. Wer indessen der plattdeutschen Literatur besonders zugethan ist — das soll ja in Süddeutschland am häufigsten vorkommen, während der Norddeutsche lieber bairische Schnabadaßeln und Tiroler Geschichten liest — dem wird diese Sammlung doch manches Erstaunen bringen, auch wenn er in ihr nicht das „Nössliche Platt Neuters" findet. Geschichten, wie: "De Reis nach Wilsen", "Nu weert ic et", "Wat Hanspeter von'n Toot dat in der Welt gäng" u. a. dürfen wohl Jedem ein zeitweiliges Nächlein abgewinnen, wogegen freilich wieder andere, besonders zahlreich Deyen- und Tuschelgeschichten, einer allzu großen Klarheit verfallen. Auch ein paar harmlose Gedichte sind hinzugefügt, neben den unvermeidlichen lexikalischen Erläuterungen für süddeutsche Kennivertreter, so daß die Reichhaltigkeit des kleinen Buches nichts zu wünschen übrig läßt.

A. W.

## 10. Verschiedenes.

— Jugenderinnerungen von Karl Gerol. 4. vermehrte und ergänzte Auflage. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.) 1890. 6 M.

"Daß meine Jugenderinnerungen Ihnen eine kleine Freude gemacht, that mir wohl, zumal da sie jetzt eben in etwas vermehrter Auflage erschienen sind." — So schrieb der teure sel. Verfasser in seinem letzten am mich gerichteten Briefe. Ich aber kann den Lesern dieser wertten Zeitschrift nur raten, sich auch diese "kleine Freude" zu machen, indem sie sich das Buch ankaufen und seine Lektüre versuchen. Im gemüthlichen Plauderton entrollt uns der geistreiche Autor eine Menge sonniger und wounger, heiterer und ernster Bilder, fast, als ob wir vor einem Guckkasten ständen. Wir sehen ihn im großväterlichen Pfarrhause seine ersten Hosen einweihen, und begleiten ihn dann auf die Schulbank, wo wir es erleben müssen, daß auch ihn das wohl jedem Schüler aus eigener Erfahrung bekannte Faulfieber packt. Später folgen wir ihm auf die Universität und das Tübinger Stift, bis zum Mai der ersten Liebe im traulichen Pfarrhause zu Wöblingen. Wohl können wir bedauern, daß der Verfasser den Faden nun abdreht und ihn nicht bis zum Lebensabend ausspinn; aber die Jugend bleibt doch allezeit der schönste Teil des menschlichen Lebens, besonders, wenn man wie Gerol mit Klante rühmen kann: "Wohl dem Mann im grauen Haar, wenn er Gottes Kind längst war!" C. v. K.

— Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. (Leipzig, Richard Richter.) 168 S. 2 M., geb. 3 M.

Wie oft fragt man sich: woher mag diese oder jene Redensart stammen? Der vielbelebte gelehrte Verfasser ist hundert deutschen Redensarten bis in die ältesten Quellen nachgegangen, um sie sprachlich und ihrem Ursprunge nach zu erläutern. Sprachlich liegen in der heutigen Fassung oft Mißverständnisse vor, z. B. bei zu guter legt, was ursprünglich zu guter Lege lautet und in der vom Verf. nicht angeführten letzten Zeile des Liedes "Nun freut euch lieben Christen gmein" mit den Worten "das laß ich dir zu Lege" vorkommt. Man lasse sich haben lautet ursprünglich: He hölt! Kul apen, er hält das Maul offen. Apen ist aber niederdeutsch auch gleich Aßen. Zu Baaren treiben heißt ursprünglich zum Baren (Krippe) treiben, den Rang ablaufen lautet ursprünglich den Rank (Krümmung des Beleges) ablaufen. Wer kennt nicht den Tod von Apen und das Hornberger Schießen, wer hat noch nicht den Hiel zu Grabe läuten sehen oder sich die Finger verbrannt? Wer hat nicht diesem oder jenem das Handwert gelegt, diese oder jene Sache auf die lange Bank geschoben? Alte Erzähler pflegen aus dem Hundertsten ins Tausendte zu kommen. Jungen Wissethäteru liest man die Leviden, wenn sie sich nach Ruten herumgehoben haben. — Die besten Gewährsmänner sind Luther, Hans Sachs, Goethe. Aber auch Freiligrath, Jeremias Gotthelf, Jakob Grimm, Schiller und viele andere bieten Belegstellen. — In Nr. 16 "aus dem ff" bemerkt ich, daß diese Redensart der juristischen Welt entstammt. Die Pandekten beziehen aus Ausägen, welche aus den Büchern von 39 alten römischen Juristen zusammengestellt worden sind. Jede einzelne Stelle

wird heutzutage *lex (L.)* genannt. Früher hieß man die einzelnen Auszüge *fragmenta (f.)* führte man mehrere Stellen hinter einander an, so kürzte man ab *ff.* Wer in diesem wichtigsten Teil des römischen Rechts, im Ausführen zutreffender Parabenstellen zu Hause ist, der weiß etwas aus dem *ff.* Der Ausdruck eine böse Sieben ist von einem wipigen Arzt bis ins Paradies verfolgt worden. Es hat sich nämlich die Streitfrage erhoben, aus welcher Rippe Adams wohl die Eva geschnitten worden sein mag. An der Hand der Erfahrung hat man sich für die siedende Rippe darum entschieden, weil man bis auf den heutigen Tag von einer bösen Sieben spricht. — Ich wünsche dem trefflichen kleinen Buch die wärmste Aufnahme in weiten Kreisen. Wenn Bücher das Interesse für die deutsche Sprache in Laientreisen erwecken sollen, so ist die Gelehrsamkeit freudig zu begrüßen, welche in so anmutiger, knapper Form wie in dem vor uns liegenden Buche dargeboten wird. O. K.

— Das Verschwinden der Emma Tade, wie es geschah und was es uns lehrt. (Leipzig, 1890, Karl Brann.) Preis 10 Pf.

Der „Verlag des evangelischen Bundes“ versendet diese Flugchrift. Wir kennen die früheren Publikationen dieses Bundes nicht. Hinsichtlich der vorliegenden können wir nur die Sorge aussprechen, daß sie zu viel Angriffspunkte bietet, um irgendwie als brauchbares Material im Kampf gegen Rom angeprochen zu werden. Die Animosität der Rheinländer gegen den Katholizismus ist ja sehr erklärlich. Aber mit aufgeregten Verdächtigungen wird nichts erreicht, sondern nur mit attenmäßiger Nachweis. Vergleichen wird hier aber überall nicht erbracht. Fest steht nur, daß eine junge evangelische Arbeiterin in Elberfeld, von ihrem Vater geächtet, später katholisch geworden, und dann ins Ausland gegangen ist. Alles andere ist Vermutung und Verdächtigung. — Wir meinen, die evangelische Polemik gegen Rom sollte sich vor allen Dingen durch Leidenschaftlosigkeit und Sachlichkeit vor der römischen auszeichnen und das Verdächtige den Gegnern überlassen. Durch unsubstanziierte Klagen wird gar nichts genützt, sondern nur geschadet. Der Fall Emma Tade eignet sich weniger als irgend ein anderer zur Fraktifizierung gegen Rom.

## Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung  
zunächst hier angezeigt werden.

- Fremdes-Grüße. (Bedeichte von Heinrich Kartzenjen, Lehrer an der Missionsanstalt in Breslum. 5. verm. Aufl. (Breslum, Berl. d. „Sonntagsblätter.“) 1890. Geb. m. Goldschn. 1 M.)
- Wegweiser zur Quellen- und Litteraturkunde der Kirchengeschichte. Eine Anleitung zur planmäßigen Auffindung der literarischen und monumentalen Quellen der Kirchengeschichte und ihrer Bearbeitungen. Von Hc. Dr. Ed. Bratke, a. o. Prof. d. Kirchengesch. an der Universität Breslau. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 282 S. 6 M.)
- Das Kaiserliche Deutschland. Von Sidney Whitmann. Aus d. Englischen von D. Th. Alexander. 2. vom Verf. durchgesehene und verm. Aufl. (Berlin, G. Ulrich u. Co.) 1890. 289 S.)
- Terwunde Punkt. Von Ludwig Bamberger. 4. Aufl. 1889. (Berlin, Rosenbaum u. Hart.) 36 S.)
- Karte der deutschen Reichstagswahlen zur ersten fünfjährigen Legislaturperiode. Eine Uebersicht der Wahlergebnisse vom 20. Febr. 1890 (mit Berücksichtigung der Stichwahlen) in lithographischem Farbendruck dargestellt. (Glogau, K. Flemming.) 50 Pf.)
- Das Wiener Theaterleben. Von Adam Källner-Guttenbrunn. (Leipzig, Otto Spamer.) 1890. 113 S. 1,80 M.)
- Das Wesen der Burschenschaft. Von Hlr. Hub. Schmid, emer. Pastor. 2. neubearbeitete Auflage. (Vierte Ausgabe.) (Jena, Hermann Bohn.) 1890. 266 S.)
- Roses oder Darwin? Entgegnung auf Dr. Döbel-Forts gleichnamige Schrift. Von Dr. Eberhard Tenner. (Berlin, Berl. d. Buchhandlg. b. „Deutscher Lehrerzeitung.“) 1890.
- Antidöbel. Von Dr. G. W. d. (Hirsch, S. Höhr.) 1890. 58 S.)
- Entstehen und Vergehen der Welt auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes von J. G. Vogt. (Leipzig, Cotta Gottwald.) 50 Pf.)
- Das Empfangungsprinzip und die Entstehung des Lebens auf Grund u. j. w. Ebba. I—II a 50 Pf.)
- Biblische Geschichten in deutscher, englischer und französischer Sprache für die Jugend ausgewählt und erzählt. Ein biblisches Lese- und Lernbuch zur Fortbildung in den neueren Sprachen. Unter Mitwirkung von W. Macintosh und Ernst Köhlich herausgegeben von Wilhelm Gaff, Vorschulinspektor in Götten. (Götten, Evangelisches Vereinshaus.) 1890. 164 S. Geb. 3 M.)



- Passionale.** Die Leidensgeschichte des Herrn in 46 Voktionen. Von D. theol. Dieffenbach, Oberpfarrer zu Schilp. 2. Aufl. (Gotha, Schlößmann.) 1890. 146 S. 2 M.
- Zur Neuregelung des ländlichen Gemeinbewesens.** Von Otto Goldt, Landrat a. D. (Berlin, Walther und Apolant.) 1890. 83 S. 2 M.
- Geschichte Familienheimstätten im deutschen Reich.** Von A. v. Niepenhausen-Grangen. Leipzig, Tünder und Humblot.) 1890. 78 S.
- Biblische Geschichten in deutscher und französischer Sprache, für die Jugend ausgewählt und erzählt.** Herausgegeben von Wilhelm Gast und Ernst Köhlich. (Erlben, Evangelischer Verein.) 1890. 207 S. geb. 2 M.
- Jakobs Pilgerleben oder Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen.** Von E. Wagner-Groben. 6. Aufl. (Basel, Wifionsbuchhandlung.) 1890. 168 S. 1,60 M.
- Licht von Oben. Lebenserinnerungen einer früh Verwaisten von E. Jacobsöhagen.** 11. Aufl. (Hannover, Fresehe.) 1890. 250 S. 2,40 M.
- Statistische Beiträge zur Frage der Währung der österrcich-ungarischen Monarchie.** Von Dr. Ignaz Gruber. (Wena, Fischer.) 1890. 44 S. 2 M.
- Die gegenwärtige Ausbreitung der altkatholischen Bewegung.** Eine Uebersicht von J. Wd. Effen, (Bielefeld.) 1890. 45 S. 1 M.
- Die Notwendigkeit eines organisierten Kampfes gegen die Unsitlichkeit.** Vortrag, gehalten von Pastor W. Philipp. (Berlin, Verl. d. Stadtmission.) 1890. 24 S. 20 Pf.
- Kindertaufe und Wiedertaufe.** Populärer Vortrag, gehalten von Alfred Frisiche, Pastor in Kosma bei Altenburg. (Altenburg, Richard Hiller.) 1890. 16 S. 20 Pf.
- Ueber Zuchtstätten für entlassene Gefangene.** Vortrag, gehalten von D. Camerer, Major a. D. (Karlsruhe, J. Neiff.) 1890. 16 S.
- Das Buch des deutschen Arbeiters.** Betrachtungen über Zeitfragen von Hans Felsen. 3. Aufl. (Altenburg, Stephan Geibel.) 1890. 72 S. 60 Pf.
- Die konservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution.** Zustände und Personen. Von Eugen Guglia. (Gotha, Verthes.) 1890. 531 S. 8 M.
- Die Kaiserlichen Erlasse, die Parteien und die Reichstagswahl.** Von Dr. Richard Kossmund. (Berlin, E. Heymann.) 1890. 42 S.
- Das Landarmenwesen.** Im Auftrage des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit und der von ihm niedergelegten Kommission auf Grund der erstatteten Berichte bearbeitet von Dr. Emil Münsterberg, Amtsrichter in Meudon. (Leipzig, Tünder u. Humblot.) 1890. 250 S.
- Uebersicht der Weisliche des souveränen ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem und der Salen Brandenburg.** Zusammengestellt von Freierg von Hind. Der Entwurf ist für die Freibreitend-Stiftung des Johanner-Hospitals zu Klefa im Königreich Sachsen bestimmt. (Leipzig, Tünder und Humblot.) 1890. 156 S.
- Ueber die gutsherrlich-bäuerlichen Rechtsverhältnisse in der Kart Brandenburg vom 16. bis 18. Jahrhundert.** Von Dr. phil. Friedrich Großmann. (Leipzig, Tünder & Humblot.) 1890. 138 S.
- Mein Reich ist nicht von dieser Welt.** Predigten von Seraphim bis Erandi von K. Eisenlohr, Stadtpfarrer in Gernsbach. (Karlsruhe, J. Neiff.) 1890. 157 S. 1,50 M.
- Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes!** Predigten von Pfingstsonntag bis 14. Sonntag nach Trinitatis von F. W. Schmidt, Stadtpfarrer in Karlsruhe. (Karlsruhe, J. Neiff.) 1890. 185 S. 1,50 M.

Unter dem Titel:

**Pro memoria, Blätter zur Aufzeichnung denkwürdiger Erlebnisse** ist bei Spittler in Basel ein sehr geschmackvoll und belegen angefertigtes Buch erschienen, das sich ein Tagebuch für die Familie nennen kann. Es will dazu dienen, denkwürdige Ereignisse des äußeren und inneren Lebens in der Erinnerung festzuhalten und wehrt in seiner Einteilung, in dem jedem Tage nur eine Seite gewidmet, der Gefahr des vielfach angefochtenen Tagebuches, indem es schon dadurch Mäze gebietet und nur den Zweck erfüllen will, an die wunderbaren Fährungen unseres Lebens zu erinnern. Das Buch eignet sich vorzüglich als Hochzeitsgeschenk und wird in jeder Familie willkommen sein.

**Auf den Spuren des Herrn.** 5 kleine Hefte mit Abbildungen heiliger Stätten. Erschienen bei Spittler in Basel.

Gleichfalls dort erschienen:

**Am Wege gepflückt.** 12 Geschichten für Kinder von 10—14 Jahren von Dora Schlatter.

**Das Weislein.** Eine Erzählung für Jung und Alt von Dora Schlatter.

**Otto und Kitty.** Kleine Erzählungen aus dem Leben des Kindes von Margot Firson.

**Jugendgabe.** Erzählungen für die Kinderwelt von Maria Ledrecht

**Nach Verthelem.** Dichtung vom Verfasser der Lyra passionis. In Musik gesetzt für Chor und Solostimmen mit Begleitung der Orgel, des Harmonium oder Pianoforte von M. Reich.



## Theater und Kirche.

Ein Beitrag zur grundsätzlichen Beurteilung ihrer Stellung zu einander.

Von

Heinrich Steinhilfen.

Die christliche Religion verhält sich zur Kunst auf zweifache Weise. Einerseits ziehen sich beide wechselseitig an: die Kunst schmückt das Heiligthum und auf der Flur des Glaubens entsprossen ihre schönsten Blumen. Andererseits besteht zwischen beiden ein bedeutungsvoller Unterschied, der sich bis zum Gegensatz steigern kann. Wirklich überzeugt sich schon der oberflächliche Blick auf die geschichtlichen Beispiele des Verhältnisses zwischen christlicher Religion und Kunst von dieser seiner Doppelseitigkeit. Denn je und je hat die Kunst den Antrieben des Glaubens die Entfaltung ihrer größten Herrlichkeit verdankt, und ebenso, je kräftiger der Glaube die Seelen durchdrang, desto mehr belebte und erhöhte er die künstlerische Thätigkeit. Nicht minder gewiß zeigt sich aber auch die Thatsache, daß es an Einsprüchen der bewußtesten Christen gegen alle Kunst, auch die dem Heiligen zugewandte, ja gerade gegen diese besonders, nie gefehlt hat, und daß Zeiten, in denen die Frommen die Kunst als zum Wesen dieser Welt gehörig lieber flohen als pfl egten, durchaus nicht entschiedener und im Leben wirkamer christlicher Charaktere ermangelt haben. Ja, auch pietistische Abschließung von aller nicht unmittelbar religiösen Bethätigung, sofern sich die Scheu auf allerlei Kunst bezieht, kann nicht lediglich aus falscher Kengstlichkeit und Engherzigkeit im Gebrauch der Welt erklärt werden: denn es begegnen in der Geschichte der Christenheit oft genug Menschen und Richtungen von gleich bestimmter Abneigung gegenüber der profanen wie der religiösen Kunst befeelt und im übrigen durchaus aktiv und von pietistischer Weltflucht weit entfernt.

Also muß es für die negative ebensowohl wie für die positive Seite der Beziehung der christlichen Religion zur Kunst eine in Begriff und Wesen beider liegende Erklärung geben, welche aufzufinden zur richtigen Würdigung des Verhältnisses die Aufgabe ist.

Alle Religion, die niedrigste wie die vollkommene, schließt als bewußte Beziehung zur Gottheit den Vollzug dieser Beziehung ein, und so ist sie Unterbrechung, Stillstellung des werththätigen Lebens: Anbetung, Feier. Der Wilde, welcher seinen Fetisch beschwört, der Rabbi, welcher ängstlich sein Schmah mürmelt, der Christ, der freudig erhobenen Angesichts seinen Vater im Himmel bekennet: sie sind, jeder auf seine Weise, in einem Thun begriffen, das von ihrem gewohnten Handeln auf der Welt weit abliegt. Und wie verschiednen dabei auch nach Stärke und Art ihre Seelen gestimmt sein mögen: vom

dumpfen Schauer des unwissenden Heiden bis zum Apostel Jesu Christi, der Gott in Ketten und Banden preist: immer ist das Innere des religiösen Menschen, wenigstens während der Vollziehung seiner Religion in der Anbetung, die Lebhaftigkeit seines Vorstellungs- und Gefühlslebens gesteigert und über ihr Maß im Alltagsleben hinaus gehoben. Was aber die Seele stark bewegt, das wird der Mensch auch irgendwie sinnlich darzustellen getrieben, und aus diesem Drange, wenn Phantasie und natürliche Anlage ihn befähigen, zieht alle Kunst den Ursprung ihres Daseins. Also erhebt, daß sonderlich das religiös erregte Innere den Kunsttrieb zu fördern geeignet ist, und zwar nicht nur unter der Herrschaft der Naturreligionen, allwo die Phantasie unter den übermächtigen Eindrücken der Erscheinungen auf Vorstellen und Fühlen des Menschen schrankenlos sich tummelt, sondern ebenso stark, ja kräftiger noch in der christlichen Religion. Denn diese als Religion der Erlösung ist die Religion der Befestigung und besenert somit die Seele, je höher sie zur Gottinnigkeit erhoben wird, desto mächtiger die überschwänglichen Erfahrungen ihres Glaubens auch mittels der Kunst nach außen kund zu geben, geschähe es auch nur im Gleichnis und Simbild. Darum kann man sagen: Der christlich religiöse Trieb weckt den künstlerischen, und ebenso der künstlerische, wo er den höchsten Flug nimmt, ist dem religiösen verwandt: denn beiden ist der Abstoß von der Richtung auf die Zwecke des nur sinnlichen Lebens gemeinsam, ob diese nun verständlich erzielt und leidenschaftlich begehrt werden: in der Religion wie in der Kunst feiert der Mensch von ihnen.

Dazu kommt noch ein Zweites. Jede bewusste Aeußerung des inneren Lebens wirkt auf dieses erhöhend und stärkend zurück; ja der Drang des darstellenden Handwerks entspringt aus dem Bedürfnis, sich der inneren Zustände bewußter zu werden und ist mit ihm eins. Zeugnis hierfür ist der Kultus: indem er die Frömmigkeit darstellt, regt er sie an und vermehrt sie. Beides ist ein Akt und wir meinen, die Gelehrten hätten nicht nötig, darüber zu streiten, ob der Begriff des christlichen Gottesdienstes rein als Darstellung des Glaubens zu fassen sei, oder ob man ihn dem Zwecke der Erbauung unterordnen müsse. Denn eins ist nicht ohne das andere: der religiöse Mensch stellt sein fromm bewegtes Innere nicht dar ohne die Frucht der Erbauung, sie fällt ihm zu auch ohne daß er mit Wissen und Willen seine Hand darnach ausstreckt und etwa, wenn die Inbrunst des Gebets auf die Knie niederzieht, daß Seele wird durch den Kniefall zu noch völliger Anbetung des Allgegenwärtigen erhöht, und die so erscheinende Andacht wirkt Anbetung fördernd auch auf andere. Demgemäß nun kommt auch die Kunst als Darstellung religiösen Gehalts der Religion selbst und ihrer Kräftigung in den Seelen zu gute: sie ist ein wichtiges Mittel, die Frömmigkeit anzuregen und zu beleben, und die Steine eines Gotteshauses, sei es der Dom von Köln oder ein würdiges Dorf Kirchlein, und die Bilder, welche fromme Andacht malte, halten auch ihre Predigt.

Bei alledem dürfen wir aber den Gegensatz nicht übersehen, der zwischen Religion, christlicher Religion und Kunst besteht; wir versuchen ihn aus seinen Gründen zu würdigen. Dabei merken wir zuvörderst auf die weite Kluft, welche die Religion der Offenbarung von allen falschen und unvollkommenen Religionen trennt. Das Christentum lehrt Gott als Geist erkennen und fordert darum eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit, wie es auch zu ihr befähigt. Aber die Kunst hat ihr Gebiet in der Erscheinungswelt, in der Sinnlichkeit, und bewegt sich somit in einem Elemente, über das der Christ, wenn er vor Gott steht, hinaus gehoben sein soll. Ja, noch mehr, die Kunst bedingt Freude an der Untheit der Erscheinungen und ist ohne Ergöpfung der Sinne, wie fern sie sich auch von Reizung niederer Begierden halten mag, nicht wirklich. Gestalten, Formen, Farben, Klänge: worin sie sich auch ergehe: immer sind ihre Bildungen Genuß gewährend und darauf aus, unsere Sinne und durch die Sinne unsere Vorstellungen und Gefühle in ein solches Spiel zu setzen, daß wir dadurch eine Erhöhung unseres leiblich-seelischen Daseins erfahren. Allerdings nicht bloß Schönes soll die Kunst darstellen (diesen Irrtum aus Lessings und Winkelmanns Zeiten hat die tiefere Einsicht

der neueren Aesthetik überwunden), sondern auch die negativen Erscheinungen, die ganze Fülle der Wirklichkeit, das Häßliche, das Böse gehören unter ihr Reich. Aber darstellen muß allerdings die Kunst auch das Häßliche schön, d. h. so, daß wir daran Wohlgefallen haben, nicht an dem Häßlichen freilich, sondern an der Art und Weise seiner künstlerischen Gestaltung. Denn ein Kunstwerk, das niemandem und in keiner Weise Genuß gewährte, widerspräche seinem Begriff. Aber die christliche Religion ist die des Heiligen, sie verdammt alles Wohlgefallen an der Creatur als solches; sie ruft zur Vollkommenheit auf, öffnet das Auge für den Bruch des Daseins, die Sünde; wirkt über sie Trauer; zeigt die Nichtigkeit und den Unwert alles Weltwehens im Vergleich mit der Errettung der Seele durch die Gewinnung der Gemeinschaft mit Gott, und der Apostel des Kreuzes Christi ruft: mir ist die Welt gekreuzigt! Hier also besteht ohne Zweifel eine Spannung zwischen der Kunst, insofern sie Genuß gewährt und auch wirklich dazu bestimmt ist, ihn zu gewähren, und wieder der christlichen Religion, welche predigt: Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern.

Allerdings wehe der Kunst, wenn sie nur ergötzt, angenehm unterhält und nichts bietet, als was den Sinnen schmeichelt und freundlich eingeht. Nein, sie kann und soll auch erschüttern und die Abgründe der Seele in Aufruhr versetzen; ja, wenn sie groß ist und echt, so zaubert sie vor das Ohr unserer Phantasie nicht minder lebhaft das Rischen der Schlangen ums Haupt der Eumeniden, wie sie uns mit dem süßen Lächeln der Tugend und Schönheit entzückt. Aber so Gewaltiges die Kunst uns vorführe, sie zeigt es doch immer nur unserer begierdelosen Betrachtung; denn ihre Welt ist eine Welt des Scheines, der die Wirklichkeit spiegelt; und uns in diesem Spiegel Wahres, Größeres und Tieferes, Schrecklicheres und Lieblicheres aus Himmel, Erde — und Hölle sehen zu lassen, als unser Auge im Alltagsleben sieht: das ist ihr Ziel und ihre Aufgabe, das ihre erfreuende und von der Unruhe des Begehrens befreiende Macht. Weiter geht sie nicht; sie nimmt die Urteilskraft, nicht den Willen in Anspruch — sie ist insofern nur: Feier. Aber die christliche Religion hat es nie mit dem Scheine nur zu thun, wäre es auch der bedeutendste, sondern mit Wirklichkeit, und all ihre Wirkung auf Verstand und Gefühl hat den Maßstab ihres Wertes in der Kraft und Dauer, mit welcher dadurch der Wille besetzt wird. Mit kurzem Worte: die Kunst erfüllt ihre Gebilde mit dem Schein des Lebens für Phantasie und Betrachtung; die Religion stellt die Forderung der Verwirklichung des höchsten Zwecks, des Endzwecks des Daseins an Gesinnung und Leben. —

An der Hand der in den vorstehenden Uebersetzungen gewonnenen Gesichtspunkte wird uns die Doppelseitigkeit des Verhältnisses von Religion und Kunst verständlich sein, und wir begreifen, wie sie je nach Vorwiegen des einen oder des andern oben geltend gemachten Moments der Sache sich bald mehr gegenseitig anziehen, bald mehr einander abstoßen. Wir begreifen dies auch, wenn wir die Geschichte des Verhältnisses von Kirche und Theater befragen.

Heutzutage wird der Dienst, welchen das Theater der Kirche leisten könne, mit ebenfolcher Beflissenheit von kirchlicher Seite hervorgehoben, wie hinwiederum auch von der Verbindung des Theaters mit der Kirche für jenes eine Erneuerung zur Veredlung der Kunst von Solchen gehofft wird, welche den Verfall der dramatischen Kunst und des Schauspielwesens unter uns beklagen. Und, wie es scheint, ist diese Eintracht und Bestreubung von Theater und Kunst noch im Wachsen und der Eifer, dies Wachstum zu fördern, auf christlich kirchlicher Seite besonders spürbar. In den Lutherfestspielen, vorzüglich in dem Herrig'schen, erblickt und begrüßt man das Morgenrot eines neuen Tages für eine Bühne, die ebenso volkstümlich, wie der Kirche förderlich ist; daher denn auch ohne Bedenken an nicht wenigen Orten die Kirchen selbst zu Stätten dieser Spiele erkieset worden sind. Man besinnt sich darauf, daß ja auch bei Griechen und Römern die dramatische Kunst ihren Ausgang von religiöser Festfeier genommen habe; man erinnert an die Mysterien des Mittelalters, und wie in aller Christenheit des

Abeublandes es gerade die Geistlichkeit gewesen sei, welche Geschichten und Gegenstände des christlichen Glaubens dem Volksgemüthe von der Bühne herab nahe gebracht habe.

Experientia docet; und so sind wir bereits gewohnt, von immer neuen Erfolgen zu hören, welche von den Veranstaltern dieser Spiele und den daran Beteiligten dergleichen Aufführungen nachgerühmt werden, und zwar nicht bloß im Sinne einer gelungener Kunstleistung, sondern als Mittel religiöser Anregung und erwünschter Belebung christlichen Sinnes in weiten Volksschichten, welche den Glauben nährenden Einwirkungen der Kirche sonst entfremdet seien. Daher denn sehen wir auch Geistliche streng positiver ebenso wie liberaler Richtung an der Spitze von Vereinigungen, die dergleichen Aufführungen ermöglichen, vorbereiten und erwirken, und kaum eine größere Stadt Deutschlands mag gefunden werden, welche ihr Lutherfestspiel noch nicht gehabt hätte, und überall, so erfahren wir, ist der Zulauf ein überraschend großer gewesen, zum deutlichen Beweis, wie man uns sagt, daß das evangelische Bewußtsein, wenn es nur auf ansprechende Weise ausgerufen wird, aus unserm Volke nicht in dem Maße geschwunden ist, wie verzagte Kirchenleute oft beklagen. Ja, auch in schwach bevölkerten Orten ist der Versuch geglückt, und noch nach dem Pfingstfest des vergangenen Jahres gab der Geistliche eines kleinen Städtchens zur Ermutigung anderer davon Kunde, wie völlig der Monate lang bewährte Einübungsseifer der dilettantischen Mitwirkenden in der wohlgelungenen Aufführung sich bewährt hätte und in welcher Menge die Bevölkerung aus der Umgegend herbeigeströmt wäre, um während der Pfingstfeiertage dies Festspiel zu genießen.

Wie fest, sagen wir, muß der Pastor von der Heilsamkeit und der Seelen bessernden Kraft solchen Schauspiels überzeugt sein, wenn er es seiner Gemeinde zum hohen Feste bereiten hilft, und gegen diesen geistlichen Gewinn alle die mit solchem Massenpiel und solchem Fremdenzufluß unvermeidlich verknüpfte geräuschvolle Geschäftigkeit und Unruhe nicht in Anschlag bringt. Aber auch von Leipzig berichtet Wächter, daß zur selben Zeit, in der eine weitberühmte Sängerin dort eine Gabensammlung für Uberschwemmte veranstaltete, pastorale und nicht-pastorale Führer kirchlicher Kreise zur Beratung über Darbietung eines Festspiels ebenda zusammentraten.

Da scheinen doch, möchte man sagen, die Rollen gewechselt, und eine Gemeinschaft von Kirche und Theater ist hergestellt, ebenso innig, wie für unser Gedächtnis neu; allerdings drückt sie sich auch sonst deutlich genug aus, wie z. B. darin, daß, wie berichtet wird, die Kirchgänger mancher Orten die Einladungen zum Besuch des Festspiels bei ihrem Kirchgange in die Hand erhalten, und wenigstens Studenten und Kandidaten der Theologie sind bereits in Hauptrollen zu allgemeinem Lobe auf der Volksbühne aufgetreten, so daß es vielleicht nur noch weiterer Gewöhnung bedarf, und auch der Pfarrer bethätigt, wie in alter Zeit der Klerus, sein mimisches Talent trotz dem Berufschauspieler mit dem Bewußtsein, damit die Zweide seines Amtes zu fördern.

Denn in der That: einmal auf die Bedeutung des Theaters für das geistig-sittliche Leben des Volkes aufmerksam geworden, ruft man der Kirche zu, diese wichtige Bildungsstätte nicht länger der Herrschaft des religionslosen oder gar religionsfeindlichen Geistes zu überlassen, der in der auflösenden, zerstörungslustigen modernen Kultur sein Wesen hat; sondern die Schaubühne als eine die Kirche sehr nahe angehende Anstalt zu würdigen und als Kirche an die Reform des Theaters mit Hand anzulegen. Ja, schon sind Stimmen laut geworden, welche angesichts der Entartung des Theaters zur positiven Gegenwirkung eine Organisation kirchlicher Kräfte fordern, welche die Hebung und Neuschaffung gesunder dramatischer Litteratur planmäßig betreiben soll, als könnte man so etwas hervorbringen, wenn man nur wollte und wenn nur erst dazu der Hauber von Vereinigung, Statuten u. dgl. mehr zu wirken anfinge!

Solchen überschwänglichen Schätzungen, Erwartungen und Forderungen gegenüber scheint es nun aber doch an der Zeit, daran zu erinnern, was das Theater vermag und was nicht. Eine Gesamtüberschauung der oben von uns geltend gemachten

Bestimmungen betreffend das Verhältnis von Religion und Kunst, kann, so hoffen wir, auch zur richtigen Beurteilung des Wertes helfen, welchen das Theater für die Kirche hat und haben kann. Denn dann ergibt sich, daß die Schaubühne, wenn sie auf die beste Art, eine ästhetische Stimmung erzeugt, welche mit der religiösen verwandt ist in mancher Hinsicht, in anderer wieder von ihr sehr weit entfernt, und selbst die stärkste Wirkung etwa eines christlichen Stoffs, auf der Bühne mit aller würdigen Kunst agiert, geschieht immer nur auf Phantasie und Gefühl und nimmt nie unmittelbar den Willen in Anspruch. „Die Schöpfungen eines dramatischen Dichters,“ sagt Karl Werder, „warnen und strafen genugsam; aber nicht durch das, was ihnen mangelt, sondern durch das, was sie sind. Denn er zeigt uns die Menschen nicht wie sie sein sollen, sondern wie sie sein können.“\*) Er zeigt sie uns im Schein der Wirklichkeit — er zeigt sie nicht mehr; und daß wir diese seine Gebilde anschauen, daß ihr Inneres sich vor uns auslebe, daß ihr Hang, ihr Wille, ihr Leiden, ihr Sieg, ihr Schicksal in ihrer notwendigen Verkettung uns deutlich werden: daran hat er genug, und wahrlich, Furcht, Mitleid, Bewunderung, Freude, die aus solchem Anschauen hervorgehen können, sind gewiß Seelenbewegungen, die auch für Moral und Religion ihren Wert haben — aber doch immer nur mittelbaren, insofern daran diese Lebensmächte anknüpfen und Zustände des Gemüts vorfinden, die für die Aufnahme ihrer Arbeit gleichsam ein bereiteter Boden sind.

Aber man vergesse nicht, daß Schauspiele, auch in ihrer höchsten Würde gedacht, doch eben immer „Spiele“ bleiben, und auch der furchtbarste Ernst der Tragödie in ihren vollendetsten Erscheinungen nicht außerhalb des idealen (d. h. hier: nicht sinnlichen) Gemüthes liegt, dem alle Kunst dient. Darum mag's ja ganz wahr sein, was begeisterte Berichte z. B. über die Aufnahme der Lutherfestspiele melden: „Erhebung fanden die Zuhörer,“ aber der Zusatz „nicht Ergözung“ irrt; denn auch das „erhebende“ Kunstwerk als Kunstwerk „ergötzt“, wie auch derselbe Bericht sofort von „höchster Befriedigung“ der „andächtigen Menge“ spricht, also doch nicht umhin kommt, Genuß, und wäre es der edelste, als die Wirkung des Schauspiels zu bezeichnen. — Des Schauspiels! Ja, unser liebes Deutsch ist eben sehr tiefinnig und widerlegt die Behauptung: „solches Festspiel ist in der That kein Spiel“, durch ihr bloßes ehrliches Wort ohne Beweis.

Also nehme man doch diese ästhetische Befriedigung mit all ihrem Schauer und Entzündungen des Gefühls nicht sogleich als religiöse Stimmung; man bedenke vielmehr die Gefahr, welche darin liegt, daß, angeregt durch das Vollgefühl des Befriedigens vom ästhetischen Genuß, „Eine feste Burg“ erschallt und die so hungerrißnen Zuhörer, zu Mitagierenden werdend, in die Meinung verfallen, sie hätten wirklich das christliche Bewußtsein gewonnen, von dem solch ein Choral der Ausdruck ist. Allerdings, eine schönseelige, dem Gefühl sehr wohlthuende Religiosität kann man dann auf diese Weise mißlos und ohne Kampf gewinnen; aber sie möchte sich in den Aengsten des Gewissens, in den Nöten des Lebens, in der Schwere der Versuchungen schlecht bewähren, und wer Luther auf der Bühne, von einem Berufschauspieler oder von einem Dilettanten gut dargestellt, bewundert, ja von den vorgeführten Bildern seines Lebens mit lautem Lobe schwärmt, der möchte darum noch nicht um ein Tättelchen bereiter sein denn zuvor, sich mit dem Katechismus abzugeben oder im nüchternen Alltagsleben den verzichtungs-vollen Ernst und streitbaren Mut zu bewähren, den ein Lutherglaube schon in seinen Anfängen erfordert. Wenigstens zweifeln wir sehr daran, daß der von einem Zuschauer des Lutherfestspiels gehörte Voratz: „von nun an gehe ich aber auch in die Kirche“, welcher als sicherer Beweis des „Segens“ des Volksheaters vernommen und weiter verkündet ward, von dem erwünschten Erfolge gekrönt worden ist; denn hat der Festspielfreund sich wirklich hernach in einen evangelischen Gottesdienst begeben und war dieser das, was er sein soll, so hat der Besucher das Gegenteil von Befriedigung auf Herz

\*) Ich citiere dem Sinne nach.

und Gewissen mit hinausgenommen und sich in seiner Erwartung der Fortsetzung so willkommener Eindrücke sehr getäuscht gefunden.

Von der Schauspielerin Amalie Wolff wird erzählt, daß sie gesagt habe: so oft sie zu einer Goethe-Musteraufführung gehen wolle, so sei ihr zu Mute, als gehe sie zum hl. Abendmahl. Ohne Zweifel war sie in aller Aufrichtigkeit dieser Meinung. Aber wer erkennt nicht, daß sie sich in einer argen Selbsttäuschung befunden hat: sie und alle, welche bis auf diesen Tag die Rührung, die Bewunderung, die mit Nervenschauern verbundene Erhabenheit der Seele zu dem im Kunstwerk angeschauten Ideal ohne weiteres für Andacht, für Erbauung nehmen und sich mit dem Kultus des Schönen den Kultus des Heiligen ersparen.

Also sollte man auch mit dem Rühmen des Segens, welcher vom Theater, wäre es auch das würdigste Volkstheater, insofern jenes Wort allen erlösungskräftigen Gewinn der Seele ausdrückt, sparsamer umgehen. —

Indes gehen am Ende nicht doch alle solche Bedenken aus einer Aengstlichkeit hervor, welche den Unterscheidungen und Folgerungen des zergliedernden Denkens entspringt, vom Leben aber, wie es wirklich ist, nicht gerechtfertigt wird? Hat nicht die christliche Kirche bis zur Reformationszeit die hl. Geschichte, die Gegenstände des Glaubens auch gerade an großen Festen dem Volke auf der Schaubühne, lange genug in der Kirche selbst, vorgeführt? Hat sich nicht Welt- und Klostergeistlichkeit an der Erfindung und Darstellung solcher Spiele beteiligt und galt es nicht für ein frommes, Gott wohlgefälliges Werk, wenn Gilden und Bürgerchaften Mittel und Kräfte für dergleichen Veranstaltungen opferten? Was sich durch Jahrhunderte bewährt hat, sollte das, in veredelter und unserm Geschmack angemessener Gestalt wiederbelebt, nicht auch heute dem kirchlichen Leben förderlich sein, und sollte sich dessen die Kirche selbst als eines willkommenen Mittels in ihrem Dienst nicht bedienen dürfen?

Wir antworten: Es ist ein Unterschied zwischen dem, was in Zeiten naiver Gläubigkeit dienlich, ja erforderlich ist, und dem, was eine entwickelte, ganz und gar reflektierte Kultur ertragen kann. Kinder spielen Taufe und Begräbniß, Engel und Erzengel, und wer will sie daran hindern; denn sie treiben es, wenn sie anders wirkliche Kinder sind, selber mit Engelsunschuld. Und solcher Art war denn auch die fromme Kunst unserer Ahnen: auch in ihrer andachtvollsten Feier durften sie läßteln sein im Scherzen; und Schmach der entweihten Seele, die darüber spotten kann! Oder möchtest du das Hündlein, das den Frosch anbellt, von dem Kreuzigungsbilde von Eids wegwünschen, oder stören dich die Scherzfiguren aus Stein, welche zwischen den Bekrönungen der Pfeiler in Kirchen und Klosterkreuzgängen hervorragen? Die Meister schufen sie und alles ihnen Aehnliche sonder Arg, und das Volk im Priestertleide, im Harnisch oder im Wams nahm es auf und sah es sich nicht zum Schaden; denn friedlich ordnete sich auch das Widersprechendste in aller wechselnden Buntheit dem einen unsichtbaren Hintergrund ein, der in ewiger Nähe und Stille vor den Augen des Glaubens stand und so das Wohnen auf dieser Erde verschönte und Last wie Leid hienieden überwinden half. Da ersann der dichtende Kleriker sein Weihnachts- oder Passionspiel mit der reflexionslosen Gewißheit, in seinen Gedichten die hl. Geschichte selbst zu geben, und die sie dann spielten, blieben mit Wort und Gebärde in den Anschauungen, in denen ihr Glaube von Kindesbeinen her heimisch war; und ganz so wiederkamen und wiederhallte es auch in der Seele des sehenden und hörenden Volkes, dem die Gestalten von Gott Vater, Christus und den Heiligen, von Engeln und Teufeln nicht weniger vertraut waren, als uns Sonne, Mond und Sterne, Morgengewölk und Gewittersturm. Und so waren ihm diese Spiele Nachklänge und Vorklänge der Stimme, die es aus dem Munde der Kirche von der Wiege bis zum Sarge vernahm.

Aber tief in die Brust unserer schuldvollen Zeit ist der Zweifel eingesenkt und das durch den Genuß reizvoller Kunst stark angesprochene Gefühl mag der nachtschwarzen Gespenster wohl so lange vergessen, als die Rührung währet; aber daß sie in den Proben

des Lebens ihre lähmende Macht verlieren, dazu gehören „andere Griffe“. Desgleichen wenn jetzt die Oberammergauer zu ihren Kostümen die Zeichnungen Münchener Künstler und die Hände der Theaterschneider brauchen, wie sie auch ihre Dekorationen von berufenen Malern der Hauptstadt beziehen, deren geschickteste Regisseure sie anweisen, ihre bewunderten Massengruppen wirkungsvoll zu stellen, so mögen diese bibelstreuenden Wimen mit dem Thun der alten Mirakelspieler ebenso viel Verwandtschaft haben, wie die Passionspiel-Pilger von heute, wenn sie von den Enden der Erde herbeigeeströmt sind, Engländer, Amerikaner, Deutsche ic., den Zuschauern von ehemals ähnlich sehen, gesetzt auch, sie sind von einer so stark erbaulichen Rührung angewandelt, daß sie darüber die ihnen zum Abschied überreichten gar nicht läudlichen Hotelrechnungen verschmerzen; oder wie der Dichter der Gegenwart, welcher sich zur Verfassung eines religiösen Volksschauspiels begeistert, zum Kleriker oder Laien verhält, der in der Blüte des Mittelalters durch solch ein Stück dem Volke und sich die Freude am gemeinsamen Glauben erhobete. Damals machte auf Seiten des Urhebers wie der Mitwirkenden der naive Drang sich mitzuteilen alles, und Form und Mittel quollen ungefucht aus diesem Drange hervor; heut herrscht die Reflexion, das Auswählen und Erwägen der Mittel, die Vorausberechnung der gewünschten Wirkung. Darum, so wahr wir die Sonne sehen, so gewiß sind wir überzeugt, sowohl im Blick auf den Entwicklungsstand unserer Litteratur, wie auf den in unserer Volksseele herrschenden Geist, daß die Zeit, das Heilige auf die Bühne zu bringen, mit des Wortes werter religiös fördernder Wirkung vorüber oder bis auf eine nicht absehbare Ferne noch nicht wiedergekehrt ist; und wenn auch jetzt nur Einer unter Hunderten selbst schon an der Darstellung der Seelenkämpfe Luthers in der Klosterzelle, ob sie gleich meisterlich dargestellt werden, ja, je virtuoser sie dargestellt werden, desto größeren Anstoß nimmt, weil er diese Dinge nicht schauspielertisch nachgeahmt sehen will, so fragt sich sehr, ob er damit nicht bloß den größeren religiösen Ernst, sondern auch höheren Kunstsinu beweist, als die Menge derer, die auf diesem Wege lernen für Luther schwärmen.

Endlich: unser ausgehendes Jahrhundert zeigt ein Sphinggesicht, von dessen Lippen aber das Lächeln ganz entflohen ist. Zwar wer mag gerne die unheimlich lauernde Gestalt betrachten und beschwichtigte nicht lieber seine Sorgen mit dem Blick auf die nimmer satte Lebensfreude, welcher die Kinder dieser Zeit in heißem Drange des Haben- und Genießenwollens nachziehen, und die von unserer Kultur mit der Zaubermacht ihrer unerschöpften Mittel zu immer lockenderem Glanze und zu immer größerer Fülle aufgeschmückt wird! Aber der schärfere Blick sieht in all der Lustigkeit, in deren Reigen die Menge springt, und in den maßlos gehäufsten Veranstaltungen dazu nur die Decke, wenn auch mit Gold- und Purpurfäden gewoben, hinter deren Schuß die Löwentralleu der Sphinx um so sicherer drohen. Diesem die Volksseele schwächenden Bedürfnis nach sinnlicher Erheiterung, bequemer Zerstreuung und die Nerven reizender oder beruhigender Vergnügung sehen wir ja nun die moderne Kunst geschäftig dienen, ja darauf gerichtet, es noch weiter zu steigern; und besonders das Theater der Gegenwart ist die Anstalt, in welcher solch Seelenmorphium dargereicht wird.

Da ist's denn erklärlich, daß bewusste Christen, welche das Uebel und seine wachsenden Gefahren erkennen, es an seinem eigenen Sitze zu überwinden gedenken und, durch Anknüpfung an die einmal vorhandene Theaterlust, hoffen, die der Kirche entfremdeten Seelen mit christlicher Religion wieder befreundeten zu können; wie man ja auch sonst beflissen ist, dem wie die Influenza zur Verbreitung gelangten Unterhaltungs- und Erheiterungsbedürfnis der Gegenwart seine Schädlichkeit dadurch zu nehmen, ja es zum Guten zu wenden, daß man ihm religiös anregende Elemente beimischt. Den Wert dieser Bestrebungen lassen wir dahin gestellt; aber das möchte doch die Erfahrung auch der letzten Reichstagswahlen ergeben haben, daß auf dem Gebiete der Geselligkeit, der Unterhaltung, den zerstörenden Mächten des Volkslebens entgegenzuarbeiten bisher für



Kirche und Christentum einen spürbaren Erfolg nicht gehabt hat.\*) Und so sagen wir denn gegenüber dem Eifer, welcher die Schaubühne für Religion und Kirche nutzbar zu machen sich befließigt, und daß es ferner geschehe, als nahegelegte Aufgabe kirchlich christlicher Arbeit bezeichnet, wir sagen: Seht der Sphinx des Jahrhunderts ins schreckliche Angesicht, erwägt den surschabaren Ernst der Entscheidung, welche mit beschleunigten Schritten herzunahet; und wenn Ihr glaubt, des finsternen Rätsels Lösung ist allein in der Erlösung gegeben, welche der Geist Christi allmachtsvoll den Seelen bezeugt, so fragt Euch selbst, ob es angezeigt ist, jetzt, gegenüber der Todkrankheit des Zweifels, des frechen und selbstzufriedenen Unglaubens, den Heilbrant der Religion in der gefälligen Form eines wenn auch noch so vorzüglichen Bühnenstücks reichen zu wollen, und ob es gerade in einer Zeit, in der der Christenheit ein Riesenkampf bevorsteht, der Kirche nahe gelegt sei, dem Volke zu beweisen, daß sie ihr bessere Spiele zu bieten vermag als die entartete Kunst. Ja, seht Euch vor, daß Ihr die Leute nicht an ein heiteres Christentum gewöhnt, während die Fragen, Aufgaben und Wehen des Lebens immer schwerer werden; oder wirkt's nicht auf den Unbeteiligten seltsam genug, wenn Kunst- und Vaterlandsfreunde, nicht zu den „Positiven“ gehörig, das heute übliche Festfeiern als dem geistigen, dem ökonomischen, dem häuslichen Leben verderblich mit beredten Worten beklagen und zur Abstellung raten, während Jahr aus, Jahr ein sich in christlichen Zeitblättern die Lobesherrhebungen über die herrlichen Erfolge wiederholen, welche von kirchlichen Männern hergerichtete Festspiele erzielt haben; ja, wirklich seltsam erschien es uns, als wir zufällig an demselben Tage den gebiegenern Aufsatz einer der Kunstpflege beflassenen Zeitschrift über die Schädlichkeit des überhäuften Kunstgenießens lasen und gleich darauf die Erklärung eines evangelischen Geistlichen, der sich für das von ihm verfaßte und durch ihn zur Aufführung gebrachte Festspiel auf seine durch Dienstleid ihm geheiligten Berufspflichten berief!

Unterschätzen wir mit solcher Einrede wider die neuerdings in kirchlichen Kreisen mit so großen Erwartungen bethätigte Gunst für die christlich geartete Bühne den Wert des Theaters? Wir antworten: Keineswegs; sondern wir frenen uns jeglicher Reinigung und Veredelung uneres Theaterwesens und meinen, die dazu Beruf haben und die bessernde Hand anlegen, machen sich verdient um Volk und Vaterland und Kunst und mittelbar auch um die Kirche. Allein eine christliche Schaubühne, so sind wir überzeugt, welche dem bewußten Zweck der Aufgabe, der Kirche zu dienen, ihre Entstehung verdankt, wird diesen Dienst nicht leisten; denn er ist zu anspruchsvoll, und zum Dalein lebewirkender Kunstgebilde sind noch ganz andere Kräfte erforderlich, wären auch die Zeichen der Zeit, der Zustand der Kirche und ihr Verhältnis zur heutigen Kultur wie diese Kultur selbst dazu angethan, daß kirchliche Personen als in ihrem Dienste solch Geschäft auf sich nehmen.

Darum sagen wir: Wenn die Kirche der Gegenwart nur das ihr befohlene Wort im Herzen hat und mit Kraft und großer Gewißheit im hl. Geiste verkündigt, so wirkt sie für alle Gebiete des Lebens, auch für das der Kunst mehr, als wenn sie sich zur Beförderung des christlichen Volkslebens selber mit dem Theater verbündet. Denn wenn, wie man klagt, jene Verkündigung wirklich vergeblich wäre, welches Erfahes kann sie sich denn trösten? Wo aber das Evangelium durch den Glauben die Seelen läutert und beseligt, wo der Mensch im Heiligum wieder heimisch wird, da folgen alsbald die Künste nach, auch den Borhof zu schmücken, die Lust am Gemeinen vergeht und selbst in seinen Spielen ist er mit Gott einig. Denn auch das Spiel der Kunst ist von Gott, nicht dann erst, wenn sie bewußter Weise fromm wirken will, sondern immer und überall, wo sie mit frommem, unschuldsvollem Herzen geübt wird.

\*) Hier wie auch sonst mehrfach können wir den Ausführungen des geehrten Herren Verfassers nicht zustimmen.  
Die Redaktion.



## Behn Jahre deutscher Geschichte und Heinrich von Treitschke.

von A. W.

(Schluß.)

Der folgende Abschnitt ist dem Zustandekommen des Deutschen Zollvereins gewidmet, und es ist begreiflich, daß Treitschke bei dieser segensreichen Schöpfung Preußens, die von den Ministern v. Mox und Maassen durch geschickte Einzelunterhandlungen gegen den Willen Oesterreichs und der meisten deutschen Kleinstaaten, auch gegen die öffentliche Meinung des doktrinären Liberalismus, ja selbst gegen offene und heimliche Intriguen des Auslands siegreich durchgeführt wurde, besonders gern verweilt. Die Darstellung dieser durch viele Jahre laufenden Verhandlungen mit allen jeweiligen Zu- und Zwischenfällen ist zwar in der Ausführlichkeit Treitschkes noch immer interessant genug, indessen könnte eine Uebersicht über die Hauptphasen der Entwicklung, wie sie hier nur am Plaze wäre, kaum anders als ermüdend wirken; auch ist der Gang der Verhandlungen im großen und ganzen ja bekannt genug.

Der Bundestag hatte natürlich auch das Seinige gethan, dem preussischen Einigungsunternehmen Steine in den Weg zu werfen. Vergeblich; es kam „jene folgenschwere Neujahrnacht des Jahres 1834, die auch den Massen das Nahen einer besseren Zeit verkündete. Auf allen Landstraßen Mitteldeutschlands harrten die Frachtwagen hochbeladen in langen Zügen vor den Mauthäusern, umringt von fröhlich lärmenden Volkshäufen. Mit dem letzten Glockenschlag des alten Jahres hoben sich die Schlagbäume; die Kasse zogen an, unter Jubelruf und Beischensknall gieng es vorwärts durch das befreite Land.“ So war trotz des Bundestages, dessen Autorität doch gerade von Preußen als das einzige bestehende Einheitsband der deutschen Stämme gepflegt und geschützt wurde, durch dasselbe Preußen die praktische Grundlage zu einer neuen Einheit gelegt. „Ein befremdender, unnatürlicher Anblick: dies Doppelleben unseres Volks unter dem Deutschen Bunde! Der Bundestag ein Spott der Welt, eine Schande des Vaterlandes; und dieselben Regierungen, die ihn halten, arbeiten zugleich an der Einigung der Nation.“ — „Also entstanden zwei Gemeinwesen im Deutschen Bunde: ein Deutschland des Scheines, das in Frankfurt, ein Deutschland der ehrlichen Arbeit, das in Berlin seinen Mittelpunkt fand. — Zwei grundverschiedene Schulen deutscher Staatsmänner wuchsen auf seit den dreißiger Jahren. Auf der einen Seite die Politiker des Bundestages, diese bejammernswerten Geschöpfe, denen die Erbsünde der Diplomatie, die Verwechslung von Geschäft und Klatscherei, zur andern Natur geworden war, diese durch die kondensierte Milch der Augsburger Allgemeinen und der Frankfurter Ober-Postamt-Zeitung mühsam am Leben erhaltenen politischen Kinder, die mit so feierlichem

Ernst von den Formen und Formeln des hohlen Bundesrechts zu reden wußten. Und daneben die Geschäftsmänner des Zollvereins, nüchtern praktische Leute u." —

„Das junge Deutschland“ lautet die Ueberschrift des 7. Abschnitts, der aber nicht bloß diese speziell so genannte, in Wahrheit „weder jugendliche noch deutsche“ Richtung der Nationalliteratur, sondern das gesamte literarische, künstlerische und wissenschaftliche Streben des Jahrzehnts in den Bereich seiner Betrachtung zieht. Diese 91 Seiten des Treitschkeschen Buches sind wohl die am meisten angefochtenen; meint doch sogar die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die doch sonst allen Grund hätte, mit dem schneidigen Vertreter und Vorkämpfer des Preußentums zufrieden zu sein, daß in diesem Teile eine überscharfe Kritik angewandt sei, wie es dem Historiker überhaupt nicht gestattet sei, „die Toten immer wieder totzuschlagen“. Daß Karl Freyzel in der „Nationalzeitung“ noch weit weniger erbaut ist von der Treitschkeschen Darstellung, die den vom jüdischen Geiste durchtränkten Strebungen jener Jahre, die obendrein oft stark an gegenwärtige Richtungen erinnern, manchmal recht bittere Wahrheiten sagt, ist eher verständlich. Es ist aber schlechterdings nicht einzusehen, daß Treitschke sich in diesem Abschnitte als ein anderer zeigt, daß er sich seinen literarischen Opfern gegenüber mit schärferer Kritik waffnet als seinen politischen. Nur wird auf einer Seite, wo man auf politischem Gebiet sich Treitschkes Standpunkt gern gefallen läßt, auf religiösem aber die Ansichten „der überwältigenden Mehrheit der Gebildeten“ vertritt (wie Freyzel bescheiden sagt), welche angeblich dahin gehen, „die Offenbarung des deutschen Genius in jener Periode“ in — Strauß' Leben Jesu verkörpert zu sehen — auf dieser Seite müssen freilich die kritischen Betrachtungen Treitschkes über dies Kapitel besonders unangenehm empfunden werden. Inwieweit die Ausstellungen an der Treitschkeschen Darstellungsweise insgesamt gerechtfertigt sind, werden wir ja nachher zu untersuchen haben; hier sei nur festgesetzt, daß das Junge Deutschland über eine besondere Behandlung sich nicht zu beklagen hat.

Statt die Männer alle aufzuzählen, die hier auf dem Gebiete der redenden und bildenden Künste mit Einschluß der Tonkunst, auf dem Felde der ersten Wissenschaft und Forschung einer kürzeren oder längeren Kritik teilhaftig werden — was wesentlich gar keinen Wert hätte — seien einzelne besonders interessante Urteile und Thatsachen herausgegriffen.

Von warmherziger Begeisterung getragen ist die Schilderung des alten Goethe und seines Faust II., die fast den wehevollen Klang eines Nachrufes hat. Durchaus zutreffend ist sie freilich nicht, wenn auch falsche Thatsachen natürlich nicht untergelaufen sind. Es ist nämlich die Schattenseite, die in der Lebensauffassung des alten, wie des jungen Goethe doch ebenfalls vorhanden war oder wenigstens nur von Goetheverehreru sans phrase gelugnet werden kann, von Treitschke nicht ebemäßig hervorgehoben. Bei der Besprechung des Faust II werden sogar die Mängel, die erst nicht ganz bestritten werden, im Grunde doch wieder zu Vorzügen umgewandelt für den, „der diesem letzten Fluge des Goetheschen Genius zu folgen wagte.“ Das Gesamturteil über Goethes Wirken wird dadurch natürlich nicht angefochten; es ist bemerkenswert auch durch die gezogene Parallele mit Schiller: „Der Tag seines (Goethes) höchsten Ruhmes ist noch nicht gekommen. Schillers Gedanken, wie groß und hehr sie auch waren, umfaßten doch nur eine begrenzte Zeit. Was er abute von Menschenrecht und Völkerfreiheit, hat die Geschichte vor unsern Augen verwirklicht, und wir empfinden schon den nur bedingten Wert seiner Ideale. Nur die unerfahrene Jugend kann sich ihm noch ganz hingeben, mit Emil Devrient ist der letzte echte Marquis Posa aus unserem farger angebundenen Geschlechte geschieden. Goethes Gestalten gehören keiner Zeit; sie sind wahr, niemals wirklich, so wie er es von der Kunst verlangte. Sie veralten nicht, denn sie wollen erlebt sein; sie erwärmen nur vor den Augen des gottbegnadeten Künstlers, des liebevollen Weibes oder des festen Mannes, den die vollendete Bildung zur Einfachheit der Natur zurückführt.“

Im bewußten und ausgesprochenen Gegensatz zum alten Goethe hatte sich schon bei Lebzeiten desselben das Junge Deutschland entwickelt, in dem Heine von Paris aus eine Hauptrolle übernahm. Der alte Donnerer von Weimar (von Heine gern „Kunstgreis“ genannt, um darauf gelegentlich mit „Dunstkreis“ geschmackvoll reimen zu können) kümmerte sich nicht viel um die neuen Propheten, deren Stärke, wie stets bei neuauftretenden Richtungen, zunächst hauptsächlich in der Negation des Bestehenden lag. „Sollen dich die Dohlen nicht umschrein, mußt nicht Knopf auf dem Kirchthurm sein,“ sagte er sich mit heiterem Selbstbewußtsein; denn dies ganze „Geklaff des Spikes“ bewies für ihn nichts weiter, als „daß wir reiten.“ Als er nun aber gestorben war und die heilsame Furcht, die sein überlegener Geist noch immer eingeflößt hatte, aufgehört, da nahm jenes Geklaff denn doch überhand, zumal es sich ja jetzt darum handelte, den erledigten Stuhl des „Kommandeurs der Poesie“ neu zu besetzen. Jetzt zeigte sich auch in schnell steigender Entwicklung der Kern der „jungdeutschen“ Bewegung, deren Hauptvertreter bezeichnender Weise jüdischen Stammes waren: sie war politisch radikal, religiös atheïstisch und auf sittlichem Gebiet predigte sie die Emanzipation des Fleisches. „Wie leer, öde, langweilig erschien doch diese neue Form des Unglaubens! Die alte Aufklärung glaubte noch an den ewigen Fortschritt der Menschheit, sie hoffte noch auf einen Tag des Lichtes; die moderne Lehre von der Verkürzung des Fleisches verhöhnzte alles, was Menschen menschlich aneinander bindet, und schließlich blieb ihr nichts mehr übrig als der souveräne Einzelmann, der sich nach Belieben im Genuße ungezählter Brisetten und Trüffelpasteten ergehen konnte.“ — Vor allem Heines litterarische Thätigkeit wird hier noch einmal gründlich gewürdigt. Sie stellt sich dar in Flachheit und Charakterlosigkeit auf allen Gebieten. Auf politischem Gebiet machten sich diese Eigenschaften natürlich am unelidlichsten geltend, und darum werden auch die politischen Schriften Heines kaum noch irgendwo verteidigt. Der eigentliche Boden für seine zerfahrenere Schriftstellerei war das Feuilleton, dem er hauptsächlich den geistreich schillernden Stil bei dürftigem, inhaltslosem Gedankengehalt geschaffen hat. „Heine wurde, die Franzosen selbst übersfliegend, der Meister des europäischen Feuilletonstils, der Bannerträger jener journalistischen Frechheit, die alle Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens mit einigen flüchtigen Einsällen abthat.“ Auf diesem Gebiet konnte die Charakterlosigkeit natürlich nicht schaden, sondern nur nützen, und je flacher der Gedankeninhalt, um so gemeinerständlicher. Kein Stoff, kein flüchtiger Einsall war zu wichtig, kein Witz zu gemein, daß Heine ihn nicht aufzupuzen und zu verwerten verstanden hätte. Denn „er befah, was die Juden mit den Franzosen gemein haben, die Anmut des Laifers, die auch das Niederträchtige und Ekelhafte auf einen Augenblick verlockend erscheinen läßt, die geschickte Masche, die aus niedlichen Niens noch einen wohlklingenden Satz zu bilden vermag, und vor allem jenen von Goethe so oft verurtheilten unfruchtbaren Esprit, der mit den Dingen spielt, ohne sie zu beherrschen. Das alles war und deutlich von Grund aus.“ Undeutsch war es auch, daß unter allen seinen lyrischen Gedichten ein Trinklied vergeblich gesucht wird; „sein Himmel hing voll von Mandelortoren, Goldbörsen und Straßendirnen, nach Germanenart zu zechen vermochte der Orientale nicht.“

Wie der „Altmeister“ Heine in Paris zwicherte, so sangen, nur mit etwas kräftigeren und rauheren Kehlen, die jüngeren Vertreter des Jungen Deutschland, bis Guklows „Bally“ dem Fasse den Boden austieß und selbst den alten schläfrigen Bundestag aus seiner beschaulichen Ruhe aufstörte. Treitschke nimmt bei dieser Gelegenheit ehrlich für Wolfgang Menzel Partei, dessen „grobe, hochmütige, polternde Weise“ er sonst nicht liebt, indem er ihn vor dem auch heute noch immer wieder erhobenen Vorwurf der Denunziation völlig freispricht. Ebenso gerecht und ganz besonders scharfsinnig zeigt sich sein Urteil im Falle Charlotte Stieglitz. Nicht das starkgeistige Verlangen, ihrem mittelmäßig beanlagten Manne zu einer außerordentlichen dichterischen Leistung zu verhelfen, hat dieser unevös überreizten Frau den Dolch in die Hand gegeben, vielmehr war „gleich den meisten Selbstmorden auch dieser der Schwäche, dem Kleinmut

entsprungen.“ Sie hatte ihren Mann überschätzt, und als sie dies erkannte und einsah, wie wenig er ihren hochgespannten Idealen entsprach, da vermochte sie die Enttäuschung nicht zu überleben, gestaltete aber, möglicherweise sich selbst betrügend, die That ihres Kleinmuths zu einer solchen des opfermütigen Heldentums. Als solche ward sie denn auch allgemein unter den Zeitgenossen gefeiert, viel wurde darüber von sonst verständigen Männern geschrieben, und der Witwer, der „im wahrhaften Unglück hatte glücklicher werden“ sollen, reiste mit dem Dolche seiner Gattin durch Deutschland und „praßelte mit seiner eigenen Schande.“

Häufig und zutreffend mit wenigen Strichen sind auch die beiden Frauenbilder Bettina v. Arnim und Rahel Barnhagen gezeichnet, die im Grunde einander so ähnlich sind, nur daß die eine dem Goetheschen, die andere dem jungdeutschen „Dunkelkreis“ angehört. Beide wollen von allen conventionellen Schranken nichts wissen und vertreten die Freiheit des Genies, beide sind voll geistreicher Einfälle; aber Rahel, mit den negativen Ideen Jungdeutschlands belastet, verbirgt hinter ihrer Ruhelosigkeit ein tief unbefriedigtes Gemüt, wogegen Bettinas tobosdartiges Wesen eine heitere, harmonische Seelenstimmung erkennen ließ. Freilich, das „Kind, das nicht fragt, was da böß sei, was da gut,“ wußte sich auch oft zu viel mit seiner Natürlichkeit! —

Treitschkes Stellung in der Judenfrage ist bekannt. Es ist ja auch schlechterdings unmöglich, daß ein denkender Geschichtsschreiber (Geschichtsschreiber sollten füglich stets „denkend“ sein, sind es aber doch nicht immer!), wenn er seinem Stoffe gegenüber nicht absichtlich die Augen verschließt, den zeretzenden, tief nachtheiligen Einfluß nicht erkennen sollte, den das Judentum auf den deutschen Volksscharakter geübt hat und übt. Da Treitschke nun offen und ehrlich genug ist, mit seinem Urtheil nirgends zurückzuhalten, so ist er Antisemit — aber auch hier kennt er genau die Grenze. Die Juden Jungdeutschlands kommen schlecht weg, mit Recht, denn sie blieben im Herzen Juden und suchten den deutsch-christlichen Volksscharakter zu untergraben. „Das Weltbürgertum und der Christenhaß, der ätzende Hohn und die Sprachverderbnis, die Gleichgültigkeit gegen die Größe der vaterländischen Geschichte — alles war jüdisch in dieser Bewegung.“ Aber wie der Mann ist, so wird ihm die Wurst gebraten, das muß auch bei der Judenfrage gelten, die nie zu einer reinen demagogischen Hefhey-Frage gestempelt werden darf. Das zeigt auch Treitschke bei der Besprechung Felix Mendelssohns, wenn er sagt: „So führte ein Deutscher jüdischer Abstammung unsere gebildete Gesellschaft zu den alten Ueberlieferungen ihrer nationalen Kunst zurück, eben in den Tagen, da die Pariser Deutsch-Juden sich so frevelhaft an unserm Volkstum verständigten. Mendelssohns edles und großes Wirken bewies für alle Zukunft, daß der deutsche Jude nur dann wahren Ruhm erringen kann, wenn er ganz und ohne Vorbehalt im deutschen Leben aufgeht.“ —

Ueber den Junghegelianer David Friedrich Strauß lautet Treitschkes Urtheil so maßvoll, wie es bei der verschiedenen, ihn von jenem trennenden Grundstellung nicht maßvoller gedacht werden kann. Er verkennet nicht die Bedeutung des Mannes (dem er freilich auch nicht die herkömmliche Ueberhöhung zu teil werden läßt) und den im letzten Grunde richtigen Gedanken, der in seinem „Leben Jesu“ lag. Auch die vielfach wohlthätige Wirkung, welche Straußs System — freilich meist ohne seine Absicht — auf die Entwicklung der Theologie gehabt hat, wird offen anerkannt; durch ihn hauptsächlich wurde mit der rationalistischen Buchstabentheologie, die wohl „an die Erscheinung der Taube glaubte, aber die Ausgießung des heiligen Geistes bezweifelte,“ gründlich aufgeräumt, auf die Dauer aber nicht durchweg so, daß man, wie er, beides negierte, sondern daß man wieder beides glaubte. Man fing wieder an, Wissenschaft und Glauben reinlich zu scheiden und gab der ersteren das Recht, ihre historisch-kritische Methode auch auf die Berichte der Bibel auszubehnen, so jedoch, daß für den Glaubensinhalt aus den etwaigen Ergebnissen absolut keine Folgerungen gezogen werden durften. — Aber diese Position wurde erst später errungen; Strauß selbst und seine Anhänger entwickelten

sich bekanntlich nach der entgegengesetzten Seite. Bei allem kritischen Scharfsinn und aller gründlichen Gelehrsamkeit fehlte ihm, so urteilt Treitschke, die Hauptfache: „die Macht einer ursprünglichen und darum beständig wachsenden Persönlichkeit. Er zählte zu jenen tief unglücklichen Talenten, die sich in absteigender Linie entwickeln; sein erstes Buch blieb sein bestes, und wenn ihm seine orthodoxen Gegner voraussetzten, er werde ein schlechtes Ende nehmen, so haben sie schließlich doch Recht behalten.“ So kam der Theologe Strauß schließlich folgerichtig zur Negation der Theologie; „religiöse Ibioten und theologische Autodidakten — so rief er aus — das sind die Geistlichen der Zukunft.“ bis dahin werden freilich noch viele „arme Knaben-seelen durch den Speck der Stiftungen in die theologische Mansfalle gelockt“ werden. Und dabei hatte derselbe Strauß noch eben die theologische Professur in Zürich annehmen wollen! „Es war genau dasselbe — urteilt Treitschke mit einem passenden Vergleich — wie wenn Martin Luther gefordert hätte, mit samt seiner Frau Katharina General des Augustinerordens zu werden.“

Wir müssen es uns verlagern, aus der Fülle des interessanten Materials, wie es dieses Kapitel fast auf jeder Seite bietet, noch mehr Einzelheiten beizubringen; es gilt von ihm das Wort Goethes: „Wo ihrs packt, da ist's interessant.“ Nur das sei noch einmal ausdrücklich konstatiert, daß, wenn man Treitschkes Urteil überhaupt nicht beanstandet, man nicht den geringsten Grund hat, ihm in diesem Abschnitt ein besonderes und ungerechtes zuzuschreiben.

Auf das Gebiet der hohen europäischen Politik führt uns, an das 1. Kapitel anknüpfend, zunächst der folgende Abschnitt, „Stille Jahre“ überschrieben. Die Gruppierung der Mächte hatte allmählich zwar nicht offiziell, aber thatsächlich eine merkliche Verschiebung erfahren. Die eine Veranlassung dazu war Lord Palmerston, der in seiner schlaunen, herkömmlicher Weise mit Freiheitsphrasen bemantelten Handelspolitik die „Quadrupelallianz“ zwischen England, Frankreich, der illegitimen Isabella von Spanien und der legitimen Maria von Portugal zu stande gebracht hatte. Aber der Bürgerkönig Louis Philipp fühlte sich in diesem Bunde, der ihm durch sein „Freiheit“ liebendes Volk aufgedrängt war, nicht wohl, denn höher wie die liberale Phrase, die er nur anwandte, wenn sie ihm zu seinen Zwecken dienlich schien, stand ihm die Sicherung der Krone fürs Haus Orleans. Allen unnötigen Wagnissen abhold, wandte er sich daher instinktiv Anschluß suchend an den konservativen Osten und fand hier in Preußen bei Friedrich Wilhelms ehrlicher Politik immer mehr Entgegenkommen. Durch des letzteren Vermittlung erhielt der französische Thronfolger auch endlich eine ebenbürtige Gemahlin, die vielgeliebte und vielbeschriebene Herzogin Helene von Mecklenburg-Schwerin, was bei der Ausnahmestellung, die der Bürgerkönig noch immer bei den Regentenfamilien einnahm, keineswegs eine leichte Sache gewesen war; hatte doch, wie er selbst nachher klagte, „der Zar seine Familie zu einer thatsächlichen Kastriation verdammen wollen.“

Suchte sich Frankreichs Regierung mehr und mehr an Preußen anzunähern, so war letzteres bestrebt, sich von russischem Einfluß gründlich freizuhalten. So wurde in der letzten Hälfte der dreißiger Jahre das Verhältnis Preußens zu Rußland immer kühler trotz der ostentativen Freundschaftsver sicherungen, an denen es besonders Zar Nikolaus nicht fehlen ließ, auch trotz des „Lagers von Kalisch“, einer theatralischen Zusammenlagerung russischer und preussischer Truppenteile samt den beiden obersten Kriegsherrn, von Nikolaus im Jahre 1835 ins Werk gesetzt, um der Quadrupelallianz die unverbrüchliche Freundschaft Preußens und Rußlands handgreiflich vor die Augen zu stellen. Ebenjowenig vermochten zwei Tschischer Zusammenkünfte 1835 und 1838 die alte einmütige Politik der Ostmächte wiederherzustellen, denn Nikolaus duldete zwar in eigener Sache nicht die geringste Einmischung („Rußland ist so groß und reich, daß es sich um die ganze Welt nicht zu kümmern braucht. Wenn ich es könnte, so würde ich mein Reich mit einer Mauer umschließen“), wollte aber selbst stets auf die Politik seines Schwiegervaters bestimmend wirken, ein Streben, das vom Minister Ancillon

und noch mehr von dessen Nachfolger Berthier erfolgreich zurückgewiesen wurde. Trotzdem galt es unter den deutschen Liberalen allgemein für ein Dogma, daß Preußen im Schlepptau der russischen Politik segele, ein Vorwurf, der doch erst ein Jahrzehnt später unter Friedrich Wilhelms IV. Regierung berechtigt war.

Oesterreichs Lage war nach außen hin wie im Innern wesentlich dieselbe geblieben, denn das im März 1835 erfolgte Ableben des alten Kaisers Franz und die Thronbesteigung Kaiser Ferdinands bedeuteten — außer einigen Zugeständnissen an die kirchlich-jesuitische Partei — wesentlich nichts; „es war, als wenn Kaiser Franz noch 13 Jahre länger gelebt hätte.“ Der etwas schwachsinrige Ferdinand I. wird durch den Kaiserstitel nicht geschützt vor Treitschkes Urteil, das auch in seiner äußeren Formulierung bei Stand und Amt grundsätzlich keinen Unterschied macht. „Ein Anblick zum Erbarmen, wenn diese gebrechliche Gestalt mit dem großen, blöde lächelnden Wassertopfe in die Munde der Holzgesellschaft eintrat und sich, um ja keinem den Rücken zuzuwenden, wie ein Kreisel um ihre eigene Achse drehte; dann saßte die Kaiserin oder ein Hochwürden-träger den Kaiser am Frackschöß und führte ihn zu einigen der anwesenden Fremden, denen er ein paar unverständliche Worte zuraunte. Als man den Armen gar nötigte, die herkömmlichen öffentlichen Audienzen zu halten, da sagte bald selbst der gemeine Mann in Wien, der gute Kaudl sei ein Trottel.“

Aber auch in Preußens inneren Zuständen, denen Treitschke sich nach Ueberblickung der auswärtigen Lage wieder zuwendet, war nicht alles so, wie es hätte sein müssen. Vor allem gelang es nicht immer, die rechten Männer an die rechten Posten zu stellen, diese bedeutungsvollste, aber schwierigste Aufgabe des Regierenden, die Kaiser Wilhelm I. so gut zu lösen verstand; auch Mißgriffe in der Verwaltung blieben nicht aus, z. B. die versuchsweise Einführung der zweijährigen Dienstzeit, die sich bald als ein Fehler erwies schon deshalb, weil die bisher geübte vorzeitige Entlassung der Soldaten von guter Führung, die für die Ehrgeizigen ein wirksamer Sporn gewesen war, jetzt wegsallen mußte. (Das würde heute wieder gerade so sein.) — Im preussischen Rheinland wollte man den code Napoléon, an den man sich gewöhnt hatte, nicht missen, und als man in Berlin, wo man freilich auch nichts entsprechendes zu bieten hatte, nachgab, da meinten sogar manche der biederen rheinischen Juristen: wenn es doch einmal ein einiges preussisches Recht sein sollte, weshalb man dann nicht den code Napoléon auf ganz Preußen ausdehnen wolle! — Wirklich segensreiche Reformen aber wurden in Posen vorgenommen, die freilich bei der polnischen Bevölkerung wie bei den deutschen Liberalen vor der Hand nur wenig Anerkennung ernteten.

Interessant ist noch der Ursprung des Wortes „Muder“ in unsern Tagen, wo ein bekanntes offizielles Blatt die „Muderei“ noch durch einen ähnlich geschmackvollen Ausdruck erweitert hat. Die Bezeichnung stammt vom Königsberger Oberpräsidenten Schön, einem „aufgeklärten“ Manne der „reinen Vernunft“, und wurde angewandt auf den Königsberger Prediger Ebel und dessen Gemeinde der Erweckten, denen man Sektiererei und Unzucht bei ihren Versammlungen vorwarf („die alte räthselhafte Verwandtschaft von Sinnlichkeit und religiöser Ekstase“); letztere Beschuldigung ist übrigens in dem siebenjährigen „Muderprozeß“ unerwiesen geblieben. — Ernsthaftere kirchliche Streitigkeiten hatte man auch sonst noch in Preußen: in der Mark wirkte das neue Gesangbuch Staub auf, in Schlesien entschlossen sich gar an 1000 Auktiferaner, denen man das Recht der Gemeindegründung nicht gestatten wollte, zur Auswanderung. Den protestantischen, in ihrem Glauben bedrängten Zillerthalern wiederum gewährte Preußen, wie einst den Salzburgern und Hugenotten, eine neue Heimat.

Im übrigen stand jetzt der Bau der ersten Eisenbahnen auf der Tagesordnung, eine Frage, die viel Kopfzerbrechen und noch mehr Kopfschütteln verursachte, schließlich aber in Preußen verhältnismäßig gut und immer noch schneller als in den Nachbarländern — von Belgien abgesehen — gelöst wurde. Die Folgen des gänzlich veränderten Verkehrs zeigten sich bald. „Nun, da die Macht des Raumes überwunden

war, begann die Welt auch erst den Wert der Zeit zu schätzen, ja zu überschätzen. Ein hastiges, atemloses Treiben nahm überhand, eine fieberische Begehrlichkeit nach dem Neuen und Unbekannten, ein Drang nach Genuß und Gewinn, der von dem überspannten Idealismus des älteren Geschlechtes unheimlich abstach. Die Geselligkeit verödete. Je mehr die Zahl der Briefe zunahm, um so dürftiger wurde ihr Inhalt, und seit die Zeitungen sich mehrten, schrieb der gebildete Mann fast nur noch Geschäftsbriefe. Der anschwellende Verkehr wirbelte alle Stände dermaßen durcheinander, daß der Kastenbüffel sich kaum mehr halten konnte. Die Gesellschaft demokratisierte sich, die Umgangssprache ward kürzer, geschäftlicher, aber auch grob und ungemütlich. Der Durchschnittsmensch empfing eine Masse neuer Eindrücke und Kenntnisse, doch je mehr sie sich drängten, um so weniger haften sie. Das neue Geschlecht krankte an einer vielseitigen, oberflächlichen Bildung, an Ueberfättigung, Zerstretheit, Kumakung. Die großen Städte wuchsen unanfechtbar, manche der kleinen sanken, eine krampfhafte Lust an den großstädtischen Genüssen verbreitete sich weithin im Volke, und mit der Macht der Massenkapitalien stieg auch das Massenelend.“

So wuchs ein Proletariat heran, und das Geipenst der sozialen Frage erhob sich. Allerdings noch höchst unklar und zunächst eng verknüpft mit der Politik, was schon die polnischen Flüchtlinge veranlaßten, die auch hier den Saureisen bildeten. Schon damals war die neutrale Schweiz der Zufluchtsort politischer und sozialer Agitatoren, und hätte, wie Treitschke meint, als solcher segensreich wirken können, wenn sie selbst wirklich neutral geblieben und das Treiben unparteiisch unter ihre gesetzliche Aufsicht genommen hätte. Aber die kleine Schweiz war selbst radikal, sie leistete den umstürzlerischen Bestrebungen vielfach Vorschub, und die Folge war, daß die Regierungen der Nachbarn durch Unterhaltung geheimer Agenten u. dgl. sich selbst ihrer Haut erwehren mußten — ganz wie in unsern Tagen. — Nebenher ließen, nicht minder unerquicklich, die Demagogenverfolgungen, die sich in Preußen aus Mangel an anderen Objekten hauptsächlich auf Angehörige der Universitäten beschränkten, und denen auch Fritz Reuter zum Opfer fiel. „Dem Berliner Polizeidirektor Duncker, den alle Spitzbuben wie den Satan fürchteten, ging es fast wider die Amtschere, daß er sich jetzt mit so vielen anständigen Leuten befassen sollte.“ Am schlimmsten wüteten diese Verfolgungen aber in Baiern, wo der erbitterte König Ludwig die Zahl der geistlichen Strafen noch durch eine neue sinnreiche erweitert hatte, nämlich durch die kniefällige Abbitte vor seinem Bilde, die allemal dann als Zusatzstrafe angehängt wurde, wenn er sich selbst in seiner Person (oder in seinen Gedichten) verlegt fühlte.

Von dem freihheitlichen parlamentarischen und öffentlichen Leben der früheren Jahre war überhaupt nicht mehr viel zu spüren, in Baiern so wenig wie in den meisten süddeutschen Bundesstaaten mit den vielgerühmten Verfassungen. In Baiern konnte König Ludwig den schlimmen Landtag von 1831, der ihm sein Budget für Kunstzwecke zusammengestrichen hatte, nie wieder verwinden, und gab daher im folgenden Jahre, als sein Sohn Otto zum König von Griechenland erwählt war, den dringenden Rat, sich die Einführung einer Verfassung daselbst erst reiflich zu bedenken; denn sie sei die Höhle des Löwen, aus der keine Fuchstapfen hinausführten. Selbst als der Landtag von 1834 sich ganz außerordentlich willfährig erwiesen und alle Forderungen des Königs ohne Murren bewilligt hatte, erkannte zwar Ludwig dies Wohlverhalten an und ließ nach seinen Gepflogenheiten zum Abschied einen Geschichtsthaler prägen mit der französischmückten Aufschrift: „Der Landtag von 1834. Ehre dem Ehre gebühret.“ Aber seine Ansichten über Landtage im allgemeinen änderte er nicht mehr, und als drei Jahre später die Stände sich weniger gesüßig zeigten, da wurden sie samt dem Ministerium ungnädig entlassen, und Baierns Politik segelte fortan ganz im klerikalen Fahrwasser. — Eine ähnliche Richtung bahnte sich auch schon bei dem evangelischen Hofe in Baden an, nachdem Winter, in dessen Person die Gegensätze zwischen Regierung und Volksvertretung noch immer ihren Ausgleich gefunden hatten, im Jahre 1837 gestorben war. —



In Württemberg trat die liberale Landtagsopposition resigniert in den Hintergrund und überließ der Regierung das Feld allein, und in Kurhessen, wo die traurigen Familienverhältnisse des kurprinzlichen Hauses noch immer fortgesetzten Anstoß erregten, wurde unter Hassenpflug's Regierung der Landtag dermaßen erbittert, daß er sich an das neubegründete Bundeschiedsgericht nach Frankfurt wandte — vergebens, denn die „eigens dazu eingefetzte“ Behörde verlagte aus formalen Gründen ihre Bethätigung. So hatte Kurhessen von seiner liberalsten aller Verfassungen wenig Vorteil, und der Schöpfer der letzteren, Schloßher Jordan, mußte wegen demagogischer Umtriebe gar mit dem Gefängnis Bekanntschaft machen.

„Der welfische Staatsstreich“, dem der folgende Abschnitt gewidmet ist, findet nach der schon oben angezogenen Kritik in der „Nordd. Allg. Zeitung“ bei Treitschke „eine geradezu klassische Darstellung.“ So wenig der betreffende Kritiker hierin Unrecht hat, so wenig hatte er Recht, wenn er Treitschkes „Junges Deutschland“ beanstandete. Es sei hier auf den Gegenstand nicht näher eingegangen, so verlockend es auch ist, etwas aus der höchst interessanten Charakteristik Ernst August's von Cumberland oder aus den Tagen der „Göttinger Sieben“ mitzuteilen, aber die Hauptthatfachen aus diesem Blatt der hannoverschen Geschichte dürften wohl noch unvergessen sein. Im Jahre 1833 hatte, wie oben gezeigt, Hannover sein „Staatsgrundgesetz“ erhalten, „die bescheidenste unter den Verfassungen Norddeutschlands.“ Vier Jahre darauf, als das Königreich durch die Thronbesteigung der weiblichen Linie in England selbständig wurde, zeitigte dieser an und für sich segensreiche Vorfall, der den Herzog Ernst August von Cumberland auf den hannoverschen Thron brachte, als erstes Ereignis des neuen selbständigen Königreichs „einen Staatsstreich, so frevelhaft, so unentschuldig, so gemeinverständlich in seiner Roheit, daß der sittliche Ekel fast alle irgend selbständigen Männer zum Widerpruche zwang und den Reihen der liberalen Opposition mit einemmale neue Kräfte zuführte.“ Das hinterhältige Benehmen des Herzogs wird durch Treitschkes atemmäßige (schon früher veröffentlichte) Darstellung unwiderleglich nachgewiesen. Während er im Jahre 1831, als die Verhandlungen über Einführung des Gesetzes noch schwebten, dem König Wilhelm privatim seine freudigste Einwilligung in alle Hauptpunkte desselben ausgesprochen hatte, machte er plötzlich zwei Jahre später bei Verkündung des Gesetzes allerlei Vorbehalte, und als er 1837 zur Regierung kam, da kassierte er es, nahm also dem Lande gewaltmäßig die garantierte Verfassung.

Fast noch schlimmer wie dieser Handel selbst war die Haltung des Bundestages zu demselben, der hier wie nie zuvor sich selbst und seinen eigenen Gesetzen ins Gesicht schlug. Er hatte laut Bundesgesetz die Pflicht, die Bundesverfassungen zu garantieren, trotzdem beschloß er — nach langen, kläglichen Winkelzügen —, einem dahin gehenden Antrage der süddeutschen Staaten „keine Folge zu geben“, d. h. er weigerte sich, seine Pflicht zu thun. „Seitdem begannen auch die Gemäßigten zu fühlen, daß unter dem Deutschen Bunde kein Recht mehr feststand, und in immer weiteren Kreisen verbreitete sich die Hoffnung auf einen gewaltsamen Umschwung, der mit einem Schlag dem deutschen Glend Wandel schaffen sollte.“

Auch Preußen hatte bei diesem Bundesbeschlusse mitgewirkt, da Friedrich Wilhelm, auch wohl durch persönliche Rücksichten mitbestimmt, die Folgen eines gewaltsamen Einschreitens fürchtete, und dies ist der erste der „zwei verhängnisvollen Fehler der preußischen Politik“, auf die Treitschke schon im Vorwort seines Buches hindeutet.

Den zweiten, fast noch schlimmeren Fehler beging Preußen im Königlich-bischöflichen Streit, dessen Darstellung der letzte Abschnitt des Treitschkeschen Buches gehört; denn hier setzte sich die ehrliche preußische Politik dem Vorwurf der Doppelzüngigkeit und der Vergewaltigung der Gewissen aus und gab selbst Anlaß, daß alle die alten süddeutschen Märchen über Preußens Hinterlist und Gewaltthätigkeit neuen Boden gewannen. Der Verlauf des Streites ist lehrreich wegen seiner Anklänge an die Gegenwart

und besonders an die siebziger Jahre, was durch Treitschkes gelegentliche epigrammatische Bemerkungen noch mehr ins Licht tritt.

Im Jahre 1831 hatte Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl bestiegen, zu einer Zeit, wo das kirchliche Prinzip im Erstarken begriffen war und mehr und mehr den Charakter eines ultramontanen anzunehmen begann. Hatte doch in der belgischen Revolution die kirchliche Partei den Sieg behalten und dadurch bewiesen, daß Rom keineswegs, wie man bisher geglaubt hatte, auf Seite der konservativen Mächte zu stehen brauchte, daß die Alleinherrschaft der römischen Kirche mit der konstitutionellen Freiheit des revolutionären Vaterlandes nicht unvereinbar war! — Die Sache war einfach diese: bisher hatte revolutionär mit kirchenseindlich für identisch gegolten; nun aber erhoben sich überall revolutionäre Mächte, welche der (römischen) Kirche günstig schienen, „und sofort zeigte sich, daß die römische Politik nur kirchliche Ziele verfolgen darf, mithin alle politischen Parteien lediglich als Mittel behandeln kann.“ Mit Preußen wurde während der ersten Jahre der Gregorianischen Amtsführung der Friede noch nicht getrübt, aber der Keim zu künftigen Zerwürfnissen war schon vorhanden. Wie immer erwies sich die Mißscheidung als eine solche, die allezeit Gelegenheit gab, einen an konfessioneller Erbitterung nichts zu wünschen übriglassenden Streit vom Saan zu brechen. Zunächst war durch ein päpstliches Breve, das der sehr ungeschickte, aber äußerst von sich eingenommene preußische Gesandte beim Vatikan, von Bunsen, vermittelt hatte, die prinzipielle Bestimmung getroffen, daß bei Mißscheiden, sofern nicht katholische Kindererziehung versprochen, nur eine passive Assistenz des Priesters gestattet sei. Das war wenigstens der Sinn, den jeder Unbefangene aus den nach römischer Art sehr gewundenen Sätzen herauslesen mußte. König Friedrich Wilhelm war mit diesem Breve natürlich wenig zufrieden, aber die Verhandlungen zur Abänderung desselben blieben fruchtlos; „denn die Kurie darf niemals einen Grundsatz aufgeben, sie kann höchstens temporum ratione habita eine milde Auslegung ihrer unabänderlichen Gesetze stillschweigend gestatten.“ Auch der friedliebende Erzbischof Graf Spiegel von Köln bedauerte das Breve, dessen strikte Durchführung in seiner buntgemischten Erzdiözese zu den schlimmsten Verwicklungen führen mußte. Man einigte sich daher auf Bunsens Rat zu einem geheimen Vertrage zwischen Preußen und dem Erzbischof, demzufolge die kirchliche Einsegnung aller Mißscheidenpaare die Regel bilden sollte, ohne Rücksicht auf das Versprechen der katholischen Kindererziehung.

Bald darauf starb Graf Spiegel, und auf Vorschlag der preußischen Regierung, die ihren Mann zu kennen glaubte und sich durch allgemeine friedfertige Versicherungen zu falschen Schlüssen verleiten ließ, kam der Weihbischof von Münster, Droste-Bischoering, auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln. Droste war „der blindeste aller ultramontanen Eiferer“, der einzige der preußischen Prälaten, der schon früher einmal, als Generalvikar, offene Auflehnung gegen die Staatsgewalt versucht hatte — damals vergeblich. Er war von mönchlich-rigoristischer Frömmigkeit, wie überhaupt sein ganzes Wesen einen asketischen Zug hatte; das war es auch, weshalb der preussische Kronprinz seine Wahl zum Erzbischof lebhaft befürwortete: „wie so viele Protestanten des Nordostens glaubte er arglos, dies römische Bistumswesen sei der protestantischen Rechtgläubigkeit verwandt.“

Bei solcher Lage der Dinge konnte der Konflikt nicht ausbleiben; Droste-Bischoering schritt „ebenso blind und störrisch, ebenso durchdrungen von dem Bewußtsein seines göttlichen Rechtes wie Ernst August von Hannover auf sein Ziel los.“ Zu allem Unglück wurde gerade jetzt der geheime Vertrag mit dem Grafen Spiegel in der Presse laut und lieferte der ohnehin schon fleißig arbeitenden römischen Mühle ein überreichliches Wasser. Statt den Thalbestand des abgeschlossenen Vertrages offen zuzugestehen, klammerte sich Bunsen an einen nebensächlichen Irrtum in der Veröffentlichung und beteuerte pathetisch, derartige Weisungen seien nie von Spiegel erlassen, was der Form nach richtig, der Sache nach aber eine Lüge war. Natürlich kam die Kurie der Wahrheit

bald auf die Spur, und jetzt erst war Preußen heillos kompromittirt; „diese bei allen ihren Schwächen durchaus ehrliche Regierung geriet in den Ruf der Verrätheri, und solche Nachrede war nirgends gefährlicher als am Rhein, wo alle Schoppenstecher sich längst gewöhnt hatten, die albernen Wize über die preußischen Pfiffe und Kniffe nachzusprechen.“ — Der neue Erzbischof von Köln, dessen Regiment sich auch sonst durch allerlei antiquierende Neuerungen bemerkbar machte, befahl den ihm unterstellten Geistlichen denn auch bald nach seinem Amtsantritt, keine gemischte Ehe ohne das Verprechen katholischer Kindererziehung einzusegnen, und als die Regierung ihn auf seine gegebenen friedlichen Versicherungen hinwies, die die Bedingung zu seiner Erwählung gewesen waren, da erklärte er, in die Bestimmungen des Vertrages seiner Zeit keine Einsicht genommen zu haben. Zum freiwilligen Rücktritt, der bei solcher Sachlage das einzig gebotene Verhalten gewesen wäre — denn die Schuld lag auf seiner Seite, da er ein Verprechen gegeben hatte, ohne sich über den Inhalt desselben Klarheit verschafft zu haben — war er aber ebenfalls nicht geneigt, und da sich bei der allgemeinen Aufregung, die der Fall hervorrief, bald die Frage darhin zugipfte, daß es sich darum handelte, „ob der König oder der Erzbischof das Ruder der Regierung führen solle“, so blieb kaum etwas anderes übrig, als den widerspenstigen Erzbischof mit Gewalt aus seinem Sprengel abzuführen. Das geschah mit aller möglichen Milde im November 1837 und rief, wie immer, wenn weltliche Gewalt in Glaubenssachen entscheidend eingreift — so wurde dieser Kampf um das Sakrament der Ehe aufgefaßt — ungeheure Sensation hervor. Für das Papsttum war der preußische Staat ohnehin von jeher „der Todfeind, der Hört und Halt des Protestantismus, seine Krone ruhte auf einem sekularisirten Kirchlande;“ zudem wurde jede Gelegenheit, Deutschland, das Vaterland Martin Luthers, zu verheizen und zu schädigen, von Rom stets mit besonderer Genauigkeit wahrgenommen. So wurde denn in einer geradezu beleidigenden Sprache eine geharnischte Allokution erlassen und sandt gut zubereiteten Boden.

Demgegenüber war Preußens ferneres Verhalten schwach und inkonsequent. Nicht nur daß Bunsen, zur Unterhandlung nach Rom gesandt, abermals die bedenklichsten Mißgriffe machte, die endlich sogar seine lautmütigen Gönner, den König und den Kronprinzen, verdroffen und zu seiner Abberufung nöthigten, inzwischen hatte auch eine Kabinettsordre des Königs an die Rheinlande thatsächlich den Rückzug angetreten, indem sie bescheidene Entschuldigungen der Priester nach der Kindererziehung unabwehrbar ließ und in zweifelhaften Fällen den Bischöfen die Entscheidung einräumte über die Assistenzen der Geistlichen. „Mehr wollte ja Droste selbst nicht; warum hielt man also den ultramontanen Heißsporn noch gefangen?“

Der Streit nahm an Ausdehnung zu, als auch Erzbischof Dunin von Posen die Widersetzlichkeit seines Kollegen im Westen nachahmte und sich ebenfalls gefangen nehmen ließ. Freilich waren die Beweggründe bei dem schmiegsamen und wenig aufrichtigen Slaven andere als bei dem starrköpfigen aber ehrlichen Westfalen; v. Dunin war wesentlich ein Werkzeug in der Hand des polnischen Adels, das sich zum Kampfe gegen das Deutschtum gebrauchen ließ. — Bunsen hatte einst gehofft, die Kurie durch einen deutschen Landesepiskopat zu bezwingen — dieselbe Hoffnung, die auch 1870 bei Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas wiederkehrte. Sie erwies sich beidemals als trügerisch: umgekehrt führte damals (wie auch später im Kulturkampf) „die Kurie den gesamten preußischen Episkopat gegen die Krone ins Feld, und dieser Streit verwickelte sich so sehr, daß selbst eifrige Protestanten nicht mehr mit ungetheiltem Herzen auf Seiten des Königs stehen konnten.“ Denn durch die erwähnte Kabinettsordre war der sachliche Widerspruch ja fast ganz hinfällig geworden. Dazu kam, daß der Streit, der naturgemäß Presse und Litteratur beider Konfessionen vollaus beschäftigte, auf ultramontaner Seite mit voller Einmütigkeit geführt wurde, auf protestantischer aber „focht jeder mit seinen eigenen Waffen, wie es die evangelische Freiheit bedingt.“ Das war schlimm, da auch die Rationalisten sowie die freigeistigen Humanitätsschwärmer gegen Rom eifrig

mitthun wollten und dadurch die protestantische Sache von vorne herein kompromittierten. (Ein Seitenblick auf eine antirömische Vereinigung unserer Tage liegt hier wieder sehr nahe.) Ja auch „die Genossen des Jungen Deutschland benutzten die Gunst der Stunde, ihre erlöschenden Lichtlein an den Flammen dieses Kirchenstreits wieder anzuzünden und ihren Haß gegen das Christentum ungestraft anzusprechen: nach ihrer Geschichtsphilosophie waren ja die Reformatoren nur Vorläufer der französischen Revolution, Bahnbrecher der jungdeutschen Unguchslehre. Wie jubelten die Klerikalen schadenfroh, als Th. Mundt in seinem Taschenbuche „Delphin“ sagte: „König Wenzel liebte Wein, Weiber und Gesang, wie Luther, dessen erste Protestation gegen den Katholizismus mit der Liebe zu einer Frau begann;“ als Kuges Jahrbücher den wahren Protestantismus für die Negation alles Kirchenglaubens ausgaben; als Guzkow — — zufrieden versicherte, der helle Klang des Glöckchens auf den Rheindampfschiffen errege heutzutage mehr Teilnahme als der dumpfe Glockenball von Rötner Dome.“ Erinnerungen an nervöse Großstädter unserer Tage, die das Glockengeläute am Sonntag nicht vertragen können, sowie an andere Leute, die es mit Jubel begrüßen, außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können — und die doch bei anderer Gelegenheit ihrer „protestantischen“ Gesinnung salbungsvollen Ausdruck zu geben wissen, drängen sich bei dieser Schilderung Treitschkes wieder unwillkürlich auf.

Der Streit schleppte sich noch Jahre lang fort und wurde erst unter Friedrich Wilhelm IV. durch Freilassung der beiden Bischöfe beendet. Er vor allem zeitigte für Preußen die verhängnisvolle Thatsache, daß die süddeutschen Regierungen und Völker sich mehr und mehr der preußisch-deutschen Politik, wie sie durch den Zollverein angebahnt war, entfremdeten und ihren Anschluß an Oesterreich zu suchen sich gewöhnten. König Ludwig von Baiern vor allem war jetzt endgültig im ultramontanen Fahrwasser. Um dieselbe Zeit, da Friedrich Wilhelm in Preußen den Zwang des Gottesdienstes für katholische Soldaten aufhob, wurde in Baiern für die gesamten Mannschaften, die zum vollen Drittel evangelisch waren, das Kniebeugen vor dem Santissimum angeordnet. Ein sprechendes Beispiel für „Toleranz“ auf römischer Seite, sobald man „es nicht nötig“ hat.

## II.

Es erübrigt nun noch, die schon eingangs aufgeworfene Frage zu beantworten, ob oder wie weit die Treitschkesche Geschichtsdarstellung mit der Forderung „strenger Objektivität“ in Einklang steht, die wir an den Historiker zu stellen gewohnt sind.

Wer auch nur die oben hier und da gegebenen Proben mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dem wird es schon aufgefallen sein, daß hier ein frischer, freier Ton angeschlagen ist, wie er ihn sonst in wissenschaftlichen Geschichtswerken und gar in einer Quellen-darstellung noch nicht gefunden hat. Und so ist es in der That. Das Treitschkesche Buch liest sich ähnlich wie ein sehr guter Roman: alle bedeutenderen Personen, die zum Auftreten gelangen, haben ihren vollständigen, in sich abgerundeten, interessant durchgeführten Charakter; im Zusammenhang mit ihnen werden die einzelnen Ereignisse vorgeführt, welchen letzteren wieder ihre Kausalität zu einander klar und wirkungsvoll nachgewiesen wird. Dabei entfaltet Treitschke nicht selten einen blendenden Stil; Laune, Humor, Wiß, vor allem aber ein oft wirklich grandios wirkender Sarkasmus stehen ihm nach Willkür zu gebote und machen es ihm möglich, selbst den sprödesten Stoff, wie ihn die deutsche Geschichte vom Wiener Kongreß bis 1848 nun einmal nicht anders bietet, anziehend und wirkungsvoll zu gestalten. Gleichwohl hat Karl Frenzel in der „Nationalzeitung“ durchaus unrecht, wenn er Treitschke bei Gelegenheit von dessen Auslassungen über den jüdisch-geistreichen Feuilletonstil des Jungen Deutschland den Vorwurf macht, „er schreibe selbst einen ganz artigen und vergesse nur, daß er Geschichte schreiben wolle,“ wo doch ein solcher Stil nicht zulässig sei, während jene Jungdeutschen

von vorne herein Feuilletons, auf die unmittelbare Wirkung berechnete Arbeiten verfaßten. An seinem Platz, in der Zeitung und der Zeitschrift, im Pamphlet und in der Broschüre, zu dem Zweck, in den Streit des Tages rasch und entschieden einzugreifen, ist der Feuilletonstil so vortrefflich und unentbehrlich wie die Photographie, wie die Skizze des Malers und des Bildhauers: ihn auf die Geschichtsschreibung anzuwenden ist weder Heine noch Guklow, weder Wienberg noch Lande eingefallen, dies haben sie großmüthig ihrem Beurtheiler (Treitschke) überlassen," schließt Frenzel pathetisch. Das Urtheil hinkt so gut als eines. Denn erstens würden wohl schwerlich Heine und Konforten damit einverstanden gewesen sein, wenn alle ihre im judaisirenden Feuilletonstile verfaßten „Arbeiten“ schon damals als Eintagswerke bezeichnet wären; sodann aber ist denn doch ein ganz bedeutender Unterschied zwischen dem Stile, den Treitschke geißelt, und dem, den er selbst schreibt. Nur das Padede, Interessante, oft Geistreiche haben beide miteinander gemein, im übrigen irrt jener unger „wie ein Tier auf dürrer Heide," gedankenarm, aber gedankenhungrig und darum planlos von einem aufs andere sich stürzend und immer hüßlich auf der Oberfläche bleibend; dieser aber geht seinen gewiesenen Gang, denn er hat nicht selbst nach Gedanken zu suchen, ist nicht selbst die Hauptsache, sondern muß sich den jeweiligen, klar bestimmten Ideen vollständig unterordnen, wie er denn überhaupt nur angewandt wird, wenn die letzteren ihn als den vollendetsten Ausdruck zu fordern scheinen.

Trotzdem ist jenes Urtheil nicht ganz grundlos, und das sei hier vorweg gleich ausdrücklich zugegeben und festgestellt: Die Treitschkesche Darstellung ist in ihrer Form nicht überall so, wie sie für ein rein sachliches, auf Quellen beruhendes Geschichtswort angemessen erscheint. Es ist daher auch von Fremden der Treitschkeschen Geschichtsschreibung schon öfter der Vorwurf erhoben, den die „Nordd. Allg. Ztg.“ soeben wieder kurz dahin präjiziert: „Die Einwendungen, welche gegen die Geschichtsdarstellung Heinrich von Treitschkes erhoben werden können, dürften sich sämtlich in dem Urtheil zusammenfassen lassen, daß der Historiker nie den Publizisten verleugnen kann.“ Diesen Vorwurf wird jeder, der gewisse Treitschkesche Schilderungen, insbesondere seine Urtheile über manche Persönlichkeiten und Charaktere gelesen hat, nur als berechtigt anerkennen müssen; nicht freilich so, daß diese Schilderungen oder Urtheile an sich unzutreffend wären; aber durch die bald satirische, bald spöttische, bald offen verletzende Art ihrer Fassung gewinnen sie zuweilen eine Schärfe, die an sich berechtigt ist, dem Historiker aber doch fremd bleiben sollte. Nur ein Beispiel für viele, nämlich die Charakterisierung des etwas schwachstimmigen Kaisers Ferdinand von Oesterreich, die oben schon zum Theil wieder gegeben ist; wäre es nicht für ein Geschichtswerk wie das Treitschkesche angemessener gewesen, wenn die Thatfache der geistigen Unbedeutendheit dieses Kaisers einfach referierend mitgeteilt wäre, statt sie in humoristisch-winkelnder Weise an allerlei Einzelthatfachen zu erbärten? Eine sittliche Verschuldung, die die Richtigkeit herausforderte, liegt doch nicht vor, denn für einen Defekt seines geistigen Fassungsvermögens ist jemand so wenig verantwortlich zu machen, wie für einen solchen seiner körperlichen Erscheinung. Und was würde Treitschke wohl sagen, wenn einer die letzten Jahre Friedrich Wilhelms IV. in ähnlichem Tone behandeln wollte? Was aber dem einen recht ist, ist dem andern billig, ein Grundsatz, den Treitschke sonst wohl unnachlässig genug wahren läßt, nur mit der einzigen Ausnahme, daß preussische Geschichte und preussische Persönlichkeiten stets etwas glimpflicher behandelt werden als fremde oder gar kleindeutsche; es ist gleichsam, als ob für Preußen stets stillschweigend mildernde Umstände vorausgesetzt würden, während bei anderen Staaten gelegentlich auch einmal in contumaciam verurtheilt würde.

Diese Ansstellungen beziehen sich aber, wohlgemerkt, immer nur auf die Form der Darstellung, auf die Fassung des Urtheils; die Thatfachen selbst, der Inhalt des Urtheils werden nicht angefochten, am wenigsten soll getadelt werden, daß Treitschke überall sein Urtheil klar und unzweideutig an die berichteten Thatfachen heranträgt. Da auch die Form, in der dies, wie geschildert, oft geschehen ist, könnte man noch mit recht

wirksamen Gründen stützen. Sie gehört zwar im Einzelfalle sehr oft mehr der Publizistik an, denn sie entbehrt nicht immer der Leidenschaft oder der Härte, und seit Tacitus sind wir gewohnt, das „sine ira et studio“ („ohne leidenschaftliche Parteinahme für oder wider“) als unerläßliche Eigenschaft des Historikers zu betrachten. Aber den großen Vorzug hat doch sicherlich die Treitschkesche Art der Darstellung, daß sie, ohne den Thatfachen irgendwie zu nahe zu treten, auch solche Dinge, die an und für sich öde sind wie der Sand am Meer, unfruchtbar wie der deutsche Bundestag und einschläfernd wie die Zollvereinsverhandlungen, interessant und fesselnd zu gestalten weiß, und daß sie deshalb auch außerhalb des Kreises der Fachgelehrten gern und mit Nutzen gelesen wird, was sich sonst von Quelldarstellungen nicht eben sagen läßt.

Es ist aber in den meisten Fällen nicht hauptsächlich oder gar ausschließlich die Form der Treitschkeschen Darstellung, welche, als nicht ganz leidenschaftslos, von seinen Kritikern beanstandet wird, vielmehr ist es das Treitschkesche Urteil selbst, mit dem dieser allerdings bei seinen Berichten nirgends zurückhält, welches von manchem sehr unangenehm empfunden wird, und das man daher durch den Vorwand der vermifsten „strengen Objektivität“ anzutasten versucht. Das geht schon daraus hervor, daß die Darstellung Treitschkes, die, wie gezeigt, sich überall gleich bleibt, wenn sie gelegentlich Kaiser, Fürsten und Minister in etwas despektierlicher Weise mitnimmt, von diesen Kritikern durchaus nicht beanstandet wird; wendet sie sich aber geißelschwingend gegen die Männer des süddeutschen Liberalismus oder gar gegen die Juden des Jungen Deutschland, dann erhebt sich ein Wehgeschrei, und mit sitzlicher Entrüstung spricht man von der „Aufgabe des Historikers, die Strömungen seiner Zeit zu schildern, nicht sie anzuklagen“ oder gar „die Toten immer von neuem totzuschlagen.“

Nun ist es ja keineswegs unverständlich, daß ein Blatt, wie die „Nordd. Allg. Zeitung“ (nur diese wird hier namhaft gemacht, nicht in besonderer polemischer Absicht, sondern weil sie der Typus für eine ganze Kategorie der Presse ist), deren Lebensbedingung eine fortwährende Wandlungsfähigkeit ist, und die daher, um sich nicht irgendwie zu engagieren, eigentlich nur „gemäßigte“, d. h. verschwommene Urteile und Ansichten brauchen kann, zu der klaren und entschiedenen Stellungnahme Treitschkes in allen vorkommenden Fragen bedenklich dreinsieht. Und gar von der „Nationalzeitung“ wird niemand eine innere Zuneigung zu dem in seinen Hauptanschauungen konservativen Historiker verlangen, wie denn bekanntlich Treitschke selbst in einer Wahrrede im Februar d. J. seinerseits erklärt hat, „daß es auch ihm keineswegs Vergnügen mache, einen Mann von der Farbe der „Nationalzeitung“ zu wählen,“ so daß also die Abneigung der beiden auf Gegenseitigkeit beruht. Sehr erklärlich; hat sich doch der Nationalliberalismus der Gegenwart in der Praxis thatsächlich schon auf die Forderung ausgepißt, keine eigene politische Ansicht haben zu dürfen,\*) wie sollte er sich also mit Treitschkes stark ausgeprägter politischer Persönlichkeit, wie sie in seiner Geschichtsschreibung überall hervortritt, vertragen können. Heinrich v. Sybels kurze Darstellung dieser selben Dekade in seiner „Begründung des deutschen Reiches“ wird freilich von demselben Karl Frenzel als „ungleich wahrer, einsichtiger und bescheidener“ charakterisiert, obgleich es sich bei Sybel nur um einen kurzen Ueberblick über die Hauptthatfachen handelt, bei der eine eingehende Beurteilung naturgemäß gar nicht statthaben kann, auch gar nicht im Plane des Buches lag — aber Sybel erklärt im Vorwort seines Buches ausdrücklich, daß er bei seiner Geschichtsbetrachtung stets den nationalliberalen Gesichtspunkt geltend machen wolle, und das ist freilich etwas anderes.

Der Streit um die Objektivität der Treitschkeschen Geschichtsschreibung würde hier nach also im wesentlichen auf den Begriff der Objektivität selbst hinauslaufen. Verlangt man vom Historiker, daß er ohne Hinzufügung des eigenen Urteils die aus den Quellen ermittelten Thatfachen darlegt, so daß dem eigenen Subjekt des Schreibenden nichts als

\*) Verf. schreibt vor Bismarcks Abgang. Die Redaktion.

die äußere Form entstammt, in die er die gefundenen Wahrheiten zu kleiden hat — und hält man dies für die erstrebenswerte Objektivität, so kann Treitschkes Geschichtsdarstellung auf letzteres Attribut ohne Zweifel keinen Anspruch machen. Begnügt man sich aber mit der Objektivität der Forschung, die für den Historiker ja stets unerlässlich ist, gestattet ihm dagegen bei der Darstellung der erforschten Wahrheiten den Maßstab seiner eigenen sittlichen und politischen Ideale anzulegen und nach ihnen den Wert oder Unwert der gefundenen Thatfachen, Persönlichkeiten, Meinungen u. s. w. zu bemessen, dann ist auch Treitschke „objektiver“ Geschichtsschreiber. Anders ausgedrückt: will man durch das Taciteische „sine ira et studio“ überhaupt jede „Parteinahme für oder wider“ ausgeschlossen wissen, dann kann Treitschke auf dies Prädikat des Historikers comme il faut gewiß keinen Anspruch machen.

Er kann es nicht und er will es auch gar nicht. An verschiedenen Stellen auch des hier behandelten Bandes seiner Deutschen Geschichte bekennt er mit gewohnter Unzweideutigkeit, was ihm als das Ideal eines Historikers gilt. „Der Historiker kann nicht, wie der epische Dichter, in einer frei erfundenen Fabel die Nemesis walten lassen, darum soll er selbst freimütig aussprechen, was das Gewirr der Thatfachen für die sittliche Welt bedeute, darum liegt die ergreifende Macht eines Geschichtswertes immer in der starken Persönlichkeit des Erzählers.“ So urteilt er, als er Dahlmanns bänische Geschichte anerkennend bespricht. Ausführlicher noch erörtert er denselben Gedanken in einem längeren Urteil über Ranke und dessen „Geschichte der Päpste“, das auch sonst mancherlei Interessantes bietet; ist es doch schon an und für sich interessant, den größten Historiker durch einen seiner namhaftesten Epigonen beurteilt zu finden. „Die Vielseitigkeit seines (Ranke's) Erkennens und Verstehens war bedingt durch eine geniale Einseitigkeit der Charakteranlage, wie sie sich sonst fast nur bei schroffen und harten Naturen findet. Mit einem lebhaften und empfänglichen Geiste verband er von früh auf eine gelassene Ruhe des Gemütes, die selbst das Geschehnde wie ein Geschehenes hinnahm. Als Jüngling auf der Schulspitze hatte er einst die Schlachten von Großgörschen und Leipzig nahe vor Augen gesehen, nicht gefühllos, aber auch unberührt von jener glühenden vaterländischen Begeisterung, welche damals so viele andere junge Kurtsachsen unter die Fahnen der Verbündeten führte. — — So ward er auch zur Wahl seines Berufes nicht durch Lebenserfahrungen bestimmt, wie die Mehrzahl der bedeutenden Männer, sondern durch die Arbeit des Erkennens selbst; er las Geschichtswerte ohne Zahl, und erst aus der Fülle des Wissens erwuchs ihm der Entschluß, der Welt die Wirklichkeit des historischen Lebens zu zeigen, rein, zuverlässig, bestimmt, so daß er selber hinter dem Bilde ganz verschwände.“ So entstand die „Geschichte der Päpste“, „ein Buch, das nur ein Deutscher, und unter den Deutschen nur Ranke schreiben konnte.“ Trotzdem hat diese vollkommenste Objektivität, dies gänzliche Zurücktreten des eigenen Subjekts, selbst wenn es, wie bei Ranke, geleistet werden kann, auch seine Schattenseiten. „Die Hochgebildeten und Welterfahrenen vermochten die vornehme Ruhe des Historikers zu begreifen, aber nicht bloß die rohen Rabibalen, denen nur die plumpe Tendenz willkommen war, schmähten auf seine Mattheizigkeit; auch unverbildete junge Männer wie Gustav Freytag fühlten sich in ihrer teutonischen Empfindung verletzt, und mit vollem Rechte. Sie ahnten dunkel, daß diesem vollendeten Kunstwerke doch noch ein letzter Zug historischer Wahrheit fehlte, daß die sittliche Welt rettungslos untergehen müßte, wenn alle Menschen so dächten wie dieser geistvolle Beobachter. Der Historiker und der Philosoph vermag, was kein anderer Gelehrter kann, durch seine Wissenschaft den ganzen Menschen zu ergreifen. Von diesem edlen Vorrechte machte Ranke selten Gebrauch; er hielt nicht nur sein eigenes sittliches Urteil fast immer zurück, er ging auch so gänzlich auf in der Weltanschauung der geschilderten Zeit, daß manche seiner Charakterisierungen fast den Eindruck erweckten, als ob zwei schlaue Monsignori des 17. Jahrhunderts sich einander vorstellten. —“

Schon hieraus ergibt sich klar der Gegensatz der Ranke'schen und der Treitschke'schen

Geschichtsschreibung; es ist kurz der: Ranke will ausschließlich auf die Einsicht seiner Leser, Treitschke daneben auch auf den Willen wirken. Deswegen fügt der letztere dem mitgetheilten Thatbestande allemal sein scharf ausgeprägtes eigenes Urtheil hinzu, ersterer stellt die nackten Thatfachen hin und läßt sie für sich sprechen — was sie denn freilich nur bei einem sehr urtheilsfähigen und einsichtigen Leser in rechter Weise thun werden.

Allerdings, das sittliche Urtheil läßt auch Ranke nicht vermissen, wenn es auch bei der Art seiner Darstellung, in der seine eigene Persönlichkeit ganz zurücktritt, oft nur wenig bemerklich wird. Ein Geschichtswerk und gar eine Quellengeschichte ohne Anlegung des sittlichen Maßstabes an die berichteten Thatfachen hätte auch lebendig gar keinen Wert; denn nicht dadurch, daß sie gesehen ist, wird die „Geschichte“ wertvoll, sondern durch den Nutzen, den wir aus ihrem Studium für unfern sittlichen (und in zweiter Linie allerdings auch für unsern politischen) Menschen ziehen können; hierbei ist der Laie aber stets vollständig auf die Folgerungen und Urtheilschlüsse des Quellenhistorikers angewiesen, dem es allein möglich ist, ein richtiges Urtheil zu gewinnen, und der daher die Pflicht hat, dieses nach bestem Wissen seinen Lesern zugleich mit den äußeren Thatfachen zu übermitteln. Natürlich braucht dies nicht in aufdringlicher Weise zu geschehen, auch nicht etwa so, wie es wohl früher bei populärwissenschaftlichen Weltgeschichten der Branch war, daß jedes wichtigere Ereigniß, jede auftretende Persönlichkeit eingehend daraufhin examiniert wurde, welches ihre hemmende oder fördernde Bedeutung für das Reich Gottes gewesen sei — eine stets heikle Frage, die von uns kurzichtigen Menschenkindern wohl oft recht sonderbar, nie aber mit Gewißheit beantwortet werden kann; vielmehr wird es wirkungsvoller sein, das sittliche Urtheil in der Regel durch die Darstellung selbst zu erzielen und nur in besondern Fällen mit der Wucht einer eigenen Persönlichkeit hervorzutreten, wie auch Treitschkes Darstellungsweise durchweg zu verlaufen pflegt. (Von der rein formalen Seite der Treitschkeschen Darstellung, die oben abgethan ist, ist hier wie überall natürlich nicht mehr die Rede.)

Da es für uns nur ein sittliches Ideal, eine Sittlichkeit giebt, so kann, wenn die Anwendung desselben überhaupt nicht bestritten wird, eine weitere Meinungsverschiedenheit darüber unter den Historikern nicht aufkommen. Anders verhält es sich mit der Zugiehung eines politischen Ideals durch den Historiker, und dies ist ein weiterer wichtiger Punkt, der der Treitschkeschen Geschichtsschreibung vielfach zum Vorwurf gemacht wird. Gewiß, die politischen Ideale sind mannigfaltig und von sehr verschiedenem Wert; sie sind auch wandelbar, und selbst für die denkbar höchsten unter ihnen kommt eine Zeit, da sie veraltet sein werden. Darum wird auch Treitschkes Geschichtswerk vor einer gewissen Veraltung nicht geschützt werden können, die zwar erst nach Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten, sicher aber dann eintreten wird, sobald sein politisches Ideal durch den Gang der Geschichte abgethan ist und sich überlebt hat. Das ist sicherlich ein Nachtheil, unter dem z. B. die Ranke'sche Schule nicht leidet, aber die Sache hat auch ihre Vorteile, und Treitschke hat die letzteren offenbar für schwerwiegender gehalten als die ersteren, denn mit vollem Bewußtsein und in Einzelfällen, wie wir schon sahen, nicht ohne (unbewußte) Parteilichkeit legt er seiner ganzen Darstellung ein politisches Ideal, das man vielleicht kurz das „Preußen-Deutschland“ nennen kann, zu grunde, nach dem alle durch objektive Forschung gewonnenen Geschehnisse gewertet werden, und das auch bei dem Urtheil über politische Persönlichkeiten vielfach maßgebend gemacht wird.

Die Vorteile dieser Darstellung springen in die Augen: wie Treitschke durch sein scharfes sittliches Urtheil auf den sittlichen Menschen wirken wollte, so will er durch Schilderung seines stark ausgeprägten politischen Ideals den politischen Menschen beeinflussen; er verfolgt also, wie oben, einen bestimmten praktischen Zweck auf die Willensrichtung seiner gegenwärtigen Leser. Das ist auch der Grund, weshalb wir in seinem Werke so oft auf kleine geistvolle Bemerkungen stoßen, die nicht nur in der Zeit



des Praesens abgefaßt sind, sondern auch in ihrer allgemeinen Form besonders auf die Gegenwart und gegenwärtige Fragen gemünzt scheinen. Eine Reihe davon finden sich schon in der obigen Inhaltsübersicht, so z. B. die auf römische Kirchenpolitik bezüglichen, auch die Charakterisierung der Bewohner kleiner Bäderörter durch „Geldgier, Bedientensinn und Dürst“, eine Wahrnehmung, die wohl mehr aus unserer Zeit, als aus den dreißiger Jahren genommen sein dürfte. Einige andere solcher Bemerkungen, die durch ihre scheinbare Verlässlichkeit oft recht drastisch wirken, seien hier noch angereiht. Der evangelische Theologe aller europäischen Rächte führte nicht zum Ziele, „da solche Vorschläge an dem natürlichen Selbstgefühl souveräner Staaten notwendig scheitern müssen.“ — Der deutsche Zollverein mit seinen Segnungen, in dem die erste thatsächliche Einheit Deutschlands gegeben war, wurde nicht gebührend geschätzt; „denn immer ist es das tragische Los neuer politischer Ideen, daß sie zuerst von der gedanktlosen Welt bekämpft und dann, sobald der Erfolg sie rechtfertigt, als selbstverständlich mißachtet werden.“ — Der Gemahl der Charlotte Stieglitz „zählte zu jenen bebaueriswerten Mittelmäßigkeiten, die durch glänzend bestandene Examina zu unberechtigtem Ehrgeiz verleitet werden.“ — Unter den Vertretern des Jungen Deutschland waren zwar nur fünf Juden, aber diese reichten aus, der ganzen Bewegung einen jüdischen Charakter zu verleihen, denn „der Jude besitzt bekanntlich die räthelhafte Gabe, sich zu vervielfältigen; wer in einer engen Gasse zwanzig Juden vor den Thüren stehen sieht, schwört darauf, es müßten ihrer hundert sein.“ Endlich noch einen Ausspruch, der dadurch interessant wird, daß Treitschke ihm selbst durch sein jüngstes Eintreten in die störende Berliner Wahlbewegung konsequent nachgekommen ist. Gelegentlich des resignierten Rücktritts der liberalen Opposition in Württemberg im Jahre 1838, den auch sein Freund Pfizer und Umland mitmachte, sagt er mißbilligend: „Solche Verzichte bestrafen sich in der Politik unsehbar.“ Daß es sich mit diesem Ausspruch bei ihm nicht um Rathgeberweisheit gehandelt hat, weiß man ja jetzt.

Vorteile hat also diese Art der Darstellung, die die mitgetheilten Thatsachen an einem bestimmten politischen Ideal wertet, unzweifelhaft anzuweisen, trotzdem aber würden wir sie für die Geschichte früherer Jahrhunderte kaum bevorzugen, schon deshalb nicht, weil die dort anzulegenden jeweiligen Ideale unserm Herzen fremd sein müßten, also auch nicht die gewollte Begeisterung, die beabsichtigte politische Erziehung bewirken könnten. Ganz anders ist es aber bei der quellenmäßigen Darstellung von Zeitgeschichte, und dies ist der eigentliche Hauptpunkt, der Treitschkes Art der Geschichtsschreibung nicht nur zu entschuldigen, sondern als die einzig mögliche zu rechtfertigen scheint. Nur ein so durch und durch objektiv angelegter Geist wie Ranke konnte allenfalls auch schon aus der Zeitgeschichte die „reinen Thatsachen“ eruieren; dem politischen Tageskampf war Ranke stets innerlich fern geblieben, so daß er z. B. mitten im Kampf um das Zollwesen eine streng sachlich gehaltene Geschichte der neuesten preussischen Handelspolitik geben konnte. Aber freilich ging damit auch jede politische Wirksamkeit auf diese seine Zeit verloren. „Was sollte die begeisterte, von einem mächtigen Vaterlande träumende Jugend empfinden, wenn ihr der große Historiker die Segnungen der elenden Bundesverfassung also anpries: der Bund fördere den Wehrstand durch seine Kriegsverfassung, deren Erbärmlichkeit doch so klar vor Augen lag, daß Preußen sie für den nächsten Krieg kurzweg außer Kraft setzen wollte; er fördere den Rührstand durch den Zollverein, der aber nicht durch den Bund, sondern im Kampfe mit ihm durch Sonderbünde entstand; er fördere endlich sogar den Wehrstand durch das Karlsbader Preßgesetz!“ Zu solchen Ungehenerlichkeiten konnte selbst ein Ranke kommen, und hauptsächlich nur durch Anwendung der strengsten Objektivität auf die Geschichte seiner Zeit.

Anders verfuhr Niebuhr in seinen Vorlesungen über neueste Geschichte. Treitschkes diesbezügliche Auslassung ist bedeutsam, weil man sie ohne Zweifel auf ihn selbst übertragen darf. „Ihm war zu Mute, als erzählte er sein eigenes Leben; so leidenschaftlich hatte er von jeher an den Zeitereignissen teilgenommen. Allen Glanz und allen Schmerz seines großen Herzens legte er in diesen Vorträgen nieder; denn das blieb immer seine oberste Forderung an den Historiker, daß sich ein starkes und lebendiges Ich in seinen Schriften ausspreche, und niemals konnte er sich mit der erkünstelten Objektivität Johannes Müllers befreunden, dem er vorwarf: der reine Lebensatem der frischen Wahrheit fehlt in allen seinen Schriften; er hat ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzunehmen.“

Dies innerliche Hineinleben in eine andere Natur, das auch die „Nordb. Allg. Zeitung“ bei Treitschke vermißt, ist eben bei Zeitgeschichte, wenn es dort überhaupt geleistet werden kann, ein ungeeigneter Zustand. Aus seiner Zeit kann niemand heraus, mit den Ideen derselben ist er aufgewachsen, und je nachdem sein Lebensweg ihn geführt hat, ist auch seine politische Richtung bestimmt worden. Wie sollte nun wohl ein Deutscher mit fest bestimmten politischen Idealen die deutsche Geschichte seiner Zeit anders schildern können, als unter Zugrundelegung dieser seiner Ideale? Darum ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn Heinrich v. Sybel ausdrücklich erklärt, sein Thema der Begründung des deutschen Reiches vom preussischen und nationalliberalen Standpunkt behandeln zu wollen. Ja — um einen nur in der Idee möglichen Fall zu setzen — wenn ein ehrlicher Anhänger des Zukunftsstaates, dem auch die nötige geistige und wissenschaftliche Bildung zu gebote stünde (was eigentlich schon eine *contradictio in adjecto* ist), sich die Aufgabe stellte, deutsche Zeitgeschichte zu schreiben und dabei in den Thatfachen überall die sachliche und quellenmäßige Forschung walten ließe, so wäre wenig dagegen zu sagen, wenn er an die berichteten, durch objektive Forschung gewonnenen Thatfachen und Ereignisse allemal den Maßstab seines zukunftsstaatlichen Ideals anlegte. Freilich mißte in der Praxis bei wirklich vorurteilsreicher Forschung sein Ideal schon während der Vorarbeiten in die Brüche gehen und die Geschichte also ungeschrieben bleiben.

Dagegen könnte man nur noch eins einwenden, nämlich daß Treitschke streng genommen doch eigentlich keine Zeitgeschichte schreibt. Der Einwand ist aber hinfällig; denn wenn Treitschke auch erst im Jahre 1834 das Licht der Welt erblickt hat und kann vor 1860 eine bewußte Stellung zu den historischen Zeitereignissen genommen haben dürfte, so ist trotzdem für ihn und für sein gleichaltriges Geschlecht, ja auch für uns jüngere, soweit sie noch vor Begründung des deutschen Kaiserthums die deutsche Lust mit Bewußtsein geatmet haben, die deutsche Geschichte unseres ganzen Jahrhunderts von den Freiheitskriegen an als Zeitgeschichte aufzufassen, aus deren Ideen wir nicht herauskönnen, zu der eine rein objektive, nicht kalte und nicht warme Stellung zu nehmen für uns nicht möglich — und auch nicht wünschenswert ist.

Ob Heinrich von Treitschke freilich mit dieser Rechtfertigung seiner Geschichtsdarstellung ganz einverstanden sein würde, wäre eine andre Frage. Wir möchten vielmehr glauben, daß er gegebenenfalls auch keinen Anstand nehmen würde, sein schon ausgesprochenes politisches Urteil samt etwaigen Schlaglichtern auf die Gegenwart ebenso wohl in früherer Jahrhunderte, ja wohl gar in die Geschichte des Alterthums hineinzutragen — und es bliebe noch abzuwarten, ob die Methode nicht auch dort manche Vorzüge aufweisen würde. Für Zeitgeschichte aber sollte sie allein anwendbar sein und je mehr Widerspruch Treitschke bei politischen Gegnern findet, um so sicherer kann er sein, daß er auf rechtem Wege ist. Denn in den meisten Fällen kommt das ganze Geschrei nach „Objektivität“ und „gemäßigten“ Urteilen darauf hinaus, daß man Treitschkes Standpunkt überhaupt negiert und um denselben recht wirksam anzuschreien, allerlei wissenschaftlich klingende Erörterungen zum Vorwand macht.

Wir haben somit, um die gewonnenen Resultate noch einmal kurz Revue passieren

zu lassen, gesehen, daß Heinrich von Treitschke in seiner Geschichtsdarstellung überall mit seiner Persönlichkeit, seinem eigenen sittlichen und politischen Urteil hervortritt. In der Form schießt dasselbe nicht selten über das Ziel hinaus und ist auch sachlich nicht immer ganz unbefangenen, wenn es sich nämlich um Darstellung preussischer Begebenheiten und Persönlichkeiten handelt. Von diesen Einschränkungen abgesehen ist aber die Hinzufügung des Treitschkeschen Urteils ein Hauptvorteil seiner Geschichtsschreibung, nicht bloß deshalb, weil durch dasselbe eine belebende, fesselnde und auch erzieherisch wirkende Darstellung erreicht wird, sondern weil das sittliche Urteil überhaupt nirgends fehlen darf, das politische aber bei Zeitgeschichte ebenfalls unentbehrlich erscheint.

Einen Nachteil, der oben schon kurz berührt wurde, hat freilich die Treitschkesche Art der Zugrundelegung eines bestimmten politischen Ideals: Treitschkes Geschichtswert muß notwendig veralten, sobald sein Ideal auf irgend eine Weise ein überwundener Standpunkt geworden ist. Wenn die Idee des unter Preußen geeinigten Deutschlands eines Tages der Vergangenheit angehören sollte, dann könnte eine so von Begeisterung für dieselbe durchglühete Geschichtsdarstellung wie die Treitschkesche nur noch mit wehmütigen Gefühlen gelesen werden. Wir alle aber, auch politische Gegner Treitschkes, können nur wünschen, diesen Fall in unabsehbare Ferne hinausgeschoben zu sehen, denn ein gleichwertiges oder gar besseres Ideal wird wohl kaum jemand unter uns, der nicht Anhänger des Zukunftsstaates ist, anzugeben wissen.

Und schließlich — um alle Konsequenzen zu erschöpfen — wenn dereinst die Zeit kommen wird, wo nach vorausgegangenen Weltrevolutionen jene Männer mit den platten Nasen in Deutschland haufen, deren Ahnherrn jezo noch am 17ten „zukunftslicher ihren Branntwein“ trinken, dieselben, denen auch die Wandgemälde des Täuchermeisters Fuldribus im freiherrlichen Gartenhause zu Säckingen zum Opfer fallen werden, und wenn dann aus der ruina omnium von allen historischen Werken über die erste Hälfte unsers Jahrhunderts nur das Treitschkesche übrig geblieben wäre — so wie wir jezt für manche Periode der ältesten Geschichte auch nur eine einzige Quelle besitzen — dann ließe sich doch nicht leugnen, daß die wissenschaftliche Welt jener Zeiten ein im großen und ganzen außerordentlich zutreffendes Bild von der geschichtlichen Strömung unsers Jahrhunderts überliefert erhalten würde. Einzelne Persönlichkeiten, wie z. B. v. Rottsch, würden vielleicht — bei dem Mangel jeder anderen Quelle — in komischem Lichte erscheinen, das ihnen ursprünglich fremd ist, der Name des Ministers v. Rog, des Begründers des deutschen Zollvereins, würde wohl häufiger genannt sein, als es jezt nach kaum einem Menschenalter geschieht; für den deutschen Bundestag hätte man nur ein mitteilbares Lächeln, und das Verhalten der deutschen Kleinstaaten würde man eine unbegreifliche Verböhrtheit nennen. Dann wird eines Tages unter den Plattnasen ein Professor aufstehen, der wird mit allem erdentlichen Scharfsein nachweisen, daß die Treitschkesche Geschichtsschreibung auf Geschichtssälschung beruht, daß der deutsche Bund die einzig vernünftige Einheit Deutschlands war, die erst durch Preußens Minierkünste und Gewaltthaten untergraben und vernichtet sei; an dessen Stelle sei dann — sehr zum Schmerze der unterdrückten Bundesgenossen — das preussisch-deutsche Kaiserideal getreten. Dieser Professor wird mit seiner Hypothese großen Anklang finden und zum Ehrenmitglied sämtlicher wissenschaftlicher Körperschaften der Plattgenasten (es werden nicht allzu viele sein!) ernannt werden — bis eines Tages vielleicht ein wuttkroher Ackerbesitzer auf dem Niederwalde eine Schnapsbrennerei errichtet und dabei das Denkmal der Germania ausgräbt. Dann wird Heinrich von Treitschke wieder gerechtfertigt dastehen.



# Der Mann seiner Frau.

Novelle

von

Hans Eisenträger.

„Ernst!“ Die klangvolle Stimme der jungen Frau tönte aus dem Nebenzimmer. Nun erschien sie selbst in der durch eine schwere Gardine verdeckten Thüröffnung, beladen mit zwei kostbaren Roben, welche sie triumphierend ihrem Gatten entgegenhielt.

„Clara?“ hatte er in fragendem Ton geantwortet, indem er einen Blick über die große Zeitung warf, hinter der er fast ganz verschwand.

„Sieh nur, wie reizend! Das Allerneueste in Balltoiletten! Ganz allerliebste, ganz entzückend! Nur die Wahl fällt mir schwer. Du mußt mir raten!“

Der Herr Assessor legte die Kölnische bei Seite, rückte seinen Kneifer zurecht und widmete sich mit sichtlichem Ernst der Betrachtung der nunmehr vor ihm ausgebreiteten Roben. Die eine war aus crêpe de Chine und Faille, die Taille rosenrot und mit weißen Wachsperlen besetzt, dazu ein Rock von hellem Atlas, in seinem Schnitt an die Schäferinnenkostüme der Rokokozeit erinnernd; die andere aus weiß und silbergrau gestreiftem Brokat mit einer langen Watteaufschleppe, der Halsausschnitt mit Angorasell verziert.

Die Sonne eines freundlichen Wintermorgens fiel durch die farbigen Scheiben des Erkerzimmers und ließ die kostbaren Stoffe in vielfarbigen Reflexen glitzern.

„Nun, was meinst du zu diesem Kostüm? Werde ich nicht aussehen, wie lebendig gewordenes Meißner Porzellan?“

„Gewiß, gewiß,“ entgegnete Ernst und rückte wieder an seinem Kneifer. „Wirklich nett! Sehr nett!“

„Oder nehme ich lieber dieses?“ fuhr die junge Frau fort, ohne in ihrem Enthusiasmus die Antwort ihres Gatten sonderlich zu beachten.

„Die Schleppe wird äußerst majestätisch aussehen, meinst du nicht?“

„Zweifellos imponierend!“ stimmte er bei.

„Aber willst du nicht lieber das Rokoko nehmen? Es muß dir zauberhaft stehen.“

„Wenn du meinst?“

„Gewiß, liebes Herz, meine ich es.“

„Gut, dann nehme ich es. Auf deine Verantwortung!“ Und lächelnd drohte sie mit dem Finger.

Das Mädchen meldete, daß das Frühstück serviert sei. Die beiden Gatten begaben sich in das Eckzimmer, das nicht minder stilvoll und kostbar als das Wohnzimmer eingerichtet war. Renaissancemöbel aus dunklem Eichenholz, mit reicher Schnitzerei verziert,

verliehen dem Raum ein behagliches Aussehen, das durch einen weichen Smyrnatteppich, der fast den ganzen Fußboden bedeckte, noch gehoben wurde. An den Wänden hingen Selbstbilder, in dunkle Bronzerahmen gefaßt, Fruchtstücke und Stillleben in der Manier der alten niederländischen Meister.

Die junge Frau bereitete den Thee selbst, bot ihrem Raume den Schinken und die Eier an und legte ihm geröstete Brotschnitte auf den Teller, dazwischen selbst essend, lachend und plaudernd.

„Weißt du schon, daß Erna von Seuden sich mit Kurt von Dennewitz verlobt hat?“

„Ich hörte im Klub davon,“ antwortete er, sich ein Brötchen streichend.

„Dennewitz wird Attaché bei der Pariser Botschaft,“ fuhr sie fort, „er reist schon in nächster Woche ab.“

„Wirklich? Das wird seiner Braut nicht angenehm sein.“

„O, doch! Sie ist sehr stolz darauf und sieht in ihm schon den künftigen Minister.“

„Na,“ meinte er lächelnd, „damit hats gute Wege! Mir scheint, er ist nicht aus dem Holz, aus dem man große Männer schnitt.“

Sie sann einen Augenblick nach, das Köpfchen in die seine Hand gestützt.

„Möchtest du nicht auch Attaché, Botschafter oder dergleichen sein?“ fragte sie auf einmal ganz unvermittelt.

„Wie kommst du darauf, Clara? Ich habe ja gar nicht cameralia studiert. Und wenn auch, ich hätte nie an eine derartige Stellung gedacht.“

„Was ist das, cameralia?“

„Staatswissenschaft,“ belehrte er sie.

„So, so. Ach, ich dachte nur eben so!“

„Was dachtest du?“ Er sah sie erwartungsvoll an.

„Ich dachte nur, du müßtest dich in einer solchen Stellung sehr zufrieden fühlen.“

„Aber liebes Kind, ich bin wirklich ganz zufrieden.“

„Ja, aber ich fürchte, du wirst es nicht bleiben. Dein kleines Franchen wird dir mit ihrem beschränkten Interessenkreis eines Tages langweilig werden. Noch kürzlich sagte Frau Major Bornstedt, daß ihr Mann, seitdem er den Abschied genommen, ganz umgewandelt sei. Es fehle ihm etwas, das sie ihm nicht ersetzen könne, und er sei immer mißgestimmt.“

„Aber Kind, mir fehlt wirklich nichts, und ich bin doch auch nicht mißgestimmt,“ behauptete er zuversichtlich. Dabei slog aber doch etwas wie ein Schatten über sein Gesicht.

„Du willst mich doch nicht los sein?“ Er sagte es halb ernst, halb scherzend.

„Ernst!“ Der Ton ihrer Stimme klang wie ein leiser Vorwurf.

„Clara!“ Er drückte ihre Hand über den Tisch herüber.

Die Glocke auf dem Korridor schrillte scharf. Das Mädchen überreichte eine Karte.

„Frau von Karlsberg? Wir lassen bitten.“

Da stand sie schon im Zimmer, mit von der frischen Winterluft geröteten Wangen. Die intime Freundin der Hausfrau wurde nicht in den Salon geführt. Zwanglos nahm sie am Frühstückstisch Platz.

„Aber ich bitte dringend, sich nicht stören zu lassen,“ sagte sie, zu dem Hausherrn gewandt.

„Wie Sie sehen, komme ich Ihrem Wunsche nach, ehe er ausgesprochen,“ entgegnete er, sich ein Kaviarbrötchen präparierend.

„Doch wollen Sie uns nicht Gesellschaft leisten?“

„Danke, danke, ich schmachte nach geistigen Genüssen. In der Kunstausstellung von Schulte ist ein neuer Bödlin angekommen, der nur einige Tage bleibt. Ich wollte Ihre Frau bitten, mitzugehen.“

„Von Herzen gern!“ sagte Clara.

„Doch wollen Sie uns nicht das Vergnügen Ihrer Begleitung machen?“ wandte sich Frau von Karlsberg an den Hausherrn.

„Ich bedauere, mir es verjagen zu müssen, ich habe leider keine Zeit.“ Er wollte die Kölnische, in deren Lektüre er unterbrochen, mit Ruhe zu Ende lesen.

Ein feines Lächeln spielte um die Lippen der Fragenden: „Keine Zeit, Herr Assessor? Ei, ei, was nimmt Sie denn in Anspruch?“

Er biß sich auf die Lippen, während Frau Clara leicht erröthete.

„Mein Mann studirt,“ antwortete sie für ihn und erstaunte dabei selber über die Geläßigkeit, mit der ihr diese Unwahrheit über die Lippen kam.

Der Assessor empfahl sich den Damen und zog sich in sein Zimmer zurück. zehn Minuten später sah er vom Fenster aus seine Frau mit ihrer Freundin das Haus verlassen. Er blickte ihnen nach, bis sie um die nächste Straßenecke verschwanden. Dann steckte er sich eine Cigarre an. Er lehnte sich in den plüschfarbenen Sessel zurück und paffte große Rauchwolken in die Luft.

Herr Steined galt im Kreise seiner Freunde für einen glücklichen Menschen, und es gab Stunden, in denen der Herr Assessor a. D. diese Behauptung mit selbstzufriedenem Lächeln bestätigte. Er hatte, selber fast mittellos, eine junge, schöne und reiche Frau geheiratet, deren großes Vermögen es ihm erlaubte, seinen ihm von dem Vater aufgedrungenen Beruf, das Studium der Rechte, an den Nagel zu hängen und sich im jugendlichen Alter von siebenundzwanzig Jahren dem weniger aufreibenden eines Rentners zu widmen. Herr Steined war nunmehr 30 Jahre alt, und in den drei verfloßenen Jahren seiner Ehe hatte er die Unabhängigkeit, welche der Reichtum verleiht, in vollen Zügen gekostet. Er hatte seinen Neigungen gelebt; das heißt, er hatte eigentlich nichts gethan. Die Fritterwochen, welche sich bei dem jungen Ehepaar auf ein halbes Jahr ausdehnten, hatte man im Süden verbracht, dann die luxuriös eingerichtete Villa im Tiengartenviertel bezogen, die notwendigen zahlreichen Besuche abgestattet und den ersten Winter mit dem Besuch der Bälle, der Gesellschaften wie der Oper reichlich zu thun gehabt. Der folgende Sommer wurde an der Ostsee und in Tirol verlebt, im zweiten Winter hatte sich der Kreis der gesellschaftlichen Verpflichtungen schon wieder bedeutend erweitert, und so waren zwei Jahre vergangen, ohne daß der glückliche junge Ehemann eigentlich viel Zeit gehabt hätte, an etwas anderes zu denken, als an das inhaltslose Einerlei sich stets gleichbleibender Vergnügungen und — an seine junge Frau, welche sich dabei in ihrem Elemente fühlte, da sie es von Jugend auf nicht anders gekannt hatte. Ernst Steined hatte seine Frau nicht bloß ihres Geldes wegen geheiratet, wie manche behaupteten, welche die reiche Erbin ebenfalls eifrig umworben hatten, nein, er hatte sie geliebt und war sich in der Ehe darin gleich geblieben. Freilich, es war keine heiße Liebe gewesen, welche sein Herz im Sturm entzündet hatte. Er liebte die Aufregung nicht und solch eine Liebe soll ja, wie er in Romanen gelesen hatte, eine fortgesetzte Kette von Gemütsbewegungen sein. Die Schönheit Claras, ihre gesellschaftliche Routine, wie nicht minder ein Zug lebenswürdiger Anmut, der ihr alle Herzen gewann, hatten ihn gefesselt. Erst in zweiter Linie dachte er daran, daß er auch eine reiche Frau an ihr haben würde. Der Gedanke daran war ihm nicht unangenehm; im Gegentheil, er malte es sich mit Vorliebe aus, wie er die verhassten Akten verabschieden und dem Genuß des ungewohnten Bestes leben würde, aber er war sich dabei immer bewußt, daß er nie eine Frau nur ihres Geldes wegen geheiratet haben würde. Er blieb ein rücksichtsloser, zuvorkommender Ehemann, wie er ein ebenso aufmerksamer als lebenswürdiger Bräutigam gewesen war. Er erfüllte ihre Wünsche, ehe sie ausgesprochen waren und kam im Winter von keinem Ausgang zurück, ohne ihr ein süß duftendes Weidensträußchen mitzubringen. Frau Clara schien auch vollkommen glücklich. Sie war erfreut über seine Aufmerksamkeit, wie über seine stete Bereitwilligkeit, sie auf alle Bälle, in alle Gesellschaften zu begleiten, selbst wenn es deren einmal etwas viel wurden. Er war immer guter Laune. Kein Freund des Tanzes, flüchtete er sich möglichst bald in das Spielzimmer, zündete sich eine Cigarre an und klopfte womöglich, in die Gepflogenheiten seiner Studentenjahre zurückfallend, einen Stab mit einigen älteren

Herren, die ebenfalls das Tanzen als eine ihnen nicht zuträgliche Krastanstrengung nach Möglichkeit vermieden. Er sah es gern, daß Clara umschwärmte wurde; es erfüllte ihn mit Befriedigung, daß sie, ganz wie früher, allgemeine Bewunderung erregte. Er konnte sich gleichsam an ihrem Glanz, er, der in der Gesellschaft zurückhaltend, weil wenig redegewandt und — im Stillen gestand er es sich selbst ein — ein klein wenig unbeholfen war. Er hatte keinen Grund, diese Mängel zu beklagen, denn sie hatten ihm das Herz seiner Frau gewinnen helfen. Der vielgefeierten Schönheit mußte ein junger Mann, welcher ihr gegenüber nicht die gewohnten Worte der Bewunderung sand, anziehend erscheinen. Es war doch einmal etwas anderes. Sie legte seine Wortkargheit zu ihren Gunsten aus und war überzeugt, auf ihn einen größeren Eindruck geübt zu haben, als auf alle die jungen Herrn, welche ihre unbegrenzte Ergebenheit in so wohlgefehrter Rede zu versichern verstanden. Ihr Entgegenkommen hatte ihn ermutigt. So hatte er es denn gewagt, ihren Vater, den reichen Kommerzienrat Hilmer, um ihre Hand zu bitten, der keinen einzigen Wunsch seines einzigen Kindes unerfüllt lassen konnte.

Schließlich ließ sich ja auch gegen den Schwiegerjohn nichts einwenden. Daß er arm war, fiel bei dem großen Vermögen Hilmers nicht ins Gewicht, und der künftige Titel eines Ober-Landes-Gerichtspräsidenten war immerhin etwas, das dem alten Hilmer, der in seiner Jugend selbst hinter dem Vabentisch gestanden hatte, wenn nicht imponierte, so doch wenigstens genügte. Er war denn auch ganz verblüfft, als Ernst nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise ihm seinen Entschluß mittheilte, es beim Assessor bewenden lassen zu wollen.

Der Kommerzienrat hatte für diese Schulle, wie er es nannte, kein Verständnis. Er hatte sein ganzes Leben scharf gearbeitet und stand noch jetzt, da ers doch wirklich nicht mehr nötig hatte, jeden Morgen um 7 Uhr auf seinem Kontor. Kein Wunder, daß er innerlich seinen Schwiegerjohn für einen Faulpelz hielt, der seine Frau nur geheiratet hatte, um ein angenehmes Dasein zu haben. Doch hütete er sich, derartige Gedanken laut werden zu lassen, da er seine Tochter fast abgöttisch liebte und ein Fernwünsfnis aus alle Fälle vermeiden wollte. Zudem war es Claras mütterliches Erbeil, von dessen Zinsen das junge Ehepaar lebte, sodas er persönlich nicht einmal in Mittheilenschaft gezogen war. Trotzdem war es ihm ein ärgerlicher Gedanke, daß nach seinem Tode einmal sein Vermögen in die Hand eines Mannes fallen sollte, der augenscheinlich nicht die Neigung bekundete, es zu vermehren.

Was Clara betraf, so war sie mit dem Schritt ihres Mannes völlig einverstanden gewesen. Sie dachte es sich reizend, ihn immer um sich haben zu können, ihn nicht von Berufsärger und Berufsorgen verstimmt oder zerstreut zu sehen. Manchmal freilich war ihr in der letzten Zeit der Gedanke gekommen, daß sie es auch nicht ungeru sehen würde, wenn Ernst, wie die Herren ihres Bekanntentkreises, eine Thätigkeit erwählt hätte, welche seinem Leben mehr Inhalt zu verleihen imstande war. Sie war zu klug, um nicht einzusehen, daß diese völlige Unthätigkeit auf die Länge der Zeit einen ungünstigen Einfluß auf ihn ausüben würde. Und dann — sie war eben eine Frau — hätte sie gern mit berechtigtem Stolz an ihn emporgesehen. Da war zum Beispiel der Landrichter a. D. Kersten, der ebenfalls seinem ungeliebten Beruf untreu geworden war. Aber er hatte sich in das politische Getriebe gestürzt, und seit einem Jahr war er Mitglied des Reichstags geworden. Die Wähler seines früheren Wirkungskreises in der Provinz hatten ihn als den Mann ihres Vertrauens in das Parlament gesandt. Erst kürzlich hatte er eine große Rede gehalten über Gold- oder Silberwährung. Frau Clara wußte nichts näheres über das Thema, aber es mußte wohl besondere Wichtigkeit haben, denn die Blätter der Residenz brachten eingehende Artikel für und wider die von dem Redner vertretenen Ansichten. Einige sprachen sogar von einer bevorstehenden Berufung in das Ministerium.

Da war der Maler Hollmann, dessen neuestes Bild auf der großen Ausstellung einen Sturm des Enthusiasmus hervorgerufen. Freilich, das war ein Künstler, dem es

vermögend seines Talents leicht war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber auch in einem bürgerlichen Beruf ließen sich Vorbeeren ernten. Hatte doch der Geheimrath Ayländer eben erst einen türkischen Orden erhalten, weil er ein Werk über die Reorganisation der türkischen Verwaltung geschrieben hatte. Frau Clara hatte es bei Geheimrats auf dem Tisch im Salon liegen sehen und Fräulein Helene, die älteste Tochter des Rats, welche in diesem Winter ihren ersten Ball mitgemacht, hatte ihr im Vertrauen mitgeteilt, daß Papa schon mehr Werke geschrieben. — — —

Steined war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er dachte an das Gespräch mit seiner Frau und an die verwunderte Frage ihrer Freundin, als er behauptete, keine Zeit zu haben. Also man traute ihm nicht zu, keine Zeit haben zu können! Und wie schnell Clara mit ihrer Lüge bei der Hand war. Das war eine ganz neue Seite, welche er bei seiner Frau entdeckte, und noch dazu keine gute. Es mußte ihr doch wohl sehr viel daran gelegen sein, ihren Mann von dem Verdacht zu reinigen, als ob er seine Tage thatenlos zubringe, denn sonst würde sie nicht zu einem solchen Mittel gegriffen haben. Im Grunde genommen, was ging es Frau von Karlsberg an, was er that oder nicht that. War er nicht sein eigiger Herr? War er nicht selbständig, unabhängig? Ja, war er es wirklich? Soweit ein Mann, der auf das Vermögen seiner Frau angewiesen ist, es sein kann, war er es. Aber was war das für eine Unabhängigkeit. Es war nicht das erste Mal, daß ihm solche Gedanken kamen. O, er wußte genau, daß man über ihn sprach. Derartige sichert durch und dringt schließlich auch zu den Ohren dessen, für den es eigentlich nicht bestimmt ist. Wie oft, wenn er am Arme seiner Frau den Ballsaal betrat, hörte er aus dem Summen und Surren der wie ein Bienenschwarm durcheinander wogenden Gesellschaft eine halb unterdrückte Bemerkung heraus, die es ihm zum Bewußtsein brachte, daß er eben nur als der Mann seiner Frau angesehen würde, der eine weitere Beachtung nicht zu beanspruchen hatte. Und wenn auch die gesellschaftliche Form diesen Menschen gleichsam ins Blut übergegangen war, sodaß eine eigentliche Taktlosigkeit ausgeschlossen war, er wußte es trotzdem, daß man ihn gewissermaßen nicht für voll nahm. Man kam in sein gastliches Haus, wo die schöne Hausfrau in lebenswürdigster Weise die Honneurs machte, man amüsierte sich vortrefflich, und nahm den Mann, der in der Unterhaltung nicht eben brillierte, geradefo mit in den Kauf.

Doch — was kümmerten ihn die Menschen? Wochten sie schwachen, er brauchte sie nicht. Das ist ja für seiner angelegte Naturen der größte Vorzug des gesicherten Besitzes, daß er in den Stand setzt, das Urtheil der Menge zu verachten, keine Rücksichten nehmen zu müssen, welche durch Gründe der Erhaltung der Existenz geboten erscheinen. Nein, daran brauchte er sich nicht zu kehren. Freilich, wenn Clara ihn darum weniger schätzen würde, weil er sich nicht dazu bringen konnte, sich im Altstaub zu vergraben? — — Doch, das war wohl nur ein Traum von ihr, hervorgerufen durch die vielleicht nicht ganz unbeabsichtigten Erzählungen ihrer Freundinnen. Sie würde schon wieder davon zurückkommen.

Er zündete sich eine neue Cigarre an und setzte seine Wanderung durch das Zimmer fort. Seine Gedanken schweiften zurück in seine Jugendzeit. Er gedachte seines ersten Vaters, der Landrichter in der kleinen Stadt einer Provinz des Ostens gewesen, und dessen beschränkte Mittel es ihm nur durch äußerste Sparsamkeit ermöglichten, dem Sohn eine entsprechende Vorbildung angedeihen zu lassen. Man hatte sich eingerichtet, wo es ging; die Mutter hatte darin eine bewundernswürdige Geschicklichkeit entfaltet. Die gute Mutter! Wenn sie noch lebte, er wäre jetzt in der Lage gewesen, ihr das Alter behaglich zu gestalten. Als Student hatte ihn sein knapper Wechsel nicht gedrückt. Das war ein Loos, das er mit vielen anderen seiner Genossen theilte. Erst als das Referendar-Examen hinter ihm lag, und er sich gewissen geselligen Anforderungen nicht entziehen konnte, empfand er die beschränkten Verhältnisse stärker. Noch nicht lange war er Assessor, da lernte er Clara kennen, und kaum ein Jahr später war er schon ihr



Gatte, und hinter dem Titel prangte das a. D. auf der goldumranderten Visitenkarte. War es nicht natürlich, daß der mit einem Schlag in mehr als behagliche Lebensverhältnisse Versetzte sich ganz und völlig dem Genuß dieses behaglichen Daseins ergab, gänzlich seiner Bequemlichkeit und seiner Frau lebte, daß er den Beruf, welcher ihn nie ausgefüllt, nie befriedigt hatte, aufgab? Tausend Andere hätten an seiner Stelle nicht anders gehandelt und zum letzten diejenigen, die jetzt vielleicht mit den Achseln zuckten und ihn den „Mann seiner Frau“ nannten. Steined wußte, daß auch ein wenig Neid bei ihnen mit hinein spielte, also wozu sich darüber aufregen? Diese sogenannte gute Gesellschaft, war sie denn überhaupt so beschaffen, daß ein denkender Mensch sich ihrem Urtheil beugen mußte? Diese vielfach so oberflächlichen Naturen, die ihre innere Hohlheit geschieht unter den gesellschaftlichen Formen zu verbergen verstanden, sollte er sie als Richter über sich und sein Thun anerkennen? Rimmermehr, er wollte unabhängig sein von den Vorurtheilen der Menge. Lange genug hatten ihn die Verhältnisse im Bann gehalten, sollte er jetzt, wo die äußeren Bedingungen dazu vorhanden waren, nicht Herr seiner Entschlüsse sein?

Es war ihm ja schon manchmal der Gedanke gekommen, daß sein Leben etwas inhaltslos sei, daß ein Mann auch noch andere Pflichten habe, als möglichst den Wünschen seiner Frau zu entsprechen. Es gab Stunden, in denen er sich unbefriedigt fühlte, wo ihm eine bestimmte Aufgabe bewältigen zu müssen als wünschenswerter erschien. Er hatte auf dem Gymnasium und auch auf der Universität fleißig gearbeitet; auf der letzteren freilich mehr andere Dinge, als sein Fachstudium, und ab und zu hatte er wohl auch einmal zur Feder gegriffen und über ein ihm besonders am Herzen liegendes Thema Artikel für die Tagespresse geschrieben, deren klingender Ertrag einen wünschenswerten Beitrag zu seinen knappen Einkünften von damals bildete. Er dachte wohl auch einmal daran, wieder in irgend einer Weise zu arbeiten, aber auf einem Gebiet, das seinen Neigungen entsprach und ihn nicht in Widerspruch mit denselben brachte. Was das sein müßte, darüber war er sich noch nicht klar geworden, eben weil ihn dieser Erwägungen nur ganz flüchtig bis jetzt beschäftigt hatten. Soviel stand bei ihm fest, daß er nur aus eigenem Antriebe seine jetzige Lebensweise ändern würde und nicht aus Rücksicht auf das, was mißgünstige Zungen über ihn sagten.

Er stand auf und kleidete sich zum Ausgehen an, nun seine gewohnte Promenade im Tiergarten zu unternehmen. Es war ein klarer sonniger Wintertag. Der fest gefrorene Schnee knirschte unter den Tritten der Spaziergänger, die der schöne Tag ins Freie gelockt, elegante Jagdschützen, mit feurigen Kennern bespannt, jagten die Charlottenburger Allee entlang und erfüllten die Luft mit ihrem klaren Geläut. Steined schritt rüstig ans, er war ein ausdauernder Fußgänger. Bald hatte er den Zoologischen Garten erreicht und wandte sich nun, dem Lauf des Spreearmes folgend, seitwärts, wo das dicke Gehölz stillere Wege begrenzt.

Fran Clara war inzwischen mit ihrer Freundin unter den Linden angelangt, wo um diese Zeit die elegante Welt der Residenz promenierte. Die beiden Damen kamen nur langsam vorwärts, weil der Strom der Passanten sich fast an jeder Straßenecke staut. Angehörige aller Nationen wogen hier bunt durcheinander. Dort steigt ein Engländer, erkenntlich am steifen Kofetttbart und dem muerweidischen Wädeker, würdevoll durch die Menge, hier erregen einige Söhne des Reiches der Mitte, Witzlieder der chinesischen Botschaft, durch ihre weiten farbigen Gewänder die Aufmerksamkeit; einem Fischertessen in Nationaltracht folgt ein Schwarm von Schulknaben auf den Fersen, und mehrere Spreewälderinnen mit Babies auf den Armen drängen sich durch das Gemühl, um den nahen Tiergarten zu erreichen. Unablässig rollen elegante Equipagen über die breite Fahrstraße, leichte Tyburys mit Andergespann, vom Besitzer selbst geführt, neben dem der stumpfsinnig dreinblickende Groom nicht fehlt, schießen fast pfeilschnell vorüber, dazwischen reitende Schutzleute, schwerfällige Droschken „zweiter Klasse“, ab und zu ein

Sofavagen, vielleicht auch der des Kaisers selbst, schon von weitem kenntlich an dem flatternden Federbusch des Leibjägers, ein immer wechselndes, die Aufmerksamkeit fesselndes Bild.

Vor dem Böcklinschen Bild in der Schulteschen Kunsthandlung drängte sich die schaulustige Menge. Kunstfreunde und Kritiker, Maler und Laienwohlf, das es als zum guten Ton gehörig erachtete, das Neueste nicht ungesehen vorübergehen zu lassen.

„Brillante Farbe, mafartig!“ — „nein, dieses Blau!“ — „der Arm etwas verzeichnet!“ — „scheußliche Frage, dieser Triton“, — so schwirrte und summte es durcheinander, so daß von einem ruhigen Genießen keine Rede sein konnte. Die beiden Damen hatten sich nach mehrfachen Anstrengungen so weit vorgedrängt, daß sie das Bild in seinem ganzen Umfang übersehen konnten. Frau von Karlsberg malte selbst und erläuterte ihrer Begleiterin eingehend die Vorzüge und Mängel des Werkes.

„Ah, meine Damen, ganz besonderes Vergnügen, Sie hier zu sehen!“

Es war der Gardeleutnant v. Sturmsfeder, der die künstlerischen Betrachtungen mit diesen Worten unterbrach. Hinter ihm tauchte sein Freund und unzertrennlicher Begleiter, der Referendar Leugenfeld auf, welcher stumm seinen Hut zog und ebenso stumm den beiden Damen eine tiefe Verbengung machte.

„Der Herr Lieutenant wollen sich wohl zum Kunstkenner ausbilden?“ nahm Frau von Karlsberg nach kurzer Begrüßung das Wort.

Herr v. Sturmsfeder klemmte sein Glas in das linke Auge.

„Meine gnädige Frau belieben zu scherzen. So einem Kriegsknecht, der das Waffenhandwerk treibt, bleiben die Museu fern. Freund Leugenfeld hat mich hergeschleppt, wollte partout, daß ich „Meeresidyll“ sehen sollte.“

Der Referendar bestätigte kopfnickend.

„Nun, und haben Sie es bereut, dem Wunsch Ihres Freundes gefolgt zu sein?“ fragte Frau Steined lächelnd. „Ist das Bild nicht reizend?“

„Bereut, meine Gnädige? Würste ja Barbar sein, wenn ich ja sagte. Großartig, entschieden großartig!“

„Es bedeutet einen neuen Abschnitt in der Entwicklungsperiode des Meisters,“ mischte sich jetzt auch der Referendar ins Gespräch.

„Das finde ich auch,“ meinte Frau von Karlsberg. Man plauderte über das Bild, über den letzten Opernhausball, die nächste Gesellschaft und ähnliche wichtige Dinge. Die Herren erkundigten sich nach Herrn Steined, der schon wiederholt den Clubabend veräuamt hatte.

Der Lieutenant fragte, warum er nicht hier sei, da er sich bekanntlich doch für Kunst lebhaft interessiere.

„Mein Mann arbeitet!“ erklärte Clara mit verblüffender Sicherheit. Sie erröthete aber doch wieder.

„Arbeitet?“ Herr v. Sturmsfeder und der Referendar wiederholten das Wort fast gleichzeitig.

„Herr Steined studiert,“ ergänzte Frau von Karlsberg mit fast unmerklichem Lächeln. Clara erröthete von neuem.

„Glaubte, der Herr Gemahl liebten dolce far niente. Habe ihn, auf Ehre, immer beneidet. Unserer muß sich Tag und Nacht quälen,“ schnarrte von Sturmsfeder.

„Das merkt man Ihnen nicht an, Herr Lieutenant,“ warf Clara etwas gereizt ein.

Der Referendar lächelte still vor sich hin.

Am Ausgang trennte man sich.

„Schonen Sie sich nur, Herr v. Sturmsfeder, damit Sie auf dem nächsten Ball tüchtig tanzen können.“ Frau v. Karlsberg hatte es scherzend gesagt.

„Werde nicht verfehlen, meine Gnädige!“

Die Herren wandten sich dem Tiergarten zu, die beiden Damen gingen die Linden aufwärts, um im Café Krauzler eine Erfrischung zu nehmen.

„Soll etwas unterm Pantoffel stehen, der Herr Assessor,“ murmelte Sturmsfeder zu dem Freund.

„Ja, unterm Pantoffel seines Vermögens.“

Sturmsfeder lachte: „Brillanter Wit, auf Ehre! Stille Wasser sind tief. Du hast innerlich, mein Junge!“ —

Das Diner, welches bei Steinacks um 5 Uhr eingenommen wurde, verlief etwas einsilbig. Der Assessor hatte seine Stimmung noch nicht wiedergefunden und Clara war verstimmt über sich selbst. Die Bemerkungen Sturmsfeders hatten sie geärgert, sie wußte selbst nicht warum. Es kam hinzu, daß Frau von Karlsberg ihr von der angestrengtesten Arbeit ihres Mannes, welcher Regierungsrat war, erzählt hatte. Herr von Karlsberg ging um 9 Uhr aufs Bureau und kam erst gegen 4 Uhr zurück. Nach dem Diner ein kurzer gemeinschaftlicher Spaziergang. Das war alles, was sie von ihrem Mann hatte. Von 6 Uhr ab arbeitete er ununterbrochen in seinem Zimmer, manchmal bis tief in die Nacht hinein. Die gesellschaftlichen Verpflichtungen, denen man sich natürlich nicht entziehen konnte, waren stets noch von längerer Nacharbeit gefolgt, um die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Clara dachte bei den Mitteilungen ihrer Freundin daran, wie gut sie es doch dagegen habe und bat im Stillen ihrem Mann das Unrecht ab, das sie in Gedanken an ihm begangen.

\* \* \*

Bei Steinacks war große Gesellschaft. Der Salon und die anstoßenden Gemächer strahlten im hellsten Lichterglanz. Die hohen Spiegel warfen ein bewegtes, farbenreiches Bild zurück. Die Damen waren in Volltoilette, die vielfach durch einen im Licht der zahlreichen Kronleuchter funkelnden Brillantschmuck gehoben wurde. Unter der Mehrzahl der besetzten Herrn hoben sich wirkungsvoll einige uniformierte Würdenträger ab, Offiziere und Staatsbeamte, die auf Wunsch der Gattin und Tochter nicht verfehlt hatten, die ähneren Abzeichen ihrer Stellung anzulegen. Es war kurz vor dem Souper, dessen Beginn besonders von einigen älteren Herren lebhaft gewünscht wurde. In dem anstoßenden Speisesaal sah man die Diener beschäftigt, die letzten Anordnungen für die Tafel zu treffen. Man stand in Gruppen zusammen oder promenierte zwanglos auf und ab, die jüngeren Herren, worunter Herr von Sturmsfeder und der Reserendar Lengefeld, eifrig beschäftigt, für den bevorstehenden Tanz sich ihre Tänzerinnen zu sichern.

In einer Fensternische lehnte der alte Kommerzienrat Hilmer, in lebhafter Unterhaltung mit einem bekannten Großindustriellen der Hauptstadt begriffen.

„Glauben Sie mir, lieber Hilmer,“ sagte der kleine lebendige Herr, sich dabei öfter mit der Hand durch das schon stark ergraute Haar fahrend, „wenn das so weiter geht, treiben wir einer Katastrophe entgegen. Habe ich recht? Wo solls auch hinaus? Die Arbeiter verlangen immer höhere Löhne und erzwingen sie durch ihre Organisation. Gewährt man sie ihnen nicht, hat man den Streik und damit neuen Schaden und unendliche Schererei. Wir haben seit einem Jahr fast nichts verdient. Ich lasse arbeiten, nur um die Leute zu beschäftigen. Aber bei der Gesellschaft ist kein Dank, kein Rechnung tragen den tatsächlichen Verhältnissen; immer brutal, immer brutal, immer mit dem Kopf durch die Wand! Und dabei drückt die Konkurrenz die Preise derart, daß überhaupt kein Geschäft mehr zu machen ist. Wie kann ich höhere Löhne zahlen, wenn ich selbst nichts verdiene? Habe ich recht, he, he?“

Herr Eppstein hatte sich heiß gesprochen. Er fuhr sich mit dem roffeiden Tuch über die Stirn.

„Gewiß, gewiß,“ nahm Hilmer das Wort. „Glauben Sie mir, bin auch nicht auf Rosen gebettet. Neulich ist mir mein Buchhalter mit achtzigtausend Mark durchgegangen. Scheint, daß der Kerl glücklich über alle Berge ist.“

„Habe davon gelesen. Aber was macht das Ihnen? Bringen's leicht wieder ein. Ja, ja, die Jugend! Leichtsinnes Volk heutzutage. Mein Sohn geht in den Klub,

macht Rennen und Wetten mit und spielt den Großen, während der Vater sich abarbeitet und sorgt. Verkehrte Welt heute. Habe ich recht?“

Er fuhr sich wieder durch die Haare und legte den Kopf etwas auf die Seite. „Uebrigens, lieber Hilmer, weshalb setzen Sie sich nicht zur Ruhe? Haben doch genug, sollt ich denken. Töchterchen ist versorgt. Weshalb noch arbeiten, für wen, für was? Habe ich recht?“

„Ich würde mir unnütz vorkommen, wenn ich müßig gehen wollte,“ sagte Hilmer mit Stirnrunzeln. „Ueberlasse das meinem Schwiegersohn.“

„Scheint ihm gut zu bekommen,“ meinte Eppstein, auf Steined deutend, der eben einige neue Ankömmlinge begrüßte. Der alte Hilmer brummte etwas vor sich hin, das der kleine Fabrikant nicht verstehen konnte, was er aber als eine Zustimmung seiner Aeußerung auslegte. „Ja, ja, wir Alten sind aus anderm Holz! Habe ich recht?“ —

Hilmer blieb die Antwort schuldig, denn eben wurde zu Tisch gebeten. Man begab sich in den Speisesaal. Steined hatte Frau von Karlsberg den Arm geboten, während der alte Geheimrat Rylander die Frau des Hauses führte. Am unteren Ende der Tafel hatte sich die jüngere Welt zusammengefunden, und Herr von Sturmfeber entfaltete dort seine sprudelnde Beredsamkeit. Er war unerschöpflich in der Erzählung von höchst spaßigen, wenn auch nicht immer glaubwürdigen Anekdoten und zündenden Wippen, bei denen ihm vielfach sein in der Nähe sitzender Freund Venesfeld als Zielscheibe dienen mußte. Seine Bemühungen waren anscheinend von Erfolg gekrönt, denn das helle Lachen der jungen Damen tönte in immer kürzeren Zwischenräumen durch den Saal.

An der anderen Seite war die Unterhaltung ernsthafter. Es war heute im Reichstag eine heiße Debatte gewesen, über deren Verlauf der Landrichter Kersten referierte. Die Opposition hatte gegen die Regierungsvorlage ihre besten Redner ins Feld geführt, die Sitzung hatte sich bis in den Abend hineingezogen, ohne zu Ende geführt zu werden. Man erwartete morgen das Eingreifen des Reichskanzlers und damit eine neue bedeutende Debatte. Mehrere Damen äußerten den Wunsch, die Zuschauertribüne zu besuchen, und der Herr Landrichter erbot sich bereitwillig, für starken Sorge zu tragen, ein Anerbieten, das mit lebhaftem Dank angenommen wurde. Clara hatte der Unterhaltung mit sichtlichem Interesse zugehört. Sie wollte sich morgen den Damen anschließen, um sich die Gelegenheit, den Reichskanzler zu sehen, nicht entgehen zu lassen.

Das Gespräch sprang dann auf das Theater über; man sprach über die neuengagierte Sängerin des Opernhauses und über den Kontraktbruch eines beliebten Heldenspielers, der augenblicklich von den Zeitungen eifrig erörtert wurde, über Bülow, der durch eine seiner betanuten sarkastischen Aeußerungen wieder einmal von sich reden machte und über den bevorstehenden Besuch eines dem Kaiserhaus befreundeten Fürsten. Steined ließ sich von Frau von Karlsberg über den neuen Böcklin berichten. Er selbst sprach wenig, hörte aber aufmerksam auf die Auseinandersetzung seiner Nachbarin. Er hatte mehrere Gemälde moderner Meister kürzlich angekauft und orientierte sich gern über die Neuheiten des Kunstmarktes. Frau von Karlsberg wußte das und freute sich, ihn für einen Gesprächsgegenstand interessiert zu haben.

Nach aufgehobener Tafel begann die junge Welt zu tanzen; die älteren Herren arrangierten in einem der Nebenzimmer ein Spieltisch, und die in vorgeückten Jahren stehenden Damen tauschten ihre Meinungen über all die Fragen aus, welche das Herz einer Mutter und Hausfrau zumeist bewegen.

Steined zog sich, nachdem er einige Pflichttänze absolviert hatte, erleichtert zurück, um sich im Spieltzimmer dem Genuß einer guten Cigarre hinzugeben, dem höchsten eines solchen Abends, wie er lächelnd zu seinem Schwiegervater bemerkte.

Der alte Hilmer beobachtete seinem Schwiegersohn gegenüber eine konsequent durchgeführte reservierte Haltung.

„Finden Sie?“ Er sagte es kühl, nachlässig, wie um überhaupt nur etwas zu sagen.

Steineck kannte diese Art und hatte sich längst daran gewöhnt, sie zu ignorieren. Heute aber — er wußte selbst nicht warum — verletzte sie ihn und reizte ihn zum Widerspruch.

„Ich finde,“ sagte er in demselben Ton, den Hilmer angeschlagen.

„Sie sind jedenfalls,“ fuhr der Kommerzienrat fort, „was Genüsse anbetrifft, ein kompetenter Beurtheiler, ich faun mich da nicht mit Ihnen messen.“ Ein sarkastisches Lächeln begleitete die Worte.

„Ich teile diesen Vorzug mit Ihrer Tochter,“ warf Steineck etwas pikirt ein.

Hilmer wollte anscheinend eine heftige Antwort geben, er bezwang sich aber, neigte fast unmerklich den Kopf gegen seinen Schwiegersohn und trat hinter den Stuhl Eppsteins, der mit gerötetem Gesicht dafuß und den Verlauf des Spiels mit lebhaften Gestikulationen begleitete.

Steineck begab sich in den Saal zurück, wo eben ein Walzer sein Ende erreichte. Das Beuehmen seines Schwiegervaters fiel ihm auf, in solch kurrigem Zustand hatte er den alten Herrn noch nicht gesehen. Was hat er nur auf einmal? dachte er, ohne eine Antwort auf seine Frage zu finden. — — —

„Ob mein Beruf mir Freude macht, gnädige Frau? Gewiß; ich wünschte mir keinen andern.“

Es war der Referendar Vengefeld, welcher es zu Frau Steineck sagte. Sie saßen nebeneinander auf einem Divan und plauderten; sie sich mit dem kostbaren chinesischen Frächer fächernd, er den Klapphut auf dem Knie balancierend und sie verwundert mit seinen großen blauen Augen ansehend.

„Ich dachte, die Akten wären furchtbar langweilig.“

„Nicht immer, gnädige Frau; und wenn es auch die Akten wären, das Leben ist es nicht. Und von ihm bekommen wir Juristen doch ein gut Stück zu sehn. Vor den Gerichtshydrauken spielt sich mancher Roman, manches Drama ab, erschütternder und wirkungsvoller, als es mancher Bücherschreiber zu schildern vermag. Den menschlichen Leidenschaften bis auf ihre Wurzeln nachzugehen, ihren Zusammenhang mit dem jeweiligen Verbrechen zu ergründen, den Menschen verstehen zu lernen aus seinem Verhältnissen, seinen natürlichen Anlagen, seiner Erziehung und all den vielen Faktoren, welche ihn zu dem machen, was er geworden, das ist, wenn nicht immer eine dankbare, so doch stets eine interessante Aufgabe. Nun, und wenn wirklich einmal des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr auf müde inhaltslose Stunden zeigt, so ist das Bewußtsein erfüllter Pflicht doch eine befriedigendes, und eine Beethoven'sche Sonate, eine Mozart'sche Oper und der Anblick eines guten Gemäldes, auf dem der Inhalt nicht durch die Form erdrückt wird, helfen auch darüber hinweg und geben neue Frische und Kraft. Nein, nein, ich lasse meinen Beruf nicht schelten!“

Er hatte sich ordentlich in Eifer gesprochen, der sonst so stille Mensch. Frau Clara sah überrascht zu ihm auf.

„Ja, das ist allerdings eine ideale Auffassung, die mir die Dinge in einem andern Lichte zeigt,“ meinte sie aufrichtig. „Ich hatte mir es anders gedacht.“

„Und wie kamen Sie, wenn es erlaubt ist zu fragen, zu dieser Aufschauung?“

„Mein Mann sagte stets, es gäbe nichts Geisttötenderes, als die Jurisprudenz. Er hatte nie Freude daran gehabt.“

Vengefeld war es bei ihren Worten heiß und kalt geworden. Er hatte wirklich ganz vergessen, daß ihr Mann ja ebenfalls das römische Recht traktiert hatte. Du lieber Himmel, wer daran auch denken konnte. Man war so gewohnt, ihn als reichen Rentner zu betrachten, daß der Gedanke, er könne auch einmal einen Beruf gehabt haben, wirklich nicht nahe lag. Jetzt schalt er sich selbst wegen seiner Taktlosigkeit aus. Aber Frau Clara sah so unbefangenen daren und plauderte so ruhig weiter, daß er sich bald wieder beruhigte. Entweder sie hatte bei seinen Worten nichts Auffälliges gefunden, oder sie ging rücksichtsvoll darüber hinweg. In jedem Fall war er ihr dankbar und wiederholte

sich im Stillen, daß die Gattin seines früheren Kollegen eine ganz vortreffliche Frau, und Herr Steined jedenfalls einer der glücklichsten Menschen sei.

Im Augenblick traf diese letztere Voraussetzung nicht zu. Herr Steined war noch immer vertrieben. Er wollte seine Frau fragen, ob sie ihn vielleicht über das Benehmen seines Schwiegervaters aufklären könne, als er sie mit Lengersfeld in der Unterhaltung begriffen sah. Er wollte nicht stören und blieb an die Thür des Saales geteilt, stehen, durch die eben die Diener mit Erfrischungen eintraten. v. Sturmfeder, der sich ein Fläschchen Selters erobert hatte, trat zu ihm und überschüttete ihn mit Versicherungen, daß er sich vortrefflich amüsiere und in diesem Winter noch keine solche exquise Gesellschaft mitgemacht habe. Herr v. Sturmfeder pflegte die stets zu sagen, wenn der Champagner gut gewesen war, was er bei Steineds voll und ganz bestätigen konnte. Der Gastgeber lächelte verbindlich. — — —

Man frühstückte am andern Morgen insolge der durchwachten Nacht sehr spät. Steined stand am Fenster und sah auf die kahlen Bäume des Tiergartens, deren Äste wie große Besenreiser in den grauen Himmel hineinragten. Ein kalter Wind trieb schwere Wolken vor sich her, und von Zeit zu Zeit fiel ein leichter Regen. Der nahende Frühling kündete sich im Kampf der Elemente an. Frau Clara ließ ihren Gatten warten, jedenfalls nahm ihre Toilette länger als gewöhnlich in Anspruch. Sie dachte an den gestrigen Abend und an die Worte Lengersfelds, die sie sich immer von neuem wiederholte. Der junge Mann war wirklich interessant gewesen, als er so aus sich herausging und fast begeistert von seiner Arbeit sprach. Sie hatte ihm gern zugehört. Wie die Auffassungen doch so verschieden waren! Fast so verschieden wie die Menschen selber. Ernst hatte immer nur von der langweiligen Seite seines früheren Berufes gesprochen, und sie hatte es danach ganz selbstverständlich gefunden, daß er demselben kein Interesse abzugewinnen vermochte. Lengersfeld ging sicher darin auf, er gab seinem Leben Inhalt und erhöhten Wert.

Das Mädchen klopfte. Der Herr Assessor ließ fragen, ob die gnädige Frau zum Frühstück kämen.

„Ja, ja, ich komme gleich!“ Das „gleich“ der Frauen ist bekanntlich ein dehnbarer Begriff. Bei Frau Clara umfaßte es diesmal eine gute Viertelstunde, wodurch Steineds schlechte Laune nicht besser wurde. Endlich erschien sie.

„Du bleibst recht lange, Clara!“ Er berührte flüchtig ihre Stirn mit den Lippen.

„Lange?“ Sie wiederholte das Wort gedehnt, als ob es einen ihr fremden Begriff ausdrückte. „Ich wurde eben erst fertig.“

Er schwieg einen Augenblick, eifrig mit dem Theelöffel in seiner Tasse rührend. Der Regen schlug wieder klatschend an die Scheiben und der Wind fuhr mit heftigen Stößen um das Haus. Dann erzählte er ihr den gestrigen Zusammenstoß mit ihrem Vater. Sie errödete plötzlich, was er mit Erstaunen bemerkte.

„Wie kommt dein Vater zu einem so wunderbaren Benehmen? Liebenswürdig war er ja nie gegen mich, aber unhöflich scheint er erst jetzt werden zu wollen.“

„Es war wohl nicht so gemeint,“ warf sie schüchtern ein.

„Doch. Ich habe das ganz bestimmte Gefühl, daß er mich verletzen wollte. Seine Bemerkung läßt keine andere Auffassung zu.“

„Papa ist in letzter Zeit überhaupt vertrieben; er hat geschäftliche Unannehmlichkeiten gehabt, da mußt du ihm schon etwas zu gute halten.“

„Ich bin aber nicht gesonnen, mich von ihm beleidigen zu lassen!“ Er hatte es heftig hervorgestoßen, eine Falte trat ihm auf die Stirn. Der Theelöffel fiel klirrend auf die Unterschale. Frau Clara war ordentlich erschrocken aufgefahren. Sie kannte ihren stillen Mann gar nicht wieder.

„Ernst, was hast du nur?“

„Ich will wissen, was er gegen mich hat! Es kann dir nicht unbekannt sein, Du warst erst vor einigen Tagen bei ihm, er wird es dir sicher gesagt haben.“

Sie sah auf ihren Teller nieder, um ihr Erröten zu verbergen.

„Sage mir die Wahrheit,“ drang er weiter in sie.

Endlich sprach sie, leise, stockend, in abgebrochenen Sätzen, dann und wann von Schluchzen unterbrochen. —

„Also das wars!“ brach er das Schweigen, welches eingetreten war, nachdem sie geendet. „Dacht' ich mirs doch! Er hält mich für einen Faulenzer, für einen unfähigen Menschen, der weder etwas leisten kann noch will. Er denkt, daß ich wie er mindestens zehn Stunden des Tags am Pult stehen sollte, um Geld zusammenzuscharrten! Das sieht ihm ähnlich!“

„Ernst!“ rief sie vorwurfsvoll.

Er war aufgesprungen und ging mit großen Schritten, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und ab. Nun blieb er vor ihr stehen.

„So geht das nicht weiter!“ sagte er erregt. Wenn dein Vater so fort macht, ist der Bruch unausbleiblich. Wenn er es zum äußersten nicht kommen lassen will, mag er Frieden halten, sonst stehe ich für nichts. Es thäte mir leid um deinetwillen. Sag' ihm das!“ Er hatte seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen.

„Aber es wäre doch vielleicht möglich“ — begann sie stockend . . .

„Was?“ Er hatte sich umgewandt und sah erwartungsvoll zu ihr herüber.

„Daß ihr euch verständigtet. Du giebst ein klein wenig nach und er“ —

„Wie meinst du das?“ Seine Frage klang scharf und verwundert.

„Nun, ich meine, wenn du ihm entgegenläufst und“ —

„Clara!“ Er war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. „Du stehst also auf seiner Seite?“ Er war offenbar aufs höchste überrascht.

„Nicht doch,“ begann sie von neuem, „ich meinte nur, es wäre besser für dich, wenn du, wenn“ —

Sie stockte doch, das Wort wollte nicht auf die Lippen.

„Wenn ich mich auch in die Treitmühle spannte,“ ergänzte er bitter.

„Aber Ernst! Wie du so etwas sagen kannst. Herr Lengefeld erzählte mir gestern, daß sein Verus so interessant sei, daß er ihm so viel Freude mache. Seine Augen blühten ordentlich, als er davon sprach. Ich dachte, vielleicht versucht du es doch noch einmal, und es macht dir jetzt mehr Freude.“

„Lengefeld? So, so. Ja freilich, der kann es wissen.“ Er war wieder ganz ruhig geworden, und der Ausdruck seines Gesichtes hatte fast etwas Starres, als er auf einmal, als wäre gar nichts vorgefallen, in gleichgültigem Ton sagte: „Du wolltest ja wohl in den Reichstag? Dann ist es Zeit, dir einen Wagen holen zu lassen.“

Er ging in sein Zimmer. Sie sah ihm verwundert und verwirrt nach.

Seit jenem Morgen, an dem zwischen den beiden Gatten die Aussprache erfolgte, war Herr Steined für seine Frau ein verschlossenes Buch. Er erschien fast nur zu den Mahlzeiten, und dann war er, wenn auch nicht unfreundlich, so doch still und einsilbig. Mehr als sonst ging er aus und blieb dann oft mehrere Stunden fort, oder er sah wohl auch in seinem Zimmer, das er von innen verriegelte. Frau Clara wußte nicht, was sie aus alledem machen sollte. Manchmal stand sie im Begriff, ihn zu fragen, aber eine ihr bisher fremde Scheu hielt sie davon zurück. Es war das erste Mal, daß ihre Ehe durch einen Mißton gestört wurde und so stand sie dem Neuen, das über sie hereingebrochen, ratlos und unschlüssig gegenüber.

Steined war sich, nachdem er sich von seiner ersten Ueberraschung erholt, bald über die Situation klar geworden. Er bereute jetzt fast die Heftigkeit, die ihn im Gedanken an die von seinem Schwiegervater erlittene Unbill übermannnt hatte. Es mußte ja notgedrungen so kommen. Man hatte seiner guten Frau so zugesetzt, daß sie nicht mehr anders konnte, als ihren Mann durch die Brille ansehen, die man eigens für sie geschliffen. Die gute Clara! War es ihr zu verdenken, wenn sie auf ihren Mann

stolz sein wollte? Konnte sie es unter den obwaltenden Umständen? Er war ehrlich genug, diese Frage zu verneinen. Wohl hatte sie in ihrer Ehe bisher keinen Mangel entdeckt und sich gefreut, ihren Mann so ganz zu besitzen. Aber konnte das wirklich so bleiben? Nein, denn sie mußte mit der Zeit notgedrungen auf den Standpunkt kommen, auf dem sie jetzt angelangt schien. Und das eben war für ihn entscheidend. So gleichgültig ihm das Urteil der Welt war — wenigstens glaubte er das — so sehr lag ihm an der Meinung seiner Frau. Er fürchtete jetzt geradezu, ihre Liebe zu ihm könne sich vermindern. Hatte sie nicht im Ton der höchsten Anerkennung von Langefeld gesprochen und ihm den kleinen Referendar gleichsam als nachahmenswertes Ideal aller männlichen Tugenden hingestellt? Eine ihm bisher unbekannt empfindung, so etwas wie die Ahnung einer künftigen Eiserfücht, kam über ihn und drückte in Verbindung mit seinem verletzten Ehrgefühl auf seine Stimmung. Aber was thun? Wieder zum Zus zurückkehren? Nimmermehr! Der innere Widerwille war zu groß. Die Gedanken und Erwägungen stürzten auf ihn ein und raubten ihm seine Ruhe. Er lief stundenlang im Tiergarten herum, den er kreuz und quer durchstreifte und kam dann abgespannt und abgehegt zurück, ohne zu einem Entschluß gelangt zu sein.

Schließlich aber mußte doch einmal ein Schritt gethan werden, um aus dieser unerquicklichen Lage herauszukommen. Der einzig naheliegende, irgend eine Stellung anzunehmen, bei der ihm seine juristische Vorbildung zu statten kam, widerstrebte ihm. Er stellte sich vor, wie er als Landrat in irgend einer Kleinstadt saß und Verordnungen zur Unterdrückung der Viehsenke traf, oder wohl gar als Bürgermeister einer Stadtverordnetenversammlung präsiidierte, in der die welterschütternde Frage der Einführung von Gasbeleuchtung für Schöppenstedt oder Schilda mit entsprechendem, von der Sache gefordertem Ernst erörtert wurde. Das wars, was ihn eventuell erwartete. Er mußte lachen, wenn er daran dachte. Nein, er taugte nicht dazu. Und Clara? Würde sie etwa den Aufenthalt in Berlin, ihrer Vaterstadt, mit dem in einem beliebigen Rest vertauschen, wo sie in den ersten vierzehn Tagen vor Langeweile krank werden mußte? Nein, das war ein Opfer, das er ihr nicht zumuten durfte. blieb ihm noch übrig, sich ein Rittergut zu kaufen und den Landwirt zu spielen. Man hätte dann wenigstens den Winter in der Residenz verbringen können. Aber auch dafür war weder Reigung noch Verständnis bei ihm vorhanden.

Er hätte noch Agent irgend einer Versicherung werden können. In seinem Bekanntenkreis war mancher Offizier a. D., der durch solch eine Beschäftigung sein Einkommen verbesserte. Aber würde ihm das in den Augen seiner Frau aufpassen? Agent! Wie das klang! Und dann auch, was war das für eine Beschäftigung! Zum Sterben langweilig. Nein, es ging nicht, es war nicht möglich. Dagegen gewann ein anderer Gedanke Raum in ihm, der ihm seit einigen Tagen im Kopf herumging. Er entthann sich seiner journalistischen Thätigkeit aus der Studentenzeit, erinnerte sich, daß die Redakteure oft seinen flotten Stil und frische Ausdrucksweise gerühmt hatten. Er besaß Kenntnisse auf dem Gebiet der Litteratur, der Volkswirtschaft und der Geschichte, auf denen sich wohl weiterbauen ließ. Zwar dachte er an das Wort des Fürsten Bismarck von den Leuten, „die ihren Beruf verfehlt haben,“ aber nahmen nicht die Chefredakteure der großen Blätter eine gesellschaftlich wie sozial geachtete Stellung ein? Trug nicht mancher von ihnen Orden und Auszeichnungen, gerade wie diejenigen, welche sich abmühten, auf der Leiter der Beamtenlarrische Sprosse um Sprosse empor zu klettern? Ging nicht in Frankreich vielfach der Weg zum Ministerstuhl durch die Redaktionsstube? Wenn irgendwo, so war hier noch ein Feld für eine Thätigkeit, die ihm Interesse und damit Freude abzugewinnen vermochte.

Er ging zu dem ihm von früher her bekannten Chefredakteur des Morgenblattes und trug ihm seine Wünsche vor. Er wollte zunächst als Volontair arbeiten, sich mit allen Seiten des journalistischen Berufs vertraut machen, um dann später in die Redaktion einzutreten.



Der Redakteur hörte ihn lächelnd zu und lehnte dann in der höflichsten, aber doch ganz bestimmten Form das Anerbieten ab.

„Weshalb wollen Sie, ein reicher Mann, sich in das aufregende und aufreibende Getriebe der journalistischen Thätigkeit stürzen?“ fragte er erstaunt. „Das ist nicht für Ihresgleichen, glauben Sie es mir. Unser Beruf erfordert eine volle Ausspannung aller geistigen und physischen Kräfte, ein stetes Gesammeltsein inmitten des vielen Zerstreuenden, ungemein schnelles Arbeiten, stets fertiges Urtheil. Sie müßten des Nachts mit derselben Frische zur Stelle sein, wie am Tage, der ganze Mensch muß notgedrungen in dieser Thätigkeit ausgehen, wenn Ersprießliches geleistet werden soll. Das werden Sie nicht wollen und — verstehen Sie mich nicht falsch, auch nicht können. Das bringt wirklich nur einer fertig, der es „nötig hat“, dem die Feder auch zugleich die Existenz sichern muß. Was Sie bei uns verdienen könnten, würde kaum für die Toilette Ihrer Frau Gemahlin reichen, weiter auch nicht. Und zudem ist auch augenblicklich kein Platz frei. Wir haben allmonatlich ein paar Angebote, lauter fertige, tüchtige Kräfte, die wir abweisen müssen. Es thut mir wirklich herzlich leid. Wollen Sie ab und zu wieder einen Artikel schreiben, ich nehme ihn gern auf, aber Ihren Wunsch zu erfüllen ist unmöglich, wirklich ganz unmöglich.“

Steined verließ ziemlich niedergeschlagen die Redaktion. Der erste Versuch war also mißglückt. Man wollte ihn nicht, weil er reich war, weil er's, die Andeutungen des Redakteurs hatten darüber keinen Zweifel gelassen, nicht nötig hatte! Man nahm ihn für einen Dilettanten, der etwas suchte, um seine Zeit totzuschlagen, sonst nichts. Man traute ihm vielleicht Fähigkeiten, aber keinen Ernst, keine Ausdauer, keine Hingabe an die erwählte Arbeit zu. Es war eine bittere Erfahrung, nicht geeignet, seine Gemüthsstimmung zu verbessern. Er bedurfte einiger Tage, um wieder in der Stimmung zu einem erneuten Versuch zu sein. Er wollte sein Ziel nicht so leichten Kaufs aufgeben, sich nicht vom ersten Mißlingen mutlos machen lassen.

Als er eine Woche nach dem unliebsamen Vorfall wieder im Vorzimmer der Redaktion eines großen Blattes stand, kam er sich fast vor wie ein Bettler. Ein beklemmendes Gefühl legte sich ihm auf die Brust. War es die stanbige, nach altem Papier und verbranntem Siegelack riechende Luft des engen Zimmers, oder das ungewohnte Bewußtsein, als Bittender hier zu stehen, er, der reiche Mann, der so stolz darauf war, unabhängig zu sein von den Menschen?

„Ich lasse den Herrn bitten!“

Der Redaktionsdiener hatte die Thür zu dem anstoßenden Zimmer geöffnet. Bei Steineds Eintreten erhob sich aus einem Berg von Zeitungen ein kleines Männchen, das den Fremden mit einer Handbewegung einlud, auf einem alten Rohrstuhl Platz zu nehmen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

Steined brachte etwas verlegen sein Anliegen vor. Der kleine Mann schob seine Brille auf die Stirn hinauf, wodurch seine kleinen Augen einen unbestimmt forschenden Ausdruck annahmen. Dann legte er beide Hände ineinander und brachte die Daumen derselben in rotierende Bewegung.

„Sie wollen Redakteur werden. hm — hm. Stehen auf unserer Seite?“

„Auf Ihrer Seite?“

„hm —, meine, Sie gehören zu unserer Partei?“

Steined schwieg betroffen. Er hatte sich so wenig um das politische Parteigetriebe gekümmert, daß er sich nie Rechenschaft darüber gegeben hatte, ob er überhaupt zu einer, und zu welcher Partei er gehöre. Er verstand es nicht, daß unabhängige Männer ihre Ueberzeugungen in die enge Schablone einer bestimmten Partei zu zwingen vermöchten. Er war ein guter Patriot, liebte sein Vaterland und seinen Kaiser und veräumte nicht, das übliche Festessen an dessen Geburtstag mitzumachen und auf sein Wohl zu trinken; damit war für ihn aber auch sein politisches Programm am Ende. Die Frage setzte

ihn in Verlegenheit. Jetzt erst fiel ihm ein, daß das Blatt, welches der vor ihm sitzende Redakteur leitete, ein Organ der Oppositionspartei war, das gerade seit einigen Wochen wegen eines neuen Gesetzentwurfes die Regierung heftig beschwerte.

„Ich bin für Kaiser und Reich,“ sagte er schließlich, um nicht ganz zu schweigen.

„Das sind wir alle,“ bemerkte der kleine Herr mit einem eigentümlichen Lächeln.

„Damit ist noch keine Zugehörigkeit zu einer Partei ausgesprochen. Wer praktische Politik treiben will, muß sich zu einer Partei bekennen, die sich ein ganz bestimmtes Programm durchzuführen als ihre Aufgabe stellt. Bekennen Sie sich zu diesem Programm unserer Partei?“

„In dem Sinne, wie Sie es meinen, wohl kaum,“ entgegnete Steined mit sichtlicher Befangenheit.

Der Redakteur erhob sich.

„Dann bedaure ich, Ihren Wünschen nicht entsprechen zu können. Es wäre sonst vielleicht möglich gewesen. Ich habe die Ehre.“

Steined verbeugte sich und stürzte auf die Straße. Er war wütend über sich selber, über seine mangelnde Kenntnis der Fragen des öffentlichen Lebens, die ihn in diese fatale Situation gebracht hatte. In welch lächerlichem Licht mußte er dem Journalisten erscheinen sein! Hatte er denn wirklich in Berlin gelebt, wo der Strom der Ereignisse schneller flutet, und der Pulsschlag der Weltgeschichte unmittelbar empfunden wird? Es kam ihm vor, als hätte er Jahre seines Lebens verträumt und müsse nun erst auf einem Boden gehen lernen, der ihm fremd geworden. Wieder begannen für ihn Wochen der Selbstquälerei, des Ueberlegens, des Schwankens, des Beschlußfassens. Er litt körperlich unter diesen innerlichen Aufregungen, über die er sich niemandem gegenüber aussprechen konnte.

Es war an einem trüben, regnerischen Apriltag, als er nach einem Gang, der ihn bis nach Charlottenburg führte, in eine dortige Konditorei trat, um eine Tasse Kaffee zu trinken und den eben in Strömen niederstürzenden Regen abzuwarten. Mechanisch griff er nach einer Zeitung, einem angesehenen Berliner Organ, das er gleichgültig durchflog, nur, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Plötzlich fesselte eine Notiz der Redaktion seine Aufmerksamkeit.

„Wir teilen unsern Lesern hierdurch mit, daß vom heutigen Tage ab Herr Dr. Gormann die Redaktion des politischen Teils unseres Blattes übernommen hat.“

„Gormann, Gormann!“ murmelte er vor sich hin. Das ist doch nicht etwa Fritz Gormann, mit dem ich in der Prima auf einer Bank saß und gemeinschaftliche Allotria trieb? Kein Zweifel, er muß es sein!“ Ein Gedanke schoß ihm wie eine plötzliche Erleuchtung durch den Kopf. Er warf dem Kellner ein Geldstück hin und ging mit schnellen Schritten nach der Stadtbahnstation, wo er ein Billet bis zum Bahnhof Friedrichstraße löste. Dort angekommen begab er sich, die Linden kreuzend, in eine der Hauptstraßen der Friedrichstadt, wo sich die Redaktion des „Merkur“ befand.

Der neue Redakteur war anwesend, Steined wurde, nachdem der Redaktionsdiener seine Karte abgegeben, sofort vorgelassen.

Dr. Gormann war ein Altersgenosse Steineds, aber sein schmales, bartloses Gesicht, das durch ein paar blitzende Augen und ein ungemein belebtes Mienspiel fesselte, ließ ihn jünger erscheinen. Schwarzes Haar, das in seiner Fülle dem Zwang des Kammes spottete, fiel genial über die Stirn herab und wurde im Lauf des Gesprächs oft zurückgestrichen; die auffallend schmalen Lippen spiegelten durch ihre bewegliche Veränderlichkeit jede Empfindung des Sprechenden wieder. Man mußte unwillkürlich nach ihnen sehen, wenn Dr. Gormann sprach, um ihn besser zu verstehen, denn er sprach unglaublich viel und unglaublich schnell. Die Sätze überflürzten sich gleichsam, als ob der Redende fürchtete, jeden Augenblick unterbrochen zu werden, ehe er zu Ende war.

„Steined, altes Hans! Sieh ich recht? Der erste Besuch, den ich habe. Wie geht's, wie lebst du, was treibst du? Glücklicher Ehemann geworden, habe davon gehört.“

Schauderhaft reich, was? Bitte, nimm Platz. Cigarre gefällig? Vorzügliche Marke. Bin nun auch in die Metropole der Intelligenz gezogen. Ja, ja, man kommt ein wenig vorwärts. Habe mich erst etwas eingerichtet. Aber du sprichst ja gar nicht, so rede doch, Steinedchen" — —

"Als ob du einen dazu kommen liehest," bemerkte Steined lächelnd. Die komische Lebhaftigkeit seines ehemaligen Schulkameraden stimmte ihn heiter.

"Hast recht, ich werde schweigen wie zwei Gräber, bis du fertig bist." Er steckte die Cigarre in den Mund und kreuzte die Arme über der Brust, um sich so das freiwillig aufgelegte Martyrium zu erleichtern.

"Ein Opfer, das ich kaum annehmen kann."

Und dann erzählte Steined kurz, was ihm erzählenswert dünkte, zugleich auch, wenn auch nur andeutungsweise, die Ereignisse der letzten Wochen berührend.

Gormann hatte aufmerksam zugehört, rückte aber bereits unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

"Ich bin gleich zu Ende," beruhigte ihn Steined. "Nur noch zwei Worte."

"Fordere nicht zu wenig, edler Waffenträger des Coriolan, zwanzig sollen dir geschenkt sein," rezitierte Gormann.

"Gut denn, zwanzig. Der Zweck meines Kommens ist kurz der: du sollst mir helfen, meine Absicht durchzuführen. Ich hoffe, du wirst nicht dieselben Lebensarten machen wie die anderen."

"Sehr verbunden für die gute Meinung. Uebrigens waren es fünfunds zwanzig. Weißt du, Steinedchen, unrecht haben „die anderen“ gerade nicht. Teufel auch, hätte ich soviel Nickel, wie du Goldstückchen, es sollte mir einfallen, mich hier abzuschinden. So heißt aber: Vogel friß oder stirb. Willst du aber absolut arbeiten, bon, ich werde kein Raubheiß sein."

"Also du nimmst mich als Hülfredakteur an?" Steineds Augen leuchteten.

"Das gerade nicht; würde dir wirklich auch nicht behagen. Aber ich erneue dich hiermit feierlich zum ständigen Mitarbeiter des Feuilleton des „Mertur". Er reichte ihm mit komischer Würde die Hand.

"Es fehlt uns da bis jetzt an einer Kraft, die über das soziale, politische und künstlerische Leben der Hauptstadt in zwanglosen, im Feuilleton gehaltenen Artikeln berichtet. Der Verleger hat das schon lange als einen Mangel empfunden. Hier kannst du einspringen und dir deine Sporen verdienen."

Steined wurde, obwohl froh des errungenen Erfolges, doch ein wenig unsicher.

"Ja, werde ich das wirklich sogleich können?" wandte er ein. "Du wirst mir Zeit lassen müssen, um mich vorzubereiten!"

"Nur nicht zaghaft, mein Junge!" ermunterte Gormann. "Schreiben kannst du, bleibt noch übrig, sehen zu lernen. Ich meine sehen mit dem geschärften Auge des Künstlers, der das Charakteristische herauszugreifen, das Nebenfächliche fortzulassen versteht. Uns Himmels willen keine gelehrten Abhandlungen, keine philosophischen Betrachtungen! Flott drauf los geschrieben. Flott und frisch, das ist die Hauptsache. Und nun komm, laß uns das Geschäft mit einer Flasche Wein bei Dreffel einweißen."

Sie traten auf die Straße. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen. Ein seiner Sprühregen fiel noch immer und ein schneidender Ostwind segte durch die Straßen. Unruhig fladerte das Licht der elektrischen Glühlampen und zeichnete schwankende Schatten auf den nassen Asphalt. Die roten und grünen Laternen der Omnibus-Wagen spiegelten sich in den Blüßen wieder, die, unter den Tritten der Pferde hochaufspritzend, die Vorübergehenden mit ihrem schmutzigen Wasser besprengten.

"Ein Hundewetter," sagte Steined und schlug den Kragen seines Ueberziehers in die Höhe.

"Scheußlich," bestätigte Gormann, der eifrig beschäftigt war, seine Cigarre in

Brand zu halten und durch diese Bemühungen abgehalten war, seinen gewohnten Redeschwall zu entfalten.

„Wachshölzer, meine Herrn, Wachshölzer! Genen Froschen dat Stück!“

Es war ein kleiner Knabe, mit einem blassen, höfthwangigen Gesicht, der sie an der Ecke der Krausenstraße anrief. Durch die zerrissene Jacke fuhr der Wind, sie unbarmherzig zerzaufend. Die kleinen Hände, mit den bunten Schächtelchen beladen, waren rot vom Froste.

„Auch ein Stück sozialen Glends!“ meinte Gormann und suchte in seinen Taschen nach einem Nickelstück. Steined drückte dem Kleinen ein Markstück in die Hand.

„Dafür kriegen Sie zehn, ich habe nur noch achte.“

„Behalte sie nur alle“ sagte Steined freundlich, „ich brauche doch keine.“

Der Junge sah den beiden davonschreitenden Herren mit offenem Munde nach. Derartiges passierte ihm wohl nicht oft. Dann besah er das Geldstück von allen Seiten und ließ es in seiner Tasche verschwinden.

„Siehst du, da hast du gleich einen Stoff für dein erstes Feuilleton. Schildere einen solchen Regenabend mit seiner ganzen Ungemütlichkeit, seinem erhöhten Hasten und Treiben der Passanten und dazu den armen Jungen an der Ecke, der beim Gedanken an eine geheizte Stube und eine Tasse warmen Kaffees alle Wonnen des Paradieses empfindet, so hast du, was du brauchst. Derartiges verschlingt unser Lesepublikum mit einer wahren Gier. Uff!“

Den letzten Ausruf der Erleichterung stieß Gormann aus, als sie am Ziel ihrer Wanderung angekommen waren. Das berühmte Restaurant war um diese Zeit noch wenig besucht. Einige Kellner saulenzten in den Fensternischen umher, warfen sich aber beim Anblick der eintretenden Gäste in Positur. Eine wohlige Wärme durchdrang die eleganten Räume und ließ die Unbilden des Wetters vergessen. Bald stand eine feine Marke im Eisbübel und Gormann zündete sich — er hat das stets mit einer gewissen Andacht — eine neue Zigarre an. Dann fuhr er in seiner bekannten Lebhaftigkeit fort, Steined in seinen neuen Beruf einzuweißen. Er hatte an ihm einen dankbaren Zuhörer. Es war fast Mitternacht, als die beiden Freunde sich trennten. Steined drückte Gormann beim Abschied warm die Hand. War er doch des reichen Mannes Wohltäter geworden.

Seit jenem Abend sah man Herrn Steined überall, wo, wie Dr. Gormann sich euphemistisch auszudrücken pflegte, ein Stück Weltgeschichte sich abspielte. Mit unermüdblicher Geduld hörte er von der Journalistentrübüne herab die Debatten im Reichstag an. Gleichgültig ob über eine ausregende Frage, bei deren Erörterung die Geister aufeinander prallten, verhandelt wurde, oder ob die ganz geschäftsmäßige Behandlung eines unumstrittenen Statpostens vor leeren Bänken stattfand: er war stets auf seinem Posten. Mit dem Krimtscher verfolgte er jede Bewegung eines bekannten Redners; er merkte sich die Eigentümlichkeiten eines jeden, er lauschte auf den Tonsfall und die Konstruktion ihrer Perioden, kurz, er studierte sie. Seine Liebe zur Kunst erweckte sich über neue Talente, welche auftauchten und eine Zeitlang Aufsehen erregten, um dann wieder in der großen Masse der Mittelmäßigen zu verschwinden. Eines Abends nahm ihn Gormann mit in eine Volksversammlung. Es war kurz vor der Wahl, und die Agitation bereits auf ihrem Höhepunkt angekommen. Der Kandidat der Arbeiterpartei sollte sprechen, es versprach deshalb nach Gormanns Aussage recht radaumäßig, also ungeheuer interessant zu werden. Auf 8 Uhr war der Beginn der Versammlung gesetzt, aber eine halbe Stunde vorher war der riesenhafte, in einer Straße des Nordens gelegene Saal bereits zum Erdrücken angefüllt. Eine undurchdringliche Tabackswolke lagerte über der dicht gedrängten Menge. Gefüllte und geleerte Biergläser wanderten von Hand zu Hand, man begrüßte sich aus der Entfernung, summte den Refrain von beliebten Gassenbauern vor sich hin und erörterte eifrig den voraussichtlichen Ausgang

der bevorstehenden Wahl. Die schwieligen Häute der Arbeiter schlugen auf die roten Plüschbezüge der Bogenbrüstungen, wenn die Debatten eine heftige Wendung nahmen, einige stampften und trampelten, der Ruf: „Angefangen, angefangen!“ flog durch den Saal und „Ruhe! Ruhe!“ wurde zurückgerufen. Gormann und Steined hatten sich in eine der Ecken gedrückt, von wo aus sie den Verlauf der Versammlung bequem zu verfolgen vermochten. Steined war das alles neu; er fühlte sich in eine fremde, ihm bisher unbekannt Welt versetzt. War das dasselbe Berlin, in dem er wohnte, das er von seiner Studentenzeit her kannte? Welch ein Kontrast zwischen den feingekleideten Damen, deren Schleppen über das Parquet seines Salons rauschten, den bestackten Ordensträgern, die dort mit stets gleichem liebenswürdigem Lächeln eine konventionelle Unterhaltung führten und diesen Männern, deren zum Teil rußgeschwärzte Gesichter so stumpfsinnig und verbittert dreinschauten, als ob der Kampf ums Dasein ihnen auch den letzten Funken von Daseinsfreude geraubt habe. Auf der offenen Bühne, deren Hintergrund eine verschossene Waldlandschaft zeigte, an der die Farbe an vielen Stellen bereits abdrückte, waren zwei Tische aufgestellt. An dem größeren hatten die Einberuher der Versammlung Platz genommen, während der kleinere für den überwachenden Polizeileutnant bestimmt war, der eben durch eine Seitentourette die Bühne, von einem Sergeanten gefolgt, betrat.

Der Präsident erhob sich und rührte die Glocke. Eine Totenstille trat ein. Es war, als ob die Tausende selbst den Atem anhielten, um sein Wort zu vertieren. Der Vorsitzende erklärte mit wenigen, in geschäftsmäßigem Ton gesprochenen Worten die Versammlung für eröffnet und erteilte dem für die bevorstehende Wahl als Kandidaten aufgestellten „Genossen“ das Wort. Langsam erhob sich aus der Mitte der Versammlung ein Mann und schritt in etwas gebeugter Haltung die wenigen Stufen der Bühne hinauf. Es war ein großer Mann, wenn er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete. Das bleiche Gesicht, aus dem besonders die glänzenden Augen auffielen, war von dunklem Haar und Bart umrahmt, welcher letztere etwas verwildert ihm bis weit über die Brust herabfiel. Es war ein in den Kreisen der Arbeiter bekannter Agitator, der wegen Uebertretung der gesetzlichen Bestimmungen ausgewiesen und erst kürzlich wieder nach Berlin zurückgekehrt war. Man hatte ihn gerade dieses Umstandes wegen aufgestellt. Jetzt stand er oben und wendete das Gesicht der Versammlung zu. Ein dröhnendes Beifallklatschen empfing ihn, Hochrufe wurden laut, und es dauerte einige Minuten, bis der Lärm sich gelegt hatte. Dann fing er an zu sprechen. Die Stimme klang bleiern, nahm aber, je länger der Redner sprach, an Klangfarbe und Tonsülle zu. Man merkte ihm an, daß ihm die hochdeutsche Sprache Schwierigkeiten bereite; die Konstruktion der Sätze ließ zu wünschen übrig, und der Ausdruck war hier und da ungeschickt gewählt. Das änderte sich, als der Redner in Zug kam, sein Thema ihn packte, und er in den Berliner Dialekt versank. Jetzt versagte ihm der Ausdruck nicht mehr, die beifälligen Zurufe aus der Versammlung munterten ihn anscheinend auf, er wurde leidenschaftlich, erregt, scharf, so daß der Vorsitzende, um nicht die Auflösung der Versammlung herbeizuführen, ihn zur Vorsicht mahnen mußte. Dann kam wieder jener störende Tonfall wie am Anfang der Rede, das unsichere Hin- und Hertasten nach dem rechten Wort, bis ihm das anscheinend zu lästig wurde, und er wieder in die schärfere Tonart versank. Er erzählte seine Ausweisung, sein unstätes Umherwandern, die Not seiner Familie, die vergeblichen Versuche, Arbeit und Verdienst zu erhalten. Er that es geschickt, er wußte, daß das auf die Massen wirkte und sich als Material, die Regierung aufs heftigste anzugreifen, verwerten ließ. Mit begeistertem Ausdruck sahen die Tausende zu ihm empor, der sich mit der Glorie des Märtyrertums zu umgeben wußte. Immer schärfer, immer maßloser wurden die Angriffe des Redners, das bleiche Gesicht war von einer flammenden Röte überzogen, die gerunzelte Stirn von Schweißtropfen gesenket. Jetzt reckte er, sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtend, den Arm aus und forderte das Proletariat zum Vernichtungskampf gegen die bestehende Gesellschaftsordnung auf. —

Der Polizeilieutenant erhob sich und bedeckte den Kopf mit dem Helm:

„Im Namen des Gesetzes erkläre ich die Versammlung für aufgelöst!“

In demselben Augenblick wurden die Saalthüren von außen geöffnet, und zwei Reihen von Schutzleuten sichtbar. Im Glanz des elektrischen Lichtes sah man die Helme der Beamten blitzen.

Und nun erhob sich ein sinubethörender Lärm, der die Fenster erzittern machte. Wie ein bewegtes Meer, über das ein jäher Windstoß fährt, wogte die vieltausendköpfige Versammlung durcheinander. „Hoch die Sozialdemokratie, nieder mit den Tyrannen!“ Wie ein einziger Schrei durchzitterte der Ruf die Luft. Man schlug mit den Biergläsern auf, stampfte, trampelte, schrie und johlte, schwang Mützen und Stöcke über den Köpfen. Und dann auf einmal, wie auf Kommando, ertönte die Arbeitermarzellaie, das neue Sturmlied der Revolution, von tausend rauhen Kehlen gebrüllt, und unter ihren Klängen setzte sich die riesige Schar in Bewegung, um den Ausgang zu gewinnen.

„Der dröhnende Schritt der Arbeiterbataillone!“ bemerkte Gorman zu Steined, der mit steigendem Interesse den aufregenden Vorgängen gefolgt war. Die beiden Freunde waren beim Ausgang in den dichtesten Knäuel geraten und hatten Mühe, die Straße zu gewinnen. Vor der Thür und in der Tiefe der Straße hielten berittene Schutzleute, um jede Ansammlung zu verhindern. Wie schwarze wandelnde Mauern bewegten sich die Arbeiterkolonnen vorwärts, nach und nach sich auflösend. Noch wurden hier und da Rufe laut, erregte Worte wurden von Mund zu Mund weitergetragen, bis das Gebrause der Riesenstadt jeden einzelnen Ton verschlang, und die Menge sich allmählich im Straßengewirre verlor.

Steined trennte sich am Hackeschen Markt von Gorman, um den Omnibus nach der Potsdamer Brücke zu benutzen. Als er sah, daß der Wagen bis auf den letzten Platz besetzt war, entschloß er sich, zu Fuß nach Hans zu gehen. Die Eindrücke der letzten Stunden hielten ihn ganz im Bann, so daß er mehrfach in Gefahr geriet, von schnellfahrenden Wagen überfahren zu werden.

Zum erstenmal hatte er einen Blick in den gähnenden Abgrund gethan, der der modernen Gesellschaft den Untergang zu bereiten drohte. Der ganze jurchtbare Ernst dieser Bewegung kam ihm in diesem Augenblick zum Bewußtsein. Und das alles war da, und er war Jahre lang daran vorbeigegangen, als ginge es ihn nicht im mindesten an? Was für ein Leben hatte er geführt, ein Leben des behaglichen Genusses, zufrieden mit sich selber und mit den Verhältnissen. Und hier standen Tausende, irrefeleitet von einer verlockenden, aber falschen Idee, einem Trugbild nachjagend, dabei aber blinden Haß gegen diejenigen hegend, welche einen bessern Noth zu tragen vermochten. Hier wurde ein Kampf ausgefochten, in dem es sich um die höchsten Güter der Menschheit handelte, ein gewaltiges Ringen, an dessen Ausgang jeder einzelne in gleichem Maße interessiert schien. Und er hatte abseits gestanden und sich lebighlich dem Genuß des nach seiner Meinung gesicherten Besitzes hingegeben, statt die Hand an den Pflug zu legen und sich einzureihen in die Reihen der Streitenden. Wie viel gab es hier zu thun. Welch ein reiches Arbeitsfeld harnte hier seiner Besteller! Etwas wie Scham überkam ihn, daß er so teilnahmslos bis jetzt dahingelebt. Doch, machten es nicht viele, die er kannte, ebenso? Hatten sie außer ihren Berufsinteressen noch solche, die der Allgemeinheit galten? Gingen sie nicht vielmehr unter in ihren Gesellschaften, ihren Vätern, Theatern und all dem Krimstrom, dessen weifenlose Formen einen eisernen Bestandteil jener Kreise bildete, die sich die gute Gesellschaft nannten? Gewiß, es war nicht anders. Aber er hatte mitgefündigt, und das Beispiel der andern war für ihn keine Entlastung. Es war spät in der Nacht, als er sich schlafen legte. — —

Steined war seit jenem Abend ein anderer geworden. Er ging am Tag in die Arbeiterviertel der Riesenstadt, in jene Quartiere des Nordens und Ostens, wo vielfach das Elend und die Noth zu Hanse sind, er ließ sich in lange Unterhaltungen mit den

Arbeiterkindern ein, die sich zerlumpt, hungernd und frierend auf der Straße herumtrieben. Er hatte dabei eine offene Hand und sorgte nicht mit den Silberstücken, die er stets zur Ausgabe bereit, in der Tasche seines Ueberrocks trug. So lernte er nach und nach auch das Leben und Treiben einer anderen Welt kennen, als diejenige war, in der er sich bisher bewegte. Und am Abend brannte die Lampe seines Arbeitszimmers manchmal bis tief in die Nacht hinein. Dann las er die Werke sozialistischer und volkswirtschaftlicher Schriftsteller und suchte so ein unabhängiges Urteil zu gewinnen. Er lernte die innersten Ursachen dieser Bewegung, welche die Welt in ihren Fugen erbeben ließ, verstehen, er sah die Irrtümer, die eine solche Gewalt über die Massen auszuüben vermochten; er lernte aber auch einsehen, daß die Gesellschaft an diesen Dingen ihr gutes Teil Mitschuld trug durch ihre Gleichgültigkeit und den das öffentliche Leben beherrschenden Egoismus. Gormann, der mit Vergnügen sah, wie Steined die ihm neuen Anregungen aufgriff und zu verarbeiten suchte, war ein stets williger Lehrer und Ratgeber. Er wurde nicht müde, dem ehemaligen Schulgenossen, der sich immer enger an ihn angeschlossen, Aufschluß über verwickelte Fragen und Vorgänge zu geben und durch seine interessante Art und Weise das Interesse des Lernenden immer wach zu halten und zu steigern.

Die feuilletonistischen Abhandlungen, welche seit einiger Zeit im „Merkur“ erschienen und das Leben der Hauptstadt in seinen verschiedenartigen Erscheinungen frisch und anschaulich schilderten, hatten bereits Aufsehen erregt. Man zerbrach sich die Köpfe über den anonymen Verfasser, der auf dem glatten Parkett der Salons ebenso zu Hause schien, wie in den Arbeitervierteln der Vorstädte. Mit heimlichem Stolz beobachtete Steined diesen Erfolg, und als er das erste Honorar empfing, überkam ihn ein Gefühl der Befriedigung, wie er es ähnlich noch nie empfunden.

Frau Clara sah wochenlang schweigend dem Treiben ihres Mannes zu, ohne sich das Herz lassen zu können zu einer Frage. Sie hatte oft mit einer gewissen Ehrfurcht die dickleibigen Hände betrachtet, welche jetzt immer am Morgen auf dem Tisch seines Arbeitszimmers durcheinander lagen. Kein Zweifel, ihr Mann arbeitete. Sie nahm als selbstverständlich an, daß er sich vorbereite, um wieder in den verlassenen Beruf einzutreten. Wie hätte es auch anders sein können. Frau Clara war stolz auf ihren Erfolg, denn nur ihrer Initiative schrieb sie den Entschluß ihres Mannes zu. Nun war jede Quelle peinlicher Szenen verstopft, auch das Verhältnis zwischen Steined und ihrem Vater, den sie doch so sehr liebte, würde ein besseres werden. Nicht mehr würde sie zwischen Gatten und Vater stehen. Freilich, ein Opfer von ihrer Seite mußte auch gebracht werden. Sie würde nun ihren Mann nicht mehr so viel um sich haben, als es noch bis vor kurzem der Fall gewesen. Aber sie wollte sich gern damit abfinden. Und dann — sie war eben eine Frau — der Titel eines Justizrats (das mußte er doch mindestens werden), klang auch ganz nett. Frau Justizrat Steined! Es war doch immer etwas anderes als nur Frau Steined, oder gar, wie die früheren Kollegen ihres Mannes konsequent zu sagen pflegten: Frau Professor! Es war doch zu lieb von ihrem Mann, ihren und ihres Vaters Wünschen so entgegen zu kommen. Sie wollte ihm das auch sagen, gleich heute, sobald er käme.

Während sie sich noch mit diesen Gedanken beschäftigte, trat Steined in das Zimmer. Er war heute fröhlicher gestimmt, als er es seit langer Zeit gewesen. Die innere Befriedigung, welche jede erfolgreiche Arbeit verleiht, hatte sein Gesicht, das öfter einen müden Ausdruck zeigte, verwandelt und ihm einen Zug von Frische aufgedrückt, den seine Frau mit geheimer Freude bemerkte.

„Nun mein Schatz? Wie geht's dir?“ Er sagte sie leicht um die Taille. Sie sah mit leuchtenden Augen zu ihm hinauf.

„Gut, ich danke. Und dir?“

„Auch gut. Vortrefflich sogar,“ erwiderte er lachend. Es war das erstmal, seit jener erregten Scene, daß sie wie wieder ganz unbefangen zusammen plauderten. In

stillischweigender Uebereinstimmung vermied ein jedes, auf die Verstimmungen der letzten Wochen zurückzukommen. Sie setzte sich neben ihn auf das Sofa und nahm seine Hand in die ihre.

„So, jetzt wirst du nicht losgelassen, ehe du gebeichtet hast!“

„Gebeichtet? Was denn?“

Sie wies auf die Bücher, welche auf seinem Arbeitstisch lagen. Es waren Schriften von Marx, Roscher, Schäffle und Wagner.

„Was treibt mein Mann, wenn er wie Faust „über Büchern und Papier“ die Witternacht herankommen läßt?“

„Genau das, was sein Frauchen wollte: Er arbeitet,“ entgegnete er lächelnd. Sie erröthete bei seiner Antwort.

„Ja, aber was denn?“ Sie sah ihn fragend an.

„Das ist mein Geheimnis vorläufig, und, wie Ritter Lohengrin seiner Elsa, muß auch ich meinem Frauchen vorerst das Gebot auferlegen:

„Wie sollst du mich befragen,  
Roch Wissens Sorge tragen.“

Er hatte es mit komischem Ernst gesagt.

„Ach geh nur, ich weiß es längst!“

„So?“ Er machte ein ungläubig-erstauntes Gesicht.

„Du bereitest dich vor. Nicht?“

„Ich bereite mich vor,“ bestätigte er kopfnickend.

„Siehst du, ich wußte es. Du bist doch ein einziger Mann.“ Sie küßte ihn auf die Stirn.

„Und jetzt,“ fuhr sie fort, „wo du deinen früheren Beruf freiwillig ergreifst, wird er dir auch mehr Freude machen, als früher, glaube nur.“

„Meinen früheren Beruf? Wer sagt dir denn, daß ich —“

„Ach scherze doch nicht, du hast ja selbst gesagt, daß du dich vorbereitest. Hab keine Sorge, ich sage nichts, nein gar nichts, bis es so weit ist. O, ich kann schweigen.“

Er gab sich keine Mühe mehr, ihr Mißverständnis aufzuklären.

„Aber es kann lange dauern,“ wandte er ein. „Die Arbeit, welche ich zu bewältigen habe, ist mir so gut wie neu, ich muß mich gründlich einarbeiten. Das kostet Mühe, Zeit.“ —

„Thut nichts, thut nichts,“ beschwichtigte sie. „Wir müssen doch nicht davon leben.“

„Glücklicherweise nicht.“ Er lachte ganz vergnügt bei diesem Gedanken. Vor ein paar Wochen noch wäre er ihm unangenehm gewesen.

„Aber nach Scheveningen gehen wir doch im Sommer?“ interpellirte sie. Sie schien einige Zweifel zu hegen.

„Gewiß, mein Schatz, gewiß. Ich nehme meine Bücher mit!“

„Nur nicht zu fleißig, Herr — Herr Justizrat in spe!“ Sie machte ihm eine komische Verbeugung.

Er schloß sie lächelnd in seine Arme.

\*  
\*  
\*

Es war wieder Winter geworden und die Saison auf ihrem Höhepunkt angelangt. Berlin amüsierte sich. Unablässig rollten die herrschaftlichen Wagen, wie die Mietskutschen durch Berlin W. und hinter den hell erleuchteten Fenstern ganzer Etagenreihen sahen die eilig vorübergehenden Fußgänger, flüchtigen Schatten gleich, elegante Gestalten sich bewegen. Auch bei Frau von Karlsberg war Gesellschaft. Herr v. Sturmfeber ließ schon seit einer halben Stunde seine besten Wize vom Stapel, ohne indessen den gewünschten Resonanzboden für den von ihm angeschlagenen Ton finden zu können. Steined war in eifriger Unterhaltung mit der Frau des Hauses begriffen, die ihm über eine neue Aquarelle von Menzel Bericht erstattete, welche sie kürzlich im Atelier des Meisters



gesehen. Frau Clara stand in der Fensternische neben ihrem Vater. „Glaube nur,“ sagte sie zu ihm, er hat fleißig gearbeitet, unaufhörlich, so daß ich ihn oft von den Büchern sortheilen mußte. Er ist überhaupt ein anderer geworden, ernster und dabei auch fröhlicher, vergnügter als je. Und gegen mich die Güte selber. Ich bin sehr glücklich, Papachen, sehr glücklich.“

„Glaubs schon,“ sagte der alte Hilmer, „glaubs schon. Aber was zum Kukud treibt er so lange? Weshalb tritt er nicht irgendwo eine Stellung an. Er kann sich doch nicht immer vorbereiten.“

„Ich glaube sogar, daß es in Kürze geschehen soll. Aus einer Aeußerung von ihm, die er kürzlich that, schließe ich, daß seine Arbeit zu einem Abschluß gekommen ist.“

„War auch Zeit“, meinte Hilmer.

Der kleine Referendar Lengefeld, welcher auf sie zutrat, unterbrach das Gespräch.

„Darf ich gnädige Frau um den ersten Walzer bitten?“ Sie verneigte sich zustimmend. Kurz darauf wurde zu Tisch gebeten.

Die Unterhaltung war sehr animiert und drehte sich vorwiegend um Kunst und Litteratur. Man sprach über die jungen Naturalisten, die neuerdings so viel von sich reden machten. Die Ansichten waren sehr geteilt. Lengefeld meinte, aus der neuen Bewegung könne vielleicht, wenn der Most geklärt, noch ein brauchbarer Wein werden. Die Damen verhielten sich ablehnend.

„Was ist das für eine Litteratur,“ bemerkte Frau von Karlsberg, „die wir Frauen nicht lesen können. Eine Verirrung, nichts weiter.“

„Aber die ewigen Liebesgeschichten ist man doch wirklich satt,“ entgegnete Lengefeld. „Wir müssen den Schriftstellern doch gestatten, die Kämpfe und Bewegungen unserer Zeit zu schildern.“

„Ganz einverstanden!“ nahm der Landrichter a. D. Karsten das Wort. „Aber Sie werden mir zugeben, daß das möglich ist, ohne dabei dem guten Geschmack, jedem ästhetischen Gefühl und schließlich doch auch der höheren Wahrheit ins Gesicht zu schlagen. Als Beweis dafür empfehle ich Ihnen, ein soeben bei einem mir befreundeten Verleger erschienenen Werk zu lesen, das jedenfalls großes und gerechtes Aussehen erregen wird: „In gärender Zeit“ betitelt. Es ist nur ein kleiner Band, aber er enthält eine Fülle scharfer Beobachtung unseres Berliner Lebens. Der Verfasser scheut sich nicht, den Leser in die Höhlen der Armut und in die sübelriechenden Kneipenkeller der Vorstädte zu führen, aber er schildert nicht nur den Schmutz, den er da gesehen, sondern die Menschen, wie sie wirklich sind, wie sie fühlen und empfinden, wie sie kämpfen und ringen mit der Not und Sorge, aber auch, wie sie im Kampfe ums Dasein sich die, wenn auch oft dunkle, Sehnsucht nach etwas Besserem bewahren, die nun einmal tief innen in jeder Menschenbrust zu Hause ist. Davon scheinen unsere jüngsten Naturalisten nichts zu wissen; wenigstens sagen sie nichts davon. Ihre Menschen gehen auf in der Befriedigung ihrer materiellen Bedürfnisse, oder in dem Streben danach. Das zu schildern ist freilich leichter, als den innersten Regungen der Menschenseele nachzugehen und unter den Schladen die verborgenen Goldkörner aufzuspuüren. Uebrigens, der anonyme Verfasser scheint uns auch zu kennen. Er hält unserer guten Gesellschaft einen Spiegel vor, der nicht gerade ein schmeichelhaftes Bild zeigt. Doch ich will ihm nicht vorgreifen. Lesen Sie selber und urteilen Sie, ob ich zu viel gesagt.“

Der alte Herr hatte mit fast jugendlichem Feuer gesprochen und die Neugier der Gesellschaft aufs höchste gespannt. Jeder versprach, das Buch zu lesen.

„Nicht wahr Ernst,“ wandte sich Frau Clara an ihren Mann, „du besorgst es mir sobald als möglich.“

„Gewiß, mein Schatz, du sollst es haben,“ antwortete Steineck, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungeu Karstens gefolgt war.

„Wer wohl der Verfasser sein mag?“ meinte Frau von Karlsberg.

„Man vermutet, daß es derselbe ist, der im „Merkur“ seit einem Jahr die feuilletonistischen Aufsätze schreibt; wer es aber ist, vermag ich nicht zu sagen, denn der Verleger hüllt sich in Schweigen.“

Die Unterhaltung bewegte sich an diesem Abend lebhaft um die durch das Wert angeregten Gebiete, sodaß Herr von Sturmfeder diesmal nicht zu seinem Rechte kam. Er hielt sich an dem vortrefflichen Champagner schadlos. — — —

Zwei Tage später war Frau Claras Geburtstag. Steined hatte schon in aller Frühe den mit Geschenken reich besetzten Tisch für sie hergerichtet. Nun trat sie in das Zimmer.

Nach herzlichster Begrüßung führte er sie vor denselben.

„Rein, wie reizend!“ Sie betrachtete jedes Stück mit eifrigem Interesse.

„Und was du dir Mühe gemacht hast! Rein, es ist wirklich zu viel!“

„Das Beste hast du übersehen,“ meinte er und wies auf ein einfach gebundenes Buch, dessen Rücken nur die vergoldete Inschrift trug: „In gärender Zeit.“

„Ach, das Buch!“ rief sie erfreut, „wie lieb von dir!“

Sie nahm es in die Hand und las den Titel.

„Schlags einmal auf!“ mahnte er.

Sie that's. Da stand auf der ersten Seite, von seiner Hand geschrieben:

„Seiner lieben Frau gewidmet  
vom Verfasser.“

Das Buch entfiel ihrer Hand.

„Ernst, du?“

„Ja, ich!“ entgegnete er lächelnd. „Nicht wahr, du begreifst, daß ich mich etwas lange vorbereiten mußte?“

Sie sah seine beiden Hände und sah mit vor freudigem Stolz leuchtenden Augen zu ihm empor. Er neigte sich zu ihr und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

E n d e.



## Aus der Jugendzeit Binzendorfs.

Von

G. E. v. Ratzmer.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die folgenden Briefe Carl Dubislav v. Ratzmers an seinen Stiefbruder Binzendorf teilen wir noch mit:

„Regeln, 14. Oktober 1721.

Ich danke Dir von Herzen, daß Du mir immer einige Merkmale Deiner Liebe geben willst und versichere ich Dich, daß mir nichts lieber ist, als wenn ich ein Schreiben von Deiner Hand bekomme. Was Dein Verlangen, mich zu sehen, betrifft, so kannst Du glauben, daß es mir nahegeht, daß ich auch diesmal des Glückes, Dich zu embrassiren, mich beraubt sehen muß. Patience, mon frère, Dieu ne l'a pas trouvé bon. Je vous assure, que je souhaiterais d'être en état de le faire. Ce déplaisir, que j'ai de ce refus, est plus grand, que je ne le saurais dire. Prions pour nous tant plus.

Zu Deiner Charge\*) hätte Dir wohl sollen etwas solenne gratuliren. Du wirst es wohl aber diesmal vergeben, weil ich so viel zu thun habe und versichert sein, daß ich mit desto eifrigerem Gebet Dich Gott vorzutragen nicht ermangeln werde, daß er Dir Weisheit, Vorsichtigkeit und Geduld gebe.

Weisheit, all Dein Thun in gehöriger Ordnung zu seinen Ehren und des Landes Bestem zu vollbringen.

Vorsichtigkeit, klüglich zu wandeln, damit Dein Wandel leuchte vor den Leuten, und Du nicht etwa durch allzeitige oder ungelegene Erinnerungen mehr verhaßt und ridicule, Gottes Gabe verlästerest als Nutzen bringst.

Geduld endlich, damit Du alles, was Dir widerfahren möchte, mit stillem und gelassenem Herzen ertragen mügest. Er hat Dir das Amt gegeben, Er will Dir auch Kraft verleihen.

Trunck habe guten Rath,  
Gott machte alles gut,  
Es werden Deine Thaten  
Durch ihn recht wohl gerathen.  
Wird Dir die Last gleich schwer,  
Denk, daß Du zu seiner Ehr,  
Wie alle sind erkoren,  
Nicht uns zu gut geboren.

\*) Anstellung als conseiller de la cour et des appels.

Daß wir der Nächsten Wohl  
Mit Fleiß befördern soll'n),  
Da er Dir diesen Weg gewiesen,  
So wird Dir seine Gnadenhand  
Bestehen auch in diesem Stand.

Dies ist, mein lieber Bruder, der kurze Inhalt meiner Wünsche.

Nun wollte ich gerne wissen, ob ich Dir den Arnd nach Dresden schicken soll, und ob Du Deinen Heizen nebst Deinen Bagen und übrigen Bedienten nach Dresden mitnehmen, wo Du in Dresden wohnen wirst, damit ich meine Briefe dahin adressiren kann, ob Du schon Gage bekommst?

Du hast nun die grade Post über Königsbrück, Hoyerswerda, Spremberg und Guben. Schreibe die Woche einmal; ich will es auch so halten. An Material wird es nie fehlen, denn es müssen nicht immer lange Briefe sein und an Zeit wird es auch nicht mangeln.

Unserm Stiefbruder bitte meinethwegen zu glücklicher Entbindung seiner Gemahlin zu gratulieren. Du wirst doch wohl Pathe sein?

In Dresden bitte den Onkels und Tanten mich zu recommandiren, nicht weniger auch die Tante Neuß zu grüßen.

Wenn Ferien in Dresden sein werden, thu mir doch den Gefallen und komme nach Regeln. Tante und Onkel sehen Dich gern, und mir könnte keine größere Freude geschehen."

„Regeln, 28. Oktober 1721.

Ohngeachtet ich noch kein Schreiben von Dir erhalten, wonach ich mich herzlich sehne, so hoffe doch, daß Du verdest unter göttlichem Schutze glücklich in Dresden angekommen sein.

Ich übersende Dir hierbei einige Verse, so ich eilig auf den neugebornen Prinzen in Sachsen aufgesetzt. Ich hoffe, daß ich nicht flattirt habe, (indem) des vorigen Kurfürsten von Sachsen Wandel gewiß allen Ruhmes und Ehren würdig ist.

Du wirst auch ein Paar Lotterie-Zettel von Pforten bekommen, welche Du Deinen Bekannten weisen kannst, ob sie Loose zu nehmen gesinnt. Du kannst mir das Geld schicken, ich will es an rechten Ort befördern. Gewinn darf man (aber) nicht hoffen."

„Regeln, 29. November 1821.

Ich schreibe Dir so oft, daß ich fürchten würde, daß ich Dir verdrücklich falle, wenn ich Dich nicht allzu gut kenne.

Ich bin curieux zu wissen, wie es mit Deiner Dresdenschen Reise steht, da der König wieder aus dem Bade zurück. Ich meinstheils beklage herzlich, wo sie sollte geschehen, ehe ich Dich gesprochen, denn wenn Du in Dresden bist, möchte uns das Vergnügen unserer öfteren Zusammenkunft verhindert werden.

Ich habe noch manches mit Dir zu reden, das schriftlich nicht so zu thun ist, besonders dasern Du noch nach Halle gehen solltest.

Ich wollte neulich an Graf Neuß zu Halle schreiben; habe es aber unterlassen, bis ich von meinem Vater festere resolution bekommen.\*)

Ich möchte wohl wissen, ob unser Bruder Friedrich (Zinzendorf) garnicht wieder nach Sachsen gedenket. Da er die Oberburg (bei Nürnberg)\*\*) verkauft, so dächte, er hätte mehr in Sachsen als im Reich zu thun und wünschte, ich sehe ihn und lernte ihn kennen.

Ich freue mich, daß die Zeit immer näher zu der Halle'schen Reise kommt, da werde ich doch unsere Cousine von Ebersdorff (geborene Castel) nebst ihrem lieben Herrn kennen lernen und in des Grafen Händels und des 24. (Neuß) Bekanntschaft gerathen."

\*) Dieser Graf Neuß nahm demnächst Carl Dubislav während dessen Studienzeit bei sich auf eigenes Erbieten auf.

\*\*) Stamburg seiner Gemahlin, der Gräfin Polheim.

„Regeln, 23. November 1721.

Die gegebenen guten Erinnerungen nehme ich mit herzlichem Danke auf, weil ich der Aufrichtigkeit Deines Herzens versichert bin, auch nicht zweifle, Du werdest mir zu Gute halten, wenn ich mich etwas vergangen, indem ich offenerzig geschrieben habe. Ich bitte mir daher zu glauben, daß ich das, was Du mir sagst, allezeit gern annehme und mich danach zu richten nicht ermangeln werde.

Mr. de Satignac ist hier. Ich habe Deinen Vorschlag seiner Schwester communicirt, und ist sie Dir vor Deine Sorgfalt herzlich verbunden: mais comme il a bien oublié du français pour pouvoir s'engager à un tel ouvrage und er auch noch hofft, bei dem jungen Wehnen anzukommen oder in Krieg zu gehen, wozu er große Lust hat, so möchte wohl solches nicht mit ihm faisable sein.“

„28. Dezember 1721.

Wollte gern wissen, ob der Bruder und die Schwägerin noch in Nürnberg sind?“

„Regeln, 19. Januar 1722.

Ich übersehe den Arud ins Französische und bin bis auf 8 Capitel incl. gekommen. Ich werde mich bemühen, das 1. Buch vor meiner Abreise zu Ende zu bringen. Die Zeit läuft mir ohnedies so geschwind hin, daß ich nicht weiß, wo sie bleibt, und wenn ich gedenke, daß wir nur noch 11 Wochen bis Ostern haben, so muß ich recht eilenden. Meine Mama giebt mir Hoffnung, mich noch vor meiner Abreise zu ihnen kommen zu lassen.

Ich werde hernach an den Grafen Henß nach Halle schreiben, weil ich glaube, daß es ihm nicht unangenehm sein wird, wenn ich mich seiner Gnade, noch ehe ich hinkomme, empfehle. Ob ich meinen liebsten Bruder noch vor meiner Abreise werde embrassiren können, laun ich noch nicht abnehmen, wiewohl ich Dich zu sprechen herzlich verlange.

Uebrigens soll meinem lieben Bruder von sämtlichen Hausgenossen compliments und Empfehlung machen.

Herrn Heyhen bitte zu grüßen und bei Onkel und Tante meinen respect zu versichern, der ich übrigens, mich Deiner beständigen Liebe empfehlend, niemals ermangeln werde, auf alle Art und Weise an den Tag zu legen, daß ich vollkommen bin, mon très aimable coeur et frère, votre jusqu'à la mort très fidèle frère et très humble valet.“

„Regeln, 31. Januar 1722.

Daß mein Engel mir garnicht schreibt, sollte fast als ein Zeichen der Bergelichtheit ansehen, wenn nicht von Deiner Liebe so gewiß versichert, daß ich solche nicht so veränderlich glaube; indeßen bitte doch mir einige Nachricht zu geben und zugleich zu melden, ob es wahr, daß Herzog Johann Adolf zu Raunburg und Zeiß postulirt worden, wie man hier debitiert.“

„3. Februar 1722.

Mein allerliebster Bruder. Ich erhalte eben Dein Schreiben an den Herrn v. Haafen, welches ich durch expressen nach Wandach senden will, bin aber bestürzt, daß ich dabei keine Nachricht von Deinem Ergehen erhalten. Ich muß mich indeßen getrösten, daß Du mich nichtsdestoweniger Deiner Liebe würdigst.“

„10. Februar 1722.

Hier folget die Antwort von Herrn v. Haaje. Ich sehe aus dem Titel, daß er Dich Herr v. Wertheßsdorff\*) schreibt, daher ich muthmaße, daß der Kauf vor sich gangen, wovon die Versicherung ich von meinem Engel durch ein angenehmes Schreiben erwaarte.

Zu melden habe ich, daß, weil mein und meines Betters Abreise nach Halle in Begleitung meines Hofmeisters festgesetzt bleibt, Papa und Mama sich nach einem

\*) Zinzendorf erstand dies Gut von seiner Großmutter Gersdorf.

neuen Hofmeister für Heinrich Ernst umgethan und durch Vorschlag des HERRN Prof. Francken einen stud. theol. David Knappe auf Bielik, jetziger Zeit in Halle bei einem vornehmen Rathsherrn in condition stehend, bekommen.“

„23. Februar 1722.

Weil der Graf von Pförten diesen expressen nach Dresden absendet und uns anerbieten, was mit selbigem dahin zu bestellen, so habe diese Gelegenheit ergreifen wollen, Dich meiner beständigen Liebe und aufrichtigsten Ergebenheit zu versichern.

Da neulich gemeldet, daß Papa und Mama einen neuen Hofmeister vor Heinrich Ernst (angenommen); so habe berichten wollen, daß ihre resolution trifftiger Ursachen halber geändert, und man entschlossen, ihn (den Bruder) nach Halle ins Paedagogium regium zu thun, dahin er mit uns Ostern gehen soll, und werden sie nicht den letztgenannten Hofmeister zu ihm nehmen, sondern einen andern.

Mit Gott hoffe Anfangs der Marter Woche mit Heinrich Ernst und Niclassen nach Hennersdorff zu gehen, um daselbst von gn. Großmama Abschied zu nehmen. Weil wir uns aber nicht länger als die Osterfeiertage daselbst aufhalten und ich mit Heinrich Ernst gleich darauf nach Berlin gehen möchte, daß also keine Hoffnung habe, Dich in Dresden zu embrassiren und dennoch Dich noch sehr gern vor meiner Abreise sprechen wollte, so habe Dich hierdurch inständigst ersuchen wollen, Deine Sachen so einzurichten, daß ich Dich diesmal in Hennersdorff sehen kann.

Zugleich habe ich Dich bitten wollen, wosfern Du es noch keinem andern zugebacht, bei künftiger Belehnung in Baunzen über Berthelsdorff mich als Lehnsfolger vorzustellen, dagegen ich mich verbindlich mache, in andern Fällen brüderliche Dienste zu bezeugen.

Wollte mein Engel mir übrigens die sonderbare Liebe erzeigen, einige Nachricht mitzutheilen, wie Er seine studia das erste Jahr in Wittenberg eingerichtet und was Er besonders für collegia vor das erste gehalten, als wonach ich einigermaßen meine Geschäfte würde reguliren können, würde ich unendlich verbunden sein.

Ich höre, daß der Stiefbruder (Zinzendorf) im Lande ist, möchte daher wohl wissen, ob zu Gavemitz oder Hoff und ob es sein oder des Marggraf von Baireuth Hoff ist, das neulich abgebrannt.“

„Regeln, 9. März 1722.

Ich nehme es als ein Zeichen sonderbarer Liebe an, daß Du mich meines Verlangens so willig gewährest und habe ich es auch nicht anders verstanden als mit behöriger reservatio für Dich, daher ich mich zu einem revers sehr willig verstehe. Tante meint, daß Frize als erster natürlicher Lehnsfolger von dem Lehn nicht könne excludirt werden, welches mich denn bei dir erkundigen wollte, denn ich dächte, ein selbst neugekauftes, zumal Weiberlehn hätte diesen Haden nicht. Ist es gleich von dem Gelde, das Du von Deinem Vater geerbt, so stände es doch in Deinem Recht, ein Erbgut vor solches Vermögen zu kaufen. Da er dann keinen Anspruch daran hätte, warum sollte er denn bei einem Lehn einem andern Mitbelehnten, zumal der so nahe verwandt, vorgehen?

Deine Bereitwilligkeit, Hern v. Satignac zu dienen, hat ihm und mir viel Vergnügen gemacht. Ich habe ohnummaßgeblich vorschlagen wollen, ob er nicht bei Frizen als écuyer oder maitre d'hotel oder sonst als cavalier kommen könnte? Er ist in exercitiis als tanzen und reiten erfahren und redet nicht allein perfect französisch, sondern auch vollkommen gut deutsch. Es wird aber doch die gage 150 Thaler belausen müssen. Er versichert sich bei der gage freie Tafel und honnet tractement.“

„Halle, 21. Mai 1722.

Die hier erschienene Nachricht, daß Du Deine Reise einstellen müssen, hat mich sehr afficirt, weil mich alle Tage Deiner Ankunft versehen und die Gräfin (Reuß, bei welcher Carl Dubislav wohnte) damit getröstet.

Es gefällt mir hier Gott lob sehr wohl. Bei Dr. Wolffs hören wir privat von 7—8 über den kleinen Struve, von 10—11 über seine jurisprudenzen nat. Von 9—10 haben wir ein privatissimum bei Dr. Grubern über Schmaußens Reichshistorie.

Morgen wird der Graf aus Voigtland wiederkommen und den geliebten Grafen Hendel von Bölgig (mitbringen), worauf mich innig freue. Wir werden ihnen wohl entgegenreiten.

Der junge Goldbery recommandirt sich zu Gnaden und bittet ihm das carmen wieder zuzustellen. Wie denn auch Herr Walbaum\*) bittet, eingebend zu sein, daß noch viel von seinen Briefen bei meinem geliebtesten Bruder.

Heinrich Ernst lebt ungemein vergnügt auf dem Paedagogio. Er logirt auf Deiner Stube und hat einen sehr feinen Hofmeister, Chemnitz.

Es sind jetzt 4 Grafen Solms, davon 3 Brüder und der Graf Platen von Hannover oben."

"Halle, 20. Juni 1722.

Daß bis dato gezaudert, Dich meiner aufrichtigsten Liebe und brüderlichen Ergebenheit zu versichern, wirst Du mir vergeben, wenn ich versichere, daß es aus Mangel der Zeit geschehen.

Mir geht es Gott lob recht wohl und lebe recht vergnügt.

Ich habe einen italienischen Sprachmeister angenommen und lerne auf dem Clavier spielen, daß mir also die Zeit sehr geschwinde hingeht.

Neues weiß nicht zu melden, als daß des Prof. Francken Sohn, der Pastor im Zuchtthause, mit des Dr. Göbens Stieftochter Jungfer Nachhalsin (?) versprochen, und künftiger Woche die Hochzeit ganz still sein wird.

Walbaum ist nach Hause gereist, weil sein Vater gestorben. Daß der theure Herr Böhme in England gestorben, wird mein liebster Bruder ohnfehlbar wissen. Ob Herr Nothe seine vocation nach Berthelsdorf bekommen, möchte wissen, wenn meine curiosität nicht zu weit geht."

"Halle, 10. Juli 1722.

Ich beklage von Herzen, daß es fast scheint, als sollte ich keiner Zuschrift von meinem liebsten Bruder gewürdigt werden, indem ich fast alle Posttage mich einer Antwort versehen, solche aber bis dato noch ausgeblieben.

Ich befinde mich hier selbst, zum Preise göttlicher Güte, ganz wohl und ziemlich vergnügt, wünsche nur, daß es immer so gehen möge, weil mir meine Universitäts-Jahre also gar angenehm sein würden.

Ich habe es an den Grafen Friedrich (Zingendorf) geschrieben und ihn invitirt, bei seiner Rückreise aus dem Reich hierauf zu kommen. Sollte (es) geschehen, hoffe gute Folgen davon, und würden bei solcher Gelegenheit der Gräfin insonderheit in vielen Dingen die Augen aufgethan werden. Ich würde mich auch unterstehen, ihnen Deinen gewesenen Kammerreiber, der hier Credit und wenig Vermögen hat, zu empfehlen, wie ich mich freuen würde, wenn mein liebster Bruder ihn mit einem kleinen Geschenke begnadigen wollte.

Mein Hofmeister und Vetter recommandiren sich zu gütigem Andenken. Der Graf und die Gräfin versichern ihre Ergebenheit."

"Halle, 19. Juli 1722.

Ungern ersehe aus Herrn Hennings Schreiben, daß Du Dich nicht wohl befindest. Der Herr stärke dich und schenke Dir Gesundheit und Leben nach seinem Wohlgefallen und gebe mir das Vergnügen, Dich bald zu embrassiren.

Vorgestern sind wir in Langendorff gewesen, das Waisenhaus zu besuchen. Da mag wohl mit Recht heißen: „Gottes Güte und Treue ist alle Morgen neu.“ Die walte denn auch über Dir und allen Deinen Thaten.

\*) Carl Dubislavs Hofmeister.

Geheimrath Böhme ist verwichenen Montag (an Langes Stelle zum ersten Male) als Rector hiesiger Universität vorgestellt. Der Herr lasse sein protectorat gesegnet sein und gebe mir Gnade, mich allezeit so anzuführen, daß ich Segen und Nutzen davon haben möge in Zeit und Ewigkeit.

Heute predigt Herr Probst Rohlhoff aus Berlin in der Ulrichskirche statt des H. Professor und des Pastor Lindhammer von den Gensd'armes Nachmittags in der Schullirche. Auch wird H. Gedike Donnerstag hier erwartet."

„Halle, 23. Juli 1722.

Dein geliebtes Schreiben habe heute erhalten. Ob ich auch gleich meine Arbeit hier schon finde, und mir also keine Zeit zu unnötigen Sachen übrig bleibt, so kann doch unter selbige die Lesung Deiner Briefe, als von denen vielen Nutzen haben kann, nicht gerechnet werden. Ich danke also vor (das) neue Kennzeichen Deiner brüderlichen Liebe und werde mit göttlichem Beistande nicht ermangeln, den gegebenen brüderlichen Erinnerungen gemäß meine Zeit in Halle zur Ehre Gottes anzuwenden, daß ich Segen und Nutzen davon haben möge in der Ewigkeit.

Mein liebster Bruder wird nun gewiß nach Ebersdorff gehen, um daselbst der schon längst im Werk gewesenen Sache den Schluß zu geben.\*) Es lasse der Höchste dies Vorhaben zu Seiner Ehre und Deinem Besten ausschlagen. Die Vollziehung (des Vorhabens) wird doch bis auf die Rückkunft unserer Eltern nach Berlin ausgelegt bleiben, indem ich vermüthe, auch nichts lieber sehen würde, als wenn bei solcher Gelegenheit zum wenigsten unsere Mama in diese Gegend kommen sollte."

„Halle, 30. Juli 1722.

Mein allerkliebster Bruder. So wenig als Zeit übrig, habe doch bei dieser Gelegenheit nicht ermangeln wollen, Dich meiner brüderlichen Liebe und Andenkens zu versichern und mich (nach) Deinem Ergehen zu erkundigen.

Ich höre, daß Bruder Friß (Zinzendorf) nach Ebersdorff kommen soll. Bitte also, ihn zu fragen, ob er mein Schreiben erhalten, welches ich nach Nürnberg geschickt habe. Der Herr segne Dich und gebe mir das Vergnügen, dich embrassiren zu können. Meine unterthänigsten Empfehlungen an Eure ganze Gesellschaft."

„Halle, 7. September 1722.

Herzgeliebtester Bruder, mein Geburtstag, welcher heute einfällt, hätte mit nichts angenehmerem können celebrirt werden, als mit Deiner Vermählung. Da ich selbiger dem Leibe nach nicht beiwohnen kann, so beuge ich die Knie meines Herzens vor dem Vater und Herrn Himmels und der Erden und vor dem Bräutigam unserer Seelen. Ich danke ihm, daß Er zu diesem Vorhaben seinen Segen gegeben. Er breite seine Gnadenflügel über Euch, Er bewahre Euch vor allem Unfall, Er überschütte Euch mit Gnade um Gnade. Er setze Euch zum Segen, Er gebe Euch alles, was Euer Herz wünscht und Euch ersprießlich ist! Ich will an Eurem Exempel lernen, so gehe mir geliebtester Bruder vor in der Kraft und im Geiste und wie ich den Vorsatz fasse, durch seine Gnade meinen Wandel ihm gefällig zuzubringen, so hilf Du mir hierzu die Kraft von oben erbitten. Venio nunc ad expedienda.

Das carmen, welches ich angesetzt, folgt hierbei gedruckt.

Haft Du mich lieb, so komm mit Deiner Gemahlin her. Mich könnte nichts mehr vergnügen. Tu non vacuus redires.

Heinrich Ernst hat auch hierbei seine schuldige Gratulation abstaten wollen.

Von der Madem. Charbonnet kommt ein Schreiben, darin sie die Ueberschickung des Arnd nach Wittenberg melden wird.

\*) Es schwebte Zinzendorfs Verbindung mit der Gräfin Erdmuth Dorothea, Schwester des Grafen Reuß-Ebersdorff.



Der 23. nebst Gemahlin versichern ihre Gebets und herzlichsten Glückwünsche. Heimbürgers Gratulation folgt gleichfalls.

Mr. Walbaum werde — da ich ihn schon herzlich liebe — auf Deine Erinnerung um so lieber haben. Er ist gestern bis 12 Uhr Nachts in der Druderei gewesen, vide quantum studium faciendi, quas placent.

Mein Hofmeister gratulirt von Herzen. Vale caeterum cordatissimo frater amans tuum Carolus.“

„Halle, 9. Sept. 1722.

Es sind bei Uebersendung der übrigen Sachen Heinrich Ernstens Verse vergessen worden, welche ich mit dieser Post nachschicke. Sie kommen, Dir seine Liebe zu bezeugen. Ich freue mich, Dir nochmals sagen zu können, wie ich in aller Aufrichtigkeit Dein getreuester Bruder.

Deine Gemahlin und ganze Gesellschaft versichere meines unterthänigsten respects. Unser Haus empfiehlt sich debito modo. Vergiß nicht, uns Deine carmina zu schicken und thue mir die Gnade, herzukommen. Pluribus illud foret acceptum.“

Heinrich Ernst schrieb selbst:

„Mein Herr und sehr lieber Bruder. Ich habe durch meinen geliebten Bruder die Erfüllung meiner Wünsche vernommen und glaube, daß es meine Pflicht ist, Dir von Grund meines Herzens Glück zu wünschen zu der angemessenen Verbindung, die Du geschlossen hast. Der Höchste überhäufe Dich mit seiner Gnade und schenke Dir alle mögliche Befriedigung. Er segne alle Deine Unternehmungen und lasse sie ausschlagen zum Ruhm Seines Namens und zu Deinem eignen Besten.

Ich habe mir die Freiheit genommen, meine Gedanken in Versen auszudrücken, deren Fehler Du verzeihen wirst, und glaube, mein lieber Bruder, daß ich im Grunde meines Herzens bin Dein sehr unterthäniger Diener.

Deine Gattin finde hier die Versicherung meiner tiefsten Hochachtung.“



## Apollo Stroganoff.

Zum neuesten Stand der Frage nach der Ergänzung des Apollo von Belvedere.

Von

Dr. Otto Adalbert Hoffmann

in Reg.

Wohl selten hat auf dem Gebiete der antiken Kunst eine Veröffentlichung ein gleiches Aufsehen weit über die Fachkreise hinaus hervorgerufen, als die im Jahre 1860 erschienene Schrift des Petersburger Archäologen Professor Stephani über eine kleine Bronzestatue des Apollo, die er in der Antikensammlung eines russischen Großen, des Grafen Sergei Stroganoff, vorfand. Dieselbe, eine wissenschaftliche Ueberraschung im wahrsten Sinne des Wortes, sollte der Erforschung und Erklärung jenes alten Wunderrätsels, des weltberühmten Apollo vom Belvedere, auf Jahrzehnte hin eine andere Richtung zuweisen, indem sie alle bisherigen Deutungs- und Restaurationsversuche von Montorsoli an bis auf die jüngste Zeit als vollkommen irreführend hinstellte. Noch nie, seitdem das glänzende Götterbild dem Schoße der Erde entstieg und auf Befehl Papst Julius des Zweiten von Michelangelos kundiger Hand im Belvedere des Vatikan aufgestellt war, hat es das Interesse der Gebildeten aller Nationen so lebhaft von neuem auf sich gezogen, als nach Erscheinen jener epochemachenden Schrift des russischen Gelehrten, die mit ihren neuen, kühnen Gedanken einen völligen Umschwung in den bisherigen Anschauungen inaugurierte. Der Kernpunkt der Sache und ihr innerer Zusammenhang stellt sich folgendermaßen dar.

Als es sich darum handelte, die mit einem Teile des Unterarmes abgebrochene und verloren gegangene linke Hand des neugefundenen Kolossalbildes zu ergänzen und diese mit einem geeigneten Attribute auszustatten, da konnte die Wahl nicht schwer fallen. Ein Blick auf die herrliche, jugendschöne Gestalt und auf das hebeitsvolle, lodenumwallte Antlitz mußte genügen, in dem Marmorbilde den Phöbus Apollo zu erkennen, die Lieblingsgöttheit jenes kaiserlichen Zitherspielers Nero, der einst in Capo d'Anzo, dem Fundbezirke der Statue, seinen prächtigen Landstiz gehabt; zugleich der Lieblingsgott des ersten der römischen Imperatoren, der dem leuchtenden Sohne des Jupiter seine Triumphe und das Diadem der Kaiserherrschaft verdanken zu müssen glaubte; angesichts des ragenden Apollotempels auf steiler Uferwand zu Actium war die Flotte des Antonius vor den Trieren Octavians gewichen; von diesem Tage an hatte der hilfreiche Gott die Geschichte der Welt in die Hände des Einen gelegt. Die Statue bot den Künstlern des päpstlichen Hofes zudem einen deutlichen Hinweis auf das Attribut, das die verloren gegangene Linke mutmaßlich gehalten haben mußte: an breitem Riemen, der von der rechten

Schulter zur linken Hüfte läuft, trägt der Gott hervorragend über die rechte Achsel einen pfeilgefüllten, offenen Köcher, das deutliche Wahrzeichen des kämpfenden Bogenschützen. Also der göttliche „Fernhinteresser“, der gewaltige „Bogensführer“ war es, den das hochheilige Marmorbildnis vergegenwärtigen sollte; so meinte es der Meister Michelangelo, und so meinte es auch sein trefflicher Schüler Montorsoli, als er die neu zu ergänzende Linke des Gottes mit dem Stumpfe eines Bogens ausstattete. Erinnert sei hier beiläufig an C. Beckers neues, feindurchdachtes Gemälde, das den Ausdruck staunender Bewunderung wiedergibt, mit welcher Julius der Zweite inmitten seiner Umgebung das stolze, neuergänzte Götterbild betrachtete.

Und Montorsolis Ergänzung, seine Deutung des dräuenden Gottes als des bogen-gewaltigen Phöbus, hat seitdem begeisterte Zustimmung bis auf den heutigen Tag gefunden. Andachtsvoll haben Kenner und Laien seit jener weißvollen Stunde, die uns der Pinsel des Künstlers vergegenwärtigt, vor dem hehren Bildnisse gestanden und haben im Geiste das Klirren des mächtigen Bogens vernommen, wie es die „haupthaar-umwallten Achäer“ vor Trojas Mauern so oft hatte erbeben machen:

„Und es erklärte der Pfeil von den Schultern des zürnenden Gottes,  
Während er schritt; wie dräuendes Nachgewölbt stieg er hervor,  
Setzte sich fern von den Schiffen, und sandte Iobann seine Pfeile;  
Grauensvoll aber erscholl das Klirren des silbernen Bogens.“ . . .

Nur über das Ziel, nach dem die linke, bogenführende Hand ausgereckt war, gingen die Meinungen der Forscher auseinander. Die einen waren der Ansicht, daß es der Python-Drache sei, der an der Stelle des berühmten Apollotempels zu Delphi vordem gehaust, und den der jugendliche Gott, der „Befreier vom Gifthauch der Seuche“, als erste ernste Beute erlegte. Andere erklärten den Gott als den Erleger des Tityos, jenes riesigen Sohnes der Erde, der es gewagt hatte, seine ruchlose Hand an die Latona zu legen. Wieder andere faßten den Apollo als Rächer seiner Mutter und Vernichter der Niobiden auf; oder glaubten die Stelle aus Aeschylus „Cumeniden“ in ihm verkörpert, wo Apollo die Rachegeister der Furien von den Fersen des unglücklichen Orestes verjagt:

„Hinaus! befehl ich; dieses Tempelhaus verlaßt  
Sogleich, hinweg zieht aus des Seher's Heiligtum,  
O diese zischende, schnellbeschwingte Schlange dich  
Von meines Bogens goldgeflochtner Senne trifft,  
Vor Schmerz du ausströmst schwarzen menschenfog'nen Schaum,  
Geronnen Blut ausspießt, das du bei Nord geleckt!  
Fort! meiner Wohnung dürft ihr nicht nahe sein!“

Ohne also im wesentlichen an der Voraussetzung des kämpfenden oder mit der Waffe drohenden Bogenschützen zu rütteln, erschöpfte sich die wissenschaftliche Neugier in immer neuen Lösungsversuchen des großartigen Rätsels, welche Scene dem antiken Bildner bei der Schöpfung dieses herrlichen Gottes mit der zürnenden Wetterwolke auf der Stirn wohl vorgeschwebt haben möge.

Da erschien die Stephanische Veröffentlichung, ein energischer Querstrich durch alle diese geistreichen, scharfsinnigen Mutmaßungen.

„Apollo Boëbromios, Bronzestatue im Besitze Sr. Erlaucht des Grafen Sergei Stroganoff,“ so lautet der Titel jener aufsehenerregenden Schrift, die, in kurzer Zeit überall bekannt werdend, besonders in den Kreisen der deutschen Altertumsforscher einen fast ausnahmslosen, durchschlagenden Sieg erfocht. In derselben lenkt der Petersburger Gelehrte die Augen der gebildeten Welt auf eine kleine, 60 Centimeter hohe Apollo-Statue, die sich heute noch in der reichen Antikensammlung des kunstliebenden russischen Magnaten, Grafen S. Stroganoff zu Petersburg befindet, und über deren interessante Schicksale und Eigenzüge folgendes zu erwähnen ist.

Die Statuette, in ihrem heutigen Zustande mit schöner grüner Patina die über-3ogen, bietet im großen und ganzen — bis auf die noch näher zu betrachtende linke

Armpartie — ein getreues Abbild des belvederischen Apollo. Ein Blick genügt, um zu erkennen, daß dem Gießer dieser Bronze wie dem Schöpfer jenes Kolossalarmors ein und dasselbe herrliche Original vorgezeichnet haben müsse, wenn man nicht etwa annimmt, daß dieses Urbild eben in jenem Meisterwerke des Belvedere bestanden habe, und daß nach dessen Zügen auch der Gießer der Stroganoffischen Bronze kopierte. Was das Herkommen der letzteren anlangt, so herrscht sowohl über den Fundort wie über die Zeit des ersten Auftauchens ein gewisses Dunkel; sicher ist nur, daß die Statuette im Jahre 1818 oder 1819 vom Grafen Gregor Orloff in Italien angekauft ist, und daß sie aus dem Nachlasse des genannten Magnaten in den Besitz des Fürsten Dolgorouki gelangte, der sie dem jetzigen Besitzer, einem Kunstkenner ersten Ranges, abtrat. Professor Stephani glaubt indes das Herkommen des interessanten Kunstwerkes über das Jahr 1818 zurückverfolgen zu können, und hier beginnt nun die Kette seiner genialen Kombinationen und Schlüsse einzuflechten. Er erinnert nämlich an eine Notiz des französischen Reiseschriftstellers Bouqueville,<sup>\*)</sup> derzufolge — mutmaßlich innerhalb der Jahre 1810 bis 1815 — ein gewisser Dr. Frank von Beli Pascha zu Janina in Albanien neben einigen anderen antiken Kunstgegenständen einen Apollon in Viertel lebensgröße geschenkt bekam, über dessen Verbleib nichts weiter bekannt geworden ist. „J'ai vu ces antiquités," sagt Bouqueville, „mais j'ignore en quelles mains elles sont passées." Bemerkenswert und wichtig für die weitere Schlussfolgerung ist, daß unter den dem Dr. Frank geschenkten Kunstgegenständen sich auch ein Gorgonenhaupt befand. Wir werden sehen, wie geschickt Stephani diese kurze Notiz für die Beweisführung zu verwerten wußte. Ob jene beiden antiken Kunstobjekte aus Bronze oder Marmor bestanden haben, ist aus dem Berichte Bouquevilles selbst nicht ersichtlich.

Der Zustand der Stroganoffischen Bronze ist nun folgender. Die Gestalt des Apollon ist etwas schlichter, als die des Belvedere, so zwar, daß sich in der Haltung des Gottes nicht die Höheit und sehnige Schwungkraft geltend macht, die an dem Marmor des Belvedere so gebieterisch ins Auge fällt; besonders die Wendung des Hauptes erinnert mehr an die Haltung eines Zielenden, als dies beim Vatikanus hervortritt. Zudem ist auf dem Antlitz kaum eine Spur jener herrlichen Mischung von Höheit und zorniger Betrachtung vorhanden, welche die Züge des belvederischen Gottes so unnahelhaft kennzeichnet; es ist fast leblos der Ausdruck beobachtenden Hinschens, den dieses Bronzeantlitz wiedergibt. Die Finger der wohlerhaltenen rechten Hand sind weniger gespreizt, als die Ergänzung Montorsolis an der Rechten des belvederischen Gottes es giebt; offenbar weist hier die Bronze die richtigere Haltung des Originals auf. Die Basis ist modern; aus ihr fehlt der Baumstamm des Belvedere, der für den Bronzegießer an und für sich entbehrlich war. Die Hauptabweichung von dem durch Montorsoli ergänzten Apollon von Belvedere bietet jedoch die linke Hand der Stroganoffischen Bronze. Dieselbe ist zusammen mit dem ganzen linken Arme unterhalb der Schulter früher abgebrochen gewesen, wie die ungeschickt verödetete Bruchstelle im Oberarme beweist. Bei Gelegenheit dieses Bruches ist jedenfalls auch die ganze linke Hälfte des Mantels, dessen glänzender Faltenbehang an der belvederischen Statue ein Meisterstück antiker Warmortechnik darstellt, abgebrochen und verloren gegangen, so daß der linke Mantelbord heute eine steife, gerade Linie darstellt, die sich von dem Achselstück bis zum unteren Saume quer durch die Falten fortsetzt. Beiläufig sei bemerkt, daß Stephani in Folge eines merkwürdigen Vergehens diesen so verstümmelten Mantel für vollständig ansah; erst eine erneute Inaugenscheinnahme der Bronze durch Professor Furtwängler zu Berlin stellte fest, daß der Faltenwurf an dem Mantel der Bronze genau mit dem an der Chlamys des Apollon von Belvedere übereinstimme, daß es sich also nicht um ein schlichteres, einfacheres Mantelmodell beim Stroganoff handle, sondern um eine gewaltsame Verstümmelung, deren Spuren ein späterer Restaurator durch Verhämmern der tot verlaufenden Falten notdürftig zu verdecken gesucht hatte.

<sup>\*)</sup> 1806—1815 französischer Generalkonful bei Ali Pascha in Albanien.

Das Hauptinteresse ruft die linke Hand hervor. Sie ist ungefähr in derselben Weise entworfen, wie die ergänzte Linke des Belvedere, mit dem einen grundlegenden Unterschiede, daß sie keinen Bogenstumpf hält, sondern ein merkwürdiges, fellartiges Fragment, das oberhalb der Hand nach Art eines unregelmäßigen Beutels in beiden Falten herausquillt, während es dicht unterhalb der Hand glatt abgebrochen ist. Wiederholte Untersuchungen durch den oben genannten Berliner Gelehrten, sowie durch den Petersburger Archäologen Professor Kieferitzky stellten fest, daß dieses rätselhafte Bruchstück entweder Leder oder starkes Tuch wiedergeben solle, daß die Außenseite etwas rauher gehalten sei, als die innere, daß sich am oberen Rande eine Einfassung von Haar- oder Fellfransen hinziehe, und daß der Gegenstand sich nach unten hin erweitert haben müsse.

Was hatte dieser Zellrest in der Hand des Apollo zu bedeuten? Es leuchtet ein, daß mit der befriedigenden Lösung dieser Frage sich zugleich die Lösung des Apollo-rätsels vom Belvedere ergeben mußte, und man begreift den Aufwand von Scharfsinn und geistreicher Kombination, welchen der gelehrte Veröffentlichter des interessanten Kunstwerkes an die Beantwortung dieser Frage setzte.

Der russische Archäologe kommt zu dem Ergebnis, daß jenes Stück Fell in der Hand des Stroganoffischen Apollo das Oberteil einer Aegis sei, daß also der Gott in der Linken keinen Bogen geführt habe, und daß insolgedessen auch der Apollo von Belvedere in der verlorenen Linken nicht den Bogen gehalten, sondern die Aegis geschüttelt haben müsse.

Die Aegis, auf deutsch „Ziegenfell“ bedeutend, ist bekanntlich jenes mit Quasten gesäumte Fell, mit welchem Zeus Donner und Blitz, Regenschauer und Hagelschlag erregt, wenn er es machtwill mit der Rechten schüttelt; zugrunde liegt diesem mythologischen Gebilde offenbar die Erscheinung der dunklen, zerrissenen Wetterwolke, welche durch den Sturm — die Rechte des Zeus — unter Donner und Blitz gerüttelt wird. Neben Zeus führt diese gewaltige Naturwaffe noch die lichtläugige Tochter Pallas Athene zumeist als eine Art Panzertragen um Brust und Schultern. Für jene Urform der „göttigen“ Aegis, wie sie Homer schildert und wie sie noch einigermaßen an das „Ziegenfell“ erinnert, findet sich auch in der älteren Kunst kaum ein Beispiel; überall, wo sie auf Bildwerken, sei es in der Hand des Zeus, sei es an der Athene, erscheint, hat sie zwei bezeichnende Merkmale — oder wenigstens eines von ihnen: sie ist mit (Schlangen-) Schuppen bedeckt und mit züngelnden Schlangen — dem Bilde der zudenden Blitze — am Rande gesäumt; als Brustschild dient gewöhnlich ein kleines Medusenhaupt.

Doch wie kam Apollo zu dieser Waffe des Zeus?

Stephani erinnert an eine Stelle der Ilias, wo Zeus dem Apollo die „grauenvolle“ Aegis leiht und dieser sie zum Angriffe gegen die Griechen vorträgt:

„Sobald er sie gegen der reissigen Danaer Antik  
Schüttelte, laut aufschreiend und fürchterlich, jeho verzagte  
Ihnen im Wusn das Herz und vergaß des härmißchen Mutes.“

Also entflohen kraftlos die Danaer, ganz von Apollons  
Schreden betäubt.“

er schließt ferner, daß bei dem großartigen Einflusse, den die Poesie Homers auch auf die bildenden Künste nachweislich geübt hat, die Gestalt dieses mit der Aegis streitenden Apollo auch den Künstlern vertraut gewesen sein müsse, so daß ihnen ein derartiger Vorwurf nichts Ungewöhnliches habe sein können. Und nun giebt er seiner Behauptung, daß der Zellrest an der Stroganoffischen Bronze in der That einer Aegis angehört habe, durch folgende kühne Kombinationen eine weitere Stütze. Er hält es einmal für unzweifelhaft, daß der Apollo Stroganoff identisch sei mit jenem von Bouqueville erwähnten, verschollenen „Apollon quart de nature, pareil à celui du Belvédère,“ und zweitens erklärt er die „tête de Gorgone,“ welche ebenfalls unter den Antiken des

Dr. Frant erwähnt wird, eben als jenes Hauptstück der Aegis, das zum Stroganoff'schen Apollo gehört habe und von Bouqueville fälschlich für ein Ding für sich gehalten worden sei. Man habe sich demnach die zum Stroganoff gehörige Aegis als mit einem großen Gorgonenhaupt versehen vorzustellen.

Nur wenige deutsche Gelehrte waren es, welche angesichts dieser geistreichen, bestechenden Beweisführung, die jeden Zweifel auszuschließen schien, für die bisherige Auffassung vor allem des Belvederischen Apollo als eines Bogenschützen ernstlich zu sprechen wagten. Dieser Widerspruch wurde um so schüchtern und seltener, als eine weitere geniale Kombination die Stephanische Beweisführung vervollständigen half.

Es war von verschiedener Seite mit Recht bemerkt worden, daß — trotz aller Bedeutung der Homerischen Poesie für die Kunst — es nicht recht wahrscheinlich sei, daß der Schöpfer des Apollo von Belvedere seine Inspiration von jener entlegenen Homerstelle her empfangen habe. Nach fast einhelliger Uebereinstimmung aller Urteilsfähigen ist die belvederische Statue, bez. ihr Motiv, eine Schöpfung der Nachblüte griechischer Kunst, ihre Entstehungszeit kann unter Umständen bis in die Anfänge der Cäsarenherrschaft fallen. Demnach wäre es kaum denkbar, daß ein Künstler jener Spätzeit soviel Geist und meisterhaftes Können aufgeboten habe, um eine trotz aller Gegenbeteuerungen bedeutungslose Sonderscene aus dem trojanischen Kriege wieder aufzuwärmen, die zu dem Interesse der damaligen Gegenwart so ganz beziehungslos war. Wenn der olympische Zeus des Phidias jener berühmten Homerstelle nachgebildet war, derzufolge „der Olymp erzittert, wenn der Gott seine ambrosischen Locken schüttelt,“ so ist das etwas anderes; hier geben die Worte des Dichters ein für alle Zeiten zutreffendes, herrliches Allgemeinbild des „Herrschers im Donnergewölk, Zeus“; jene apollinische Homerstelle enthält nichts als die Schilderung eines vorübergehenden, genrehaften Vorganges: daß nämlich Apollo die Dardaner mit der seinem Vater entliehenen Aegis zurückwirft — gewiß kein besonders naheliegender Vorwurf für den Künstler überhaupt, geschweige denn für einen Bildner nachpraxitelischer oder römischer Zeit.

Diese Lücke in der Kette der Stephanischen Wahrscheinlichkeitsbeweise sollte eine Vermutung des verstorbenen Mythologen Ludwig Preller ergänzen, die auf den großen Einfall der Gallier in Griechenland im Jahre 279 vor Chr. und das Scheitern desselben vor dem delphischen Apolloheiligtume hinwies. Beim Angriff auf den Tempel waren damals nach dem Bericht der Chronisten die Raubtharen durch Erdbeben, Hagelschlag und herabrollende Felsblöcke zurückgeworfen worden, und Apollo selbst hatte, wie die Sage ging, mit Athena und Artemis am Kampfe gegen die Barbaren teilgenommen. Da nun die Aegis bekanntermaßen Sturm und Unwetter entfesselte, so habe Apollo sein Heiligtum jedenfalls mit dieser Waffe verteidigt, so wie er vor Troja den Dardanern mit ihr entgegentrat. Und da ferner erwähnt wird, daß die dankbaren Umwohner von Delphi dem Gotte für seine Hülfe zwei Bildsäulen stifteten, so schloß Preller weiter, daß wenigstens eine dieser Statuen den Apollo mit der Aegis in der Hand dargestellt habe, kurz, daß das Motiv der Apollostatuen von Belvedere und von Petersburg jenem historischen Ereignisse des Jahres 279 seine Entstehung verdanke. Es bedurfte nur noch des Hinweises darauf, daß der Kunstcharakter, besonders die schlanken Proportionen der beiden Apollobilder, aufs trefflichste in jene nachlyssippische Zeit des Hellenismus hineinpassen, und der Ring der Stephanischen scharfsinnigen Beweisführung war geschlossen.

Und doch sollte in dieser Kette glänzender Schlüsse mehr als ein Trugschluß enthalten sein.

Im Januarheft 1888 dieser Zeitschrift habe ich versucht, in allgemein faßlicher Darstellung die Gründe zusammenzufassen, welche trotz des Apollo Stroganoff dafür sprechen, daß der Apollo von Belvedere dennoch den Bogen, nicht die Aegis geführt habe. Die hauptsächlichsten herausgegriffen sind es die folgenden:

- 1) Der Bogen ist das charakteristische, durch unzählige Denkmäler bezugte Attribut des Apollo, deshalb ist er auch an der belvederischen Statue vorauszusetzen. Ein Apollo mit der Aegis ist bisher, abgesehen von der Stroganoffischen Bronze, nirgends aufzuweisen gewesen; er wäre, wie jene erwähnte Homerstelle vereinzelte dastehet, eine kunstmythologische Kuriosität, die dem Schöpfer dieses Kolossalbildes nicht wohl zugemutet werden darf.
- 2) Die ausgestreckte Linke konnte nur einen Bogen führen; es hieße den Gott zum Linker machen, wollte man annehmen, daß er eine Aegis in der verlorenen Hand gehalten habe. Schon dieser eine Umstand sollte eigentlich genügen, um den Gedanken einer Aegis von vornherein abzuschneiden.
- 3) Der Apollo von Belvedere ist auf das deutlichste als Bogenschütze gekennzeichnet, denn über die rechte Schulter ragt ihm der antike, geöffnete Köcher, das untrügliche Kennzeichen des Bogenkämpfers. Stellung und Gesichtsausdruck bringen den Moment unmittelbar nach dem Schusse aufs glänzendste zum Ausdruck.
- 4) Sowohl vom künstlerischen, wie vom statischen Gesichtspunkte aus ist eine Aegis, ein „Ziegenfell“, in der Linken des Apollo von Belvedere ein Ding der Unmöglichkeit, es sei denn, daß man die Aegis in so lächerlich kleinen Proportionen sich denke, daß dieselbe zu einembeutelartigen Spielzeug zusammenschrumpft. Der schwer behangene Arm des Gottes kann nur ein räumlich unbedeutendes Attribut gehalten haben, wie es eben der Bogen ist.
- 5) Die Vorstellung eines ägisführenden Apollo ist und bleibt ein vereinzeltes dichterisches Kuriosum der Ilias. Die neuere Hypothese, daß Apollo sein Heiligtum gegen die Gallier mit der Aegis verteidigt habe, erweist sich angeht die Quellenberichte als eine irrthümliche; die letzteren sagen von einer Aegis kein Wort, wohl aber erwähnen sie des Bogens in der Hand des kämpfenden Gottes.
- 6) Das Bild des uns heute erhaltenen vatikanischen Apollo als das eines Bogenkämpfers ist in der Poesie der Augusteischen Zeit, im besonderen bei Propertius bezug.

Aus alledem schien mir der eine Endschluß unausweichlich, daß wenigstens der belvederische Apollo nur den Bogen geführt haben könne; daß man in ihm einzig und allein den göttlichen „Fernhitzeffler“ zu erkennen habe, dessen Bogen einst Künstler und Kunstkenner wie Michelangelo und Winkelmann im begeistertsten Sinne hatten kirren hören. —

Weiläufig darf ich erwähnen, daß mein Protest gegen die herrschende Theorie besonders in den Kreisen der italienischen Altertumsforscher lebhaft Zustimmung fand; zahlreiche Zuschriften bewiesen, daß die alte Ansicht sich noch mancher gläubiger Anhänger zu erfreuen hatte, wenn sie sich auch vor der Macht der angeblichen Thatsachen nicht laut zu äußern wagte. Kurz nach der Veröffentlichung meiner Abhandlung im Programm des Meyer Gymnasiums erschien unabhängig davon im Jahrbuch des Archäologischen Instituts ein Aufsatz von Alfred Gercke, der auf die merkwürdige Verwandtschaft des Apollo von Belvedere mit dem pfeilschießenden Apollo am Friesse des Altars von Pergamon hinwies und auf Grund dieser Uebereinstimmung zu dem gleichen Ergebnis gelangte, daß der vatikanische Apollo mit dem Bogen zu ergänzen sei.

Doch die Stroganoffische Bronze, war sie mit dem geheimnisvollen Festsitze in der Linken nicht trotzdem ein rebendes Fragezeichen hinter der Deutung des Apollo als eines Bogenschützen? Und was sollte mit ihr gesehen?

Ausgangs meiner Abhandlung „Aegis oder Bogen“ sprach ich die Vermutung aus, daß man es in dem Petersburger Apollo mit einer handwerksmäßigen Bronzenuachbildung des Apollo von Belvedere oder dessen Vorbildes zu thun habe, und daß dieser Bronzeapollon infolge irgend einer Laune des Künstlers oder des Bestellers vielleicht eine Aegis geführt habe, wie ja die Kopieen antiker Meisterwerke vielfach Abweichungen von den

Originalen aufweisen. Es wäre ja nicht gerade undenkbar gewesen, daß z. B. ein besonderer Verehrer der homerischen Poesie eben jenen mit der geliebten Aegis kämpfenden Apollo habe dargestellt wissen wollen, und daß der ausführende Erzgießer sich jenen Typus des belvederischen Bogenschützen zum Vorwurf nahm, dem er anstatt des Bogens die Aegis in die Linke gab. Indes, so möglich ist die letztere Annahme ist, so wenig innere Wahrscheinlichkeit wohnt ihr doch inne; immer bliebe es doch ein solcher Verstoß gegen die elementarsten Gesetze der Darstellung, den Gott links sehend zu bilden, und sei es nur in einer Miniaturbronze wie der Stroganoffischen gewesen. Zugleich konnte ich nicht umhin, nachdrücklich daran zu erinnern, daß die Identität des von Bouqueville erwähnten „Apollon quart de nature“ mit der Stroganoffischen Bronze noch keineswegs erwiesen sei, ebensowenig wie es feststehe, ja auch nur wahrscheinlich sei, daß die von Bouqueville unter den anderen Fundstücken erwähnte „tête de Gorgone“ zu dem genannten Apollo des Dr. Frank gehört habe; kurz, daß diese Kombinationen Stephani's bei aller geistreichen Kühnheit denn doch auf außerordentlich schwachen, ja zum Teil hinfalligen Stützen beruhten.

Die Lösung des Rätsels sollte sich auf eine überraschende, nicht geahnte Weise vollziehen.

Schon Professor Furtwängler hatte anfangs der achtziger Jahre nach einer Inaugenscheinahme der Stroganoffischen Bronze in Petersburg sich dahin geäußert, daß jenes Fragment in der linken Hand des Gottes unmöglich einer Aegis angehört haben könne; es sei an demselben weder von den üblichen Schuppen, noch von Schlangen eine Spur zu finden. Vielleicht habe der Gott in der Hand das eine Ende seines Chlams gehalten. Eine Entgegnung von Seiten des Petersburger Archäologen Prof. Kiefferitzky, die mit aller Entschiedenheit für die Annahme einer Aegis eintrat, versuchte den Beweis anzutreten, daß das verloren gegangene Mantelstück am Stroganoff genau in derselben Weise um den Arm gestulpen gewesen sei, wie am Belvedere; eine Narbe auf dem Unterarme, offenbar die Stelle, wo das Mantelstück einst festgelötet gewesen sei, mache dies unabweisbar. Mitbin sei die Behauptung Furtwänglers, daß der Gott das Mantelende halte, hinfällig. Die Annahme, daß das strittige Fragment einer Aegis angehört habe, vermochten auch die Ausführungen Kiefferitzky's nicht über den Wert einer geistreichen Hypothese hinauszuhoben. Während Furtwängler, gestützt auf das gute Recht zahlloser Beispiele, dem Fess- oder Tuchrest den Charakter einer Aegis mit aller Entschiedenheit abpricht, vermag Kiefferitzky dem nur die Vermutung entgegenzustellen, daß das verloren gegangene Stück die Kennzeichen der Aegis — Schuppen und Schlangen — geführt haben könne.

Aufs innerste überzeugt, daß der herrliche belvederische Marmor nur den Bogen geführt haben könne, und ebenso sicher, daß die Stroganoffische Bronze ursprünglich mit dem ersteren vollständig übereingestimmt habe, gelangte ich je länger je mehr zu dem Verdachte, daß die Zusammensetzung der aus fünf Teilen bestehenden Statuette vielleicht den Schlüssel zur Lösung der Frage biete. Dieser Verdacht sollte sich in der That bestätigen.

Ich muß vorausschicken, daß Professor Kiefferitzky seiner Entgegnung auf die Furtwängler'schen Bemerkungen in der Archäologischen Zeitung zwei vorzügliche Lichtbilder der interessanten Bronze beifügte, eine Vorder- und eine Hinteransicht, die es zuerst ermöglichten, sich eine getreue und genaue Vorstellung von der Form und dem Zustande der Statuette zu machen. Während nun meine stille Ansicht, daß der ganze linke Arm des Apollo spätere Zuthat sein könne, bisher lediglich Vermutung war, so wurde diese Vermutung bei näherer Betrachtung der Lichtdrucke zu sicherer Ueberzeugung. Bei genauerer Prüfung der beiden Bilder erkennt nämlich auch ein ungeübtes Auge, daß der linke Arm der Bronze an der Bruchstelle unterhalb der Achsel auffallend plump angelötet ist; ja noch mehr: der linke Arm setzt von der Bruchstelle abwärts etwas stärker an, als der Oberarmstumpf voraussetzt.



Eine optische Täuschung konnte bei der Genauigkeit der Lichtdrucke schwerlich vorliegen; um jedoch jeden Zweifel an der Richtigkeit der Beobachtung zu beseitigen und völlige Klarheit in die Sache zu bringen, beschloß ich, eine neue genaue Messung und Musterung der Bronze zu veranlassen, und zwar vom künstlerischen und anatomischen Standpunkte aus. Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten, die sich der Ausübung des Unternehmens entgegenstellten und mich an der Ausführbarkeit desselben beinahe verzweifeln machten, hatten zwei angesehene Petersburger Gelehrte die Güte, die Statuette im Palais Stroganoff einer gründlichen Untersuchung für mich zu unterwerfen. Dieselbe bestätigte zu meiner nicht geringen Genugthuung die oben vermerkten Vermutungen auf das unzweideutigste und im vollsten Maße.

Es stellte sich heraus, daß der linke Arm vom Bruche abwärts thatsächlich stärker wird, und daß dies besonders im Vergleich mit dem schwächeren rechten Arme deutlich auffällt. Uebertroffen wurden meine Vermutungen aber durch die überraschende Mittheilung meines Herrn Gewährsmannes, daß der linke Arm außerdem ganz andere Arbeit aufweise als der rechte, daß seine Ausführung viel plumper sei, was sich besonders in der ungeschickten Modellirung der linken Hand im Vergleich zu der rechten deutlich kennzeichne.

Die vorstehenden Forschungsergebnisse stellen somit fest, daß der heute erhaltene linke Arm des Apollo Stroganoff der Statuette nicht ursprünglich eigen gewesen, sondern daß er als spätere That eines Ergänzers zu betrachten ist, der die Bronze verstümmelt, d. h. ihres linken Armes und dessen Mantelbehanges beraubt vorfand.

Damit ist die Stephanische Aegistheorie in ihren Grundzügen erschüttert; sie stellt sich heraus als ein Gebände scharfsinnigster Kombination, dem man eine große Genialität des Entwurfs stets zubilligen wird, das aber zu sehr reiner Kombinationsbau war, als daß es der Kritik der Thatfachen auf die Dauer hätte Stand halten können.

Von der Bruchstelle des linken Armes an hat der Apollo Stroganoff nichts mit seinem Gegenstücke im Belvedere zu thun! Zwar behauptet Professor Kieseritzky, der linke Arm der Bronze weise im Ellenbogengelenk eine Narbe, die Spur des früher hier aufgelöteten Mantelbehanges auf. Allein der jetzige linke Arm des Apollo Stroganoff hat allem Anschein nach nie einen Mantelbehang gehabt; nackt wie er ist, hat ihn der Ergänger angefügt. Offenbar fehlte diesem Arbeiter, dessen Kunst nicht weit her gewesen sein kann, die Fähigkeit, den außerordentlich kunstreichen Faltenwurf der verloren gegangenen linken Mantelhälfte nachzubilden, vorausgesetzt, daß er überhaupt den Originaltypus seiner Bronze gekannt hat, was angesichts der Restauration sehr zweifelhaft erscheinen muß. Hätte dieser Ergänger das abgebrochene Originalstück der linken Mantelhälfte besessen, nun so hätte er dasselbe ja einfach wieder anlöten können; statt dessen hat er längs des großen Bruches quer durch den Mantel die Erzalten des letzteren tot gefeilt und verhämmert und so nothdürftig aus einem halben Kleidungsstücke ein scheinbares hergestellt. Daß aber der Restaurator den linken Arm des Originals ebenfalls nicht besessen hat, das beweisen die abweichenden Maßeverhältnisse und die mangelhafte Ausführung des neu angefügten, heute erhaltenen Armes. Zene angebliche Lötstelle auf dem letzteren, welche Kieseritzky erwähnt, stellt sich nach dem sachverständigen Urtheile anerkannter Größen auf dem Gebiete der Bronzekunst als eine mechanische Abschürfung dar, wie deren die Bronze an demselben Arme noch mehrere und zwar an Stellen aufweist, wo niemals von einem Mantelbehang die Rede gewesen sein kann.

Was der Zellrest in der Linken des Stroganoffschen Apollo zu bedeuten hat, darüber wird man schwerlich mehr als Vermutungen äußern können; eine solche möge hier kurz noch Raum finden.

Es ist eine kunstgeschichtliche Thatfache, die sich an einer stattlichen Reihe von Beispielen erweisen läßt, daß die Apollotypen der späteren Epochen vielfache Verwandtschaftszüge mit den gleichzeitigen Hermesdarstellungen aufweisen. Besonders der Apollo

von Belvedere erinnert mit seiner Chlamys, b. kanntlich dem charakteristischen Kleidungsstücke des Hermes, in seinen äußeren Umrissen lebhaft an jene bekannten Merkurtypen, die jene kurzen Mäntel fast in derselben Schlingung um den linken Arm tragen. Ja, es giebt Hermesstatuen, deren Aufbau mit dem Apollo von Belvedere eine so augenfällige Verwandtschaft aufweist, daß man unwillkürlich zu der Annahme gelangt, den Künstler habe eben jene Aehnlichkeit des vatikanischen Apollo mit dem üblichen Hermetypus veranlaßt, den ersteren durch Veränderung der charakteristischen Züge und Attribute zu einem Hermes umzubilden. Es ist nicht unmöglich, daß der Restaurator der Petersburger Bronze den Gott — wissentlich oder irrtümlich — zu einem Hermes ergänzt hat, und zwar mit demjenigen Attribut in der Linken, das letzterer in der Spätzeit der Kunst neben dem Heroldstab am häufigsten führt, nämlich dem Geldbeutel; mit einem Lederbeutel scheint das Fragment in der Linken des Apollo Stroganoff noch die meiste Aehnlichkeit zu haben. Die Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man berücksichtigt, daß gerade dieser beutelführende „Mercurius negotiator“ so außerordentlich häufig in Miniaturbronzen erhalten ist, wie keine andere Gottheit. Möglich auch, daß der Ergänzter in dem bogen- und löcherlosen, verstümmelten Gotte den „Apollo tortor“, den Besieger des Marsyas erkannte und ihm das Fell des Marsyas in die Linke gab; soviel scheint aber festzustehen, daß er an eine „Aegis“ nicht gedacht hat.

Ad vocem „Röcher“ sei noch kurz erwähnt, daß derselbe an der Petersburger Bronze fehlt; daß er ursprünglich vorhanden gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Dafür spricht nicht nur der vorhandene Röcherriemen, sondern auch eine Gußspur auf der Rückseite, welche durch die jüngste Untersuchung festgestellt worden ist, und welche darauf hindeutet, daß der Röcher genau so angeordnet gewesen ist, wie an der vatikanischen Statue.\*) —

Wenn im vorstehenden die Möglichkeit ausgesprochen wurde, daß die verstümmelte Apollostatuette von einem antiken Ergänzter wissentlich oder irrtümlich zu einem beutelführenden Hermes restauriert worden sei, so mag ein derartiger Verstoß, beziehungsweise Irrtum manchem nicht recht glaublich erscheinen. Sollte sich ein antiker Künstler über antike Göttergebilde so haben täuschen können? Darauf ist zu erwidern, daß man gemeinhin den Fehler begeht, den Begriff des antiken „Künstlers“ viel zu eng zu fassen und zu vergessen, daß im Altertum neben Künstlern und Kunst Kennern viele tausende von geschickten Handwerkern und Nacharbeitern die fleißigen Hände gerührt haben, von denen uns mehr als ein gewollter oder unbewußter Irrtum obiger Art überliefert ist. Zu solchen handwerksmäßigen Kopisten ist aber der Ergänzter der Stroganoffschen Bronze zu rechnen, der es fertig brachte, aus einer gehälsteten Chlamys eine vollständige zurechtzuweisen.

Es sei gestattet, zum Schluß ein besonders schlagendes und interessantes Beispiel solch antiker „Künstlerlaune“ oder „Künstlerirrtums“ vorzuführen. Bekanntlich hielt der vor wenigen Jahren zu Olympia gefundene Hermes des Praxiteles in der erhobenen, heute verlorenen Rechten eine Weintraube, nach welcher der kleine Dionysos von dem linken Arme des Gottes aus verlangend die Händchen ausstreckt. Statt dieser Traube findet sich auf antiken, handwerksmäßigen Nachbildungen auch der Thyrsosstab in der rechten Hand des Hermes, so daß man den Gott für einen Bacchanten, etwa einen jugendlichen Silen halten könnte. Daß aber diese Verwechslung im Altertum thatsächlich stattgehabt hat, beweist ein vor drei Jahren veröffentlichtes Wandgemälde zu Pompeji, auf dem der Hermes mit der erhobenen Traube und einer Wildschur um die Brust erscheint, wie sie die weinseligen Begleiter des Dionysos zu tragen pflegten. Dieser Maler hat also — bewußt oder irrtümlich, das bleibe dahingestellt — den weltberühmten Hermes des griechischen Meisters thatsächlich zu einem Silen, einen simplen Bacchanten, umgestaltet, ohne zu fragen, ob denn das Original auch Schlißohr und Bockschwänzchen

\*) Das Nähere in meiner Schrift „Herm-Apollo Stroganoff“, Elwert-Verlag 1889.

habe oder nicht. Und ähnliche Beispiele giebt es in der antiken — genau wie in der neueren — Kunst viele.

\* \* \*

Es ist begreiflich, daß besonders die Italiener, als die Schaphüter des Meisterwerkes vom Belvedere, die Ergebnisse der Neu-Untersuchung des Apollo Stroganoff mit unverhohlener Freude begrüßen. Mit schwungvollen Worten wendet sich der bekannte Archäologe (Gherardo Gherardini\*) aus Anlaß der neu bekannt gewordenen Ergebnisse an seine italienischen Landsleute, um der Genugthuung Ausdruck zu verleihen, daß aus dem Schoße der neueren deutschen Schule sich in Sachen des belvederischen Apollo ein lauter Wachruf gegen die Hyperkritik der letzten Dezennien erhoben habe, die in ihrer Maßlosigkeit den hehren Götterliebbling eines erleuchteten Forschers wie Winkelmann, den „Stolz und das Kleinod Italiens“, zu einem „schönen englischen Lord“ habe degradieren wollen, und dies angesichts einer falsch ergänzten Miniaturbrouse, wie des Petersburger Apollo Stroganoff.

\* „Il Apollo di Belvedere e la critica moderna.“ Roma 1889.



## Berlins Kirchennot.

Im Zusammenhange dargestellt

von

Eduard Anders.\*)

Berlin, die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches ist nicht bloß deshalb, sondern auch als Handels- und Industrieplatz, als Pflanz- und Pflegestätte von Künsten und Wissenschaften von hoher Bedeutung und durch schöne Straßen und herrliche Plätze, sowie durch viele Prunkbauten und Paläste, Kunst- und Wiffenschaftsschätze u. s. w. eine der schönsten Städte der Welt. Aber auf diesem Lichtbilde liegt seit einigen Jahrzehnten als tiefer Schatten die große Kirchennot, um derenwillen Berlin die „kirchlich verwahrlosetzte Stadt“ genannt worden ist. Und wer nicht bloß die alten und ältesten Stadtteile kennt, sondern in den neuesten durch die Straßen auf- und abgeht und über die weiten schönen Plätze schreitet, der wird jener Bezeichnung zustimmen, denn er sieht entweder gar keine oder nur in weiter Entfernung einmal einen Kirchturm aufragen.

Bei dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1640 hatte Berlin ca. 7000 Einwohner, bei seinem Hinscheiden 1688 aber schon über 20,000. Doch reichten die vorhandenen Kirchen noch aus. Jedoch unter seinem Nachfolger, dem ersten Könige Preußens, von 1688—1713 wuchs die Einwohnerzahl Berlins bis auf 50,000, und es wurden weitere neue Kirchen notwendig. Friedrich Wilhelm I. von 1713—1740 fügte sechs andere, darunter die große Dreifaltigkeitskirche, hinzu. Friedrich der Große von 1740—1786 erbaute den jetzigen Dom und vier Anstaltskirchen; bei seinem Tode umfaßte Berlin 140,000 Seelen. König Friedrich Wilhelm III., von 1797—1840, unter welchem im Jahr 1830 die Zahl der Evangelischen ungefähr 230,000 erreicht hatte, stiftete, als die nördlichen Vorstädte sich vergrößerten, 4 Kirchen: zu St. Elisabeth, St. Paul, Nazareth und St. Johannes. Friedrich Wilhelm IV. von 1840—1861 erbaute die Bartholomäus-Kirche und übernahm das Patronat für St. Matthäus, St. Lukas, Philipp Apostel, St. Johannes Evangelist und Jakob, und König Wilhelm I. bewilligte das Patronat für die Zionkirche, zum heil. Kreuz, Zwölf-Apostelkirche, für Golgatha und die Simonsgemeinde. Die städtischen Behörden Berlins blieben nicht zurück, sie gründeten die Markus-, die Andreas- und die Thomas-Kirche. Die Kapelle des von Friedrich Wilhelm IV. begründeten großen Krankenhauses

\*) Diese Zusammenstellung der Berliner Kirchenverhältnisse bietet zwar an sich nichts wesentlich Neues, dürfte aber im gegenwärtigen Augenblicke von besonderem Interesse sein. Wo sie durch allerneueste Ereignisse schon überholt ist, werden unsere Leser selbst ohne weiteres merken. Die Redaktion.

Bethanien trat in die Reihe der Anstaltskirchen, und die schöne, ebenfalls von ihm erbaute Kapelle in dem großen königlichen Schlosse empfing die Bestimmung, zunächst den religiösen Feiern des Herrscherhauses zu dienen. Die Kapelle des Domkandidaten-Stiftes wurde auch nur Anstaltskirche.

König Friedrich Wilhelm IV. faßte den Gedanken, den Dom durch einen größeren, einer Weltstadt entsprechenden zu ersetzen und bestimmte zur Deckung der Kosten acht Millionen Thaler. Das war ein glücklicher Gedanke, denn der jetzige Dom ist trotz seiner größeren und zwei kleineren Knäpeln weder eine stitvolle Kirche noch ein würdiger Dom und seine unschönen Fenster entsprechen eher einem Magazin als einem Gotteshause. Zur Ausführung des Planes kam der fromme Fürst nicht wegen seiner geistigen Unmachtung insolge schwerer Heimsuchungen. Sein Bruder und Nachfolger Wilhelm I. nahm den Gedanken auf und ließ eine Preisbewerbung um den besten Plan veröffentlichen. Von den eingereichten Plänen erlangte keiner den Preis, weil kein genaues Programm vorhanden war. Und als ein neues Preis-Ausschreiben erlassen werden sollte, erklärte der König, mehr als der Bau eines Domes thue die Stiftung mehrerer Gemeindefkirchen not, und die Sache ward vertagt.

Grade in der Zeit, in welcher nach glorreichen Kämpfen das neue deutsche Reich entstand und Berlin mit einer Million Einwohner die Zahl der Weltstädte verwehrte, trat daselbst eine verhängnisvolle Kirchenbau-Ebbe ein. Berlin aber wuchs im Tempo der Eisenbahn immer mehr, und zugleich die Kirchennot. Es mußten erst die schändlichen Attentate auf das Leben des teuren Kaisers im Jahre 1878 eintreten, ehe die Reichshauptstadt wieder wenigstens eine neue Kirche empfing, die Dankeskirche am Weddingplatz, erbaut von 1882—84. Die 1879 ganz umgebaute Jerusalemkirche und die 1887 vollendete heil. Kreuz-Kirche waren schon früher bewilligte Patronatskirchen, und die von dem Meiereibesitzer Volle in Moabit erbaute Kapelle ist nur eine Hauskapelle.

Vielsach regte sich der Wunsch, daß aus dem 1871 über den Rhein herüber geleiteteten Strom der französischen Milliarden (5000 Millionen Francs = ungefähr 4000 Millionen Mark) ein Bach abgeleitet werden möge zur Erbauung der nötigen neuen Kirchen in Berlin, doch dieser Wunsch ging leider nicht in Erfüllung. Es mußten ja zunächst die Kriegsschädigungs-Summen unter alle deutschen Staaten, welche an Kriege teilgenommen hatten, verteilt werden; dann nahmen die Dotationen ein nicht Geringes in Anspruch, welche den um den Krieg verdienten Männern bewilligt wurden. Auch erforderte die Ausbildung der deutschen Flotte und die Kolonial-Politik viel Geld. Die Organisation der Reiches brachte mancherlei Berichte und Verhandlungen mit sich. Dazu kam, daß die wieder austretenden mittelalterlichen Ansprüche Roms viel Aufmerksamkeit erforderten, und aller Fleiß angewendet wurde, die unter König Friedrich Wilhelm IV. begonnene evangelische Kirchenverfassung in der Gemeinde und Synodal-Ordnung zu vollenden. Ganz besonders hinderlich aber war ein Beschluß des Abgeordnetenhauses bei Feststellung des Staatshaushalts-Stats vor etwa 20 Jahren, wodurch die Bewilligung des königlichen Patronats für neu zu gründende Gemeinden unmöglich gemacht, und des Königs Majestät genötigt wurde, sich in Zukunft auf Gewährung außerordentlicher Gnadengeschenke zum Bau einzelner Kirchen zu beschränken. Dieses beklagenswerte Hindernis war zugleich ein Schlag in das Angesicht der Geschichte, denn unsere Könige und ihre Vorfahren haben gleich allen guten evangelischen und katholischen Fürsten es stets als landesväterliche Pflicht angesehen, für die kirchlichen Bedürfnisse ihrer Unterthanen durch Uebernahme des Patronats auf Staatsmittel zu sorgen, und die Stadt-Magistrate haben allezeit zu diesem Zweck die Hülfe aus städtischen Mitteln gewährt. Das stolze Ministerwort des Jahres 1874: „Der preussische Staat ist reich genug, allen seinen Verpflichtungen nachzukommen“, forderte den bescheidenen Zusatz heraus: „aber nicht genug bemüht, den Schein der Gleichgültigkeit gegen die evangelische Kirche, die doch seine treueste Freundin ist, zu meiden.“

Auch an der Gründung der Dankeskirche hat sich der Staat nicht beteiligt, die

Kosten im Betrage von mehr als 350,000 Mark sind aus freien Liebesgaben von nah und fern geflossen. Hervorragend sind 40,000 Mark von der Stadt nebst der Gewährung des Bauplatzes, 50,000 Mark vom Kirchbau-Verein und 75,000 Mark aus dem Kirchenvermögen der Matthäusgemeinde mit der ausgesprochenen Voraussetzung, daß die Befehung des Pfarramtes Sr. Majestät dem Könige überlassen werden würde, welche Voraussetzung aber sich nicht erfüllte, da dieses Recht auf Grund der Gemeinde- und Synodalordnung der Gemeinde zugesprochen wurde.

Was weiter dem Bau neuer Kirchen entgegen war, ist der Umstand, daß kein bestimmtes und entschiedenes Verlangen nach Kirchenvermehrung aus den Gemeinden heraus verkantete; das war aber sehr erklärlich in einer Zeit, wo die kirchlichen Vertreter von den liberalen Stimmsführern dazu angeleitet wurden, in die Gemeinde-Organe Männer zu wählen, die sich das Kirchengeschehen abgewöhnt hatten und lieber Zeitungen u. s. w. lasen, als Predigten hörten, in einer Zeit, wo Unverstand und Mißverständnis im Civilstandsgefesze von 1874 einen Freibrief sand, durch Unterlassung der Tausen und der kirchlichen Trauung der Ehepaare ein neues Heidentum einzuführen. War es doch auch die Zeit, wo in der Berliner Stadt-Synode der Antrag auf Abschaffung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses gestellt und von einigen protestantenevereintlichen Geistlichen befürwortet wurde, ja wo einer derselben behauptete, es könne kein schlechteres Glaubensbekenntnis geben, als das genannte, und wo eine frivole Presse diese Ausbrüche der Gottentfremdung bejubelte.

So deckt denn die Kirchenbau-Ebbe in dem jährlich um 50,000 Seelen wachsenden Berlin große Sandbänke und gefährliche Risse auf, und die Stadt wuchs immer mehr. Was sind 38 Kirchen nebst circa 30 Kapellen und noch nicht ganz 130 Geistlichen bei einer Million Einwohner im Jahre 1880! Schon 1875 mußte geklagt werden, daß z. B. die Gemeinde zum heiligen Kreuz über 37,000 Seelen zählte und nur einen Pastor und einen Hülfsprediger habe, daß die Simeonsgemeinde über 35,000 Seelen umfasse und auch nur einen Pastor und einen Hülfsprediger habe. Die Gemeinde zum heiligen Kreuz ist seitdem um 40,000 Seelen gewachsen und hat nur einen Geistlichen mehr erhalten, die Simeonsgemeinde ist um 20,000 Seelen größer geworden und hat immer nur einen Geistlichen, und die Thomaskirche ist bis zu 140,000 Seelen angeschwollen und hat nur 5 Geistliche. Wahrlich jeder Unbefangene muß fragen, wie ist das möglich!

Es kam vor und ist stehend geworden, daß an hohen Festtagen vor den Kirch-Thüren Hunderte bedauernd umkehren mußten, weil sie drinnen keinen Platz mehr fanden. Es ist schon vorgekommen, daß an einem Sonntage in ein und derselben Kirche hundert Kinder zur Taufe gebracht wurden und die Paten sich über die Beeinträchtigung der Heiligkeit des Sacraments beklagten. Es ist nichts seltenes, daß Angehörige einem sterbenden Familiengliede das heil. Abendmahl wollen reichen lassen, aber vergeblich von einem Pastor zum andern eilen müssen, weil dieselben alle anderweit bringend beschäftigt sind.

Wohl ist ein Umschwung zum Besseren in der Beschaffenheit der kirchlichen Gemeinde-Organe bemerkbar, aber in den Kirchengemeinden selbst sieht es gar traurig aus. — Das sehen Unzählige nicht als ein gar großes Uebel an, neben vielen kirchlich Gesinnten giebt es hunderte von Kirchenverächtern, Ehrbaren und Gesitteten stehen zahllose Lotterbuben gegenüber, neben Mäßigen und Richtern Scharen von Bier- und Brantweinschlemmern; hunderte von Arbeitsamen unter tausend Arbeitscheuen; Ordnungsliebende werden überwuchert von den hellen Hausen der Feinde aller göttlichen und menschlichen Ordnung im Schlepptau der gottlosen und waterlandsbaren, durch die Kirchennot genährten Sozialdemokratie, die dem Worte: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemand“ den frevelnden Ausspruch entgegenstellt: „Wir sind weiter fortgeschritten, wir fürchten auch den nicht mehr.“ — Dabei machen sich die Setzenführer zumal an

die Kirchlichen, um ihre Zahl zu schwächen, während die der Sozialdemokraten immer größer wird.

Die armen Geistlichen aber der Riesenparochien, welche vor ihren eigentlichen Amtsgeschäften keine Zeit und Kraft haben, sich um Einzelne zu kümmern und bei dem Worte „Seelsorge“ im Innersten erbeben müssen, haben jährlich mehrere tausend Konfirmanden, oft einer mehrere hundert, welche ihm aus den verschiedensten Ständen und Kreisen mit ungleicher Vorbildung zuströmen, und welche er kaum ordentlich kennen zu lernen imstande ist, sie auch nicht nach einer Schablone behandeln kann. Die kirchlichen Behörden aber stehen ratlos vor diesen ungeheuren Gemeinden und ihren viel zu wenigen Hirten und müssen es sich sogar gefallen lassen, in den Schein zu treten, als konservierten sie die Notstände, statt sie zu beseitigen.

Bei Gott! Der Berliner Kirchenmangel ist ein fürchterlich gähnender Abgrund und schreit laut gen Himmel!

Ist denn aber nichts geschehen, um den immer mehr gewachsenen Notständen abzuhelfen oder sie zu mildern? O ja, es ist Beachtenswertes geschehen und wird noch sorgfältig. Berlin, dessen kirchliche Kreise seit vielen Jahrzehnten in der äußeren Mission thätig sind, um die Heiden zu Christen zu machen, konnte Herz und Hand nicht verschließen, als die Aufforderung entstand, in der inneren Mission die der Kirche Entfremdeten oder Abgefallenen wieder für sie zu gewinnen, die heimischen Heiden zu bekehren.

Unter den Stürmen der Revolution im Jahre 1848 traten fromme und unerschrockene Männer zusammen und bildeten einen evangelischen Verein für kirchliche Zwecke, welcher auch in den Provinzen Anklang fand. Er veranstaltete wissenschaftliche und erbauliche Versammlungen und Vorträge, nahm sich der Jugend thätig an und errichtete in Berlin 2 Herbergen zur Heimat, sowie ein christliches Hospiz für Fremde und eine besondere Vereinsbuchhandlung mit Druckerei, aus welcher der kirchliche Anzeiger für Berlin, das Frauenblatt „Edelweiß“ und andere Schriften hervorgegangen sind. Vorsitzender dieses Vereins ist der Konsistorialpräsident Dr. Hegel.

Als im genannten Jahre der Vater der innern Mission, Wichern in Horn bei Hamburg, auch nach Berlin kam, stiftete er achtzehn Parochial-Vereine für innere Mission und wurde von König Friedrich Wilhelm IV. freudig begrüßt und unterstützt. Leider wehten die Stürme der Zeit diese Vereine wieder um, aber zehn Jahre später empfing Wichern vom Könige hundert Morgen Land, auf welchen er das Johannesstift errichtete, welches zehn Jahre lang das Senftorn keimen und wachsen ließ. Seine Stadtmission arbeitet damals ausschließlich auf dem Gebiete der Gefangenen- und Entlassenen-Pflege, sowie auf dem der Sorge für die Armen. Später erließ man besuchsweise Einladungen zur Sonntagschule und nahm sich der Traktatverteilung eifrig an. Als nun Berlin immer mehr wuchs, und nach dem französischen Kriege sich Bestrebungen geltend machten, am liebsten die Kirche zu unterwühlen und zu beseitigen, da gründete Generalsuperintendent Dr. Brückner eine Stadtmission, welche noch mehr parochiale Organisation empfing. Die Leitung des Werkes ging im Jahre 1877 in die Hände des Hospitallers Stöcker über, und so wurden beide Stadtmissionen in eine verschmolzen. Zu den 2 angestellten Geistlichen trat bald ein dritter und im Jahre 1884 ein vierter. Die ursprüngliche Zahl von 9 Stadtmissionaren ist bis jetzt auf 35 gestiegen, und neben ihnen arbeiten 5 Stadtmissions-Schwestern, alle unter den 4 geistlichen Inspektoren und einem Stadtmissions-Superintendenten.

Bis 1884 hatte die Stadtmission kein eignes Heim, sondern weilte in den von ihr gemieteten Sälen, nun aber wurde ein eignes Haus am Johannesstift erworben und zu einem Vereinshause erweitert. Von hier aus erstreckt die Stadtmission ihre helfende Thätigkeit. Im folgenden Jahre entstand das Asyl für entlassene Strafgefangene, ebenso wurden Saalgebäude errichtet, in denen Bibel- und Missionsstunden gehalten und Männer- und Jünglingsvereine gepflegt werden. In einem dieser Gebäude befinden sich mehrere freundliche Zimmer, von denen einige vermietet sind, während die andern an Reizende

für einzelne oder mehrere Tage abgegeben werden, dies ist das sogenannte Pensionat. Es besteht eine eigne Vereinsbuchhandlung, aus welcher auch größere und kleinere Verlagsartikeln und sonntägliche Predigten für Sonntagslose hervorgehen. Diese letzteren erscheinen jetzt in 110,000 Exemplaren in deutscher und 2500 in polnischer Sprache und gelangen in über 7000 Exemplaren zur Versendung in viele auswärtige Länder.

Im März 1888 wurde das Hospiz der Berliner Stadtmiffion, Mohrenstraße 27—28, hergerichtet und erfreut sich des Besuches zahlreicher Gäste aus der Nähe und Ferne. Täglich wird darin eine kurze Morgenandacht mit freiwilliger Beteiligung abgehalten, und Sonnabend Abend schließt ein Geistlicher der Stadtmiffion die Woche mit einer biblischen Ansprache.

Auch hat die Stadtmiffion die in früherer Zeit allbekannten Currenden wieder aufleben lassen, nicht um durch den Gesang von Knaben und Jünglingen Unterstützungen einzusammeln, sondern in den Höfen der Häuser, welche es begehren, Choräle und andere erbauliche Gesänge vorzutragen, was schon manchen Segen gestiftet hat.

Im Besonderen ist für das kirchliche Leben von erheblicher Wichtigkeit, daß in 12 Kirchengemeinden je ein Stadtmiffionar angestellt ist, in je dreien und in je zweien 3 stationiert sind, um unter der Aufsicht und Leitung der Prediger diesen zur Seite zu stehen und dort zu arbeiten, wohin das geordnete geistliche Amt nicht reichen kann. Ihre Arbeit besteht hauptsächlich in freien oder begehrten Besuchen, um ungetaupte Kinder und ungetraute Paare zu ermitteln und zur kirchlichen Pflicht anzuhalten; um unregelmäßige Besuche des Konfirmanden-Unterrichts zur Regelmäßigkeit zu bewegen, Armen-Unterstützungen zu ermitteln, Sonntagschulen zu halten und verschiedene Vereine zu pflegen und geistlich zu versorgen.

Die Stadtmiffion ist durchaus ein Werk freier Liebesthätigkeit. 1887 gingen 50,000 Mark ein, 1889 dagegen 170,000 Mark, und zwar nicht bloß aus Berlin, sondern auch aus andern Gegenden durch eine Anzahl von Zweigvereinen.

Eng verbunden mit der Stadtmiffion sind der Frauenverein zum treuen Hirten und die Zufluchtsstätte, welche es besonders auf die weibliche Jugend abgesehen haben.

Noch seien hier zwei erst vor einigen Jahren gestiftete Vereine erwähnt: der christliche Verein junger Männer und der Verein „Dienst an Arbeitslosen“. Jener hat es sich besonders zur Aufgabe gemacht, der Sittenlosigkeit in jeder Beziehung entgegenzutreten und besteht daher aus Männern und Jünglingen der verschiedensten Kreise; Vorsitzender ist der königl. Oberförster von Rothkirch. Der andere geht in erbarrender Liebe den Dienst- und Obdachlosen, den Vagabunden nach, die er auf den Straßen und Gassen zu einem Gottesdienst am Sonntag Morgen einladet und mit einem Frühstück, bestehend in einer Tasse Kaffee und 2 „Schrippen“ erfreut. Daher der Name „Schrippenkirche“. Anfangs folgten nur wenige der Einladung, doch ist die Zahl auf hundertste gestiegen. Vorsitzender dieses Vereins, der auch eine Arbeiter-Kolonie in Berlin ins Leben gerufen hat, ist ein Herr Konstantin Liebich.

Einen neuen kräftigen Impuls empfing das Werk der innern Mission durch die hinreichend bekannte „Waldersee-Versammlung“ zu Ende des Jahres 1887. Ihr folgte am 30. Januar 1888 ein von mehreren hundert Männern unterzeichneter Aufruf, der in allen Provinzen des Vaterlandes freudige Aufnahme fand, und dann wurde am 28. Mai die erste Generalversammlung des kirchlichen Hilfsvereins abgehalten. Der damaligen Frau Kronprinzessin Auguste Viktoria war von Kaiser Friedrich die Erlaubnis erteilt worden, das Protokoll über den Verein anzunehmen, und sie erließ ein eigenhändiges Schreiben an die Versammlung, in welchem sie ihre Freude kundgab, daß sie an die Spitze des Vereins gestellt sei.

Nach dem Heimgang Kaiser Friedrichs nahm des jetzigen Kaisers Majestät neben den gewaltigen Regierungsgeschäften das Dombau-Projekt als ein treues Vermächtnis seines hochseligen Vaters, welcher selbst nach dieser Seite hin viel geschrieben und



gezeichnet hat, wieder auf und bestimmte, daß das Werk, welches 22 Millionen Mark in Anspruch nehmen würde, womöglich in zehn Jahren vollendet sein solle. Seiner Gemahlin überließ der Kaiser die Pflege des kirchlichen Hilfsvereins.

Bald nach der Stiftung dieses Vereins machte sich der Gedanke geltend, daß die Zeit gekommen sei, die Zahl der Berliner Kirchen entschiedener wieder zu vermehren, denn alle die kirchlichen Vereine wollten und sollten nicht die Kirche beseitigen respective ersetzen, sondern nur stützen und pflegen, die parochiale Organisation ist immer das wichtigere. Die Kaiserin billigte den Gedanken und wandte sich an die Vorstände der reicheren Gemeinden der Stadt, um sie zu Beiträgen aus ihren Kirchskassen heranzuziehen. Der Rheinische Zweig des Hilfsvereins sandte 20,000 Mark, und die Kaiserin fügte die gleiche Summe hinzu. Durch Gaben einzelner fürstlicher Personen, sowie mehrerer Großgrundbesitzer aus den Provinzen und angelegener Bürger namentlich aus Berlin, war bald eine bedeutende Summe zusammen geflossen. Pastor Diestelkamp in Berlin überbrachte als Ertrag einer Sammlung in seiner Gemeinde 10,000 Mark; die Matthäikirche bewilligte 100,000 Mark, was um so mehr anzuerkennen ist, als sie 75,000 Mark zum Bau der Dankeskirche gegeben und schon früher zu Kirchbauten beigetragen hatte. Die Elisabeth-Gemeinde spendete gleichfalls 100,000 Mark, und die Georgenkirche 50,000 Mark. Auch des Petri- und Sophienkirche haben einen namhaften Beitrag zugesagt, und der Magistrat soll 200,000 Mark in Aussicht gestellt haben.

Der Ruhm, die erste Kirche nach der Dankeskirche in Berlin vom Jahre 1884 begründet zu haben, gebührt dem Kapellenverein. Derselbe ist eine Vereinigung junger Damen, welche sich im Winter 1885 zusammenthaten, um an der Linderung der kirchlichen Nothstände Berlins mitzuarbeiten. Es wurde im Oktober 1886, da ein freier Platz nicht zu erlangen war, ein Grundstück für 23,000 Mark zum Bau einer Kirche in der Zionsgemeinde gekauft, die Ausführung des Baues im Januar 1888 genehmigt und der Grundstein am Tage nach dem Heimgang Kaiser Friedrichs III. gelegt. Die Arbeit hat begonnen, und man hofft, daß die Kirche zu Pfingsten 1890 geweiht werden wird. Sie soll den Namen Gedächtniskirche führen zur Erinnerung an die beiden Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. Dem Kapellenverein hat sich zum Bau der Gedächtniskirche ein anderer Frauen- und Jungfrauenverein angeschlossen und seine Mittel im Betrage von 37,500 Mark ihm überwiesen. Die Kosten des Baues sind auf 200,000 Mark veranschlagt; da aber der Kapellenverein nur 110,000 Mark bereithalten kann, so fehlen noch 90,000 Mark, wodurch der Wohlthätigkeit ein weites Feld geschaffen ist.

Der Hilfsverein ersah sich zuerst Kummelsburg, wo der Magistrat vier Morgen schenkte; dort in der Thomas-Riesengemeinde ist der Anfang zur Emmaus-Kirche gemacht worden. Eine zweite Kirche wird in der großen Elisabeth-Gemeinde errichtet, wo auch der Magistrat den Bauplatz überläßt. Die Begründung einer dritten Kirche ist von Sr. Majestät dem Kaiser selbst ausgegangen. Derselbe überwies am 12. Januar kurz vor dem Gedächtnisgottesdienst für die hochselige Kaiserin Augusta seiner Gemahlin 100,000 Mark zum Bau einer Gedächtniskirche für die Großmutter; Ihre Majestät die Kaiserin, die Frau Großherzogin von Baden, der Großherzog von Sachsen-Weimar und die Königl. Prinzen beteiligten sich sofort mit größeren Summen. Für diese Kirche haben die Majestäten den Invaliden-Park bestimmt, in welchem die Lieblingsstätte der heimgegangenen Kaiserin, das von ihr und ihrem hohen Gemahl errichtete Augusta-Hospital, sich befindet, und wo schon nach dem Kriege von 1870/71 der Bau einer Friedens- und Dankeskirche geplant war. Zum Bau der neuen Kirche daselbst sollen nach dem Willen des Kaisers die Mittel des kirchlichen Hilfsvereins nicht herangezogen werden. Zum Bau der Lutherkirche am Dönhofsplatz sind die Mittel meist vorhanden, der Staat hat 200,000 Mark bewilligt, und der Grundstein soll noch in diesem Sommer gelegt werden. Auch steht in Aussicht, daß die Dorotheenstädtische Kirche eine Filiale auf dem Tiergartensfelde, wozu der Kaiser den Platz angewiesen hat, bauen wird.

Weiter hat der Hilfsverein kein Augenmerk gerichtet auf je eine zweite Kirche in der Nazareth- und in der Zionsgemeinde, für welche letztere von einer Dame ein Platz geschenkt worden ist; ebenso auf eine zweite Kirche in der Markus- und in der Bartholomäus-Gemeinde. Auch ist eine Kirche in Moabit und in der Simeonsgemeinde an Stelle des als Kirche gebrauchten Schuppens geplant; ebenso soll eine zweite evangelische Garnisonkirche im Süden der Stadt erbaut werden. Wann diese Projekte alle zu Stand und Wesen gelangen werden, hängt freilich von den dazu zu beschaffenden bedeutenden Mitteln ab; die Errichtung der 2. Garnisonkirche wird der Militär-Fiskus übernehmen.

Zur augenblicklichen Mehrung der Mittel hat der Vorsitzende des Hilfsvereins, Landesdirektor und Präsident des Reichstages v. Levetzow, die Genehmigung einer Hauskollekte in Berlin sowie in den Provinzen von dem Minister des Innern erlangt, dieselbe wird im bevorstehenden Frühjahr veranstaltet werden und der Ertrag verbleibt zur Hälfte in den betreffenden Provinzen zur dortigen Förderung der Stadtmission, z. B. in Ostpreußen und in Oberschlesien. Es ist zu wünschen, daß diese Kollekte recht reichlich ausfalle, denn es kommt nicht bloß darauf an, daß einige viel geben, sondern auch darauf, daß viele etwas spenden und auch die Scherfslein der wenig Bemittelten nicht fehlen. Hoffentlich wird niemand sprechen: mögen die Berliner und andere Großstädter sich selber helfen! Nur die Hälfte der Einwohner Berlins besteht aus geborenen Berlinern, die andere aus Kindern der Provinzen. Die Provinzen helfen darum ihren Kindern, wenn sie die gedachte Kollekte fördern.

Zwei Wünsche drängen sich aber ganz besonders von selbst auf: zunächst möge doch ja bei den Kirchenbauten hauptsächlich das Bedürfnis maßgebend, und aller Luxus ausgeschlossen sein. Wir sollten meinen, daß 200,000 Mark zu einem Kirchenbau hinlänglich sein dürften. Sodann werde die Zahl der Instanzen, durch welche jeder Kirchbau-Plan, ehe er in Angriff genommen werden darf, hindurch gehen muß — man spricht von neunzehn — möglichst beschränkt, und wenn das nicht thuntlich wäre, möchte jedem von Station zu Station wandernden Plan ein citissime beigegeben werden.

Unwillkürlich entsteht die Frage: woher denn einzelne Kirchen ein so bedeutendes Vermögen erlangt haben, wie oben erwähnt worden ist. Als Gründe werden angegeben die günstigen Verkäufe von Kirchengrundstücken und der Umstand, daß mehrere der neueren Kirchen jahrelang ohne eigne Gottesäcker waren und sich gegen Erlegung der betreffenden Gebühren an andre Kirchen wenden mußten.

Ist es auch sehr erfreulich und äußerst dankenswert, daß die Vermehrung der Berliner Kirchen in Angriff genommen ist, so wird doch das Wort: was ist das unter so viele! fürs erste in Geltung bleiben. Denn die Bezeichnungen: „Riesen-Parochien“ und „Massengemeinden“ werden nicht sobald aus der Geschichte Berlins gestrichen werden können, weil auch in dem Falle, daß für die jetzige Einwohnerzahl hinlänglich viel Kirchen gebaut würden, sie doch in 10 Jahren nicht mehr ausreichen würden, da dem Wachstum der Reichshauptstadt kein Hängel angelegt werden kann. Berlin hat eine zu passende Lage in ebner Gegend, als daß nicht weiterhin, wie in den letzten Jahrzehnten, jährlich ca. 50,000 Seelen zu den vorhandenen hinzutreten sollten. Es wird der kirchliche Hilfsverein weiter bestehen müssen, und der Kapellenverein nicht aufhören dürfen, so lange der Umfang Berlins sich weiter ausdehnt. Bei der weiteren Vergrößerung der Stadt werden unbedingt Plätze für künftige Kirchen reserviert werden müssen. Das in London gegebene Beispiel werden wir freilich kaum nachmachen, daß nicht nur in ununterbrochener Folge die Zahl der Kirchen vermehrt wird, sondern solche schon gebaut werden, ehe noch die Gemeinden dazu vorhanden sind.

Vor allen Dingen mögen doch ja den kirchenbauenden Vereinen Berlins die ihnen nötigen Mittel stets bereitwillig dargebracht werden. Es wäre nicht mehr als billig, wenn die früheren Besitzer des Grund und Bodens, auf welchen die neuen Stadtteile entstanden sind resp. noch entstehen werden, Herz und Hand aufstäten, um aus den gewonnenen Mitteln Erhebliches herzugeben. Sodann sind in Berlin nicht nur jüdische,

sondern auch christliche Millionäre, auf deren Wohlthätigkeit man rechnen dürfte. Wenn doch Wohlhabende, welche ohne direkte Erben sind, Geschenke und lektwillige Zuwendungen machen wollten! Dies alles und dem ähnliches empfiehlt sich, wenn, was selbstverständlich ist, durch nötige neue Kirchenbauten das unvergessliche Wort Kaiser Wilhelms I.: „dem Volk muß die Religion erhalten werden“ in Erfüllung gebracht werden soll. Allein, als der große Kaiser dieses Wort sprach, hat er sicherlich nicht bloß an Privat-Wohlthätigkeit und an Privatmittel, sondern auch an die Staatsfonds gedacht. Denn er wußte es nur zu genau, daß der Staat sein sicherstes Fundament und seine beste Stütze an der Religion hat, er also nicht nur eine Pflicht erfüllt, sondern auch ein unveräußerliches Recht zu seiner Selbsterhaltung in Anwendung bringt, wenn er zur Förderung der Religion auch durch nötige Kirchenbauten aus seinen reichen Mitteln bereitwilligt, ja zuvorkommend Hilfe leistet.

Wenn so Staat und Volk, Thron und Herrscherhaus, Leiter und Geleitete, Hohe und Niedrige, reichlich und minder mit irdischen Gütern Gesegnete eine Reihe von Jahren mit angespannten Kräften unter dem hochgehaltenen Panier der Religion zusammen stehen, um aufrichtig ratend und thatend die lichten Reihen der Kirchen zu füllen und die Zahl der Diener am Wort und Sakrament gebührend zu mehren, dann wird Gott, der es stets den Aufrichtigen gelingen läßt, Gnade geben, daß sowohl lange und schwer Versäumtes nachgeholt werde, als auch das religiös-sittlich-kirchliche Leben in richtigen Bahnen und Maßen dahin fließe, der Mit- und Nachwelt zu Nutz und Frommen. So geschehe es!



## Bismarck-Litteratur.

Von A. W.

Wie im Frühling nach einem ersten warmen Landregen die Vegetation, die bis dahin erst vereinzelt sich hervorwagte, mit einem Schlage sich zu entfalten beginnt, so ist jetzt bei dem Rücktritt Bismarcks aus dem Staatsdienst die Bismarck-Litteratur ins Kraut geschossen.

Natürlich! Giebt es doch kaum einen Mann, über dessen persönliche Größe in allen Landen eine solche Einstimmigkeit herrscht, dessen gewaltige, augenfällige Verdienste schon bei seinen Lebzeiten so über allen Zweifel erhaben sind. Und wenn in unserer bücherfellen Zeit immer noch neue ein Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharffinn, mitunter auch wohl vom Gegenteil, angewendet wird, um an und für sich recht gleichgültige Personen und Verhältnisse aus dem grauen Altertume, wie das Ross Alexanders des Großen oder die Frau des Sokrates, einer allseitigen, spitzfindigen Untersuchung zu unterziehen, oder um „berühmte“ Leute der mittleren, neueren und auch schon der neuesten Zeit, denen es sonst auf ihren Lorbeeren allzu still und einsam werden möchte, in mehrbändigen Werken etwas wieder aufzufrischen, so kann man über den Fürsten Bismarck, den ersten Baumeister am Bau des neuen Reiches, der zugleich 20 Jahre lang der Hauptsternmann der Politik Europas war, gewiß ein ganzes „wohl assortirtes“ Lager Bismarck-Litteratur als gutes Recht verlangen.

Es wird uns auch nicht vorenthalten werden, mag es uns lieb, oder leid, oder — gleichgültig sein. Schon was bisher im Laufe der Jahre über Bismarcks Person an Büchern geschrieben ist — von der Legion politischer Zeitbroschüren natürlich ganz abgesehen — konnte einen gut ausgewachsenen Bücherschrank vollkommen anfüllen. Auch die Mannigfaltigkeit der Beiträge ließ schon wenig zu wünschen übrig: Behandelte der eine mit Vorliebe seine Knabenjahre mit den für diesen Abschnitt stehend gewordenen Anekdoten, die, fast wie die Goetheschen aus seiner Selbstbiographie, nachgerade schon Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind, so nahm sich ein anderer die Studentenzeit des Fürsten zum Vorwurf, wo die geschichtlichen Anekdoten noch reichlicher flossen; der dritte ließ dann wohl die Jugendzeit unberücksichtigt und setzte gleich mit dem reifen Mannesalter, mit der Thätigkeit für Deutschlands Wohl, ein. Oder man gruppierte sich, da Arbeitsteilung bei der Fülle und der Bedeutung des Stoffes nun einmal geboten schien, je nach den verschiedenen Thätigkeiten und Anlagen des Fürsten: Der eine behandelte die rednerische Thätigkeit, der andere die rein diplomatische, ein dritter die landwirtschaftliche und so fort; im vorigen Sommer ging eine Notiz durch die Zeitungen, daß Herr Dr. Adolph Kohut, dessen fruchtbare, aber wenig erquickliche

litterarische Thätigkeit auch in den Bücherbesprechungen der „Monatschrift“ gelegentlich gekennzeichnet ist, wieder einmal ein Buch herausgegeben habe, das den Fürsten Bismarck als Humoristen behandelte; das Buch war dem Fürsten vom Verfasser zugesandt und hatte den Erfolg, daß Dr. Kohut von da an wieder seine Tage in Berlin zubringen konnte: bis dahin hatte er nämlich einer Ausweisung halber das Brot der Verbannung in Dresden essen müssen. —

Als nun im März dieses Jahres der Reif in der Frühlingsnacht fiel, da legte er sich wohl erstarrend auf die Blaublümlein vom Schlage der „Norddeutschen Allgemeinen“, aber in den Bücherschrank, der die Bismarcklitteratur verwahrt, ist er nicht gebrungen, dort wirkte er im Gegenteil nur erfrischend und belebend, so daß mehrere der dort stehenden Folianten sich zu einer neuen Reise in die Welt entschlossen.

Dahin gehört z. B. eine schon ziemlich bekannte vollstündliche Darstellung von Wilhelm Köhler, betitelt: „Fürst Bismarck. Sein Leben und sein Wirken in Wort und Bild dem deutschen Volke erzählt.“ (Minden, W. Köhler), das soeben in dritter Auflage erscheint. Auf 118 Seiten wird für 60 Pfennig alles nur Mögliche geboten. Das Wort ist gut und patriotisch, die Bilder — darunter sonderbarer Weise auch die Canossakäule auf der Harzburg — sehr zahlreich, und das Buch daher für Volksbibliotheken wohl geeignet. Es ist fortgeführt bis zur Abgabe des Handelsministeriums durch den Fürsten, der Rücktritt vom Reichskanzleramt wird noch nicht berücksichtigt.

Ungleich zahlreicher ist aber die Bismarck-Litteratur, die teils schon gegenwärtig neu im ersten Erscheinen begriffen ist, teils noch im Schoße der nächsten Zukunft liegt. Der mehrerwähnte Bücherschrank wird sich bald verdoppeln und verdreifachen müssen, die Räume werden wachsen, das Haus sich dehnen müssen, um alles aufnehmen zu können, was über den größten Staatsmann des 19. Jahrhunderts gedacht und geschrieben — nachgesprochen und abgeschrieben — phantasiert und nachphantasiert — gelobt und gelogen werden wird. Für einen gewöhnlichen Sterblichen könnte schon der bloße Gedanke, auf Jahrhunderte hinaus der Gegenstand so vieler Erörterungen zu werden, wahrhaft beängstigend sein; aber freilich, für einen gewöhnlichen Sterblichen ist so etwas auch nicht; ein Bismarck aber ist es wohl mittlerweile gewohnt, Beachtung zu finden.

Eine besondere Spielart dieser neuesten Bismarck-Litteratur — aber nicht die erfreulichste — bilden die Aufsätze und Broschüren, die sich lediglich mit dem Abgange des Fürsten beschäftigen, denselben mit allerlei Kommentaren versehen und über seine Bedeutung für die Zukunft Deutschlands und der deutschen Politik in mehr oder weniger dunklen Orakelsprüchen sich ergeben. Zwei Nachwerke dieser Art liegen vor uns, von denen das eine das Papier nicht wert ist, auf dem das andere gedruckt ist — und umgekehrt.

Die Broschüre: „Er geht! . . . Was nun? Blicke in die Politik der Zukunft von Kurt von Breslau“ (Berlin, Cassirer & Danziger), wurde schon im Maiheft dieser Zeitschrift an anderer Stelle kurz gekennzeichnet. Man darf den Verfasser nicht ernsthaft nehmen, wenn man ihm nicht sein Anrecht auf gefunden Menschenverstand absprechen will. Hervorragend ist — neben der Eigentümlichkeit seiner Logik — seine Fähigkeit, nach einander in sämtlichen Farben zu schillern, so daß man schließlich in Verlegenheit kommt, wenn man ihm seine wirkliche Färbung auf den Kopf zufügen will. Nachdem er eingangs erklärt hat, daß „kein Augenblick ungeeigneter wäre, die Verdienste Bismarcks gegen seine Sünden abzuwägen, seine Vorzüge und Fehler zu vergleichen“, beginnt er unmittelbar darauf, dies eben als ungeeignet bezeichnete Verfahren selbst ausführlich einzuschlagen. Dabei scheint er bald ein begeisterter Bismarck-Berehrer und Verteidiger, bald greift er denselben Mann auf geradezu hinterlistige Weise an. Vor Eugen Richter hat er offenbar heillosen Respekt, aber „unser Konservative“, das sind „Niebermänner“, von denen es noch sehr die Frage ist, ob sie, „die einst die Parole

„pour Bismarck sans phrase“ in die Welt brüllten, und die heut die Staatskunst des Herzogs als überwunden und ihn selbst als eine gefallene Größe betrachten, den Mann, mit dem sie zwanzig Jahre durch dick und dünn gingen (!), für würdig und fähig halten würden, die Interessen einiger Tausend hinterpommerscher Bauernbüchshädel zu vertreten.“ Unter diesen „Konservativen“ zählt der Verfasser auf „die Häuser Hammerstein, Kardorff, Bleichröder, Schweinburg und tutti quanti!“ Doch genug und über genug von dieser sinnlosen Schreiberei, die eigentlich, gewissermaßen als Satiridrama, den Schluß dieser kleinen literarischen Revue hätte bilden sollen. Herr Kurt von Breslau hat die letzten 20 Jahre offenbar geschlafen, und, was das Schlimmste ist, er war auch bei Abfassung seiner Broschüre noch nicht ganz munter.

Weniger harmlos, aber darum noch weit unerquicklicher ist eine Broschüre, die sich „Ohne Bismarck“ nennt, „eine nüchterne Betrachtung der Lage“ sein will und Martin Hildebrandt zum Verfasser hat (Berlin, Adols Hein). Die außerordentlich offene Art, mit der der Verfasser die Meinungen seines Herzens vorbringt, könnte gefallen, wenn sie nicht in der Regel einen cynischen Charakter annähme. Das „Uff!“ der „Vollzeitung“ beim Bekanntwerden von Bismarcks Abgang hat dem Verfasser besonders imponiert, obwohl er sonst kein Sozialdemokrat zu sein behauptet; und wenn er sich gleich im Anfange ausdrücklich „gegen den bekannten Efelstritt“ verwahrt, so dient diese Verwahrung tatsächlich doch nur dazu, diesen Efelstritt einzuleiten. Der Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler wird ganz originell von ihm dahin präzisiert: „Der Knorr konnte den Knubben nicht vertragen. Es stand Wille gegen Wille, und da man in unserer staatlichen Ordnung zur Not noch einen Fürsten Bismarck, nicht aber einen Kaiser von Deutschland in den Ruhestand versetzen kann, so mußte Bismarck weichen.“ Aber Bismarcks Verdienste erscheinen ihm nur in sehr schwachem Lichte. Ganz sind sie ja Anstandshalber nicht zu leugnen: der „äußere“ Bismarck — der Ausdruck stammt vom Verfasser — hat manches geleistet, wenigstens „hat er allen Parteien imponiert, und keine wagt es ernstlich, diesen Bismarck anzuklagen“. Es läme also auch nur auf den nötigen Wagemut an, und Verfasser scheint denselben selbst zu besitzen, wenn er wenige Zeilen später andeutet, daß der „nationale“ Bismarck, der „überhaupt eine etwas fragwürdige Gestalt sei,“ durch den „äußeren“ nicht gerade an Größe gewonnen habe. Aber war der „äußere“ noch erträglich und der „nationale“ fragwürdig, der „innere“ taugte sicherlich nichts. „Geld“ — dreimal Geld für den nimmer-satten Racker von Staat, das war sein Gedanke bei Tag und bei Nacht — das war die ganze innere Politik des Kanzlers.“ — „Nix zu handeln! — das ist das Motto der ganzen Bismarckschen inneren Politik, das ganze Geheimnis seiner Regierungskunst, mit allen Parteien fertig zu werden.“ — Das Facit wird kurz dahin gezogen:

„Äußere Politik — überwiegende Zufriedenheit, Bewunderung.

„Innere Politik — 1 1/2 Millionen Sozialdemokraten und wie viele Millionen Staatsschulden?“

Die Bilanz ergäbe, meint der Verfasser, vielleicht noch einen kleinen Uberschuß für den „auswärtigen“ Bismarck, doch der werde allem Anschein nach noch von diesem selbst jezt in Friedrichsruh aufgewirtschaftet werden. — Man sieht, Martin Hildebrandt macht aus seinem Herzen keine Würbergrube, und das ist wenigstens etwas wert. Ebenso offen, wie gegen Bismarck, poltert er gegen das Christentum, d. h. gegen das „des Herrn Stöder“, an das „kein denkender Mensch“ mehr glaubt. Dagegen „steht die Sozialdemokratie der (richtig verstandenen) christlichen Lehre sehr nahe.“ Trotzdem will der Verfasser die Sozialdemokratie nicht vertreten — vielleicht daß sie ihm noch zu „christlich“ ist — sondern sieht das Heil Deutschlands in der Begründung einer „deutschen Sozialreformpartei“, der er gleich ein langatmiges Programm zur Verfügung stellt. — Doch genug auch von diesem sonderbaren Schwärmer.

Es giebt jedoch unter den Vertretern der neuesten Bismarck-Literatur auch noch

„bessere Menschen“, als diese beiden zuletzt charakterisirten, wenngleich es vorkommen mag, daß diese bei aller Bravheit mitunter wieder nur zweifelhafte Musikanten sind.

Die Litteratur zum 1. April, dem 75. Geburtstag des Fürsten, ist in diesem Jahre natürlich etwas verunglückt, da sie noch vor dem Rücktritt desselben vorbereitet werden mußte. Als besonderes Kuriosum sei hier ein Heftchen genannt, das sich „Bismarck's Ehrentage“ nennt, seltzam durch seinen lächerlich kleinen Umfang — es zählt mit samt dem Umschlag nur 4 Blätter kl. Format — wie durch seinen unverhältnismäßigen Preis — es kostet 30 Pfennige baar. Dafür erhält man vier winzige Gedichtlein zu ebensovieleu Geburtstagen des Fürsten, nämlich zum 1. April 1874, 1875, 1885 und 1890. Erwähnenswert ist von den paar gutartigen Reimereien nur der pathetische Schluß der ersten:

„Kanonssa sei das Ziel der Rückschritts-Thoren,  
Rein Bismarck führt das Reich in den April!“

Diese „Rückschritts-Thoren“ sind bekanntlich dieselben Leute, die nach Herrn Kurt von Bressan „zwanzig Jahre lang mit Bismarck durch dick und dünn gingen.“

Dem 1. April verdankt auch eine Festrede ihre Entstehung, welche vom Professor des Kirchenrechts Wilhelm Kahl in Bonn gehalten und unter dem Titel „Unser Bismarck“ bei Emil Strauß daselbst herausgegeben ist. Es ist eine Rede wie andere mehr, von warmer Begeisterung für den Fürsten durchweht, an dem sie besonders seine Klarheit, Thatkraft, Maßhaltung und Wahrheit hervorhebt und der Reihe nach behandelt. Bei der letzten der genannten Tugenden wäre vielleicht hinzuzufügen, daß Bismarck Diplomat war und daß in der Diplomatie, d. h. im Kriege, Kriegslisten für erlaubt gelten. Ob mit Recht oder Unrecht, soll hier nicht erörtert werden. Mit gutem Takt hat Kahl jede Hindeutung auf die Verkümmungen der letzten Wochen unterlassen: „Fürst Bismarck ist, gefolgt von einem Ehrengelichte der Liebe sondergleichen, hingezogen in die Stille des Sachsenwaldes,“ und „unser heissesten Glück- und Segenswünsche folgen seiner Spur.“

Zu einer andern Gattung der Bismarck-Litteratur gehört das Buch: „Fürst Bismarck's deutsche Politik seit Begründung des Neuen Reiches. Von B. v. A.“ (Leipzig und Berlin, Otto Spamer). Es giebt eine Darstellung der Bismarck'schen Politik seit dem Jahre 1871, der man im allgemeinen Sachlichkeit und Klarheit nachrühmen, eine gewisse Trodenheit und Langweiligkeit freilich daneben nicht abprechen kann. Zur sachgemäßen Orientierung über die politischen Geschehnisse des jungen deutschen Reiches ist das Buch geeignet. Sein Abschluß ist indessen in einem ungünstigen Augenblicke erfolgt, nämlich nach den kaiserlichen Erlassen und den Reichstagswahlen, aber vor dem vollendeten Rücktritt des Reichstanzlers, in der Zeit, wo stets wechselnde Gerüchte über die An gelegenheit die europäische Presse und ihre Leser in Atem hielten. Der Verfasser der „deutschen Politik“ nimmt am Schluß seines Buches zu diesen Gerüchten ebenfalls Stellung und spricht mit aller Entschiedenheit die Meinung aus, daß Fürst Bismarck bleiben werde und müsse. Schon nach Drudlegung des Buches war die Weltgeschichte über diese Meinung achtlos hinweggeschritten.

Der Stapel Bismarck-Schriften, der vor uns lag, als wir uns zum Schreiben setzten, ist mittlerweile kleiner geworden. Nur noch zwei Hefte sind übrig, die wir uns bis zum Schluß aufgespart haben, denn es sind die bedeutendsten. „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck“ betitelt sich das eine, dessen Verfasser sich nur mit drei Sternen beziehuet. Es will sein eine Darstellung der gesamten politischen Wirksamkeit des Fürsten als Abgeordneter, Gesandter und Minister (Leipzig, Kengersche Buchhandlung). Das andere nennt sich einfacher: „Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Von Hermann Jahnke“ und ist zugleich auch mit Illustrationen versehen (Berlin, Paul Kittel). Beides sind Lieferungswerke, die im Laufe dieses Sommers vollständig werden sollen: das erstere in 12 Lieferungen à 1 Mark, das zweite in

14 à 50 Bfg. Die Werke sind, wie schon ihre Titel andeuten, sowohl hinsichtlich ihres Inhalts, wie ihrer Darstellungsweise von sehr verschiedener Art und dürften daher geeignet sein, sich gegenseitig zu ergänzen. Das erstere legt den Schwerpunkt auf die politische Wirksamkeit des Fürsten, weshalb es auch die ganze Jugendgeschichte mit ein paar überschauenden Worten abthut und gleich mit seinem Auftreten im Vereinigten Landtage einsetzt. Das zweite Werk will eine zusammenhängende ausführliche Lebensbeschreibung Bismarcks geben, woran es bis jetzt noch fehlte; es kommt daher auf den 48 Oktavseiten der 1. Lieferung auch nicht über das 17. Lebensjahr seines Helden hinaus. Natürlich ist dieses zweite Werk auch in der Form populärer gehalten, wie das erste; doch ist ein vorangegangenes Quellenstudium unverkennbar. Die beigegebenen Illustrationen, darunter ein Vollbild des Berliner Kongresses von A. v. Werner sind größtenteils recht gut. Beide Werke werden, ein jedes in seiner Art und in seinem Kreise, gewiß noch oft genannt und weit verbreitet werden und mit dazu beitragen, daß sich noch mancher des Ereignisses freut, das am 11. April 1815 in der Berliner Haube-Spener'schen Zeitung in folgender Fassung der Welt verkündet wurde:

„Die gestern erfolgte Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne verfehle ich nicht, allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen.

Schönhauseu, den 2. April 1815.

Ferdinand von Bismarck.“





## Ein Briefwechsel.

(Fortsetzung.)

Hohensalchow, den 4. Mai 1890.

Soeben ersehe ich in der „Monatsschrift“ den Abdruck meines Briefes an Dich, sowie Deine Antwort. Ich muß gestehen, daß ich sehr wenig erbaut davon bin und mich über Dein Verfahren lebhaft gewundert habe, — aber dergleichen Indiskretionen gehören wohl auch zu den Zeichen der Zeit. Daß ich unter diesen Umständen keine Lust habe, auf Deine Idee einzugehen, wirst Du begreifen: Du würdest es ja möglicherweise fertigbringen, selbst Briefe wie diesen hier zu veröffentlichen!

Daß Du auch meine Frau schließlich noch mit in Deine Antwort hineingebracht hast, war mir und ihr sehr unangenehm.

Du weißt, daß Offenheit eine meiner Haupteigenschaften ist; willst Du sie übelnehmen — so mußt Du's thun. Mit Gruß

Karl Schulz.

Schwerin, den 10. Mai 1890.

Lieber alter Freund.

Sei doch nur friedlich, es war ja so böß nicht gemeint. Ich konnte doch nicht ahnen, daß in unserer Zeit, wo jeder halbwegs civilisierte Mensch nach dem Gedrucktwerden sich sehnt, noch Leute existierten, die diese Wohlthat nicht zu schätzen wissen. — Schade um die schöne Idee, die so „gut“ und „frisch“ und so „ganz besonders“ hätte werden können! Schade auch um die schöne Blamage, die Deine Weigerung mir bei unsern Abonnenten zuzieht; ich hätte mich dafür lieber einmal in einer andern Sache blamiert. Doch lassen wir das! Nur das eine bitt ich Dich: liebe mich, ja liebe mich!

Adam Windhoff.

Hohensalchow, den 19. Mai 1890.

Lieber Windhoff.

Wenn ich mich bezüglich unseres Briefwechsels nun doch noch nachträglich eines andern besonnen habe, nachdem die erste Hitze verflogen ist, so ist der Grund dafür hauptsächlich der, daß ich Dich Deinen Lesern gegenüber nicht in der Klemme sitzen lassen mag, in die zwar nur Dein eigener Leichtsinn, im letzten Grunde aber doch auch meine erste Zuschrift Dich gebracht hat.

Mag es drum sein: ich will auf Deine Idee eingehen und Dir auch in Zukunft hier und da einen Brief zur Verfügung stellen. Nur mußt Du bedenken, daß ich das Leben mit etwas andern Augen ansehe als Du, was wohl schon darin seinen Grund haben mag, daß ich ja auch einige Jahre älter bin und mancherlei Lebenserfahrungen hinter mir habe.

Ich leugne nicht, bisweilen die Empfindung zu haben, daß ich in die Gegenwart nicht recht passe. Ich hätte gewiß am glücklichsten gelebt, wenn ich ein Jahrhundert früher geboren wäre. Das Hasten und Treiben von heutzutage sagt mir nicht zu, stimmt mich geradezu trübe. Was giebt es jetzt für Genüsse, von denen noch unsere Eltern sich nichts träumen ließen! Aber wird darum wirklich mehr genossen? Quantitativ: ja, qualitativ aber keineswegs; vielmehr scheint die wirkliche, behagliche Freude am Leben und seinen erlaubten Genüssen dem Durchschnittsmenschen, zum mindesten dem Großstädter, ganz abhanden gekommen zu sein.

Wenn ich einmal in unsere nächste größere Stadt komme — es geschieht nicht öfter, als unbedingt nötig ist — und sehe, wie die Menschen an mir vorüberrennen, der eine hiernit, der andere damit, im lezten Grunde aber fast jeder mit sich selbst beschäftigt, dann wird mir allemal sehr unbehaglich und einsam zu mut. Und wenn dann um die Mittagszeit eine Schar von Reserbaren, Gymnasiallehrern, Doktoren u. s. w. in mein Hotel stürzt, nach einem gedankenlosen „Mahlzeit!“ ihr Mittagessen hinunterschluckt, um gleich darauf nach einem zweiten „Mahlzeit!“ den Speisesaal wieder zu verlassen, dann verliere ich schon den Appetit. Und doch sind das noch die besten, die strebsamsten. Andere bleiben den ganzen Nachmittag und Abend sitzen und sagen nichts weiter, als einmal ein gelegentliches: „Du reizt!“ „ich passe!“ oder eine ähulich geistreiche Redewendung. Und das nennt man „sein Leben genießen“!

Doch ich langweile Dich, soll ja auch eigentlich von Hohensalchow berichten. Ja, wenn es da besser wäre! Aber gerade der Landmann — ich meine den ungebildeten — ist heutzutage ein betrogenener, nämlich von sich selbst betrogenener Mann.

Ich denke so an meine Tagelöhner: sie haben in hohem Grade teilgehabt an der gesteigerten Lebenshaltung unserer Zeit — du meine Güte, wie sah es doch noch zu meiner Großeltern Zeiten vielfach in den Häusern aus, und wie lebten die Leute! Aber damals war jeder zufrieden und, wer nicht gerade von Hause aus mürrisch angelegt war, vergnügt; man kann das ja noch heute an recht alten Leuten beobachten, auf die die neue Zeit nicht mehr hat wirken können. Und heute? Sie arbeiten weniger und essen besser, und wer unter ihnen nur irgend verständlich lebt, hat auch ein kleines Kapitalschen auf der Sparkasse; also Besitz und Genuß weit größer als früher, aber zufrieden ist keiner mehr!

Ist das bloß die Wirkung der „Agitation“, oder trifft auch mich eine Verschuldung an diesen Zuständen? Ich weiß es nicht, denn ich werde manchmal irre an der Welt; vielleicht sagst Du mir Deine Meinung darüber. Es ist doch wirklich ein Zauber, wenn man sieht, wie die Menschen sich ohne allen Grund selbst die Freude am Leben verkümmern — als ob es nicht ohnehin Leid genug auf der Welt gäbe!

Und da ich nun doch einmal dabei bin, Dir mein Herz auszuschütten, so will ich Dir gleich noch einen andern Gedankengang vorführen, der mir ebenfalls oft zu schaffen macht. Noch gestern sprach ich mit unserm krieger Pastör darüber — Du kennst ihn ja, er ist ein treuer Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat — aber in diesem Punkte komme ich nie mit ihm überein.

Ich glaube nämlich, daß es, wenn überhaupt je, dann in unserer Zeit geboten ist, die theologischen Spitzfindigkeiten, die meistens in ärgerliche Streitigkeiten ausarten, der Laienwelt fernzuhalten. Die praktischen Gründe für diese meine Forderung springen in die Augen, aber auch die theoretischen, meine ich, sind stark genug.

In früheren Jahrhunderten, als die beiden großen Heerlager des Glaubens und des Unglaubens weniger schroff zu Tage traten, war das Ringen im eigenen Lager



Mitarbeiters erhielt, nämlich des Herrn A. E. von Grotthuß zu Berlin, der unter dem Namen Johannes Siegbast uns bisher die „Berliner Briefe“ geschrieben hat.

Freilich war dieser Herr nicht so erboht auf die Redaktion der „Monatsschrift“, wie Du, er bedauert vielmehr aufrichtig, ihr für den Augenblick seine Dienste nicht mehr zur Verfügung stellen zu können und hofft, daß er vom Herbst an wieder in alter Weise für uns wird thätig sein können. Ich habe ihm denn auch weit höflicher geantwortet, wie damals Dir altem Postreter, denn — wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus.

Doch nichts für ungut! Herr von Grotthuß hat ausreichenden Grund, zu streifen, nicht etwa, weil das Streifen überhaupt in der Luft liegt, sondern weil ihm seit kurzem ein eigener Sprößling zugewachsen ist, für den zu sorgen und dem seine besten Kräfte zu widmen natürlich seine nächste Pflicht ist. (Es ist das die „Deutsche Post“, eine politische, illustrierte Wochenschrift mit entschieden christlich-konservativer Tendenz, auf die zu abonnieren ich Dir — NB. bei guten Ernteaussichten — nur empfehle.)

Um zunächst die Schlusssätze Deines Briefes zu beantworten, so bestätige ich Dir gern, daß ich mit dem Rotstift recht energisch unzugehen verstehe — genauer allerdings mit dem Blausstift, denn die blauen schreiben besser als die roten. Nichts desto weniger mache ich von dieser meiner Virtuosität Dir gegenüber keinen Gebrauch und habe daher schon unsere ganze Korrespondenz aus diesem Monat unverfürzt zum Druck gegeben. Denn gerade aus Deinen Briefen ersieht man Deine ganze Eigentümlichkeit, und da die Originale ohnehin im Aussterben begriffen sind, so wäre es jammer schade, wenn man diejenigen, die es noch giebt, unter den Scheffel stellen wollte.

Zudem war es des Zusammenhanges wegen für die Leser durchaus nötig, die Aufnahme meines ersten unbefangenen Abdruckes durch Dich zu erfahren, und wenn ich Deine eigenen diesbezüglichen Äußerungen unterdrückt hätte, so hätte ich statt dessen schon einen dritten, erklärenden Faktor, so etwas wie den Chor in der antiken Tragödie, zwischen unsere Briefe einschieben müssen. Ich bin aber — trotz Schiller — kein Freund dieses Chors; daneben habe ich aber auch ein besseres Zutrauen zu unsern Lesern, die in ihrer Mehrzahl schwerlich so mißtrauisch sein werden, diesen Briefwechsel als einen fingierten aufzufassen, zumal Du denn doch eine ganz andere Schreibweise am Leibe hast, als ich: darum laß uns auch in Zukunft nur gerade so reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist. Was nußt mich der „Briefwechsel“, wenn er nicht „gewechselt“ ist? —

Was nun Deine Tagelöhner und ihre Unzufriedenheit betrifft, so mache Dir deswegen keine Gewissensbisse. Gewiß könnte und müßte mancher Gutsherr weit mehr für seine Untergebenen sorgen, als er thut; aber Du wenigstens hast das Deinige gethan. Und wenn Du Deine paar Ueberflüsse samt Deinem väterlichen Vermögen unter sie teilstest, die Unzufriedenheit würdest Du damit nicht beseitigen, sie würde, einmal geweckt, nur noch größere Dimensionen annehmen.

Ich schreibe jetzt, wie Du merkst, ex cathedra, nämlich als Leitartikler, nur mit dem Unterschied, daß mir das Niedergeriebene vorher wirklich zu Herzen gegangen ist, was bei Leitartiklern nicht die Regel ist. —

Es ist keine Frage, daß die Hohensalzhower Unzufriedenen fast gar keine Entschuldigungs- und Widerungsgründe für sich haben. Was wollen denn die Leute? Sie haben ihr Heim und ihre Familie, dazu ihr gutes Auskommen und, was gar nicht so nebensächlich ist, eine abwechslungsreiche Arbeit; sie haben also beständig etwas zu hoffen, bald eine Erholung, bald einen Gewinn, eine Familienfreude, eine angenehme Arbeit u. s. w. und könnten daher qualitativ dasselbe Maß von Glück genießen, wie der reichste Millionär; denn wer stets hofft, lebt glücklich, mag nun diese Hoffnung sich auf kleine oder große Objekte beziehen. Nur wer „nichts mehr zu hoffen hat“, ist ein bedauernswerter Mann.

Worin besteht denn die Seligkeit des Christenstandes anders, als darin, daß der Christ immer zu hoffen hat, selbst dann, wenn er auf dem Totebette liegt — ja dann erst recht! —

Also Deinen Tagelöhnern kannst Du, glaube ich, gelegentlich nur den Rat geben, sich nicht aus purem Unverstande das Leben selbst zu verbittern. Wenn die Sache hier in der Stadt und gar erst in den Großstädten und Industriebezirken überall ebenso läge! Dann würde ich ein Sozialistengesetz befürworten, daß den Leuten von der „freien Besinnung“ die Haare zu Berge stehen sollten. Aber leider —!

Doch nun höre Du einmal zu, ob ich auch wohl recht habe.

Denke Dir einen Mann, der den ganzen Tag mit Ausschluß einiger kurzer Essenspausen an einer großen Maschine stillschweigend ein und dieselbe mechanische Thätigkeit verrichtet und so tagaus, tagein, jahraus, jahrein. Was er arbeitet, weiß er nicht und ebenjowenig, für wen? Nur seinen Lohn empfängt er mit derselben waschzweckenmäßigen Bänklichkeit, um weiteres hat er sich nicht zu kümmern. Denke Dir weiter, daß demselben Mann sein Christenglaube, wenn er ihn einmal gehabt hat, abhanden gekommen ist — und dann sage selbst: was hat das Leben eines solchen Mannes noch für einen Inhalt, auf was soll er hoffen?

Daher die verbissenen, hoffnungslosen Gesichter, daher die soziale Frage.

Da wäre ich denn glücklich wieder bei dem Sorgenkinde unserer Tage angelangt — und morgen ist erster Pfingstfeiertag, und die Sonne leuchtet so hell am Himmel, und weißbesüzte Hausmädchen eilen geschäftig unter meinen Fenstern vorüber, mit mächtigen, frischgebakenen Pfingstkuchen beladen; denn in meiner Straße wohnen vier Bäcker. —

Deine zweite Interpellation behandelst Du doch wohl besser mit Deinem Pastor, wenn Du es nicht vorziehest, die Sache mit dem lieben Gott und Dir selbst allein abzumachen. Ich für meine Person kann Dir in Deiner Abschätzung des kirchlich gewordenen Dogmas nicht ganz recht und nicht ganz unrecht geben, denn die Sache hat sehr viele Seiten. Fast möchte ich argwöhnen, daß Du Professor Kastans „Glaube und Dogma“ gelesen hast, wenn mir das aus andern Gründen nicht unwahrscheinlich wäre.

Ein Theologe, dem das Amt der Lehre und damit die Pflicht der möglichsten Heinerhaltung derselben als Lebensberuf anvertraut ist, wird ja diese Fragen mit ganz andern Augen ansehen müssen, als wir Laien. Eins aber bleibt unbedingt für uns wie für ihn die Hauptsache: daß wir bei uns selbst Ernst machen mit unserm Christentum. Das wird Dein krieger Pastor Dir nicht leugnen wollen, und wenn er genau den Inhalt dessen, was er glaubt, definieren kann, und Du vielleicht nicht, so hat er dafür auch Theologie studiert, und Du Landwirtschaft; sein Glaube selbst braucht darum aber noch nicht besser zu sein, wie der Deinige.

Es ist ja ganz gewiß eine herrliche Sache um die protestantische Geistesfreiheit. Zu was für Auswüchsen sie aber führen kann, dafür bietet die Geschichte aller Zeiten Beispiele genug. Ein ganz neues, besonders effektantes will ich Dir noch anführen, das mir selbst kürzlich aufstieß.

Hast Du einmal von einem Professor Uli Schanz gehört? Nicht? Nun, Du hast nichts verloren!

Der Mann ist Dichter seit dem Jahre 1847, wenigstens erschien damals seine erste Liedersammlung, nebenbei ist er, wie er behauptet, „der evangelischen Kirche angehörig,“ und er muß es doch selbst am ersten wissen.

Herr Professor Schanz sendet nun im April dieses Jahres einen halben Druckbogen in die Welt, besonders auch an Redaktionen, welcher zwei Gedichte enthält: das eine, „Ostern“ überschrieben, ein Sonett „Er. Heiligkeit des Papstes Leo XIII.“, von Uli Schanz ins Deutsche übertragen, das andere ein Festgedicht desselben Professors

zum 50jährigen Priesterjubiläum „des am 18. März d. J. zur ewigen Ruhe eingegangenen hochwürdigen Bischofs Dr. Fr. Bernert“. Dem letzteren hatte er auch im Jahre 1884 sein Buch „Heil Dir Sagonia“ widmen wollen, war aber von demselben abschläglich beschieden worden.

Alles dies erzählt jetzt Uli Schanz selber auf seinem halben Bogen in die Welt und bittet dabei um ein „beliebiges Honorar“ für seine beiden Gedichte, hinzuzügend, daß er „der evangelischen Kirche angehört“! Wenn das nicht ein „Reichen der Zeit“ ist, so nenne mir bessere. Ich habe mich beim Lesen dieses Schriftstücks damals in meine innerste Seele hineingeschämt, und als ich dann mittags zur table d'hôte ging — es ist ein Katholik mit dabei, ein ernstgerichteter Mensch — da wurde es mir fast schwer, meine Augen zu ihm anzuschlagen.

Da siehst Du, was bei Unterschätzung des Dogmas, des evangelisch-lutherischen Dogmas, herauskommen kann!

Von da bis zu dem Standpunkt unserer alten Freundin, der freimaurerischen „Bauhütte“, ist nicht weit, nur daß diese sich nicht gern mit Päpsten und Hochwürdigem abgiebt. Dies letztere geschätzte Organ sagte kürzlich wieder seinen „religiösen“ Standpunkt in die so prächtig verständigen Worte zusammen:

„Wir können nichts als göttlich anerkennen, was vernünftig bestreitbar ist; dagegen giebt es nur einen Gott, der in der Wahrheit lebt.“

Hier, wenn irgendwo, wäre Dein Pilatuswort am Plage. Denn die Konsequenz dieses Satzes würde sein: Wir glauben all an keinen Gott, Christ, Juden, Türken, Pottentott; das „vernünftig bestreitbare“ ist ja gerade das Kennzeichen jeder Religion. Credo quia absurdum, sagt Tertullian.

Du hast wohl schon gemerkt, daß ich diesmal ernster als gewöhnlich bin, und das wird Dir zur Abwechslung gewiß nicht unangenehm gewesen sein. Damit aber auch der Humor noch zu seinem Rechte komme, und wir uns heute doch einmal in theologicis bewegen, so will ich Dich doch — aber bei Leibe nicht zur Anschaffung! — auf eine kleine Schrift hinweisen, die folgenden Titel führt: „Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluß, auch keine bloße Hypothese — auf Grund der Descendenztheorie, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt. Von R. S. Herpsich.“ Also das haben wir Darwin zu verdanken, daß wir jetzt den langgesuchten wissenschaftlichen Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes haben. Willst Du wissen, wie das zugeht? Höre zu.

Darwins Entwicklungstheorie sagt, daß aus dem Menschen heraus sich ein höheres Lebewesen entwickeln muß, welches, dem jetzigen Menschen gegenüber, im Besitze „der Wahrheit“ ist. Herpsich sagt, daß dieses Lebewesen Jesus ist. Jesus endlich, der Besizer der Wahrheit, hat gesagt, daß es einen persönlichen Gott giebt — ergo giebt es einen.

Und so etwas erscheint schon in zweiter Auflage. O Darwin!

Hübcher ist der Lapsus, der der „Freisinnigen Zeitung“ neulich passierte. Es sitzen ja gerade keine Theologen in ihrer Redaktion, wenigstens keine christlichen, aber das Wort „Soziologie“ sollte einem normalen Redakteur doch wohl nicht so ganz fremd sein — oder trifft die Schuld nur den Korrektor? Kurz, das genannte Blatt erzählte, „Stöder habe am Freitag vor seinen Christlichsozialen über ein Buch des Prof. Warned über Zoologie geplaudert.“ Wenn dasselbe Blatt dann fortfährt, dies zoologische Buch habe „Herrn Stöder Gelegenheit gegeben zu einer nachträglichen Kritik des Fürsten Bismarck,“ so kann man fast zweifelhaft werden, ob nur ein Versehen oder eine bewusste Bosheit vorliegt.

Doch nun genug für heute. Das Buch „Rembrandt als Erzieher“ wollte ich Dir noch empfehlen, wenn Otto Kraus mir die Mühe nicht schon abgenommen und

seine Sache sicherlich besser gemacht hätte, als ich es hätte können. Etwas Sensationelles mußt Du übrigens nicht erwarten, wie ich das Buch denn auch niemandem empfehlen würde, der bei seiner Lektüre ein eigenes Nachdenken nicht liebt.

Und einen kleinen Vers magst Du dabei auch noch mit in den Kauf nehmen, den ich, ich weiß nicht mehr, wo? aufgegabelt habe, und der es wert ist, öfter einmal wiederholt zu werden. Er lautet:

Deutsche Männer, deutsche Frauen,  
Alle möchten Alles lesen,  
Doch die das Gelesne kaufen,  
Sind stets Wenige gewesen.

Wer von diesem traurig wahren  
Nationalen Fehl sich frei weiß,  
Nun, der lese gute Bücher,  
Doch er lese sie nicht leihweis.“ —

Also im nächsten Monat rechne ich wieder auf Dich! Bis dahin bleiben wir, sub conditione Jacobaea, die Alten, nämlich ich

Dein getreuer Freund

Adam Windhoff.

Nachschrift vom 29. Mai. Soeben erfahre ich vom Drucker, daß noch über eine halbe Seite leeres Papier vorhanden ist, das nun so in die Welt gehen soll. Das soll nicht geschehen, zumal ich in der Lage bin, Dir noch ein allerneuestes „Zeichen der Zeit“ zu berichten, das sich erst nach Pfingsten zugetragen.

Ich meine nicht etwa die neue Broschüre: „Cedant arma togae“, die ist schon etwas älter, und wir können sie getrost den Tageszeitungen zur Verarbeitung überlassen, sondern ich habe diesmal ein wenig an mich selbst gedacht. Um es kurz zu machen: ich habe mir eine richtige Frühjahrserkältung zugezogen mit allem, was altem Herkommen gemäß dazu gehört: Husten, Schnupfen, Verdrüßlichkeit, Stumpfsinn u. s. w.

Möglich, daß Du nun nachträglich auch in meinem Briefe boshafter Weise schon so etwas wittern willst — und vielleicht hast Du gar nicht ganz unrecht, denn so langatmig und ernsthaft habe ich Dir gewiß seit Deinem Hochzeitstage nicht geschrieben, und das war doch ein ernsthafter Fall.

Es ist nun einmal so: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!“ Und wenn dann — ganz programm-mäßig! — „die Wolken dort wandern am großen Himmelszelt,“ — und ein Gewitterschauer stürzt prasselnd hernieder, dann lasse ich mich zwar noch lange nicht beirren in meiner Meinung: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“, aber ein (natürlich nicht mitgebrachter) Regenschirm ist in solcher Situation auch eine schöne Sache.

Die Folge solcher Pfingstfeier war denn für mich, wie gesagt, eine tüchtige Erkältung, und dabei habe ich nicht einmal die tröstliche Hoffnung, daß mir dieser Vorfall für die Zukunft zur Lehre dienen wird! In der Jugend bedeuteten die Festtage für mich unfehlbar einen verdorbenen Magen, für den Studenten einen von Begeisterung und Maibowle etwas benommenen Kopf, und jetzt dem „Philister“ eine Erkältung. O tempora! o mores! Glückliche Schwaben, die doch wenigstens mit 40 Jahren vernünftig werden; unsereiner wirds nie! —

Du siehst wohl aus dieser Nachschrift, daß ich jetzt schon wieder in gutem Zuge und so ziemlich der Alte bin. Beunruhige Dich also meinethwegen nicht unnötig.

D. D.



## Monatsschau.

### Politik.

Ereignisse von solcher epochemachenden Bedeutung, wie sie die letzten Monate Schlag auf Schlag mit sich brachten, hat der jüngstverflossene nicht aufzuweisen. Gleichwohl hat auch der „Wonnemonat“ für Deutschland eine Reihe von politischen Vorgängen gezeitigt, die zum Teil einen nichts weniger als „wonnigen“ Charakter tragen.

A Jovo principium, nämlich vom dies Jovis, Donnerstag, den 1. Mai, den die internationale Sozialdemokratie bekanntlich zu einem „Frei-“tag machen wollte. Das Unternehmen ist kläglich gescheitert, am kläglichsten gerade in Deutschland, während in Oesterreich, Frankreich und besonders in Spanien einige ernstere Unruhen entstanden, die aber auch bald wieder beschwichtigt waren. In Berlin selbst, wo man sich auf Alles gefaßt gemacht hatte, hatten nach einer nachträglich bekannt gewordenen Statistik an diesem Tage zehn Sistierungen weniger stattgefunden, als am vorausgegangenen Sonntage. Der Grund für dies Resultat ist sicherlich zum größten Teil in den umfassenden polizeilichen Vorsichtsmaßnahmen, sowie in der energischen Haltung der Arbeitgeber zu suchen. Zu einem Triumphgeschrei, wie es die „bürgerliche“ Presse durchweg über diesen „Sieg“ erhob, liegt aber u. E. ebensowenig Grund vor, wie zu besonderen Lobeserhebungen der Arbeiter, als hätten sie sich durch Nichtveranstaltung von Revolten ein großes Verdienst um das Vaterland erworben. Denn abgesehen von der Bedenklichkeit dieser Anschauungsweise, die einen offenen Kampf bis aufs Messer voraussetzt, könnte man doch höchstens nur von einem taktisch sehr klug ausgeführten Rückzug der Sozialdemokratie sprechen, durch den sich an der alten Sachlage thatsächlich nichts geändert hat. Und wenn man im nächsten Jahre den Sonntag nach dem 1. Mai zum internationalen Festtag erklärt haben wird, und inzwischen nicht sehr vieles anders geworden ist, dann wird man sehen, mit welcher Einmütigkeit die Achtstundebewegung in Scene gesetzt wird, vorausgesetzt, daß sie bis dahin nicht schon zur Siebenstundebewegung geworden ist. —

Nach Friedrichsruh waren auch in diesem Monat noch vieler Blicke gerichtet, und soweit sie deutschen Patrioten angehören, werden dieselben immer angstvoller. Wir wissen, daß die „Freisinnige Zeitung“, welche mit wahrer Herzensgenugthuung allen Klatsch aus diesem Gebiet unter geschmackvollen Spitzmarken zusammenträgt, nicht recht hat, wenn sie jetzt triumphierend behauptet, den Fürsten Bismarck immer richtig beurteilt zu haben; denn der Bismarck der achtziger und neunziger Jahre kann ein anderer sein,



wie der der sechziger und siebziger. Immerhin bringt die Gegewart in Friedrichsrub auf dem Umwege über die „Hamburger Nachrichten“ oder gar durch deutschfeindliche Blätter des Auslandes manches an die Oeffentlichkeit, was zum Teil einen so bedenklichen Charakter trägt, daß sich gar nicht absehen läßt, was alles die Zukunft unter diesen Umständen noch an Ueberraschungen bringen mag.

Man muß es der Presse der ehemaligen unglückseligen Kartellparteien lassen, daß sie sich in diesem ganzen unequidlichen Handel bisher durchweg taktvoll gezeigt hat. Das Registrieren verbürgter Thatfachen ist ja nicht zu vermeiden, denn es ist die Aufgabe der Presse, aber jede herbe Kritik, auch wo sie der Thatbestand fast herausforderte, hat man bisher zu unterdrücken gesucht. Wie lange kann das aber so weiter gehen, da bis jetzt noch keine Aussicht zu sein scheint, daß in Friedrichsrub bald ein milderer Wind weht? Ein sonderbarer, für jeden Deutschen betreibender Anblick: Zahllose Adressen und Telegramme werden nach Friedrichsrub gesandt, in den Zeitungen erscheinen lange Aufrufe zur Errichtung eines Bismarck-Denkmals, der Centralverband der schupzöllnerischen Industriellen bringt 35 000 Mark zusammen, um dem Fürsten sein Gut abzurunden, und der, dem alle diese Huldigungen gelten, sitzt großend auf seinem „abgerundeten“ Landstij und konferiert mit ausländischen Zeitungsredakteuren! Die „Deutsch-sozialen Blätter“ (sonst „Antisemitische Korrespondenz“), die zuweilen eine ganz verständige Ansicht entwickeln, sprechen in diesem Falle eine von ihrem Standpunkt aus sehr treffend formulierte These aus, wenn sie meinen: „Des Fürsten Bismarck Größe ist so unbestritten, daß nur er selber es unternehmen könnte, daran zu rütteln. Bewahre uns Gott vor solch einem traurigen Schauspiel.“

Schlimm dürfte der Wechsel im Kanzleramt für die „Nordd. Allg. Zig.“ sich erweisen, welche seiner Zeit den Titel der Broschüre: „Er geht! Was nun?“ mit sorgenvollem Herzen unterschreiben konnte. Denn während von den übrigen Offiziösen doch eine jede noch ihre besonderen Vorzüge hatte, hat man an der „Norddeutschen“ nie recht dergleichen bemerkt; ihre Bedeutung beruhte lediglich auf dem weißen Papier, das sie Bismarck zur Verfügung stellte. Jetzt ist das vorbei, und auch die Hoffnung, sich zum langgesuchten offiziellen Parteiorgan der konservativen Partei aufzuschwingen, ist zu Wasser geworden. Kann die Norddeutsche ihre Vergangenheit vergessen und offen und ehrlich christlich-deutsch-konservative Politik treiben, nun, so werden auch die Konservativen vergessen können und den Zuwachs ihrer Presse willkommen heißen. Aber freilich, in politics glauben wir nicht eher, als bis wir sehen. — Sonst allerdings würde die „Freisinnige“ recht haben, welche boshaft meint: „Es müssen sonderbare Leute sein, welche vom 1. Juli ab noch auf die „Norddeutsche“ abonnierten.“

Uebrigens hat die konservative Presse thatsächlich seit Anfang dieses Monats wieder einen Zuwachs erhalten; wir meinen das neue „Konservative Wochenblatt“, das allwöchentlich in einer Stärke von 1½ Bogen in Berlin erscheint und eine „Zeitschrift für Politik, Volkswirtschaft, kirchliches Leben, Litteratur und Kunst“ sein will. Es soll — der Probenummer zufolge — „einem langgeföhlten Bedürfnis abhelfen“.

Angestichts dieser Neugründung wird die Frage gestattet sein, auch wenn es, wie wir ganz offen aussprechen, eine Frage pro domo ist: hat denn die Partei kein entsprechendes Organ „für Politik, Volkswirtschaft, kirchliches Leben, Litteratur und Kunst“? Und wenn ein solches vorhanden ist, warum wird es nicht benutzt, unterstützt, sondern durch Neugründungen geschädigt? — Wir hören den Einwand: die „Monatsschrift“ sei kein Organ der Partei, sie vertrete nur die Ansichten der Herausgeber, die sich nicht selten mit den Beschlüssen der Fraktion im Gegensatz befänden. Und wir entgegnen: die Redaktion kann allerdings nur Eine Ansicht vertreten, nämlich ihre eigene. Das hat sie aber mit allen nicht charakterlosen Redaktionen gemein. Dagegen hat sie niemals der sachlichen Vertretung einer abweichenden Ansicht ihre Spalten verschlossen, nur weil es nicht ihre eigene war, vorausgesetzt natürlich, daß überhaupt christlich-konservative

Grundzüge den gemeinsamen Ausgangspunkt bildeten. Und sie hat es dann am allerwenigsten gethan, wenn hervorragende Federn aus der Fraktion ihr Mithülfe leisteten. Leider ist das nur in seltenen Fällen geschehen. Dagegen sind schon vielfach Konkurrenzgründungen gekommen und — gegangen. Die Unterstützung des vorhandenen Organs ist mit drei Mark vierteljährlich zu haben. Die passageren Unternehmungen haben Hunderte und Tausende verschlungen. Der Schaden der Zersplitterung geht aber viel weiter, als daß etwa ein einzelnes Organ benachteiligt wird. Darauf kommt an sich wenig an. Die weitergehende Folge ist die, daß die Konservativen niemals den reichen Kreis von Litteraten und Schriftstellern erlangen und erzielen, über den zu unserm Schaden die Liberalen verfügen. Warum? Weil die Schriftstellerei auch ihre geschäftliche Seite hat. *Primum vivere, deinde philosophari!* Ein einziges, wohlstuitirtes Organ, wie es z. B. die englischen „*Revue's*“ sind, kann mehr zur Hebung des Niveaus der ganzen Parteipresse thun, auch auf den Gebieten von „*Volkswirtschaft, Kirche, Litteratur und Kunst*“, als zehn mittelmäßige, deren äußeres und inneres Auftreten entweder von vorneherein den „*Kampf ums Dasein*“ verrät, oder ihn allmählich zu gunsten des „*survival of the fittest*“ dramatisch darstellt. —

Das Hauptinteresse des Monats wandte sich, wie billig, den parlamentarischen Ereignissen zu. Am 9. Mai fand im preussischen Herrenhause eine interessante Debatte statt, welche eine schon vorher im Abgeordnetenhause zur Sprache gekommene Frage zum Gegenstand hatte. Graf Pfeil beantragte eine Resolution, wonach die Regierung Maßregeln zur Beseitigung der Uebelstände erwägen soll, welche aus dem Ueberwiegen jüdischer Schüler in den höheren Unterrichtsanstalten entstehen. Daß solche Uebelstände vorliegen, ist bekanntlich statistisch an eklatanten Beispielen aus dem ganzen Reiche schlagend nachgewiesen. Ob man daraufhin freilich sofort die Forderung nach jüdisch-sonstigen höheren Schulen stellen darf, das erscheint uns doch sehr zweifelhaft. Unzweifelhaft aber ist es für uns, daß solchen Zuständen, daß der größte Teil einer Prima aus Juden besteht, unter denen die wenigen christlichen Schüler sich wie verraten und verkauft fühlen müssen, notwendig abgeholfen werden muß. Wir wünschen unsere Söhne zu Christen und Deutschen heranwachsen zu sehen, und die Erfahrung hat uns gelehrt, daß das unter vorwiegend jüdischem Einfluß seine Schwierigkeiten hat. Natürlich wurde über diese „*Judenhege im Herrenhause*“ in allen freisinnigen Blättern ein heilloser Spektakel erhoben. Daß zwischen den Begriffen „*deutsch*“ und „*jüdisch*“ in der Regel ein scharfer Gegensatz obwaltet, der nur in Ausnahmefällen einmal sich überbrückt, werden diese Herren ja nie begreifen. That doch noch soeben der Wochenplauderer der „*Freisinnigen Zeitung*“ das hübsche Diktum, das abzuschreiben sich der Mühe verlohnt: „*Seine, der Schalk mit dem unergründlich tiefen Herzen, daraus er alle Töne und Akkorde deutscher Gemüthsfälle emporzauberte u.*“. — Der Antrag Pfeil wurde übrigens angenommen, obwohl der Kultusminister ihm nicht beitrug und auch Graf Nolcke gegen ihn stimmte; praktische Wirkung wird er natürlich nicht haben, dazu war er auch wohl nicht praktisch genug, aber als Stich in ein recht bald auszunehmendes Wespenneest bleibt er immer verbienflich.

Im Abgeordnetenhause war das Gesetz über die Verwendung der Sperrgelder an eine Kommission verwiesen worden und ist in dieser letzteren gegen alles Erwarten gescheitert. Uns kann es recht sein. Denn dem Centrum gegen dessen eigenen Willen eine jährliche Dotation von einigen Hunderttausenden aufzubringen, daran kann schließlich keiner Partei gelegen sein. Uebrigens giebt das Verhalten Windthorst's in dieser Frage wieder einen deutlichen Blick, wie mächtig und sicher derselbe sich dem katholischen Volke und selbst dem Papste gegenüber fühlen muß. Denn obwohl römischerseits die Regierungsvorlage für annehmbar erklärt war, wußte der kleine deutsche Papst seine alte Selbstständigkeit zu behaupten, um, wenn irgend möglich, noch etwas mehr bei dem Handel herauszuschlagen. Am liebsten hätte er es natürlich gesehen, wenn ihm die andern

Parteien gegen seine heftigsten Protestationen das Geschenk in den Schoß geworfen hätten; denn dann hätte er weder Dank noch Verpflichtungen nötig gehabt und das alte *ceterum censeo* immer noch wiederholen können. Und so wäre es auch gekommen, wenn nicht die Nationalliberalen ein Restchen Kulturkampf-Erinnerung gepackt hätte, das sie — wohl mehr anstandshalber — zu einem ziemlich unwesentlichen Vorbehalt veranlaßte, über den dann das ganze Geseß stolperte.

Wie gesagt, uns kann es recht sein, und noch mehr sind wir natürlich einverstanden, daß dieselbe Kommissionsfession dann die Erwartung aussprach, daß die Staatsregierung ohne Verzug mit den geordneten Organen der evangelischen Landeskirchen zur Herbeiführung einer sachgemäßen Ordnung der Stolzgebühren ins Benehmen trete und die hierzu erforderlichen Staatsmittel thunlichst schon durch den nächsten Staatshaushalt flüssig mache. — Ob freilich Herr Windthorst sich schließlich nicht doch noch eines besseren besimmt, indem er bedenkt, daß ein Sperling in der Hand besser ist, als zehn auf dem Dache, darüber kann man wohl einstweilen noch gelinden Zweifel haben.

Der deutsche Reichstag, der erste, der bei normalem Gang der Dinge eine fünfjährige Lebensdauer haben wird, ist am 6. Mai durch den Kaiser in Person eröffnet worden. Die Thronrede war im Gegensatz zu vielfach gehegten Erwartungen äußerst sachlich gehalten, ohne irgendwelche sensationelle Stellen. Sie hat selbst der „Freisinnigen Zeitung“ einen fast angenehmeren Eindruck gemacht, als sich eigentlich für ein Oppositionsorgan schickt, deswegen nämlich, weil sie sich „im Gegensatz zu den nach den Anordnungen des Fürsten Bismarck verfaßten Thronreden der häufigen Bezugnahme auf die Gottheit enthält.“ — Die hauptsächlichsten Arbeiten des Reichstages werden bilden bezw. haben schon gebildet: die neuen Arbeiterschutzgesetze, eine ostafrikanische Vorlage, die Verbesserung der Beamtenbefoldungen und schließlich wieder recht umfassende Neuforderungen für militärische Zwecke.

Zu Bezug auf diese letzteren hat der Kriegsminister in der zur Prüfung der Vorlage eingesetzten Kommission Aufschlüsse erteilt, aus denen hervorgeht, daß es sich hier nicht mehr um eine bloße Mehrforderung von einigen zehntausend Soldaten handelt — das ist nur der erste vorläufige Schritt —, sondern daß hier ein vollkommener Systemwechsel eintreten soll. Man will nicht mehr, wie bisher, den Franzosen und Russen nachhinken, sondern durch strikte, tatsächliche Durchführung der Scharnhorstischen Idee, des Volkes in Waffen, stets die ganze Volkskraft zum Schlage bereit haben. Was eine solche Maßregel an Mehrbelastung mit sich bringt, darüber lassen sich wohl schon Berechnungen aufstellen, sehr detaillierte sogar, aber man weiß auch, was es mit derartigen Berechnungen auf sich zu haben pflegt: gewöhnlich steckt in ihnen ein ganz bedeutender Rechenfehler, aber selten nach der Plusseite hin. — Daß der Abgeordnete Richter diesen Plänen gegenüber die Stellung des Freisinnigen von jetzt an dahin formulierte: „Keinen neuen Mann und keinen Groschen ohne entsprechende Kompensationen,“ das wird man als ein für ihn noch ziemlich maßvolles Auftreten bezeichnen können. Wenn er aber unter diesen Kompensationen in erster Linie die zweijährige Dienstzeit im Auge hat, so kann man sich über das gänzlich abtönende Verhalten des Kriegsministers in dieser Hinsicht nur freuen; mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit sind schon zu viele, gänzlich mißglückte Versuche gemacht, und wir meinen: viel besser ein weniger zahlreiches, aber gutes Heer, als ein weit stärkeres, aber mangelhaft ausgebildetes. Daß uns im Uebrigen die neuen Pläne der Militärverwaltung ebenfalls mit Sorge erfüllen, brauchen wir nicht erst zu sagen.

Arbeiterschutzvorlagen sind dem Reichstage gleich zwei auf einmal zugegangen: die Regierungsvorlage, welche bei der Debatte grundlegend gemacht wird, und ein Entwurf der sozialdemokratischen Fraktion. Der letztere fordert u. a. einen Maximal-Arbeitstag für alle Personen über 16 Jahren, und zwar soll derselbe vom 1. April 1891

an 10 Stunden, vom 1. Januar 1894 an 9 Stunden und vom 1. Januar 1898 an 8 Stunden betragen. Bei Arbeiten unter Tag oder in Betrieben, in denen ununterbrochen Tag- und Nachtarbeit stattfindet, soll die Arbeitsschicht 8 Stunden nicht überschreiten, einschließlich der Zeitdauer der Ein- und Ausfahrt in der Arbeitszeit. Natürlich erklärt die sozialistische Presse die Regierungsvorlage und die nicht-sozialistische Presse den Entwurf der Sozialdemokraten für unannehmbar. Hoffentlich kommt trotzdem etwas dabei heraus, was sich der Mühe verlohnt.

In der freisinnigen Partei haben die schon lange bestandenen verschiedenen Strömungen einen kleinen Putsch gezeitigt, bei dem einstweilen der Abgeordnete Richter der Beprellte ist. Die freisinnige Parteiorganisation besitzt einen Dreizehner- und einen Siebener-Ausschuß, wovon letzterem Eugen Richter seit Jahren präsiidierte. Bei der diesmaligen Vorstandswahl wurde aber mit 6 gegen 5 Stimmen der Abgeordnete Schrader gewählt (2 von den Dreizehnern, v. Stauffenberg und Birchow, waren abwesend), und wenn die „Freisinnige Zeitung“ auch immer aufs neue wiederholt, daß es sich nur um ein bloßes Ehrenamt handelt, ja wenn man sogar in Berlin jetzt die Absicht hat, eine ganz neue Parteiorganisation, nämlich ein Centralwahlkomité zu schaffen, um mit dem Vorkitz in demselben den Abgeordneten Richter zu entschädigen, so bleibt der Vorfall doch bedeutend genug, um das Aufsehen, das er hervorgerufen hat, zu rechtfertigen. Es ist die alte, sich stets wiederholende Geschichte von der schiefen Ebene: ein Teil der auf ihr sich befindenden Gruppe von Lebewesen sucht sich festzuhalten, auch wohl nach oben sich emporzuarbeiten, der andere aber folgt dem Drange nach unten, er „labitur et labetur in omne volubilis aevum“ — und ehe man sichs versteht, sind aus einer Gruppe zwei geworden.

Daß der Zwiespalt zwischen „Wadelstrumpf und Wasserkiesel“ (so lautet die geschmackvolle Bezeichnung der beiden Richtungen) diesmal ein sehr ernsthafter ist, das beweist u. a. auch die dabei angewendete Kampart. Eugen Richter vergaß sich dabei so weit, von seinem Parteigenossen und Nachfolger Herrn Schrader auszulandern, daß derselbe soeben Direktor einer neugegründeten Bank, der „deutsches-amerikanischen Treuhandgesellschaft“, geworden sei, deren Grundkapital 20 Millionen Mark betrage. Natürlich konnte eine solche Mitteilung, die sich unmittelbar an die Beprellung der fraglichen Parteiangelegenheit angeschlossen, gar nicht anders aufgefaßt werden, als daß ein „Freisinniger“ dem andern seine jüdisch-kapitalistische Geschäftsmacherei vorwarf, ein äußerst interessantes Schauspiel, das dem Satz von der Krähc, die der andern nicht die Augen aushackt, geradezu ins Gesicht schlägt. In diesem Sinn wurde denn auch die Richtersche „Mitteilung“ überall in der freisinnigen Presse aufgefaßt, und besonders das „Berliner Tageblatt“, von der „Freisinnigen“ jetzt schon bezeichnender Weise „das Organ des Herrn Rudolf Mosse“ genannt, zeigte sich höchlich entrüstet — von seinem Standpunkte aus mit Recht. Zwar war der Hintermann der „Freisinnigen“, als er sah, was er angerichtet hatte, um eine Ausrede nicht verlegen: er hatte an eine Denunziation ja gar nicht gedacht, sondern nur eine harmlose Mitteilung gemacht, die für die Parteigenossen von Interesse sein mußte. Leider fehlte dem „Berliner Tageblatt“ aber der Glaube an die Naivetät Richters; es behauptet, daß dieser Fall für die Kampfweise des betreffenden Herrn durchaus typisch sei und will daher, durch die Erfahrung gewöhigt, den Abgeordneten Richter weit eher für „rücksichtslos und skrupellos, als für unbesonnen und naiv“ halten. Also wirklich? Die Entdeckung kommt etwas spät.

Nicht ohne politische Bedeutung war schließlich leider auch der Bestechungsprozeß gegen die Armeelieferanten Warnebold und seine Helfershelfer, wovon letztere zum Teil in staatlichen Diensten standen. Es war ein höchst unerquickliches Bild, das sich in den Verhandlungstagen entrollte, zumal die meisten Angeklagten keineswegs geständig waren und durch Leugnen und allerlei Winkelzüge den Thatbestand so viel wie möglich

zu entstellen suchten. Am niederdrückendsten wirkte aber die oft vorgebrachte Entschuldigung der Angeklagten, so etwas, nämlich großartige Geldgeschenke von Lieferanten an Beamte und umgekehrt Auskunfts der letzteren über Amtsgeheimnisse, geschehe überall, und niemand denke sich etwas dabei. Wir halten unsern Handels- und Beamtenstand denn doch noch nicht auf das Niveau eines Warnebold und Haspelmath herabgedrückt.

In Berlin hat endlich — last not least — am Schluß des Monats der erste „Evangelisch-soziale Kongreß“ unter großer Beteiligung und bestem Verlauf stattgefunden. Vorsitzender war Professor Adolf Wagner, bedeutendster Redner Hofprediger Stöcker in seinem Vortrage über die Stellung der evangelischen Christen zur Sozialdemokratie. Daß wesentlich neue Gesichtspunkte zur sozialen Frage nicht mehr vorgebracht wurden, kann nicht Wunder nehmen. So lange die Reformvorschläge der verschiedensten Art neu waren — und das waren sie teilweise auf den Kongressen der Ratgebersozialisten —, so lange blieben sie in weiteren Kreisen unverständlich, oder wurden von den Segnern in derjenigen Tonart abgethan, mit der man das völlig Unmögliche abthut. Kunnmehr ist im Verlauf von zwei Jahrzehnten die Erkenntnis, daß weitgehende Reformen notwendig sind, in so weite Kreise gedrungen, daß selbst die Gegner den diesjahrigem Kongreß als Achtungserfolg registrieren, und daß nur noch die äußerste Linke die Regierung angreift, weil ihre Minister sich offiziell beteiligten. Ja, der Erfolg geht noch weiter. Vertreter der kirchlichen Linken haben sich mit aufrichtigem Eifer an den Debatten beteiligt und offen ausgesprochen, daß sie verwundert seien, die Rechte so weit links zu finden, während umgekehrt auch die Rechte sich der Annäherung gefreut hat. Mag nun diese Annäherung auch nur eine vorübergehende sein und die große Kardinalfrage: Wie dunkelt Euch um Christo? bald wieder manche trennen, die sich eben erst geeint hatten — ein Rest wirds als Resultat der Gemeinschaft bleiben, der dem Guten zu gute kommt.

Das, worauf es heute ankommt und was als Resultat des Kongresses weiteren Kreisen vermittelt werden soll, glauben wir in je ein Wort der beiden Vorkämpfer zusammenfassen zu dürfen. Stöcker betonte, es sei zu scheiden zwischen Sozialdemokratie und Sozialismus, zwischen Arbeiterpartei und Umsturzpartei. Der Sozialismus als volkswirtschaftliche Richtung ist teilweise berechtigt, und eine Arbeiterpartei, welche die Interessen des vierten Standes den besitzenden Klassen gegenüber vertritt, ist nicht nur berechtigt, sondern notwendig. Abzuweisen sind Radikalismus und Umsturz, aber es ist nicht das Kind mit dem Bade zu verschütten. Liegt jetzt die Gefahr und Schwierigkeit darin, daß die sozialdemokratischen Agitatoren beides verschmelzen und als eins und daselbe erscheinen lassen, und erreichen sie vielfach, daß nicht nur der Wunsch gezeitigt, sondern die politische Notwendigkeit gegeben wird, das Recht mit dem Unrecht leiden zu lassen, so muß dennoch von uns der großen Verirrung, im Bewußtsein unserer Schuld, noch größere Geduld entgegengekehrt werden.

Und das Wort Wagners, welches wir citieren möchten, ist die Erinnerung daran, daß überhaupt keine Sozialreform denkbar ist, ohne wesentliche Opfer von Seiten der besitzenden Klassen. Es muß das vernünftige Ziel aller bezuglichen Bestrebungen sein, daß die Arbeitsrente steigt und die Kapitalrente sinkt. Wem das Interesse der Rentner höher steht, als das der Arbeiter, der will eben keine Sozialreform.

Werden indes die sozialpolitischen Gesichtspunkte immer nur Einigen und niemals Allen zugänglich sein, und wird allen Reformen zum Troß immer ein Maß von Ungleichheit bleiben, das auf dieser unvollkommenen Erde nicht zu beseitigen, ein Rest von Rot, dem kein Staat, auch der sozialistische nicht, abheßen konnte, so giebt es eine Institution, die, als Ideal gedacht, auch die ökonomischen Lücken ausfüllt, die christliche Gemeinde. Sehr richtig war es darum, daß auch hier der Kongreß den Finger in eine Wunde legte und die Evangelische Kirche an die Ausgestaltung ihrer Gemeinden

mahte. Geht die kirchliche Erneuerung mit der politischen Hand in Hand — dann, aber auch nur dann ist auf eine Neugestaltung unseres Volkslebens zu hoffen, die uns das Durchschnittsmaß von Zufriedenheit zurüchbringt, das wir heute so schmerzlich entbehren.

\* \* \*

Aus dem Auslande liegt nichts vor, was für uns von wesentlicher Bedeutung wäre. Nur zwei soeben endgültig verfrachte Unternehmungen bieten einiges Interesse, obwohl sie etwas Ueberraschendes freilich für niemanden mehr haben konnten; es sind der Boulangismus und der Panamafanal, beide französischen Ursprungs. Boulanger selbst hat in einem Schreiben an Laisant das Boulangistenkomité für aufgelöst erklärt, aber es hat sich kaum noch jemand um diesen offiziellen Totenschein gekümmert, denn der Boulangismus hatte schon zu lange im Sterben gelegen. Nennlich liegt die Sache mit dem Panamafanal, an dessen Ausführbarkeit auch längst kein Verständiger mehr geglaubt hat. — Was Boulanger und seine Freunde verbraucht respective in Sicherheit gebracht haben, darüber ist natürlich eine zutreffende Berechnung nicht möglich. Der Panamafanal hat den französischen Sparern die Kleinigkeit von 1/2 Milliarden gekostet.

## Kirche.

Während dieser Bericht zur Druckerei geht, wird in Berlin der evangelisch-soziale Kongreß tagen. Schon die Thatsache an sich ist ein kirchliches Ereignis, abgesehen von dem Erfolg oder den Folgen. Die evangelische Kirche, d. h. die Kreise, welche insbesondere ihre Interessen zu vertreten haben, darf sich nicht nur von anderen auf ihre „Mithülfe bei der Bekämpfung der sozialdemokratischen Gefahren“ anreden lassen, sondern muß selbst klar sagen, was die Aufgabe der christlichen Gesellschaft ist in der gegenwärtigen Krisis. Nicht will sie sich nun endlich bereit finden lassen, auch etwas in der Sache zu thun. Sondern sie will ihre Freude aussprechen, daß jetzt endlich auch von anderer Seite etwas geschieht, und will ein klares helles Licht aufsteden über den Weg, auf dem sich Staat und Gesellschaft retten können, — wenn sie wollen. Es gilt die christlichen, die evangelisch-christlichen Grundsätze mit Deutlichkeit hinstellen über alle die sittlichen Fragen, welche in den sozialen Bewegungen mitwirken. Das muß die Hauptbedeutung des Kongresses werden.

Es ist richtig, daß das „nun endlich“ auch von dem größten Teile derer gilt, welche die Einladung zu dem Kongreß mit unterzeichnet haben. Und dies ist eben jene Bedeutung, die dieser Einladung an sich innewohnt. Es dämmert das Bewußtsein auf, daß diejenigen doch wohl nicht ganz im Unrecht waren, welche schon längst von Worten zu Thaten überzugehen sich entschlossen hatten, und damit freilich alle die Mißgunst anzunehmen sich bereit zeigten, die meistens auf die fällt, welche in ein dunkles Gebiet zuerst selbstthätig eindringen. So ist es den Männern der christlich-sozialen Bewegung ergangen. Und sie haben jetzt die Freude, daß es ihr Ruf ist, auf den so weite Kreise des Protestantismus gehört haben, wie sie wohl noch niemals in einer Frage zusammengestanden haben. Wir verhehlen es nicht, daß darin Bedenken liegen, welche von manchem unserer Freunde geteilt werden. Wenn diese Worte gelesen werden, wird sich schon entschieden haben, ob jene Bedenken recht hatten. Wir können es nicht glauben. Man weist uns vielleicht auf unsere ablehnende Haltung hin, die wir zum Evangelischen Bunde eingenommen haben. Allein es ist etwas anderes, eine spezifisch

kirchliche Organisation zu schaffen zur Bekämpfung kirchlich-dogmatischer Bestrebungen, wie das in jenem Bunde geschieht, — als wenn es sich handelt um die Frage: sind wir noch Christen? und soll die Grundlage christlicher Ethik auch die Grundlage für unser öffentliches Leben bilden?

Es geht ein wunderbarer Zug durch unsere Zeit. Die Verödung des geistigen Lebens, die Entfremdung desselben von Befriedigung und ruhigem Genuß, welche die Folgen der Entfremdung unserer Kultur von dem positiven Christentum sind, scheinen weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu kommen. Nicht nur in Frankreich, von wo der „Reichsbote“ in den letzten Monaten wiederholt Stimmungsberichte brachte, in denen sich der lebhafteste Zug zum Positiven in der jüngeren Generation der Gebildeten ausspricht. Man ist es müde, auf den dürren Weiden des Naturalismus sich seine Nahrung zu suchen. Renan hat es einst ausgesprochen, daß die Moral der Gegenwart wesentlich aus den christlichen Ideen herkäme, die für ihn Aberglauben sind, mit denen aber unser Geschlecht noch erzogen sei. „Wir leben von dem Dufte eines leer gewordenen Gefäßes; unsere Nachkommen werden von dem Dufte dieses Duftes leben; ich fürchte zuweilen, das wird etwas leichsinnig werden.“ Auch andere Leute scheinen dies zu fürchten und wenden sich deshalb von dem rohen Cynismus dieses Vertreters moderner Wissenschaft mit Unwillen ab. Aber auch in Deutschland sind die Anzeichen jener „Wendung zur Wahrheit in der modernen Kulturentwicklung“, von denen schon vor fünf Jahren Lautholt rebete\*), immer stärker hervorgetreten. Und gerade in der jüngsten Gegenwart giebt sich auf Seiten der Vertreter des modernen Protestantismus ein deutliches Streben kund, Anknüpfungen wenigstens mehr nach der Mitte hin zu suchen. Wenn nun auf die Einladung von Männern hin, deren Schild von allem Rost opportunistischer Verwaschenheit vollkommen frei ist, sich nicht nur die Mittelpartei, sondern auch die protestantische Linke mitbeteiligen will an den Beratungen über die sozialen Aufgaben der evangelischen Gesellschaft, — sollen wir darum zurückstehen? Unmöglich, — mag daraus werden, was da will.

Auch durch solche Stimmen lassen wir uns nicht beirren, wie sie in liberalen Blättern schon laut geworden, welche sich bei diesem Zusammengehen mit dem verhassten Stöcker noch etwas geniert fühlen und mit künstlich aufgeblasenen Vaden von der gleichberechtigten Stellung reden, die dem Liberalismus auf jenem Kongreß gebühre, damit sie nicht etwa im Schlepptau der Christlich-Sozialen zu fahren schienen. Es versteht sich nach unserer Ansicht von selbst, daß auch in der Leitung die verschiedenen Richtungen vertreten sein werden, welche sich an den Einladungen beteiligt haben. Allein daß diejenigen Liberalen, welche sich überhaupt beteiligen, damit an christlich-soziale Arbeiten herantreten, wird durch keine Art des Verlaufs des Kongresses geändert werden können.

Als auf einer August-Konferenz viel über die Sammlung der Gläubigen geredet wurde, über die Mittel, die Gläubigen zu erkennen, zu vereinigen u. s. w., gab der sel. Wüchsel der ganzen Sache die richtige Wendung durch die Erklärung: „Wer mit mir zu arbeiten bereit ist, den nehme ich an und frage nicht weiter nach seinem sonstigen Standpunkt.“ Das Arbeitsfeld und die Art der Arbeit muß freilich an sich klar sein, und wir dürfen uns in derselben nicht bestimmen lassen durch Rücksichten auf Gegner oder zweifelshafte Freunde. Wie groß der Kreis ist, der einen gemeinsamen Boden des Verständnisses findet für die Aufgabe, welche von Männern wie Stöcker, Wagner, Weber, Bodelschwingh u. a. angenommen ist, — das sollen die Berliner Tage zeigen. —

Wenn wir von der Wendung zur Wahrheit in der modernen Kulturentwicklung geredet haben, so ist damit natürlich nicht ausgeschlossen, daß nicht auch die Feindschaft

\*) Wütersloh, Bertelsmann, 1885.

gegen das Evangelium immer bewußtere Gestalt annimmt. Noch giebt es weite Kreise im Volk, — es ist die eigentliche Masse derselben — welche die Ernüchterung deshalb nicht mitmachen können, weil sie die Enttäuschung noch nicht erlebt haben. Sie haben noch Ideale, die unserer gebildeten Welt inzwischen abhanden gekommen sind. Wir meinen die von der atheïstischen Sozialdemokratie verprochenen paradiesischen Zeiten auf Erden. Wer an sie sich hängt, wird auch die Feindschaft gegen die Kirche, das Evangelium und alles Positive teilen, welche von den Führern jener Richtung genährt wird. Daß hier die unter uns weilenden jüdischen Gäste die Hauptheber sind, ist erwiesen. Die antisemitische Bewegung, zu der wir erst in einem der letzten Berichte Stellung genommen, sorgt dafür, daß diese Erkenntnis in immer weitere Kreise dringt. Religionstose Reformjuden — „welchen der Bund ihr Gott ist, und deren Ehre in der Schande liegt, die Feinde des Kreuzes Christi“ — sind in der auf Atheismus basierten Sozialdemokratie die Hauptsprecher. Und sie haben überall ihre Freunde daran, wo es gegen das Evangelium angeht. Es wird vielen Zeitungslesern neu gewesen sein, in der jüngsten Zeit zu hören, welche Ausdehnung die atheïstischen Freigemeinden in Berlin gewonnen haben. Es war von 500 Mitgliedern die Rede. Sie haben den Berliner Magistrat gebeten um Ueberlassung von Schullokalen zu ihrem religionslosen Religionsunterricht. Der Magistrat weist die Sache ab, aber die Stadtverordnetenversammlung beschließt trotzdem mit 49 gegen 48 Stimmen, die Petition dem Magistrat nochmals zur Berücksichtigung zu empfehlen.

Wir weisen darauf hin, daß nach dem Allgemeinen Landrecht Religionsgemeinschaften, welche die Ehrfurcht gegen die Gottheit angreifen, im preussischen Staate nicht gebildet werden dürfen. Wir verwahren uns ausdrücklich gegen den Verdacht, als ob wir im Interesse der evangelischen Kirche eine Unterdrückung solcher Sekten wünschten. Wir machen nur aufmerksam auf die Gesichtspunkte, welche Behörden, in beregtem Falle den Berliner Magistrat, in dieser Frage zu leiten haben. Der Sache des Evangeliums ist entschieden mehr gebient, wenn die Feindschaft gegen dasselbe sich organisiert, als wenn sie im Finstern schleicht. Jede Organisation des Unglaubens ist der Anfang seines Endes. Denn es soll dabei aus dem Nichts Etwas werden, und das ist eine Aufgabe, die nur Gott selbst lösen kann. Dabei sei erwähnt, daß ein gewisser Organisationsversuch — wenn auch anderer Art — kürzlich in England eingeleitet ist. Die Verfasserin des vielbesprochenen Buches Robert Elsmere fordert auf zur Gründung einer Elsmere-Hall, die dazu dienen soll, die religiösen Ideale, die in dem Buche vertreten sind, zu verwirklichen. Die gefährliche und verführerische Wirkung, welche dieser elegant und geschickt geschriebene Tendenzroman hat, wird natürlich dadurch sehr abgeschwächt, in dem für jedermann ersichtlich wird, wohin die Tendenz führt. Das einzige, was das Evangelium hindert, ist Vertuschung und Vermischung; auf offenem Felde ist ihm kein Gegner gewachsen.

In Preußen haben die Kreisynoden getagt und gewählt. Ein übersichtliches klares Bild der Provinzialsynodalwahlen ist heute schwer zu geben, doch steht zu erwarten, daß das Gesicht der Synoden sich nicht verändert haben wird. Nur in Berlin ist die geringe positive Majorität noch gewachsen. Die Berliner Kreisynoden haben lange nicht mehr das standalöse Interesse, das ihnen früher bewohnte, als sie der Tummelplatz einer ungenüerten protestantenvereinslichen Majorität waren. Natürlich fehlt es auch in der Gegenwart nicht an Momenten, welche an die alte Zeit erinnern. Wir denken u. a. an das Votum des Schulkrektors Schuhmacher, das dahin geht: heraus mit dem Lernen des Katechismus aus dem Religionsunterricht der Volksschule! — Der edle Menschenfreund fürchtet nämlich für die Gehirn-Moleküle seiner Kinder, die durch das gedächtnismäßige Aneignen in Unordnung geraten könnten.

Einen eigentümlichen Fall von dem kirchlichen Gebiete können wir hier nicht übergehen, so schwer es uns fällt, einen so wunden Fleck unserer Kirche zu berühren. Es ist die Klage des preussischen Feldprobstes Dr. Richter gegen einen hannoverschen



Geistlichen, Pastor Bartels zu Bachhausen bei Osnabrück, weil derselbe in der kirchlichen Rundschau der „Brunonia“ einige Aeußerungen des genannten Herrn in einer Feldpredigt vor Sr. Majestät zu Hannover als „blasphemische Aeußerung“, „standalöses Treiben“ und „empörenden Götzendienst“ bezeichnet hatte. Es thut uns sehr leid, daß der Pastor Bartels Ausdrücke gewählt hat, die von leidenschaftlicher Erregung zeugen und wegen ihrer Form vor den Strafrichter gekommen sind, worauf auch eine Geldstrafe erfolgt ist. Die Aeußerungen des Herrn Feldprobstes sind aber derartige, daß auch der Richter nicht umhin konnte, zu erklären, die Erregung des Angeklagten darüber sei begreiflich. Dr. Richter hat das Wort Christi: „Viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen &c.“ — auf die Gründung des deutschen Reiches angewendet und dabei wörtlich gesagt: „Wir schauen sie wieder im Geiste von alter Zeit her, die Propheten und die Könige auch in unserem Volke, die Könige auf dem Thron und die Könige im Reich des Geistes, die mit einander gearbeitet und gerungen haben um Deutschlands Größe; die Propheten auf dem Throne und sie, die gleich Assaph ihr Saitenspiel in den Zeiten langer Nacht gerührt haben, wenn sie im Geiste sehnd nach Deutschlands Herrlichkeit ausschauten.“ — Armes deutsches Reich, das so gefeiert wird! — arme evangelische Kirche! Bildet sich kein evangelischer Bund, um unsere Kirche zu schützen vor den Vereinträchtigungen ihrer Würde und ihres Wirkens aus ihrer eigenen Mitte? — Wenn die gesamte hannoversche Geistlichkeit sich wie ein Mann erhebt gegen diese Art von preussischem Christentum, so haben sie unsere herzlichsten Sympathieen. Nur darin nicht, daß dies wirklich „preussisches Christentum“ sei, — es ist nur eine Stilblüte aus einer, Gott sei Dank, im Aussterben begriffenen homiletischen Schule. — Der Prozeß selbst übrigens soll mit der ersten Entscheidung noch nicht zu Ende sein; wir hören also vielleicht noch darüber, konstatieren hier nur, daß Dr. Richter nicht wegen Verleumdung, sondern wegen Beleidigung geklagt hat.



## Neue Schriften.

### 1. Heft.

— Soziale und Bildungs-Fragen aus höheren Ständen in zwanglosen Heften.

1. Heft. Die Organisation der Bildung wider die Beherrschung der Gesellschaft durch das Geld. Ein Aufruf zur praktischen Lösung eines sozialen Problems. Von Bernhard Freiherr von Bötthmer. (Greifswald, Julius Abel.) 1890. 64 S. 1,20 M.

Die vorliegende Studie war vom Verfasser schon längst als Einleitung zu einer geplanten größeren sozialpolitischen Arbeit verfaßt und wird jetzt in Folge der kaiserlichen Initiative in der Arbeiterschutzhilfsgebung selbständig veröffentlicht. Sie will nicht mehr sein, als sie ist, nämlich eine Formulierung des Themas, eine eingehende Aufhellung des Problems, das in allen Einzelheiten zu erörtern bezw. zu lösen der Verfasser späteren Heften vorbehält. Freilich weiß Verf. sehr wohl, „daß soziale Probleme am letzten Ende nicht durch soziale Erörterungen, sondern durch soziale Thaten gelöst sein wollen,“ aber zu solchen Thaten möchte er durch seine Worte mitanzupornen helfen. Sein Gedankengang ist folgender: Er wirft einen Blick auf die verschiedenen Stände vom Offiziersstand bis zum Arbeiter und kommt dabei zu dem Resultat, daß nicht nur der Arbeiter, sondern wir alle, auch Ständes wir auch seien, unter der sozialen Herrschaft des Geldes stehen, welche uns mit oder ohne unsern Willen „auf das eine uniforme Niveau des Thalers in unserer Tasche“ reduziert.“ Die Macht des Geldes und der Geldmenschheit ist in unsern Tagen so groß, daß ihr zu widerstehen und Einhalt zu thun für den einzelnen Menschen ganz unmöglich ist. Nun erhebt sich gegen sie allerdings schon die kommunistische Idee, die Idee des Zukunftsstaates, aber selbst wenn dieselbe durchführbar wäre, so würde doch ihr Sieg zugleich eine Verkünderung der Kultur mit sich bringen, die vom Standpunkte der Bildung und Gestitung als ein unerwünschter

Nachschritt erscheinen müßte. Es kommt somit darauf an, eine zweite Stanzlat zu schaffen, welche sich auf der einen Seite wirkungsvoll dem Kapitalismus, auf der andern aber auch der sozialdemokratischen Idee entgegenzuwerfen imstande ist. Daß hier die christliche Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, der nächstbeste Faktor ist, der in den Kampf einzutreten hat und ja auch tatsächlich eingetreten ist, wird vom Verf. nicht gerade verkannt, aber die vielfältige Spaltung der Kirche in eigenen Lager läßt ihn noch nach einer neuen Einheit, nach andern Hilfsstruppen in diesem Kampfe suchen. Diese findet er in einer neuen Gemeinschaft, der Gemeinschaft der Bildung, die zu diesem Zwecke allerdings erst sozial organisiert werden muß. Dies letztere zu bewerkstelligen, dazu sollen die „Sozialen und Bildungsfragen“ auffordern und selbst Hand anlegen.

Die Verf. sich diese Organisation denkt, das kann am besten mit seinen eigenen Worten gesagt werden: „Es möchten zunächst einmal alle unsere verschiedenen Berufsstände des höheren öffentlichen Dienstes, unter voller Wahrung ihrer Eigenart und Eigen-Aufgabe und sogar unter möglichster Ausbildung ihrer spezifischen Fähigkeiten und Tugenden als die vornehmlichsten Repräsentanten des Bildungsniedererchlages der Nation gewissermaßen zu einer höheren sozialen Einheit verschmelzen. Ich kann mir kaum etwas denken, was ein segensreicheres Gewicht in die Waagschale unserer sozialen Zustände werfen könnte, als eine Vergesellschaftung dieser gebildeten Schwester-Stände des öffentlichen Dienstes zu einer, ihrer sozialen Bedeutung Kraft und Aufgabe sich bemußt werdenenden Aristokratie der Bildung.“ — Damit aber diese Vergesellschaftung auch wirklich zustande komme, plädiert der Verf. eingehend dafür, „daß die Gesamtheit aller derjenigen Teile unserer Volksgemeinschaft, welche für die von ihnen in Anspruch genommene soziale Stellung sich auf ihre Bildung berufen, ein möglichst hohes oder doch wenigstens ein nach Aufgabe unserer kulturellen, unserer

christlich-religiösen und sozialgeschichtlichen Entwicklung und nach Maßgabe unseres Volkcharakters der begehrten sozialen Auszeichnung vollanz entsprechendes Bildungsideal sich zum kategorischen Imperativ setze."

Man kann den gegebenen Ausführungen durchgehend zustimmen und ihnen eine praktische Wirkung von Herzen wünschen. Eine solche wird ihrer Natur nach zwar schwerlich je offen in die Erscheinung treten, aber wenn die gegebene und noch zu gebende Erörterung hier und da anregend wirkt, so hat sie, wenn auch im Verborgenen, ihrer Aufgabe vollkommen genügt. A. W.

## 2. Kirche.

— Kirchengeschichte für das evangelische Haus von Friedrich Baum. 2. Auflage. In vollständiger Neubearbeitung herausgegeben von Christian Geyer Mit 500 Abbildungen im Text und 25 Farbendruck- und anderen Beilagen. (München, C. F. Beck.) 743 Seiten. Preis 11,50 M., gebunden 15 M.

Aus dem Vorwort ersehen wir, daß der Verfasser der ersten Auflage des Buches, Friedrich Baum, im Jahre 1883 gestorben ist. Christian Geyer in Altdorf hat mit Geschick und Verständnis die 2., reich vermehrte, irren wir nicht, fast verdoppelte Auflage besorgt und ein Buch geschaffen, das wir in jeder Hinsicht als Geschenkswerk auf das wärmste empfehlen. Der Prospekt, den die Verlagshandlung verschiebt, enthält folgende Sätze: „Wo man an den zeitbewegenden Fragen des christlichen Glaubens und Lebens und der kirchlichen Entwicklung Interesse hat, wird man Baum-Gehers „illustrierte Kirchengeschichte“ als ebenso schönes wie nützlichles Lese- und Nachschlage-, ja Erbauungsbuch, nach Umständen auch als Hülfsmittel für die Vereidigung und Potemil dankbar begrüßen und dieses Werk, das sich nicht auf die Schilderung mit dem Wort beschränkt, sondern die Ereignisse auf Schritt und Tritt mit bildlicher Veranschaulichung (von Porträts, kirchlichen Bauten, religiösen Kunstwerken, charakteristischen kirchengeschichtlichen Schriftstücken und Schriftworten etc.) begleitet, gerne seinem Bücherstapel einverleihen. Für die der Konfirmation entgegengehende oder schon konfirmierte Jugend beiderlei Geschlechts aber giebt es sicherlich kein passenderes Buch, als eben dieses Werk. Was sollte das religiöse Verständnis und das kirchliche Interesse des heranwachsenden Geschlechts mehr anregen und fördern, als die vertraute Bekanntschaft mit der reichen Geschichte der Kirche von ihrer Gründung an bis zur Gegenwart?“ — Diese Empfehlung sagt in der That nicht zu viel; die Illustrationen führen auf die anschaulichste Weise in den Geist der Zeiten ein. Aus den ersten Jahrhunderten werden uns die Funde in den Katakomben, Inschriften und Särge, Münzen aus der Kaiserzeit, Mosaiken und anderes mehr vorgeführt, also nicht abgeleitete, sondern wirkliche Quellen. Aus der ältesten Handschrift des neuen Testaments, dem codex Sinaiticus, werden ein paar Seiten im Facsimile mitgeteilt. Das kirch-

liche Mittelalter tritt uns in seiner Kunst, besonders der Baukunst, plastisch entgegen. Zur Charakteristik der Reformationsgeschichte finden wir u. a. in genauester Nachahmung einen der Ablassbriefe, mit denen Tegel gehandelt hat, die Tieltblätter und Proben der wichtigsten Flugschriften, welche Luther ausgehen ließ, ebenso Proben der ersten Bibelausgaben. Aus der neueren Zeit giebt das vorliegende Werk eine außerordentlich vollständige Sammlung von Porträts aller derer, die mehr oder minder auf die Entwicklung der Kirche Einfluß geübt haben, und zwar nicht nur der Theologen, sondern auch der Musiker, Schriftsteller und Dichter. Das Werk ist sorgföhrli bis auf die neueste Zeit. Wir begegnen noch den Bildern von Ludwig Richter und Cornelius, von Fliedner und Martensen. Selbst Pius IX. und Kaiser Wilhelm I. fehlen nicht darin. Die Darstellung der Geschichte ist eine möglichst farblose, was nicht anders sein kann in einem Werke, welches einen großen Leserkreis sucht. Indessen sind wir im wesentlichen einverstanden auch mit dem, was der Verfasser an heißen Stellen sagt, z. B. bei dem Gegensatz Luther-Calvin, über die Union u. a. d. Wo es unerläßlich nötig ist, z. B. bei dem Gegensatz Arius-Athanasius, wird offen Farbe bekant.

— Der Wandel vor Gott. Dargelegt nach den Fußstapfen des Patriarchen Joseph von Otto Funde. (Barmen, Ed. Müller.) 1890. 351 S.

Fundes Art der Darstellung ist bekant genug, braucht hier also nicht weiter charakterisiert zu werden. Er versucht es auf seine Weise, das Reich Gottes an die Menschenseele heranzubringen, und daß diese Weise sehr viele Vorzüge und schon manche gute Frucht gezeitigt hat, das darf man wohl schon aus der großen Zahl von Auflagen schließen, die seine Bücher durchgehends erleben. Seine letzte Schrift „Brot und Schwert“, die im Vorjahre erschien und damals auch hier angezigt wurde, war wohl das tiefste und reifste seiner Erzeugnisse, in der freilich seine besondere Eigenart, das zuweilen an Esstischerei grenzende Bemerkte der heterogensten Gedanken, Anekdoten u. s. w., am wenigsten zum Ausdruck kam. In ähnlichen Gedankengängen bewegt sich vielfach das vorliegende Buch, enthaltend erbauliche und belehrende Betrachtungen an der Hand der biblischen Josephsgeschichte, nur daß hier alles wesentlich populärer und auch lehrhafter gehalten ist. — Man braucht nicht Funde-Schwärmer zu sein, um auch dieses Buch herzlich willkommen zu heißen, diese erbauliche Auslegung der Josephsgeschichte, von welcher letzterer der Verfasser überzeugt ist, „daß Sokrates und Goethe, Cato und Hegel, der alte Kaiser Wilhelm und sein achtjähriger Urenkel in dem Preis derselben übereinstimmen würden, wenn man sie zusammenbringen könnte.“ Die Fundeschen Eigentümlichkeiten, die nicht alle für jedermann sind, fehlen hier freilich nicht. Nicht nur, daß in die schlichte Josephsgeschichte eine Fülle von Gedanken hineingetragen wird, die von Natur durchaus nicht in ihr liegen, — das ist nun einmal Brauch so bei den Theologen, und auch Funde

kennt das bei seinen Amtbrüdern sehr gut, wenn er S. 103 sagt: „Nur zu oft muß auch auf evangelischen Kanzeln das Schrittwort nur der Regel sein, an den man seine eigenen Gedanken anhängt.“ Warum auch nicht, wenn diese Gedanken nur gut sind? und das läßt sich von den Zuhörern meistens sagen. Nicht immer dagegen kann ich der Zuhörer Originalität zustimmen, die mir öfter einen geschulten Eindruck macht. Dafür ließen sich auch aus diesem Buche zahllose Beispiele geben. Wenn N. gelegentlich die Verwerflichkeit des Reibes darthun will, so redet er erst vom Minister Manbach, der die Wörte einen Giftbaum nannte, und sieht dann seinerseits im Reibe den rechten Giftbaum verkörpert; das ist doch mindestens etwas weit hergeholt. Auch eine absichtlich durcheinandergeworfene Aufzählung, wie: „Geschäftsfunktionen, Bierwirte, Künstler, Getreibe, Professoren, Schülern, Minister“ ist wohl kaum noch zeitgemäß und wirkungsvoll. Ebenso versteht Kunde wohl auf die meisten Leser die Wirkung, wenn er auf den eben und Egoten verfaulenden Joseph die drei ersten Zeilen des sinnerischen Volschiedes anwendet: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i, wie der Schain auf der Straßen,“ — denn wer das Lieb kennt, weiß, daß die Strophe mit „kein Diable mach mi!“ schlecht, und wenn einem dann zu allem Unglück noch die schöne Frau des Kothiphar einfällt, die den Joseph sehr gern mochte, dann ist das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht. — Doch das sind kleine Ausstellungen, wie man sie bei Kunde immer wird machen können. Daß daneben eine Fülle von wirklich originalen Gedanken, von geist- und herzbewegenden Aussprüchen sich findet, ist bei Kunde ebenso selbstverständlich. A. W.

— Berthes' Handlexikon für evangelische Theologen. Ein Nachschlagebuch für das Gesamtgebiet der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Vollständig bis 1880 in drei Bänden. Dreißig Lieferungen je 1 Mark.

Ich will nicht leugnen, daß die Ankündigung dieses Handlexikons mich mit einiger Sorge erfüllte. Es wird so viel in dieser Weise gearbeitet, daß man fragt: Wozu nun noch ein neues derartiges Werk? Solche Lexika bilben immer einen Niederschlag des jeweiligen Standes der Wissenschaft; die Wissenschaft selbst steht ja freilich nie still, sondern ist im beständigen Fluß und Wandel; aber irgend welchen Anknüpfungspunkt in der Entwicklung muß sie doch erreicht haben, wenn sie sich in Sammelwerken ablagert, und kann man denn nun von der Theologie der Gegenwart sagen, daß es so mit ihr steht? Es scheint wohl so, da ein starker Zug nach emmenthaldisch-lexikalischer Gestaltung sich bemerklich macht. Als das Berthes'sche Unternehmen ins Leben trat, lag ja der Vergleich mit dem kirchlichen Handlexikon von Meusel, fortgesetzt von Paad und Lehmann, sehr nahe. Inbesseren gleich die ersten Lieferungen gaben den Beweis, daß die beiden Werke doch verschiedenen Zwecken dienen und weit auseinandergehen. Zum Nachschlagen, zur schnellen Orientierung sollen beide dienen. Berthes ist kürzer, aber reicher als

Meusel. Der Vortisch, den er bringt, ist vollständiger. Er greift in die entlegensten Gebiete hinaus und geht auch an den jelteneren Wortbildungen nicht vorüber. Die neuere Wissenschaft schafft ja deren immer neue und legt sie so wunderlich zusammen, daß man zuweilen zweifelnd vor dem eigentlichen Sinn steht. Was z. B. Thstologie bedeutet, das weiß man schon, aber wo wird nun das Wort angewendet? Die Artikel über die wichtigeren Sachen sind etwas ausführlicher gehalten. Hier bleibt aber doch natürlich manches zu fragen übrig. Warum ist bei Ehescheidung nicht von Wiederverheiratung Geschwener die Rede? Oder soll diese Frage für einen besonderen Artikel, etwa unter Wiedertrauung oder Trauung ausbewahrt bleiben? — In dem Absatz: Liturgisches zum heiligen Abendmahl ist jedenfalls zu wenig gegeben; man gewinnt von seinem Ritus ein deutliches Bild. Die reformierte Form der Feier ist nicht einmal erwähnt; die Bemerkung: die Elemente sind in der römischen und lutherischen Kirche gesäuertes, in der griechischen ungesäuertes Brot, ist geradezu falsch; die römische Kirche fordert ungesäuertes Brot, nur ist dasselbe nach dem Kateschismus zum Sakrament nicht wesentlich notwendig, dagegen gebraucht die griechische Kirche gesäuertes Weizenbrot, indem sie davon ausgeht, daß der Herr das Abendmahl vor der Passahfeier eingekehrt habe. — Eine besondere Eigenart aber gewinnt das Berthes'sche Lexikon durch seine Richtung auf die praktische Theologie. Es enthält eine Lieberfonkordanz, welche dem Gedächtnis beim Nachschlagen einzelner Verse des Gesangbuches sehr zu Hülfe kommen kann. Es geht auch in die Homiletik hinaus und fährt eine Reihe von Themen und Dispositionen vor. Es geht zu jedem Artikel, der kunsthistorische Bedeutung hat, einen Heberbild über die kunsthistorische Darstellung. Die Lehrform darf man als eine positiv-gläubige bezeichnen, konfessionelle Theologen werden sich freilich nicht durchweg von derselben befriedigt finden, auch scheint mir die Litteratur nach der lutherischen Seite hin nicht immer gleichwertig mit der andern behandelt zu sein. Immer aber wird dieses Handlexikon in der Weise, wie es sich die Aufgabe stellt und wie es biefelbe vollzieht, seinen eigentümlichen Wert unter den ähnlichen Werken dieser Art behaupten und für den, der sich erst in dasselbe hineinarbeitet hat, ein sehr schätzbares unentbehrliches Hülfsmittel werden. Bisher liegt mir die VI. und VII. Lieferung vor, welche bis zu dem Artikel „Freikirchen“ reicht. D.

— Calwer Kirchenlexikon. Illustriertes theologisches Handwörterbuch. Unter Mitwirkung namhafter evangelischer Theologen herausgegeben von Diaconus Lic. theol. P. Keller in Wablingen. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1889.

Wird es des Guten nicht zu viel? Das treffliche und gelehrte Meusel'sche Kirchenlexikon ist noch lange nicht vollendet, hat so viel Eingang und Lob sich allerorten, wo man gläubige Betrachtung der Kirche und ihres Lebens zu würdigen versteht, erworben, und schon erscheint ein zweites!

Es will aber das Calver Kirchenlexikon jenem größeren ersten durchaus keine Konkurrenz machen. In kurzen, jedem Gebildeten verständlichen, durch zahlreiche Illustrationen dem Verständnis nahegebrachten Artikeln behandelt es die kirchlich wichtigen Personen und Sachen, Lehrer und Lehren. Auch dem Laien ist alles verständlich, auch dem weniger Bemittelten der Kauf möglich. Das ganze Werk wird in 2 Bänden 16 Lieferungen (à 1 M.) umfassen. Es wird hoffentlich evangelische Anschauung in viele Häuser tragen, in denen theologische Gelehrsamkeit keine Stätte haben kann. A. F.

— **Psalterium**, das ist Erbauliche Erklärung etlicher Psalmen für Kranke und Sterbende von Friedrich Meyer, Pfarrer und Rektor der Diakonissenanstalt zu Neuenbittelau. (Leipzig, in Komm. v. J. C. Hinrichs.) 122 S. 1 M. Selbst unter dem Druck vieler und schwerer Leiden hat der Verfasser einen Trunk Trostwasser aus dem Psalter geschöpft, um ihn den in Leidenshöhe schmachtenden Seelen darzubieten. Das Selbsterfahren ist ja bekanntlich das Beste. So vielmals der Psalter auch schon ausgelegt worden ist: noch niemand hat ihn angefeuert. Dafür ist er das Buch, wie Luther sagt: „das aller Heiligen Büchlein ist, das nicht nur die Werke der Heiligen, sondern auch ihre Worte erzählt, wie sie mit Gott geredet und gebetet haben und noch reden und beten.“ Aus diesem Reichtum giebt auch unser Büchlein gar manchen neuen Bild, auch Sichtbilde, die erleuchtend und verflärend hineinzufließen sollen in unsere Herzen. Die Betrachtungen sind kurz, innig, herzlich, und jede schließt mit einem Liebers. Welche schöne Gedanken darinnen zu finden, davon möge die eine Stelle aus der Betrachtung über Psalm 90 Zeugnis geben: „Aus dem Wasser gezogen,“ so begann Noas Leben. Auf Berges Höhe fand es seinen Abschluß mit dem Blick ins Land der Ruhe; dazwischen lag viel Mühe und viel Erfahrung der Güte und des Ernstes Gottes. — Aus dem Wasser der Taufe sind wir als gerettete Kinder der Gnade geboren, auf Bergeshöhe fährt uns der Herr, wenn wir die heilige Wegzehr im Sakramente empfangen, bevor wir sterben. Wenn nun dazwischen ein Leben voll redlicher Mühe liegt im Dienste Christi und im Kampfe wider die Sünde, so heißt's am Ende von uns: „Wer so stirbt, der stirbt wohl.“ — A. F.

— **Kleine Bibellunde**. Ein Hütjebüchlein für den Schul- und Konfirmanden-Unterricht. Von K. Kluduhn. Zweite verbesserte Auflage. (Leipzig, Fr. Richter.) 40 Pf.

Die Einführung in die heilige Schrift gehört zu den wichtigsten Aufgaben der christlichen Unterweisung, zumal in der evangelischen Kirche, der Kirche des Wortes Gottes. Aber so anerkannt die Forderung ist, so mangelhaft die Ausführung. Es fehlt zumeist an der Zeit dafür. Aber auch am richtigen Maß. Der Ort dafür im Katechismus wird ja zumeist in den Vorbereitungsfragen zum ersten Hauptstück zu suchen sein. Aber hier hat

man dann die natürliche Sorge, man möchte sich zu lange aufhalten und hernach nicht fertig werden, zumal da, wo man den ganzen Katechismus in einer kurz bemessenen Zeit fertig bringen soll. Der Verfasser hat eine ansprechende Weise, lehrhaft und zugleich erbaulich, das Stoffliche vorzuführen, er hat das richtige Maß und den richtigen Ton getroffen; so wird gewiß auch diese zweite Auflage sich ihren Weg bahnen. D.

— **Salte, Was Du hast!** Ein Jahrgang Predigten von H. Sichelmann, Prof. d. Theol. und Universitäts-Prediger in Dorpat. (Dorpat, C. J. Karow's Verlag.) 1889. 6 M.

Dieser sehr vollständige Jahrgang, enthaltend 69 Predigten über freie Texte, kann warm empfohlen werden. Die Dispositionen sind klar und leicht behältlich, die Predigten selbst schlicht und dennoch, oder gerade darum tief. Selten wohl nur wird ein Predigtbuch seinem Titel so völlig gerecht, wie dieses, durch welches sich die apokalyptische Mahnung wie ein roter Faden hindurchzieht. Dabei tritt aber die Person des Verfassers immer ganz in den Hintergrund, woburch seine wahrhaft evangelischen Zeugnisse ein immer objektives Gepräge tragen. Aus die Aen. 10, 19, 24, 27, 29, 46, 48 und 66 machen wir ganz besonders aufmerksam. — Die Ausstattung ist sehr gelungen; nur hätten wir einige, sonst treffliche Kasualreden, lieber als Schlussgabel gesehen. C. v. K.

### 3. Geschichte.

— **Bilder aus der älteren deutschen Geschichte** von Gotthold Klec. Erste Reihe: die Urzeit bis zum Beginn der Völlerwanderung. (Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann.) 1890. 284 S.

Zu einer Reihe von zusammenhängenden Einzelbildern giebt der Verfasser eine anziehend geschriebene Darstellung unserer älteren Geschichte, die in hohem Grade geeignet ist, die Liebe zu unserer Vorzeit zu fördern. Besonders nützlich erscheint das Buch für Schülerbibliotheken, da es mancherlei Verhältnisse, die in dem Unterrichte nur kurz berührt werden können, in wirklich lehrreicher Weise ausführt. Aber auch zum Selbststudium, besonders für Schüler höherer Klassen, ist das Buch um deswillen zu empfehlen, weil es den Vortrag besitzt, den Leser zu fesseln, was nicht von allen Darstellungen aus Germaniens Urzeit gesagt werden kann. Sch.-K.

— **Die Christen während der französischen Revolution**. Vortrag von K. Stodmayer, Pfarrer. (Biel, C. Detloff.) 35 S. 50 Pf.

Der mehr oder weniger bekannten Geschichte des Martyriums der um ihres christlichen Glaubens willen verfolgten und getödteten Priester und Bischöfe, der Abschaffung des Christentums und der Einführung jämmerlicher Surrogate durch Robespierre und La Revellière, hat der Verfasser ein Schlusskapitel angehängt, in welchem er darauf hinweist, daß die Sozialdemokraten möglicherweise eine Wiederholung jener Gräuol vor hundert

Jahren ins Werk setzen, daß aber auch diesen gegenüber das Wort sich bewähren werde: Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat — und fort und fort überwinden wird. — Es werden oft derartige Vorträge ohne Beziehung auf die Gegenwart gehalten, auch von Theologen, darum sei dem Verfasser Dank gesagt für sein Schlußkapitel. O. K.

— Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolf Schleiden. Neue Folge 1841—1848. (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) 1890.

Der vorliegende Band der Erinnerungen R. Schleidens bewegt sich größtenteils auf politischem Gebiet. Die erste, kleinere Hälfte malt naturwahr und scharf das Stillleben des Verfassers auf dem Amte zu Reinbek in Holstein, wo er als Amtsekretär seine erste Schule in der Justiz und Verwaltung — damals in Holstein nicht von einander getrennt — durchmachte, in einer Stellung, die der heutigen Generation von Richtern und Verwaltungsbeamten ganz fremd geworden ist. Die in Melubed zugebrachten Jahre verließen ohne große Ereignisse dienstlicher Art, aber Schleiden versteht zu erzählen, und die Schilderung dieser Zeit wird zu einem Kulturbilde, das man mit Interesse und nicht ohne Nahrung liest. Im Jahre 1843 trat der Verfasser zuerst als Hilfsarbeiter in das General-Kollammer- und Kommerz-Kollegium in Kopenhagen ein, in welchem er nach zwei Jahren zum Kommittierten, d. h. vortragenden Rat anrückte, befand sich also in der Hauptstadt Dänemarks gerade zu der Zeit, in welcher sich die folgenschwersten Ereignisse für dieses Land teils vorbereiteten, teils abspielten; seine dienstliche Stellung und seine vielseitige Begabung führten es mit sich, daß manche der anschlagegebenden Persönlichkeiten ihm ihr Vertrauen schenkten; er sah also die Ereignisse jener bewegten Jahre nicht nur, sondern er lernte die Triebfedern und Ursachen derselben kennen. So sind die Erinnerungen der Jahre 1843—1848 eine lebhaft und doch im ganzen objektive Geschichte der Völker und der Revolution in Dänemark und in den Herzogtümern, und Verfasser sagt mit Recht in seinem Vorwort, daß seine „eigenen Erlebnisse nur den Rahmen des Zeitbildes, das er zu entwerfen sucht“, bilden. Wenn wir auch nicht jeder Ansicht des Verfassers, so z. B. der von ihm im Allgemeinen über Kolonialpolitik geäußerten, zustimmen, so können wir doch das liebenswürdige und geschichtlich wertvolle Buch unbedingt empfehlen, in der Hoffnung, daß es auch außerhalb Schleswig-Holsteins einen größeren Leserkreis finden möge. v. H.

#### 4. Biographisches.

— Karl Gerol. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Von Dr. Hermann Rosapp, Diakonus in Heidenheim. Mit dem Bildnis Gerols in Lichtdruck. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) 84 S. 1 M., geb. 1 M. 50 Pf.

Ein im Museum zu Tübingen gehaltener, nachträglich etwas erweiterter Vortrag, welcher das

Bild des Dichters und Predigers Gerol treu nach dem Leben zeichnet. Der Verf. ist ein Schüler Gerols. Wie Gerol ist auch der Verf. maßhaltend, darum glaubt man ihm, und man freut sich, daß er keine überchwängliche Lobschrift abgefaßt hat. — Gerol war 45 Jahre alt, als er seine erste Gedichtsammlung, die Palmblätter, veröffentlichte. Die Dichtertage unserer Tage geben mit dreißig Jahren ihre „geräumelten Berke“ heraus, denn sie haben die Welt mit ihren ersten unreifen Früchten beglückt, ehe sie volljährig geworden sind. O. K.

— Das Leben des Grafen August von Werder. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet von E. von Conrady, General der Infanterie z. D. (Berlin. E. S. Mittler und Sohn.) 1890. 6 M.

Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung — als Freund des Werderschen Hauses in erster Reihe berufen, sie zu schreiben — war sich der Schwierigkeit des Unternehmens wohl bewußt. General von Werder war ein pflichteifriger, tüchtiger Offizier, der aber, abgesehen von einer an Abenteuern wenig reichen Reise in den Kaukasus, bis zum Jahre 1870 nichts gethan und erlebt hatte, das ihn zum Helden eines Buches qualifizierte. Erst der französische Krieg brachte ihm Vorbereiten und Ruhm in einer Fülle, wie sonst, außer dem Feldmarschall Grafen Moltke, keinem deutschen General, und auch hier fehlte es nicht an Stimmen, die diesen Ruhm verkleinerten und dem Glück, sowie Augen Rathgebern einen überwiegenden Anteil beizumessen. Der Verfasser, der Werder persönlich kannte, und dem alles vorhandene Material zur Verfügung gestellt wurde, suchte Werder gerecht zu werden; vor allem beweist er in unwiderlegbarer Weise, daß die eiserne Pflichttreue und Beharrlichkeit des Generals sowohl bei der Belagerung von Straßburg, wie in der Schlacht an der Voivre großen, wenn nicht den Hauptanteil an dem Erfolge gehabt haben. Wir lernen in General v. Conradys Buch Werder als einen frommen Christen, einen vornehmen Mann, einen Soldaten von eiserner Art und einen gutberzigen, liebenswürdigen, bescheidenen Menschen kennen, den man achten und hochschätzen muß. Wie natürlich, bringt das Buch der Lebensbeschreibung eines Soldaten auch viele militärische Einzelheiten, auf die hier nicht eingegangen werden kann; viel neues ist nicht dabei, zumal Graf Werders Tagebücher zum Teil verloren gegangen sind, und die Aufzeichnungen, die er über 1870/71 gemacht und versiegelt dem Archiv zu Merseburg übergeben hat, erst 1890 eröffnet werden dürfen. Mit Wärme und Liebe, ohne Lobhudelei geschrieben, ist diese Lebensbeschreibung ein würdiges Denkmal des Eroberers von Straßburg und Besiegers der Armee Bourbaki. v. H.

— Karl Graf zu Wied, königlich Preussischer Generalleutnant. Ein Lebensbild zur Geschichte der Kriege von 1734 bis 1763 nach den hinterlassenen Papieren des Berewigten und anderen ungedruckten Quellen von Fr. von der Wengen. (Götta, F. A. Perthes.) 1890. 10 M.

Das Buch wendet sich ausschließlich an militärische Leser. Der aus dem Gebiete der Militär-Literatur durch tüchtige Werke bekannte Verfasser legt auch in dieser Biographie eine ganz hervorragende Belesenheit, großen Fleiß und ein bedeutendes Geschick zu erzählen an den Tag; die beiden ersten dieser für einen Schriftsteller sehr wertvollen Eigenschaften haben ihn freilich dahin gebracht, das Buch durch eine Menge von unter dem Strich stehenden Quellenangaben, Auszügen u. s. w. unverhältnismäßig anwachsen zu lassen. Ueberhaupt scheint uns der Umfang der Lebensbeschreibung zu groß zu sein (über 500 Seiten). Der General zu Wied war ein verdienter und namentlich in den letzten Jahren des 7jährigen Krieges auch von Friedrich d. Gr. geschätzter Offizier, dessen Name indes wenig in den geschichtlichen Werken hervortritt, und der auch keineswegs in seiner Bedeutung an manche andere berühmte Generale seiner Zeit heranreicht; wir glauben deshalb, daß der an sich gute Zweck, ihn der Vergessenheit zu entreißen, durch ein trockenerartiges Buch besser erreicht wäre, wie durch dieses ziemlich didaktische Werk, zumal da die Herausgabe der vom preussischen Generalstabe unternommenen neuen Bearbeitung der schlesischen Kriege und des siebenjährigen Krieges schon in nächster Zeit beginnen wird. Auf die Einzelheiten des Wengenschen Buches können wir hier nicht eingehen, das ist Sache der Sprachkritiker; im allgemeinen aber ist der Darstellung Klarheit und besonnenes Urteil nachzuräumen.

v. H.

— Henriette Wislesen und ihre Freunde. Ein Bild aus der norwegischen Kirche. Herausgegeben von K. N., Verfasserin von „Norwegische Bilder“. Bevormundet von Dr. theol. Löber. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) 1890. 4 M.

Das Buch beschenkt uns mit einem Lebensbilde aus der norwegischen Kirche. Frau Wislesen wurde in der Stadt Bergen als Henriette Vibe am 9. April 1809 geboren. In erster Ehe war sie mit Christian Gluckstad, einem Regierungsbeamten, vermählt, wurde aber schon nach 9 Jahren Witwe. Nach ihrer Erweckung zum lebendigen Glauben stellte sie ihren Witwenstand ganz in den Dienst der hellenden Christenliebe. Mit rastloser Thätigkeit griff sie bald über den engeren Kreis der Familien- und Gemeinde-Dialoik hinaus, um unter dem Beirat zahlreicher christlicher Freunde die damals überall noch ganz darnieder liegenden Gebiete der inneren und äußeren Mission in den Bereich ihres Vetens und Schaffens zu ziehen. Zuletzt sehen wir sie noch wenige Jahre hindurch als Gattin des Bischofs Wislesen von Tromsø, dessen weitgreifende amtliche Wirksamkeit ihr Gelegenheit gab, die ihr unentbehrlich gewordene Dialoikthätigkeit ohne Bernachlässigung ihrer nächsten Pflichten fortzusetzen. Das Lebensbild bietet zunächst ein gewisses Interesse dadurch, daß wir mit einer Reihe bedeutender Männer der norwegischen Kirche bekannt werden, dann aber fesselt auch die innere geistliche Entwicklung der gottesfürchtigen Frau. Diese Entwicklung ist unständlich und ausführlich geschildert und ergibt

sich aus zahlreichen Briefen und Tagebuchblättern. An früheren Erlebnissen ist das Leben verhältnismäßig arm. Das Buch hat einzelne Längen, wird aber trotzdem manchen Freunden und namentlich Freundinnen einer erbaulichen und sinnigen Lektüre eine willkommene Gabe sein.

## 5. Kunst.

— Das Mysterium der Kunst von Hans Warbach. (Leipzig, C. L. Hirschfeld.) 1890. 57 S. 1 M.

Es ist durchaus nichts neues, was hier über das Wesen und die Aufgabe wahrer Kunst gesagt ist, aber die klare und geistvolle Art, wie es gesagt wird, und sobann die Tendenz, dem Naturalismus in der Kunst auch auf rein künstlerischem Gebiete zu begegnen, geben dem Wiederaufrischen alter Wahrheiten die volle Legitimation. Kunst ist Nachahmung der Natur, gewiß; aber nicht slavische; sonst wäre z. B. eine Photographie das höchste Kunstwerk, die doch im Gegenteil gar keine ist. Der wahre Künstler, gleichviel ob Maler oder Dichter oder Vertreter der übrigen Künste, sucht in den besonderen Erscheinungen der Natur das Allgemeine zu erfassen und wiederzugeben. Das kann ihm aber nur dadurch gelingen, daß er seine eigene Individualität, seine eigenen Empfindungen und Gedanken an die Erscheinungen und Vorgänge heranträgt und dann aus solcher echt künstlerischen Seelenstimmung heraus sein Bild malt oder sein Buch schreibt und seinen Thon knetet. Ein so entstandenes Kunstwerk muß überall wirken, vorausgesetzt natürlich, daß der Künstler sich auch die nötige technische Fertigkeit, die nur durch rastlose Thätigkeit zu erwerben ist, angeeignet hat: denn jeder sieht ja in demselben das Allgemeine, das Menschliche verkörpert und somit auch wieder sich selbst oder ein Stück von sich. Daraus beruht endlich auch zum großen Teil unser Interesse am wahren Kunstwerk: mit sich selbst beschäftigt sich jeder am liebsten, und so ist der Kunstsinne im letzten Grunde wieder eine höchst verfeinerte Spielart des Egoismus. (Diesen letzten Gedanken spricht Warbach nicht so offen aus, er folgt aber unmittelbar aus seinen Darlegungen.)

Die Hauptpitze der Warbachschen Ausführungen richtet sich, wie erwähnt, gegen den Naturalismus in der Kunst, diese „lärmende Kunst-Heilsarmee“, oft in recht draßlicher, stets aber verbindlich bleibender Weise. Wo er von den Augenrunderischen Bauern spricht, die bekanntlich gar nicht einmal richtige Bauern sind, auch nicht sein sollen, sondern in erster Linie Menschen vorstellen, und dadurch allein interessant werden, meint er mit offenbarem Seitenblick auf die „Freie Bühne“: „Denn für den Künstler und die bloßen, aber nicht immer ganz blinden Kniee und das schauerhafte Deutschradbrechen, kurz für das Kostüm wird sich doch so leicht niemand begeistern — oder doch? Na, das ist ja Geschmackssache.“ — Wenn daneben auch gegen einen solchen Idealismus polemisiert wird, so kann man dem Verfasser in soweit beistimmen, als er sich gegen diejenigen Idealisten wendet, die, wie von den Malern und

Bildnern ein Teil der Nazarener, von den Dichtern der Romantiker, ihre Schöpfungen im bewußten Gegensatz zur Natur herauszubilden. Man lese aber folgenden Satz auf S. 47: „Dass diese Freude an der Kunst eben nur eine Freude an der Form ist, eine Freude, die gar keine stoffliche Beimischung fordert, sondern im Gegenteil eine solche aufzuheben strebt — das empfindet jeder, der überhaupt mit einer derartigen Empfindungsfähigkeit ausgestattet ist.“ Das mag ja sein, es giebt aber auch andersartige Empfindungsfähigkeiten. Der Verf. hat bei seinem Sage wohl nur an die Bildnerei gedacht, wo derselbe allenfalls tritt. Aber schon bei der Malerei wird ein solches Unterschätzen der Komposition und des Gehaltensinhalts eines Gemäldes auf lebhaften Widerspruch stoßen und gar erst bei der Dichtkunst! Wirkt auch diese bloß durch die Form? Dann freilich wäre es so, wie der Verf. zuweilen als eine ganz annehmbare Ansicht durchblicken läßt, ohne sie selbst offen vertreten zu wollen: daß nämlich ein eigentliches „Mysterium“ bei der künstlerischen Begabung nicht obwalte, daß die Schaffung eines Kunstwerkes durchaus auf rastloser, hingebender Thätigkeit beruhe. Rafael ohne Arme wäre kein künstlerisches Genie gewesen, beantwortet er die Frage des Malers Conti in Lessings „Emilia Galotti“. Umgekehrt kann er einem alten Gesangslehrer nicht ganz unrecht geben, „der behauptete, alle Menschen wären zum Sänger oder zur Sängerin geboren, und wenn sie es nicht bis zum Wachtel oder zur Patti brächten, so läge das nur daran, daß sie nicht bei ihm eingestanden nähmen.“ Das sind nun freilich Ansichten!

A. W.

## 6. Poesie.

— Phaeton. Ein Trauerspiel in vier Akten von Karl Wilhelm Geißler. (Eöthen, Paul Schettlers Erben.) 1889. 70 S.

In hervorragend schöner Sprache und Darstellung ist hier der spröde Stoff des Phaeton mit gutem Erfolge behandelt. Ob jedoch dieser Phaeton nicht nur für den Leser, sondern, wie der Dichter hofft, auch für die moderne Schaubühne geschrieben ist, und sich „den Beifall des Publikums und den Dank der Schauspieler“ zu verdienen vermag, das möchten wir dahingestellt sein lassen. Es würde ja für den Geißler des Publikums allerdings ein gutes Zeichen sein, wenn dem so wäre; wenn sich daselbe nicht durch mangelnde Reuehrlichkeiten abhalten ließe, die Schönheit dieses Trauerspiels zu würdigen, aber — der gute Geißler der Menge? Das ist's gerade. Man ist allmählich einigermaßen berechtigt, daran gewisse Zweifel zu hegen. — Uebrigens wird es selbst für die fortgeschrittene Elektrotechnik unserer Tage doch schwer sein, einen einigermaßen imponierenden Helios auf die Bühne zu zaubern, der die wackeren Sonnenrosse seinem vermessenen Sohne überläßt.

Die Zweifel Phaetons an dem dreimaligen heiligen Eide seiner Mutter, der er unbedingt Glauben schenken mußte, sind sehr wenig begründet, nicht übel wird dagegen durch seine Liebe zu einer

Unsterblichen der lähne Entschluß seiner Sonnenfahet motiviert.

Prinzel läßt der Verfasser auffallenderweise männlichen Geschlechts sein. Primula veris.

Sch.-K.

— Initium Fidelitatis. Humoristisches Lieberbuch von Ernst Eckstein. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.) 127 S. 1 M.

Alte Bekannte, von denen man die besten vereinzelte schon die und da in den „fliegenden Blättern“ nicht ohne Genuß gelesen hat, die aber, als Ganzes vereinigt, einen weit weniger angenehmen Eindruck machen. Eins oder zwei dieser humoristischen Liebdyden läßt man sich, wenn man bagwischen ein paar witzige Zeichnungen betrachtet, zur Abwechslung einmal gefallen, aber gleich einen ganzen Band auf einmal? — Wir begreifen nicht, wie eine 12. stark vermehrte Auflage davon hat nötig werden können, selbst wenn Herr Richard Eckstein der Verleger des Herrn Ernst Eckstein war.

Nicht umsonst, wie sein Vorbild, der große „deutsche“ Dichter Heine, hat auch der kleine deutsche Dichter Eckstein in dem großen Paris gelebt. Vegetiert singt er daher von dem Bois de Boulogne:

„Aus des Zweifels dürrer Heide  
Flüchte an den Strand des Lebens!  
Dieses Meer von Sammt und Seide  
Wogt und brandet nicht vergebens.“

Der Strand des Lebens an einem Meer von Sammt und Seide zu Paris — das ist doch mehr die Phantasie eines *tailleur français*, als die eines deutschen Dichters.

„Ich habe dich längst vergessen,  
Rein seliges Paradies . . . !  
Eh bien! Es lebe die Hölle!  
Es lebe das tolle Paris!“

Das läßt ein deutscher Dichter 1890 in Berlin bruden! S. 65 kommt der sittlich entrüstete Deutsche dem in puncto morum vorurteilsoferen Franzosen gegenüber natürlich schlecht weg. Man muß lachen über ihn. In anderer Art widerwärtig ist A. B. der Hymnus nihilisticus mit seinem Gemisch herber Verzweiflung und banalen Wipes.

„Des Lebens Kern ist eitles Larisari:  
Gejaget, wer der Hoffnung sich entschlägt!“

„Schal ist zuerst der Glaube uns geworden,  
Dann ward uns schal sogar der Liebe Städt!“

„Johannes Fuß, den Rasheit und Verblendung  
Nicht auf den Sand, doch auf das Holz  
gefesht,  
Erklärte läßt die Sache für Verschwendung,  
Und war vergnügt und rauchte bis zu Lebt.“

Sokrates „goß fromm sich Schierling in die Bowle“. S. 71 singt der Dichter oder läßt vielmehr einen edlen jungen deutschen Mann allen Ernstes singen:

„Was kümmern eure Fabeln mich,  
Was Pflicht, Moral und Etilette?“



Ist das noch humoristisch? Am geschmackloseten sind die „sünfundwanzig Sypperdeln auf Herrn Doktor Hellwigs große Fräse“. Bislofe Primauervere.

Vieles, sehr vieles andere dagegen, besonders A. W. die im sächsischen Dialekte geschriebenen Oden sind ganz vorzüglich schön und machen manches wieder gut. Aber als zum Iutium Fidelitatis zu fingen, dafür haben deutsche Studenten doch zum Glück geeigneter Lieber, als diese humoristischen Lieber Ernst Ecksteins.

Sch.-K.

— Unsere Toten. Deutsche Lieber und Romanzen. Nebst einem Anhang: Gesänge für vaterländische Gedenktage. Von Gustav Wed. 3. verm. Aufl. (Paderborn, F. Schönningh.) 1889. 166 S.

Heutzutage, wo die Dichtkunst ein Gemeingut oder besser ein gemeines Uebel geworden ist, und wo besonders auch aus dem Gebiete der patriotischen Dichtung Unglaubliches verbrochen wird, ist es doppelt angenehm, wenn man ab und an eine frische Oase in dem unerwünschten, dünnen Wüstenlande entdekt. Eine solche bedeutet das oben namhaft gemachte Buch für die kleine Sahara, die sich politische oder patriotische Poesie nennt, unbedingt. Das hohle Pathos, die did aufgetragenen Farben und dabei die überall hervortretende Unsauberkeit des Ausdrucks, die man an Festgedichten jeglicher Art so gut kennt, sind hier ganz vermieden, oder genauer: sie sind nicht da, denn der Verfasser dieser Dichtungen ist offenbar ein wirklicher Dichter, für den ein Vermeiden jener Fehler gar nicht in Frage kam. — Dem Andenken Kaiser Wilhelms I. sind 15 Dichtungen geweiht, zum Teil Hauptereignisse aus des Kaisers Leben (Seban — Glück zum Urerleiten — Tante Nacht u. a.), zum andern seinen Tod behandelnd. Unter letzteren ist als besonders ergreifend „Des Toten Paladine“ zu nennen, in der die historische Scene im Reichstage geschildert wird, in welcher Bismarck die letzte Unterchrist des entschlossenen Kaisers, die Zusammenberufung des Reichstages, vorweist und, selbst tief ergreifend, daran einige Worte über den erlittenen Verlust knüpft.

„So sprach der Fürst, und heut versteht

Ein jeder, wie er's meint,

Und Flüstern durch die Reihen geht:

„Der Kaiser hat gemeint!“

Ein weiterer Kranz von Dichtungen ist dem Kaiser Friedrich gewidmet, und dann folgen „Namen und Namenlose“, darunter auch der im Jahre 1883 alljährlich heimgegangene Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. — Den Beschluß bildet ein Anhang verschiedenartiger patriotischer Lieber, bei denen zum Teil auch die Sangesweisen namhaft gemacht sind. A. W.

## 7. Literaturwissenschaft.

— Der deutsche Roman. Geschichtliche Rückblicke und kritische Streiflichter von Karl Nehorn. (Ahn und Weipig, Albert Ahn.) VIII u. 274 S. 4 M.

Nach der Einleitung nimmt der Verf. „einen parteilosen Standpunkt“ ein. Dieser Behauptung

kann man nach Durchlesung seines Buches nicht widersprechen. Ueberall hütet er sich vor Extremen. Wenn er einem Romanschreiber, der „dauernde Beachtung“ — für ein oder zwei Jahrzehnte — gesunden hat, das ihm gebührende Lob spendet, wird alsbald dafür geforgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Eine Explosion erfolgt nie, kann nicht erfolgen, denn überall ist für Ventile geforgt. Das Buch von Nehorn hat mich an eine Bemertung erinnert, welche einst der geniale Morhad in Heidelberg gegen den Criminalisten Birbaum, weiland Kanzler der Universität Gießen, gerichtet hat. Nachdem Morhad die außerordentliche Vorfrist Birbaums im Behaupten und Einschränken seiner Behauptungen und insolge davon die Unmöglichkeit dargethan hat, mit seinem Gegner etne litterarische Debatte zu führen, sagt er seine Erfahrungen in das Wort zusammen: „Herrn Kanzler Birbaum zu widerlegen ist dieselbe Kunst, wie einen Jagahauben in seinem Domitz greifen.“ — Von Urtilien in den „Wahlverwandtschaften“ sagt Nehorn, daß sie unschuldig schuldig geworden, daß der Tod an ihr eine sühnende, reinigende Kraft geübt habe, und fügt hinzu: „ob das christlich gedacht sei, lassen wir billig dahin gestellt.“ Also noch nicht einmal so viel Energie besitzt der Verf., jene winzige Nebenart von der sühnenden Kraft des Todes als den direktesten Widerspruch gegen das Wort der Bibel: Der Tod ist der Sünden Sold, zu bezeichnen. — Auf irgend welche Vollständigkeit hat der Verf. verzichtet. Doch hätte er Schriftsteller wie Holtei und J. Gotthelf nicht übergeben und neben Urtilie Wildermuth den Namen Marie Rastbusch nicht verschweigen dürfen. Die Bücher der letzteren werden dreißig Jahre nach ihrem Tode von diesem und jenem Verleger erlaubter Weise nachgedruckt. Das wird den Romanen B. Auerbachs, G. Ebers u. s. w. schwerlich passieren! Zu S. 165 bemerke ich, daß vom ersten Erscheinen der ägyptischen Königtöchter bis zur Ured, der Rürnberger Patriziertöchter, nicht 15, sondern 24 Jahre verfloßen sind. Ebers regiert bald ein ganzes Menschenalter, aber sein Regiment ist nur noch ein Schatten gegen früher. Selbst Nehorn magt gegen Ebers die Behauptung: „Jeder Roman ist tadellos in seiner Toilette, vollendet in seinen gesellschaftlichen Affären; aber es wohnt keine Seele in ihm, der es gelänge, und mächtig anzuziehen, geschweige denn dauernd zu fesseln.“ — „Der Zeitroman verfolgt auch in seinen genannten und geleisten Vertretern eine Richtung, welche bei jedem wahren Freunde unseres deutschen Volkes wie unserer deutschen Litteratur ein nicht geringes und berechtigtes Bedenken erwecken muß.“ (S. 270.) Wie vorsichtig! Ein nicht geringes Bedenken! Wäre Nehorn energisch, verständig er Farbe zu bekennen, wüßte er zu unterscheiden, so wäre es ihm unmöglich, in einem Atem von einer „pietistischen hochkirchlich-orthodoxen Richtung“ zu sprechen, dann würde er seinem Unwillen, seiner Entrüstung, seinem Jörn bei Besprechung des neuesten Zeitromans Luft gemacht haben. Dem Hejchenen Atheismus scheint er nicht entgegen zu sein; welcher religiösen oder religionsartigen Anschauung er aber

sich hinneigt, erfährt der Leser nicht. Dazu kommt, daß der Verf. sich am liebsten in allgemeinen, theoretischen Darlegungen über die Bedeutung des Romans an sich und den verschiedenen Sorten des Romans ergreift, Darlegungen, welche der Fachmann überschlägt, weil sie ihm geläufig sind, der Nichtfachmann aber ebenfalls, weil sie ihn langweilen. Es liegt auf der Hand, daß Mehrern Schadeb nichters anrichten, im Gegenteil, daß er dem Göpkenbiß, welcher mit diesem und jenem Romanschreiber heutzutage getrieben wird, hie und da Abtrag thun kann. Mit dieser Einschränkung, mit diesem mäßigen Lob kann ich das Buch *Der deutsche Roman* empfehlen.

O. K.

— Die deutsche Litteratur in der Klemme. Eine litterarische Randglosse von Dr. Anton Schmid. (Weimar, Verlag von Herrn. Weißbach.) 1850. 45 S. 1 R.

An dieser „Randglosse“ gefällt uns die Art, wie der Verfasser mit Karl Bleibtreu umgeht, offen gestanden am besten, obgleich sie trotz ihres derben Dreinschlagens doch noch lange nicht der grobe Keil ist, der auf Karl Bleibtreu eigentlich gehört. Der Verfasser besitzt eine gute Kenntnis der zeitgenössischen realistischen Litteratur, hofft aber vieles von ihr, resp. von dem „goldenen Mittelwege“, den sie einschlagen hat nach seiner Meinung, was wir nicht zu hoffen vermögen. „Weise regt sich die Hoffnung, daß der vor der Hand noch unscheinbare Heinrich Hart demalst zu einem kleinen Homerlein auswachse.“ Ein kleines Homerlein hätten wir also, aber, fragt der Verfasser S. 41, „wer wird in unserer litterarischen Bewegung der Messias oder auch nur der Täufer sein, der die jähren Gegenätze vereint und der neuen Dichtung eine Gasse haut?“ Ein Täufer, der Gassen haut! Ein Glück, daß nicht Karl Bleibtreu diesen Tag geschrieben hat!

Warum uns die Erdeimung zu denken geben soll S. 35, daß alterdgraue Schriftsteller wie Lindau, Lubliner, Rautner und andere „die alte romantische Kinte, mit der sie ein Jahrtausend und länger geschossen, ins Korn werfen und erröten den Spuren Jolas folgen“, sehen wir nicht ein. Wir — und die Leser wahrscheinlich auch, haben unsere Zeit besser zu verwenden, als damit, uns den Kopf zu zerbrechen über diesen Geschmackswechsel derjenigen Herrn, die mit der Fingigkeit des israelitischen Stammes den Erfolg, zumal den klingenden Erfolg, herauswittern und dann unbeforgt einen Weg einschlagen, der in den Schmutz Jolas führt. Daß die alterdgraunen Herrn darüber erröten, wagen wir gar nicht zu hoffen.

Im „Mann im Mond-Kalender“, den wir, beiläufig gesagt, trotz seiner schlammigen Mondgestalt aufs angelegentlichste empfehlen können, da er aus einem Gulle und von wirklich poetischem Gehalte ist, fanden wir folgenden hübschen Vers auf die modernen Naturalisten:

„Jimmer wirst du was andres gewahren  
Auf des Landmanns wechselfar Fir:  
Zur Zeit werd Fung und Zauche gefahren  
In der deutschen Litteratur.“

Das, was nach Viebig die „Seele der Landwirtschaft“ ist, ist nun freilich nicht die Seele der Litteratur. Wir vermögen deshalb, wie gesagt, die Hoffnung des Verfassers auf die Resultate des „goldnen Mittelwegs“ nicht zu teilen.

Sch.-K.

## 8. Unterhaltungslitteratur.

— Wambold. Historischer Roman von Conrad von Volanden. 2 Bände. 122 u. 501 S. (Mainz, Franz Kirchheim.) 7 R. 50 Pf.

Der Name Conrad von Volanden spielt in der deutschen Litteratur dieselbe Rolle, welche der Name Catilina in der Geschichte Roms spielt. Rücksichtsloser, blinder Partei-Fanatikus, der kein Mittel spart, um zum Ziele zu gelangen. Statt „historischer Roman“ mühte auf dem Titelblatt stehen „Tendenzroman“, denn wenn die Ankerlinie des päpstlichen Kammerherrn Josef Bishoff aus Niedergailbach (geb. 9. Aug. 1828) kein Tendenzroman sind, dann giebt es überhaupt keinen Tendenzroman. Seine Tendenz ist, dem ungebildeten römisch-katholischen Volk die Reformation so schwarz, und die Papstkirche so weiß als möglich zu machen. Der Roman „Wambold“ spielt in den Jahren 1545 und 1546 im Oberrhein. Seine plump erfindene, mit den Mitteln ordinärster Schriftsteller zu zustande gekommene Romansuppe hat der Verfasser mit einigen dem Geschichtslaboranten Janssen und anderen entlehnten, historisch anscheinenden Fettsaugen zu schmälzen versucht. Gerade so wie der „historische“ Roman Dahms „Ein Kampf um Rom“ den unhistorischen Cethegus zum Helden hat, so erfand sich Volanden in seinem Wambold ohne den geringsten historischen Anhalt einen absolut tadellosen Helden, einen Mann, der an der Anschauung, an den Sitten und Gebräuchen des früheren Mittelalters festhält, in seiner Baronie ein Musterregiment führt und nicht umsonst die Beinamen erhält: König des Oberrheins, Eberhard der Bär, der deutsche Eid, der wilde Jäger, der Edelbauer. Als Edelbauer hält er seinen „Grundholden“, den „Sassen“ der „Mark Wamboldstein“ landwirthschaftliche Vorträge, als deutscher Eid übt er seine Leute in den Waffen, als König des Oberrheins läßt er einen rothaarigen, gedankigen Juden, den obersten Münzmeister Philipp von Dessen, wegen Zertrümmerung eines Kreuzfixes aufhängen, als eine Art Kobenstein er braut er unversehens über 500 lehrliche Landsknechte einher und macht sie alle nieder. Die Schilderung dieses Kampfes, sowie die Beschreibung des Kampfes Karls V. mit den Führern des Schmalkaldischen Bundes sind Beweise für die wahrhaft rührende Naivität des periodisch ohne Zweifel höchst friedfertigen Priesters im Schildern kriegerischer Vorgänge. — Wambold hat eine vortreffliche Frau und vortreffliche Kinder. Sein nächster Nachbar Christof von Froburg hat ebenfalls eine vortreffliche Frau und eine vortreffliche Tochter. Alle Vortrefflichen sind katholisch, alle Nichtsnutzigen sind „neugläubig“. So Froburg, der ein Trunkenbold ärgerer Sorte ist und erst mit seiner Rückkehr in die „Kirche“ vortrefflich wird. So auch

ein protestantisch gewordener Dominikaner, der erst mit seiner Wiederaufnahme in den Orden den Anspruch erheben kann, zu den Vortrefflichen gezählt zu werden. Als Bauern, auch die Bauern Froburgs sind katholisch und ohne Ausnahme vortheilhaft. Alles Lumpengeindel, alle Strauchdiebe, alle Begehrerer ist Rom losgeworden, denn dieser Abfchaum der Menschheit hat sich dem „bequemen“ neuen Glauben Luthers zugewandt. — Der Sohn Altfred Wambold hat ein Auge auf die schöne Elisabeth Froburg geworfen, der Romane schreibende Priester dichtet dem braven Jungen sogar so etwas wie „Leidenschaft“ an und weiß den Leser in eine gelinde Spannung dadurch zu versetzen, daß er Elisabeth trotz leidenschaftlicher Gegenliebe das Gelübde thun läßt, den Schleier zu nehmen. Doch hat sich der schlaue Verfasser ein Hintertürchen offen gelassen. Das Gelübde ist „Unserer Liebestrau“ „gemacht“, also unverbindlich. — Die Bekehrung Froburgs, des Trantenbolds, durch Eberhard, den Wambold, wird von Volanden sehr unschönlich geschildert. Zuletzt wird Froburg wie durch ein Wunder zur Umkehr gebracht. Auf einem Spaziergange rät dem unglücklichen Manne ein Begleiter, er solle täglich drei andächtige Ave Maria beten. „Christos schweig, da rief es von der hohen Baumkrone herab: Ave Maria.“ Beide stehen starr vor Schrecken, sie schauen mit „weit geöffneten Augen“ nach der Baumkrone. „Ein lebhaftiges Wunder!“ Sie sehen nämlich nichts. Der Verf. hat sie mit Blindheit geschlagen, denn nachträglich stellt sich heraus, daß ein abgerichteter Staar in den Wald geflogen ist und „höchst wahrscheinlich“ Ave Maria gerufen hat. Also auch hier das römische Hintertürchen. — Die Folgen der Reformation weiß Volanden nicht stark genug zu schildern. Seine Malerei wird mit ungedrohenen Farben durch dicke Tücherpinsel bewertstelligt. Selbst die Zunahme des Wildschadens wird dem Protestantismus in die Schuhe geschoben. Fast scheint es, als ob in der Folge selbst der mittelalterlich-pittoreske, nach Volanden schluchtenreiche Odenwald zu einem harmlosen Mittelgebirg des bunten Sandsteins ausgewartet ist. Doch hat auch bei der wunderbaren Erscheinung, daß aus der Tränensaat der Reformation sich im Verlauf von drei Jahrhunderten ein leidlich gefittetes protestantisches Volk entwicelt hat, der Verf. sich ein römisches Hintertürchen offen gelassen. In einer Anmerkung nimmt Volanden seine protestantischen Leser von der Schilderung der entsetzlichen Folgen der lutherischen Reformation aus.

Den „historischen“ Roman Wambold hat der heftige Archidirektor Freiherr von Schend-Schweinsberg in einem Aufsatz der „Darmstädter Zeitung“ gründlich gewürdigt. Nach dieser Würdigung ist es mit den Geschichtskennntnissen des Romane schreibenden Priesters herzlich schlecht bestellt. Dem Landgrafen Philipp schreibt er eine „lange“ Gestalt zu. Dem Kaiser Karl V. verleiht er einen „Nackenlosen“ Wandel. Der einzige Wambold, welcher in die Jahre 1545 und 1546 fällt, war Wolf Wambold, geboren 1513, gestorben 1578, er gehörte der reformierten Kirche an. Im

Odenwald waren die Wambolde überhaupt so gut als nicht begütert. Philipp von Hessen bedient sich bei Volanden eines jüdischen Buchhüters als Münzmeisters, während es in Hessen nach Erlaß und Einschärfung der Judenordnung von 1539 im Jahre 1545 gar keine Juden mehr gab. Die protestantischen Fürsten, vorab Philipp von Hessen, schildert Volanden als Kirchenräuber und Zerstörer von Klöstern. Sausen, Stehlen, Rauben, „Angliedern“ war ihre Arbeit. Doch hat der schlaue Volanden sich gehütet, irgend einen Namen der von Philipp angeblich zerstörten und ausgeraubten Klöster zu nennen. In seiner groben Unwissenheit weiß er offenbar nichts davon, daß das Klostervermögen von Haina, Werrhausen und Hofheim heute noch zur Pflege von Kranken verwendet wird, daß das Klostervermögen des Kugelhauses, des Franziskaner- und Dominikanerklosters in Warburg, des Antoniterhauses in Grünberg, der Augustiner in Alfeld u. s. w. auf die Unioersität Warburg übergegangen ist. — Zwischen Darmstadt und Weinheim läßt Volanden Kloster-ruinen tauchen. Welche Klöster hat seine Phantastie an der Bergstraße gezeihen? —

Sie und da klagt der Verfasser zwar über die schlechten Bischöfe jener Zeit, er erwähnt auch einmal das Begehren nach einer Reformation an Haupt und Gliedern, nirgends aber findet sich eine Andeutung, daß selbst vom katholischen Standpunkt aus die Reformation als ein schweres Strafgericht angesehen werden muß, welches über die entartete mittelalterliche Kirche hereinbrach. Wenn dies in jenen Tagen der römisch geliebte Kardinal Julius dem Papst gegenüber offen ausgesprochen hat, würde eine schwache Nachahmung solchen Bekenntnisses dem Priester Josef Bischoff seinen Konfessionsgenossen gegenüber gut gestanden haben.

Verständigen Lesern aller Konfessionen kann es nicht in den Sinn kommen, den Karlsruherzeichner Conrad von Volanden ernst zu nehmen. In seiner pfälzischen Heimat liegt Kirchheimbolanden. Sein Verleger von Anfang an war Kirchheim in Mainz. So nahm der Autor die zweite Hälfte jenes Städtchens und nannte sich Volanden. „Den stolzen Namen des weiland Truchsessengeschlechts des heiligen römischen Reiches“, von dem Freiherr von Schend spricht, hat Josef Bischoff wohl nicht gekannt, als er seine Schriftstellerlaufbahn betrat. Von katholischen Litteraturhistorikern weiß ich nur den verstorbenen Lindenmann anzuführen, der von Volanden sagt, er habe sich mit großem Eifer gegen die Geschichtsfabrikation der Luise Rühlbach und des G. Samarow erhoben, aber hinzufügt: „seinerzeit auch nicht immer unparteiisch.“ Ein vernichtendes Urtheil fällt mit Recht Adolf Stern über den Walter Scott des Ultramontanismus“. Das allerübelste Zeugnis hat ihm aber sein eigener Bischof ausgesprochen, denn der ließ ihn die Beizung zugehen, er solle seine Tendenzdreiberei sein lassen. Der character indelebilis des Priesters mußte aber hinter dem höchst vergänglichem Schriftstellernam Conrads von Volanden zurücktreten, er gab 1870 seinen geistlichen Beruf auf und fuhr fort, „geschichtliche“ Romane zu veröffentlichen. O. K.

— Graf Floris. Historischer Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. (Tredden und Leipzig, E. Pierjons Verlag.)

Dieser Roman gehört zu jener Gattung historischer Romane, die nur um deswillen historisch genannt werden, weil ihre Fabel in vergangene Jahrhunderte zurückverlegt, und als Hintergrund irgend ein hochbedeutungsvolles historisches Ereignis, hier der Aufstand der Niederlande gegen die spanische Herrschaft, gewählt ist. Um beachtliche historische Romane zu schreiben, bedarf es keines weiteren Studiums. Man nimmt ein beliebiges Handbuch der Geschichte zur Hand, deren es ja heute eine Menge ausgezeichneter giebt, und der Waß kann beginnen. Wer aber wirklich historische Romane schreiben will, der muß ernste Studien machen, muß sich hineinversetzen in Sinn, Geist und Charakter des zu schildernden Jahrhunderts, muß Menschen zeichnen, wie sie damals waren, nicht wie sie heute sind, muß auch historische Geographie und Topographie treiben. Das erfordert aber Arbeit und Kenntnisse, die nicht ohne weiteres zu erlangen sind. Durch einige altertümliche Redensarten oder durch zweckdienliche Anwendung holländischer Worte in einem deutschen Roman, wie hier vielfach mit „Wefrouw“, „Richtje“ u. s. w. planlos umgeworfen wird, wird ein Roman noch kein historischer. Als historischer Roman ist „Graf Floris“ also verfehlt, denn es fehlen ihm die ange deuteten Erfordernisse eines solchen vollständig. Aber auch im übrigen würde er sich mehr für das Feuilleton einer Zeitung unter dem Strich eignen, an welches die Kritik verhältnismäßig geringe Anforderungen stellt, als für die Buchform, die ernsthafteste Kritik herausfordert, und für die ein guter Wille und einige Federgegenwart allein nicht genügt. Die weiteren Mängel aber, verfehlte Charakterzeichnung, Persönlichkeiten ohne Saft und Kraft, sprunghafte Entwicklung, Weichschwelligkeit, wo man Kürze, Kürze, wo man Ausführlichkeit erwartet, hängen selbstverständlich eng damit zusammen, daß der Verfasserin diejenigen Voraussetzungen mangeln, die für Abfassung wirklicher historischer Romane unbedingt erforderlich sind.

— Mirjam. Roman in drei Bänden von Friedrich Dietrich. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) 310, 244, 305 S. 3 M.

Nach einer Rezension der Vossischen Zeitung zeigt Mirjam, daß die wahre Liebe als das Weien der christlichen Lehre hoch erhoben ist über jenen schroffen Konfessionalismus, der durch das Dogma (wovon?) den Geist luechtet und das Gemüt mit Haß vergiftet.“ Nach unserer Ansicht zeigt der Verfasser, der allerdings von ganz guten Bemühungen erfüllt ist, daß seine theologischen Ansichten noch mehr wie unreif sind, und daß er noch viel zu lernen hat, bis er es unternehmen darf, einen dreibändigen Roman zu schreiben, auch wenn derselbe nur drei Mark kostet. Wir müssen uns bei Begründung unseres Urteils an den ersten Band von 310 Seiten halten, da wir nur soweit durchzubringen vermochten, ohne die Pflichten, die ein Rezensent auch gegen sich und seine Familie hat, grüßlich zu verletzen. Man

stirbt zwar nicht gleich an einem langweiligen Buch, aber man wird schließlich nervös.

„Ein Diener Gottes, ein Seelsofger des christlichen Gemeinthe, ertrach die Forten des durch das Völkerrecht geschützten Scraill, um die für den Haren erworbene Raub zu rauben. Im Herzen dient er Gott, in den Augen der Welt aber der Sinnlichkeit.“ Diese rührende Geschichte wird nun mit einer Fülle von unpassenden Betrachtungen durchwoben. In redseligster Weise versteht es der Verfasser, dem eine gute Kenntnis des Orients nicht abzusprechen ist, an ungeeigneten Stellen seine geläuterten Ansichten über alles mögliche dem Leser mit Gewalt aufzudrängen. „Nach den Fortschritten der Naturwissenschaft kann man an ein Wunder nicht mehr glauben — der fromme Mensch meint, seinetwegen werde eine Ausenahme gemacht. Daher die Wunder! Bedenkt er denn nicht: Vöge sich ein Glied in der Kette zwischen Ursache und Wirkung, fielen die ganze Ordnung der Schöpfung klirrend in den Abgrund.“ So liest man S. 121. Dagegen fragt drei Seiten später derselbe erleuchtete Mann des freisinnigen in allem Ernst: „Siehts denn wirklich, wie die Menschen glauben, Genien, die von der Höhe des Keithers die Wahrheit herabholen oder aus der tiefsten Tiefe mit neuer Kenntnis emporsteigen?“ — Nun hat doch auch die Medizin ein geheimnisvolles Blatt, es ist „Mesmerismus“ überschrieben. Eine merkwürdige freisinnige Moral findet sich S. 244, wo es heißt: „Den Weg des Verbrechens muß ich betreten. Doch Gott selbst zeigte dir selber den Weg! Was sagst du noch? (Mit dir redet sich der Sprechende hier selbst an, es könnte gerade so gut mir dafür stehen.) Das vierte Kapitel beginnt mit den Worten: „Wir belauschten die Gedanken eines freisinnigen Theologen beim Anblick des alten Wyzana.“ Und welches waren diese freisinnigen Gedanken? „Ja, das eine Christentum ist grandverschieden von dem andern Christentum. Die Lehre Christi selbst ist ein Lichtstrahl aus dem Jenseits der ewigen Wahrheit, aber die Lehre der Menschen über Christus und die dogmatische Klügellei darüber wird oft zu einem Luthausch der Hölle.“ S. 38—41 hehen Träumereien, zu denen der Held der Geschichte „nicht lange Zeit hatte.“ Was hätte das erst gegeben, wenn er Zeit gehabt hätte! Ebenso breit und überflüssig sind die Stellen S. 83—86, 122—25 und viele andere mehr.

Der Stil des Verfassers erfreut sich oft noch kindlicher Naivetät. S. 268 wird eine Sonnenmühle geschildert: „War es Fran Bianca? War es die Venus im Venusberg? — Armer Tannhäufel! War es ein Engel des Abends, schlummernd auf den Fittichen der scheidenden Sonne? Ein Engel? Lacht da jemand? Nun denn, eine Sirene, die des Engels Gestalt entlich; wie hingehaucht lag sie da, nur im Transparent des Schleiers sichtbar, doch so, daß der Blick halb von Lieblichkeit schon trunken nach voller Liebe sechte.“ — Wer lacht da? — Frau Bianca, das „Austheil“, hat nach S. 91 einen „Wittelleib“, ihr „Oberleib“ spielt S. 270 eine große Rolle. Geradezu bis zum Ueberflaß leitet der Verfasser seine Gleichnisse mit

dem ständig wiederkehrenden „es war als ob“ ein. Die Naturen, die er schildert, sind leicht etwas poetisch angehaucht. Im Augenbild der höchsten Gefahr, als es sich um Leben und Tod handelt, findet der Held noch Zeit, S. 107, einen Knallbonbonnets zu machen, und ein Stallknecht spricht in Versen Kladderats. Das stärkste, was uns der freisinnige Verfasser zu glauben zumutet, ist, daß ein deutscher Gefandter in Konstantinopel die ihm von einem wildfremden Menschen berichteten Worte der Somnambule als erste politische Enthüllungen an seine Regierung befehligt! Das muß doch wohl vor Bismarcks Zeit gewesen sein.

Ein schönes Wort ist Blütlung. S. 141: „Der Beduine ist ein Blutling, hat er genug geworden, ist er sich überfett wie ein Kamel und pflegt der Ruhe.“ Die Taube ihrem Täufer will! reimt sich sehr schön auf gestillt.“

Anerkennungswert gut für einen Freisinnigen ist die Antwort, die er sich auf die Frage giebt, „wie ist die crème de la société beschaffen?“ Zumeist im Teint etwas zu schwarz, die Nase wie ein Bogen, das Haar gelockt; ja, ja, dem klimpern die Millionen von der Bürde in der Tasche; doch trotz aller Gummiräder oft nur Klumperei! Wir, fremden Stammes, das sagt ihr Blick, nahmen euch Straussene Gernanten in Frohn, denn wir verstehen das Geschäft und ruhen nicht eher, als bis ihr euch wieder an den Füßen unserer goldenen Sessel; — denn wir sind von Abrahams Stamm und uns gehören die Weiten der Erde.“ — Um dieser trefflichen Stelle willen seien dem Verfasser die zwei übrigen Bände versiehen.

Sch.-K.

— Wilde Bogen. Eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von Ernst Evers. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 158 S.

Der Name des Verfassers ist seit langer Zeit vorteilhaft bekannt. Evers ist nicht mehr Hauptvaktor in Tettenhüll, er ist jetzt in Berlin. Der Pensions-, Wittwen- und Waisenkasse der Berliner Stadtmission soll der Ertrag der vorliegenden Erzählung zu gute kommen. Schon um deswillen ist zu wünschen, daß das kleine Buch viel gekauft wird. Der Teil der Geschichte, welcher mit den „wilden Bogen“ der Nordsee zusammenhängt und auf dem Heimatboden des Verf. sich abspielt, ist ungleich besser gelungen, als der andere, den wilden Bogen des dreißigjährigen Krieges durch ganz Deutschland hin abgerangene Teil. — Fürs Wohlgemeinte, aber arg mißratene Abbildungen sollen dem Buche zur Zierde dienen. Ich bewundere den Mut des „Künstlers“, der es wagt, mit solchen Bildern an die Desfinitheit zu treten.

O. K.

— Das Herz auf der Stirn. Roman von Maurus Jofai. (Berlin, Otto Janke.) 144 S. 1 W. Wenn ein Mann wie Maurus Jofai solche Dugendromane schreibt, wie obigen, was bleibt dann noch übrig für die Leute, die, ohne seine Phantasie und Darstellungsgabe zu besitzen, durch ihre Verhältnisse genötigt sind, im literarischen Tagelohn Frohndienste zu thun?

„Jeder Mensch trägt seine Seele auf der Stirne, die besagt, wer er ist“ heißt es S. 25. Wenn noch auf diesem Gedanken die Erzählung aufgebracht wäre, so könnten wenigstens die Verehrer Lavaters sich das gefallen lassen, aber das „Herz auf der Stirn“ ist rein äußerlich, es könnte gerade so gut irgend ein anderes Muttermal an irgend einem anderen Teile des Körpers sein, nach dem der Roman benannt wäre. Die entzückend schöne Prinzessin, um deren Liebe es sich handelt, hat auf der Stirne ein rosenrotes Muttermal in Form eines Kreuzes. Derartige Naturspiele liebt der Verfasser. Der Archibute sammelt Sklavinnen aller Farben; er besißt beritts schneeweiße, goldbraune, rabenschwarze, ölfarbene, kupferrote und gelbe, „dann hat er welche mit marmorglattem, rot geädertem Körper, ferner aschfarbene, andere wieder, deren Haut der polierten Ruß gleicht“ und bekommt nun noch eine grüne, Gesicht und Körper ganz hellgrün. So zu lesen auf S. 9. Etwaigen Zweifeln darüber, wie dieser weibliche Laubfrosch so grün geworden ist, wird durch Mitteilung des Stammbaums begegnet. „Der Vater war ein gelber Chinese, die Mutter eine Regerin, und die Kinder wurden grün, wie aus einem Topas geschnitten.“ Daß Grün die Mittelfarbe zwischen Gelb und Schwarz ist, leuchtet ein. — Auf Wahrscheinlichkeit kann der ganze Roman, den nach S. 144 „die Chronik des Jahres 1886“ berichtet, nicht den geringsten Anspruch machen. Und dabei heißt es S. 120: „Dieses Märchen ereignete sich in der neuesten Zeit, da schon jede Zauberei zur Wahrheit gemacht werden kann.“ Ein Roman, der ein Märchen aus einer Chronik erzählt! Märchenhaft ist überhaupt vieles. S. 130 tragen dreifarbige Papageien ganze Theaterstücke vor, wobei sie gleich den geübtesten Schauspielern durcheinander schwagen! Der ganze „Roman“ ist nie die schlechte Lesefrucht der eingehenden Schilderung einer Mekkapilgerfahrt, auf die sich der Weltlau einer sinnlich erregten Phantasie niederschlagen hat. Die Moral der Geschichte erscheint nämlich selbst für den Orient nur unzulänglich.

Ist es doch schon mehr Harem-Phantasie, als etwas anderes, wenn S. 124 Erdis Beg die Geliebte endlich wiederfindet nach langer Trennung, und wenn er schon auf der folgenden Seite „zum Tafelgewein die Rüsse der blonden, zum roten Wein die der braunen Fre genöß, doch beim Champagner hatte er die freenkönigin selbst in den Armen.“ Schade, daß es nicht auch Chartreuse gab, dazu hätte die grüne See vorzüglich gepaßt! Noch toller ist die Hochzeitfeier: am ersten Tage eine Verlobung der russischen Trauungszeremonie, „am nächsten Tage wird das Mysterium des Serapis nach alt-ägyptischem Brauche nachgeahmt, am dritten Tage werden sie nach mosaischem Ritus getraut, am vierten folgt eine Parodie der Buddha-religion, darauf eine solche des Brahma-Glaubens, kein Altar, den sie nicht verhöhnen, verunglimpfen würden!“ Das ist doch mehr wie toll.

Ueberflüssige Erläuterungen finden sich wiederholt. Erdis Beg beginnt S. 65 die Erzählung einer Sage, die er der Prinzessin mittelst, mit

den Worten: „Zur Zeit des Propheten Mahomed, doch noch vor der Hadithra, wie der Tag der Flucht des Propheten genannt wird.“ Der Groß-Sheriff belehrt dafür S. 92 Ebris Bey: „Du weist, daß unsere heilige Stadt von manchen Rakfa, von anderen Rakfa, und von einigen sogar Recha genannt wird.“ Besser jedoch überflüssig, als ungehörig. Was sollen solche wohlfeilen Wiße wie S. 43: „Nach den Uebersetzungen der Mohammedaner hätte Abraham Dagar, seine vertriebene Geliebte, neuerdings ausgesücht. Na, von alten Herren können dergleichen Thorheiten schon vorausgesetzt werden!“

Ob Druck- oder Uebersetzungsfehler vorliegen, ist oft nicht zu entscheiden, so S. 41, 99, 136, S. 124 finden sich „ein wildes Tier, das sein Paar gefunden.“ S. 31 durfte „die Prinzessin Heub und Strümpfe beibehalten, während andere Sterbliche den Weg zu Fuß zurücklegen mußten.“ Seltsamer Gegensatz!

„Das Herz auf der Stirn“ ist ein sinnloses, lächerliches Nachwerk, dessen Uebersetzung durchaus keine Bereicherung der deutschen Litteratur bildet. Sch.-K.

— Lebenswege. Drei Erzählungen für erwachsene Töchter von Luise Liebreich. (Berlin, P. J. Weidinger.) 1890. 308 S.

„Der Familienname der Verfasserin ist ein in Gelehrten- und Künstler-Kreisen wohlbekannt.“ Wer die drei „Lebenswege“: Lebers Meer, Helene Wächter. Die Töchter des Freiherrn von Weyer ließ, wird, auch ohne die eingangs mitgeteilte Nachricht des Verlegers, darüber keinen Zweifel haben, daß der Autorname der „Lebenswege“ (Liebeswege) ein Pseudonym ist. Nach dem Vorwort und nach dem Inhalt der drei Erzählungen ist die Verf. nicht mehr jung. Das kommt dem Buch wesentlich zu nützen. Die Haupt-Liebeshändel sind nicht oberflächlich gezeichnet. — Die erste Erzählung halte ich für die beste. — In der zweiten findet sich der seltene Fall, daß die Braut dem Bräutigam abschreibt, weil der 21 Jahre ältere Vater desselben von ihr leidenschaftlich geliebt wird. Dieser Wechsel tritt übrigens nicht ohne tüchtige psychologische Motivierung ein. — Die dritte Geschichte sagt mir am wenigsten zu. Der General von Genet ist ein Reactionär, Haus-tyrann und Judenfeind von der schlimmsten Sorte. Seine Tochter Kose sperrt er Wochen lang ein, weil er sie daran hindern will, mit dem ihr verlobten Professor Berg, dem Sohne eines getauften Juden, zu verheiraten. Um den Willen des Tyrannen zu brechen, greifen Gemahlin und Tochter zu dem mehr als bedenklichen Mittel, dem alten, vom Schlag getroffenen Mann anzukündigen, sie würden ihn auf so lange verassen, als er nicht seine Genehmigung zur Verheiratung der Tochter geben würde. Sowohl hier, als auch bei gelegentlicher Empfehlung von „Notlägen“ und „direkter Lüge“ läßt die Verf. einen Hinweis auf die sittliche Verwerflichkeit solcher Mittel vermischen. — Am meisten ist mir aufgefallen, daß die Verf. so oft äußere Ereignisse zur Förderung ihrer Geschichten benutzte. Ein lebensgefährliches

Einbrechen auf dem Eis — recht mißlungen in die Worte gefaßt: „das Wasser schlug über ihren Füßen zusammen, das Eis unter ihr schien zu weichen“, während das Einbrechen auf dem Eis regelmäßig ohne Schein, blitartig und mit größerer Wirkung sich vollzieht —; ein sich bäumendes und aus Mutwillen in den Fluß springendes Pferd setzt den Reiter um so überflüssiger in Lebensgefahr, als ein bald eintretender Blutsturz ohnehin genüge, um den verlorenen Sohn vom Schauplatz verschwinden zu lassen; das Ausbrechen einer Feuersbrunst in einem Schloß und das dabei erfolgende Herabstürzen einer „großen Figur“ auf die Schloßherrin; eine Selbsttötung im Wahnsinn, alle diese Kernlichkeiten hätte die talentvolle Verf. vermeiden können. Sie scheint aber für solche romanhafte Vorgänge eine gewisse Vorliebe zu besitzen, denn S. 208 wird in ganz unklarer und wenig glaubhafter Weise erzählt, wie Helene Wächter beinahe in demselben Augenblick zum Fenster hinausgefallen wäre, in welchem der in den vierzigsten stehende Vater des früheren Bräutigams eben in einer Thüre erscheint und mit einem außergewöhnlich tühnen Sprung Helene, die im Begriffe war „hinauszugleiten“, „auffing“ — ich hätte gesagt: zurückriß. Ebenso schnell schließt sich daran die Verlobung. In drei Zellen! — Sonst wäre noch zu bemerken, daß man mit Sähigleiten und Früchten Jagdhunde nicht füttern kann, daß „tuhle Platte“ eine Tautologie ist, „er machte eine bejahende Kopf-bewegung“ eine überflüssige Definition der Thätigkeit „er nickte“ enthält, und daß S. 196 eine übele Verwirrung und Vermischung der ewigen Verdammnis mit dem Fegefeuer vorliegt. „Der priesterliche Entel“ müßte ein großer Konfessionarius gewesen sein, wenn er an der Verwechslung der Hölle mit dem Fegefeuer schuld wäre. O. K.

— Gegen den Strom. Von Elizabeth Kundle-Charles. Verf. der „Chronik der Familie Schönberg-Gotta“ i. e. Uebersetzt von Elizabeth Klee. (A. Schmidt's Verlag in Anklam.) 309 S. Geb. 4 M.

Ein sog. Jagd-Roman. Die Erzählerin beginnt mit ihrer in das Ende des vorigen Jahrhunderts fallenden Kindheit, sie erzählt von vielen Verwandten und Freunden, die in der kleinen englischen Landstadt Abbottswehr leben und durch die politischen Ereignisse, wie sonstige große Fragen — in erster Linie die Bekämpfung der Sklaverei — in mancherlei Beziehungen zu einander kommen. Wie in allen Jagd-Romanen, geht es etwas chronik-artig her. Der Faden wird oft abgetrocknet und wieder angeknüpft. Wer gewohnt ist, flüchtig zu lesen, lasse dieses nicht leicht zu lesende Buch unberührt. Die Uebersetzung wird zu oft bemerkbar; man merkt zu viel von dem schlotterigen Satzbau der Engländer. — Ganz vorzüglich ist auch in diesem Bände aus dem Englischen das christliche Element zur Geltung gebracht, während das, was man unter Liebesgeschichten versteht, nur in flüchtigen Andeutungen dem dankbaren Leser und der un dankbaren Leserin mitgeteilt wird. — Uns Deutschen thut die Art und Weise wohl, in welcher

Luthers, der Brüdergemeinde u. s. w. gedacht wird. Von den Schriften Luthers heißt es: „Sie sind so voll Kraft und so voll Mut, von Leben überquellend, einerseits so köstlich einseitig, andererseits so herrlich vielseitig; ich meine, nur nach einer Richtung hin zunächst blickend, so unentwegt, so ohne Rücksicht und Nebenlichkeit, voll süßen, offenen Freimuths, der Bibel hierin gleich, und dann auch wieder nach taniennderlei Seiten hin sich richtend, wie unser Menschenherz, wie die Bibel, wie kein anderes Religionsbuch, das ich kenne. Da ist nichts von Grau, kein neutraler Farbenton, sondern jede Farbe und Schattierung findet sich in ihnen, um all den ungezählten Schattierungen und Farben, all dem ungezählten Hunger und Durst, all dem Glück und Leid unseres Herzens etwas darbieten zu können.“

O. K.

— **Erlebtes und Verwebtes.** Aus der Schreiblehre eines Malers. Von Lorenz Clasen. 2. Aufl. (Leipzig, Richard König.) 1889. 362 S.

Fünf nach Umfang und Inhalt sehr verschiedene Beiträge faßt das Buch zusammen. Die erste Novelle, die allein mehr als 200 Seiten in Anspruch nimmt, ist auch die bedeutendste; ihr folgen einige kleinere Sachen, darunter eine in Form eines Märchens, und schließlich einige unvollständig abgerundete Erinnerungen aus der Berliner literarischen Welt der fünfziger Jahre. Der gewählte Gesamttitel ist sehr passend, um so mehr, wenn er zugleich ein Ausdruck der Bescheidenheit sein soll; denn etwas hervorragendes bieten die im leichten Plaudertone geschriebenen Erzählungen nicht gerade. Aber erlebt scheinen die Situationen zum Teil wirklich zu sein, die Charaktere streifen wohl mitunter ans Karikaturliche, tragen aber im Großen und Ganzen ebenfalls den Stempel der Wirklichkeit, und was das „Verwebte“ anbetrifft, so läßt das nichts zu wünschen übrig. Allerdings wird man bei der Lektüre des Buches, auch der gelungensten und humoristischen Stellen, nie recht eigentlich froh, vielmehr macht die Darstellungsweise des Verfassers — wenigstens auf mich — durchweg einen leeren, öden, sozusagen greifenhaften Eindruck; doch mag die Schuld daran wohl auch an mir liegen, was um so eher möglich ist, als das Buch ja schon in zweiter Auflage vorliegt, also andern doch gefallen haben muß. Tiefere sittliche Begriffe sucht man in dieser „Schreibmappe eines Malers“ natürlich vergebens. — Dem Ausdruck ist die letzte Heile nicht zu teil geworden: die Zusammenstellung von „bereits schon“ (S. 189), sowie die Verwechslung eines Kessens mit einem Bettler (S. 226) seien als ärgste Schnitzer namhaft gemacht.

A. W.

— **Fast im Hasen.** Dem Englischen nach erzählt von A. Steen. (Bremen, Druck und Verlag von R. Heinicus Nachfolger.) 1890. 132 S.

Die Lebensgeschichte einer Engländerin aus vornehmer Familie, die in ihrem ganzen Lebensgange, der sie wiederholt nach Judien, in die Höhe und

in die Tiefe geführt hat, den Segen wahren Christentums spürte, und die als alte Frau denselben ihren Enkeln schriftlich hinterläßt, indem sie darauf wartet, bis es nicht mehr wie jetzt heißt: „fast im Hasen“, sondern „im Hasen“! — Die Erzählung ist recht gut geschrieben und gewandt überseht. Statt des lahnen: „dem Englischen nach erzählt“, würden wir gerne den Namen der liebenswürdigen Verfasserin gehört haben.

Sch.-K.

### 9. Verschiedenes.

— **Rembrandt als Erzieher.** Von einem Deutschen. (Leipzig, C. E. Hirschfeld.) 308 Seiten. 2 M.

Ein merkwürdiges Buch. Von vorn bis hinten nichts als Thesen. Auch der Titel klingt wie eine These. Rembrandt soll Deutschland erziehen. Ein längst verstorbener niederländischer Maler soll auf Deutschland von normgebendem Einfluß sein! Wer nimmt an solcher These nicht Anstoß? Aber freilich, der Einfluß soll nur ein indirekter sein, selbst für die Maler soll Rembrandt kein Vorbild der Kunstübung, sondern ein Vorbild der Kunstgesinnung sein. Rembrandts Wirkung in die Ferne ist gemeint. Mit dem Namen Rembrandt läßt der Autor alles zusammen, was er für sein deutsches Vaterland aus dem Herzen hat. Der Name „Rembrandt“ ist Symbol, als solches erscheint er immer und immer wieder, auch da, wo der Syncholifer nur mit lähmem Sprung der Gedanken auf den holländischen, niederdeutschen, protestantischen Boden gelangen, zurückgelangen kann. — Das merkwürdige Buch enthält eine Fülle schwerwiegender Wahrheiten, auch nicht wenige grobe Irrtümer und seltsame Spielereien. Von dem Inhalte des Buches einen Begriff zu geben, ist kaum möglich, wenigstens nicht in dem Rahmen einer kurzen Rezension. Der Verf. läßt sich über alle möglichen deutschen Erfolge und Gebrechen aus. Nicht bloß über die Kunst, obgleich er zur Kunst nicht nur die Volkst, sondern auch die Philosophie und das Christentum rechnet. Kapitelüberschriften kennt das dichtebrudete Buch nicht, nur in dem Inhaltsverzeichnis sind fünf Abteilungen genannt: deutsche Kunst, Wissenschaft, Volkst, Bildung, Menschheit. Nur ein so hervorragend geistvoller Mann, nur ein Mann von so vielseitiger, umfassender, gründlicher Bildung, nur ein so vorurteilsfreier, scharfsichtiger Schriftsteller wie der Verfasser konnte es unternehmen, unter dem sonderbaren Titel „Rembrandt als Erzieher“ ein Buch wie das vorliegende zu schreiben, ein Buch, welches um seiner Ursprünglichkeit willen binnen 6 Monaten acht starke Auflagen erlebt hat. Wer mag der Verfasser sein? Ich gelte, noch nie in meinem Leben besüßlich der Person des Autors so neu- und wüßbergig gemein zu sein, als bei dem vorliegenden Buch. Daß sich der Verf. einweilen nicht nennt, ist im übrigen sehr begrifflich. Er will, ohne Einmennung seines Namens, sein Buch durch sich selbst wirken lassen. Zur Namen-Nennung ist es immer noch Zeit.

Wenn ich im Nachfolgenden einiges aus dem merkwürdigen Buch mitteile, so geschieht dies in gerechter Abwägung der Vorzüge (Wahrheiten) und Gebrechen (Irrtümer) desselben und in der Hoffnung, daß sich viele Leser der „Monatsschrift“ das Buch anschaffen, zumal der Preis ein außerordentlich mäßiger ist.

Der Verf. geht aus von dem Verfall des geistigen Lebens in Deutschland. „Die gesamte Bildung der Gegenwart ist eine historische, alexandrinische, rückwärts gewandte; sie richtet ihr Absichten weit weniger darauf, neue Werte zu schaffen, als alte Werte zu registrieren; — sie ist wissenschaftlich und will wissenschaftlich sein; aber je wissenschaftlicher sie wird, desto unschöpferischer wird sie.“ (S. 1.) „Gar zu gern beraubt sich die Gegenwart an historischen Fittler; die archaische Geistesrichtung dominiert und die Reiningerei treibt überall ihre Blüten. Propheten und Apostel werden in Theaterbühnen verwandelt; der Römermarmor wird ebenso sicher getroffen, wie der Römergeist verfehlt; Tabernakel und Illustrationen zu Ebers Romanen. Es ist bezeichnend für diese Art von Künstlern, daß sie sich vorzugsweise dem in Verwendung begriffenen Altertum, der römischen Kaiserzeit zuwenden; in der That stehen sie dem wirklichen Altertum, dem Geist der griechischen Blütezeit ferner als irgend eine Kunst, die es je gegeben hat. Nichts ist einem lebendigen Geist mehr, aber zugleich auch weniger ähnlich als eine Maske; nichts ist unfunktioneller als eine Gestalt aus dem Wachsignifikant; nichts ist vom Kern verschwiebener als die Schale. Und doch scheint die genannte archaische Kunstströmung diesen Unterschied nicht zu bemerken.“ (323.) Das Bestreben, einen „wissenschaftlichen“ Roman oder überhaupt irgend ein „wissenschaftliches“ Kunstwerk herzustellen, beruht auf einem Denkfehler, und kann also nie zu etwas gesundem führen.“ (42.) Als Beispiel dient der brutale Keltoromane Jola. Der Verf. hätte das deutsche abschreckende Exempel eines „wissenschaftlichen“ Romanschreibers in W. Jordan finden können. — Das Zeitalter der Wissenschaft geht zu Ende: „Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit.“ — Ein „Professor“ glaubt in der Regel an nichts; unter Umständen freilich auch an alles; unter keinen Umständen aber an seine eigene Inferiorität.“ „Birchow hat immer wieder dem Fürsten Bismarck am Zeug flicken wollen. Seiner Zeit hat man sich über die Annahme des Professors geärgert, jetzt lacht man über die elend zu Schanden gewordenen Prophezeiungen des politischen Professors.“ Mit Birchow verfährt der Verf. im übrigen nachsichtig, ohne alle Nachsicht aber werden von ihm Dubois-Reymond und Kommissen behandelt. „Die meisten von unseren berühmten Gelehrten sind Faßten, keine Edelsteine.“ „sagte Vichtenberg vor hundert Jahren; und es haben sich seitdem wohl die Verhältnisse, aber nicht die Menschen geändert.“ —

Der Kirche Christi steht der Verfasser nicht feindlich gegenüber, doch ist das seine Achillesferse, daß er die Erzieherin aller Völker auf Erden nicht ihrer eigentlichen Bedeutung nach

kennt, daß er die Kirche deshalb als einen Nebenfaktor behandelt. Dieser Irrtum hängt mit der Verkennung Jesu Christi zusammen. Wer den Herrn neben Solon und Buddha stellt, wem sich die Begriffe Gott, Mensch und Welt bedenklich, wer das Christentum in mancher Hinsicht vom milden Griechengleich durchflutet“ sieht, wer den Satz aussprechen kann: „Das deutsche Volk wird beim Christentum bebarren müssen, so lange es keine bessere Basis für sein geistiges Dasein besitzt; bis jetzt ist das nicht der Fall,“ der ist nicht imstande, das letzte Wort über die Erziehung eines Volkes zu sprechen. Aus diesem bedauerlichen Mangel fließen manche Irrtümer. So soll Johannes der Täufer nach der negativen und asketischen Seite ausgeartet sein. — Das Evangelium wird vielleicht bessere Frucht tragen, wenn es weltlich, als wenn es kirchlich angewandt wird. — Leistung hat Luthers Werk fortgesetzt. —

Der Verfasser erwartet alles Heil von den Niederdeutschen, darum hat er auch sein Buch geschrieben und „Rembrandt“ genannt. Wenn er aber Vichtenberg einen Niederdeutschen nennt, so ist er entschieden im Irrtum. Vichtenberg ist Oberrheinländer, er stammt aus Oberramsbach. Zu den Niederdeutschen rechnet der Verf. übrigens auch Swedenborg und Shakespeare, eine etwas kühne Rechnungsart.

Das merkwürdige Buch „Rembrandt als Erzieher“ giebt zu denken, es regt an, es stürzt die Tagesgötzen von ihren Altären, es schwimmt gegen den Strom, es predigt in seiner Weise dem deutschen Volke Buße, es will nur der Wahrheit dienen. Beispielsweise sagt es von dem Fürsten Bismarck: „Der großen Persönlichkeit V.'s fehlt der Hauch eines feineren Geisteslebens“ — er trägt nur das Schwert, das Wortkreuz ward ihm verlag.“ Dem Verf. eines solchen Buches kann man nur von Herzen dankbar sein. Und diese Dankbarkeit behält man an einschließen, wenn man zum Studium des Buches und zur Beherzigung seines Inhaltes immer wieder auffordert.

O. K.

— Reise-Handbuch für die christliche Familie. Ein Begleiter durch die Hospize und Erholungsorte. (Verlin, Stadtmissionsbuchhandlung.) 1890. 48 S. 40 Pf.

Das hübsche, saubere Büchlein enthält ein Verzeichnis der christlichen Hospize mit Angaben über Lage und Preise und ein Verzeichnis der christlichen Pensionate und Erholungsorte mit den gleichen Angaben. In der beginnenden Reisezeit wird das Buch christlichen Familien ein schätzenswerter Ratgeber sein; es sagt ihnen, wo in der Fremde eine Heimstätte zu finden sei, in der ein Hauch des Heimatfriedens zu spüren ist.

— Erinnerungsblätter aus dem Leben einer deutschen Lehrerin. Herausgegeben von Bertha Buchwald. (Weimar, Fues & Co.) 147 S. 2 M. 50 Pf., geb. 3 M.



Eine Lebensgeschichte, welche nur insofern Interesse für das größere Publikum hat, als die Verf. ihren Aufenthalt in Chile (1855—1861) schildert. Was dem südamerikanischen, etwas ausführlicher erzählten Abschnitt vorausgeht und nachfolgt, ist so flüchtig skizziert, daß wohl nur die mit den Anfangsbuchstaben ihrer Familien erwähnten Verwandten und Freunde der Verf. ein Verständnis für das Erzählte haben werden. O. K.

— Stille Lente. Zwei Lebensbilder von Dr. Hermann Dejer. 3. Aufl. Basel, C. Detlof (Stud. Reich.) 36 S. 60 Pf.

Von zwei Stillen im Laude, einem alten Pater und dem Freunde eines theologischen Professors, handeln die wenigen Blätter. In keinem Wesig ein reicher, schön geordneter Inhalt, welchen kennen zu lernen niemand gereuen wird. O. K.

## Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

- Die Versuche einer Verfassungsrevision in Württemberg, geichtlich dargestellt von Dr. Otto Schott, Rechtsanwalt in Ulm. (Ulm, J. Ebner.) 1890. 157 S. 1,60 M.
- Die Mitwirkung der höheren Stände an dem Kampfe gegen die Unjustizkeit. Vortrag, gehalten in Presden am 24. März 1890 in der Versammlung eingeladener Männer aus den höheren Ständen von A. Nicmann. (Berlin, Berl. d. Stadtmissionsbuchhdlg.) 1890. 24 S. 20 Pf.
- Auf zum Kampfe wider die Unzucht! Vortrag, gehalten in der von dem Männerbund zur Bekämpfung der Unzucht am 25. Februar 1890 zu Berlin veranstalteten Männerversammlung von Hermann Dalton. (Berlin, Stadtmissionsbuchhandlg.) 1890. 23 S. 20 Pf.
- Die Wahrheit über Makedonien. Von Spiridon Goccevic. (Antwort auf die Bronsche Schmähschrift: „Das Volkstum der Slaven Makedoniens.“) (Wien, Verlag der „Welt“.) 1890. 23 S. 20 Pf.
- Soziale Fragen vor zweihundert Jahren von Daniel Defoe 1697. Uebersetzt von Hugo Fischer. (Leipzig, Hirschfeld.) 1890. 154 S.
- Lehr- und Veschäfte zur Einführung in die Seelenlehre und ihre Beziehungen zur Erziehungs- und Unterrichtslehre von Gerhard Heine, Direktor am Hagl. Landesseminar zu Cöthen. (Cöthen, Paul Schettlers Erben.) 1890. 1. Bände a 440 und 320 S. (6 Lieferungen à 1,25 M.)
- Die notwendigsten Verbesserungen der Lutherischen Bibelübersetzung. (Güterstoh, Vertelsmann.) 20 S. 1 Expl. 20 Pf. 10 Expl. 1,50 M. Zum Einlegen in die Bibel bestimmt.
- Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich und der Rheinische Bauern-Verein. (Berl. des Rheinischen Bauern-Vereins.) 107 S. 1 M.
- Der achtstündige Arbeitstag physiologisch untersucht von W. Henningfen. 2. Aufl. (Kiel und Leipzig, Vipsius und Fischer.) 1890. 31 S. 50 Pf.
- Zur Beurteilung des Gesetzes betreffend die Erwerbs- und Wirtschafts-Genossenschaften vom 1. Mai 1889 von B. Weiden. (Selbstverlag des Verf.) 16 S.
- Die bedingte Verurteilung und die andere Erfaymittel für kurzzeitige Freiheitsstrafen Eine Kritik der neuesten Reformbestrebungen auf dem Gebiet des Strafrechts von Dr. H. Appelinus. (Kassel, Ferdinand Kessler.) 1890. 118 S.
- Der irdische Verus des Christen. Vortrag, gehalten von Gerhard Uthhorn, Dr. theol., Adv. zu Voerum. (Hannover, Fiesche.) 1890. 18 S. 25 Pf.
- Der Christ in der Trübsal. Vortrag, gehalten von Sievers, Superintendent in Gr. Berkel. (Gotha, Schömann.) 1890. 16 S.
- Spiegel edler Pfarrfrauen. Ein Sammlung christlicher Charakterbilder von M. J. Ehr. F. Burt. Vierte Auflage. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 448 S. 4 M.
- Ein gutes Buch, das bereits in 4. Auflage vorliegt, also seinen Weg gemacht hat; eignet sich besonders zum Verschenken an junge Mädchen.



com 7-2



Con 7a

YD 29681

